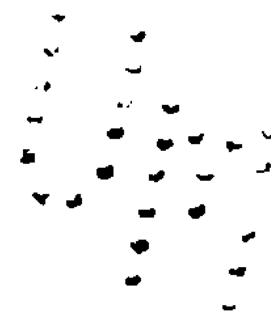
Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundsiebenzigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
1911

Inhalt.



Berlin, den 7. Oktober 1911.

Kein Wort über Tripolis!

Seit drei Wochen werden die Folgen unseres Hochsommerabenteuers fühlbar; seit acht Tagen sichtbar. Die schrofffste Kritik fände jetzt, der grausamste Hohn lauten Beifall. Doch hat nicht gerade das Trauerquartal uns wieder gelehrt, daß des Politikers wichtigste Pflicht ist, sich gegen die Lockung der Applaussucht zu steifen? Italiens jäher Vorstoß nach Nordafrika zwingt dem Deutschen Reich eine Wahl auf, die seiner nächsten Zukunft Schicksal werden kann. Wie es optirt hat, werden wir wissen, ehe der siebente Oktobertag graut, an dem Don Juan d'Austria einst die Türken schlug, Franz Joseph, ein Dritteljahrtausend danach, den Türken zwei Provinzen nahm. Diese Woche muß zeigen, ob planlose Ruhmgier in die Falle tappt oder ob die Maske des Abenteurers den kühnen Blick eines klugen Helden zu bergen hatte. Der weiseste Rath käme zu spät und die pfiffigste Rede könnte nur schaden, nicht nützen. Jetzt muß gehandelt, darf nicht geurtheilt werden. Kein Wort soll die Verantwortlichkeit des Mannes mindern, der sich zur Führung der deutschen Menschheit berufen glaubt. Noch einmal ward ihm eine Frist gegönnt. Versäumt er auch diese? Die oft Enttäuschten selbst dünkt es unmöglich.



Kandidatenauslese.

Durch die Zeitungwelt rauscht seit Monaten ein großes Hoffen auf den neuen Reichstag. Der alte hat, obwohl wir seine Geburt einst in bitterkalten Winternächten mit südlichen Serenaden begrüßt hatten, uns Alle enttäuscht. Nun soll der kommende gut machen, was der sterbende versäumte: der deutschen Freiheit endlich eine Gasse bahnen und das Bild einer Volksvertretung zeigen, an der die Nation sich erheben kann; deren Lebensäußerungen die Besten nicht mehr mit leisem Spott und stiller Verlegenheit zu überschlagen brauchen. Es giebt Leute, die Dergleichen wirklich glauben. Wie es ja auch Millionen giebt, die in jeder Silvesternacht gerührt dem neuen Jahr ans Herz sinken und, nicht nur vor Freude trunken, ihm zuflüstern: es werde doch sicher besser sein als seine sämmtlichen Vorgänger. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf": Das ist menschlich und ist, wenn man will, auch rührend. Nur ist es leider zugleich auch einigermaßen kindlich, wenn bei Dingen, die bis zu einem gewissen Grade in unsere Hand gegeben sind, unsere ganze Bethätigung sich in dem Aufpflanzen von Hoffnungen erschöpft.

Im deutschen Volk, das doch schließlich mehr ist als ein Nebeneinander von Parteien und politisch organisirten Individuen, lebt (Das wird, auch wer beim Abschätzen allgemeiner Strömungen zur Vorsicht neigt, wohl behaupten dürfen) seit manchem Jahr eine starke, ungestillte Sehnsucht nach einer wirklich repräsentativen Repräsentation. Bewußt oder unbewußt ist in uns Allen noch die Vorstellung wach, daß die Parlamente die Erlesensten der Nation zu vereinigen hätten. Männer von weitem Blick und umfassendem Wissen; Leute, die, auch auf sich allein gestellt, schon Etwas bedeuten und als Persönlichkeiten wie als Charaktere für die Millionen als Musterbeispiele wirken könnten, deren Willen (den „Volkswillen") sie hinterher im Parlament darzustellen haben. Kann sein, daß auch Dies nur eine Fiktion ist; einer von den vielen „der Wirklichkeit nicht entsprechenden Idealtypen", auf denen nach des jüngst verstorbenen Jellinek ätzendem Wort die Volksrepräsentation sich aufbaut. Immerhin sind wir seit Jahren nicht müde geworden, in den Stunden dumpfer Auflehnung gegen das allzu Triviale, die uns immer öfter aufsuchten, diese ideale Forderung anzumelden. Wer aber mit ihr in der Hand die Liste der kommenden (oder kommen sollenden) Männer mustert, Der kehrt vom freudigen Ausblick in die Zukunft leicht sich in stille Verzweiflung. Eigentlich ist es doch, wie es immer schon war: der selbe Jahrmarkt

der Mittelmäßigkeiten. Kaum ein halbes Dutzend unter all diesen Kandidaten, die der Nation eine Hoffnung sein könnten; keine zwanzig, deren Name über die Cirkel der so oder so politisch Thätigen hinausdrang. Ich will annehmen: Leute, die sich in ihrem kleinen Kreis allerlei Meriten erwarben und mit den Schmerzen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher wohl vertraut sind. Aber in der Hauptsache doch eben die avancirten politischen Vereinsmeier, die wir schon in der Ueberzahl haben, oder die Erwählten des örtlichen Vertrauens, für die man die wohllautende Bezeichnung der „bodenständigen Kandidaten“ gefunden hat.

Nun weiß ich wohl, daß man zur Noth auch hier sich auf Otto von Bismarck berufen kann. Der hatte, als er 1878 den Reichstag auflöste, um die Macht des nationalen Liberalismus zu zerbrechen, zur Orientirung der Behörden für die Wahlen ein Aktenstück entwerfen lassen, in dem es hieß: „Das bisherige Vorherrschen der Juristen, Beamten und Gelehrten ohne produktive Beschäftigung hat unserem Parlament eine unpraktische Richtung gegeben. Der Parteihaß, der Machtstreit der Fraktionen, der Ehrgeiz ihrer Führer, die Zeitverschwendung mit oratorischen Schaustellungen, die Gleichgiltigkeit gegen wirthschaftliche Schäden, die philosophische, humanistische Neigung, den Verbrecher auf Kosten des ehrlichen Mannes zu schützen, die gesammte unpraktische Richtung unserer Parlamentsverhandlungen hängen wesentlich mit dem Umstand zusammen, daß die Mehrzahl der Vertreter keinen produktiven Beruf hat, weder ein Gewerbe noch Handel, weder Industrie noch Landwirthschaft treibt oder auch nur einen klaren Begriff davon hat. Die Leiden unsrer Produktion sind den Herren nicht fühlbar. Die Männer sind bei uns selten, welche, produktiv thätig, dennoch Zeit haben, in den Parlamenten zu sitzen. Die Vertretung unserer wirthschaftlichen Interessen ist daher in den Händen Solcher, die von Gehalt, Honorar, von Diäten und vom Preßgewerbe oder von Zins tragenden Papieren leben.“

Das war in erregter Stunde die Stimme eines großen, aber auch dämonisch leidenschaftlichen Mannes. Die Autoritätsucht der Neudeutschen, die sich in politicis gern des eigenen Nachdenkens entschlagen, machte daraus ewige Wahrheiten. Seitdem wurden unsere Parlamente zu Tummelplätzen wirthschaftlicher Interessenkämpfe, ohne daß darum Ehrgeiz, Parteihaß und Machtstreit der Fraktionen sich minderten. Dafür verschwanden dann freilich die Philosophen und die Humanisten und nur die Praktiker, die wir riefen, wurden wir nicht los. (Wenn es auch oft Praktiker von jener besonderen Art waren, die man außerhalb des Machtberei-

ches der präsidialen Rüge weniger ehrerbietig Banausen zu heißen pflegt.) Mir hat ein verehrter, über jeden kleinen Hochmuth erhabener Mann, der ein Jahrzehnt mit an der Spitze der Reichsgeschäfte stand, erzählt: er habe sich mitunter geradezu über die Fragen geschämt, die in den Kommissionen von solchen „Praktikern“ an ihn gerichtet wurden. So fremd waren ihnen alle historischen und selbst alle wirthschaftlichen Zusammenhänge. Es ist nämlich nicht wahr, daß die Politik eine Hantirung ist, für die jeder mit einem geläufigen Mundwerk Ausgerüstete den Marschallstab im Tornister trägt. Was so und so vielen reifen, weit über den Durchschnitt begabten Männern Gegenstand eines sehr ernsthaften Berufes und über ein ganzes Leben sich dehnender Studien ist, kann unmöglich von Hinz und Kunz so nebenher aufgelesen werden. Gesunder Menschenverstand und praktische Erfahrung sind gewiß sehr nützliche Dinge und es ist an sich gar nichts dagegen zu sagen, wenn in die Parlamente auch Leute dringen, deren ganzes Rüstzeug sich in diesen Qualitäten erschöpft. „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth“: zur Kontrole der Theoretiker (Kontrole hier nicht nur im Aufpassersinn begriffen) werden sie wohl zu brauchen sein. Sie werden sie auf der Erde festhalten, wenn die höher Strebenden sich in Spekulationen zu verlieren drohen, und sie immerfort an die Bedingtheiten des kleinen Lebens gemahnen, die für die Mehrzahl von uns schon die großen Lebensmächte bedeuten. Deshalb taugen der Bauer in mehr oder minder gehobener Lebenslage und der Handarbeiter aber noch nicht zum Normaltypus des deutschen Parlamentariers; und ich meine: man kann recht liberal und aufgeklärt sein (was übrigens noch nicht nothwendig das Selbe ist), man kann sogar den Demokraten sich zuzählen und wird Das doch als eine Ungeheuerlichkeit empfinden dürfen. Es ist nicht anders: der Parlamentarismus, der aus den Millionen ein paar Hundert erwählt, damit sie für die Vielheit denken, reden und stimmen, ist eine aristokratische Einrichtung und durch die fortschreitende Demokratisirung, die natürlich nicht blos von dem erwähnten bismärckischen Erlaß datirt, vielmehr auch anderswo (in besonders erschreckenden Formen im stammverwandten Oesterreich) wahrzunehmen ist, geräth er in die Gefahr, sich selber ad absurdum zu führen. In die Volksvertretung gehören die Führer der Nation. Im Heroenalter unseres Parlamentarismus hat man dafür auch das richtige Gefühl gehabt; deshalb waren selbst bei Liberalen und Demokraten so viele Träger adeliger und gelehrter Namen zu finden. Heute zieht man die durchaus Namenlosen vor. Die zerrt man aus dem

ihnen wohlthätigen Dunkel und stellt sie an einen Platz, an dem sie zunächst die ungeahnte Lichtfülle blendet. Eines schönen Tages erfahren diese wackeren Leute, vermuthlich zu ihrer eigenen Ueberraschung, daß sie auch „wer" sind. Der mittlere Postbeamte, der bisher gewohnt war, in mürrischer Verdrossenheit Briefmarken zu verkaufen, entdeckt plötzlich in sich das Talent, seinem höchsten Chef in aller Derbheit die (nebenbei: redlich verdienten) Leviten zu lesen. Und der Journalist zehnten bis zwölften Grades (er kann auch einen anderen Hauptberuf haben), der bis gestern froh war, wenn ihm das Heimathblättchen die Spalten öffnete, findet seine Unmaßgeblichkeiten auf einmal als umworbene „Kulturbeiträge" gewerthet. Kein Wunder, daß sie nun nicht wieder in das Dunkel zurück möchten. Sie wissen nur zu genau, daß sie Alles, was sie wurden und gelten, dem Mandat zu verdanken haben. Darum klammern sie sich an ihren Reichstagssitz und sind, ihn zu vertheidigen, zu jedem Opfer fähig. Am Leichtesten zum Opfer des eigenen Intellektes. Was potente und einflußreiche Wählerschichten mit steigendem Nachdruck heischen, dafür spricht und dafür stimmt man. Die Besten mit einem leisen Gefühl der Scham. Die Anderen schlugen auch solche Regungen längst siegreich in die Flucht. Alles; nur nicht wieder ins Dunkel zurück! Doch sind die Folgen der demokratischen Kandidatenauslese nicht immer so demokratisch. Diese von der Ackerfurche, aus der Werkstatt und dem Kleinbürgerheim herbeigeholten Abgeordneten sind nämlich nicht nur nach unten unselbständig; sie sind es auch nach oben. Im großen Durchschnitt werden sie von den Mitgliedern der Regirung an Kenntnissen und Einsicht hoch überragt: und so geschieht es ganz von selbst, daß, den demokratischen Tendenzen zum Trotz, der Einfluß und die Macht der Regirung ständig wachsen.

Das Alles ist im Grunde Gemeingut Aller, die über unsere staatlichen Zustände ernsthafter nachzudenken bemüht sind. Und dennoch bleibt es beim Alten. Wird es, trotzdem wir nicht müde werden, Hoffnungen aufzupflanzen, von Wahl zu Wahl eigentlich schlimmer. Woran liegts? Ein Wenig vielleicht an den Parteileitungen. Man sieht die Hechte nicht gern im Karpfenteich; scheut wohl auch den Bethätigungdrang starker Begabungen, denen, fanden sie dennoch Eingang, man mit Vorliebe bescheinigt, daß sie bei der „positiven Arbeit versagten". Als ob die sich schon darin erschöpfte, daß man in der Kommission die gesetzgeberischen Absichten der Regirung umbiegt und verschlechtert, und (warum horchten wir sonst auf bei den Stimmen, die gelegentlich aus dem Herrenhaus zu uns herüberdringen?) nicht auch das wuchtig aufrüttelnde Wort

eines Mannes von Eigenwuchs und schöpferischen Gedanken unter Umständen eine That bedeuten könnte. Aber schließlich stößt man überall auf ersessene Besitzrechte, mit denen man auf irgendeine Art sich auseinanderzusetzen hat. Viel nachdrücklicher ist der Widerstand, der Einem in den Wahlkreisen und bei der Masse der Wähler begegnet. Auch dort scheint manchmal freilich sich das Verlangen zu regen, einen verdienten, hervorragenden und bekannten Mann mit dem (so heißt es ja wohl noch immer?) „höchsten Ehrenamt, das die Nation zu vergeben hat", zu schmücken. Sieht man dann näher zu und sucht die Probe auf das Exempel zu machen, so findet man bald: Das souveraine Volk hat den Wahlkreis der Anderen gemeint. Die sollen den Grafen Posadowsky wählen. Oder irgendeinen captain of industry oder hervorragenden Gelehrten. Für sich selbst aber will man den „Bodenständigen"; einen, der (was noch nie einem selbständigen Kopf gelang) das Parteiprogramm bis zum letzten Bodensatz schluckte. Der sich in hundert Versammlungen geduldig ausfragen läßt und Jedem Jedes verspricht. In einem nationalliberalen Blatt las ich vor einiger Zeit (der Kandidat der Partei, der straßburger Professor van Calker, ein grundgescheiter, vortrefflicher Mann und als Staatsrechtslehrer gerade in politischen Dingen wohlerfahren, war kurz zuvor unterlegen) die folgende Betrachtung: „Mit Akademikern hat die Partei bei den letzten Reichstagsersatzwahlen überhaupt keine günstigen Erfahrungen gemacht. Das sind Thatsachen, die in einer Zeit der Fortdauer heftigster wirthschaftlicher Interessengegensätze nicht übersehen werden sollten." Diese Interessengegensätze werden vermuthlich noch recht lange fortdauern. Aber zur Nationalliberalen Partei zählt vielleicht der größte Theil unseres studirten Bürgerthums. Auch die ihr nicht formell Zugehörigen leben, bewußt oder unbewußt, in den Anschauungen des gemäßigten deutschen Liberalismus. Haben sie, die mit ihren reizbaren Nerven dem Staat besonders intensiv dienen, kein Anrecht, im Reichstag gehört zu werden? Und ist der Reichstag wirklich nur noch die Stätte, an der um Vieh- und Getreidezölle gerungen wird?

Natürlich ist Das heller Widersinn: was wir als „Sinken des parlamentarischen Niveau" beklagen, lehrt es uns alle Tage. Manche erhoffen die Besserung von einer Fortbildung unserer parlamentarischen Institutionen; von einem allmählichen Uebergang in den Parlamentarismus. Das erinnert mich an die persönlich sehr wohlmeinenden Männer vom selig entschlafenen Volkswirthschaftlichen Kongreß, die als Mittel, das Volk von den sozialen Nöthen zu befreien und die märchenhafte Harmonie der In-

teressen zu verwirklichen, Bildung und immer mehr Bildung zu verschreiben pflegten. Einstweilen sehen wir ringsum in allen festländischen Parlamenten ähnliche, wenn auch nicht genau gleiche Zeichen des Niederganges; und so ist der Schluß nicht ganz abzuweisen, daß es am Ende sich um allgemeine Verfallserscheinungen handeln könnte. Wer sagt uns denn, daß wir die Leistungfähigkeit der Parlamente nicht überschätzten? Daß sie gar nicht im Stande sind, für das Glück der Völker die Bürgschaft zu bieten, die man vor hundert Jahren ihnen zutraute? Bei Behauptungen, die zugleich ein Stück noch ungeborener Zukunft vorwegnehmen, soll man vorsichtig sein. Gewiß. Aber man soll, scheint mir, sich auch zu rechter Zeit mit der Resignation waffnen, die doch nun einmal aller menschlichen Weisheit letzter Schluß bleibt.

Dr. Richard Bahr.



Kinematograph und Erkenntnißlehre.

Man kann den Kinematographen-Theatern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie neben Lehrreichem und Ergötzlichem viel Schlechtes und Widerwärtiges bieten. In den „Dramen“ pflegt es zwar sehr dramatisch, aber sonst nicht schön herzugehen; neben der widerlich verlogenen Rührsäligkeit macht sich die überspannteste Räuberromantik breit und um den Humor ists auch oft übel bestellt. Die berliner Urania hat den dankenswerthen Versuch gemacht, den Kinematographen in den Dienst der Naturbeobachtung zu stellen. Was, als erste Probe dieser Bemühungen, in den „Lebenden Thierbildern“ gezeigt wurde, ist des höchsten Lobes werth. Hier wird die Freude an der Beobachtung lebendiger Natur geweckt und der Kinematographie ein neues Ziel gewiesen. Könnte denn aber der Kinematograph nicht sogar in den Dienst der höchsten theoretischen Naturerkenntniß, in den Dienst der Philosophie gestellt werden?

Wir wollen von der großen Thatsache ausgehen, daß uns die Sinnenerfahrung etwas ganz Anderes zeigt, als das wissenschaftlich abstrakte Denken uns lehrt. Für unsere Sinnenerfahrung steht die Erde still und die Sonne bewegt sich: die Wissenschaft lehrt, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Nehmen wir ein noch näher liegendes Beispiel, unseren eigenen Leib. Er scheint sich für unsere Sinnenerfahrung lange Zeit hindurch nicht zu verändern. Das

abstrakte Denken aber lehrt uns, daß unser Leib in unaufhörlicher Veränderung und Bewegung begriffen ist. Herakleitos hat gesagt: Wir können nicht zweimal in den selben Fluß steigen; heute wissen wir, daß wir auch nicht zweimal mit den selben Augen sehen, nicht zweimal mit der selben Hand greifen können. Unser Körper bleibt nicht einen Augenblick unverändert. Der Blutumlauf wandelt fortwährend alle Theile unseres Leibes; wir nehmen unaufhörlich Stoffe in uns auf und scheiden unaufhörlich Stoffe aus. Wir sehen aus diesen Beispielen, daß uns in der Sinnenerfahrung ein isolirtes, dingliches Sein und Beharren vorgetäuscht wird, das sich dem abstrakten wissenschaftlichen Denken in unaufhörliche Bewegung auflöst.

Die Wahrheit von der einen, ewigen Bewegung der Welt ist keine neue Wahrheit, liegt sie doch schon eingeschlossen im heraklitischen Wort: „Alles fließt.“ Ihre Universalität aber, ihre „Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit“ haben wir lange nicht erkannt und ihr deshalb auch nicht auf das Ganze unseres Denkens den bestimmenden Einfluß eingeräumt, der ihr gebührt. Konstantin Brunner hat uns in seinem Hauptwerk, in der „Lehre von den Geistigen und vom Volke“ die Universalität der Bewegunglehre gezeigt und ein grandioses Weltgemälde entrollt, dem ich nichts, weder aus der älteren noch aus der neueren Literatur, an die Seite zu stellen wüßte. Brunner hat zum ersten Mal den Bewegungsgedanken in seiner ganzen Fülle und Tiefe gedacht und uns gezeigt, daß das Wesen dieser Welt der Dinge, dieser relativen Wirklichkeit, Bewegung ist.

In den Dienst der Bewegunglehre, der letzten und höchsten Naturerkenntniß, muß die Bewegungphotographie gestellt werden; und ich will zu zeigen versuchen, daß hier die Kinematographie eine bisher ungeahnte Bedeutung erlangen wird.

Wir wissen, daß unserer Sinnesorganisation natürliche Grenzen gesetzt sind, und wir suchen im Interesse einer immer besser werdenden Naturerkenntniß diese Grenze nach Möglichkeit zu erweitern, um uns Manches mittelbar in die Anschauung zu bringen, was unmittelbar nicht angeschaut werden kann. Solcher Mittel zur Erweiterung unserer Sinnenerfahrung giebt es schon viele: Fernrohr, Mikroskop, Spektroskop. Auch der Kinematograph kann uns zu einer erweiterten Sinnenerfahrung verhelfen: zur Wahrnehmung einer Bewegung, die uns ohne ihn unwahrnehmbar bliebe.

Bewegung ist uns nur erkennbar, wo wir Ortsveränderung, „Veränderung des Nebeneinander, Zustandekommen eines anderen Nebeneinander“, wahrnehmen. Unter Ortsveränderung ist

nicht etwa nur die Versetzung eines ganzen Dinges von einem Ort an den andern zu verstehen, sondern jede Veränderung des Dinges selbst, jede Zustandsveränderung ist Ortsveränderung oder Bewegung der Theile eines Dinges. Nehmen wir die Bewegung der Pflanzen. Sie ist uns nicht unmittelbar als Bewegung anschaulich; die Pflanzen erscheinen unserer Sinnenerfahrung als unbewegt. Deshalb gelingt es so schwer, die Kinder davon zu überzeugen, daß die Pflanzen Leben haben. Mein fünfjähriger Junge hat mir einmal ganz empört entgegnet: „Die leben? Die rühren sich doch nicht!" Die Bewegungen des Wachsthums, des Heliotropismus, des Geotropismus werden uns nicht unmittelbar anschaulich, weil sie so langsam und im für unser Auge so Kleinen sich vollziehen, daß wir sie nicht mit den Sinnen als Bewegung auffassen können. Nur wenige pflanzliche Bewegungen verlaufen so, daß wir sie als Bewegung erkennen; bekannte Beispiele sind die Bewegung der Mimosa pudica, der Dionaea muscipula, der Staubfäden der Berberis vulgaris und ähnliche.

Wir kommen der Vorstellung pflanzlicher Bewegung schon näher, wenn wir das Mikroskop zu Hilfe nehmen; da sehen wir das Protoplasma der Zelle sich bewegen und die Chlorophyllkörner der belichteten Seite sich zuwenden. Das sind aber im günstigsten Fall kleine Ausschnitte aus der Gesammtbewegung des pflanzlichen Organismus. Wenn wir den ganzen, für uns unmerklichen Bewegungvorgang in der Pflanze als Prozeß anschaulich machen wollen, müssen wir die Pflanze kinematographiren.

Das läßt sich an einem Beispiel, das ich selbst in einer guten farbigen Kinematographie gesehen habe, erläutern. Dargestellt wurde das Erblühen einer Chrysanthemum-Knospe. Wollten wir diesen Vorgang, der etwa acht Tage dauert, wirklich ohne Pause beobachten (was ja an sich unmöglich ist), so hätten wir noch immer nicht die Anschauung eines kontinuirlichen Bewegungprozesses. Wurde aber dieses Erblühen der Knospe kinematographirt, so spielt der Vorgang in wenigen Minuten sich vor unserem Auge ab. In der noch geschlossenen Knospe regt es sich; sie schwillt und schwillt, wie von einem starken inneren Drang erfüllt. Nun bricht sie auf und die ersten Blüthenblätter zeigen sich. Sie wachsen vor unserem Blick, dehnen und strecken sich: und schon prangt die Blüthe in all ihrer Schönheit. Wir müssen freilich, bei so überraschendem Anblick, an Brunners Warnung denken und dürfen es nicht „menscheln" lassen. Aber der Kinematograph macht uns mittelbar anschaulich, daß auch dieses uns so fremde Leben der Pflanze von innen heraus gelebt und getrieben wird und daß sie, wenn auch in

anderem Grade des Bewegtseins, im Wesentlichen eben so Beseeltheit und Spontaneität besitzt wie das uns vertrautere thierische Leben. Das ist ein Beispiel. Welche Fülle von Möglichkeiten bietet sich hier! Wenn wir eine Sonnenblume aufnahmen, würde das Bild uns darstellen, mit welcher Beharrlichkeit und, wenn ich so sagen darf, mit welcher Sehnsucht die Blume sich der Sonne zuwendet. Wenn man unseren Sonnenthau, Drosera rotundifolia, beim Insektenfang kinematographisch belauschte, würde man sehen, mit welcher Macht und Energie die Drüsenhaare das zappelnde Insekt am Entkommen hindern, wie sie es schließlich töten und verdauen, so weit es für die Pflanze verdaulich, also löslich ist, und dann, nach gethaner Arbeit, sich zu neuem Fang aufrichten. Wir könnten die Ranke unseres Weinstocks beobachten, wie sie sich tastend in der Runde bewegt, um einen Stützpunkt zu suchen; wir könnten das schnelle Wachsthum mancher Pflanzen (zum Beispiel: das „Schießen“ des Spargels) lebendig im Bilde sehen. Und auch das Welken und Sterben würde uns anschaulich: als Uebergang einer Bewegung in eine andere.

Wir brauchen uns aber nicht etwa auf die belebte Welt zu beschränken; auch gewisse Vorgänge in der anorganischen Welt sind vom Kinematographen erfaßbar. Ein besonders geeignetes Objekt wäre die Kristallbildung. Wir könnten das Wachsen eines Kristalles in seiner Mutterlauge deutlich sehen. Wenn man ein kleines Alaunkriställchen an einem feinen Faden in die Alaunlösung hineinhängt, lassen sich wahre Prachtexemplare von Kristallen erzielen; und dieser Prozeß der Kristallisirung würde uns als Bewegungvorgang anschaulich werden und der Kristall, das Individuum der anorganischen Welt, wie ein Lebendiges erscheinen.

Der Kinematograph kann ein Mittel zur Erweiterung unserer Sinnenerfahrung werden und uns eben solche Dienste leisten wie Fernrohr und Mikroskop. In der besseren, deutlicheren und vermehrten Anschauung, die uns der Kinematograph vermitteln könnte, würde das Fundament aller Naturwissenschaft immer klarer und sichtbarer. Wir werden mit erweiterten Sinnen auch da Bewegung erkennen, wo uns das unbewaffnete Auge keine Bewegung wahrnehmen ließ, und immer mehr von den Naturvorgängen erklärlich finden. (Eine neue Gesellschaft, die in Berlin gegründet worden ist, stellt sich die Aufgabe, den Kinematographen der Wissenschaft dienstbar zu machen. Ihre Leistung erst kann erkennen lehren, ob sie die hier angedeuteten Wünsche erfüllen will.)

Dr. Eduard Bäumer.



Neoslavismus.

Lech, Czech, Ruß: so heißen die drei sagenhaften Brüder, die in vorhistorischer Zeit durch die Völkerpforte nach Europa gelangten, die sarmatische Ebene besetzten, die brachliegenden Felder theilten und den mit Dornen besäten Weg in die Länder westlicher Kultur einschlugen. Polen, Czechen und Russen können jedoch nach tausendjähriger Existenz auf den Gefilden Sarmatiens nicht mehr den Brudergruß austauschen, können weder am grünen Berathungstisch zusammenkommen noch bei fröhlicher Banketstimmung in verwandtschaftlichen Gefühlen schwelgen. Und doch sind kaum drei Jahre seit der denkwürdigen Zusammenkunft in Prag vergangen, wo den slavischen Nationen von den politischen Führern eine Verbrüderung vorgegaukelt wurde. Der Czeche Kramarz, der Pole Dmowski, der Russe Bobrinskij umarmten einander und liebäugelten zärtlich mit den slavischen Cousins: den russophilen Ruthenen, den Abgesandten westlicher Südslaven und den Vertretern aus den Balkanländern. Das war einmal. Jetzt haben die Polen die Freundschaft gekündigt; sie entziehen sich den Umarmungen der „Brüder“.

Um diese Wandlung richtig zu würdigen, muß man ins Wesen der slavischen Idee eindringen und die Absage der polnischen Nation an die Stammesbrüder als den Endpunkt einer Evolution betrachten, die schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts anhub. Die allslavische Idee ist in einer Stunde geboren worden, die in Rußland und in Polen eine radikale Umgestaltung der Ansichten brachte. Die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sahen Polen unmittelbar nach dem Verlust der staatlichen Unabhängigkeit und Rußland in den Wirren der napoleonischen Kriege, der großen Umwälzungen auf dem Kontinent. Bisher hatte Rußland zu Frankreich als zu dem Kulturbringer aufgeblickt. Französische Sitten bürgerten sich am Hof und auf den Höhen der Gesellschaft ein, die Bildungsprache war Französisch, der Adel unterschied sich von den Bauern dadurch, daß er sich in modische Gewänder hüllte und fremdländische Gebräuche nachahmte. Nun kam dieses Frankreich als Feind. Wollte das Riesenreich an der Wolga unterjochen. In allen Patrioten regte sich auch innerlich der Wille zum Widerstand. Schon im Jahr 1808 fordert ein nationales Organ, „Ruskij Wjestnik“, unter der Leitung des Patrioten Glinka, die Rückkehr zur alten Sitte und verdammt jeden Kontakt mit dem europäischen Westen. Rußland brauche keine europäische Kultur und

keine fremden Muster; könne den erzieherischen Einfluß eines Voltaire, Rousseau, Condillac entbehren, da es kongeniale Geister wie Simon Polockij, einen Publizisten aus dem achtzehnten Jahrhundert, oder Zotow, den Lehrer Peters des Großen, habe. Rußland wolle nicht in den Ozean westlicher Kultur untertauchen, sondern sein östliches Sonderwesen wahren, seine Volksseele vor dem Verflachen und der Nachäffungsucht retten. Dies war die Ideologie der ersten Allslaven; eine Ideologie, die, in schwerer Kriegszeit geboren, im Volk das Selbständigkeitbewußtsein und den Glauben an die eigene Lebenskraft rasch wachsen ließ.

In der selben Zeit machten zwei andere slavische Nationen, die Polen und die Czechen, eine ganz andere Evolution durch. Während Rußland als einzige slavische Großmacht ein politisch und staatlich unabhängiges Dasein führte und aus den napoleonischen Kriegen eigentlich gestärkt hervorging, mußten Polen und Czechen, als politisch abhängige Völker, alle Probleme der nationalen Existenz aus dem Bezirk der realen Werthe in den der geistigen verlegen. Um sich, von fremden Nationen umzingelt, nicht entnationalisiren zu lassen, mußten sie die geistigen Nationalgüter retten, die Sprache pflegen und durchforschen, in dichterischen Produkten Trost und Hoffnung suchen. Das erklärt, warum in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in diesen Völkern die Renaissance der Dichtung ersehnt und gefördert wurde. Nun keimte eine neue Idee: der Glaube an die gemeinsame Basis aller slavischen Geistesprodukte, das Stammverwandte, das Urslavische. Ein großes Arbeitgebiet wird durchackert. Wenzel Hanka kämpft um die Echtheit der berühmten (gefälschten) Königinhofer Handschrift; die Forschungen eines Szafarik, Georg Kollar und Dombrowski bahnen den Weg zu den Gebieten künftiger slavischer Philologie. Alle Slaven stellen für diese Aufgaben bedeutende Forscher, sogar die Serben in der Person des Vuk Stefanowicz Karadzicz. Die vorhistorische Zeit wird durchleuchtet und man versucht, die Geschichte der slavischen Nationen auf eine gemeinsame Basis zu gründen.

Die Polen haben an diesen Bemühungen in regstem Eifer mitgearbeitet. Die Idee der slavischen Brüderlichkeit fand, trotz der noch nicht vernarbten Wunden, trotz der unlängst erfolgten Dreitheilung, begeisterte Anhänger. Der polnische Herder, Kasimir Brodzinski, stand in engem Verkehr mit Hanka und Czelakowski; intim war ihnen der große polnische Gelehrte Bandtke befreundet; in Rußland hatte Adam Mickiewicz, der Nationaldichter Polens, viele Bewunderer; der Böhme Kopitar untersuchte in langwieriger Arbeit eins der ältesten polnischen Schriftdenkmale, das Psalter-

buch von Sankt Florian; der erste polnische große Lexikograph, Bogumil Linde, war ein leidenschaftlicher Slavophile, plante eine allen Slaven gemeinsame Schrift und zog aus dem Panslavismus Schlüsse, die noch heute unverzeihlich sind.

In der Geschichte der polnischen Literatur haben die Forschungen aus slavischer Vergangenheit tiefe Wurzeln gefaßt. Sie fanden Förderung in den Bestrebungen des „Warschauer Vereins der Freunde der Wissenschaften" (1800 bis 1832), der ersten Akademie der Wissenschaften in Polen, die schon im Jahr 1824 eine Lehrkanzel der slavischen Wissenschaften an der warschauer Universität schuf. Dazu kamen, seit 1803, Forschungreisen und Reiseberichte, die in dem Werk Czarnockis über das „Vorhistorische Slaventhum" ihren Höhepunkt erreichten. Durch die Wissenschaft, durch den Geist schienen die slavischen Völker zur Einheit verbunden.

Die allslavischen Bemühungen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren fast ausschließlich rein theoretisch und wissenschaftlich; ihnen fehlte, besonders in Polen, die politische Zuspitzung, der Wille, die intellektuelle Gemeinbürgschaft in Werthe der Wirklichkeit umzusetzen. Da kam das Jahr 1863, kam der letzte blutige Konflikt mit Rußland, der letzte Versuch, mit der Waffe die Fehde zwischen beiden Nationen auszufechten. Die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehißte Fahne slavischer Brüderlichkeit wurde in Fetzen zerrissen. Die slavophile Idee verlor den festen Wurzelboden. Unmittelbar nach dem Aufstande brach eine Slavophobie aus. Die beiden Völker hatten keinen Berührungpunkt mehr. Der Druck, den Polen unter Rußland zu erdulden hatte, lichtete selbst die Reihen der Schwärmer und Phantasten und der allslavische Gedanke war, in der Prägung, die ihm die Theoretiker der voraufständischen Zeiten gegeben hatten, bald nach dem blutigen Zusammenbruch von 1863 ein Stück toter Vergangenheit.

Nach geraumer Zeit erst regte sich die Idee, langsam und vorsichtig, wieder auf polnischem Boden. Strebte sie vorher nach wissenschaftlichen Banden, die alle Slaven verknüpfen sollten, so griff sie jetzt ins reale Leben hinein und trachtete nach friedlicher Lösung der russisch-polnischen Differenzen; spukte sie vorher in Gelehrtenköpfen und Dichterherzen, so gelangte sie jetzt in die Hände von Berufspolitikern. Aus dem Brüderlichkeitgedanken erwuchs eine Ausgleichspartei. Der Traum sollte Wirklichkeit werden.

Zwei Strömungen durchkreuzten die polnische Gesellschaft nach dem Ende des letzten Aufstandes, zwei Programme für die Zukunft: das der positiven Arbeit und das des Ausgleiches. Die „Positivisten" gingen von der Meinung aus, daß man weder mit Ruß-

land kämpfen noch sich vor ihm zu erniedrigen brauche, sondern in stiller Arbeit den Um- und Ausbau der Nation erstreben müsse. Ohne sich um die hohe Politik zu kümmern, ohne sich nach fremdländischen Interventionen umzuschauen, gingen sie zu praktischer Arbeit über. Bald stand ganz Polen in ihrem Lager. Nur eine dünne Volksschicht fehlte: der Hochadel. Der hatte die soziale Umwälzung nicht mitgemacht, war von dem Demokratisirungprozeß unberührt geblieben. Er sah sich vereinsamt und um seine alte Einflußmöglichkeit gebracht. Er suchte Stützpunkte: und fand den Neoslavismus. Der kam nicht aus der Gelehrtenstube, ergoß sich nicht in dichterische Dithyramben, war nicht durchgeistigt und utopisch, sondern sehr nüchtern und praktisch. Das Volk wollte davon nichts wissen und ächtete die Ausgleichsunterhändler, die zwischen Warschau und Petersburg mit ihrer „Mission" hin und her zogen. Aber die Ausgleichspartei war da und spann immer neue Fäden zwischen beiden Nationen.

Wie sah es in Rußland aus? Wir sind in der Regirungzeit Alexanders des Dritten. Oben und unten ist Alles fest von der Uebermacht Rußlands überzeugt. Man träumt von einer Universalmonarchie slavischer Völker unter der Oberhoheit Rußlands, schwärmt von einer Expansion des Slaventhums nach Ostasien, nach China und Indien, hofft auf die nahe Erfüllung des alten Wunsches nach Rußlands Herrschaft über die Balkanstaaten und blickt gierig nach Konstantinopel hinüber. Die panslavistische Idee steht im Zenith. Da kam der russisch-japanische Krieg und zerstörte alle diese Pläne und Träume. Mit Recht führt der beste Kenner der slavischen Probleme, Professor Zdziechowski, die letzten Wandlungen des Neoslavismus auf die Folgen des Krieges zurück. Die Wendung vom „Fernen Osten" zum europäischen Südosten, zum Balkanslaventhum war unvermeidlich. Das in Ostasien geschwächte Rußland mußte die allslavische Fahne hissen, um zu versuchen, in Europa wieder zu dem alten Ansehen zu gelangen.

In Petersburg wurde der „Verein slavischer Gegenseitigkeit", in Moskau der „Verein slavischer Kultur" gegründet. Fürst Ferdinand von Bulgarien durfte die Königskrone aufs Haupt setzen. Der serbische Kronprinz ließ sich zu Provokationen mißbrauchen. Unter den galizischen Ruthenen entstand eine russophile Partei. Selbst in den Polen kam die Ausgleichspartei zu Einfluß und die prager Konferenz sah im Jahr 1908 verirrte Polenführer in den Armen russischer Emissäre. „Ein Schauspiel nur!"

Doch nicht lange währte im Herzen der Polen dieser neoslavische Wahn. Als in der Duma eine offizielle Vertretung entstand

und ein legitimer Meinungaustausch möglich wurde, platzte die in Regenbogenfarben schillernde, aber hohle Seifenblase der all- und neoslavischen Idee. Man sah ein, daß der russisch-polnische Streit durch keinen „Ausgleich" geschlichtet werden könne. Die Verweigerung der Autonomie für Russisch-Polen und die Absonderung des Gouvernements Chelm mußten selbst kurzsichtigen Slavophilen die Augen öffnen. Die Polen wissen, woran sie sind, und haben unzweideutig ausgesprochen, daß sie in allen Versuchen, auf Kongressen und Festen eine Verbrüderung der beiden Völker vorzuführen, nichts Anderes mehr sehen als ein Gaukelwerk und daß sie zum Komoedienspiel weder Lust noch Zeit haben.

Lemberg. Professor Dr. Berthold Merwin.



Der Aufruhr.

Fahl hing der Himmel über der Stadt. Das Kirchengeläute, das morgens zur Messe rief, verhallte dünn und ängstlich in Brodem und Nebelschwall. Dumpf schlugen die Uhren. Pferdegetrappel knatterte über den Asphalt. Als die blinkenden Reiter vorüber waren, wurde es still, denn die Menschenkolonnen schoben sich schweigend einher, daß ihre Woge zag und lautlos die Straßen überschwemmte. Keiner, der konnte, blieb zurück. Sie verließen ihre Häuser, ihr Hab und Gut und die Geschäfte des Tages, als gehorchten sie einer rufenden Stimme: und es war doch nur die leise Sprache ihres Inneren, ein unruhiges Pochen und Drängen, das sie willenlos trieb. Die alten Männer schritten bedächtig, die jungen hatten den Blick starr und glänzend in die Ferne gerückt. Die Mütter wandelten kummervoll. Waren nun solche unter ihnen, die gesegneten Leibes gingen, so stand ein zärtliches Lächeln in ihren Gesichtern; denn sie meinten, das Ungeborene würde aus den Geschehnissen dieser Tage Muthiges und Heldenhaftes empfangen. Was aber an jungem Weibsvolk war, das wiegte sich in den Hüften, trug seidene Bänder, Schürzen und sonstigen Tand, der die Blicke auf sich lenkte; jede wollte heute nach einem Liebsten haschen: wußte man denn, ob er, dem sie sich heute boten, nicht abends schon mit dem Geheimniß hinüber gegangen war?

Die Kinder fragten ungeduldig, warum noch nicht geschossen werde. Mitten aus dem Menschenknäuel hob sich ein Reiter und verharrte Stunden lang regungslos. Nur seine scharfe, junge Stimme

klang, theilte die Massen und leitete sie nach anderen Straßenzügen ab. Die Leute thaten nach seinem Geheiß; sein Blick folgte Denen, die dahinzogen, und er wußte, daß sie wiederkehren würden, wenn die Leidenschaft um sich gegriffen, eine tückische, zügellose Horde, und barscher klang die Stimme, die den Massen gebot. Im Thorweg eines alten Hauses standen ein Student und seine Geliebte. Das blasse Frauenzimmer hing an seinem Hals, er aber achtete der Thränen nicht, die um ihn flossen, sondern sagte Worte zu ihr, die im bauchigen Flur mächtig einherrollten. Was galt ihr Freiheit und Bruderschwur? Leicht wie ein Vögelein hob sie sich und legte ihm die zerstochenen Finger an den Mund. In der selben Gasse räumte ein Jude sein Geschäft. Barg Meßgewänder und ciselirte Kannen, phantastischen Zierrath und die dunkle Gluth wunderlich gefaßter Juwelen in eine Truhe, daß mählich aller Schimmer in dem kleinen Laden erlosch; selbst die Portraits in blinkendem Rahmen kehrte er der Wand zu. Als der Raum finster und trüb lag, erkletterte er die Truhe, deckte sie mit zitternden Gliedern und that, als hielte er Rast.

Nicht allzu weit davon wohnte eine blinde alte Frau. Fein gekleidet, saß sie in ihrem Salönchen und schellte ohne Unterlaß mit einer silbernen Klingel nach dem Gesinde. Niemand kam. Die Weibsleute waren mit auf die Straße gelaufen. Aber sie schellte immerzu in ihrer Verlassenheit. Hoch über Dächern und Schlötten fiedelte ein Geiger in seiner Kammer. Er suchte nach einer Melodie, die in seiner Brust anschwoll, daß sie war wie eine platzende Frucht. Und vermochte die einfache Süße des Liedes nur in stümpernden Tönen wiederzugeben. Diese Noth erfüllte ihn, daß er nicht Dessen achtete, was um ihn vorging. Er sah auch nicht, wie die Vögel aufgestört und angstvoll an seiner Dachluke vorbeiflatterten. Denn an jenem Tage wußten die Vögel nicht, wo sie sich zwischen Himmel und Erde niederlassen sollten, und hingen, einer schwirrenden, dunklen Wolke gleich, über den Dächern der Stadt.

Die Straßen waren nun ganz und gar von der Menge erfüllt. Plötzlich gellte ein Pfiff über sie hin. Dieser eine schneidende Ton war schreckhaft und seltsam zugleich. Es war, als käme ein Orkan heran, sein erster grimmiger Auftakt sause durch Kamin und Schlöte, fege den Luftschacht der engen Straßen hinab, ein Vorbote der Wetter, die über die Stadt einbrechen würden. Aber schwer und drückend lagerten die Wolken, gelber Schein kroch träg an ihrem Saum. Die Luft regte sich nicht. Und Keiner wußte, woher der Pfiff kam. War es das Signal, das sie zu That und Abwehr befeuern sollte, oder drang er aus den Reihen der Widersacher? Die Menge gerieth in Unruhe; die Einen drängten vor, die Anderen suchten seitwärts Bahn, bildeten einen Knäuel, ballten sich zu hastenden Wirbeln und stürmten, einem Sturzbach gleich, die Straßenzeilen entlang. Der Nachbar blickte den Nachbar nicht an, die Nähe ihrer Leiber entfachte, wie eine Flamme, die von Einem zum Anderen überspringt, eine Beiden gemeinsame blinde

Gereiztheit. Wie böse Thiere gingen sie, ihre Nüstern blähten sich und ihre Blicke flammten. Sie wußten selbst nicht genau, wohin ihr Weg führte, noch, ob es Wuth oder Angst war, die sie trieb.

Nun fing einer der Stürmenden eine Rede an; seine Brust keuchte, schon der Nächste verstand nicht mehr, was er sprach, aber Alle johlten hellauf. Und plötzlich sangen sie. Und wenn der Text des Liedes auch aufrührerische Worte enthielt, so schien die Melodie ihre Bewegungen zu ebnen und zu tragen; sie schritten nun maßvoll im Takt und die brausenden Tonwellen umhüllten sie in frohem Glanz. Das offene Maul gab Manchem das Aussehen, als lache er; und da Jeder bedacht war, seine Stimme mächtig und klangvoll in das Ganze zu fügen, wiegten sie sich unbekümmert in den Wogen der Musik. Plötzlich aber, bei einer Wendung des Weges, starrte ihnen ein Wall blitzender Säbel entgegen. Und weil sie in dieser Minute eben nichts Böses sannen, war der Ueberfall um so unerwarteter und stachelte ihren Trotz auf. Die Menschenmassen stauten sich, die Soldaten drängten blind nach; so gab es nur: die Brust der blanken Wehr zu bieten. Mit dumpfem Kehllaut warfen sie sich vorwärts und ein Gemetzel begann.

Stunden lang wogte der Kampf auf und nieder. Und so zahlreich waren die Verletzten, als wäre eine Schlacht geschlagen worden. Später qualmten Rauchschwaden und rothe Rosen rankten sich an Fenstersimsen auf. Es war der Laden des Juden, den sie angesteckt hatten. Wie eine pfauchende Katze war er von seiner Truhe hinabgeglitten und versuchte, sie davon zu schleppen. Seine Kräfte reichten nicht, er wölbte den schmalen Rücken, spannte die Glieder, aber zwischen Thür und Angel klemmte sich die Kiste und Plündernde leerten sie. In dieser Gasse siedelten die Hebräer beisammen in einem Trüpplein. Jetzt war es, als kehrte sich die Feindsäligkeit nur gegen sie. Ihre Habe zerstob wie Spreu im Wind; was blieb, fraßen die Flammen. Die Blinde saß immer noch verlassen. Sie war eingeschlummert: da schreckte sie der wüste Lärm empor. Tastend erreichte sie ihre Stubenthür, schwankte die Treppe hinab und war im Gedräng der Straßen angelangt, das sie aufhob und sacht hinwegspülte. Die Brandfackel stand in starken Säulen gegen Himmel, als trüge sie sein niederes Gebälk. Wagen rasselten, Glocken heulten, Menschenstimmen gellten. Verstummte aber das Getöse einen Athemzug lang, so konnte man aus den Lüften einen bebenden Geigenstrich vernehmen: denn das arme, stümpernde Geigerlein wußte noch immer nicht, was vorging. Besonnene versuchten, den Brand zu dämpfen. Andere zogen plündernd von Haus zu Haus; und bald galt ihnen gleich, ob sie, Jud oder Christ, das Seine wegschafften. Auch an einer Klosterpforte trommelte ein Haufe. Da drehte sie sich in den Angeln, die alte Oberin stand mit zornrothem Gesicht und verschobener Haube in der Oeffnung und warf dem Ersten, der eindrang, das schwere Wandkruzifix an den Kopf.

Am Ende dieses Tages begab es sich nun, daß an der letzten Stadtgrenze, die sich gegen die Felder zu öffnete, unter der bäuerlichen Be-

siedelung ein Akrobat mit höflicher Rede und vielen Bücklingen auftauchte. Wohl drang der Tumult bis hinüber in die ländliche Unberührtheit und der rosenrothe Himmel, der das Stadtbild einwölbte, hatte Neugier und Besorgniß geweckt. Sonst aber kümmerten sich die Menschen, die in Schweiß und Sorge den Boden bearbeiteten und der Natur nah waren wie die Pflanze, die sie zogen, nicht um Das, was die Müßiggänger und Raufbolde ihnen im Rücken trieben. Als ihr Tagewerk gethan war, schaarten sie sich willig um den Fremden, der ihnen zu Häupten in schwindelnder Höhe ein Seil gespannt hatte und leicht und licht darüber hinweg tänzelte. Ihre rothen, groben Gesichter drückten ein unbehilfliches Entzücken aus, als der Jüngling, schlank wie ein gespannter Bogen, bald dem Sturme glich, der dahinrast, bald dem stummen Wunder der Blume, die sich faltet und ruht, und bald einer einsamen, steilen Flamme, die züngelnd nach dem Wolkensaum schwebt. Mit zurückgelehntem Kopf saß die Menge, völlig hingegeben der Offenbarung einer Schönheit, die sie kaum begriff, da sie zweck- und ziellos war und einzig dazu ersehen schien, eine heimliche und wunderbare Freude in ihren harten Gemüthern zu entzünden. Die Wellen dieser Freude ebbten in hastenden Athemstößen von Einem zum Anderen, und wie ihnen im Rücken die Gährung durch den Kontakt von Menschenleibern blitzschnell um sich gegriffen hatte, so ging von Seele zu Seele das selbe beglückte Staunen und breitete einen Mantel der Bezauberung um sie.

Plötzlich aber stieß der Akrobat einen kleinen, schwachen Seufzer aus, verlor das Gleichgewicht und sauste hinab. Mit gebrochenen Gliedern lag er in ihrer Mitte. Totenstille umfing ihn wie ein weites kühles Bahrtuch; kein Laut regte sich. Das Grauen und die jählings getötete Freude schlug Alle in Bann. Dabei begab sich sehr Seltsames: denn zur selben Zeit breitete sich über die ganze große Stadt Ruhe. In diesem selben Augenblick erstickte dort drüben der Aufruhr; der grimmige Zorn, der die Kämpfenden auf einander lospeitschte, erlosch. Keiner hob noch den Arm wider den Nächsten. Gleichgiltig oder beschämt gingen sie auseinander, schlichen in ihre Häuser. Und Keiner wußte, was plötzlich und räthselhaft an sein Herz gerührt hatte. In Spitalen und Palästen, auf der Straße und auf dem Pfühl waren den Tag über Etliche gestorben. Der fremde junge Landstreicher schien, wie in alter Zeit eine makellose Opfergabe, die im Dunkel zürnenden Schicksalsmächte versöhnt zu haben. Der Friede, den die Kämpfenden mit einander schlossen, mochte aber auch irgendwie damit zusammenhängen, daß über allen Dingen der Welt die Freude ist und Zorn und Mannesmuth, Kampf und Sieg nichts sind gegen die Trauer, die unsere Welt erfaßt, wenn ihr ein Gefäß reiner, zweckloser und dadurch vollkommener Schönheit zerschlagen wird.

Wien. Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.



Kultur und Anarchie.*)

Für viele Leute bedeutet ohne Zweifel die sogenannte ostasiatische Frage nichts Anderes als die Gestaltung der unmittelbaren Zukunft des chinesischen Reiches. Aber Jedem, der sich ernstlich mit der Sache beschäftigt, muß bald klar sein, daß die Frage damit nicht zu Ende ist. Denn hoch über den rein ökonomischen Fragen des Friedens und des Krieges, die sich aus den internationalen Streitigkeiten um materielle Interessen ergeben, enthält die ostasiatische Frage auch eine moralische Seite; und diese Seite der Sache ist unendlich wesentlicher und vielleicht sogar wirklicher als die politische Zukunft des chinesischen Reiches.

Wenn wir die christlichen Kreuzzüge im Licht dieses Jahrhunderts betrachten, so erscheinen sie uns als ausschweifende und thörichte Unternehmungen der Völker Europas, um die Völker des Ostens böswillig zu beunruhigen. Aber wenn wir die intellektuelle und moralische Entwickelung der Völker Europas studiren, müssen wir zugeben, daß die christlichen Kreuzzüge dennoch einen wichtigen moralischen Zweck im Schicksal des Menschengeschlechtes erfüllten. In dieser Bewegung, die dem Anschein nach nur aus Bigotterie und Habsucht hervorging, war dennoch ein wirklicher Wille Gottes; denn das endliche Ergebniß der mittelalterlichen Kreuzzüge war, wie wir heute wissen, der erste Anlaß für den Zusammenbruch der mönchischen Kultur Europas. Nach den Kreuzzügen kam Martin Luther und die protestantische Reformation. Das Schlußergebniß der Kreuzzüge war, wie Guizot in seiner Kulturgeschichte sagt, ein Schritt zur Befreiung des menschlichen Geistes.

Wenn wir nun die Bewegung der europäischen Nationen nach Ostasien zu, die man in Deutschland Kolonialpolitik nennt, betrachten, so kann kein Zweifel darüber sein, daß auch dieser moderne Kreuzzug, obwohl er dem Augenschein nach nur rein materielle und selbstsüchtige Handelsinteressen im Auge hat, dennoch einem wichtigen moralischen Zweck für die Kultur des Menschengeschlechtes dient. Die Szene in Kiel und die seltsame mittelalterliche Sprache des Deutschen Kai-

*) Ku-Hung-Ming, dessen Name durch den Offenen Brief Tolstois an ihn in Europa bekannt wurde, ist einer der ersten Gelehrten Chinas; einer, der auch die deutsche Kultur kennt. Nächstens erscheint (bei Eugen Diederichs) sein Buch „Chinas Vertheidigung gegen europäische Ideen", dem dieser Abschnitt zugehört. Ku-Hung-Ming hat sich in dem Buch die Aufgabe gestellt, Deutschland über die Psyche seines Volkes, der viel verkannten Chinesen, aufzuklären, und mißt die europäische Civilisation an den Ideen des Konfuzianismus. Gedanke und Ausdruck sind echt asiatisch; und der Europäer darf beim Lesen nie vergessen, daß zu ihm ein Geist spricht, der von seinem in Wesen und Kleid völlig verschieden ist.

sers, als er feierlich das „Deus vult“ über den modernen Kreuzzug aussprach, erinnerte merkwürdig an die Szene in Clermont vom Jahr 1095. Wer kann deshalb sagen, ob der moderne Kreuzzug der Kolonialpolitik nicht eben so wie die mittelalterlichen Kreuzzüge der Christenheit schließlich dahin führen wird, die Kultur und den gesellschaftlichen Aufbau des modernen Europas zu beeinflussen oder gar vollständig zu verändern? Dieser Gedanke, mehr als die Vorstellung einer wahrscheinlichen künftigen Agressivität der gelben Rasse, mag den, wie es scheint, letzten der mittelalterlichen Kaiser Europas zu seinem bekannten Bild von der gelben Gefahr inspirirt haben.

Im Ernst: Jedem, der sich die Mühe nimmt, die moralische Kultur und gesellschaftliche Ordnung Ostasiens zu studiren, ist unverständlich, inwiefern die Kultur der gelben Rasse an sich eine Gefahr für die Völker Europas sein soll. Den Europäern und besonders den gedankenlosen praktischen Engländern, die gewöhnt sind, in der Höhe der Lebenshaltung den Maßstab für die Kultur eines Volkes zu sehen, muß ja gewiß das Leben der Chinesen und der heutigen Völker des Ostens sehr schmutzig und wenig wünschenswerth erscheinen. Aber die Höhe der Lebenshaltung als solche ist nicht der richtige Maßstab für die Kultur einer Nation. Wir wissen, zum Beispiel, daß heutzutage die Lebenshaltung in Amerika viel höher ist als in Deutschland. Aber wenn auch der Sohn eines amerikanischen Millionärs, der die einfache und verhältnißmäßig niedrige Lebenshaltung der deutschen Universitätprofessoren ansieht, über den Werth der Bildung an einer solchen Universität Zweifel hegen mag, so wird doch sicher kein gebildeter Mensch, der beide Länder bereist hat, zugeben, daß das deutsche Volk weniger kultivirt sei als das amerikanische.

Man mag die Höhe der Lebenshaltung mit Recht als Vorbedingung der Kultur bezeichnen, keineswegs aber ist sie an sich schon Kultur. Die Höhe der Lebenshaltung eines Volkes mag aus wirthschaftlichen Gründen sinken, doch ließe sich damit noch nicht beweisen, daß auch die Kultur dieses Volkes im Sinken sei. Eine Mißernte in Irland oder eine lange dauernde Handelskrisis in England kann unter Umständen die Lebenshaltung dieser Länder beträchtlich herunterdrücken; aber man kann aus diesem Umstand allein unmöglich den Schluß ziehen, daß die irische oder die britische Nation in ihrer Kultur gesunken sei.

Doch wenn die Höhe der Lebenshaltung nicht Kultur ist: was ist dann Kultur? Es ist eben so schwierig, genau auszudrücken, was Kultur im Leben der Völker ist, wie, einen präzisen Ausdruck dafür zu finden, was wahre Bildung im Leben der Einzelnen ist. Dr. Macgowan sagt über den Einfluß der Kultur auf die breite Menge des Volkes in China: „Ein besonders hervorstechender Zug an diesen Leuten ist ihre Fähigkeit, zusammen zu arbeiten, was eins der Hauptmerkmale kultivirter Menschen ist. Organisation und Zusammenarbeiten fällt ihnen leicht, wegen ihrer angeborenen Achtung vor Autorität

und Gesetz. Ihre Lenksamkeit ist nicht die eines geistig gebrochenen unmännlichen Volkes, sondern sie entspringt der Gewöhnung an Selbstbeherrschung und dem Umstand, daß sie seit Langem in lokalen Angelegenheiten Selbstverwaltung geübt haben. Auf diese Weise lernen sie dem Staat gegenüber Selbstvertrauen. Wenn man die ärmsten und ungebildetsten dieser Leute auf eine einsame Insel im Meer versetzen würde, so würden sie sich eben so rasch zu einer politischen Organisation zusammenschließen wie Leute, die ihr Leben lang unter dem Schutz einer vernünftigen Demokratie gestanden haben."

Man muß zugeben, daß sich jetzt ein Kampf der Kulturen Europas und des fernen Ostens abspielt. Dieser Kampf scheint mir jedoch nicht ein Kampf der Kultur der gelben Rasse und der Kultur der weißen Rasse zu sein: man könnte ihn eher einen Kampf zwischen der ostasiatischen Kultur und der mittelalterlichen Kultur Europas nennen. Wer sich mit dem Geist der modernen Einrichtungen Europas beschäftigt hat, muß bemerken, daß im Lauf der letzten hundert Jahre in Europa, unter dem Sammelnamen des Liberalismus, sich das Bewußtsein von einer neuen moralischen Kultur und einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entwickelt hat, die von der alten mittelalterlichen Kultur und gesellschaftlichen Ordnung gänzlich verschieden sind. Unmittelbar vor der Französischen Revolution sprach es der Franzose Du Clos aus: „Il y a un germe de raison qui commence à se developper en France." Allgemein ist anerkannt, daß die liberalen Ideen zuerst richtig verstanden und verbreitet wurden durch die französischen philosophischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, aber es ist seltsam, daß bis auf den heutigen Tag noch nicht erkannt, ja, kaum geahnt wird, wie viel die französischen Philosophen ihrem Studium chinesischer Bücher und chinesischer Einrichtungen verdanken, deren Kenntniß damals durch die jesuitischen Missionare nach Europa gebracht wurde. Wer sich die Mühe giebt, die Werke eines Voltaire, Diderot und besonders L'esprit des lois von Montesquieu zu lesen, wird merken, welchen Antrieb diese Kenntniß chinesischer Bücher und Einrichtungen, wenn nicht der Entstehung des germe de raison, so doch zum Mindesten der raschen Entwickelung und Ausbreitung Dessen, was wir heute liberale Ideen nennen, gegeben hat. Dieser germe de raison, der sich schließlich zu liberalen Ideen weiter entwickelte, erwirkte, wie heute allgemein bekannt ist, allmählich den Zusammenbruch der mittelalterlichen Einrichtungen im Europa des achtzehnten Jahrhunderts. Ich kann mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, welche Ironie des Schicksals darin liegt, daß die römisch-katholischen Missionare, die nach China hinauszogen, um die heidnischen Chinesen zu bekehren, das Werkzeug wurden, um die Ideen der chinesischen Kultur nach Europa zu tragen, Ideen, die den Zusammenbruch eben jener mittelalterlichen Kultur bewirkten, zu der die Chinesen zu bekehren, die Missionare sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten.

Ich war zu einer Abschweifung genöthigt, um auf mein Thema

zu kommen. Dieser Kampf der Kulturen oder, besser gesagt, des modernen Liberalismus und der Mittelalterlichkeit, ist das moralische Problem der ostasiatischen Frage. Es ist nicht ein Konflikt der weißen und der gelben Rasse, sondern ein Kampf der Völker Europas, um sich von ihrer alten, ihrer mittelalterlichen Kultur frei zu machen. Es ist der Kulturkampf der Gegenwart.

Die Quelle der mittelalterlichen Kultur Europas ist die christliche Bibel. Die Bibel, als Werk der Weltliteratur betrachtet wie die Ilias Homers und die Aeneis Vergils, ist ein sehr bedeutendes Buch und wird der Welt niemals verloren gehen. Die moralische Größe des Alten Testaments und die einnehmende Persönlichkeit von Jesus Christus, verbunden mit der Geradheit und Einfalt seiner Lehren: das Alles ist in Fleisch und Blut der besten Menschheitstypen übergegangen, die Europa hervorgebracht hat, und es wird stets einen kräftigen Einfluß haben auf Alle, die der Weltliteratur überhaupt zugänglich sind. Aber die Sache steht anders mit dem gewöhnlichen Mann. Denn die Durchschnittsmenschen Europas müssen, um die Kraft der Bibel voll zu empfinden, in dem selben intellektuellen Zustand sein wie die Menschen, die die Bibel hervorbrachten. Nun aber ist wohl allgemein anerkannt, daß der germe de raison, von dem Du Clos redet, den intellektuellen Zustand der europäischen Durchschnittsmenschen verändert hat. Für solche Leute wird die Bibel schwierig zu verstehen, wenn nicht überhaupt unverständlich, und deshalb muß sie aufhören, die Quelle wahrer moralischer Kultur zu sein. Huxley sprach einmal auf einer Schulmännerversammlung aus, daß, wenn die britischen Inseln überhaupt keine Religion hätten, es ihm nicht einfallen würde, den religiösen Gedanken durch Vermittelung der Bibel einzuführen. Wir glauben, daß die eine wahre Kultur des modernen Liberalismus, wenn vielleicht auch nicht so streng, doch viel breiter ist als die mittelalterliche Kultur Europas, die aus der Bibel floß. Jene alte Kultur appellirt hauptsächlich an die Gefühle von Furcht und Hoffnung im Menschen. Die neue moralische Kultur appellirt an die gesammten geistigen Kräfte, an seine Vernunft eben so sehr wie an seine Gefühle. In der alten Kultur lebte in Beziehung auf die menschliche Natur die Anschauung, daß alle Menschen in Sünden geboren seien, daß also die menschliche Natur radikal böse sei. Die Anschauung der modernen moralischen Kultur ist, daß die menschliche Natur radikal gut ist und, wenn sie richtig entwickelt und in Anspruch genommen wird, ganz von selbst moralische Wohlfahrt und gesellschaftliche Ordnung in der Welt herbeiführen muß. Die Methode der alten Kultur begann mit dem Satz: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang;“ die Erziehungmethode der modernen Kultur sagt: „Die höhere Erziehung besteht darin, die geistigen Kräfte der menschlichen Natur zu entfalten.“ Die Sprache der alten Kultur, die aus der Bibel stammt, ist bildlich, sie benützt Symbole und Gleichnisse. Die Sprache der modernen Kultur ist konkret wissenschaftlich. In der Sprache der einen heißt es: „Wer

rechtschaffen wandelt, Der soll das Heil Gottes schauen.“ In der anderen Sprache heißt es: „Wer gute Regirung in seinem Staat zu haben wünscht, muß damit beginnen, sein Haus in Ordnung zu bringen. Um Das zu erreichen, muß er damit beginnen, in richtiger Weise auf sein persönliches Benehmen zu achten.“

Damit haben wir einen Ueberblick über den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Kultur Europas. Die Wirkung der beiden Kulturen auf das Leben der Menschen und ihre gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen muß natürlich verschieden sein. Die Wirkung der einen ist blinder passiver Gehorsam gegenüber der Macht und Autorität. Die Wirkung der anderen ist Das, was Dr. Macgowan als Eigenthümlichkeit der Chinesen bezeichnet, nämlich: Selbstvertrauen der Bevölkerung gegenüber dem Staat. Das Resultat der mittelalterlichen Kultur war: Feudalherrschaft. Das Resultat der modernen Kultur des Liberalismus wird eine Regirung durch freie Einrichtungen sein.

Nun sind ja die europäischen Schriftsteller daran gewöhnt, von der christlichen Kultur als einer höheren zu sprechen, im Vergleich mit der (so genannten) konfuzianischen Kultur im fernen Osten. Das Ziel der beiden Kulturen ist zweifellos das selbe: die moralische Rechtschaffenheit des Menschen und die Aufrechterhaltung staatlicher Ordnung in der Welt. Wenn aber wahr ist, was ich soeben von der alten und neuen Kultur Europas gesagt habe, so muß man auch wohl zugeben, daß eine auf die Gefühle von Furcht und Hoffnung begründete Kultur stärker und strenger sein mag, während eine Kultur, die an die ruhige Vernunft des Menschen appellirt, ganz sicher (wenn nicht höher, so doch) breiter sein wird. Sie mag schwieriger zu erreichen sein, aber wenn sie erreicht ist, hat sie längere Dauer.

Thatsächlich scheint mir die wirkliche Gefahr nicht nur für die Völker Europas, sondern für das Schicksal und die Civilisation des gesammten Menschengeschlechtes darin zu bestehen, daß die Völker Europas Schwierigkeiten haben, die neue moralische Kultur sich anzueignen, nicht aber in der Kultur der gelben Rasse. Die Bevölkerung Europas, deren größter Theil den Sinn für die Kraft und Heiligkeit der mittelalterlichen Kultur verloren hat und der neuen Kultur noch nicht in genügendem Maße theilhaftig ist, um sie als beherrschende Kraft zur Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung zu benützen, muß in Ordnung gehalten werden, nicht durch eine moralische Kraft irgendeiner Art, sondern durch die rohe physische Kraft der Polizei oder des sogenannten Militarismus. Carlyle sagt: „Der Zustand des modernen Europas ist Anarchie unter einem Gendarme.“ Ein französischer Schriftsteller sagt noch besser: „C'est la force attendant le droit“.

Aber die enormen Kosten, die nöthig sind, um den Militarismus in Europa in diesem ungeheuren Umfang aufrecht zu erhalten, werden verderblich für das wirthschaftliche Wohlbefinden der Bevölkerung. Um diesem Verderben zu entgehen, haben, wie mir scheint, die Völker

Europas zwei Wege vor sich: entweder mit allen Kräften die Erreichung der neuen Kultur zu erstreben oder ins Mittelalter zurückzukehren. Aber die Völker Europas sind nicht gewillt, ins Mittelalter zurückzukehren. Der große Fürst Bismarck hat es ausgesprochen: „Wir gehen nicht nach Canossa“. Und selbst wenn sie wollten, so wäre es für die Völker Europas gar nicht mehr möglich, zu dem wirklichen mittelalterlichen Geist der Vergangenheit zurückzukehren. Wollten sie dahin zurück, so würden sie entweder bei den Extravaganzen der Heilsarmee oder bei der Betrügerei des jesuitischen Ultramontanismus ankommen. Wer sich überzeugen will, wie zerstörend die Extravaganzen der Heilsarmee eines Tages in Europa werden könnten, sollte die Geschichte des Taipingaufstandes in China lesen. Die chinesischen Christen dieser Revolution hatten ihre nationale moralische Kultur, die sich an die Vernunft wendet, verloren und wandten sich zurück zur mittelalterlichen europäischen Kultur, die sich an die Leidenschaften der Furcht und Hoffnung in den Herzen der Menge wendet. Die Ergebnisse waren: verwüstete Provinzen und der Verlust einer Million Menschenleben. Was den jesuitischen Ultramontanismus anlangt, so ist er noch schlimmer als die Extravaganzen der Heilsarmee. Der geistige Schwindel des Ultramontanismus ist ein Verbrechen an der menschlichen Natur. Die Reaktion gegen solch ein Verbrechen wird nach Carlyles Worten immer zu ausgedehnten Leiden, Aufstand und Wahn führen, zu heißer Wuth sansculottischer Insurrektion, zu kalter Wuth der wieder eingesetzten Tyrannen, zu brutaler Erniedrigung der Millionen, zur satten Frivolität der Einzelnen, zu jenem schrecklichen Schauspiel, da der Thron des Bösen Ungerechtigkeit zum Gesetz macht. Mit einfachen Worten: das praktische Resultat des Jesuitismus mag bezeichnet werden als die Heilsbotschaft der Kenntniß davon, auf welcher Seite das Brot mit Butter bestrichen ist. Die gesellschaftliche Ordnung, die auf eine so niedrige geistige Verfassung gegründet ist, kann nicht von Dauer sein. Auf Louis Napoleon folgte der Zusammenbruch und die Commune von Paris. Wer weiß, was das Schicksal der Völker Europas sein würde, wenn sie versuchen wollten, ins Mittelalter zurückzukehren, und beim jesuitischen Ultramontanismus ankämen?

Ich habe schon gesagt, daß die Kultur der gelben Rasse niemals eine Gefahr für die Völker Europas werden kann. Die Gefahr liegt, wie mir scheint, in der unwissenden und ziellosen Art, in der die übersättigten Einzelnen Europas ihre Regirungen antreiben, diese Kultur zu behandeln. Die Presse in Europa und besonders in England ist einig darin, für China die „Kanonenbootpolitik“ zu fordern, und schreibt mit Gleichmuth über Chinas Auftheilung. Aber ich möchte wissen, ob es je Einem eingefallen ist, zu berechnen, wie viel es die Völker Europas kosten würde, Ordnung herzustellen und die vierhundert Millionen Menschen von China unter Polizeireglement zu halten, wenn erst einmal die Herrschaft der Mandarinen zertrümmert ist und die Bevölkerung rabiat wird, wie vor einigen Jahren in Armenien. General Gor-

don sagte einmal: „Man muß bedenken, daß ein unzufriedenes Volk Truppenvermehrung bedeutet.“ Was man auch immer über die Hilflosigkeit und die Mißbräuche der Mandarinenherrschaft in China sagen mag: ihre Herrschaft ist doch immer eine moralische, nicht eine polizeiliche. Militarismus ist nothwendig in Europa, aber nicht in China. Die Kanonenbootpolitik ist in Vergangenheit und Zukunft nur schädlich für alle Betheiligten, Fremde wie Chinesen. Meiner Meinung nach würde die Errichtung einer internationalen Schule für das höhere Studium chinesischer Geschichte und Literatur in Shanghai und die Entsendung einer großen Anzahl von chinesischen Studenten nach Europa und Amerika mehr dazu beitragen, selbst die fremden Handelsinteressen zu fördern, als die mächtigste Flotte, die europäische Nationen heraussenden können. Wenn einmal Militarismus in China nothwendig wird, dann müssen die Chinesen entweder selbst eine Militärmacht werden oder durch Militärmacht von außen niedergehalten werden. In jedem Fall aber wird die ganze Welt für diese neu hinzukommende militärische Belastung zu bezahlen haben.

Militarismus ist nothwendig in Europa, weil die Völker mißvergnügt sind. Er ist der Ritter und Schützer der Kultur. Seine wahre Thätigkeit besteht, in der mittelalterlichen Sprache Tennysons ausgedrückt, darin: „Die Heiden zu zerbrechen und den Christus hochzuhalten“, also Roheit und Anarchie niederzuhalten. Aber der Militarismus Europas wird neuerdings verwendet nicht gegen Anarchie und Roheit, sondern gegen eine wahre Kultur, gegen die gute Regirung des chinesischen Volkes. Je mehr der Militarismus Europas auf diese Weise mißbraucht wird, um so schwerer wird die Last werden, die seine Kosten verursachen.

Der einzig mögliche Weg für die Völker Europas, um dem Ruin zu entgehen, der aus der Last ihres Militarismus entspringt, ist daher der Kampf um die Erreichung Dessen, was wir die neue moralische Kultur genannt haben, die unter dem Namen Liberalismus geht. Wie lange es dauern wird, bis die Völker Europas dies Ziel erreichen, kann heute Keiner sagen. Fast scheint es, als habe der Liberalismus Europas um das Ende des neunzehnten Jahrhunderts Rückschritte gemacht. Lord Beaconsfield sagte von dem englischen Liberalismus, er sehe zu seiner Ueberraschung, daß eine Oligarchie daraus geworden sei. Auch der Liberalismus des heutigen Europas scheint mir nachgerade eine Oligarchie geworden zu sein: eine Oligarchie gesättigter Einzelner. Der europäische Liberalismus des achtzehnten Jahrhunderts hatte Kultur; der Liberalismus von heute hat seine Kultur verloren. Der Liberalismus der Vergangenheit las Bücher und verstand Ideen; der moderne Liberalismus liest höchstens Zeitungen und benutzt die großen liberalen Phrasen der Vergangenheit nur als Schlagwörter für seine selbstischen Interessen. Der Liberalismus des achtzehnten Jahrhunderts focht für Recht und Gerechtigkeit; der Pseudo-Liberalismus von heute ficht nur für Rechte und Handelsprivilegien. Der Liberalismus der Vergangenheit kämpfte

für die Sache der Menschheit; der Pseudo-Liberalismus von heute sucht nur die Interessen von Kapitalisten und Finanzleuten zu fördern. Wenn wir uns vorstellen, daß einer der großen Liberalen des achtzehnten Jahrhunderts, die das grausame Werk des Königsmordes, ja, beinahe die Zerstörung des Königthumes zu vollbringen hatten, von den Toten auferstünde, so würde er über den Pseudo-Liberalismus unserer Tage wohl, mit den Worten von Shakespeares Brutus, ausrufen:

„Wie, soll nun Einer Derer, die den ersten
von allen Männern dieser Welt erschlugen,
blos weil er Räuber schützte: sollen wir
mit schnöden Gaben unsre Hand besudeln
und unsrer Würden weiten Kreis verkaufen
für so viel Plunders, als man etwa greift?
Ein Hund sein lieber und den Mond anbellen
als solch ein Römer!“

Aber wir wollen nicht ganz verzagen. Ich glaube, daß das unmittelbare Ergebniß der Kolonialpolitik von heute ein Wiedererwachen des echten Liberalismus in Europa sein wird. Guizot sagt in seinen Vorlesungen über europäische Kultur von dem Zweck und Nutzen der mittelalterlichen Kreuzzüge für die Christenheit: „Für die ersten Chronisten und folglich auch für die ersten Kreuzfahrer, deren Anschauungen Jene nur ausdrückten, waren die Mohammedaner nur Gegenstände des Hasses und der Verachtung. Es ist klar, daß die Menschen, die so von ihnen sprachen, sie nicht kannten. Die Geschichte der späteren Kreuzzüge redet eine ganz andere Sprache. Man sieht, daß die Christen bis zu einem gewissen Grade in die Gedanken der Mohammedaner eingedrungen waren, daß sie mit ihnen zu leben anfingen, daß Beziehungen und selbst eine Art von Sympathie zwischen ihnen entstanden. Auf diese Weise wurde der Geist der beiden Parteien, namentlich aber der Kreuzfahrer, befreit von den Vorurtheilen, die eine Frucht der Unwissenheit waren. Ein Schritt zur Befreiung des Menschengeistes war so gethan.“

Der moderne Kreuzzug Europas, den man Kolonialpolitik nennt, wird schließlich die Befreiung des Menschengeistes in Europa und Amerika vollenden. Die vollendete Befreiung des Menschengeistes wird dann zuletzt auch eine allgemein menschliche Kultur hervorbringen. Diese Kultur wird auf eine Geistesverfassung gegründet sein, die sich an die ruhige Vernunft des Menschen wendet, die ihre Heiligkeit nicht von irgendeiner Macht oder Autorität außerhalb ableitet, sondern, wie Menzius sagt, von der angeborenen Liebe der menschlichen Natur zu Güte, Gerechtigkeit, Ordnung, Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Innerhalb dieser neuen Kultur wird Freiheit für den Gebildeten nicht bedeuten, daß er thun kann, was er mag, sondern, daß er thun kann, was Recht ist. Der Sklave oder der noch nicht kultivirte Mensch thut nichts Böses, weil er in dieser Welt die Knute oder die Polizei fürchtet und das höllische Feuer in der nächsten. Aber der freie Mann der neuen Kultur ist ein Mensch, für den weder Knute noch Polizei

noch höllisches Feuer mehr nöthig ist. Er thut das Rechte, weil er das Rechtthun liebt; er thut nichts Böses, nicht aus knechtisch gemeiner Furcht, sondern, weil er das Böse verabscheut. In allen Dingen der Lebensführung macht er nicht das Gesetz einer äußeren Autorität, sondern das der inneren Vernunft und des Gewissens zu seinem Herrn. Er kann leben ohne Herrscher, aber er lebt nicht ohne Gesetze. Daher nennen die Chinesen einen Gebildeten Könzu. Kön ist das selbe Wort wie das deutsche König und bedeutet einen königlichen Mann.

Der Amerikaner Emerson erzählt von einem Vorgang, den er sah, als er während seiner Reise in England mit Carlyle zusammen Stonehey besuchte: „Sonntag, an einem Regentag, hatten wir viel zu bereden. Meine Freunde fragten, ob es Amerikaner gebe, Amerikaner mit einem amerikanischen Gedanken. So herausgefordert, besann ich mich weder auf einen Caucus noch auf Kongresse, weder auf Präsidenten noch auf Kabinetsminister noch auf andere Dinge, die aus Amerika nur ein zweites Europa machen würden. Ich dachte nur an die einfachsten und reinsten Geister. Ich sagte: Gewiß, es giebt Amerikaner mit solchem Gedanken. Aber Alle, die ihn haben, sind Fanatiker eines Traumes, den ich Euren englischen Ohren kaum anzuvertrauen wage, da er für Euch vielleicht nur lächerlich ist. Dennoch ist es der einzig wahre. So leitete ich die Lehre vom Nicht-Regiren und Nicht-Widerstand ein. Ich sagte: Es ist wahr, daß ich noch in keinem Land einen Menschen gesehen habe, den sein Werth berechtigt, für diese Wahrheit einzutreten. Und dennoch ist mir klar, daß mir kein geringerer Werth als dieser Achtung abnöthigen kann. Ich kann ruhig mitansehen, wie der vulgäre Gottesdienst, der den Kanonen gewidmet wird, zusammenbricht; und so sicher, wie Gott lebt, ist, daß nur das Gewehr, das keines anderen Gewehres bedarf, daß nur das Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit eine Umwälzung hervorbringen kann.“

Die künftige Kultur der Welt liegt als entwickelungfähiger Vernunftkeim in diesem Gedanken Emersons. Und auf ihm beruht auch die konfuzianische Kultur der ostasiatischen Völker. Hierin nun liegt das moralische Problem der ostasiatischen Frage. Die Lösung dieses Problems ist nicht die Sache von Kongressen oder Parlamenten, nicht von Kaisern, Präsidenten, Königen oder Kabinetsministern, sondern, um mit Emerson zu sprechen, die Sache der einfachsten und reinsten Geister, die in Europa und Amerika zu finden sind. Die Dichter haben dieser neuen Kultur Hymnen gesungen und der Deutsche Heine, der sich einen Mitkämpfer im Menschheitbefreiungskrieg nannte, rief stolz und zuversichtlich:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten;
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Ku-Hung-Ming.



Ein Lebensbuch.

Man kann die längst nicht mehr zu zählenden Liebeshandlungen, die in irgendeine Landschaft gesetzt und dann Roman genannt werden, kaum noch lesen. Es ist eine Rettung, daß Schreibende wie Norbert Jacques, Johannes V. Jensen, Wilhelm Schäfer, Kellermann und (in seinem neuen Buch „Unser Haus") Felix Hollaender einfach das Leben einmal selber sprechen lassen. Ohnehin spielt ja das Leben immer seltsamer und launischer mit Menschen, als eines Dichters Vorstellungskraft vermöchte. Nur bleibt das Leben immer ein Meister und zieht selbst, was Zufall scheint, in das Organische eines Schicksals hinein. So wächst den Erzählern aus der bloßen Thatsache, daß sie das Leben Menschen zu Menschen bringen lassen, eine Kraft zu, die sie aus ihrem Hirn in keiner Weise ersetzen könnten. Außerdem findet die gut handwerkliche Kunst der Menschendarstellung auf diese Art mehr Raum und Möglichkeit als in irgendeiner auserdachten Handlung. In Hollaenders Buch gilt die Erzähllust und Erzählkunst nicht so sehr dem Erzähler selbst. Das bewegte Bild des Knaben, der durch Fürstände und Widerstände des Familienkreises, der Schule, der Freundschaft, der Liebe zum Mann gehämmert und gefeilt wird, steigt bescheiden aus dem Wettlauf der Tage hoch; immer zwar so, daß man einen anfaßbaren Menschen vor sich hat. Aber es ist hier mehr auf die Um-Menschen abgesehen. Und da zeigt sich denn gleich der Vortheil einer einfachen Lebensschilderung: in einer ganz ungewöhnlichen Lebendigkeit stehen, vor allen Anderen, der Vater und seine zwei Brüder da. Schon durch das Leben prachtvoll geschnitzte Gestalten: der mit Worten allzu sparsame Vater, der die behaglich-kümmerliche Existenz eines Arztes in einem verlorenen Städtchen aufgiebt und nach Berlin übersiedelt, um hier aus seinen vielen Kindern leichter Das zu machen, was zu machen ihm Pflicht scheint. Denn immer steht das durch nichts zu erschütternde Pflichtgebot über diesem Mann, dem schon die Haare weiß bis zu den Schultern fallen und der nicht eher müde wird im Kampf gegen die fremde Stadt, bis Krankheit ihn leise und unabwendbar vom Familientisch, den die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, längst zum öffentlichen Pensiontisch gemacht hat, weghebt. Jetzt endlich, vor dem Sterben, kommen aus dem Mund dieses mit Liebe, Sorge und Treue überangefüllten, harten Greisen die ersten dankbaren und zarten Worte für die unermüdlich neben ihm thätige, aber unter

ihm, dem Gewichtigen, verscheut gewordene Lebensfreundin. Dann ist da der Onkel Jakob, mit einem zerfetzten, listigen und immer noch kampfstollen Gesicht, der sich Millionen erworben hat, der König von Breslau wird, die Millionen wieder verspielt, sich ungebeugt hundertfünfzig Thaler borgt, für die er schwedische Streichhölzer kauft, um sie in Amerika mit Gewinn wieder zu Geld zu machen, der aber Schiffbruch leidet und, kaum zu erkennen, eines Abends vor der Thür des Bruders steht, ohne einen Pfennig in der Tasche. Der dritte der Brüder ist der Onkel Isaak. Ein Lebenswisser und Lebensweiser. Während dem Vater der starrnackige Kampf um die Ueberzeugung Alles ist, wünscht und weiß Isaak mit aller Welt ohne Streit fertig zu werden. Als alter Mann sitzt er noch unter den Studenten auf der Holzbank. Ihn beim Festmahl zu sehen, in seinem gesunden Behagen an dem sehr erdhaften Genuß des Gut- und Vielessens, ist eine Freude für den Zuschauenden. An den Vater und seine Brüder, die Mutter, die selten aus der Küche kommt, schließt sich der Kreis der Geschwister; Lebensernst, Lebensangst, Härte, Trotz, Arbeit: so klirrt der Kreis; und nur die Schönheit singt darüber, die allein dem eisernen Gesetz entrückt scheint, unter dem all diese jungen, aufwachsenden Menschen stöhnen, dem Willen des Vaters, der, ohne daß die Kinder darum wissen, für sich wieder unter dem noch härteren Gesetz des Lebenskampfes nach Luft würgt. Abeer es giebt nur Eins: durch alle Noth hindurch tüchtige Männer und Frauen werden.

Um diesen engeren Kreis des einen Stockwerks zieht sich die Welt des ganzen Hauses, mit seinem Hof, auf dem der Kastanienbaum blüht oder blätterleer steht, und mit all seinen Insassen. Ehrgeiz, Enttäuschung, Verzweiflung, Selbstmord, Armuth, Schande: es ist wie ein Stück Erde mit einem Urwaldgewirr von Blumen aller Art bestanden, aufblühenden, welkenden, hingesunkenen; und über Allem singt wieder der Vogel der Liebe. Die Schilderung all dieser Menschen aber giebt von selber die Schilderung der ganzen Stadt, eines ganzen Volkes, des Deutschlands in der keuchend ringenden Zeit nach den nachsiebenziger Jahren. So wächst schließlich aus dem Buch Das auf, um Dessen willen sein Erzähler es schreiben mußte: die Liebe zu allem Menschlichen, Leidenden und Kämpfenden. Es ist wie ein Hochgesang auf Pflicht, Arbeit, Muth, ein Hochgesang auf ein Geschlecht, das sich hochzuzwingen wußte, und eine Mahnung für Die, die jetzt jung sind. Die Theilnahme an all den Menschen des Buches ist eben so stark (nur edler, nicht beschämend, sondern froh machend und lange nachwirkend) wie die merkwürdige und zweifelhafte Spannung, in die der erfundene Roman

verwickelt. Das ist nicht mehr Verdienst des Gestalters Leben, sondern Verdienst des Erzählenden, der die Form, in der dieser Inhalt zu geben war, mit unverirrtem Instinkt gefunden hat und ihrer Herr ist, der das ungegliedert zusammengepackte Stück Wirklichkeit aufzulösen und zusammenzuziehen verstand, der keine leere Stelle läßt, in jede das menschliche Innere hineinzieht, es in seiner Entwickelung zu verfolgen und endlich das Alles zu „erzählen" weiß.

Hiddensee. Wilhelm Schmidtbonn.



Steels.

„Steels" nennt der Börsenjargon die Aktien des amerikanischen Stahltrusts, der United States Steel Corporation. Sie sind seit ein paar Wochen der Gegenstand einer Börsensensation. Die Stammaktien des Stahltrusts (500 Millionen Dollars) entwertheten sich um 25 bis 30 Prozent vom Maximalpreis dieses Jahres. Auch die Vorzugsaktien, die mit ihrer stetigen Dividende von 7 Prozent als Anlagepapier gelten, sanken im Kurs. Die Shares des Stahltrusts haben in Deutschland viele Liebhaber gefunden und sich, neben den Werthen amerikanischer Eisenbahnen, eine gläubige Gemeinde erworben. Daß in den schwarzen Septembertagen etliche Millionen auf amerikanische Effekten gezahlt wurden, ist bekannt. Und neue Hekatomben mußten den Steels geopfert werden. Was war geschehen? Im Grunde nichts Neues. Präsident Taft hat in Detroit eine Rede gehalten, die ihn als Feind aller Monopole und als Freund der freien Konkurrenz zeigte. Sein Zorn gegen die Trusts äußert sich um so stärker, je näher der Termin des Thronwechsels kommt. In seinen ersten Ansprachen wandte er sich nur gegen die gesetzwidrigen Korporationen. Heute verwirft er jedes Monopol. Aber die Begeisterung für den Freihandel, für den ungehemmten Wettbewerb hat einen Stoß erlitten. Eine der Thaten des Präsidenten, welche die Weltgeschichte mit ehernem Griffel in ihre Tafeln einzeichnen sollte, war der viel besungene Reziprozitätvertrag mit Kanada. Die Union wollte den Strom ihrer industriellen Kraft in das breite Bett der kanadischen Ebene leiten und öffnete dafür der Landwirthschaft des Dominiums die Thür der Vereinigten Staaten. Doch die Konservative Partei Kanadas fegte die Liberalen mit ihrem Reziprozitätvertrag weg und half dem bedrohten Gefühl für das Mutterland wieder in die Höhe. Britanien blieb Sieger und Präsident Taft erklärte, daß er enttäuscht sei. Aber noch winkt ihm blühender Lorber.

Im Kampf gegen die Trusts sind immer Ehren zu holen. Nachdem die Standard Oil Company und der Tabaktrust durch richterlichen Spruch getroffen worden sind, soll der Stahltrust gepackt werden. So sagt man; und die Börse scheint es zu glauben, da sie die Aktien der Steel Corporation purzeln ließ. Vielleicht that sies auch nur, um der Regirung eine drohende Geste zu zeigen. Denn geraume Zeit verging, bis die Großen intervenirten. Diese Zurückhaltung (und das lange Schweigen des sonst so beredten Trustpräsidenten Elbert H. Gary) sieht wie wohlerwogene Taktik aus. Auch der starke Mann im Weißen Haus, denken die Börsenherrscher, kann allzu jähen Kurssturz nicht vertragen.

Der amerikanische Stahltrust ist nicht die älteste, aber die größte unter den amerikanischen Kapitalburgen. Seine Auflösung würde das Ende der alten Weltordnung ankünden, das schon nach dem Todesurtheil gegen den Rockefellertrust nah zu sein schien. Aber hat man das Recht (von der Macht gar nicht zu reden), eine Reorganisation der United States Steel Corporation zu fordern? Präsident Gary, der sich gern vernehmen läßt (die Gary Dinners, die er mit schönen Reden würzt, sind berühmt), hat erst neulich betont, wie hoch er das Gesetz achte, und hat die Antitrustpolitik der Regirung gebilligt. Daraus könnte man schließen, daß er sich frei von Schuld fühle oder bereit sei, entstandene Mängel zu beseitigen. Als kluger Mann arrangirte er die Friedenskonferenz in Brüssel, die den Weltstahlbund vorbereiten sollte. Von dem Ergebniß dieser Zusammenkunft sprach ich hier schon. Die Hauptsache war der Eindruck auf die Regirung, die gerade einige an der Gründung des Stahltrusts betheiligte Personen, darunter den Großmeister der Effektenspekulation, John W. Gates, vernehmen ließ. Gary machte den Vorschlag, die Bundesregirung solle eine besondere Kommission zur Kontrole der Preise einsetzen und sich so endgiltig mit dem Trustproblem abfinden. Das war kein Eingeständniß der Schwäche, sondern ein von dem Wunsch nach Ruhe diktirter Rath. Der erste Mann im Stahltrust kann die Folgen unausgesetzter Störung der Wirthschaft durch unklare Politik des Staates am Besten beurtheilen. Deshalb zeigte er den Beamten die Möglichkeit, den Trusts eine wichtige Funktion zu beschneiden. Aber die Regirung braucht drastische Schlagwörter, um sich vor der veränderten Gruppirung der Parteien zu behaupten. So ging sie auf den Vorschlag der Preiskontrole nicht ein. Die International Harvester Company, der Trust für die Herstellung landwirthschaftlicher Maschinen, wurde aufgefordert, sich, gemäß den Vorschriften des Gesetzes, zu reorganisiren. Da die Company zum Concern der Steel Corporation gehört, schien die neue Verfügung den Kreuzzug gegen den Stahltrust einzuleiten. Die Harvester Company, hieß es, habe freiwillige Unterwerfung gelobt. Auch andere Gesellschaften (Sugar Refining Company, Metals Selling and Refining Co.) seien zur Umwerthung bereit, um gesetzlichem Zwang zu entgehen. Also eine Massenflucht vor der Shermanbill. Wenn Frau Fama nicht lügt. Was sie manchmal bekanntlich gern thut.

Ob die Yankees wirklich ein so schlechtes Gedächtniß haben, daß sie nicht mehr wissen, auf welchen Umstand das Gesetz und die höchste richterliche Instanz den Nachdruck legten? Die Standard Oil und die American Tobacco Co. wurden verurtheilt, weil ihr Wettbewerb nicht „reasonable“ war. Sie haben, nach der Ansicht des Gerichtes, die freie Entwickelung der Konkurrenz künstlich gehemmt. Die monopolistische Tendenz allein ist noch nicht strafbar; jeder Geschäftsmann hat ja das Bestreben, sich selbst ein möglichst großes Stück des Marktes zu sichern. Nur wo Handel und Konsumenten unter dem Druck eines Monopols leiden, liegt eine strafbare Verletzung des Antitrustgesetzes vor. Hat es der Stahltrust verletzt? Amtliches Material zur Beurtheilung seines Wesens giebt es, seit der vom Kongreß eingesetzte Untersuchungausschuß, nach dreijähriger Thätigkeit, den ersten Theil seines Berichtes veröffentlicht hat. Die Publikation erfolgte vor etwa zwei Monaten. Kurz vorher hatte das Repräsentantenhaus, dem die Arbeit der Untersuchungskommission zu lange dauerte, die Trustgründer von Abgeordneten vernehmen lassen. So wurde aus zwei Quellen die Neugier gespeist. Der offizielle Bericht, der vom Bundeskommissar Herbert Knox Smith ausgearbeitet worden war, gipfelte in der Feststellung, daß die Anlagen der United States Steel Corporation bei der Gründung zwar mit 1325 Millionen Dollars bewerthet wurden, in Wirklichkeit aber nur 625 Millionen werth waren. Ist diese Schätzung richtig, dann war in der Bilanz ein Ozean von 700 Millionen Dollars, der sich freilich seit dem Geburtjahr des Stahltrusts (1901) schon bis auf 280 Millionen verlaufen hat, denn der Bericht konstatirt, daß der heutige Werth des Besitzes der Korporation 1187 Millionen Dollars (bei einem Effektenkapital von 1468 Millionen) beträgt. „Taxen sind Faxen“, hat mal Einer gesagt. Die Zahlen des Untersuchungrichters sind für die Bemessung der Distanz des Trusts zum Gesetz eben so bedeutunglos wie die Ermittelung des Gründergewinnes, der 62 Millionen Dollars betragen haben soll. Was John W. Gates über die Entstehung der Steel Corporation erzählte, war amusant, hielt sich aber in den Grenzen der bekannten Tradition, nach der sich alle Großspekulanten im Dollarland richten. Wie sich die richtigen Leute schließlich fanden, nachdem sie erst heimlich zusammen, dann offen gegen einander operirt hatten, ist höchst erbaulich zu lesen. Der Stahltrust sah die gewichtigsten Namen um seine Wiege vereint: Andrew Carnegie, John Pierpont Morgan, James J. Hill, John W. Gates, H. C. Frick, W. H. Moore, Charles M. Schwab. Und er hat durch seinen Sieg über Gesetz und Regirungsgewalt im Krisenjahr 1907 gezeigt, daß der Geist dieser starken Männer in ihm lebendig geblieben ist. Die Uebernahme des größten Stahlwerkes im Süden, der Tennessee Coal and Iron Co., könnte als Argument gegen seine Redlichkeit verwerthet werden. Wenn nicht wenigstens das Bewußtsein einer Gesetzesverletzung vorhanden gewesen wäre, hätte Roosevelt nicht sein amtliches Plazet zur Verbindung beider Gesellschaften zu geben brauchen. Damals bebten die amerikanischen Ban-

ken in ihren Grundfesten. Der Knickerbocker Trust war zusammengebrochen und mit ihm stürzten andere Finanzinstitute. Das selbe Schicksal drohte der Trust Company of America, bei der die Aktien der Tennessee Co. verpfändet waren. Sie erklärte, daß sie die Papiere verkaufen oder ihre Schalter schließen müsse. Morgan erbot sich, die Aktien zu übernehmen, wenn Roosevelt verspreche, gegen die Fusion der Tennessee-Gesellschaft mit dem Stahltrust die Shermanbill nicht anzuwenden. Der Präsident erklärte sich, um eine Ausdehnung der gefährlichen Börsenpanik zu verhüten, bereit, die Gesetzesverletzung nicht zu ahnden. Er that es, wie er vor der parlamentarischen Kommission zugab, unter dem Zwang der Verhältnisse. Immerhin darf der Stahltrust für sich die Thatsache verwerthen, daß der Präsident ihm für die Angliederung des mächtigsten Konkurrenten im Süden Amnestie ertheilt hat. Wurde durch diese Begnadigung bindendes Recht geschaffen? Dürfen die Stahlmänner sich auf die Zusage Roosevelts berufen? Ist der Stahltrust absoluter Herrscher? Monopolisirt er die Eisen- und Stahlproduktion der Vereinigten Staaten in einer das Gesetz verletzenden Weise?

Der amtliche Bericht sagt: Nein. Die Kontroleure haben festgestellt, daß der Trust zwar 75 Prozent der Erzreichthümer der Union in seinen Besitz gebracht hat, daß aber sein Antheil an der Produktion von Eisen und Stahl, von Schienen, Blechen, Draht, Röhren heute nur noch 50 Prozent der Gesammtmenge beträgt. Im Gründungjahr waren es 60 Prozent; und der Trust hat seine Quote verringert, um der Produktion der „unabhängigen Werke“ den Weg nicht zu sperren. Möglich, daß schlaue Taktiker ihm riethen, für kommende Ereignisse klug vorzusorgen. Jedenfalls hat die „Konjunktur“ des amerikanischen Eisenmarktes die Politik der Steel Corporation sehr gefördert. Sie war niemals gezwungen, ihre Hochöfen und Walzenstraßen restlos auszunutzen. Daß der Trust die Entwickelung der Preise leitete, ergab sich aus dem Ansehen der ihn führenden Persönlichkeiten, die als glaubhafte Meteorologen von den Kollegen geschätzt wurden. Erst in letzter Zeit mußte sich Präsident Gary einmal dem Willen der im Gentlemen's agreement vereinigten Stahlproduzenten beugen und auf seine starre Politik des hohen Preises verzichten. Die Organisation des Stahltrusts wird auch von seinen Gegnern als eine technische Meisterleistung anerkannt. Er wurde gegründet, um einen zwischen Eisen-, Stahl- und Walzwerken drohenden Existenzkampf zu verhindern. Man vereinigte die Gegner in einer Korporation, die ihnen rentables Arbeiten sicherte. Die dem Stahltrust gehörenden Werke ergänzen einander und repräsentiren eine ungeheure fabrikatorische Macht. Die gesammte Eisenerzverarbeitung, vom rohesten Material bis zum Drahtstift, geht im Reich der Steel Corporation vor sich, das in ein Netz eigener Eisenbahnen eingesponnen ist und einer großen Dampferflotte gebietet. Die Beherrschung der Transportwege behagt den strengen Auslegern der Shermanbill aber nicht. Im Netz der Stahlschienen, sagen sie, soll der Konkurrent gefangen werden. Man will ihm den kürzesten Weg vom

Werk zum Markt abschneiden und sichert sich deshalb die Streckenaufsicht. Vielleicht muß der Stahltrust dieser Auffassung ein Opfer bringen und auf die Eisenbahnen verzichten. Er würde an der Operation nicht sterben, da die Schienen, die Lokomotiven und Wagons ihm nicht verloren wären, sondern nur die Firma wechseln müßten. Sie könnten als Inventar einer besonderen Gesellschaft, die offiziell mit dem Trust nichts zu thun hätte, ihrem Zweck weiter dienen. Immerhin: die Körperkraft wird gemindert, wenn einzelne Glieder herausgeschnitten werden; selbst nach günstigem Verlauf der Operation.

Wird die Regirung einen so gründlichen Umbau der größten Kapitalspyramide des Landes wagen? Wenn der Stahltrust intakt bleibt, so ist damit noch kein Praejudiz zu Gunsten anderer Gesellschaften gegeben. Der Staat bliebe freier, als wenn er den Stahltrust zerschlüge; denn solche That zwänge ihn, auch die anderen Kombinationen zu vernichten. Löst man den Kampf gegen die Trusts von allen Sentiments und Ressentiments, so bleibt ein nüchternes Exempel, dessen Fazit nicht gegen, sondern für die Steel Corporation ist. Eine Auftheilung des Effektenkapitals und eine Trennung der Untergesellschaften, über die als Schutzhaube die Trustform gestülpt ist, kann man sich schwer vorstellen. Die Aktien der verschiedenen Gesellschaften mußten an die Shareholders des Trusts, pro rata ihres Besitzes, vertheilt werden. Nun giebt es allein fünf Millionen Stück Stammaktien, von denen ungefähr der fünfte Theil in Europa ist. Die Zahl der Aktionäre hat sich im selben Maß vergrößert, wie die Insiders, die Gründer, sich entlasten konnten. Die Großaktionäre vom Schlag Morgans und Garys haben heute leichteres Steelgepäck als noch vor wenigen Jahren. Und dieser Atomisirung müßte die Vertheilung des Trustbesitzes entsprechen. Ob Das mehr reasonable wäre als die Existenz des Trustriesen? Die Eisen- und Stahlwerke, die jetzt Glieder eines großen Körpers sind, würden zu selbständigen Einzelwesen, die einander, in freiem Wettbewerb, zu bekämpfen hätten. Wer hält Das für möglich? Die Grundidee, die Stütze der Trustherrschaft bringt keine Gewalt aus der amerikanischen Wirthschaft und deren Kapitalgebilden. Das Monopol der überlegenen Kraft bleibt bestehen, selbst wenn der Staat das Vermögen des Trusts konfiszirt. Wird er Unternehmer, so ist auch er auf den Weg gewiesen, den die Korporationen gegangen sind. Ohne Unterdrückung des Wettbewerbes keine Rentabilität des Kapitals: Das ist drüben die Losung. Will man dem Großkapital das Leben unmöglich machen, dann kommts zur Revolution. Davor aber werden sich Alle hüten, die auch nur ein Werthpapierchen im Schrank haben. Und Deren Zahl ist in den Vereinigten Staaten besonders groß. Wahrscheinlich werden also die Weisen wieder Recht behalten, die sagen, auch im Taftreich werde nichts so heiß gegessen, wie es auf dem Herdfeuer war. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 14. Oktober 1911.

Moritz und Rina.

Kressin, Ephraim 1911.

Wali meines Herzens!

Nein: länger trag' ich nicht die Qualen, die Angst, die jede Hoffnung raubt! (Niemann. Unter dem grünen Hütchen als Jägerbursche etwas völlig; mit der blonden Mähne auf dem Hünenrumpf aber der deutscheste Bengel, der sich denken läßt. Links der alte Herr; nicht sehr interessirt, weil Weber, mit Landmädchen, kaum noch sein Fall, doch pflichtgemäß hausherrlich nett. Proszenium rechts: Bismarck; anderthalb Akte lang. Habe ihn nachher nie wieder im Theater gesehen. Deshalb unvergeßlicher Abend. Où sont les neiges d'antan? Heute wärs der gräuliche Generalmajor, der, bei solchem Anlaß im Dragonerrock, Kanzler mimt und in jeder Gruppe, sobald er den langen Rücken zeigt, bewitzelt wird. Wissen wir endlich, wie tief wir heruntergekommen sind?) Bist ja natürlich, wie fast immer, im Recht mit Mahnung zu würdiger Geduld; Alles in Fluß, in Gährung, nichts von einem zum anderen Tag Haltbares zu sagen etc. pp. Doch sitze mal hier, meilenfern von Madrid, mit Einem, der früh und spät über verkümmerte Kartoffeln und andere Weltuntergangszeichen zetert, und stelle Dir vor, daß draußen Alles drunter und drüber geht, Du aber, wie blind und taub, nichts davon siehst und hörst. Die sanftmüthigste Geduld des Christenmenschen kriegt schließlich einen Henkelsprung. Zeitungen? Um zu lesen, welche Wichtigkeit irgendeinem Quatsch des Herrn Bebel oder seiner Leute gegeben wird,

oder mir vorschwatzen zu lassen, der Judenjunge, der den armen Stolypin gemordet hat, sei, beim rechten Licht besehen, gar kein übler Kerl gewesen? Danke für Backobst. Zu alt und, vor grauen Jahren, zu verwöhnt. Als Gänschen den klügsten Männern gelauscht, die den Kram leiteten, und mit weißem Haar auf Hinz und Kunz, Cohn oder Ephraimsohn angewiesen? Lieber noch nichts als das abgestandene Alltagsfutter aus der Kiste für Jedermann aus dem Volk. Gnädiger Herr, o habt Erbarmen: kommt auch in dem gemeinsamen „Freischütz" vor. Gieb dem Herzen ein Stößchen und sage mir, balde, was ich übermorgen denken soll.

Sämmtliche Teufel und Beelzebuben scheinen los. Mir war schon Marokko so ekelhaft wie ranzige Butter. Drei Monate. Ohne die Spur von Sinn und Verstand. Donnerstag die pariser, Sonnabend die berliner Antwort. Diese dicken Titel! Zuerst las ichs. Was vor die Brille kam. Dein Schwager tobte lautlos. In der siebenten Woche ließ er, mit Trauerrand um die Aeuglein, verlauten, unser Besitz, der papierne, sei um ein Viertel entwerthet. Kenne die Melodie, bin nicht schreckhaft und habe für Spieler nichts übrig. Las also weiter. Bis ich dahinter kam, daß wir eine Jammerrolle spielen, und der Junge aus Paris, wo er, Gott seis geklagt, Geschäfte hat, schrieb, von Furcht oder auch nur Respekt sei dort nichts mehr zu merken und der Ton schwanke zwischen Unverschämtheit und verächtlicher Herablassung. Hast den Brief ja gelesen. Da machte ich Schluß. Ob wir irgendwo am Aequator viel oder wenig bekommen, ist mir Jacke wie Hose. Anständig sollen wir sein. Gefürchtet. Nur wollen, was die eigene Kraft erlangen kann. Nicht bei Zwielicht mit dem Schnappsack herumstrolchen. Nach der leisesten Andeutung glänzte das Ehekreuz. Ganz sein Standpunkt. Längst. Und entzückt, daß auch ich nun so weit. „Kiderlen als Erlöser! Unser Fürst würde sich im Tollhaus glauben. Gehts denn seit Juli etwa anders zu?" Das pfauchte, donnerte, raste. Ueberall sei man wüthend, weil wir die Ruhe stören, die Leute um ihr Geld bringen und obendrein noch den Friedensschirm aufspannen. Was könne herauskommen? Tropenland, das uns zur Last wird (für Kolonisation dieser Sorte nicht mehr Talent als Mutter Patzke fürs Tischdecken), und Verlust des guten Namens, dessen Erwerbung so niederträchtig theuer war. Auch der Herr Kanzler hatte einen, könne ihn jetzt aber nur noch durch Selbst-

mord retten; und sein Sekretarius gehöre vor den Staatsgerichtshof, der uns leider fehle. Hörst den Liebling toben? Bis Nebel die Fenster beschlug. Deine Schwester ist abgehärtet; Vater, Bruder, Mann: Alle nicht satinirt. Trotzdem wurde ihr diesmal flimmerig. Verrückt ist Adolf nicht, hatte auch, außer der üblichen halben Treppchen, nichts im Kopf; und selbst der Junge, der sich in Kandare hat und selten laut knirscht, war mit der Feder höllisch wild geworden. In solchen Stunden sperrt ein alter Mensch sich in sein stillstes Zimmer und überlegt. Die Franzosen (scheint mir manchmal) haben ein anderes Gehirn als wir; sind in Ehrensachen aber nicht hinter uns. Sonst hätten sie, mit ihrem über die Puppen gehenden Reichthum, Elsaß-Lothringen schneller verschmerzt. Die sollen, ohne geschlagen zu sein, Land hergeben? Wenn daraus Gutes entsteht, will ich im Winter mit Fliegenstöcken hausiren. „Vogesen in Afrika“: Ausdruck ist gar nicht so dumm. Die Leute werden nicht schwächer, aber rabiater; müssen mit unseren Feinden von gestern und morgen durch Dick und Dünn laufen. Hätten wir wenigstens einen ordentlichen Happen davon! Nuscht, sagen sie hinter Dirschau. Kongoknochen mit unansehnlicher Beilage. Kann mir nicht vorstellen, daß von Anfang an kein anderes Ziel. Behauptet wirds ja; morgens und abends. Von den Uebeln fast das übelste ist heute aber, daß keine Seele mehr glaubt, was die Regirung in die Zeitung setzen läßt. Nicht mal hier in Pommernland. Möchte sie rasend gern vertheidigen. Geht nicht; bei bestem Willen. Oder zeigt der Weiseste morgen eine Möglichkeit?

Vielleicht ist ihm die Platte zu abgespielt. Würde begreifen. Wir nehmen, mit dem besten Heer und einer, nach des Eidams Betheuerung, höchst achtbaren Flotte, jede Maulschelle und jeden Tritt hin; lassen uns von englischen Ministern kommandiren, was wir thun und nicht thun dürfen, von einem Botschafter Seiner Huldvollen Majestät schonunglos hohnigeln und halten geduldig den Schnabel. Wir streicheln die Franzosen wie ein Predigtamtskandidat sein Flanellbräutchen (lothringisches Parlament; seitdem Bethmann begraben): und bohren ihnen dann plötzlich heiße Stecknadeln ins Fleisch. Abgemacht; längst nichts Neues drüber zu sagen. Ein anderes Stück: Tripolis. Bel canto? Jedenfalls neu; und neuer Anlaß zu majoratsherrlicher Tobsucht. „Wenn wir jetzt einen Staatsmann hätten! Die Situation bietet uns ein

Schwert. Bleiben wir wieder pflaumenweich, dann können am Goldenen Horn einpacken. Unsere Leute müßten sich aufraffen und die faulen Römerköpfe abschütteln. Ein wahrer Segen, diesen traurigen Bundesgenossen loszuwerden. Was wollen die Kerle? Jubiläum angeblicher Einheit feiern? Auf unsere Kosten? Sähe ihnen ähnlich. Bis gestern war ihre Mittelmeerpolitik jammervoll kurzsichtig und schlapp. Als sie mit England zusammen in Egypten Ordnung schaffen sollten, hatten sie keine Lust. Tunis, das eigentlich zu Süditalien gehört und ein fetter Bissen ist, ließen sie von den Franzosen verschlucken und wagten, trotzdem die Umklammerung des Tyrrhenischen Meeres verdammt eklig werden mußte, nicht einmal, eine Entschädigung zu fordern. Denn den Weg nach Tripolis hat ihnen Frankreich erst geöffnet, als es selbst ernsthaft an Marokko zu denken begann. Geheimvertrag: Frankreichs désintéressement in Tripolis, Italiens in Marokko. Die Abruzzenhelden brüllen, ihr Recht auf Tripolis sei auch von anderen Großmächten anerkannt worden. Möglich. Für den Fall des Zusammenbruches der Türkei hatte Eduards G. m. b. H. ihnen eine Hypothek auf Tripolis gegeben. Seit 1908 gehts den Türken besser. Machen sie ihre Finanzen gesund und bauen brauchbare Schiffe, dann mag Italien seinen Anspruch in den Schornstein schreiben. Inzwischen nahmen Franzosen und Engländer vom tripolitanischen Hinterland ein Eckchen nach dem anderen. Wenn Rom sich nicht sputete, kams zu spät. Unsere Agadir-Dummheit brachte also den ersehnten Vorwand. Neun Zehntel der Nation wurden tollwüthig und verloren jedes Augenmaß. Weil ihre Marine ziemlich stark ist und das heimlich auf Kriegsfuß gestellte Corps den schmalen fruchtbaren Küstenstrich leicht besetzen kann, meinen sie, die Sache sei ohne besondere Mühe zu machen. Werden sich wundern. Der Marsch ins Innere wird Hunderte von Millionen kosten, die vielleicht nie wieder herauskommen und sich auf absehbare Zeit sicher nicht verzinsen. Aber man ist Römer, Enkel von Caesar und Scipio und muß ‚Kultur verbreiten‘. Warum fängt diese Wohlthätigkeit nicht in der lieben Heimath an, deren halbe Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann und deren Süden von Halbwilden bewohnt wird? Im ehemaligen regno (Neapel) und in Sizilien sind die Zustände mindestens so schlimm wie in der Türkei, die mit Camorra und Maffia bisher nicht beglückt worden ist. Da geschieht nichts; aber das türkische Afrika muß kultivirt werden. Des-

halb aus heiterem Himmel das grobe Ultimatum und nach der viel zu sanften Antwort der Ueberfall. Unser Bundesgenosse greift unseren Freund an und entreißt ihm munter eine Provinz; ein Bundesgenosse, der uns in jeder Noth der letzten Jahre im Stich gelassen hat und ins Lager des Feindes geschlichen ist. Worauf wartet nun dieser p. t. Kanzler noch? Aus Italien ist für uns nichts zu holen; das Bündniß werthlos und sogar lästig. In der Türkei haben wir große Interessen, in Kleinasien Zukunftchancen, für die alle erdenklichen Opfer gebracht worden sind; und wenn die Abrechnung mit England nicht zu vermeiden ist, müssen wir wünschen, daß ihr Schauplatz nicht das Weltmeer sei, wo nur Zufall dem Schwächeren helfen kann, sondern Egypten. Dazu brauchen wir die Türken. Ist uns ja tausendmal zugeflüstert worden. Die müssen wir also jetzt für die Dauer verpflichten. Können's auch; obendrein noch die größten europäischen Gesammtinteressen vertreten und einen Anhang abtrennen, der uns auf jedem Marsch hemmt. Aber ein Bischen schnell: sonst sitzen wir noch im Oktober wieder allein in der Kälte." Habe mirs aufschreiben lassen; weil der Unermeßliche behauptete, sei ganz Deine Meinung. Auch türkisch bis in die fidelen Knochen? Kalchas, Du weißt wohl, warum.

Aber auf die Route kriegt Ihr mich nicht. Für Italiener, wenn nicht Caruso oder Gondoliere, nicht viel übrig; für Haremsherren noch weniger. Das Getechtel mit ihnen hat mir nie gefallen. Dürfen nicht wieder stark werden. Preußen und Paschas: giebt keinen Reim. Will auch nicht leugnen, daß die Kühnheit (Frechheit, sagt Adolf) der Sache mir imponirt. Ein Land erobert, in das unser Deutsches Reich zweimal hineinginge; rasch, muthig und ohne Federlesen. Der kleine Victor Emanuel ist nicht von Pappe und die Volksbegeisterung für den nationalen (und, bitte, doch auch christlichen) Krieg wahre Wonne für Eine, die das ewige Gegurr der Friedenstauben kaum noch ertrug. Wir verschwatzen dreizehn Wochen um allerlei Quark (die berühmte Kompensation soll ja jetzt erst drankommen) und Italien hat nach acht Tagen seine Fahne, wo es sie haben wollte. Geht über meinen Horizont. In Rußland wird im Theater, in Wien, weils bequemer ist, im Reichsrath auf die Minister geschossen. In Amerika muß die Regirung sich mit Millionenräubern und unhöflichen Kanadiern balgen. In Frankreich fliegen die stärksten Panzerkähne mit Mann und Maus in die Luft und aus dem Staatsmuseum werden am hellen

Tag die kostbarsten Bilder gestohlen. Auch England (sagtest es selbst) hat ein dickes Sorgenpäckchen. Bei uns ist Alles in Ordnung (für Kriegsfälle, meine ich). Und gerade wir bleiben im Hintertreffen und thun, als müßten wir uns ducken. Was ist denn mit Kiderlen? Kann in Bukarest doch nicht dumm geworden sein. Erinnert aber an den Bullen im Porzellanladen; rechts und links lauter Scherben. Dietrich, der, strebsam und auf Ansehen als Kreisorakel erpicht, Schnüffelns halber in Berlin war, kam mit der gewohnten Miene des Wissenden zurück und ließ sich von Andächtigen herumreichen. Schlimm könne der Handel nicht werden. Maßgebende hoffen sogar auf ein besseres Verhältniß zu Frankreich, gegen das, weil es uns eine Extrawurst brate, die Algesirasfreunde verstimmt seien und das deshalb versuchen müsse, sich mit uns gut zu stellen. Die Kongostückchen (die nicht Kiderlen verlangt, sondern Cambon angeboten habe) finde kein Mensch schmackhaft; in der Wilhelmstraße werde aber behauptet, der Tag, der uns den portugiesischen Küstenstrich beschere, rücke heran und werde die wahre Bedeutung der Errungenschaft zeigen. Hokuspokus. Blind und taub ist auch eine alte Frau vom Lande nicht. England und Rußland sollen auf Frankreich wüthend sein? Arbeiten ja in schönster Eintracht gegen uns. Von Küstenstrichen verstehe nichts; muß sie aber erst schwarzweißroth angestrichen sehen, ehe ich dran glaube. Ob ichs erlebe? Der Preis bliebe trotzdem unsinnig hoch.

Schluß. Nichts Familiäres heute (außer einem sehnsüchtigen Gruß an Dein sanftes Lottchen). Keine Frage nach Reiseerlebniß des stummen Bruders, der hoffentlich schon im Warmen saß, als in seinem Holland Bäume und Dächer krachten. Ueberhaupt nichts weiter. Daß der künftige Regent der theuren Bundesbrüder in Bayern öffentlich Witzchen drechselt, die S. M. ärgern müssen, wäre der Rede werth. Und der Metternichpfuhl, der zum Himmel stinkt! Noch manches Andere. Später peut-être. Jetzt gehts nicht. Zu aufgeregt. Theuerung (die uns Agrariern, weiß Gott, nicht angenehmer ist als der Trottoirsippe), Alles, bis auf die Höhen und in die Tiefen, verhetzt, draußen nur Nackenschläge: und dabei Wahlen! Wenn Bethmann sein Werk besieht, muß er schaudern lernen. Was wird? Was kann werden? Das Bischen Altweiberhumor ist in diesem gräßlichen Herbst abgewelkt. Manchmal ziehts durch mein Gemüth, das Alles könne gar nicht wirklich sein; nur ein blödsinnig quälender Traum. Ja? Dann wecke schleunig die uralte

Rina.

Berlin (fast schon) Orleanstag 1911.

Liebste!

Von der Reise zurück. Annonciren, wie die Hausärzte, lasse ichs nicht. Muß es Dir aber melden; um entschuldigt zu werden. Erst heute; genau zwölf Stunden vor der Konjunktion des Saturn mit dem Mond. Nur zwei Wichtige gesprochen: also noch beinahe jungfräulich. (Keine Grimasse! Bitte um würdigen Ernst. Die Sache wills.) Habe manchen Sturm erlebt; nie einen, der dem aus der ersten Oktobernacht auch nur ähnelte. Zum Entsetzen schön. Die Nerven zittern noch. Hätte mir aber nicht die Reise verdorben. Das konnten nicht einmal drei Regenwochen. Nein: einfach krank von unserer Politik. Richtig krank. Von früh bis spät unter Druck und Schlaf kaum ziemlich genügend. Schreiben? Um keinen Futterpreis. Lesbares noch heute unmöglich, wo wieder das ganze Stadtgetöse um den Schädel dröhnt. Geheizte Stuben, Telephon und frische Zeitungen. (Die nachgeschickten, einen Tag alten schmecken wie Semmel von gestern und man beknabbert sie nur mit trägen Zähnen; die meisten Nachrichten sind, in so wilder Zeit, ja doch schon überholt oder widerrufen.) Most horrible. Kann mich noch nicht zurechtfinden. Die Einzige aber auch nicht warten lassen. Kurz und schlecht also; ohne Schnörkel und ohne Seelsorgersalbung.

Wo anfangen? Die Kette unserer Tölpeleien scheint endlos. Das Geprahl mit dem Russenvertrag, das den bequemen Pichon stürzte, die Republikaner, die Rußland treulos glaubten, noch schneller den Briten zutrieb und, als die Seifenblase geplatzt war, uns vor sämmtlichen Erdtheilen blamirte. Allgemeines Wahlrecht für die verehrlichen Lothringer; doch wohl auch ein Gegenstand internationaler Politik. Agadir. Hier stock' ich schon. Schäme mich, noch drüber zu reden. Kein fester Plan; die Sachverständigen nicht gehört, die Botschafter nicht vorbereitet. (Wenn der selbstherrliche Schwabe von Metternich und Schoen nichts hielt, mußte er sie wegjagen; durfte sie aber nicht ohne Information und Instruktion lassen und vor der Regirung, bei der sie beglaubigt sind, lächerlich machen.) Keine Fühlung mit Finanz und Presse. Ueber das Hochpolitische, den wahnwitzigen Einfall, französisches Tropenland haben zu wollen, sind wir einig. Alle vom Bau darüber, daß man technisch so erbärmliche Arbeit in der Geschichte der Diplomatie lange suchen müßte. Ergebniß: wir helfen den Franzosen

ins Protektorat, in das nächste und aussichtvollste Kolonialreich, das eine moderne Festlandsmacht je hatte, und zwingen sie zugleich, uns neue Todfeindschaft zu schwören, die jetzt gefährlicher ist als vor vierzig, dreißig, noch zwanzig Jahren. Ein Pfahlblinder konnte die Folgen voraussehen. Der Kanzler ist ahnunglos und der Staatssekretär scheint von Eigensinn und Ruhmgier um seinen derben Menschenverstand gebracht. Von englischen Ministern werden wir wie diebische Landstreicher behandelt und wagen nicht die bescheidenste Abwehr. Wir verlieren Milliarden, den Rest unserer Reputation und haben auf der weiten Erde nicht eine Stimme für unsere Politik, die Brutalität und Schwächlichkeit vereint.

Alle gegen uns; laut oder leise. Nun ists so weit. Drei Botschafter, zwei Minister und ein Unterstaatssekretär stecken die Köpfe zusammen. Woher droht noch Gefahr? Eingebildete vom Dreibund, an den der französische Kleinrentier bei dunklem Himmel glaubt; ernstere von der deutsch-türkischen Intimität. Mindestens eine muß geschwind aus der Welt; glückts, mit einem Schlag beide Gespenster zu treffen: tant mieux. Italien fordert Tripolitanien und die Kyrenaika. Eine türkische Provinz. Von Frankreich und England ihm zugesagt, von Oesterreich-Ungarn, anno Bosnien, zu gefälliger Expansion empfohlen. Deutschland? Selbst wenn sein Kaiser nicht irgendwo einmal geschrieben, gesagt, angedeutet hat, daß er nichts einwenden werde, wird es sich still halten und in Konstantinopel betheuern, daß es überrascht worden sei, für die Habgier seiner Genossen nicht haftbar gemacht werden dürfe und in Rom zu vernünftiger Mäßigung rathen wolle. Da, heißt es dann, seht Ihr Türken den Werth der deutschen Freundschaft. Sie hat Abd ul Aziz, der in dem unabhängigen Kaiserreich Marokko souverain sein sollte, nicht geschützt, Muley Hafid nicht vor dem Joch bewahrt: das Land Wilhelms, der für Integrität und Souverainetät sein Wort verpfändet hat, schafft den Franzosen die Protektoratsmacht. Auf Saladins Grab nannte der Deutsche Kaiser sich Euren Freund; Euren Thronfolger lud er nach Berlin und gab ihm einen hohen Orden. Bosnien, Herzegowina, Tripolitanien läßt er von seinen Sozien verspeisen. Rache für Agadir und die peinlichen Gespräche! Schimpfen nützt nicht. Fein gedreht war das Ding (so fein, daß man in der Wilhelmstraße die Haltung verlor und die Mittagsnoten abends dementirte); von einer länglichen Hand. Warum sitzt Kitchener, Britaniens Bester, als Agent in Kairo? Nach der indi-

schen Herrlichkeit eigentlich keine Stellung. Aber Egyplen könnte, wenn die Junge Türkei sich auf ihr Suzerainrecht besönne und die zur Verstärkung der tripolitanischen Division bestimmten Truppen durchs Pharaonenland schicken wollte, plötzlich Reichsfort werden. Deshalb der Held von Khartum als Nachfolger Gorsts, die Britencadres in der Stille aufgefüllt und die tüchtigen Sudanesen, die gegen den Khalifen nicht ins Feuer zu bringen wären, sacht abgeschoben. Dann Ultimatum, Kriegszustand, Okkupation und britische Preßempörung über den „ungeheuerlichen Friedensbruch“. Billig; und schmutzt nicht. Balkanruhe ist, so weit die vorhandenen Kräfte reichen, garantirt. Schwächung der Türkei, die recht übermüthig geworden war, nur willkommen. Ein Regime, das die letzte Festung auf afrikanischem Boden räumen muß, ist schon halb gestürzt. Fällt Arabien ab, so öffnet ihm Britania die Mutterarme, ist auf beiden Flanken Egyptens den unbequemen Türken los und der Herrschaft im Indischen Ozean noch sicherer als gestern.

Was wir thun sollen? Eine Nesselfrage, ma mie. Dein Unvergleichlicher denkt wie andere kluge Leute: Italien abhalftern und mit dem ganzen Einsatz auf die Türkenseite gehen. Von zehn Diplomaten schwereren Kalibers sind neun dafür. Sehen den Himmel offen: Türkei mobilisirt syrische und arabische Corps, erzwingt, gegen die paar Tausend Tommies, den Marsch durch Egypten (nach Tripolis), ruft in Afrika und Asien alle Mohammedaner zum Heiligen Krieg wider Albion, den Erzfeind, den wir inzwischen auf seinem Stammsitz angreifen, und nach fünf Bierminuten muß der Löwe um Gnade winseln. Ganz unmöglich wärs nicht. Wie aber sähe nach solchem Sieg unsere Welt aus? Der Islam wäre stärker als je, hätte sich den Hindu verbündet, Europa könnte seine Kultur für newyorker Museen einkamphern und ein neuer Abschnitt der Erdgeschichte begönne. Wir aber würden nur gerade so lange respektirt, wie wir unentbehrlich sind. Nicht eine Stunde länger; denn die Kerls können uns nicht riechen. Mahmud Schewket soll, via Colmar Goltz, an S. M. geschrieben haben, das Deutsche Reich, dem Italien doch verloren sei, müsse jetzt der Türkei aus der Klemme helfen; sonst habe es auch am Goldenen Horn ausgespielt. Leider. Sein Wunsch ist aber nicht zu erfüllen. Anstand, Interesse und Kulturpflicht hindern uns, mit den Türken gegen Westeuropa zu ziehen. Das Schauspiel wäre noch toller als eines mit Japan gegen die Vereinigten Staaten verbündeten Britenimperiums. Nicht

zu machen. Die Turbanspekulation, die nicht über Levantehandel und Bagdadbahn hinaussah, war eben immer falsch. Statt englischer morgen islamische Tyrannei: Danke ergebenst; als Europäer und Christ (ohne Glauben, murmelt, nicht ohne Grund, mein Engel). Um Deines Gottes willen liefern die Musulmanen nichts; und wenns einst drauf und dran kommt, können wir sie doch nicht brauchen. Also Italien? Noch weniger. Das muß sich, wenns an der tripolitanischen Küste festsitzt, erst recht dicht an England und Frankreich lehnen, von deren Willen seine Mittelmeerstellung abhängt; kann sich, da ihm, mit solchem Bissen im Hals, der Appetit auf Südtirol, Triest und Albanien schwindet, mit Oesterreich vertragen (scheint mir schon ziemlich) und übermorgen auch offiziell aus dem Dreibund scheiden, der kaum arme Spatzen noch vom Schotenfeld scheucht. Alles aus. Mit den alten Mittelchen gehts nicht weiter; Versöhnungdiners, Oelzweig, Türkentrumpf: Alles abgethan. In dieser traurigen Zeit ists mein einziger Trost. Jetzt wird es anders werden; weil es anders werden muß.

Dein Junge hat gute Augen und Ohren. Die Franzosen haben keine Furcht mehr; und werden das Risiko nie so nüchtern abwägen wie der bedächtige Brite. Sie finden unsere Art, den Nachbar zu behandeln, unerträglich und würden jauchzen, wenn sie, unter ihrem Aviatikerschwarm, gegen uns marschiren dürften. England, sagen sie sich, muß mit und Rußland alles irgend Mögliche zur Abwehr deutschen Machtzuwachses thun; die Berliner finden für diesen Krieg keinen Helfer. Und diesem Kieg sind wir, Amazone, ganz nah, wenn wir französisches Tropenland nehmen. Jede Täuschung wäre Verbrechen. Behutsame Vermittlung zwischen Italien und der Türkei das Dümmste, was sich erdenken ließe. Jetzt muß gehandelt werden. Wir sind klotzig stark und haben mehr zu bieten als ringsum ein Konkurrent. Nützt nicht, so lange Keiner glaubt, daß wir bis aufs Aeußerste durchhalten. Nur da ist die Gefahr. Die kindisch plumpen Fehler, die seit elf Monaten gemacht worden sind, brauchten uns keine Nacht zu verderben, wenn uns draußen noch der alte Blüchermuth zugetraut würde. Zage nicht! Deutschland wird leben; und nicht immer geduldig bleiben. Grüße Deinen Türken und mahne ihn, sich in Bereitschaft zu halten. Morgen braucht das Reich jedes tapfere Herz. Dem tapfersten erquickende Rast!

Moritz.

Kapuzinerpredigt.

Hört, so sprach im preußischen Abgeordnetenhaus Herr von Schorlemer-Lieser, Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, als der Antrag Ecker, von Staates wegen an der Verwirklichung des lüneburger Naturschutzparkplanes mitzuhelfen, auf der Tagesordnung stand: „Dem Ziel der Herren Antragsteller gehört auch meine Sympathie. Aber gegenüber der großen Begeisterung für die Begründung eines Naturschutzparkes, die sich nicht allein in dem Verein selbst, sondern auch in der Presse und, wie mir scheint, auch in diesem Hause geltend macht, halte ich mich auch heute schon für verpflichtet, auf gewisse Bedenken hinzuweisen, die der erhofften, besonders reichhaltigen Unterstützung dieses Vereins und seines Unternehmens durch die preußische Staatsverwaltung entgegenstehen."

Und er wies hin.

Er sagte, daß das in Aussicht genommene Gebiet zwischen Soltau und Hamburg doch „eine zum Theil sehr wenig fruchtbare Fläche" sei und eben aus diesem Grund das Land für Naturschutzparkzwecke sich wohl nicht so ohne Weiteres eigne. Er erklärte weiter, es handle sich, „was die Thierwelt angeht, wesentlich um die Erhaltung des schwarzen Storchs, des Kolkraben und, wie ich glaube, einer Art von Eidechsen", während für „das übrige Wild" in einem großen Theil des Gebietes ohne Kultur die nöthige Nahrung überhaupt nicht zu finden sein werde. Er versicherte endlich, daß an die preußische Staatsregirung fortwährend große finanzielle Anforderungen gestellt werden, und da wisse er doch nicht, ob man auch für ein solches Unternehmen noch so tief in den Beutel greifen dürfe, wie gewünscht werde. Er bestätigte, daß der Bitte um die Erlaubniß zu einer Park-Lotterie die Kaiserliche Genehmigung versagt worden sei und wahrscheinlich auch ferner versagt werden müsse, und rieth, mit der ganzen Geschichte ein Jährlein noch mindestens zu warten. Dann werde man ja sehen, was man für diese Bewegung thun könne, die, wie gesagt, auch ihm durchaus sympathisch sei... Hört: so sprach der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten.

Sprach er geistvoll, witzig, sachkundig? Viel besser als geistvoll hat er gesprochen. So, daß es im deutschen Volk einen Widerhall wecken muß. Ist der Park nicht mit der Hilfe der Regirung zu machen, dann muß es halt ohne sie gehen. Danach hätte man von vorn herein trachten sollen. Aber habt Ihr in den Beutel gegriffen, wie sichs gehörte? Ach ja, einzelne Männer haben zehn-

oder fünfzehntausend Mark auf einen Hieb in die Wäsche gegeben. Von den hunderttausend Mark, die so (über Nacht fast) zusammengekommen sind, wurden im November vorigen Jahres der Wilseder Berg und der anschließende Totengrund angekauft. Der Grundstock für den norddeutschen Park war damit geschaffen. Aber von den übrigen dreißig Millionen zahlungsfähiger Einwohner Deutschlands: was ist von denen verlautbart worden? Ganze siebentausend Männlein haben sich greifen lassen; ganze siebentausend Entzückte sprangen dem Verein als Mitglieder bei.

In mir sitzt eine Stimme, die sagt, man könne froh sein, daß sich so Viele haben aufrütteln lassen; daß unter sechzig Millionen Siebentausend sind, denen es jedesmal ist, als sei von ihnen selber ein Stück auf elendeste Art unters Rad gekommen, wenn sie hören, daß wieder ein stolzes Thier zertrampt worden sei, blos weil ihm nicht gegeben war, sich nach Hase und Huhn das Maul zu verbinden und dem hochmüthigen Abkömmling der bananenlutschenden Uraffenheerde, dem Sohlengänger mit dem Wiederkäuerdarm, dem Schwanzstummel hinten und den Karieszähnen dadurch zu Gefallen zu sein, daß es Häcksel fraß, Speckschwarten ansetzte, mit milden Kuhaugen in die Welt hineinguckte und sich ein Euter so groß wie drei Pompadourbeutel zwischen die Beine hing. Woher solls auch kommen, das nagende Weh über die zunehmende Zertrümmerung jener Geschöpfe, die seit tertiärlichen Zeiten Zeugen der Entwickelung des Menschen und all seiner irdischen Drangsale gewesen sind? Mitgeschundene, Mitgeschleppte, Mitbekriegte, Gefährten bitterster Eiszeitnoth und schläfrigen Höhlenlebens, Zeugen dumpfer, drückender Steinbeilthaten und Zeugen der größeren Thaten der Bronzeart, der Wiederkehr einer wärmeren Sonne und des Aufgehens einer Art Zuversicht? Und auch später immer mit dem Menschen Seite an Seite: Kameraden der Steppen- und Wanderjahre, des würgenden Suchens nach einer Heimath und nach einem Gott?

Man sollte glauben, die Naturwissenschaft habe längst Seide gesponnen und durch Fleisch und Blut hindurch den Menschen mit jedweder Kreatürlichkeit dieser Erde fest verbunden, so daß er in ihr Stufen sieht, über die er hinweggegangen, Larvenstadien seiner Entwickelungzeit, die im Jugendzustand schon reif geworden sind, oder Träume: Träume, die irgendwann in seine Entwickelungzeit von näher oder ferner her hineingespielt und hineingespukt, dann mit einem Winken sich von ihm entfernt haben und wie Wolken ihre eigenen Wege weitergezogen sind durch das All. Man sollte auch erwarten, daß der Mensch diese Träume grüßt,

wenn er ihnen begegnet, weil sie ein Stück seiner Kinderzeit sind, und daß er sich gegen Jeden auflehnt, der aus Dreistigkeit oder Dummheit sich an ihnen vergeht. Oder könnte der Mensch die Welt, die er in neunzehnhundertjährigem Jenseitstaumel auf so elende Art verlor, anders wiedergewinnen als dadurch, daß er (im Geist) demüthig untertaucht in Fischhaut, Reptilienpanzer und Säugethierfell und sich da unten ein Wiedersehen mit den Kräften, die ihn emportrugen, verschafft? Ich sehe nicht, auf welchem Boden sonst noch das Gefühl der Untheilbarkeit zwischen dem Menschen und seiner Erde erwachsen könnte, wenn es nicht aus dem erneuten Durchlebniß seiner Aeonengeschwisterschaft zu Pflanze und Thier kommen soll.

Aber das Kapitel, in dem der Einfluß der Naturwissenschaft auf das ethische Handeln des Menschen erörtert werden könnte, ist vorläufig noch ein Kapitel der Schande. Millionen laufen heute im Land als überzeugte Anhänger der Entwickelunglehre herum, thun fürchterlich aufgeklärt, verbrennen jeden Tag einen Pfaffen, sind Darwinianer, Lamarckianer, Haeckelianer und tragen im Knopfloch das Abzeichen des Freidenkerbundes; aber wie Viele sind wiedergeboren aus dem Geist der Lehre, zu der ihr Mund sich bekennt? Ich müßte nicht abermals betteln gehen für unsere norddeutschen Kameraden aus Thier- und Pflanzenwelt, wenn nicht neunzig von hundert dieser Bekenner tönende Erze und klingende Schellen wären. Ich bin kein Rousseaujüngling mit Flausen im Kopf und Lämmerpoesieidealen. Ich träume nicht von einer Wiederherstellung der Natur, von einer Aufrichtung des Zustandes früherer Zeiten oder von einer Einschränkung der jetzt üblichen Ausbeutungart. Da draußen giebt es nichts wegzuheilen und nichts wiedereinzurichten. „Denn an die Schläge, die der Mensch hineinprasseln ließ in die Umwelt, sind jene Siege geknüpft, deren Ertrag unser Leben so heiß gemacht hat, daß es dahinzuckt wie ein prickelndes Fieber. Ob wir dies heiße Leben lieben, wissen wir nicht, aber gewiß ist, daß wir nichts preisgeben dürfen. Der Bach hat einmal seine Pferdekräfte zum Betrieb einer Fabrik hergegeben. Nun muß er sich auch gefallen lassen, daß wir sie zur Durchtunnelung des Simplon in Anspruch nehmen und von ihnen fordern, daß sie uns im Flug nach Italien tragen, wenn wir so vieler Erfolge so müde sind. Der Wald darf auch nicht mehr wachsen, wie er gern wachsen möchte. Er muß die Axt zu fühlen bekommen, weil wir jeden Baum brauchen, bevor er für Spechte bewohnbar ist, und auch jeden Platz brauchen für einen Baum. Und so müssen an den Folgen moderner Waldwirthschaft Schwärme von Thieren und

Pflanzen zu Grunde gehen oder fortwandern, weil sie im Wald von heute nicht mehr die Bedingungen finden, die ihnen nur das nackte Dasein gestatten. Ja, es wird sogar weitergehen müssen mit Hinrichten, Auflösung und Abbruch und die Führer der Arbeitregimenter werden nicht hindern können, daß der Beschränkte, das Barbärchen und der halbcivilisirte Rentenpolitiker, der Rohling und Franctireur, die (als Mitläufer) in den Reihen der Kulturpioniere stehen und immer dort zu treffen sein werden, Dinge thun, die so wenig nothwendig sind wie das Mordbrennen im Krieg. Aber wie es mitten im Schlachtfeld Orte giebt, über denen die weiße Flagge weht, dem Soldaten ein Zeichen, daß auf diesen Ort nicht geschossen werden darf: so muß es in der Natur einen Platz geben, wo die Macht des Zerstörerthums zu Ende ist und alle Ausbeuterinteressen zu schweigen haben."

Seit ich Dies schrieb, ist festgesetzt worden, daß der Ort mit der weißen Flagge am Pfahl für die Thier- und Pflanzenwelt Norddeutschlands im soltauer Haidegebiet liegen soll. Er wird eine geschlossene Fläche von nahezu vier Quadratmeilen Land umfassen; zwei Millionen Mark werden zum Ankauf, vierzigtausend Mark (jährlich) für die Verwaltung nöthig sein. Aber hat der Minister nicht gesagt, daß dieses Gebiet sich nicht so ohne Weiteres für die Reservation eignen dürfte, weil es zu unfruchtbar sei? Jedes Kind erräth, daß nur ein Kindermann ihm diese Ergötzlichkeit zugeraunt haben kann, ein darwinistisch aufgeklärter natürlich, dessen Rasse das ewige Leben verbrieft hat. Daß die soltauer Haide gerade wegen der geringen Ertragsfähigkeit ihres Bodens ins Auge gefaßt worden war, daß es geradezu ein Frevel gewesen wäre, an Pflanzen und Thiere ein Stück Land verschenken zu wollen, das wegen seiner Fruchtbarkeit auf kleiner und kleinster Fläche vielen Menschen ein Auskommen bieten kann: Das begriff der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten nicht. Er sah auch nicht ein, daß die Abgelegenheit der Gemarkschaft und ihre dünne Bevölkerung (auf vier Quadratmeilen Boden leben dreihundert Menschen beisammen) die Wahl der soltauer Ecke als richtig erscheinen läßt; denn die dünne Bevölkerung erleichtert nicht nur den Erwerb des Gebietes, sondern weist auch darauf hin, daß seit Urzeiten Umstände vorhanden gewesen sein müssen, die die Kultur vom Vordringen in diese Niederungstriche abhielten. Wo aber die Kultur noch wenig kolonisirt hat, sind Fauna und Flora gewiß noch in ursprünglicherem Zustand zu finden als dort, wo der Mensch den Boden an sich gerissen und durch intensive Bewirthschaftung für Zwecke hergerichtet hat, die von den Interessen der pflanzlichen und thierischen Ureinwohnerschaft weit abliegen.

Auch hat der Minister angedeutet, daß die Thier- und Pflanzenwelt sehr armsälig, fast reizlos sei. Kolkrabe, schwarzer Storch und eine Eidechsenart wären so ziemlich Alles? Ja, Nilpferde giebt es nicht mehr zu thesauriren und der letzte Auerochs, den man zur Verbesserung der heimischen Rindviehrasse verwenden könnte, ist auch schon seit elfhundert Jahren tot. Aber wie wärs, wenn wirklich nur Kolkrabe und schwarzer Storch zu retten wären? Wäre nicht jeder von ihnen werth, daß jeder Deutsche jährlich zwei Mark hingäbe? Ist nicht der eine nach langer, langer Abwesenheit in die von Gletschern zermahlenen norddeutschen Niederungen zurückgekehrt und hat dem mürbe gewordenen Steinbeilmenschen die frohe Botschaft gebracht, daß es nun mit Sintfluth und Kälteherrschaft zu Ende sei und hinter ihm auf Millionen Vogelschwingen ein neuer Erdenfrühling heranbrause über den geräderten Norden? Daß er arbeiten möge und nicht verzweifeln? Datirt von dieser Stunde her nicht aller Aufstieg? Und der Kolkrabe? Hat er nicht die Wanderzüge des Bronzezeitmenschen begleitet und das Aas aufgefressen, das der Mensch am Wege ließ? Soll der Kolkrabe nun sterben müssen, weil wir es zu Gesundheitpolizei und Müllverbrennunganstalten gebracht haben, und der Storch verschwinden dürfen, weil wir an den Reden im preußischen Abgeordnetenhaus merken, wann Frühling wird? Oder schämt man sich in Preußen, einen Aasfresser in der heimischen Fauna zu haben, als Erinnerung an Zeiten, wo dieser Vetter in Gott einmal nöthig war, und will drum sein Geld lieber für Ausgrabungen in Ninive und zur Unterstützung von Rennvereinen hergeben?

Oder das kleine stählerne, struppige Haidekraut? Freunde, wir hätten nicht das Automobil, wenn nicht vorher der Mensch auf vier ungefügen Holzrädern, herausgesägt aus einem dicken Eichenstamm, über die Steppe gepoltert wäre. Nun: an dem Tag, an dem Dies geschah, ist das kleine struppige Haidekraut von Finland bis an die Zuydersee ins Glühen gerathen und hat das Land wie Morgenrothschein überzogen. Seitdem flammt es alljährlich, wenn dieser Tag wiederkehrt, auf. Aber die Menschen verstehen Das nicht mehr. Sonst müßte es unter sechzig Millionen Deutscher mehr als siebentausend Seelchen geben, denen dieser Feuerschein zehn Pfennige werth ist. Sechzig Millionen Zehnpfennigstücke, einmal in die Opferbüchse gelegt: und das Haidekraut hätte wenigstens einen Platz, wo es sich noch heute ungenirt an den großen Vergangenheitstag zurückerinnern darf, ohne daß es vor dem Förster zittern müßte, der verwegen sagt: „Unkraut."

Aber was seid Ihr für Leisetreter? Neulich, seht, las ich in

einem Essai, der Mensch sei das einzige Wesen auf Erden, das für die Leiden der übrigen Kreatur Mitgefühl zu empfinden vermöge und sich empören könne, wenn unter ihnen der kleinsten ein Unrecht geschieht. In welchem Schneckenhaus lebt dieser Einsiedlerkrebs? Auf welcher Schäre? Ja, Ihr seid empört, wenn Ihr in den Zeitungen lest, daß bei einer Feuersbrunst in New York hundert Menschen ihr Leben lassen mußten, weil die Rettungeinrichtungen zur Bewältigung der Gefahr nicht genügten, und Ihr lauft zum Kadi, wenn ruchbar wird, daß ein Viehhändler zur Erhöhung seines Profites hundertzwanzig Hammel in einen Eisenbahnwagen zusammengepfercht habe, der nur für achtzig Raum bot: also daß ein Drittel nach qualvollen Stunden erstickte. Aber was ist Eure Entrüstung werth, wenn sie Euch nicht antreibt, beim nächsten Mal zuvorzukommen, statt immerzu hintennach? Ein Jährlein noch, sagt der Minister, und meint es so gut, wie der Staat mit einer Privatsache es meinen kann. Ich bitte: meint Ihr es besser!

Oder soll man von Euch sagen können: Daß sie einen Darwin hatten und daß von ihm Kontakte zur Umwelt, die im Trubel der Jahrtausende verloren gegangen waren, wiederhergestellt worden sind, war vergebens? Die Wissenschaft zeigt Euch, woher Ihr kommt und wo Eure Heimath liegt. Was, glaubt Ihr wohl, hätten vor hundert Jahren die Menschen gethan, wenn ihnen die Wissenschaft so viel über ihre Herkommen- und Brüderschaft zu erzählen vermocht hätte? Sie hätten die Welt in den Arm genommen und sie ans Herz gedrückt. Es hätte Ströme und Kraftentfaltungen gegeben über den ganzen Erdball hin bis zum Himmel hinauf und in ihrer Seele wäre Etwas gewachsen. Ihr verspürt, wenn Ihr von neuen Entdeckungen hört, nur einen Kitzel. Der Eindruck ist ungefähr so, wie wenn Ihr im Variété einen vervollkommneten Akrobatentrick zu sehen bekommt...

Und deshalb, weil Ihr so seid, waren harmlose Menschen gezwungen, einen preußischen Minister zu bemühen und zu etwelchen gar nicht sachkennerhaften Aeußerungen zu verleiten. Sorgt dafür, daß Aehnliches nicht mehr vorkomme, und dekretirt, daß Preußen die vierzigtausend Mark, die gutgläubige Männer von ihm für den Naturschutz erbeten haben, lieber zur Aufbesserung seiner Schullehrergehälter verwende. Dekretirt Das als Volkswillen durch einen kleinen Mammonschub in die Kasse des Naturschutzparkvereins, Stuttgart, Pfizerstr. 5.

Kilchberg. Adolf Koelsch.



Go gle

Im türkischen Parlament.

Erinnerungen an Frühlingstage des Jahres 1910.

Der prachtvolle Tschiraganpalast ist nach dem Brand eine Ruine. Schnell genug hat sich das Parlament in dem ungleich bescheideneren Palais in Funukli niedergelassen. Ein Unnachahmliches hat dieses Parlament: die Lage. Vom Bureau des Präsidenten hat man den Blick auf die asiatische Küste mit Scutari und von der anderen Seite sieht man den Bosporus. In unmittelbarer Nähe des Parlamentsgebäudes, dessen Trottoir von der See bespült wird, erblickt man die Stationschiffe der Botschafter. In den Räumen dieses Palastes hat früher eine kaiserliche Prinzessin gewaltet und einzelne Gemächer scheinen eher Boudoirs als Berathungzimmer. Dies Haus ist ein westöstlicher Divan. Die parlamentarischen Einrichtungen kommen aus dem Westen; die Farbe ist morgenländisch. Es ist Nachmittag; und beim Eintritt höre ich die näselnde Stimme des Muezzin, der die dem Parlament angehörenden Gläubigen zum Gebet auffordert. Laut, feierlich und durchdringend ist sein Ruf. Ich leugne nicht, daß diese zum Himmel gerichteten Schreie mich ergriffen haben. Und die Stimme dieses Muezzin, der mit verzerrtem, nach oben gerichtetem Blick dasteht, ist nicht einmal die beste. Ein Abgeordneter sagte mir: „Mancher Muezzin hat einen edleren Timbre. Der Koran fordert eigentlich, daß der Muezzin schon durch seine schöne Stimme die Seele rührt."

Ich melde mich beim Kammerpräsidenten Achmed Riza Bey an, der mich, da er eben präsidirt, einladen läßt, einstweilen von einer Loge aus der Sitzung beizuwohnen. Ich kenne Achmed Riza von früher her, denn ich hatte, als er in Wien war, Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Er ist seitdem etwas voller und viel grauer geworden. Die anderthalb Jahre politischen Lebens in Konstantinopel sind an dem jetzt dreiundfünfzigjährigen Manne nicht spurlos vorüber gegangen. In den letzten Tagen Abd ul Hamids, als die eben erst zum Leben auferstandene Konstitution bedroht schien, war auch Achmed Riza schwer bedrängt. Hätte er sich nicht Tage lang unauffindbar versteckt gehalten, so wäre er dem Tod kaum entgangen. Ich schaue von der Loge auf einen Wald von Fez hinunter. Das Roth wird aber wohlthätig unterbrochen von einigem Weiß und Grün. Einige Dutzend Hodschas, auch andere Abgeordnete tragen weiße Turbans und mancher Turban hat eine grüne Umrandung. Das Grün bedeutet: Abstammung vom Propheten.

Heute ist gerade eine stürmische Sitzung. Die einer englischen Gesellschaft zu gewährende Schiffahrtkonzession steht auf der Tagesordnung. Ein Redner spricht sehr erregt. Von den Bänken werden heftige Zwischenrufe laut. Die Herren in Turban und Talar machen nicht selten den meisten Lärm. Auch mancher Abkömmling des Propheten schreit mit.

Der Präsident verliert nie seine Ruhe. Manchmal schwingt er die Glocke. Diesem Achmed Riza fehlt es nicht an Grandezza. Er trägt das früh ergraute Haupt mit der Adlernase hoch. Sein Profil ist echt türkisch, obwohl europäisches Blut durch seine Adern rollt. Seine Mutter, die mit ihm in einem Haus lebt, ist eine Wienerin. Einmal hatte ich ihn in Wien in die Stephanskirche begleitet. Da sagte er zu mir: „Ich muß die Stätte sehen, auf der meine Mutter in ihren Kinderjahren kniend gebetet hat."

Die Sitzung zieht sich ungewöhnlich lange hin. Dann empfängt mich Achmed Riza in seinem Bureau. Es ist ein heller, schöner Raum. Man hört von draußen das Pfauchen der Dampfer, man sieht viele weiße Möwen in edlem Schwung über dem Wasser ihre Kreise ziehen. Der Kammerpräsident findet den Schreibtisch voll von Briefen und Druckschriften, die sich im Laufe einiger Stunden angesammelt haben. Seine Stimme ist belegt. Es ist keine Kleinigkeit, Stunden lang einer lärmenden Sitzung zu präsidiren. Wir plaudern diesmal nicht lange, sondern verabreden uns für den nächsten Tag.

Da ist Sonntag und aus Rücksicht für die christlichen Mitglieder der Kammer unterbleibt die Sitzung. Nur die Kommissionen tagen. Ich treffe im Bureau des Präsidenten einen Deputirten von Adrianopel. Er hört unserem Gespräch zu. Wir reden zunächst von den Arbeiten des Parlaments. Achmed Riza beklagt, daß das Budget noch nicht erledigt ist, obwohl das Haushaltsjahr hier am ersten März beginnt. Ueber die Chancen der Jungtürken spricht er optimistisch. „Die Partei ‚Union et progrès' ist stark. Es giebt im Haus keinen einzigen Gegner der Verfassung. Fast Siebenzig tragen den Turban; darunter ist der Vicepräsident der Kammer und der Justizminister. Auch sie gehören unserer Partei an. Die Leute mit den Turbans sind aber nicht alle Hodschas und ganz und gar nicht reaktionär. Wir Alle wollen die Traditionen geschont wissen; arbeiten aber an einer langsamen und sicheren Entwickelung der Türkei. Auch für die Frauen soll etwas geschehen. Konstantinopel bekommt eine große Mädchenschule, die allen Konfessionen offen sein wird. In der auswärtigen Politik arbeite ich schon lange für eine Verständigung der Türkei mit den kleinen Balkanstaaten. Der Plan eines Balkanstaatenbundes scheint mir ausführbar. An Rachepolitik denken wir nicht. Keiner von uns wünscht, an Oesterreich-Ungarn oder Bulgarien für die Annexion osmanischer Gebiete sich zu rächen. Daß Kreta jemals griechisch werde, ist ausgeschlossen. Die Kreter sind heute übrigens die glücklichsten Staatsbürger der ganzen Erde: sie zahlen keine Steuern, stellen keine Soldaten und ihre Insel hat volle Autonomie. Kreta könnte unter griechischer Herrschaft nur verlieren. Wir werden weder die Autonomie noch die Privilegien Kretas antasten. Wir würden auch Griechenland in einen Balkanbund aufnehmen, wenn es ohne Hintergedanken beitreten will. Dann wird sich auch das Schicksal der Millionen Griechen, die im Osmanenreich

leben, glücklich gestalten. Das Ziel unserer Politik ist die Erhaltung des status quo; darum bringen wir auch so große Opfer für die Armee, die fortan berufen sein soll, die Unverletzlichkeit unseres Besitzstandes zu wahren. Wenn uns Europa in Ruhe läßt, uns nicht durch seine Absichten auf den Orient oder durch seine Nebenbuhlerschaften in Spannung hält, leistet es auch sich selbst einen Dienst, weil es der Welt den Frieden sichert. Wir würden, wenn unsere ruhige Entwickelung verbürgt wäre, am Liebsten das Kriegsbudget ganz abschaffen und unsere Einnahmen nur Kulturzwecken widmen. Will uns denn aber Europa in Ruhe lassen? Wir wollen Thaten sehen, nicht nur Worte hören."

Damit schloß unsere Unterhaltung, die aber Freitag, am Festtag der Moslim, fortgesetzt wurde. Sonst pflegt der vielgeplagte Kammerpräsident diesen Tag am Bosporus zuzubringen, wo er sich auf der Jagd erholt. Diesmal aber war er einer Einladung Sir Max Waechters zum Dejeuner auf dessen Yacht „Rovenska" gefolgt, die sich vor dem Arsenal von Tophane neben den Stationären der Botschafter verankert hatte und als deren Gast ich den Orient besuchte. Es war ein strahlend schöner Tag und unter dem blauen Himmel, der sich über uns wölbte, spielte sich gerade eine farbenreiche Scene ab.

Im Arsenalhof der Moschee Mahmudije sollte diesmal der Selamlik abgehalten werden. Als ich, wie zwischen uns verabredet worden war, den Kammerpräsidenten mit dem Boot an der Landungstelle erwartete, um ihn zu der in der Nähe verankerten Yacht zu bringen, waren im Arsenalhof schon die Truppen aufgestellt, die der Ankunft des Sultans harrten. Er sollte zu Wasser von Dolmabagdsche kommen. Schmuck und stattlich präsentirte sich namentlich die berittene Leibwache des Sultans. Jetzt tönen schon von der Wasserseite her Salven. Auf den Stationschiffen, die in Flaggengala prangen, haben sich die Matrosen in Reihe und Glied aufgestellt. Hurras, Cheers, Evvivas, Hochs erschallen. In einem eleganten Kaik, das von vierzehn Ruderern in stilvoller Tracht gezogen wird, naht der Sultan, der unter einem großen rothen Schirm sitzt, dem Ufer. Nur ein Offizier ist bei ihm; hinterdrein kommen noch zwei Kaiks mit dem Gefolge des Sultans. Ich erkenne den stattlichen Ceremonienmeister Ghalib Pascha und den glatten, feinen Ersten Kammerherrn Lutfi Bey, der einst Generalkonsul in Budapest war. Der Sultan geht über Teppiche ans Land; hinter ihm sein Hof. Mohammed V. wandelt etwas müde dahin, und wie er sich der Moschee nähert, erscheint schon auf der Altane des schlanken Minarets der Muezzin in weißem Turban und schmettert seinen melancholisch einförmigen Sang in die helle Frühlingsluft. Der Sultan und sein Gefolge haben ihren Einzug in die festlich beleuchtete Moschee gehalten. Da naht mir vom Lande her die stattliche Gestalt des Kammerpräsidenten. Steif, kühl, fast ceremoniös tritt er heran. Unser Boot, geführt von wackeren englischen Matrosen, bringt uns schnell auf die Yacht, auf der schon andere Gäste warten: der griechische Gesandte Gryparis und seine schöne junge Frau, eine Griechin aus

Egypten. Trotz Kreta begrüßen der jungtürkische Führer und der griechische Gesandte einander sehr herzlich.

Bei Tisch gehts lebhaft zu. Achmed Riza erzählt von seinem vieljährigen Exil in Paris, wo er das jungtürkische Organ, den „Meschweret“, redigirte. Abd ul Hamid setzte Alles in Bewegung, um ihn nach Konstantinopel zu locken. Dem Botschafter Munir Pascha, der die Aufgabe hatte, die Jungtürken zu überwachen und durch Lockungen aller Art zur Versöhnung mit dem Sultan zu bekehren, gelang es nicht, Achmed Riza zu fangen. Da meinte der Großherr: „Was kann den eigensinnigen Mann in Paris festhalten?“ Und der Großherr, dessen Zauberkerker von Yildiz-Kiosk fast so viele Frauen herbergte wie der Palast des weisen Königs Salomo, sagte sich: „Nur eine Frau kann es sein, die den unverheiratheten Jungtürken an Paris fesselt. Suchen wir diese Frau von Paris wegzubringen; ist dieser weibliche Köder einmal nach den Gestaden des Bosporus gelockt, so wird auch Achmed Riza nicht länger in Paris bleiben“. Doch alle Künste versagten. Fast zwanzig Jahre lang sah Achmed Riza weder Konstantinopel noch seine Mutter, die inzwischen eine alte Frau geworden war. Dann kehrte er, als die Sonne der Freiheit über der Hagia Sofia aufgegangen war, in sein Vaterland zurück. Abd ul Hamid, der zum Ober-Jungtürken geworden war, ließ ihm nun seine Gnade leuchten. „Er bot mir das Palais von Kandili am Bosporus mit seinem herrlichen Park als Geschenk an. Ich nahm es dankbar an, in der Absicht, eine Mädchenschule daraus zu machen; längst ersehnte ich ja die Gelegenheit, die Bildung der türkischen Frau zu fördern ...“

Wir sind die Gäste Sir Max Waechters; über dessen Agitation für eine europäische Zollunion sagt Achmed Riza: „Ich hoffe, daß dieser Gedanke sich verwirklichen läßt. Wenn ein Mann sein Talent und seine Begeisterung an ein solches Ziel setzt, so muß man ihn darin unterstützen“. Wir waren noch nicht beim Dessert, als von draußen her durch die offenen Fenster des Speisesaales laute Rufe drangen. Der Sultan kehrte vom Selamlik zurück. Wir eilten auf Deck. Der Sultan schwebte in seinem Kaik an unsere Yacht heran. Der rothe Schirm war verschwunden. Von einem türkischen Schiff wurden Rufe laut: „Lange lebe der Padischah!“ Vom Verdeck aus grüßten wir den Sultan. Einige von uns glaubten, zu merken, daß Mohammed V. dem Kammerpräsidenten besonders freundlich zuwinke. Der aber lächelte und sprach: „Das hat nicht mir gegolten, sondern der schönen Frau Gryparis, die der Sultan erkannt hat“.

Während ich im Wagen durch die große Straße von Galata fahre, erblicke ich einen alten Bekannten. Es ist der Marschall Ghazi Mukhtar Pascha, ein graubärtiger Greis mit Brillen, stattlich anzuschauen, wenn auch etwas gebückt. Ein Freund geht mit ihm und ein Diener folgt ihm. Ich begrüße Mukhtar, den „Siegreichen“, den ältesten Marschall des Reiches, der sich bereits im russisch-türkischen Krieg hervor-

gethan hat und zuletzt Kaiserlicher Kommissar in Egypten war. Mukhtar Pascha ladet mich zu einem Besuch ein. Da sein Konak weit draußen in Haidar Pascha ist, erbitte ich mir die Erlaubniß, lieber im Senat, dessen Vicepräsident er ist, bei ihm vorsprechen zu dürfen.

Das Senatsgebäude steht neben dem Kammerpalast. Die Dampfpinasse setzt mich an einem Nachmittag an der Landungsstelle ab. Mukhtar Pascha empfängt mich sofort in seinem Bureau. Zwei Senatoren sind gerade bei ihm. Er stellt mich den Herren vor. Der hochgewachsene, weißbärtige Mann ist Marschall Fuad Pascha. Der kleine Herr mit dem dünnen Schnurrbärtchen in einem etwas verwitterten Gesicht und dem ziegelrothen Fez, der von den dunkelrothen Fez aller anderen absticht, ist Said Halil Pascha, der Onkel des Khediven und ein Urenkel des berühmten Mehemed Ali. Mukhtar und Fuad tragen die kakifarbene Marschallsuniform mit den goldenen Schulterspangen. Said Halil Pascha spielt ununterbrochen mit einem bernsteinernen Rosenkranz, den er durch die Finger gleiten läßt. Der Raum, in dem wir sitzen, ist einfach. Rothe Teppiche bedecken den Boden. Aber das ganze Milieu ist aristokratisch. Said Halil Pascha erscheint wie das Produkt von Geschlechtern, die in Wohlleben und Luxus ihr Dasein hingebracht haben. Man denkt bei seinem Anblick mehr an seinen Verwandten Ismail Pascha, unter dessen Khediviat sich Kairo in ein Zaubermärchen verwandelt und für den Verdi die „Aïda“ komponirt hat, als etwa an Mehemed Ali, den Kriegshelden. Er spielt noch immer mit dem Rosenkranz; und ich erinnere mich dabei an Novellis „Shylock“, durch dessen Finger die Perlen gleiten. Als ich den großen italienischen Schauspieler einmal fragte, warum er den venezianischen Juden immer mit den Perlen spielen lasse, antwortete er: „Die Reichen der Vorzeit Venedigs, insbesondere die Juden, hatten die Gewohnheit, mit solch einem Rosenkranz zu spielen“.

Die beiden anderen Senatoren haben sich entfernt und ich bin mit Ghazi Mukhtar allein. Wir sprechen von der neuen Aera. Der Marschall sagt: „Einen Rückfall in die alte Zeit der Autokratie halte ich für ausgeschlossen. Die Konstitution wird aufrecht bleiben. Dessen bin ich gewiß. Freilich fragt sich, ob Alles richtig ist, was geschieht. Sorgsame Schonung der Traditionen wäre zu empfehlen“. Ich frage ihn, ob es auch im Senat Parteien gebe. Der Ghazi erwidert: „Nein, Gott sei Dank. Wir sind die Bremse an der Staatsmaschine. Wir müssen objektiv prüfen und statt der Parteileidenschaft, die heftig genug in der Kammer wüthet, das sachliche Urtheil walten lassen. Im Senat, der übrigens nur aus etwa fünfzig Mitgliedern besteht (und davon sind meist Einige krank), haben wir Sachverständige für alle Hauptgebiete staatlichen Lebens: Militärwesen, Finanzen, Justiz und Verwaltung“.

Während wir so miteinander sprechen, öffnet sich die Thür. Ein kräftiger, graubärtiger Mann mit energischem, klugem Gesichtsausdruck tritt ins Zimmer: Ferid Pascha, der Großwesir war. Ich kann ihm

einige einführende Zeilen überreichen und werde gebeten, ihn in seinem Konak, im Quartier von Nischantasch, morgen zu besuchen.

Ferid Pascha hat die Güte, mich persönlich dem Präsidenten des Senates, dem ehemaligen Großwesir Said Pascha, vorzustellen. Nun sitze ich zwei gewesenen Großwesiren gegenüber. Ferid Pascha sieht wie ein Mann aus, dem noch eine Zukunft blüht. Said Pascha ist nur Vergangenheit, wie Kiamil Pascha, der, ein fünfundachtzigjähriger Greis, soeben eine Lungenentzündung durchgemacht hat. Said Pascha ist um zehn Jahre jünger als Kiamil, sieht aber greisenhaft aus. Ein zusammengefallenes Männchen („Kütschük", der Kleine, wird er genannt), das wenig auf sein Aeußeres zu halten scheint. Ein struppiger, weißer Bart umrahmt sein Gesicht, aus dem kleine tiefdunkle Augen leuchten. Seine Stimme klingt schwach. Er spricht langsam und bedächtig. Er wägt die Worte und ergeht sich in Abstraktionen und Allgemeinheiten. „Et quelle est votre opinion?" Mit dieser Frage schließt er fast jeden Satz. Er zeigt eine ängstliche Höflichkeit und scheint sich vor jedem Anstoß sorgsam zu hüten. Vielleicht käme er in die Versuchung, ein Lobredner der alten Zeit zu werden, wenn diese Zeit Hamids nicht gar so verpönt wäre.

„Sie sind so freundlich," sagt er, „an meine angeblich reichen Erfahrungen aus der Vergangenheit zu appelliren und mich aufzufordern, über Gegenwart und Zukunft der Türkei Etwas zu sagen. Aber die Erfahrungen, die ich in einem vieljährigen und wiederholten Großwesirat gesammelt habe, passen weder auf die Gegenwart noch auf die Zukunft. Ich habe in Verhältnissen und unter Bedingungen regirt, die denen von heute nicht ähnlich sind. „Et quelle est votre opinion?" Seine Augen, die zu Boden blickten, so lange er seine Gedanken sammelte und entwickelte, öffnen sich und schauen unter den buschigen Brauen forschend auf mich.

„Könnte meine Meinung denn irgendein Interesse für Männer haben, die in Entscheidungstunden an der Spitze des Staates standen? Das anzunehmen, wäre wohl unbescheiden. Eure Hoheiten erscheinen mir ja wie die Chroniken einer ganzen Zeit." Ich wandte mich zu Said Pascha und sagte: „Ihre Persönlichkeit ist ja ein Jahrzehnt osmanischer Geschichte".

„Sagen Sie lieber: zwei Jahrzehnte", rief Ferid Pascha; und erinnerte daran, daß Said Pascha schon vor dreißig Jahren zum ersten Mal Großwesir gewesen war.

„Ich blättere in der osmanischen Geschichte. Ein Kapitel ,Said Pascha' ist abgeschlossen und das Kapitel ,Ferid Pascha' fängt an. Auch dieses schließt; und das nächste heißt ,Said Pascha oder die wiedererstandene Verfassung'.

Said Pascha: „Die Geschichte wird sagen, wo wir Gutes gethan und worin wir gefehlt haben."

„Wie denken Eure Hoheit über ein freundliches Zusammenwirken

zwischen Ihrem Kaiserstaat und der österreichisch-ungarischen Monarchie?“

Said Pascha (nach kurzem Zögern): „Welche Gefühle hegt man in Oesterreich-Ungarn für uns?“

„Eure Hoheit, ich mache keine Phrasen, wenn ich sage, daß alle Volksstämme, besonders aber Deutsche und Ungarn Freundschaft für die Osmanen hegen.“

Said Pascha: „Das höre ich gern. Auch ich habe immer gern mit Oesterreich-Ungarn zusammen gearbeitet; schon in den Tagen, als Baron Haymerle und nach ihm Graf Kalnoky die auswärtige Politik leitete. Ich glaube, das herzliche Einvernehmen der beiden Nachbarn wird fortdauern. Nichts, gar nichts trennt uns mehr nach Ueberwindung der früheren Mißverständnisse. Mir liegt auch daran, zu betonen, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn für die Erhaltung des Friedens von größter Bedeutung sind; schon deshalb müssen wir ihnen freundlich gesinnt sein. Ich hoffe, daß wirthschaftliche Aufgaben Oesterreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei einander immer näher bringen werden, und glaube, daß auch die Regirung so denkt. Doch erfährt der Senat, dessen Präsident ich bin, über die internationale Politik nicht genug, um genau Bescheid zu wissen.“

Said Pascha geleitete mich artig bis an die Thür und schlich dann auf den Präsidentensitz, wo er mit schwacher Stimme die Sitzung eröffnete. Aus der großen Loge, in die Ferid Pascha mich geleitet hatte, sah ich hinunter auf die Versammlung der Senatoren. Vornehme Würde schien über diesem Kreis zu liegen. Man merkt: da sitzen die konservativen Bremser des Reiches; darunter auch fromme Herren, die an den alten Satzungen festhalten. Der Präsident sitzt fast theilnahmlos da. Ist ers wirklich? Es gibt Leute, die behaupten, er könne sogar noch einmal Großwesir werden und sei gesünder, kräftiger und jünger, als er scheine. Dann würde er ja dem Kardinal Peretti gleichen, dem ehemaligen Sauhirten, der auf Krücken ins Konklave humpelte und sie als erwählter Papst Sixtus dann von sich warf. Wird Said Pascha noch einmal die Welt verblüffen?

In der Versammlung sehe ich einen ehemaligen Botschafter: Galib Bey. Er war kurze Zeit in Wien, von wo er nach Berlin versetzt wurde. Eine Weile blieb sein Gehalt aus, dann fiel er beim Großherrn in Ungnade, ward in Konstantinopel von Spionen überwacht und seine Freunde wagten es nicht einmal, ihn öffentlich zu grüßen. Und so hat die Mehrzahl dieser Senatoren ihre Leidensgeschichte. Vielleicht haben manchen erst die Leiden fromm gemacht. . . .

Ich plaudere dann in einem kleinen Raum mit Ferid Pascha. In einer Ecke kauert einer seiner Kollegen vom Senat; auch ein Minister a. D. „Er betet,“ sagt Ferid Pascha zu mir; „er ist ein braver Mann.“

Wien. Sigmund Münz.



Tommaso Grossi.*)

Die meisten Engländer, die in Italien reisen, kommen mir vor wie Leute, die öfter Titus Livius, Horaz und andere klassische Autoren lesen, als sie ihre Augen vor der Welt aufthun. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Reisenden dieser Sorte nicht gemerkt haben, daß man unter dem Namen Italienisch ein Dutzend verschiedener Sprachen versteht, wie das Piemontesische, Genuesische, Venezianische, Bolognesische, den mailänder Dialekt und so weiter. Nur sehr widerwillig entschließt sich ein großer Dichter, in einer toten Sprache zu schreiben, einer Sprache, in der er nie mit seiner Geliebten, seinen Freunden und Nebenbuhlern gesprochen hat. Der literarische Stolz nimmt an dieser Wahrheit Anstoß; ich will ihm mit Thatsachen antworten. Welche Namen Italiens könnte man heute denen Grossis und Burattis entgegensetzen? Ich sehe nur Monti und Foscolo. Monti ist in ehrwürdiges Alter gelangt und schreibt nicht mehr; und wenn dichterische Gluth der Lebensnerv der Poesie ist, so zögere ich nicht, die Literaten der Akademie durch die Behauptung zu ärgern, daß man sich der Dichtungen von Buratti und Tommaso Grossi noch lange Zeit entsinnen wird, wenn die „Gräber“ von Ugo Foscolo längst vergessen sein werden. Leider werden Grossi und Buratti nur von einer Million Italiener verstanden, die Mailändisch, und von zwei bis drei Millionen, die Venezianisch sprechen. Allerdings ist der Despotismus hier so furchtbar, daß die köstlichen Satiren dieser großen Dichter vielleicht nie gedruckt werden.

Meine heutige Absicht ist, von „Prina, eine Vision“, zu reden. Das ist ein Gedicht von zweihundertsechsundvierzig Versen, das in Mailand 1816 eines Tages auf dem Pflaster gefunden wurde. Noch waren wenige Stunden verstrichen, als Bevölkerung und Regirung Mailands sich nur mit dieser liebenswürdigen Satire beschäftigten. So groß ist die Erregbarkeit dieses Volkes, so groß seine Sorglosigkeit gegenüber blos nützlichen Dingen; ein schönes Kunstwerk entreißt sie völlig den materiellen Interessen. Um die magische Wirkung dieses Gedichtes zu verstehen, müssen Sie sich einige Ereignisse ins Gedächtniß rufen, deren Schauplatz die Lombardei war, dieses Land, das dem

*) Tommaso Grossi (1791 bis 1853), Notar und Schriftsteller, vermählt mit Giovanna Alfieri, des Dichters Tochter. Er schrieb mailänder Dialektgedichte (Poesie scelte di T. Grossi e di Carlo Porta, Mailand 1817, erweiterte Auflage 1827; vollständig in „Poesie Milanesi di Carlo Porta e Tommaso Grossi“, Mailand 1903), Versnovellen (Ildegonda, 1820, Ulrico e Lida, 1837, La fuggitiva, 1844), das Epos „I Lombardi alla prima Crocciata (Mailand 1826) und den historischen Roman „Marco Visconti“ (Mailand 1834) im Stil von Manzonis „Verlobten“ (deutsch von Czernowski, Köln und Aachen 1835). Ueber „Ildegonda“: „Tag- und Jahreshefte“ (1821) von Goethe, der an dieser Dichtung das Danteske bewundert, aber das Gruselige tadelt.

übrigen Italien seit vierzig Jahren um ein Jahrhundert in der Kultur voran ist.

Am zwanzigsten April 1814 wurde der Finanzminister Prina vom mailänder Pöbel, der von den Reichen und Adeligen bestochen und aufgehetzt war, mit Regenschirmen erschlagen. Er war der einzige geniale Mensch, den Napoleon in seinem Königreich Italien angestellt hat. Der fürchtete stets, daß dieses Königreich, dessen gesetzgebende Körperschaft er 1805 aufgelöst hatte, sich von Frankreich losreißen werde.

Zu Prinas Ermordung thaten sich drei Parteien zusammen: die österreichische Partei, die Partei Derer, die der Hochmuth des Vicekönigs Eugen (Beauharnais) verletzt hatte, und schließlich die ganz kleine Partei, die liberale Institutionen forderte. Die österreichische Partei, von den Priestern geführt und geschickter als die beiden anderen, täuschte sie mit einer Schlauheit, die dem vielgerühmten italienischen Scharfsinn wenig Ehre machte. Die österreichische Partei ließ sich von den reichen Kaufleuten, die der Vicekönig in seiner Bevorzugung des Adels vor den Kopf gestoßen hatte, große Summen vorschießen. Mit diesem Geld bestach man zweihundert Habenichtse; doch obwohl diese Leute ihr Geld in der Tasche hatten und durch die Gegenwart der vornehmsten Adeligen angefeuert wurden, die mit dem Schirm in der Hand (denn es regnete stark) mitten unter den Mördern standen und schrien, so hatte doch Keiner von ihnen den Schneid, Prina zu töten. Man riß ihn aus seinem Palazzo, schlug ihn nieder und ließ ihn fünf Stunden lang halbtot am Boden liegen, während man ihm alle Viertelstunden einen Hieb mit dem Griff eines Regenschirmes versetzte. In diesem Zustand schleifte man ihn vierhundert Schritt weit. Zwei Dragoner zu Pferde kamen vorüber; sechstausend Mörder ergriffen die Flucht. Die Dragoner ritten weiter, da sie keinen Auftrag hatten. Die sechstausend Habenichtse, darunter die zweihundert gedungenen Mörder, schaarten sich von Neuem um den armen Prina und schleppten ihn weiter. Sie kamen an der Kirche San Giovanni alle Case rotte vorbei. Der Priester dieser Kirche, obwohl nicht zur Verschwörung gehörend, ließ die Kirchenthüren schließen, als einige mitleidige Menschen, die den Körper Prinas umgaben, ihn dorthin tragen wollten. Er konnte noch sprechen und hatte keine tödliche Wunde; er rief mit ziemlich fester Stimme: „Um Gottes willen, macht ein Ende mit mir!“ Eine jetzt von Buratti verherrlichte Persönlichkeit, der Marchese Marucci (Grieche von Geburt, russischer Spion und wilder Ultra), der Held der „Elefanteide“ des venezianischen Dichters, nahm diese Bitte mit dem wüthenden Ruf auf: „Macht ein Ende! Macht ein Ende!“ Endlich, um fünf Uhr, hörte der unglückliche Prina, den man mittags aus seinem Hause gezerrt hatte, zu leben auf. Als der Pöbel ihn tot sah, verdoppelte sich seine Wuth; man schleifte den Leichnam durch die Straßen, bis er jede menschliche Gestalt verloren hatte. In der selben Nacht ward er heimlich auf den großen Kirchhof von Mailand an der Straße nach Como, genannt Il Foppon, gebracht.

Kaum war Prina ermordet und der mailänder Pöbel durch ein Verbrechen blosgestellt, so machte sich die österreichische Partei eben so lustig über die Bürger, die mit der Bevorzugung der Aristokraten durch den Vicekönig unzufrieden gewesen waren und die das Geld hergegeben hatten, wie über die geringe Anzahl junger kopfloser Liberaler, die nicht einsahen, daß die Lombardei, ehe sie zu einer Verfassung reif wurde, vierzig Jahre lang den aufgeklärten Despotismus eines Napoleon nöthig hatte.

Ich brauche nicht zu betonen, daß alle alten Mißstände mit der österreichischen Verwaltung wieder einkehrten. Diese Verwaltung war zwischen 1814 und 1820 klug und menschlich; der Statthalter von Belleville und nach ihm der Graf Saurau waren gemäßigt und anständig; nur wurden sie vielfach vom Adel beeinflußt, der sich nach seinen alten Vorrechten zurücksehnte und diesen besonnenen Statthaltern zu sagen schien: „Wozu haben wir Prina denn ermordet?“

Die Unzufriedenheit war im Jahr 1816 groß, als man eines schönen Morgens auf dem Straßenpflaster mehrere Kopien des berühmten Gedichtes fand, zu dem ich jetzt von den politischen Erörterungen übergehe. Es betitelt sich in mailändischem Dialekt „El di d'incoeu“ (Der heutige Tag), Vision. „El di d'incoeu“ bedeutet auf Mailändisch auch: „So weit sind wir gekommen“. Der Dichter läßt einen gutmüthigen Mann von gesundem Verstand, doch abergläubig und voll Haß gegen jede Regirung, reden. Das ist ungefähr die Personifikation des heutigen Lombarden; wenigstens ist es die Menschenart, der ich in Venedig täglich begegne. Der gute Mailänder spricht im familiärsten Stil, dem malerischsten, den ich kenne, im Stil des Engländers Crabbe,*) doch hundertmal feuriger.**)

Es war in einer gruseligen Nacht,
Schwarz wie ein Wolfesschlund, ganz ohne Sterne.
Kein Schritt und Tritt, den was Lebendiges macht,
Kein Athemzug. Ein Hund nur heulte ferne,
Als meldet' er was Fürchterliches an
Und sähe den leibhaften Sensenmann.

Ich stapfte heim nach Mailand; auf der Straße
Von Como kam ich mutterseelallein.
Ich lief drauf los und wahrlich nicht zum Spaße:
Bei dem Geheul ging mirs durch Mark und Bein.
'ne ferne Thurmuhr hört' ich durch die Nacht.
Ich horchte; ausgerechnet: Mitternacht.

Da eben tauchte dicht vor mir empor
'ne niedre Mauer: ich erkannte sie.

*) George Crabbe (1754 bis 1832), englischer Dichter von kräftigem Realismus.

**) Stendhal giebt das folgende Bruchstück in Prosaübersetzung. Es ist von mir in deutsche Verse übertragen worden.

Es war die vom Foppon; das Gitterthor
That sich schon auf; mir schlotterten die Knie.
Ich sah hindurch: dort schlief mein Mütterlein . . .
Auf einmal puffts — ein greller Flammenschein.

Und auf den Kirchhofskreuzen all im Rund
Zuckt fahler Widerschein (wie ward mir bange!),
Die Kreuze bebten und es barst der Grund.
Und eine Stimme, schwach, doch lang, o lange,
Scholl irgendwo hervor aus Grabestiefe,
Wie wenn ein Sterbender um Hilfe riefe.

Doch schließlich ward sie klarer und zuletzt
Rief sie: „Freund Rocco, komm doch einmal her!"
Als ich Das hörte, war ich baß entsetzt,
Denn Rocco hieß ich selbst. Wie Blei so schwer
Ward jedes Glied mir und verwirrt der Sinn,
Und wie 'ne Faschingspuppe plumpst' ich hin.

Was dann geschah? Ich weiß nichts als das Eine:
Als ich zu Sinnen kam, befand ich mich
Im Dunkeln auf 'nem Haufen Totenbeine.
Und diese Knochen, hu, die regten sich
Just unter mir und, meiner Treu, ich rollte
Fast in ein Grab, als ich aufstehen wollte.

In dieses Grabes Schoß sah ich 'nen bleichen
Schein, der sich sacht erhob. Ich starrte hin:
Lag ich im Traum? Wacht' ich? War da 'ne Leiche?
Endlich erkannt' ichs: ein Gespenst lag drin
Und reckte sich, ein Lichtlein in der Hand,
Allmählich hoch, halb über Grabesrand.

Gott, wie es aussah! Rühren konnts 'nen Stein!
Der blut'ge Mund, zahnlos und arg verschwollen,
Die Lippen ausgefetzt, das Nasenbein
Zertrümmert und die Augen vorgequollen.
Der Schädel eingedrückt, verrenkt die Arme,
Die Brust voll Beulen, daß es Gott erbarme!

Dem unglücklichen Geiste fiel das Haar
In wirren Strähnen nieder in das wunde
Gesicht, mit Blut, das dick geronnen war,
Und Schmutz verkleistert, festgeklebt am Munde,
Den Schlamm und Blut erfüllten; das Gebiß
Nur ein paar wackelige Zähne wies.

Mir war ganz wunderlich zu Muth. Ich stand
Noch immer da und wußte nicht, obs wahr,

Ob es ein Traum war, starrte unverwandt
Auf die Gestalt; mein Athem stockte gar,
Als ich so sah, wie dieser arme Wicht
Die Arme regen wollt' und konnt' es nicht.

Denn wie er sich auch quälte mit den Knochen,
Das Fleischgeklump erhob sich nicht vom Rumpf
Und seine Glieder sanken wie gebrochen
Wieder zurück; er konnte nur den Stumpf,
Der an den Schultern saß, ein Wenig heben
Und baumelnd hing der Rest wie ohne Leben.

Als Das nun eine Weile so gewährt,
Merkt' er: es war umsonst. Da, voller Wuth,
Warf er den Kopf zurück. Das Haar, beschwert
Mit all dem Schlamm und dem verdickten Blut,
Fiel ins Genick. Nicht so zum Gruseln mehr
Schaut' er nun aus; und also redet' er:

„Wie geht es heuer denn in Mailand zu,
Seit anno Vierzehn, zwanzigster April?“
Als ich Das höre, schwant' es mir im Nu:
Das ist wohl gar . . . Ich starr' ihn an und will
Die Züg' erkennen, wissen, wie er heißt:
Bei Gott, es ist Minister Prinas Geist!

„Ach Excellenz, ich bitte, mir zu glauben,
Bei diesem Schurkenstreiche war ich nicht;
Ich machte mich gleich anfangs aus dem Staube.“
Und er darauf: „Deswegen frag' ich nicht.
Was profitirte Mailand? War es klug,
Daß man mich, schnöder als 'nen Hund, erschlug?“

„Gebs Gott, Herr Graf, daß dieses Bubenstück
Zum Himmel Sie befördert aus der Gruft!
Was uns betrifft, so wars kein großes Glück;
Bei San Fedele gabs ein Bischen Luft . . .“*)
„Wie?“ rief der Geist. „Die Freiheit . . .“ „Leise doch
Pst! Excellenz, sonst steckt man Sie ins Loch!“

Da sah ich, wie sein blutiges Gesicht
Zur Fratze sich verzog, als wollt' er lachen.
Nun faßt' ich mir ein Herz und gab Bericht
Von allen mittlerweil passirten Sachen.

*) Anspielung auf den öffentlichen Platz, der an der Stelle von Prinas zerstörtem Palast angelegt wurde. Dieser Platz liegt gegenüber der Kirche San Fedele. Das war der einzige Vortheil, den Prinas Ermordung den Mailändern brachte (Stendhal).

Von Anfang an, geordnet sagt' ichs her,
Beginnend mit der Deutschen Wiederkehr . . .

„Kaum waren sie im Land, so wirkt der Baß
Ihrer Teutonenstimmen so sehr auf die Esser
Der kleinen Brote,*) daß ein Aderlaß
Vonnöthen war und sie nun ganz ans Messer
Geliefert sind; sie waren ja durch Darben
Längst so entkräftet, daß sie beinah starben . . .

Derweilen füllen sich mit unserm Brot
Und Korn die Speicher, fremdem Volk zum Lohn;
Und wenn die Armen schrein in Hungersnoth,
So thut man nichts, als eine Petition
Nach Wien an den Reichshofrath abzufassen:
Ob man sie soll, ob nicht verhungern lassen.

Doch da besagter Hofrath „Eil mit Weile“
Zum Grundsatz hat und sich gar lang besinnt,
So speist man uns mit Glauben mittlerweile,
Lehrt Gottesfurcht, damit wir ruhig sind.
Die Religion ist ja recht schön und gut,
Wenn man dabei nur nicht verhungern thut.

Derweil ist Mailand nun voll Eitelkeit,
Voll Grafen, Rittern, Lumpen jeder Sorte,
Ganz ohne jeden Grips, doch stets bereit
Zu Fußtritten, den Mund voll frecher Worte.
Verdienst, doch arm und ohne Adelsbrief,
Verkriecht sich in den Kehrichtwinkel tief . . .“

So lang und breit klagt' ich ihm unser Leid,
All das enttäuschte Hoffen, seit der Stunde,
Wo uns die Deutschen, wie es heißt, „befreit“.
Er rührte nicht ein Glied, hing mir am Munde,
Hielt selbst den Athem an. Jedoch ich spürte,
Daß ich damit nur seine Freude schürte.

Denn wer Minister war, hat auch im Grabe
Das Herz von einem; und man findet nicht
Für solche Ohren eine bessre Labe
Als Klag' und Leid. Indeß dem armen Wicht,
Nach den Erfahrungen, die er gemacht,
Sei seines Herzens Härte nicht verdacht!

*) Das Brot wurde theurer und die Brötchen um die Hälfte kleiner (Stendhal).

Genug, kaum merkt' ich Prinas Wohlbehagen,
Flugs wandte ich das Segel, denn, bei Gott,
Nie werd' ich 'nem Minister Etwas sagen,
Das ihm gefällt, ob lebend oder tot.
Den Faden meiner Rede spann ich fort,
Doch anders nun; ich sagte, Wort vor Wort:

„Herr Graf", begann ich, „müssen nämlich wissen,
Daß wir in Mailand, trotz den deutschen Bauern,
Zufrieden sind mit unsern Leckerbissen,
Ja, lustig wie der Papst und ohne Trauern
Die bittren Pillen schlucken wie Konfekt,
Weil Kaiser Franz uns liebt und Liebe weckt."

Hier wird der Satiriker maßlos, ohne einen Augenblick aufzuhören, lustig zu sein. Diese Farbe bringen wir in unserer blassen Wiedergabe nie heraus. Der Dichter ist da unvergleichlich, wo er von den allgemeinen Klagen der Lombardei zur Persönlichkeit der Tyrannen, der großen und kleinen, übergeht, die sofort nach Napoleons Sturz wieder auftauchten. Alle Erbärmlichkeiten kamen wieder zum Vorschein (genau wie in Frankreich nach der Rückkehr der Bourbonen anno 1814). Der Dichter schildert sie mit äußerster Energie und vermeidet doch stets sorgsam den gehobenen Stil. Seine Beschreibungen wären in der Uebersetzung oft furchtbar. Das kommt von dem Unterschied zwischen unserem Phlegma und der Erregbarkeit dieses Landes, das zweitausend Jahre vor uns eine Kultur besaß. Die Energie mißfällt in Italien nie; sie kann nicht mißfallen. Die Gefühlsweise dieses Volkes ist wunderbar; seine erste Regung den Künsten gegenüber ist stets richtig. Lächerlich ist nur, wie es über die Künste redet. Kürzlich hörte ich Canova in Rom alle Bildhauer loben, die man erwähnte; selbst an den erbärmlichsten Steinmetzen, welche die menschliche Gestalt kaum wiederzugeben wissen, fand er Etwas zu bewundern. Obwohl vom Papst und von dem Kardinal Consalvi protegirt, fürchtete er doch, sich Feinde zu machen. Der Einfluß der Jesuiten und der Regirung hat die Kunstkritik der Italiener jämmerlich erniedrigt. So ist es den Jesuiten seit zweihundert Jahren gelungen, Dante als „schauderhaft" empfinden zu lassen. Erst seit dreißig Jahren wagt man, diesen Großen wieder nach seinem Verdienst zu bewundern.

Der Dichter, dem man die „Vision Prina" verdankt, hat sich offenbar an Dante gebildet; es ist die selbe Energie und die selbe erschreckende Wahrheit des Ausdruckes. Ich habe sechs Monate gebraucht, um das Mailändische gut zu verstehen, doch ich habe diese Mühe nicht bereut, da sie mich in den Stand setzte, diese köstliche Satire zu lesen; weder Crabbe noch Lord Byron besitzt die selbe Energie. Der Dichter vermeidet die pomphaften, abstrakten, philosophischen Ausdrücke, mit denen Lord Byron prunkt; er wählt stets das familiärste, komischste,

malerischste Wort; er wendet sich nie an den Geist; er malt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das ganze Geschlecht der Pedanten, die Petrarca anbeten, alle die geistlosen Nachahmer, auf den lombardischen Dichter wüthend sind. Diese armen Eunuchen hassen vor Allem die Energie. Es giebt hundert Dichter von dieser „Kraft", die Sie zum Gähnen bringen würden.

Ich zweifle nicht, daß Lord Byron in seinem Beppo und Don Juan den Stil Burattis stark nachgeahmt hat. Nach einjährigem Aufenthalt in Venedig, wo alle Welt von Buratti redet, hat Byron in dessen Stil geschrieben.*) Die Vision „Prina" war ihm nicht unbekannt; mehrere Stellen in seinem „Don Juan" erinnern mich daran; doch da kein Engländer Mailändisch spricht noch es je einer lernen wird, so wird alle Welt diese Nachbildungen leugnen. Stendhal.

Das ist ein Abschnitt aus Stendhals Buch „Reise in Italien", das Herr von Oppeln-Bronikowski, „in deutscher Bearbeitung", bei Diederichs erscheinen läßt. Der Autor (Henry Beyle, genannt Stendhal) hat ihm das Motto gegeben: „Die Welt ähnelt einem Buch, von dem man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nur seine Heimath kennt. Wer außer einem Herzen auch nur noch ein Hemd besitzt, verkaufe es, um die Landschaft am Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, in Rom den Vatikan und bei Neapel den Vesuv zu sehen". In einer sorgsam vorbereiteten „Einleitung" sagt der Uebersetzer: „Dieses Werk ist subjektiver als die ‚Römischen Spazirgänge'. Stendhal war jünger, rascher fertig mit seinem Wort und trat mit seiner freien, frechen Art, wie Goethe es nennt, so recht als der Kavallerieoffizier auf, der, als Dilettant, alle Dinge nur nach ihrem Vergnügungwerth abschätzt und gern von oben herab auf sie blickt. Diese kecke, lässige Grazie, die manchmal auch ins Schrille und Anmaßliche umschlägt, giebt dem Buch einen besonderen Reiz. ‚Er zieht an, stößt ab, interessirt und ärgert: und so kann man ihn nicht mehr loswerden.' Das hat Goethe über Stendhal gesagt. Der saß, als Kind einer Uebergangszeit, zwischen zwei Stühlen. Trieb und Kunstgeschmack zogen ihn in ein anderes Zeitalter als sein Kopf; in seinem widerspruchsvollen Ich wurde eine tote und eine kommende Kultur geherbergt. Der Egotismus war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung: ohne ihn wäre seine Persönlichkeit zerfallen".

*) Die unmittelbare Anregung zu „Beppo" bot wohl ein Gedicht des Pseudonyms Whistlecraft (John Hookham Frere) „König Arthurs Tafelrunde", das, wie Byrons Dichtung, in scherzhaften ottave rime geschrieben war und in Venedig im Oktober 1817 in seine Hände gelangte. Er war von der vis comica dieser Versart so betroffen, daß er sofort einige achtzig Strophen aufs Papier warf. Aus ihnen entstand „Beppo" im Karneval 1818 und erschien im selben Frühjahr in London.



Opfer.

Die Provinzbanken, deren Selbständigkeit durch berliner Kredite beschränkt ist, haben einen schweren Konkurrenzkampf zu führen; und die Wahl vertrauenswürdiger, geschäftlich tüchtiger Personen, denen man die Leitung einer Filiale anvertrauen darf, wird immer schwieriger. Allmählich zeigt sich eben die Schattenseite der Konzentration. Wie kann die Gefahr persönlicher Mängel ausgeschaltet werden? Der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes rief die Interessenten zu einer Besprechung über die Möglichkeiten der Bekämpfung von Veruntreuungen der Angestellten. Man sprach vom lockeren Lebenswandel, von den verführerischen Reizen der Börsenspekulation und von Fehlern der Kontrole. Die müssen besonders scharf aufs Korn genommen werden. Wer sich von Schuld und Fehle frei weiß, wird keine Kontrole scheuen. Die Betrugsfälle, von denen in den letzten Jahren gesprochen wurde, zuletzt der Fall Willhardt bei der Mitteldeutschen Kreditbank, ließen Lücken im Kontrolsystem erkennen. Ob es möglich sein wird, den Beamten das Spekuliren ganz abzugewöhnen, ist mindestens fraglich. Aber die exponirten Leute müßten unter strengster Aufsicht stehen. Die Bank muß der Beamten, denen sie die Verwaltung ihrer Niederlassungen anvertraut, unbedingt sicher sein. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank in Nürnberg, die von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und von der Diskontogesellschaft gegründet wurde, hat mit einem Stellvertretenden Direktor ihrer augsburger Filiale böse Erfahrungen gemacht. Durch Fälschung und Briefunterschlagung brachte der Mann (Hetzler heißt er) eine volle Million an sich. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank hatte sich bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen um Ueberlassung von Reportgeld beworben und die Gesellschaft erklärte sich bereit, eine Million Mark herzugeben. Die Transaktion war nichts Außergewöhnliches, sondern ein Geschäft, wie es im Verkehr zwischen Banken und industriellen oder anderen Unternehmungen, die über liquide Mittel verfügen, oft vorkommt. Der Abschluß des Geschäftes wurde der Bank in Augsburg von Ludwigshafen aus schriftlich bestätigt und erst acht Tage nach diesem Schreiben kam das Geld zur Auszahlung. Die Centrale in Nürnberg hätte von diesem Handel erfahren, wenn Hetzler den ludwigshafener Brief nicht unterschlagen hätte. Eben so verfuhr er mit dem Schreiben, das die Absendung der Million bestätigte. Unter die Dokumente, die nach Ludwigshafen gingen, setzte er den Namen des zweiten Prokuristen; die Briefe, die an die Badische Anilin- und Sodafabrik kamen, boten also keinen Grund zur Beanstandung. Die wesentlichste Chance, mit der Hetzler rechnen durfte, war die Abwesenheit des Mitdirektors. Der war auf Urlaub und wohl nicht voll ersetzt; Hetzler hatte drum ein ziemlich leichtes Spiel. Wie weit seine Vollmacht ging, zeigt die Art, in der er über die Million verfügte. Er ordnete telegraphisch an, das Geld

solle zunächst der frankfurter Filiale eines berliner Institutes überwiesen und von diesem an belgische und französische Banken weitergegeben werden, bei denen Hetzler große Engagements in Goldshares und amerikanischen Papieren laufen hatte.

Auch die Bank hat einen Fehler gemacht. Sie erklärte, der Schade, den Hetzler angerichtet hat, sei nicht von ihr zu tragen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik und die Banken, bei denen Hetzler die gestohlene Million hinterlegt hatte, wären also die Opfer geworden. Der Widerhall, den diese Ankündung fand, mußte die Bayerische Diskontobank lehren, daß sie ihren Kredit gefährde. Sie hat die übereilte Wahl ihres Standpunktes bald aufgegeben und in einer Sitzung des Aufsichtrathes beschlossen, die ludwigshafener Gesellschaft schadlos zu halten. Das ist die für ein angesehenes Finanzinstitut einzig mögliche Konsequenz. Kunden für Betrügereien der Angestellten haftbar zu machen, ist undenkbar. Wenn auf beiden Seiten die Voraussetzungen eines rechtlich wirksamen Geschäftsabschlusses gegeben waren, wenn insbesondere der Angestellte zur Vornahme der Transaktion legitimirt war, muß die Bank den Schaden tragen. Die Dividende der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank soll von 6 auf 5 Prozent herabgesetzt werden, damit schon aus dem Gewinn des letzten Jahres eine Rücklage zur Deckung des Verlustes gemacht werden kann. Die Aktionäre spüren also die schmerzhafte Wirkung des Millionendiebstahls. Auch diese Art der „Risikovertheilung“ fordert zu Widerspruch heraus; denn verantwortlich sind nicht die Eigenthümer der Bank, sondern die Personen, die von ihnen zur Verwaltung berufen wurden. Vielleicht können sie nachweisen, daß alle erdenklichen Kautelen vorhanden waren und die Unterschlagung einer vis major zuzuschreiben ist. Doch zunächst müßte untersucht werden, ob der augsburger Filialdirektor unter genügender Aufsicht stand. Die Mitteldeutsche Kreditbank bekam keine Lobsprüche zu hören, als sie ihre Aktionäre an der Deckung der vom „süßen Harry“ unterschlagenen 700 000 Mark mitwirken ließ. Nun stelle man sich vor, wie die erste Erklärung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank wirken mußte, die sogar den Kunden für das Vergehen des Angestellten haftbar machen wollte. Die Banken sind auf fremdes Geld angewiesen und müssen deshalb für die ihnen anvertrauten Kapitalien bürgen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik zog aus der ersten Erklärung der Bayerin den richtigen Schluß: sie sagte den mit ihr arbeitenden Banken, daß sie den Verkehr mit ihnen nur fortsetzen könne, wenn sie die Unterschriften auf ihren Briefen notariell beglaubigen lassen. Nette Aussichten. Telephon und Telegraph wären für diesen Verkehr also ausgeschaltet. Ein anderer Kunde, der mit dem bayerischen Bankinstitut Jahre lang gearbeitet hatte, fragte, ob die Bank etwa darauf bestehe, daß die Echtheit ihrer Unterschriften besonders geprüft werde, und drohte für diesen Fall mit dem Abbruch der Geschäftsverbindung. So unerquickliche Auseinandersetzungen hätte sich die Verwaltung der Bank erspart, wenn sie weniger schnell mit der „Regelung“ des Schadensersatzes bei der Hand gewesen wäre.

Die Württembergische Vereinsbank, die sich in den letzten Jahren durch eine ziemlich rasche Expansion hervorthat, ist durch eine ihrer ältesten Zweigniederlassungen (in Heilbronn) geschädigt worden. Der Verlust wird die Dividende nicht verringern, zeigte aber Kontrolmängel, deren Eingeständniß nicht angenehm ist. Die heilbronner Filiale gewährte einer Firma, die in Schwierigkeiten gerieth, einen Kredit von einer Million Mark, obwohl die Centrale in Stuttgart nur 200 000 Mark bewilligt hatte. Ueber 800 000 Mark gab der Filialdirektor auf eigene Faust gegen Accepte, die in die Obligobücher und Auszüge nicht eingetragen waren, so daß bei Revisionen die Kompetenzüberschreitung nicht entdeckt werden konnte. Die stuttgarter Direktion sagt, daß sie „durchaus berechtigt“ gewesen sei, dem heilbronner Beamten „weitgehendes Vertrauen“ entgegenzubringen, läßt aber merken, daß auch ihr das Aufsichtsystem mangelhaft scheint. Man darf eben den psychologischen Einfluß des Wettbewerbes unter den Konkurrenten auf den Außenposten nicht unterschätzen. Jeder im Feld stehende Beamte will der obersten Armeeleitung zeigen, was er kann. Das bringt nicht nur Anerkennung, sondern auch Gewinn. Und dieser Kampf um die Tantieme rückt schließlich die Grenzen der Vorsicht bei der Kreditgewährung allzu weit hinaus. Die ganz guten Objekte sind meist schon in festen Händen. Die Großbanken mit ihren überall verstreuten Außenforts lassen so leicht keinen Gegner aufkommen. Der kleine Souverain muß lange nach einem Angelplatz ausspähen und fängt dann natürlich nicht lauter Goldfische. Wer seiner Geldquellen nicht ganz sicher ist, darf zufrieden sein, wenn er ohne böse Erfahrungen auskommt. Die stellen sich ein, sobald der Himmel sich bewölkt. Ein Opfer der marokkanischen Krisis nennt sich die Göttinger Bank, die gezwungen war, ihre Zahlungen einzustellen. Sie hat viel mit dem Geld kleiner Leute gearbeitet, die ihr die Ersparnisse brachten. Die Summe der Spargelder allein (ohne Kontokorrentkreditoren) war in der letzten Bilanz mit 3,68 Millionen ausgewiesen. Die zur Verfügung stehenden Guthaben wurden zum Theil in Engagements gesteckt, die erhebliche Verluste brachten oder schwer lösbar waren. Der Wunsch, die Rentabilität des im Betrieb arbeitenden Kapitals zu steigern, ließ die Gebote der Vorsicht vergessen. Daß die Kundschaft einer Bank, die gern und reichlich giebt, vor Spekulationpapieren nicht zurückschreckt, läßt sich denken. Und die hastigen Schlingerbewegungen der newyorker Börse sind an mancher „Verstimmung“ in den Konten deutscher Finanzinstitute schuld. Aber die Göttinger Bank hätte sich, trotz früheren Verlusten, zu halten vermocht, wenn ihr nicht in letzter Zeit erhebliche Posten von Depositengeldern entzogen worden wären. Sie hat in sechs Monaten mehr als 1½ Millionen zurückgezahlt. Das hat Marokko verschuldet. Ein Opfer der Politik; noch kein zu schweres. Discite: welche Gewalt das Volk mit seinen Spargeldern besitzt. Ginge es ohne die, so brauchte die Wirthschaft nicht bei jeder Sensation um den Lebenssaft zu zittern. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 21. Oktober 1911.

Trisektion.

Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa=Budapest=Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: „Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaudert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. Darin sah Herr Bassermann, Parteihaupt und Quaestor, einen Erfolg, „der an die glänzendsten Zeiten bismärckischer Staatskunst erinnert". Weniger Kurzsichtige stöhnten: So tief sind wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern müssen! Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den

Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würden vergnügt die Hände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite Heimath liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder ein Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

„Aber wir haben, Du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und Du hast eben erst wieder gelesen, daß die italienische Regirung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Werth kein anderes Bündniß ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuen Abkommen Italien nicht im Geringsten hindern, ein zuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben. Was ist in Cowes, Cherbourg, Racconigi denn erstrebt worden? Die Erhaltung des Friedens; die Sicherung des status quo. Warum, Du närrischer Jeremias, soll mit solchen Tendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund unvereinbar sein?“ Darauf antworte ich: Diesen albernen, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwatz haben wir allzu lange schon gehört. Schluckt ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß Euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüsselt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens neue Verträge, Pools, ententes nöthig seien. Lüge das Leierlied, das in hundert Strophen betheuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissentliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund ... So derb und grob muß man zu Denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.

„Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund.“ Diese Sätze hat Bismarck nach der Entlass-

unggeschrieben; er hielt das Bündnißinstrument für ziemlich verbraucht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den Usurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübe, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. „Folge des caprivischen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Oesterreich die alte Irredentarechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschutz angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wirds Zeit, diese Seite unseres Festungdreiecks mit ziemlicher Vorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Und so lange wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen." Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-italo-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden?

Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen

Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit Conrad von Hötzendorff einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischen Herren darum schelten? Nein. Sie handeln, wie sie müssen; zu müssen wähnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie möchten ihren unter österreichischer Herrschaft lebenden Landsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in ein Italermeer wandeln und von Albanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn der schwarzgelbe Wall überklettert ist. Wir können nichts für sie thun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britaniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zum letzten Wank im Kleinsten noch Treue halten. Seit sie mit Frankreich in Eintracht leben, gehts ihnen gut und sie haben den größten Theil ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft. Kein triftiger Grund also zum Tadel. Nicht einmal der Unauf-

richtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft mit künstlich hergestellten Blumen in reicherer Fülle noch als Andere bedacht. Längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Visconti-Venosta war in Algesiras der Organisator unserer Niederlage. Im Balkanstreit stand Italien gegen die Verbündeten. Als Herr von Bethmann sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, hagelt es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von Barrère herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikitas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Ist das Alles noch nicht deutlich, nicht aufrichtig genug? Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzelnd aufschaut und fragt: „Regnets?“

Herr von Bethmann-Hollweg mußte, ruhig und artig, doch deutlich, zu dem Herrn der Consulta sprechen. „Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern, nicht überall und immer mit unseren identisch. Italien wünscht für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben, noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht mehr recht vereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wenn man bei uns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte. Glissons ... Jedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem ver-

ständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stifte doch keinen Schaden. Wittern Sie in dem Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immerhin besser aussieht als die kahle graue Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete weder gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. ‚Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!‘ So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Ufern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt.“

Dürfen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit auf uns laden? Wir müssen nicht: wenn die Volkheit noch die Kraft hat, ihren Dienern den nationalen Willen aufzuzwingen. Fordert neue Schmach einen neuen Treubund? Noth wird ihn noch einmal gebären. Vor dem Sumpf, in den die Reichswürde zu sinken droht, kann nur eine entschlossene Schaar tapferer Patrioten sie bewahren.

Das wurde vor zwei Jahren hier gesagt; schon seit 1892, immer wieder, auf die Entwerthung des Dreibundes hingewiesen. Vergebens. Jetzt hat Italien dem Türkenreich Tripolitanien und die Kyrenaika entrissen, durch diesen kecken Streich (auf den London und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundesgenossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie niedrig es den Nutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches zurücksehnt? Als (gerade vor dreißig Jahren) Mancini und Blanc über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus langende Bürgschaft; fürs Mittelmeer wollte er nichts versprechen, mit der Sorge für die intérêts primordiaux Italiens nicht belastet sein. Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freundliches Verhältniß zum Deutschen Reich eben so unentbehrliche Voraussetzung des Dreibundes war wie der franko-italische Zwist. Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht, seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen, konnte niemals bestritten werden. Daß Baratieris Heer bei Adua vernichtet, Italien durch den von England geförderten Aufstand der Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kassala den Briten zu räumen, trübte die Stimmung zwischen den durch „traditionelle Freundschaft“ (Rudini) verbundenen Völkern. Italien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten und möchte sich in Tripolitanien entschädigen. England erlaubts nicht; und giebt, in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Franzosen, als Pflaster für Faschoda, das tripolitanische Hinterland. Im nächsten Jahr sind Hanotaux und Visconti-Venosta einig. Frankreich leiht den Italienern wieder Geld und kauft ihnen Waaren ab: die entente franco-italienne ist Ereigniß. Frankreich wird in Tripolis, Italien in Marokko den wiedergefundenen lateinischen Bruder nicht am Vormarsch hindern. Der Dreibund? „Der Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen.“ (Minister Prinetti.) „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen unser Land gerichteten Drohung werden.“ (Minister Delcassé.) So weit sind wir im Sommer 1902. Noch im Januar hat Eng-

land von Malta die Kreuzer „Theseus“ und „Surprise„ nach Bomba und Tobruk geschickt, um an Tripolitaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer Expansion in türkisches Land zu warnen. Laut ist in Rom ja schon gefragt worden: Andiamo a Tripoli? Herr Delcassé wirkt bei seinen londoner Gönnern für Italiens Sache. Unterstaatssekretär Bacelli muß im Parlament erklären, die Regirung denke nicht an die Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika. Das genügt; Italiens „Rechte“ auf diese Gebiete werden von dem Ministerium Salisbury anerkannt und King Edward giebt der Zuversicht Ausdruck, daß die alte anglo-italische Freundschaft nie enden werde. Mit Rußland (Giers, Iswolskij), Frankreich, England hat Italien seinen Handel im Reinen; der Dreibundvertrag schließt solche Geschäfte nicht aus. Die Abwickelung ist nicht eilig. Wenn die Türkei aber zu erstarken scheint, Frankreich mit deutscher Nachhilfe Marokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so empfindlich geworden ist, daß Britanien den seinem Concern Zugehörigen nichts versagen darf, dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum ließen wir den Text des Vertrages vom zwanzigsten Mai 1882 ändern, das Vertragsinstrument völlig entwerthen? Nostra maxima culpa.

Noch aus Fehlern weiß der Kluge Zins zu ziehen. Nach dem italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den Vertrag kündigen. Höflich; der Botschafter durfte kein nach Tadel schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeuten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Consulta gebeten habe, das tripolitanische Abenteuer noch aufzuschieben. Da wir nicht Arm in Arm mit den Türken die Westmächte sammt Rußland in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Islam, der aus Deutschland zwar oft schöne Worte gehört, in Deutschland aber noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat, mindestens zeigen, daß unser Weg von Italiens abbiegt. Die Demonstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet. Zugleich in Rom und in Konstantinopel „sympathische“ Gefühle ausdrücken, gar (nach Englands Herzenswunsch) den Schutz der in der Türkei lebenden Italiener übernehmen: Dümmeres war nicht zu ersinnen. Wird solche Pfuscherei von deutscher Geduld noch lange ertragen?

Der Kampf um den Stil.

In seinem Buch „Der Kampf um den Stil" verräth uns Kurt Hermann ein großes Geheimniß, ein „Gesetz" seiner Kunst, das als ein Leitstern über allen seinen Gemälden leuchtet. Seit langen Jahren schon sucht er in seinen Kompositionen stets das Verhältniß des „Goldenen Schnitts" zu verwirklichen, „und auch bei anderen Künstlern scheint erfreulicher Weise die Bedeutung dieses Goldenen Schnittes für die Kunst neuerdings mehr erkannt zu werden." Ein Freund von ihm, Dr. Goeringer, Arzt und Künstler, hat, wie uns Hermann sagt, „schon vor achtzehn Jahren die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit dem Goldenen Schnitt festgestellt".

Kurt Hermann und Dr. Goeringer gehören offenbar zu jenen hochbegabten Leuten, die, trotzdem James Watt schon lange tot ist, immer wieder zum ersten Mal die Dampfmaschine erfinden. Von dem Mysterium des Goldenen Schnittes erwartete man ja schon in pythagoreischen Tagen alle Einblicke in die Natur der Dinge. In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat man allerdings über diesen „Goldenen Schnitt" lebhafter hin und her gestritten; als der Aesthetiker Zeising „die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit ihm festgestellt", in ihm die schon seit Giottos Tagen stets gesuchte Idealproportion gefunden zu haben glaubte. Der Künstler braucht nur diese Idealproportion zu wissen und nach ihr more mathematico sein Gemälde zu konstruiren: und er kann gewiß sein, daß sein Werk alle Formgefühle der gesammten Menschheit vollkommen befriedigt und entzückt. Und sollte es dennoch einen Menschen geben, einen unverbesserlichen Individualisten, der hier nur nicht sieht, wie die Anderen sehen, so wird ihm einfach bewiesen, daß er gar nicht anders sieht, sehen kann und darf, als der Goldene Schnitt befiehlt. Beharrt der Mensch trotz Alledem auf seinem Widerspruch, so besitzt jeder Aesthetiker das heiligste Recht darauf, ihn ins Irrenhaus stecken zu lassen. Auch Kurt Hermann wird jeden Kritiker, der einen Einwand gegen eine seiner Kompositionen erhebt, zu Boden schmettern: „Sie Ignorant, ich habe ja doch nach der goldenen Regel vom Goldenen Schnitt mit Elle und Millimetermaß gearbeitet!" Die mathematische Kunstformel $3:5 = 5:(3+5)$ ist demnach ein über alle Rafaels und Rembrandts erhabenes, Diese bestimmendes und beherrschendes Kunstgesetz, eine göttliche Macht, die sofort aus jedem Stümper, aus einem Menschen ohne alle Formgefühle ein Genie des feinsten und höchsten

Formempfindens machen kann. Eigentlich brauchen wir uns überhaupt kein Gemälde mehr anzugucken. Beseligt und entzückt starren wir auf diesen Satz 3:5 = 5:(3 + 5). Denn die Idealproportion, die uns bei den Meisterbildern in solche Begeisterung und solches Staunen zu versetzen vermag, ist ja doch von vorn herein schon in diesem „Gesetz" enthalten. Wir sagen mit Plato, daß, wer die Idee selber zu schauen vermag, in ein viel erhabeneres Reich eingetreten ist, als diese Welt der sinnlichen Erscheinungen sein kann.

Leider aber zerfloß Zeisings Wonnetraum sehr bald wieder ins Nichts. Und längst ist der Glaube an die Heiligkeit und grundlegende Wahrheit des Gesetzes vom Goldenen Schnitt aus der Aesthetik wieder verschwunden. Solche Gesetze haben bisher immer nur eine sehr beschränkte Lebenskraft bewiesen. Die Aesthetik, die Kunstphilosophie, hat freilich von je her ihr letztes Ziel, ihr höchste Aufgabe darin gesucht, das Kunstgesetz oder solche Kunstgesetze zu entdecken, die uns die Herstellung von lauter Meisterwerken ganz sicher verbürgen und Jedermann befähigen, solche Werke unverzüglich herzustellen. Es wäre, so sagt sie, für uns Menschen doch gewiß das höchste Glück, wenn wir etwa den Schlüssel zur Idealproportion gefunden hätten, jedem Künstler einfach einen mit der Maschine herstellbaren Maßstab in die Hand drücken könnten, mit dessen Hilfe er bequem jedes seiner Werke zum Ausdruck der höchsten und begeisterndsten Formenharmonien macht. Natürlich ist dieses von der Aesthetik gesuchte Gesetz, die ideale Formel der Proportion, wiederum nichts Anderes als ein Theilgesetz, eine Theilformel der allumfassenden mathematischen Weltformel, von der unsere Naturwissenschaften phantasiren und mit der sie sich in den Besitz der Allmacht und Allwissenheit zu setzen gedenken.

Doch nehmen wir einmal an, Zeising habe wirklich Recht gehabt. Der Goldene Schnitt sei in der That die Proportion aller Proportionen, eine ganz besondere, aufs Höchste beglückende Idealharmonie. Der Künstler weiß es, wir Alle wissen es. Und wenn wir von nun an eine Gemälde-Ausstellung betreten, so hängt dort Bild an Bild und jedes ist, wie die Kurt Hermanns, auf Grund der unbedingten Schönheit von a:b = b:(a + b) konstruirt und damit von einer geradezu hinreißenden Schönheit der Formenverhältnisse. Bei jedem Bauwerk, jeder Plastik, jedem Drama, jeder musikalischen Komposition sagen wir: „Aha, der Goldene Schnitt!" Und wohin wir sehen, worauf wir treten, überall jubelt es uns entgegen: 3:5 = 5:(3 + 5). Alle Menschheit wandelt selig entzückt durch diese Welt der Goldenen Schnitte dahin und singt: Es ist erreicht! Wir leben im Himmel! Das Reich der vollkommenen Schön-

heiten, der absoluten Platonischen Harmonien ist wirklich und wahrhaftig zu uns gekommen.

Doch wenn alle Menschheit so jubelt und entzückt ist und in alle Ewigkeiten hinein nie wieder etwas Anderes sehen will und sehen mag als immer nur Goldene Schnitte: ein Mensch, so glaube ich, blickt mit jammervollen Mienen darein und wartet keine Ewigkeit ab, sondern schon nach zwei, drei, fünf Jahren wird er stöhnen: Ein Königreich für ein Bild, das kein Goldener Schnitt ist. Komm, Genius, der nicht mehr $a : b = b : (a + b)$ sieht. Laßt uns Prometheus sein! Einen neuen Menschen wollen wir erfinden. Eine neue Erde, eine neue Welt schaffen, welche nur nicht von diesem Schönheitgesetz mehr regirt wird. Nur die eine Bedingung stelle ich an diesen neuen Menschen, diese neue Welt, daß er kein Zeising-Mensch, sie keine Zeising-Welt mehr sei. Dieser eine Mensch aber, der so fühlt und denkt, er allein ist, wie ich glaube, der künstlerische Mensch. Und zwischen diesem Künstlermenschen, dem ewigen Gesetzesbrecher, dem Umwandler und Neugestalter der Dinge, dem schöpferfreudigen Wesen, und dem anderen Menschen, der dem Thorenwahn von einer mathematischen Weltformel nachläuft und unwandelbare, unveränderliche Gesetze für die Weltregenten erklärt, hat sich eine nie zu überbrückende Kluft aufgethan.

Die alte Aesthetik, die ganz unbeirrt eine Kunstgesetzeslehre war und sein wollte, in ihren dogmatischen Voraussetzungen sich völlig sicher noch fühlte, hatte mit Zeisings Theorie vom Goldenen Schnitt noch einmal einen letzten Trumpf ausgespielt. Doch der Zusammenbruch auch dieser Theorie trug zuletzt noch besonders dazu bei, daß eine „neue“ Aesthetik aufkam, die mit der alten grundsätzlich brechen wollte. Sicher wird diese neue Aesthetik unserer Zeit von einem weitverbreiteten Empfinden beherrscht, daß es Kunstgesetze überhaupt nicht giebt, daß die Wissenschaft nicht im Stande ist, irgendwie ein Gesetz nachzuweisen und aufzustellen, dem sich der Künstler unbedingt zu unterwerfen habe. Der dogmatische Glaube an das Absolute, ein Ding an sich begegnet heute vielfach einem herben Spott; und die Reden von der Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit, der einzigen Schönheit dieser Persönlichkeitkunst, vom individuellen Schaffen, pfeifen heute die Spatzen von den Dächern. Doch in That und Wahrheit hat auch diese neue Aesthetik grundsätzlich mit der alten ganz und gar nicht gebrochen und das Ding an sich, das Absolute, das Gesetz, von dem man angeblich nichts wissen will, stecken doch aus allen Untersuchungen wieder den Kopf hervor. In den Kreisen unserer Künstler, Kritiker und Aesthetiker herrscht heute nur die allergrößte Verwirrung; und das

Buch des Malers Kurt Hermann „Im Kampf um den Stil“ ist ein einziger Ausdruck dieser Konfusionen. Hermans Ansichten und Behauptungen geben einen vorzüglichen Stoff für eine der beliebten Diskussionen in der Künstlerkneipe, die allemal vollkommen fruchtlos verlaufen wie das Hornberger Schießen. Denn Alles, was uns unser Maler vom Stil aussagt, fließt, sobald wir es festzuhalten suchen, völlig in Dunst und Nebel auseinander; und vergebens sucht er uns, vergebens wie alle bisherige Aesthetik, klarzumachen, was eigentlich Stil oder Stildarstellung ist, und die vollkommenen Widersprüche zu beseitigen, die in diesem Begriff eingeschlossen liegen. Er kann es uns eben so wenig sagen, wie uns Philosophie und Wissenschaft zu sagen vermögen, was und wie eigentlich das „Ding an sich“ ist: denn der Stilbegriff und der Ding-an-sich-Begriff sind im letzten Grunde identisch. Was Hermann als „Stil“ sucht, ist wiederum nichts Anderes als das „Absolute“, „das Gesetz“. „Die Natur und die gesammte Kunstgeschichte weisen darauf hin, daß es einen von allen nebensächlichen, materiellen und persönlichen Momenten und vom Objekt unabhängigen latenten Stilbegriff geben muß, der gewissermaßen das Endziel aller Kunst, die reine Harmonie bedeuten würde.“ Nach solchen Sätzen Hermanns stehen wir allerdings wieder jenseits aller „neuen“ Aesthetik, am Anfang und Ausgangspunkt aller alten Aesthetik, beim „Ding an sich“, mitten in der Spekulation und Metaphysik. Was Zeising im Goldenen Schnitt gefunden zu haben glaubte, war eben dieses „Endziel aller Kunst“, die „reine Harmonie“, der „latente Stilbegriff“, sonst auch unter dem Namen „Der Nürnberger Trichter“ in der Geschichte der Kunst allgemein und rühmlichst bekannt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!“ Nageln wir Hermann, den Maler und Künstler, auf diesen Satz fest! Alles künstlerische Streben unserer Zeit muß also darauf gerichtet sein, daß sie zu einem Stil hingelange, einen Stil sich bilde. Das ist eine Behauptung, die wir immer wieder hören, die nicht nur Hermann aufstellt. Weil es aber nicht nur Hermann sagt, sondern weil unsere Aesthetiker, Kritiker und Künstler mit solchen durchaus nichtssagenden Sätzen und unverständlichen Forderungen sich und uns täglich die Köpfe verwirren, darum ist es so nothwendig, daß wir diesen „Kampf um den Stil“ mit dem Licht einer neuen Aesthetik beleuchten. Und die Forderung, die ich an den Künstler stelle, geht dahin, daß er seine Werkstätten endlich einmal dem Schwätzer aller Schwätzer verschließt, dem großen Gallimathiasredner, dem Aesthetiker, und nicht länger sich in so völlig unfruchtbaren, nutzlosen Dunst- und Nebeldiskussionen verstrickt, wie sie uns Kurt Hermann in seinem Buch zumuthet.

Diesem Autor gelingt nicht einmal, uns zu erklären, was er mit dem Wort Stil meint. Bald sagt er so, bald so, vertauscht und verwechselt immer wieder die Wortwerthe, bringt in den selben Begriff einander entgegengesetzte und widerspruchsvolle Vorstellungen zusammen. In seinem „Ding an sich", in Dem, was er den „latenten Stilbegriff", die „reine Harmonie" nennt, steckt von vorn herein ein absoluter Widerspruch und vergebens haben sich Philosophie und Wissenschaft seit Jahrtausenden bemüht, sich von diesem Widerspruch, diesem Gallimathias ihrer Behauptungen zu erlösen.

Wenn, so sagte ich, der „latente Stilbegriff" von Zeising wirklich gefunden wäre, die Aesthetik in der That den von ihr stets gesuchten Nürnberger Trichter, das Alles beherrschende Kunstgesetz entdeckt hätte, so würde der künstlerische Mensch nur noch das eine Interesse haben, eine andere Welt, einen anderen Menschen hervorzubringen, in denen dieser „latente Stilbegriff" keine regirende Gewalt mehr ausübt. Im Zeichen des Nürnberger Trichters könnten Goethe und Pustkuchen, Velazquez und Fritz Triddelfritz die selben Meisterwerke herstellen. Selbst Kurt Hermann hat eine Ahnung davon, daß das Land seines künstlerischen Strebens, das Idealreich seiner künstlerischen Sehnsucht, das Reich des latenten Stilbegriffes, das Todesland aller Kunst sein würde: „Mit der Erreichung dieses letzten Zieles, nämlich eines absoluten Stiles, wäre das Leben der Kunst erschöpft." So sagt er. Doch, Gott sei Dank dafür: der Mensch irrt, so lange er strebt! Dank diesem Irrthum ist er glücklicher Weise davor bewahrt, in das Reich des absoluten Stiles hineinzugelangen. Der Engel des Herrn steht mit dem flammenden Schwert vor Hermanns Künstlerparadies. Entweder bleibt der Künstler draußen vor den Thoren und kommt überhaupt nicht herein. Er schafft dann Kunstwerk auf Kunstwerk. Doch sie alle beruhen auf einem Irrthum, sind Stümperwerke; und nur auf Grund eines Irrthums ist ein Kunstwerk möglich. Oder der Künstler vermag an dem Engel vorbeizuschlüpfen; aber sobald er das Reich der „höchsten Kunst" betritt, fällt er platt hin, das künstlerische Leben in ihm ist „erschöpft" und die höchste Kunst ist Nicht-Kunst.

Die Stil-Heilslehre Hermanns läuft ganz offenbar in einen grenzenlosen Widerspruch, in eine absolute Absurdität aus. Wir wollen doch zunächst einmal vom Diesseits sprechen, im Diesseits bleiben und uns allein mit der Kunst unserer Künstler beschäftigen, die da Menschen von Fleisch und Blut sind, und das Jenseitsreich der „reinen Harmonie", des „latenten Stilbegriffes", das künstlerische Idealreich, in welchem jedoch alle Kunst aufgehoben und vernichtet ist, diese alte ewige Nirwanawelt wollen wir getrost den

Metaphysikern und Theologen überlassen. Hermanns Satz, die Natur und die gesammte Kunstgeschichte wiesen darauf hin, daß es nothwendig einen „latenten Stilbegriff geben müsse", wollen wir an dieser Stelle nur mit dem größten aller Fragezeichen versehen. In eine Absurdität, in einen Widerspruch endet die Stillehre unseres Malers. Denn sie ist überhaupt von Anfang bis zu Ende eine einzige Kette von lauter Widersprüchen und absurden Behauptungen. Diese Widersprüche zu lösen und zu beseitigen, völlig aus ihrem Denken zu entfernen, muß die wichtigste Aufgabe einer neuen Aesthetik sein.

Kurt Hermann legt in seinem Buch das Hauptgewicht darauf, daß seine Stillehre eine schöne Einheit von Kunst und Wissenschaft vorstelle. Doch gerade diese Absicht, Kunst und Wissenschaft zusammenzubringen, wird ihm verhängnißvoll und macht alle seine Versuche zu einem Danaidenbemühen. Ich stelle ihm gegenüber die Behauptung auf, daß die Grundforderungen der Aesthetik, der Kunstwissenschaft und des Kunstschaffens selbst so verschieden wie nur eben möglich sind. Das, was unsere Aesthetik von der Kunst aussagt, und Das, was die Kunst von sich selber aussagt, hat nichts mit einander zu thun. Für Hermann wäre es daher viel wichtiger, zunächst einmal zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Weltbetrachtung unterscheiden zu lernen, bevor er sie vereinigt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!" Das bildet allerdings den Kernpunkt auch dieser Stillehre, wie jeder. „Die größte und gewaltigste Aufgabe für die Kunst unserer Zeit besteht darin, daß sie zu einem Stile gelangt!" Wenn man solche Lehren dem Künstler predigt, so bringt man ihn in völlige Verwirrung und er weiß ganz und gar nicht, was er anfangen soll. Diese Sätze beruhen auf einer Verwechselung und bringen zunächst einmal vollkommen konfus durcheinander, was eine Aufgabe der Kunst und was eine Aufgabe der Wissenschaft ist. Das anschaulich-sinnliche, individuell-persönliche Sehen des Künstlers und die begriffliche, abstrakte, gesetzartige Ding-Auffassung der Wissenschaft, die Vorstellungwelt des Künstlers und die ganz vorstellunglose wissenschaftliche Begriffswelt stehen gerade in einem diametralen Gegensatz zu einander. Goethe, der Dichter, denkt und schreibt nicht abstrakt, wie Immanuel Kant, der Philosoph. Der moderne Stilglaube, wie er uns bei Hermann entgegentritt, verräth deshalb nur den großen Mangel unserer Zeit am einfachen, elementaren und natürlichen künstlerischen Empfinden. Es ist eine geradezu ungeheuerliche Aesthetik, die der Kunst die Aufgabe zuweist, einen Stilbegriff darzustellen, und wir verdanken solchen Lehren nur die

grenzenlose Unkunst unserer Zeit, die in der That immer nur solche Stilbegriffe uns darstellen will, einen gothischen oder romanischen, einen Rokoko- oder Empire-Stilbegriff, je nach Bestellung. Doch was ein Stilbegriff ist, sagt uns allein die Wissenschaft; und sie sagt es uns durchaus nachträglich, wenn die Kunstwerke schon vorhanden sind, längst geschaffen wurden. Sie sagt es uns, indem sie viele Kunstwerke in Gruppen zusammenfaßt und sie auf die allen gemeinsamen Merkmale hin untersucht, um sie zu etikettiren, zu ordnen und zu systematisiren. Diese Merkmalbezeichnung der Wissenschaft ist stets eine abstrakte, schematische, schablonenhafte Bezeichnung, welche sich gegen die noch ganz besondere, individuelle, begrifflich völlig unfaßbare Formgestaltung, mit der es der Künstler zu thun hat, gerade durchaus blind verhält. Sage ich, man könne stilistisch die Eichen auch daran erkennen, daß sie wellenförmig gerandete Blätter besitzen, so ist Das ein abstraktes, schematisches Kennzeichen. Denn diese wellenförmige Randung differenzirt bei den einzelnen Blättern wieder auf mannichfachste Weise.

Die heterogensten Dinge lassen sich doch immer wieder unter so gemeinsamen Merkpunkten zusammenfassen, und je weiter die Schablone, je umfangreicher, schattenhafter, vorstellungloser der Begriff, die Abstraktion ist, desto mehr Dinge und Vorstellungen lassen sich in ihr unterbringen. Wir nennen diese Schablonen, Begriffe, Abstraktionen, unter denen wir die Erscheinungen ordnen und zusammenfassen, auch wohl Gesetze. So ein ganz vages, allgemeines, überall anwendbares Stilgesetz, das für alles Mögliche paßt, ist, zum Beispiel, die Formel vom Goldenen Schnitt. Die wissenschaftliche Behauptung und Annahme ging allerdings immer dahin, daß diese Begriffe, Gesetze, Schemen und Schablonen, diese nur orientirenden Wegweiser in der Fülle der Erscheinungen die Urdinge, die Schöpfungmächte, die regirenden und lenkenden Daseinsmächte seien. Auf dem Wege dieser Stilbegriffsbildungen, der Gesetzesformulirungen in mathematischen Zeichen, des abstrakten Denkens glaubte man in die schöpferischen Kräfte der Natur einzudringen und diese sich unterthan zu machen. Aber gerade in unserer Zeit enthüllt sich mehr und mehr der große Irrwahn dieser Wissenschaft, die an Dem, was Leben, Schaffen, Schöpfen ist, stets blind vorüberging. Die systematisirende, stilbegriffbildende Wissenschaft eines Linné etwa kann uns gar nichts von dem Leben der Pflanzen verrathen und vermöchte am Allerwenigsten eine Pflanze ins Dasein zu rufen. Eben so konnte die alte Gesetzesästhetik, die auf den Voraussetzungen von einem bestimmenden und schöpferischen Wesen der Kunstgesetze beruhte, uns nie Etwas über das Wesen des künstlerischen Schaffens aussagen.

Hermanns Buch beruht auf dem allerdings weit verbreiteten und oft ausgesprochenen Grundgedanken, daß es für die Kunst unserer Zeit keine wichtigere und höhere Aufgabe gebe als die, zu einem Stil zu gelangen. Dieser Kampf um den Stil aber muß von einer neuen Aesthetik schroff abgelehnt werden. Nie kann das künstlerische Schaffen darauf ausgehen, Stilbegriffe zu bilden. Wie die menschliche Sprache, so ist auch die Kunst da, um ganz bestimmte Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, innere Bilder und Erlebnisse in materiellen Gebilden zu verkörpern. Ein Schullehrer aber geht durch die Welt hin und redet in Begriffen, Abstraktionen, Schemen und Gesetzen. Der Mensch spricht, so sagt Dieser, um Subjekt, Objekt und Prädikat zu bilden, indikative und konditionale Sätze. Und wenn dieser Schulmeister unseren Kindern Bücher in die Hand giebt, so verlangt er von ihnen, daß sie in ihnen nicht auf Das achten, was an Gefühlen, Erlebnissen, Vorstellungen ausgedrückt ist, sondern auf die grammatischen Regeln sammt deren Ausnahmen. Solch ein Schullehrer ist der Aesthetiker, der uns einreden will, die höchste Aufgabe des Künstlers sei, einen Stil zu bilden. Stil ist kein Objekt der Kunst. Kann überhaupt nicht dargestellt werden. Sondern Stilbegriffe werden gebildet auf Grund einer wissenschaftlichen Methode, mannichfache Dinge unter dem Gesichtspunkt gemeinsamer Merkmale zu gruppiren und anzuordnen. Ein wissenschaftliches Erkenntnißprinzip wird uns als ein künstlerisches Schaffensprinzip vorgetäuscht.

Wilhelmshagen. Julius Hart.



Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er ist ihr Herr und zugleich ihr Sklave. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze findet er aber nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn man will, das Anwehen eines befruchtenden göttlichen Odems. Der Künstler muß die Natur im Einzelnen fromm und treu nachbilden; allein in den höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch etwa ein Bild erst zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel und darf sogar zu Fiktionen schreiten. Die Kunst ist der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen, sondern hat ihre eigenen Gesetze.

(Goethe.)



Ein Grabbe-Denkmal.

Grabbe hat fast zwei Jahre in Düsseldorf verbracht, die beiden letzten werthvollen Jahre seines kurzen, nicht ganz fünfunddreißigjährigen Lebens. Er hat seinen „Hannibal", der mehr werth ist als alle anderen Römerstücke des vorigen Jahrhunderts zusammen addirt, hier gedichtet und seine „Hermannsschlacht", die heute noch so köstlich kräftig wie westfälischer Schinken schmeckt und neben Kleistens teutonischem Rachewerk als ebenbürtiges realistisches Gegenstück mit seinen Lichtern und Schlagschatten bestehen wird in saecula saeculorum. Ich kann verstehen, warum Düsseldorf sich nicht gern durch ein Monument mit dem Andenken Robert Schumanns verbinden mag. Denn Schumanns Beziehungen zu unserer Stadt sind keine glücklichen gewesen und er hat, lange bevor dem größten Sohn Düsseldorfs, Heinrich Heine, hier sein Denkmal verweigert wurde, als Erster das Wort vom „Undank Düsseldorfs" geprägt. Aber Grabbe hat, so weit sein zertrümmertes Gemüth es ihm gewährte, sich wohl gefühlt in unserer Stadt. Er hat hier Freunde und Verleger gefunden und einen kleinen Kreis, dem es freilich nicht klar wurde, aber doch dämmerte, welch ein Genius in diesem dämonischen verlotterten Zwerg lebte. Es brauchte darum nicht nach verspätetem schlechten Gewissen auszusehen, wenn Düsseldorf diesem eigenartigsten deutschen Geist, der im vorigen Jahrhundert in seinen Mauern gelebt und gewirkt hat, jetzt einen Denkstein weihen würde. Hat man doch in den letzten Jahren eigentlich eine Nase und ein Verständniß für die reizvolle Poetenerscheinung Grabbe und für die tiefere Bedeutung seiner dramatischen Dichtungen mit ihrer Ueberfülle von Geist und Witz und Schönheit bekommen. Sieht man doch in den Tagen Shaws, der ihm nicht das Wasser zu seinem Punsch reichen kann, erst ein, wie uns Deutschen in diesem Bündel voll von Scherz, Satire und Ironie wieder einmal der Lustspieldichter entgangen ist, den wir gebrauchen könnten. Merken wir doch jetzt erst bei den tollschönen Stellen seiner Stücke, welch eine titanische Tatze dieser Heldenerschaffer hatte, der einen Sulla, einen Hannibal, einen Barbarossa, einen Napoleon würdig und groß auf die Bühne stellen konnte. Und wenn ihm auch nicht in unserer Zeit eine solche glorreiche Wiedergeburt wie seinem besonneneren Zwillingbruder Hebbel widerfahren ist, so würde doch kein Literaturprofessor heute mehr wagen, diesen „Buonarotti des deutschen Dramas", wie der maustote Scherer noch gethan hat, unter die „Genieaffen und dramatischen Stümper" herabzusetzen. Bedenken aus Gründen der Rasse, wie bei Heine, liegen bei einem Denkmal für Grabbe auch nicht vor. Dieses pandämonium teutonicum war so urdeutsch wie kaum Einer, sprach westfälisch wie ein Bauer, wenns sein mußte, und erwuchs aus dem Teutoburgerwalde, dem Boden der Hermannsschlacht. Auch moralische Einwände gegen ein Monument von ihm dürften kaum mehr laut geltend gemacht werden. Denn wenn etwa wegen allzu großer Vorliebe für den Alkohol ein

Dichter sich um seine Denkmalsberechtigung bringen könnte, so dürfte es kein Scheffel- und kein Reuter-Denkmal in Deutschland geben. Und Beide, die er an Genialität und Kraft um einige beträchtliche Ellen überragt, haben ihrer mehrere (und noch dazu an den schönsten Punkten unseres Vaterlandes) gefunden. Wir kommen schließlich ganz langsam ja zu der Erkenntniß, daß ein Poet nicht durchaus, wie es nur noch bei jedem seligen Fürsten als selbstverständlich vorausgesetzt wird, alle Tugenden in sich vereinigt prästiren müsse. Und man lernt auch in Deutschland allmählich einsehen, daß nicht hinter jedem Denkmal eines Künstlers die Einmeißelung eines Führungzeugnisses unbedingt nothwendig ist. In Paris hat man jüngst sogar, im Luxembourg-Garten, Verlaine eine Herme gesetzt, Verlaine, dem Verbrecher, dem poète maudit, einem der wüstesten Pornographen aller Zeiten, der wegen widernatürlicher Laster im Gefängniß gesessen hat, aber, nebenbei gesagt, das größte lyrische Genie gewesen ist, das Frankreich jemals beschieden wurde. Wagen wir also ruhig, einem so gewaltigen dramatischen Dichter wie Grabbe ein Denkmal zu setzen, trotzdem es zuweilen vorgekommen sein soll, daß er, dem seine Kunst nur ein paar lumpige Thaler und bei hundert Menschen gegen einen nur Gelächter und Hohn eingebracht hat, in seiner Verzweiflung zum Branntwein griff. Der bedeutunglosen Denkmäler haben wir genug. Setzen wir diesem eigenartigen Künstler und Menschen den ersten besonderen Stein in Deutschland, eine schöne Herme irgendwo im Grünen, wie sie die Griechen Einem, der den olympischen Sieg errungen hatte, zu setzen pflegten. Welch eine schöne Aufgabe wird es für einen unserer jungen Bildhauer sein, die zerrissenen Züge dieses Genies mit „dem Mund, der sich nie gleichgiltig bewegte“, wie Immermann später bekennen mußte, in Stein auszuhauen, dieses ergreifende Gesicht mit dem Kainsstempel des Dichters, das Danton ähnlich sieht und zur Zeit der Französischen Revolution hätte wachsen können! ... So lange dieser Traum von einem Grabbedenkmal in Düsseldorf noch nicht marmorne Wirklichkeit geworden ist, mögen hier im Namen der Hoffnung diese Verse stehen:

Oft in den schmalen und verwachsenen Gassen
Der Altstadt glaubt' ich, Freund, Dein Bild zu sehen.
Es kam gekrochen, konnte kaum mehr gehen,
Den Tod schon im Gesicht, dem magern, blassen.

Doch tapfer schnittst Du dem Feind Hein Grimassen
Und bliebst dann zitternd an den Häusern stehen,
Sahst lachend diese Welt sich um Dich drehen,
Dem wilden Geist in Dir ganz überlassen.

Dich rühmte Keiner einst, verirrter Sänger,
Ein Fuseldunst umwehte Dich, ein trüber,
Und Schatten tanzten um Dich Rattenfänger,
Der Rhein floß vor Dir wie die Zeit vorüber.

So mög ein Stein hier Deinen Ruhm bezeugen,
Vor dem sich heut die besten Deutschen beugen.

Dein mächtiges Hirn, das einst Heroen speiste,
Grüßt dann vom Sockel uns mit hohem Leuchten.
Wie Viele starben, die sich besser deuchten,
Nicht voll des Gottes, der Dein Blut durchkreiste!

Dein herber Mund mit seinen schmalen Lippen,
Er würde noch im Tode sie verlachen,
Die Alles fertig, doch nichts herrlich machen
Und ängstlich an dem Born des Bacchus nippen.

Und nächtlich, wenn rings Alles um Dich schliefe,
Die Bäume wie die Menschen satt vom Leben,
Dann würde aus vergangner Zeiten Tiefe
Sich Dein zerrissenes Marmorhaupt erheben.

Und wie ein mitternächtiger Zaubermeister
Riefst Du aufs Neue wach die jungen Geister.

Düsseldorf. Herbert Eulenberg.



Der Dichter der „Leidenschaft“, der „Anna Walewska“, des „Natürlichen Vater“ und anderer starken deutschen Dramen hat mich gebeten, diesen Aufruf auch hier zu veröffentlichen und den Lesern der „Zukunft“ zu sagen, daß die Rendantur des düsseldorfer Schauspielhauses Beiträge zu einem Grabbe-Denkmal annimmt. Seinen Wunsch habe ich gern erfüllt; trotzdem ich, leider, den Hannibaldichter nicht so hoch schätzen kann, wie Herr Eulenberg thut. S'il pouvait: das böse Wort bleibt, als trauriges Motto, über dem Lebenswerk Grabbes unverwischbar. Ob er ein Säufer und Lüdrian war, kümmert mich nicht. Daß ein Dämon in ihm wühlte und ihn manchmal kleine Geniewunder wirken ließ, kann kein Wacher leugnen. Keiner, der Dichtung zu schmecken, zu wittern vermag. Daß er nicht arbeiten, titanisch Geschautes nicht in Klarheit gestalten konnte, hat ihn um den Preis, um die Poetenkrone gebracht. Wenn er gekonnt hätte! Vielleicht dürften wir dann eines zweiten Heinrich Kleist, eines an Farbenfülle noch reicheren, uns freuen. Ihm fehlte die Geduld des Gärtners und Krankenpflegers, der unermüdliche Fleiß des Imkers, des Ibsen. Und den Kranz des Dramatikers hat kaum je ein trällernd durch des Lebens Weite und Enge Spazirender sich gewunden. Auf dem plump gezimmerten Schaugerüst versagt der feine Skizzenreiz allzu oft. Arbeit: vor jeder Bühnenpforte dräut das Gebot. Was auf den Brettern dauern soll, muß bis ins Kleinste ausgearbeitet und gegen den Zugwind der allem Kunstgebild widerspenstigen Skepsis gedichtet sein. Die herrlichste Vision,

die verwegenste Traumkraft, der männlichste Volksliedton sogar, lieber Herr Eulenberg, genügt da nicht; das Erschaute, Erfühlte muß so lange in neue Formen umgegossen werden, bis es den besonderen Daseinsbedingungen der Schaubühne genügt und die hereingewinkte Menge sich, in der kurzen Frist eines Theaterabends, in das Werk einblicken, einfühlen, einhorchen kann. Verführer war Grabbe, nicht Führer. Dennoch: warum nicht ein Denkmal? Und warum versuchts Herr Max Reinhardt nicht einmal mit einem Grabbe-Fragment?



Die Mutter.

Den grau und schwarz ragenden Grabmälern nahte ein Leichenzug. Hinter dem Sarge ging als Erster allein der Sohn. Er hielt sich gerade, aber sein Blick schlich unten auf dem Weg hin, in dessen weißen Bewurf die Tritte der Träger vor ihm ein immer wiederkehrendes Muster gedrückt hatten. Er sah auf seine Füße: wie einer nach dem anderen in den knirschenden Sand trat und es immer gleichmäßig weiter ging. Wenn er jetzt plötzlich stehen bliebe! Er hatte ein leeres Verlangen, nichts zu thun, keine Bewegung zu machen. Wie da dieser Zug stocken würde, den seine Gedanken mit ihrer unverändert kühlen Klarheit in seiner ganzen Länge sahen: zuerst, Arm in Arm, Hand in Hand oder mit den Blicken zusammenhängend, die Verwandten, in deren Aehnlichkeit mit ihm und in deren vertraulich gerührter Haltung sich die Nothwendigkeit ihrer Theilnahme zeigte; dann die Freunde, die gern mit ihm trauerten, und andere Bekannte, in gedämpften Gruppengesprächen nachschlendernd oder zu beiden Seiten aus dem Zug sich lockernd, um an die Spitze zu kommen. Wenn er eine Stockung in die feierliche Gleichmüthigkeit brächte! Er blieb stehen. Der Onkel faßte von hinten den Arm des jungen Mannes und zog ihn stützend weiter, während er ihm mit der anderen Hand über das Haar strich.

Sie kamen an das Grab. Er sah das Loch in der Erde und der Sarg, der es ausfüllen sollte, wurde von den Trägern auf den Boden gestellt. Und er dachte, daß seine Mutter darin liege, die vor ein paar Tagen noch vor ihm gestanden hatte, ihre schlanke, kraftvolle Gestalt, und ihm die Hände auf die Schultern gelegt und sie zärtlich lächelnd zurückgedrückt hatte; er dachte, daß sie jetzt ausgestreckt in diesem Kasten liege und vielleicht bei der Bewegung des Sarges hin und her falle, die Tote. Da war ihm, als würde er auf den Boden hingeschleudert, und er hoffte, zerschmettert zu werden. Doch als er sich kniend, auf die Fäuste gestützt, wiederfand, wußte er Alles, was um ihn war. Während er an den Schatten, die auf dem Boden hin und her krochen, und den murmelnden Stimmen den Fortgang der Ceremonie verfolgte, starrte er in den Abgrund hinein und ihm schien, er habe immer darauf

gewartet, Das einmal zu sehen, und dürfe nun nicht mehr geduldig oben bleiben. Ein Bild trat fest hervor, das schon lange auf sein Bewußtsein gelauert hatte. Als Knabe hatte er sich einmal, ehe er schlafen gehen mußte, auf den Schoß der Mutter geworfen und, wie ein Erwachsener ihr Gesicht in beide Hände nehmend, gesagt: „Wenn Du stirbst, dann erschieße ich mich!“ Sie lächelte, drückte ihn an ihre Brust und begegnete seinem begeisterten Auge noch einmal mit einem etwas spöttischen Lächeln. In der Nacht hatte er es wirklich geträumt und war aus dem Schlaf emporgefahren. Er zuckte zusammen und sprang auf. Die Träger hatten die Taue gepackt, der Sarg hing über dem Loch, er schwankte, schaukelte, senkte sich. Die Verwandten umringten den Hinstarrenden; er sah den Sarg nicht mehr und wollte sie fortschieben, er mußte vorwärts, sehen.... Aber er stand noch auf seinem Platz. In seinen Händen, auf der Schulter, überall fühlte er fremde Finger. „Erschieße ich mich?“ dachte er; und die Unfähigkeit, Etwas zu thun, brach ihm fast das Herz. Er merkte, daß man ihm einen Haufen Erde in die Hand schütte, aber er rührte sich nicht. Ein Schweigen entstand um ihn. Dann schlugen schnell hinter einander hinabgeworfene Erdschollen auf den Grund. Die Bewegung um ihn wurde plötzlich lebhafter, der Hall der Stimmen lauter. Er sah dann, daß die Schatten, einer nach dem anderen, verschwanden, und fühlte sich mit Befriedigung allein. Bald brannte die Sonne frei auf seinen Platz.

Er hob langsam das Gesicht: Niemand war da. Vor ihm wölbte sich ein Hügel. Er schob sich heran, drückte den Kopf hinein und weinte um die verlorene Mutter.

„Wenn eine Pflanze von der Erde getrennt wird, muß sie zu Grunde gehen.“ So waren die Gedanken, die sich nach der ersten Erleichterung durch seine Thränen an ihn hängten. Er stand auf. Die Sonne versank mit triefend rothen Farben in den heißen Dunst des Horizontes. In seinem Gehirn lag es wie ein fester Klumpen und drückte das Blut in ein dumpfes Fieber; aber es war auch, als bewegten sich da bestimmte spitze Gedanken und stächen ihm in das Schwere hinein. Er bekam ein Verlangen, den Hügel aufzureißen, wieder das Loch zu sehen; er nahm einen Kranz weg.... Da kam ihm ein Klang zum Bewußtsein; er erschrak fast: „Rom!“ Lebendig und schön tönte es. Jetzt wußte er, daß neben seinen Schmerzen in all den Tagen auch immer dieser Klang bei ihm gewesen war.

Morgen war der Tag, an dem er nach Italien abreisen wollte. Die besorgten Verwandten hatten ihm gerathen, die Reise trotzdem bald anzutreten. Welcher praktische Rath! Nicht in jedem Augenblick an diesen Ort eilen zu können, wenn Unruhe und Einsamkeit ihn mit ihren vernichtenden Qualen ergriffen! Dann würde es kommen wie damals, als er zum ersten Mal auf längere Zeit fortgegangen war, in die Universitätstadt. Dort hatte sich gleich von der Ankunft an eine beängstigende Unfreiheit seiner bemächtigt, er mußte sich in jeder Minute die gewohnte Umgebung, in der seine Mutter sich zur Zeit bewegte,

vorstellen; ihre vertrauten Beschäftigungen und Gespräche. Er war unfähig, sich dem Fremden um ihn anzupassen und irgendetwas unter den neuen Umständen zu thun. Bis die Stunde immer näher kam, wo sie ihm sonst den Gutenachtkuß gegeben hatte. Da lief er nach dem Bahnhof; und erst der Anblick des Fahrplanes und das Bewußtsein der Möglichkeit, in wenigen Stunden zurückzugelangen, milderte seine Verwirrung. Jetzt kam ihm unglaublich vor, daß er sich damals noch so leicht bezwungen hatte. Der Gedanke, daß sie da unten liege, würde ihm in der Ferne jede Bewegung unmöglich machen. Wie konnte er abreisen, da er sich nicht einmal fähig fühlte, von hier fort zum Thor hinaus zu gehen!

Als er so stand und bald auf das Grab, bald über den großen Friedhof mit schmerzenden Augen blickte, sah er den Totengräber mit einer Gießkanne in der Hand herankommen. Unwillkürlich machte er eine Bewegung, sich zu verstecken. Und da ihm gleich darauf seine innere Absicht klar wurde, trat er hinter einen hohen Leichenstein. Er wollte die Nacht hier verbringen.

Der Mann kam heran; er trug eine Pfeife im Mund und stieß mit leise paffendem Laut kurze Rauchwolken aus. Er besprengte die Kränze und begoß die Blumen, nahm seine Pfeife aus dem Mund und roch an ihnen. Endlich ging er. Nun aber kamen Arbeiter und der Verborgene zog sich von Grabmal zu Grabmal in den hinteren Theil des Friedhofes zurück. Bald wurde es schwer, den Weg unter den Füßen zu finden. Er wollte vermeiden, auf Gräber zu treten, aber die meisten hier hatten keinen Hügel mehr; ihr Umriß war von den Steinen aus nur zu ahnen. Vorn, im neuen Teil, wo die Verwesung noch um sich greifen konnte, erhoben sich die grauen und dunklen Kreuze, die glänzenden Monumente, die künstlich abgebrochenen Marmorsäulen, die das vorzeitige Ende eines jungen Lebens anzeigen sollten, steil und glatt vor ihren gewölbten Gräbern. Blühende Pflanzen standen auf jedem Hügel in besonderer Anordnung. Manchmal schloß ein Gitter mehrere Gräber wie eine Wohnung ein, blanker Kies umgab sie und eine Bank stand daneben. Die Sonne hatte dort ungehindert geleuchtet, während des ganzen Sommertages wehten Schmetterlinge weiß und gelb durch die Luft und das vielfältige Summen der Insekten belebte den Ort auch für das Ohr. Es war, als habe der Tod dort noch nicht ganz gesiegt. Hier hinten war es still. Schiefe, zermürbte Steine, deren Inschrift sich kaum von ihren Runzeln unterschied, hielten sich mühsam in geringer Höhe über dem nackten Boden. Braune Grasbüschel und dürrer Epheu zeigten sich an ein paar Stellen. Ueber die ganze alte Stätte streckten riesenhafte Rüstern finster ihre dicken, dichtlaubigen Zweige.

Er lehnte sich an einen der Bäume, sah nach dem neuen Theil des Friedhofes hin und beobachtete, wie das Licht abnahm. Er hörte von den Thürmen in der Stadt neun Uhr dröhnen. Dann versank der Tag wie mit einem Schlag. Wolken waren auf den Himmel gezogen. Hoch oben pfiffen Winde. Es schlug Zehn. Er hatte sich noch nicht gerührt;

seine Muskeln waren lahm, während die Gedanken hin und her eilten und die Vergangenheit Stück vor Stück zurückholten. Jetzt gingen sie zu Haus ins Bett.

Ihm graufte bei dem Gedanken, jemals wieder schlafen zu sollen, auf federnden Matratzen, in warmen Kissen; er war zufrieden, hier draußen zu sein. Eine zärtliche, bange Sehnsucht, wie aus seiner Kindheit, überkam ihn. Er machte seinen Rücken von dem Baum los und schritt vorwärts. Die Nacht war so schwerz, daß der Friedhof wie ein leerer Raum um ihn lag; aber er wußte noch die Richtung und ging so schnell, wie er konnte. Einer Nacht erinnerte er sich, wo er, in plötzlich aufjubelnder Erkenntniß des Glückes, eine Mutter zu haben, aufgestanden und an die Thür ihres Schlafzimmers gegangen war; da stand er, bis er die ruhigen Athemzüge ihres Schlummers hören konnte. Dann war er doch froh gewesen, daß sie ihn nicht bemerkt hatte; sie hätte gewiß über ihn gelacht, zurückhaltend und aufrecht, wie sie in all ihrer Mütterlichkeit war. Er trieb sich selbst zu äußerster Eile an. Da stieß er so heftig gegen einen Stein, daß er laut stöhnte und gebückt sein Knie rieb. Als er sich wieder aufrichtete, wußte er nicht mehr, in welcher Richtung er gegangen war.

Er versuchte, das Dunkel zu bewältigen; er sah in der Ferne ein Licht, aber er hatte es vorher nicht bemerkt und wußte nicht, wo es war. Der Friedhof war wie von der Erde verschwunden, sein Inhalt war nur noch in der Erinnerung vorhanden. Eine brodelnde Masse ohne Halt, ohne Form wogte um ihn. Er machte einen Schritt hinein; und blieb wieder stehen. Sein Herz schlug bald wie mit Keulenschlägen gegen seine Brust, bald sank es wie betäubt zusammen. Seine Aufregung nahm um so heftiger zu, je weniger er sie verstand und berechtigt glaubte. Endlich raffte er sich auf. Doch nach wenigen Schritten mußte er immer wieder Halt machen; er sprang hoch, wenn er ein Hinderniß in der Dunkelheit zu spüren meinte, stieß sich im Eilen an Steinen und Bäumen, fiel hin, richtete sich mit zusammengebissenen Lippen wieder auf und hastete in steigender Verzweiflung weiter. Der Wind war jetzt aus der Höhe herabgestürzt und fuhr ihm in das vom Schweiß nasse Gesicht. Da glaubte er, ein großes Monument wiederzuerkennen, er bückte sich, tastete um das Grab, das daneben lag, herum: und sank, in befreitem Schmerz aufschluchzend, hin und umfaßte den Hügel mit seinen Armen. Doch wieder riß es ihn auf. Die Blumen, die er berührt hatte, waren vertrocknet; metallene Kränze: ein fremdes Grab.

Fassunglos wandte er sich um. Dann aber sagte er, laut vor sich hin, daß er bisher zu unbeherrscht gewesen sei und nun planmäßig suchen wolle. Er ließ sich auf die Knie nieder und begann, auf Händen und Füßen durch die Wege zu kriechen. Er wurde ruhiger bei der langsamen Bewegung und dem Gefühl des nahen, gebahnten Weges. Er befühlte die Gräber und bekam allmählich Uebung, so daß ein Ausstrecken der Hand im Vorbeikriechen genügte. Er erinnerte sich mit einem Mal genau an die Blumen des Grabes, das er suchte; er würde es jetzt schon am Geruch erkennen, wenn er ihm nahe käme. Seine Fin-

ger und Knie wurden feucht und schmutzig, das Genick schmerzte ihn. Aber er ruhte nicht; er fürchtete die Stille ringsum.

So schleppte er sich lange hin. Er hörte keine Uhren mehr schlagen. Und plötzlich, mitten aus dem Kriechen und Tasten, stand er auf. Er merkte erst durch dieses Aufstehen, daß er schon seit einiger Zeit keine Hoffnung mehr gehabt hatte, noch ans Ziel zu kommen.

Er hatte seine Hand auf einen Grabstein gelegt und stand still. Alle seine Sinne erstickten in der schweren, schwarzen Masse. Ihm war, als habe bisher der Mond geschienen und ein Vogel gesungen und als sei es jetzt erst ganz wüst um ihn geworden. Kein Funke war da, um in diese Nacht zu leuchten; er blinkte mit den Augen; er räusperte sich: und ihm war, als thue Das auch den Augen wohl. Aber schon starrten sie gleich wieder ins Dunkel. Eine Angst, als sei er blind, kam über ihn; eine wüthende Sehnsucht, zu sehen, einen Stern an den Himmel zu zwingen. Doch er rührte sich nicht mehr; sein Wille war betäubt. Er zählte in allen Sprachen Zahlen her und hörte sich immer wieder verstummen und fand sich mit seinem tollen Herzen allein in dem leeren Raum, über den Toten.

Da klapperte Etwas in seiner Tasche: eine Streichholzschachtel. Aber er zog sie nicht heraus; gebunden durch einen unbezwinglichen Widerwillen gegen jedes Handeln, gegen jede Veränderung durch ihn selbst. Der Tag sollte kommen; die Sonne. Das Leben mit seinem ewigen Gang sollte ihm helfen. Wie es immer gewesen war, so sollte es auch jetzt sein: die Sonne heraufsteigen und die Nacht enden. Und plötzlich war, noch leise, eine neue Hoffnung da, eine Ahnung. Er konnte hier stehen bleiben; bald würde Hilfe kommen, Erlösung aus diesem Dunkel. Seine Knie hoben sich. Er sah die leuchtenden Himmelsfarben, den leichten Schwung der Sommerwolken, und sah sich durch die Landschaft wandern, die der Sonne, schön und kraftvoll gegliedert, entgegen schwillt. Thränen stiegen ins Auge. Ihm war, als könne er nun warten, als sei da ein Ziel: den Morgen zu erwarten. Er streckte sich auf den Boden und legte seine Stirn auf den Arm.

Als er nach einiger Zeit den Kopf erhob, blickte er in graue Dämmerung. Der Friedhof zeigte schattenhaft seine Gräber und Steine. Er richtete sich auf. Und erblickte, nicht weit von seinem Platz, das Grab der Mutter. Er sah eine Weile hinüber.

Dann erhob er sich und ging langsam hin. Schweigend stand er davor. Die Blumen hauchten einen frischen Duft aus. Er pflückte ein Blatt ab und richtete sich auf.

Er sah in das steigende, schwellende Licht. Die Luft schwebte so mild heran. Er athmete tief. Die Vögel wurden laut. Er wandte sich und ging nach dem Friedhofsthor. Er wußte, daß es noch geschlossen war. Aber es machte ihm Freude, dort zu stehen, die Klinke zu berühren. An die eisernen Flügel gelehnt, wartete er, bis das Thor sich aufthat, das ihm den Rückweg in die Stadt wies.

Charlottenburg. Alfred Wolfenstein.



Selbstanzeigen.

Die Willensfreiheit. Quelle & Meyer in Leipzig. 3,40 Mark.

Der Verfasser beginnt mit der logischen Zergliederung, der wissenschaftlichen Beschreibung der allbekannten einfachen Thatsache „Ich will Das“ und tritt von diesem sicheren Boden aus vor die Frage nach der Willensfreiheit. Er zeigt, daß die Worte „Ich will Das“ ein Bewußtsein in einer besonderen Bestimmung, nämlich als „wollendes“ zum Ausdruck bringen, und zeigt weiter, als was sich dieses wollende Einzelwesen, als was (mit anderen Worten) die Seele als Wille sich darstellt. Daran schließt sich die Erörterung der Willensfreiheit; sie weist nach, daß der berüchtigte Gegensatz „Determinismus, Indeterminismus“ seinen Sinn überhaupt verliert, sobald nur die Thatsachen des Seelenlebens ungeschmälert zum Wort kommen. Wer aber an die Willensfreiheit sich macht, ohne über den Willen zunächst zu Klarheit gekommen zu sein, wird rettunglos im Dunklen tappen. Und wer immerhin über den Willen sich verbreitet, ohne an der allein unmittelbar ihm vorliegenden Thatsache „Ich will Das“ sich zu unterrichten, wer insbesondere, ohne das Einzelwesen, das doch zweifellos in dem „Ich will Das“ immer zum Ausdruck kommt, zu beachten und zu Grunde zu legen, „Wollen“ und „Wille“ klar erfassen zu können glaubt, Der wird bald erfahren, daß er aus den lichten Thatsachen heraus in den Nebel der Dichtung gerathen ist. Eine Psychologie, die von der phantastischen, den Thatsachen unseres Seelenlebens hohnsprechenden Behauptung anhebt, daß „Empfindungen“ und „Gefühle“ die Elemente seien, aus denen, was „Seele“ sei, bestehe, und das Seelenleben als „Vorgänge“ begreift, in denen „Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen“, so zu sagen, als „seelische Atome und Moleküle“ sich ausleben, eine solche Psychologie wird, wenn nicht früher, so doch mit Sicherheit an der Thatsache „Ich will Das“, also am Willen Schiffbruch leiden und darum auch mit der Frage der Willensfreiheit nichts anzufangen wissen. Die letzte Probe auf die Wissenschaftlichkeit einer Psychologie ist immer ihre Willenslehre. Wer aber das besondere Einzelwesen „Seele“ nicht anerkennt, wird niemals der Thatsache, der er selbst in dem Satze „Ich will Das“ Ausdruck zu geben gewohnt ist, gerecht werden können.

Greifswald. Professor Dr. Johannes Rehmke.



Der Ultramontanismus in Theorie und Praxis. Berlin, Hugo Bermühlers Verlag. 10 Mark.

Dieses Buch ist als „Lehrbuch des Ultramontanismus“ gedacht. In zehn umfangreichen Kapiteln giebt es einen wissenschaftlichen und historischen Ueberblick über den Werdegang des Ultramontanismus und seine jetzige Bethätigung. Wir sehen, wie sich alle seine Ansprüche auf alte Grundsätze stützen. Die Schuld des Staates ist, daß er diese

Lehren zugelassen hat, daß er sie heute noch den katholischen Theologen vortragen läßt. Rom versteht seine Sache. Von Jugend auf wird der Mensch am Gängelband geleitet. Der Kleriker unterrichtet ihn, führt ihn zur Beichte und schaut in sein Inneres, der römische Priester drückt dem Manne den Wahlzettel in die Hand, überwacht seine Zeitunglecture, gründet die Vereine für seine Schutzbefohlenen. Der Index sorgt für die Dauer der geistigen Betäubung. Dafür lockt all der Zauber mystischer Wunder und des religiösen Kultus den Katholiken, daß er sich seinen Priestern willenlos unterwerfe. Das Buch ist durchaus nicht polemisch gehalten, sondern erörtert in akademischer Würde und Gründlichkeit die Streitprobleme, zu denen eine gewaltige Fülle zum Theil bisher unbekannten Quellenmaterials geboten wird.

Joseph Leute.



Rafael von Urbino. Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern. Schulze & Co. in Leipzig.

Wie ich in meinem vor drei Jahren erschienenen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri“ den Versuch wagte, den genialen Caesar zu schildern, nicht nach dem von der Schultradition übermittelten Bild, sondern mit all den Wesenszügen, welche die moderne Geschichtforschung dem von Parteihaß gefälschten Portrait wiedergegeben hat, so biete ich heute in dem kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino“ ein auf der Grundlage sorgsamer Studien gezeichnetes Bildniß, das den großen Urbinaten darstellt, wie die Geschichte ihn sieht. Denn auch das überlieferte Bild Rafaels hat mancher Zug entstellt, besonders unter dem Einfluß der Romantischen Schule. Namentlich auf Tieck und seinen „Sternbald“ ist der schmachtende, sentimentale Typus und das „ewige seraphische Jünglingsthum“ Rafaels zurückzuführen, das durch seine ungesunde, charakterlose Weichlichkeit so viel Unheil in den Köpfen der Künstler anrichtete und das kraftlose Nazarenerthum zeitigte, gegen das sich schon Goethe mit grimmiger Erbitterung wandte. Die Bewunderung Rafaels artete zuletzt in einen förmlichen Kultus, in Vergötterung aus. Ingres erblickt in ihm geradezu ein „vom Himmel gestiegenes geistiges Wesen“. „Man erfindet für ihn“, sagt Hermann Grimm, „eine gewisse engbrüstige Durchschnittsgestaltung von nervöser Magerkeit, während er in Wahrheit ganz anders aussah.“ Sein künstlerisches Schaffen wird zu einem traumwachen, unbewußten Improvisiren. So läßt Achim von Arnim in einer Novelle ihn, versunken in eine Art magnetischen Schlafwachens, die Malerei eines Bildes seinem Gehilfen Baviera diktiren, der, indem er begeistert Strich vor Strich den Weisungen des Meisters folgt, dadurch ein herrliches Werk schafft. Von solchen und ähnlichen Ueberschwänglichkeiten wird man in meinem Buch nichts finden; wohl aber den Werdegang eines in rastloser Arbeit durch unermüdliche Studien und konzentrirte Geisteskraft sich emporringenden Genius. Denn Rafael Santi war das

Genie, das in seinem gewaltigen Können alle zerstreuten Zeitkräfte sammelte und repräsentativ für sein Zeitalter offenbarte.

Nürnberg. Dr. Heinrich von Schoeler.

Die Bewegung in der französischen Lyrik der Gegenwart. Eugen Diederichs, Jena 1911.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung der Liebe zu einem Lande, das uns nicht nur glücklich gemacht hat, sondern uns vornehmlich durch seinen ernsten, großen und maßvollen Kunstwillen neue Schönheiten erschlossen und eine eigene Art des Lebensgenusses gelehrt hat. Dieses Buch will ein Zeichen dankbarer Verehrung bedeuten für die französische Dichtung der Gegenwart und eben so für französische Künstlernaturen. Es erscheint uns angemessen, diesem letzten Wort einigen Nachdruck zu verleihen. Mit warmer Stimme nur können wir die Erinnerungen wachrufen an die Stunden innerer Gemeinschaft, in denen wir die Dichter, welche wir einem größeren Publikum näher bringen möchten, als Charaktere erkannten. Wenn dieses Wort auch heute bei Vielen Geringeres bedeutet als gleißendere Merkmale, so scheuen wir uns doch nicht, mit diesem edelsten Lob Menschen zu grüßen, die sich in harten Lebenskämpfen den schlichten Gleichmuth einer erhabenen Gesinnung bewahrten, ohne daß Einer von ihnen sich jemals eitel in die Brust warf. Bescheidenheit und Stolz können nicht gerechter, nicht maßvoller gegen einander abgewogen sein als in den Kreisen dieser Künstler, die durch keine geheuchelte Sentimentalität, keinen falschen Idealismus blenden, sondern durch umfassende Bildung, geklärten Geschmack, ruhiges Urtheil, lichte Denkungart und Selbstsicherheit gelassen in sich ruhen. Wir grüßen unsere Freunde. Und während wir die guten Stunden in ihrem Kreis beschwören, athmen wir wieder den Duft des verwachsenen Gartens am Rande des Waldes von Noisy, in dem Léon Bazalgette zuerst unsere Liebe zu dieser geistigen Gemeinde Frankreichs weckte. Wir fühlen die großen und ruhigen Blicke Verhaerens aus seinem durchfurchten Antlitz auf uns und sehen ihn mächtig und weisend inmitten Nachstrebender, die der Wahn früher Jahre jugendlich durchschüttert. In dem hohen und lichtgedämpften Atelier des Norwegers Edward Diriks war es, wo in später Nacht Paul Forts leicht gleitende Worte wie Schwingen eines farbigen Falters an uns vorüberflatterten und klingende Rhythmen der Jüngsten durch das Halbdunkel zogen. Und wieder eine andere Wirklichkeit weitete sich in der idyllischen Villa des André Spire, der uns die abgemessene Wärme des französischen Temperaments ehren lehrte. René Ghils ernste Art ließ uns viele Gestalten fester ins Auge nehmen. Und die dialektische Schärfe des Philosophen Jean Royère zerschnitt manche Dunkelheit vor aufblitzenden Lichtern. Jules Romains hob uns in den Dom einer neuen Gedankenwelt; Arcos und Mercereau erschlossen uns im Vortragen rhythmische Schönheiten der Jüngsten. Durch Henri Guilbeaux wurden uns Beziehungen dieses Kreises zu Deutschland aufgedeckt und in dem trauten Haus Vildracs und Duhamels athmeten wir franzö-

sische Träumerei und Versonnenheit. Alle diese Eindrücke von bunter Vielheit half uns der schlichte und weise Adolphe Malye wie ein guter Vater ordnen und ineinanderfügen. Die Uebersetzungen haben also erst durch mannichfachen Rath ihre endgiltige Form gefunden. Dennoch geben wir diese Arbeit zögernd aus der Hand, da wir wissen, daß sie nicht vollkommen ist. Bestimmte uns der Wunsch, den Deutschen das vollständige Bild (nicht der gesammten Dichtkunst, sondern) einer großen und fortschreitenden Bewegung zu geben, so fühlen wir doch selbst, daß es dem Fremden schwer ist, dieser reichen und köstlichen Blüthe in ihrem innersten Wesen ganz gerecht zu werden. Wir fürchten zwar nicht den Vorwurf Derer, die theure Namen der Vergangenheit in unserer Sammlung vermissen; denn wir haben uns an die Lebenden gehalten und haben dem Buch nur die Toten eingereiht, die in den Jahren der vorbereitenden Arbeit aus dem Leben schieden. Aber wir müssen um Nachsicht bitten, wenn unter den Zeitlichen Namen vermißt werden, die auch für uns guten Klang haben. In den Uebertragungen haben wir Inhalt und Form streng zu wahren getrachtet.

Paris. Otto und Erna Grautoff.



Offizierauslese.

In den Listen der Reserveoffiziere, nicht nur der Kavallerie und Infanterie, sondern auch der Spezialtruppen, findet man viele Juristen und wenige Techniker. Gerade ihre Vorbildung müßte die Ingenieure und Techniker doch als Reserveoffiziere für unsere Spezialtruppen empfehlen. Aber schon der als Einjähriger ins Heer eintretende Techniker merkt bald, daß eine tiefe Kluft ihn von anderen Akademikern trennt.

In ein Artillerieregiment sind sechzig Einjährig-Freiwillige eingestellt. Der blutjunge ausbildende Offizier möchte schon in den ersten Tagen, wo über die militärische Brauchbarkeit und moralische Bewerthung des einzelnen Mannes noch kein Urtheil möglich ist, die Einjährigen, die er als Gattung nicht liebt, klassifiziren. „Wer sind Sie? Was sind Sie? Woher sind Sie? Was ist Ihr Vater? Was haben Sie für eine Vorbildung? Was können Sie denn mal werden?“ Mit streng kritischem Blick werden die Schafe von den Böcken geschieden. Nach wenigen Tagen steht für die ohne Scheuklappen durch das militärische Leben gehenden Einjährigen fest, wer auf Beförderung und Qualifikation zum Reserveoffizier zu rechnen hat.

Der Lebenslauf der einzelnen Schwarzweißen wird einer peinlichen Durchsicht unterzogen. Weh Dem, in dessen Laufbahn ein Pünktchen ist, über das der Rekrutenoffizier nicht klar werden kann! Da ist

der Einjährige A., Sohn eines Großkaufmannes und Fabrikanten. Sein Lebenslauf wird von einem Satz umschrieben: „Geboren in Ixstadt, besuchte daselbst das Gymnasium, bestand das Abiturientenexamen und trat in das Geschäft seines Vaters ein“. Ein schöner, glatter Lebenslauf, gegen den Niemand Etwas sagen kann und der die Frage nach der Eignung zum Reserveoffizier unbeantwortet läßt. Der junge Herr ist von seinen lieben, fürsorglichen Verwandten mit den nöthigen Instruktionen versehen worden. Er weiß, wie mans zu machen hat, um sich von vorn herein einige Nasenlängen Vorsprung vor seinen neuen Kameraden zu sichern. Drum fügt er der Lebensbeschreibung noch ein Hängsel an. „Ich habe sieben Geschwister: 1. Dr. Philipp A., Amtsrichter und Oberlieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. X; 2. Dr. iuris Ernst A., Assessor und Oberlieutenant der Reserve im Feldartillerieregiment Nr. Y; 3. Dr. phil. Max A., Gymnasialoberlehrer und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. Z; 4. Erna A., vermählt mit Herrn X, Rechtsanwalt und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. O; außerdem habe ich noch drei jüngere Geschwister.“ Jetzt sieht die Sache schon anders aus.

Was würde nun ein ausbildender Offizier von strenger Gerechtigkeitliebe mit einem solchen Machwerk anfangen? Es dem naiven Verfasser mit einigen Wendungen zurückgeben, die an urwüchsiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Denn dieser Lebenslauf ist im Grunde ein plumper Bestechungversuch, also eine Beleidigung des Vorgesetzten. Denn was gehen, in Kuckucks Namen, den ausbildenden Offizier die Verwandten seiner Einjährigen an? Damit hat sich später das Bezirkskommando vor der endgiltigen Wahl zum Offizier zu befassen; für die Beurtheilung der rein soldatischen Eigenschaften des Einjährigen hat diese Liste nichts zu bedeuten. Der Nachsatz von den drei jüngeren Geschwistern wirkt geradezu lächerlich. Diese Rangliste soll dem ausbildenden Offizier zurufen: Sieh, einer so feudalen Familie bin ich entsprossen! Du wirst ihr doch nicht den Schmerz anthun, mich diesem Ehrenblatt unseres Hauses fernzuhalten! Was geschieht aber gar nicht selten? Die Kalkulation des Verfassers erweist sich als richtig. Der Herr Lieutenant läßt sich durch die vornehme Verwandtschaft blenden und der Herr Einjährige A. hat von diesem Tage ab die beste Konduite. Militärisch ist er zwar nur mittelmäßig, aber dafür gesellschaftlich comme il faut. Und diese Eigenschaft giebt den Ausschlag.

Da ist der Einjährige B., seines Zeichens Dr. iuris. Er ist als Soldat eine unmögliche Figur und erweckt schon in den ersten Tagen ob seiner Haltung, die nicht gerade an griechische Skulpturen erinnert, allgemeine, freilich aus disziplinarischen Gründen versteckte Heiterkeit. Aber er ist Doktor iuris und damit der liebevollen Nachsicht des ausbildenden Offiziers sicher. Der Einjährige könnte bei der Besichtigung durch den Regimentskommandeur die Batterie bis auf die Knochen blamiren: deshalb schickt man diese Karikatur eines Artilleristen am Tag der Batteriebesichtigung auf Wache. Auf der Liste der Offizieraspiranten aber steht in erster Linie der Herr Dr. iuris B. Welche Dienste

er als Offizier des Beurlaubtenstandes seinem Truppentheil leisten soll und kann, bleibt Geheimniß des ausbildenden jungen Lieutenants. Bei den Uebungen sieht man diese artilleristisch unmöglichen Herren manchmal in tötlichster Verlegenheit. Hinter einer Hügeldeckung soll eine Batterie Feldhaubitzen auffahren und in indirektem Schuß ihre Granaten auf eine befestigte Feldstellung des Feindes, viertausend Meter entfernt, werfen. Der Batteriechef hat dem Reserveoffizier die nöthige Belehrung über das Ziel, seine Lage, seine Entfernung und seine Ausdehnung gegeben. Er überläßt ihm, die Batterie in Feuerstellung zu bringen, einzurichten und zu kommandiren. Mit reichlich bemessener Nachhilfe des Vicewachtmeisters ist die Batterie endlich aufgefahren. Rathlos streift der Blick des plötzlich zum Batteriechef avancirten Reserveoffiziers über die Schar der Unteroffiziere hin und bleibt an dem Vicewachtmeister haften. „Hilf mir, ich gehe zu Grunde!“ Aber schon erscheint der wirkliche Batteriechef mit einigen Kernflüchen auf dem Schauplatz. Er kennt seine sommerlichen Pappenheimer und ihre schwachen Seiten und führt den Vicewachtmeister am Arm hundert Meter weit nach hinten in das Gelände. „So, hier bleiben Sie stehen, Wachtmeister, und hüten Sie sich, näher als hundert Schritte an den Herrn Lieutenant der Reserve heranzutreten!“ Der, seines rettenden Engels beraubt und am Ende seiner Kenntnisse angelangt, giebt falsche Kommandos, bei denen sich die peinlich berührte Batteriebedienung unschlüssig ansieht und nicht weiß, was sie beginnen soll. Hier und da schnappt der Herr Reservelieutenant noch ein von den Unteroffizieren oder Gefreiten vorgesagtes richtiges Kommando auf; dann naht der wüthende Batteriechef und macht der unwürdigen Szene ein Ende. Wenn aber ein Reserveoffizier dieser Gattung schon in reinen Reglementsfragen versagt, wenn er schon auf taktischem Gebiet nicht Bescheid weiß: wie wird es da erst aussehen, wenn im Gefecht plötzlich, in Folge von Treffern oder aus anderen Gründen, das Geschütz den Dienst weigert? Die Feuerpause für seine Untersuchung und Instandsetzung muß auf eine minimale Zeit beschränkt werden. Wie nun, wenn der Batterieschlosser anderswo thätig ist und ein Reserveoffizier der eben beschriebenen Art als einziger verantwortlicher Macher dasteht? Sein Mangel an technischem Wissen, die Thatsache, daß ihm der Mechanismus des modernen Rohrrücklaufgeschützes ein Buch mit sieben Siegeln ist, bedeutet in einer schwierigen Gefechtslage den dauernden Ausfall eines Geschützes, wenn nicht gar Schädigung der ganzen Batterie. Was der ausbildende Offizier, für den nur das gesellschaftliche Moment maßgebend war, bei der Beförderung des ehemaligen Einjährigen B. gesündigt hat, muß an den Tagen eines heißen Artilleriekampfes vielleicht eine brave Truppe büßen.

Nun die Kehrseite der Medaille.

Unter den Einjährigen des Regimentes sind einige Techniker; akademisch gebildete und andere. Da ist zunächst der Regirungbauführer C. Dem ausbildenden Lieutenant ist die Art dieses Berufes nicht klar. Regirung? Das Wort ja deutet darauf hin, daß der Mann so eine

Art von Staatsstellung hat, also am Ende würdig ist, das Ehrenkleid des Reserveoffiziers zu tragen. Fragen wir einmal! „Einjähriger C., Sie sind Regirungbauführer?“ „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“ „Sagen Sie mal, was können Sie da eigentlich noch werden?“

Bald danach, als Patrouilleführer, läßt sich der Lieutenant, gegen seine Gewohnheit, mit dem selben Einjährigen in ein Gespräch ein und befragt ihn über die Kameraden. Da ist der Diplomingenieur D. „Diplomingenieur? Na, Das ist doch wohl ein ganz gewöhnlicher Techniker?“ Der Regirungbauführer muß dem Herrn Lieutenant klar machen, das ein Diplomingenieur nach mehrjährigem Hochschulstudium ein akademisches Schlußexamen machen muß.

Da ist der Einjährige E. Einige Schmisse dienen als Beweis seiner akademischen Bildung. Er hat, wie der Volksmund sagt, seine Visitenkarte im Gesicht. Aber der Mann eignet sich doch nicht zum Offizieraspiranten: denn mit einem unbehaglichem Gefühl stellt der ausbildende Offizier fest, daß dieser im Uebrigen ganz famose junge Mann früher Hilfschlosser war. „Denken Sie sich nur, meine Herren,“ heißts im Kasino, „wir haben unter unseren Einjährigen einen Schlosser! Ganz patenter Mensch, guter Soldat, aber für den Offiziersunterricht unmöglich. Man muß da unwillkürlich an den Geruch von Seifenwasser und Eisenspähnen in einer Schlosserwerkstatt denken.“ Einige Jahre nach seiner Dienstzeit erfährt dieser frühere Einjährige durch Zufall von einem befreundeten Reserveoffizier des selben Regimentes, warum er damals so plötzlich von der Liste der Aspiranten gestrichen wurde. Er hat den bekannten dunklen Punkt in seinem Lebenslauf gehabt. Nein: die Zugehörigkeit zum Deutschen Sprachverein war ihm zum Verhängniß geworden. Statt der üblichen Bezeichnung „Volontär“ hatte er das Wort „Hilfschlosser“ angewandt; die weltbekannte Firma, bei der er seine praktische Arbeitzeit durchmachte, nannte die nach dem Abiturientenexamen eingetretenen jungen Herren, je nach dem Handwerkszweig, in dem sie gerade beschäftigt wurden, „Hilfschlosser, Hilfformer, Hilfschmied“. Alle diese unwürdigen Berufszweige aber hat der Einjährige E. vor dem Besuch der Hochschule und vor der Meldung zur Militärpflicht durchklettert. Der Ausbildende hat von der Laufbahn eines Ingenieurs keinen blassen Schimmer und läßt den mit dem Makel des Hilfschlossers behafteten Einjährigen glatt fallen. So ahnunglose Offiziere giebt es wirklich.

Der Techniker ist den nicht ganz sattelfesten jungen Offizieren der Spezialtruppen manchmal recht unbequem. Mit Schwung spricht der Herr Lieutenant bei dem Unterricht über die Flugbahn des Geschosses von den fundamentalen Lehrsätzen der Mechanik. „Kraft ist Geschwindigkeit.“ Dieser Satz ist das Alpha und Omega seines Vortrages. Weiter heißt es: „Beim Krepiren eines Schrapnells werden durch die Centrifugalkraft die stählernen Füllkugeln zusammengehalten.“ Solche Sätze tiefer mechanischer Weisheit setzt der vortragende Lieutenant seinem erstaunten Auditorium vor. Daß ein Steinchen von 50 Gramm, dem man eine Geschwindigkeit von 500 Meter gäbe, nicht die selbe

Wirkung haben kann wie ein Geschoß von 75 Kilogramm mit nur 300 Meter Anfangsgeschwindigkeit, überlegt der Herr Professor der Mechanik nicht. Für ihn ist Kraft = Geschwindigkeit. Ein Jurist betet die neuen Theorien über die Flugbahn des Geschosses kritiklos nach. Die Ingenieure lächeln; zwar diskret, aber sie lächeln. Die Sache wird fatal. „Nun, Einjähriger,“ fragt der Vortragende einen seiner technisch gebildeten Hörer, „ist Das richtig, was Ihr Kamerad soeben sagte?“ „Nein, Herr Lieutenant.“ „Wie muß es heißen?“ „Kraft ist das Produkt aus der Masse, die geschleudert wird, und der dieser Masse ertheilten Anfangsgeschwindigkeit. Beim Krepiren des Schrapnells werden die Füllkugeln kegelförmig nach vorn auseinander gestreut.“ „Na, natürlich, Einjähriger“, spricht der Lieutenant; und zu dem Juristen: „Ihr Kamerad hat natürlich Recht; was Sie soeben sagten, ist selbstredend Blödsinn. Verstehe nicht, daß Sie sich so aufs Glatteis locken lassen!“ Ein paar Kerls hatten vorher so verschmitzt in sich hineingelächelt. Das sollen die verdammten Kerls sich schon abgewöhnen.

Das Vaterland ist gerettet, das Ansehen des Herrn Lieutenants, nach seiner Meinung, wieder hergestellt. Von diesem Tag ab unterzieht er allerdings seine fundamentalen Lehrsätze der Mechanik einer gründlichen Revision. Aber auch die Liste der Offizieraspiranten wird revidirt; langsam, aber sicher verschwinden die Techniker von ihr: denn es ist doch zu fatal, solche Besserwisser im Zuhörerraum zu haben. Eine schriftliche Arbeit über die Flugbahn des Geschosses giebt die äußere Veranlassung. Einjährige, die auf höheren Technischen Königlichen Anstalten ihre Schlußprüfung „mit Auszeichnung“, Diplomingenieure, die ihre akademischen Examina mit „Vorzüglich“ bestanden haben, können mit ihrem Wissen vor dem Richterstuhl eines gestrengen zweiundzwanzigjährigen Lieutenants nicht bestehen. Die Arbeit über ein Thema, das jeder Fortbildungschüler erschöpfend behandeln könnte, wird ausgebildeten Ingenieuren mit „Nicht hinreichend“ censirt. Die unter irgendeiner Begründung aus dem Unterricht der Aspiranten entfernten, früher diensteifrigen Einjährigen verzichten wohlweislich auf Berufung an die höhere Instanz und dienen den Rest ihres Jahres in einer gewissen Simplizissimusstimmung ab.

Da ist besonders der Einjährige F., der eine mehrjährige Thätigkeit als Ingenieur bei einer bekannten Waffenfabrik hinter sich hat. Er kennt die modernen Rohrrücklaufgeschütze, den komplizirten Mechanismus ihrer hydraulischen Bremseinrichtung, ihre Behandlung und Instandhaltung. Er ist mit all diesen Dingen durch seine berufliche Thätigkeit enger verwachsen als irgendein junger aktiver Artillerieoffizier. Man könnte von ihm lernen. Aber dem ausbildenden Offizier ist dieser superkluge Jüngling ein Dorn im Auge. Es ist zu peinlich, gegenüber solchen kritischen Kennern immer auf der Hut vor einem Lapsus sein zu müssen. Ein Grund zur Entfernung ist schnell gefunden. Der Mann wird abgeschoben und erlangt, weil er Liebe zur Sache hat, nach persönlichen schweren Opfern später im Osten der Monarchie, wo Mangel an Reserveoffizieren ist, das Porteepee. Nun bedenke

man, welche unschätzbare Kraft solcher waffentechnisch durchgebildete Offizier im Kriegsfall wäre. Er kennt alle Einzelheiten der Konstruktion moderner Kriegsmaschinen (als solche müssen heute sogar die Feldkanonen und leichten Haubitzen der Artillerie bezeichnet werden); er kennt die kleinsten Ventile innerhalb des Mechanismus der Rohrrücklaufbremsen, ihre Lage, ihren Zweck, ihre Wirkung. Versagt das Geschütz auf die eine oder andere Weise, so ist er im Stande, festzustellen: „Hier liegt der Fehler, an dieser Feder, an diesem Ventil, an dieser Dichtung“. Wenn der Batterieschlosser abwesend oder gefallen ist, kann dieser technisch gebildete Offizier ohne Zögern und zeitraubendes Ueberlegen die nöthigen Anweisungen zum Auseinandernehmen, Instandsetzen und Wiederzusammenbauen der Kriegsmaschinen geben. Unter seiner fachmännischen Leitung ist das Geschütz in kürzester Frist wieder feuerbereit. Denn der Mann ist ja Ingenieur und in einer schwierigen Gefechtslage unter Umständen ein Juwel für eine Batterie. Sein Wissen aber war, da er noch als Einjähriger F. Stechschritt übte, für die Begriffe des Ausbildenden zu umfangreich, und hätte ihm nicht ein besonders günstiger Stern im Osten gestrahlt, so wäre er höchstens als Unteroffizier ins Feld marschirt.

Noch ein Techniker. Als der fähigste und intelligenteste aller Einjährigen in der Batterie anerkannt. Eines Tages scheidet er ohne Angabe von Gründen aus dem Unterricht der Aspiranten. Sein gerecht denkender Wachtmeister, verärgert, weil man seinem besten Einjährigen die militärische Laufbahn sperrt, theilt ihm am Schluß der Dienstzeit die Gründe vertraulich mit: „Ihr Vater ist politisch thätig gewesen“. Für die Sozialdemokratie oder gar die Propaganda der That? Gott bewahre! Der alte Herr, einer der angesehensten Bürger seiner Heimathstadt, war Vorsitzender der Centrumspartei in einem großen rheinischen Wahlkreis. Die Ironie des Schicksals wollte obendrein, daß sein Filius, als Alter Herr einer Burschenschaft, wenig Lust spürte, als politisches Thier in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Aber Offizier? „Is nich.“ Das ist im Deutschen Reich möglich.

Noch ein Wort aus dem leidigen Kapitel der Judenfrage. In einer Batterie dient der Sohn eines jüdischen Bankiers. Der junge Mann ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist bei seinem Eintritt fest entschlossen, die Vorurtheile über seine Glaubensgenossen bei den Vorgesetzten durch die beste Haltung in und außer Dienst zu entkräften. Gleich im Anfang der Ausbildung zieht die ungewohnte Anstrengung dem jüdischen Einjährigen ein schweres Fußleiden zu, womit jeder andere in die Revierkrankenstube oder ins Lazareth gegangen wäre. Der verachtete Jude aber thut mit zusammengebissenen Zähnen noch Dienst, als er bereits ein respektables Loch in der Ferse hat. Die anderen Einjährigen bewundern ihn und mancher mag ob seiner bisherigen antisemitischen Neigungen dem Juden im Stillen Abbitte geleistet haben. Eines Tages wird einer seiner Glaubensgenossen von einem Unteroffizier „Judenbengel“ geschimpft. Nicht der Beschimpfte, aber sein in puncto Ehrgefühl empfindlicher jüdischer Kamerad wendet

sich mit einer Beschwerde an den Hauptmann, der, streng und gerecht, sofort für gründliche Abhilfe sorgt. Er ist von der Befangenheit gegen jüdische Untergebene frei und befördert den Beschwerdeführer am ersten April zum Gefreiten und am ersten Juli zum Unteroffizier. Der jüdische Einjährige ist ein außergewöhnlich gewandter Turner, hält feste Mannszucht und seiner Geschützbedienung ist die beste in der Batterie. Sein Hauptmann, später Major in einem Garderegiment, war ein gerechter Mann und ließ ihn Unteroffizier werden. Aber den Aspirantenunterricht hat dieser Einjährige nur pro forma einmal besucht; dann tauchte er ins Dunkel unter.

Die Angabe, daß diese Dinge alltäglich seien, würde graß übertreiben. Jeder Gerechte wird zwischen Mißgriffen und der Norm unterscheiden. Wo so viele junge Menschen Befehlsgewalt haben, kanns nicht immer ganz korrekt zugehen. Man bedenke aber, was der Einzelne empfindet, dem ein Erlebniß dieser Art die Dienstzeit trübt: und man wird finden, daß auch die schlimme und schädliche Ausnahme verhindert werden muß. Mit jedem irgendwie erreichbaren Mittel.

Wie ist solchen Uebelständen vorzubeugen? Man lege den Aspirantenunterricht nicht in die Hände eines jungen, unerfahrenen Offiziers, der vielleicht auch noch mit gesellschaftlichen Vorurtheilen vollgepfropft ist. Aus den Leistungen eines Herrn, der sein Menschenmaterial nicht abzuwägen vermag, kann nichts Gutes für die Armee herauskommen. Im Lauf des einen Dienstjahres sollen zunächst die militärischen und moralischen Eigenschaften der Einjährigen gewerthet und danach Offizier- und Unteroffizieraspiranten von einander geschieden werden. Aber die Scheidung beginnt bei manchen Regimentern schon gleich nach dem Eintritt. Als Maßstab für die Bewerthung dient dann die gesellschaftliche Stellung des Vaters und die Aussicht des Einjährigen auf eine „Carriere“. Werthvolle Kräfte gehen auf diesem Weg der Armee verloren, eine große Zahl brauchbarer Anwärter wird verärgert und drückt sich nach der Dienstzeit auf die eine oder andere Art von den Uebungen. Mancher junge Offizier steht hinter fünfundsiebenzig Prozent der Einjährigen, die er unterrichtet, im Lebensalter, hinter fünfzig in der Allgemeinbildung zurück. Man beauftrage mit dem Unterricht einen mit genügender Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgerüsteten älteren Offizier, der aufrichtigen Willen mit strenger Gerechtigkeit eint. Damit würde die Brauchbarkeit des Reserveoffiziercorps für den Kriegsfall erhöht.

Der Gesellschaftlöwe, der eine gut gebügelte Hose und ein Monocle mit Anstand zu tragen weiß, der mit gigerlhaften Alluren sein Schlachtschwert rasselnd durch die Straßen zu schleppen und einer Batterie Sekt mit Verve den Hals zu brechen versteht, wiegt gerade bei der Spezialtruppe, wenn es heißt, im männermordenden Kampf seine Waffe mit Klugheit und Verständniß zu führen, federleicht gegen den Fachmann, der mit kühlem Herzen und berechnenden Verstand die Funktion seiner Maschine bis zum letzten Athemzug zu überwachen, zu regeln und bis zur höchsten Leistungfähigkeit auszunützen weiß. ***

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 28. Oktober 1911.

Die Juden in der Wirthschaft.

Es ist keine Uebertreibung, wenn gesagt wird, daß der gebildete Europäer, dessen Wiß- und Neubegier sonst keine Grenze kennt, von der Beschaffenheit irgendeines in den entferntesten Welttheilen existirenden Volksstammes sicherere Kenntnisse besitzt als von dem Charakter der seit Jahrtausenden in seiner unmittelbaren Nähe wohnenden Juden. Finsteren Aberglauben, barbarische Sitten, Haß gegen die nicht jüdische Menschheit, Vaterlandlosigkeit, Feigheit und Gewinnsucht werfen ihnen die Einen vor. Eine dogmenlose Religion, eine unübertroffene Ethik, Schwärmerei für Schönheit und Wahrheit, Weltbeglückungsucht, Vaterlandliebe, unerschütterlichen Muth und selbstlosen Idealismus rühmen ihnen die Anderen nach. Beide haben Recht und Beide haben Unrecht. Alle diese Eigenschaften und Begriffe bedeuten für das Judenthum das Selbe wie die Wogengebilde für das Meer. Sie haben mit dem in der Tiefe herrschenden Leben nichts zu thun.

Unzählige Versuche sind unternommen worden, um in diese Tiefe einzudringen, das Wesen des Judenthums zu ergründen. Alle Bemühungen aber scheiterten an der instinktiven Neigung der Juden, ihr inneres Seelenleben vor der Außenwelt zu verbergen. Selbst die Gebildetsten unter ihnen konnten bei der eifrigsten und aufrichtigsten Hingabe an die fremden Kulturen stets mit dem stolzen Griechen ausrufen: Ich besitze die Lais, sie aber besitzt mich nicht. Kein Reiz, kein Taumel, keine Macht der Welt hat je vermocht, sie ganz gefangen zu nehmen. Stets blieb auf dem Grunde ihrer Seele ein unfaßbares, reflektirendes Etwas, das sie vor einem restlosen Aufgehen in den Dingen bewahrt hat. So wanderten sie Jahrtausende lang, einem Proteus gleich, unter den Völkern umher. Was man von ihnen sah, waren nur die Gestaltungen und

Gewandungen, die sie nach außen hin, den Verhältnissen entsprechend, angenommen hatten. Ihr Wesenskern aber blieb eben so unsichtbar wie unverändert.

Mit dem Auftreten der an Moses Mendelssohn anknüpfenden modernen Juden schien dieser unversöhnliche Zwiespalt zwischen dem Sein und dem Schein, dem Leben nach innen und dem nach außen, ein Ende zu nehmen. Die aufgeklärten Juden der früheren Epochen hatten sich von den orthodoxen nur dadurch unterschieden, daß sie ihre Religion für eine großmüthige Herrin ansahen, die, nach dem Beispiel Saras, fremde Kulturen als Sklavinnen neben sich duldete. Sonst hielten sie, wie die Orthodoxen, die Tradition ihrer Väter in ihrem ganzen Umfang für verbindlich, betrachteten sie ihren Aufenthalt in der Diaspora als ein Provisorium, sahen sie mit Verachtung auf die nicht jüdische Menschheit hinab und suchten sich möglichst von ihr fern zu halten. Von ihnen war eine offene, ehrliche Aussprache mit der nicht jüdischen Menschheit nicht zu erwarten. Die modernen Juden aber haben mit der Tradition ihrer Väter gebrochen und unzweideutig erklärt, dauernd unter den fremden Völkern bleiben und in deren Kultur restlos aufgehen zu wollen. Auf dem Grund dieser Willenserklärung haben sie die Gleichberechtigung verlangt und erhalten. Nun war zu erwarten, daß sie den Wirthsvölkern ein Inventarium ihres väterlichen Erbes vorlegen, ihnen offen und ehrlich sagen würden: „Diese und jene Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind durch uralte Tradition auf uns gekommen und werden uns wohl noch Generationen lang anhaften. So sind wir und so müßt Ihr uns verbrauchen, wenn Ihr uns in Eure Kulturgemeinschaft aufnehmen wollt. Wenn Ihr aber Bedenken hegt, bleiben wir lieber draußen. Denn besser eine gescheiterte Partie als eine unglückliche Ehe.“ So mußten sie sprechen und handeln.

Aber aus jener Respektlosigkeit vor den Thatsachen, die sich in der Dialektik der biblischen Propheten eben so wie in der ganzen jüdischen Apologetik, von Philo und Josephos bis in die Gegenwart, offenbart, aus jenem tiefwurzelnden Glauben, man dürfe eines gutscheinenden Zweckes wegen die Wahrheit nach Belieben modeln und färben, haben die modernen jüdischen Geschichtforscher systematisch getrachtet, die ohnehin unzugängliche Wissenschaft vom Judenthum in einer kaum zu überbietenden Weise zu verdunkeln und zu verwirren. Der Talmudismus, das Centralorgan, in das alle religiösen Lebenssäfte aus der biblischen Zeit hineingeflossen sind und das bis in die Gegenwart hinein das gesammte Judenthum, das moderne nicht minder als das orthodoxe, ernährt und

das beispiellose Wunder vollbracht hat, ein Volk ohne Land Jahrtausende lang geistig und physisch gesund zu erhalten, wurde für eine durch der Zeiten Mißgunst am Körper des Judenthums entstandene Wucherung erklärt. Man wies haarscharf nach, daß die der Tradition treuen Juden, die doch die überwiegende Mehrheit der Nation bilden, aus der Art geschlagen seien; daß das Ghetto, die zur Erhaltung der Eigenart nothwendige Absonderung, in der die Juden seit ihrem Eintritt in die Geschichte überall, im Lande Gosen wie in Kanaan, in Alexandrien, Rom, Spanien, Portugal, Amsterdam und sonstwo, gelebt haben, eine Erfindung der Wirthsvölker sei; daß das jüdische Martyrium, das doch aus der Absonderung nothwendig folgen mußte, eine in allen Zeiten stets wiederkehrende Herzensroheit der Wirthsvölker zur Ursache habe. Um das Maß vollzumachen, wurde am Ende das Judenthum aus der Tafel der Nationen gelöscht und als eine Menschengruppe hingestellt, die einzig durch das lose Band der „Konfession" verknüpft sei. Das verkündete man im Namen der Wissenschaft, der Wahrheit und der strengsten Objektivität.

Die Folgen erwiesen sich als nach innen und nach außen verhängnißvoll. Der Fluch der Lüge, die fortzeugend Lügen gebären muß, fraß an dem Geist des modernen Judenthums. Verschwunden war der naive, echte Ton, der in der jüdischen Literatur, so weit sie für das Judenthum bestimmt war, stets geherrscht hat. Ein hohles, falsches Pathos drängte sich auf, eine erklügelte, stets auf den Effekt berechnete Sprache machte sich breit. Nicht minder verderblich war die Wirkung nach außen. Wenn ein Volk unter fremden Völkern leben und dabei seine Sonderexistenz wahren will, dann tritt ein Zustand ein, wogegen jeder gesunde Organismus reagiren muß. Diese schon Jahrtausende als Judenfrage währende Reaktion hat sich bereits in allen möglichen Formen geäußert: als Ausrodung, Vertreibung, Einsperrung, Emanzipation und Assimilation. Aber alle Versuche blieben wirkungslos. Nun versucht man es endlich mit dem Mittel, das von Anfang an angewandt werden mußte: mit dem Streben nach Erkenntniß. Soll das Judenproblem irgendeiner Lösung zugeführt werden, dann muß Dreierlei festgestellt werden: ob (erstens) die Kräfte, die im Judenthum walten, nicht so werthvoll sind, daß sie, trotz der Störung, die sie im Organismus der Wirthsvölker verursachen, dennoch erhalten zu werden verdienen; ob man es (zweitens) hier nicht am Ende mit unzerstörbaren Kräften zu thun hat, mit denen man sich, als einem unabänderlichen Uebel, abfinden müsse; wenn sich (drittens) diese Kräfte als minderwerthig und zerstörbar erweisen: durch welche

Mittel können sie mit Erfolg bekämpft werden? Ist man nun von der Nothwendigkeit dieser Erkenntniß überzeugt, dann wird man verstehen, welchen Schaden die modernen jüdischen Geschichtforscher angerichtet haben. Wer sich von Kindheit an gewöhnt hat, die Dinge von ihrem Gesichtspunkt aus zu betrachten, Der kann sich kaum jemals einen richtigen, klaren Begriff vom Judenthum machen.

Ein Extrem erzeugt das andere. Die auf die Spitze getriebene Respektlosigkeit vor den Thatsachen hat in neuster Zeit innerhalb des Judenthums eine Bewegung bewirkt, die, unter der Devise: La vérité pour la vérité, darauf abzielt, mit allen bisherigen Verheimlichungen und Vertuschungen zu brechen und schonung- und rücksichtlos in die verborgensten Falten der jüdischen Seele hineinzuleuchten. Schon das wenige Licht, das diese Bewegung bisher über das Judenthum verbreiten konnte, hat den außen Stehenden ein überraschendes Bild gezeigt. Man war bisher gewöhnt, das Judenthum als eine Masse anzusehen, die von den Wirthsvölkern geknetet, geformt und gebildet wurde. Nun zeigte sich ein ganz anderes Verhältniß. Wohl ist das Judenthum, wie jedes Lebewesen, von der Außenwelt dauernd beeinflußt worden. Alle Einflüsse aber haben beim Judenthum stets nur den Charakter zu treffen vermocht. Das Wesen aber ist nicht nur unverändert geblieben, sondern hat sogar die Außenwelt, der biblischen Verheißung gemäß, religiös und wirthschaftlich unter seine Botmäßigkeit gebracht. Mit dem Christenthum und dem Islam hat der jüdische Gottbegriff seinen welterobernden Siegeslauf angetreten. Daß es den Juden seit dem sechzehnten Jahrhundert auch gelungen ist, in das Wirthschaftleben der Völker einzudringen, es durch ihren Geist zu zersetzen und neu zu formen und zu gestalten, hat Werner Sombart in seinem Buch „Die Juden und das Wirthschaftleben" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1911) nachzuweisen unternommen.

Schon die statistischen Daten, die Sombart anführt, frappiren. Kein Zweig des modernen Wirthschaftlebens, an dessen Schaffung die Juden nicht betheiligt waren. In allen kolonialen Gründungen, in Indien, Afrika, Australien, besonders in Amerika, das Sombart schlechtweg „das Judenland" nennt; in der Finanzirung der modernen Staaten und der Erhaltung ihrer Heere; in der Belebung des internationalen Waarenhandels und der Kommerzialisirung des Wirthschaftlebens: überall zeigt sich der jüdische Einfluß in einem bisher nicht geahnten Umfang.

Die Ueberraschung wächst, wenn man durch eine genetische Betrachtung die tiefe Wirkung dieses Einflusses erfährt. Im sechzehnten Jahrhundert lösten sich die im Süden Europas ansässigen jü-

dischen Massen und strömten nach dem Norden. In der selben Zeit erfolgt die Verschiebung des ökonomischen Energiecentrums aus dem Süden nach dem Norden, der man bisher, nach Sombarts Ansicht mit Unrecht, die Entdeckung des Seeweges als Ursache zugeschrieben hat. Fremdartige Erscheinungen tauchen auf. Das auf die Versachlichung aller Kreditbeziehung hinzielende Werthpapier in allen seinen Modifikationen, als indossabler Wechsel, als Aktie und Banknote, als Partialobligation und Pfandbrief; das Börsenwesen mit dem Terminhandel, endlich die Kommerzialisirung der Industrie: alle diese im europäischen Wirthschaftleben bis dahin unbekannten Zweige des kapitalistischen Wirthschaftsystems haben im Talmud ihre Keime und Wurzeln.

Die Schilderung, die Sombart von dem Zusammenstoß zweier im Wesen verschiedenen Weltanschauungen entwirft, muthet wie ein spannendes Drama an. Hier die Abgrenzung personaler Thätigkeitgebiete; die Verpönung des Kundenfanges; das Bestreben, möglichst gute Waare herzustellen; die als selbstverständlich geltende Auffassung, daß der Preis der Leistung entsprechen müsse; das ruhige, behäbige, aus dem Gefühl der Sicherheit heraus entstandene Selbstbewußtsein; die stolze, über der Gewinnsucht stehende Persönlichkeit. Dort die Verachtung aller zunftgemäßen Abgrenzung; die Verschlechterung der Waare durch Schaffung von Surrogaten; die Verbilligung der Herstellungskosten; das Unterbieten im Preis; der rücksichtlose Kundenfang; die Ausschaltung alles Persönlichen; der absolute Erwerbszweck. Ein Kampf um Tod und Leben entbrennt. Hell lodert die Volksempörung auf. Mit den schärfsten Maßregeln, Verordnungen und Gesetzen sucht man sich des fremden Geistes zu erwehren. Er aber räumt mit der Kraft des unabwendbaren Geschickes alle Hindernisse aus dem Weg, reißt das alte Wirthschaftsystem bis auf den Grund nieder und pflanzt auf den Trümmern die Fahne des weltbeherrschenden Kapitalismus.

Das ist der nackte Thatbestand eines in der Weltgeschichte beispiellosen Prozesses. Ein Häuflein Menschen, mißachtet, verhöhnt, unterdrückt, zertreten, hat vermocht, der ganzen Menschheit seinen Geist aufzuzwingen, sie seinem Willen zu unterjochen. Was hat diese Menschen zu einer solchen Leistung befähigt?

Stets als Fremdlinge im psychischen und sozialen Sinn sich fühlend, unter Sonderrechten stehend, aus allen genossenschaftlichen Verbindungen ausgeschlossen, hielten sie sich durch keinerlei moralische Rücksichten gebunden, die bestehende Wirthschaftordnung zu respektiren. Den unter alle Völker zerstreuten und dennoch auf das Innigste mit einander Verbundenen wurde die Or-

ganisirung des Welthandels leicht. Die einzigen Schranken, die sie fanden, waren die Gesetze und die herrschenden Anschauungen. Diese konnten aber für die Dauer dem zähen Willen und dem ungeheuren Reichthum, den die Juden auf ihre Wanderung vom Süden nach dem Norden mitgenommen haben, nicht widerstehen.

Diese Erklärungsgründe mögen zutreffend sein; aber sie streifen nur die Peripherie unseres Problems. Sombart gräbt tiefer und stößt auf die Religion.

Der gute Kaufmann darf kein anderes Interesse vor Auge haben als den Profit. Ihm muß die ganze Welt mit ihren idealen und realen Werthen nichts mehr als ein Geschäftsobjekt sein. Sein Seelenmechanismus muß einzig von drei Triebfedern bewegt werden: der Planmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Berechnung. Alle diese Grundbedingungen des Kapitalismus findet Sombart in der jüdischen Religion. Das Verhältniß des Juden zu seinem Gott ist nicht das des Kindes zu seinem Vater, der Geliebten zum Liebenden. Hier ist keine Spur von der mystischen Verzückung, der berechnungs-, zweck- und restlosen Hingabe, von dem Glauben an eine sinn- und grundlose Gnade, nichts von Alledem, was das Wesen anderer Religionen bildet. Nüchtern, mechanisch, geschäftmäßig ist der Verkehr zwischen den Juden und ihrem Gott. Alle Handlungen werden genau im himmlischen Buch verzeichnet: die guten auf der Kredit-, die schlechten auf der Debet-Seite. Selbst Zinsen werden angerechnet. Wie die Form, so der Inhalt. Das Ideal der jüdischen Frömmigkeit ist die Unterordnung aller natürlichen Regungen unter einen plan- und zweckmäßig berechnenden Willen. Diesem gewaltigen, über allen menschlichen Schwächen stehenden Willen hat die jüdische Religion ein einziges Ziel vorgesteckt: den Erwerb. Die Bibel kennt keine andere Belohnung und Bestrafung als den Erwerb und Verlust diesseitiger Güter. Das nachbiblische Judenthum hat den Gewinn und Verlust ins jenseitige Leben verlegt; es hält jedoch, im Gegensatz zur christlichen Religion, neben der Erfüllung der göttlichen Gebote den Gelderwerb für das auf Erden Erstrebenswertheste. Das Fremdenrecht, unter das die jüdische Religion die ganze nicht jüdische Menschheit stellte, hat diesem kapitalistischen Streben einen schrankenlosen Weg geöffnet. Die Führerschaft hat der Talmud mit seinen überraschend tiefen Geschäftskenntnissen übernommen.

Hat also die jüdische Religion den Kapitalismus geschaffen? Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Zweifellos enthält diese Religion alle charakteristischen Merkmale des kapitalistischen Wirthschaftsystems und bildet den günstigsten Boden für dessen Förde-

rung und Gedeihen. Und es giebt kaum ein Volk, das mit seiner Religion so eng verwachsen ist wie das jüdische.

Sombart glaubt, auch hier nicht stehen bleiben zu dürfen. So stark die Religion das Judenthum von je her beeinflußt hat, kann sie doch nur als etwas Sekundäres im Leben des Volkes angesehen werden. Sie ist, wie Alles, was erst ins Leben hineingetragen worden ist, dem Wandel unterworfen. Zeigt sie daher in allen Phasen ihres geschichtlichen Verlaufes Züge, die sich stets gleich bleiben, dann müssen sie aus einer tieferen Region kommen. Sombart sucht und findet den Ursprung in der in undurchdringliches Dunkel sich verlierenden Nomadenperiode, der Geburt- und Jugendzeit des Judenthums. (Diese Nomadentheorie hatte ich schon in meinem Buch „Der Organismus des Judenthums“ aufgestellt.)

Auf dem glühenden, frucht- und reizlosen Boden, auf dem der Mensch mit seiner Habe als Fremdling herumirrt, stets nach einem fernen Ziel Ausschau haltend, hat das Judenthum seine Rasseneigenthümlichkeit, sein Wesen, die Eigenart des Blutes, konstant auf Reize zu reagiren, in die Welt gebracht. Seit ihrem Eintritt in die Geschichte bis in die Gegenwart sind die Juden überall Fremdlinge geblieben. Selbst Kanaan, das Land der Verheißung, hat sie „ausgespien“, weil sie niemals an der Scholle feste Wurzeln zu fassen vermochten. Gegenwartlos, stets einer großen, herrlichen Zukunft zustrebend, wandern sie, wie einst die Patriarchen, ungeheure Schätze hinter sich herschleppend, von Land zu Land, von Volk zu Volk, alles Persönliche, fest Umgrenzte, Naturhafte und Zwecklose bekämpfend, die geborenen Verkünder einer Weltverbrüderung, eines messianischen Reiches.

Wie ein weltgeschichtlicher Witz wirkt die Thatsache, daß dieses heißblütige Wüstenvolk unter „naßkalte, schwerblütige“, bodenständige Völker verschlagen worden ist. „Niemals,“ schließt Sombart seine Betrachtung, „wäre es zu dem Knalleffekt der menschlichen Kultur: dem modernen Kapitalismus, gekommen, wenn die Juden im Orient geblieben oder in andere heiße Länder verschlagen worden wären.“

Sombart verwahrt sich mit Unrecht gegen den Verdacht, ein Thesenbuch geschrieben zu haben. Schon der Grundgedanke dieses Buches, daß die Juden den Kapitalismus geschaffen haben, ist eine These, die sich als sehr anfechtbar erweist. Lange bevor die Juden aus dem Süden nach dem Norden eingewandert sind und die Berührung dieser heißblütigen Menschen mit den naßkalten Völkern erfolgt ist, haben viele Juden im Norden gelebt, ohne hier irgendwelchen bemerkbaren Einfluß auf das Wirthschaftleben zu üben.

In der Zeit der Einwanderung hat sich der jüdische Hauptstrom in die sarmatische Ebene ergossen und ist dort lange geblieben. Bis heute aber hat sich in diesen Ländern der sombartische Satz nicht bewährt, daß die Juden „in entscheidenden Punkten den wirthschaftlichen Aufschwung dort förderten, wo sie erschienen, den Niedergang dort herbeiführten, von wo sie sich wegwandten“.

Auch rein theoretisch betrachtet, erweist sich diese These als unwahrscheinlich. Ein guter Kapitalist muß, wie Sombart selbst hervorhebt, nicht nur ein Händler und Vermittler, sondern auch ein Erfinder und Organisator sein. Die Fähigkeit aber, eine Grundidee hervorzubringen und sie systematisch auszubauen, haben die Juden (als Gesammtheit betrachtet) niemals besessen. Das zeigt sich deutlich, wenn man den Brennpunkt ihrer geistigen Thätigkeit, ihre Literatur, betrachtet. Da ist kein Buch zu finden, worin eine neue, voraussetzunglose Idee nach einer festen Disposition ausgearbeitet ist. Alles ist Kommentar, Alles rankt sich als Midrasch um einen Text, der wiederum ein Midrasch zu einem anderen Text ist. Selbst dem Grundstock, um den sich die ganze jüdische Literatur windet, der Bibel, fehlt jede systematische Ordnung im Aufbau. Die wenigen Theile, die eine neue, voraussetzunglose Idee enthalten, wie die Weltschöpfung- und Sintfluthgeschichte, erweisen sich bei näherer Betrachtung als ein Midrasch zu Texten, die wahrscheinlich aus fremden Literaturen stammen. Soll ein Volk von so geringer erfinderischer Begabung ein so gewaltiges, welterschütterndes System wie den Kapitalismus geschaffen haben?

Sombarts Buch leidet an dem Uebel, das der ganzen Geschichtwissenschaft anhaftet, sofern sie sich nicht damit begnügt, zu ermitteln, was irgendein Individuum in irgendeiner Zeit erlebt hat, sondern auch feststellen will, wie das Individuum in dem ganzen Verlauf seines Daseins konstant auf Reize reagirt hat und reagiren muß. Dazu reicht der tote Buchstabe, mit dem die Geschichtwissenschaft bisher allein auskommen zu können geglaubt hat, nicht aus. Hier ist, wie in allen Naturwissenschaften, die lebendige Anschauung, die selbsterworbene Erfahrung als Stütze unentbehrlich. Und doch giebt es kaum ein Volk, das eine so günstige Gelegenheit bietet, seine Vergangenheit von seiner Gegenwart abzulesen, das Wesen, das es bei seinem Eintritt in die Geschichte mitgebracht hat, durch die lebendige Anschauung zu ermitteln, wie das jüdische. Denn kein Volk der Welt hat sich so rein wie dieses erhalten. Daß alles Gerede von der Vermischung des Judenthums mit fremden Elementen unzutreffend ist, dafür zeugt sein strenger Absonderungtrieb. Selbst in der biblischen Zeit ist die Aufnahme eines

heidnischen Mannes in eine jüdische Familie unerhört. Die böse Erfahrung, die Sichem, der Sohn des Chamor, bei einem solchen Versuche gemacht haben soll, sagt deutlich, wie man im Judenthum von je her über diesen Punkt gedacht hat. Seit Esra scheinen auch die Heirathen mit heidnischen Frauen, die sich doch dem Judenthum leichter anpassen konnten, nicht mehr vorgekommen zu sein. Wenigstens wissen seitdem die jüdischen Geschichtschreiber von solchen Fällen, die sie doch sonst mit aller Schärfe aufzugreifen pflegten, nichts zu berichten. Wie streng es die Juden in der Folgezeit mit der Reinhaltung ihrer Rasse genommen haben, bezeugt die von der Geschichtforschung bisher gar nicht beachtete Thatsache, daß die ganze aschkenasische (polnisch-deutsche) Judenheit ihre wolhynischen und litauischen Brüder auf den Verdacht hin, sie hätten sich mit den spärlichen Resten der im zehnten nachchristlichen Jahrhundert nach Kiew versprengten Chasaren vermischt, als „Voinje Chasers“ (wolhynische Chasaren?) verabscheut und ihnen noch bis auf den heutigen Tag das Konnubium versagt.

Man kann also das Judenthum mit einem einzelnen Menschen vergleichen. Er bringt ins Leben Etwas mit, wodurch er sich von allen anderen Menschen unterscheidet. Dieses spezifische Etwas pflegt man Ding an sich, Rasse, Individualität oder Wesen zu nennen. Wir wollen es die Wesenslinie nennen. Sie wird, wie Alles, was in die Erscheinung tritt, von der Außenwelt, dem Milieu, gefaßt, geformt, gebildet. Alle diese auf die Wesenslinie wirkenden Kräfte nennen wir die Einflußlinie. Aus der Wesens- und der Einflußlinie als Komponenten eines Kräfteparallelogramms kommen alle Eigenschaften, die wir an dem Menschen wahrnehmen und die zusammen die Charakterlinie bilden. Sie bewegt sich zwischen der Wesens- und der Einflußlinie und kann, so lange der Mensch lebt, weder mit der einen noch mit der anderen zusammenfallen. Damit ist gesagt, daß in Allem, was wir an dem Menschen wahrnehmen, niemals die Rasse oder das Milieu rein zum Vorschein kommen kann. Dennoch sind wir im Stande, das Wesen des Menschen aus mehreren von einander entfernt liegenden Theilen seines Charakters zu ermitteln. Zwischen der Gestalt, in der uns der selbe Mensch als Neugeborener und als Greis entgegentritt, zwischen der Art, wie etwa ein Napoleon als Kind nach dem Spielzeug und als Mann nach der Krone gegriffen hat, liegen nur Charakterunterschiede; die typischen Merkmale, die Wesenszüge aber sind die selben. Dieses im steten Wechsel unverändert Bleibende kann aber nicht aus bloßen Bildern und Berichten ermittelt werden, die sehr oft falsch beobachtet, tendenziös gefärbt oder gar er-

dichtet sind. Die lebendige Anschauung, die kontrolirend und korrigirend eingreift, ist hier eben so unentbehrlich wie in allen Naturwissenschaften. Die Gelegenheit aber, zum Zweck einer solchen Kontrole und Korrektur sich mit dem heute lebenden Judenthum dort, wo die Charakterlinie der Wesenslinie am Nächsten liegt, also im Ghetto, durch eigene Anschauung vertraut zu machen, hat Sombart, eben so wie bisher alle Geschichtforscher, versäumt.

Dennoch ist Sombarts Buch für die Wissenschaft vom Judenthum von außerordentlicher Bedeutung. Schon durch den scharfen, sicheren Blick, durch das intuitive Errathen der geschichtlichen Zusammenhänge, das tiefe Wissen und das redliche Streben, sich möglichst von aller Tendenz fern zu halten, objektiv zu sehen und zu berichten, ragt das Buch über alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet hinaus. Noch viel bedeutsamer aber ist es dadurch, daß hier zum ersten Mal ein außen Stehender durch die Irrwege der modernen Geschichtkonstruktion und durch eine fast unzugängliche Literatur bis auf den Grund der jüdischen Seele gedrungen ist. So sehr Sombart sich auch, bei dem Mangel an lebendiger Anschauung, in den Nuancen vergriffen hat: im Wesentlichen hat er richtig beobachtet und berichtet.

Wohl ist die Bedeutung, die Sombart den Juden für die Schaffung des kapitalistischen Wirthschaftsystems beimißt, übertrieben. Niemals wäre es zu diesem „Knalleffekt der Kultur“ gekommen, wenn nicht unzählige Faktoren, deren wichtigste uns als die Erfindung des Kompasses, der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschine bekannt sind, seine Grundbedingungen geschaffen hätten. Aber wenn Etwas in die Wirklichkeit treten soll, muß sich der Geist mit der Materie, das Wesen mit dem Einfluß verbinden. Und eine günstigere Verbindung hätte der seit dem sechzehnten Jahrhundert zur Gestaltung sich drängende kapitalistische Geist kaum eingehen können als die mit dem Judenthum, das durch seine Religion, seine Rasseneigenthümlichkeit und seine exceptionelle Stellung unter den Völkern thatsächlich, wie kein anderes Volk der Welt, befähigt war, den kapitalistischen Geist auszubilden und zur höchsten Entfaltung zu bringen. In diesem Sinn ist Sombarts Behauptung richtig: das Judenthum habe den Kapitalismus geschaffen.

Eben so mangelhaft in der Form, aber im Wesentlichen eben so zutreffend erweist sich Sombarts Charakterisirung der jüdischen Religion. Fast gegen jeden Beleg in Sombarts Begründung lassen sich Stellen aus der jüdischen Literatur und Thatsachen aus dem jüdischen Leben anführen, aus denen das Gegentheil hervorgeht. Daß Sombart darüber hinweggegangen ist, ist freilich unentschuldbar. Bewunderungwerth aber, daß er, offenbar intuitiv,

das Ursprüngliche, Echte herausgriff und alles künstlich Hineingetragene ganz unbeachtet ließ. Will man bei der jüdischen Religion feststellen, ob irgendein Zug ursprünglich ist oder nicht, dann verfolge man ihn bis zu den Uranfängen der jüdischen Geschichte, also bis zu den Stammvätern hinauf (dabei brauchen wir uns nicht bei der Frage aufzuhalten, ob diese Männer je gelebt haben oder nicht; die Hauptsache ist, daß sie im jüdischen Bewußtsein stets als Gründer der Nation gelebt und vorbildlich gewirkt haben). Hört nun der Zug irgendwo auf, ohne wieder zum Vorschein zu kommen, dann ist er künstlich ins Judenthum hineingetragen und kommt für das Wesen nicht in Betracht. Einen solchen unwesentlichen Zug in der jüdischen Religion bildet der Schwärmertypus, der im Ghetto heute noch durch den Chasid repräsentirt wird. Er läuft über die Kabbalisten und die Essener und Urchristen, die Chasidim der Psalmen und des Talmud und die Assidäer der Makkabäerzeit bis zu den Propheten hinauf. Hier verschwindet er, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Das Verhältniß der Stammväter zu ihrem Gott entspricht genau der sombartischen Charakterisirung der jüdischen Religion. „Denn ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege gehen und thun, was recht und gut ist, auf daß der Herr auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheißen hat.“ Da geschieht nichts umsonst, nichts ohne Zweck. Dieser ursprüngliche Zug der nüchternen Frömmigkeit läuft von den Patriarchen über den Mosaismus und den Talmudismus ununterbrochen bis in die Gegenwart hinunter. Zwischen der auf dem do-ut-des-System beruhenden, der christlichen Lehre von der unverdienten Gnade entgegengesetzten Religiosität des im Ghetto vorherrschenden Frommen und dem Gottesdienst des Stammvaters Abraham bestehen nur Charakterunterschiede, im Wesentlichen aber sind sie gleich.

Wie fremd und einflußlos die Schwärmerei im Judenthum geblieben ist, dürfte aus der Thatsache zu ersehen sein, daß die Vorschriften des Schulchan Aruch im Ghetto nicht nur von dem nüchternen Frommen, dem Mitnagged und Baal Bajit, sondern auch von dem Chasid, der sich eine Weile gegen sie aufgelehnt hatte, vollkommen respektirt werden und daß dieser das gesamte menschliche Empfinden, Denken und Handeln regulirende Kodex keine Spur von mystischer Schwärmerei enthält, obwohl sein Verfasser ein Verehrer der Kabbala war. In diesem die Seele des Judenthums klar widerspiegelnden Kodex ist die „Rationalisirung des Lebens“, die Sombart als die Grundbedingung des Kapitalismus bezeichnet, restlos durchgeführt worden.

Daß solche religiöse Züge einer Rasseneigenthümlichkeit ent-

springen müssen, wird kein Einsichtiger bezweifeln. Auch die Behauptung, daß diese Eigenthümlichkeit aus der Nomadenperiode stamme, erweist sich als wahr, wenn man tiefer, als bisher zu geschehen pflegte, in die jüdische Geschichte hineinblickt. Die ganze Zeit der jüdischen Ansässigkeit in Kanaan ist von einem fortdauernden Kampf zwischen nomadischer und agrikultureller Weltauffassung ausgefüllt. Seit der Einwanderung in dieses Land war ein der Tradition treuer Jude vor die undurchführbare Aufgabe gestellt, Sitten, Gebräuche und Anschauungen, die in der Wüste entstanden waren und nur unter einer lästigen, Verderben bringenden Sonne und auf einem reiz- und fruchtlosen Boden gedeihen konnten, unter ganz anderen Verhältnissen aufrechtzuerhalten. Mit unzähligen Wurzeln und Fasern, mit dem Gottesdienst, mit den Festen und der ganzen Lebensweise wuchsen die Juden in den reizenden, lockenden Boden Kanaans hinein. Die Warnung, die ihnen Moses vor der Einwanderung in dieses Land mit auf den Weg gegeben haben soll: „Daß Euch der Boden nicht verunreinige", ist unwirksam geblieben. Vergebens zeterten die Verehrer der guten alten Nomadenzeit gegen diese „Entartung". Stärker als prophetischer Eifer erwies sich der Trieb zur Assimilation. Aber was diesen Männern mit ihren unzureichenden Mitteln nicht gelingen konnte, Das haben die Pharisäer und ihre Nachkommen, die Talmudisten, vollbracht. Sie haben das Judenthum mit einer Kruste umgeben, die es von der Scholle isolirte, und ihm jede Möglichkeit genommen, je wieder feste Wurzeln zu fassen, mit der Umgebung sich organisch zu verbinden. So hat sich der ursprüngliche Trieb gegen alle sekundären Strömungen durchgesetzt.

Sombart hat Zusammenhänge aufgedeckt, die für die Wissenschaft vom Judenthum von unermeßlichem Werth sein können. Das größte Verdienst aber hat er sich dadurch erworben, daß er als der erste nicht jüdische Gelehrte sich durch alle Irrungen zu klarer Erkenntniß des Judenthums durchgerungen hat. Damit ist, nach Jahrtausenden, der erste Schritt zu einer Verständigung zwischen zwei einander fremd gegenüberstehenden Welten gethan worden.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.



Ich habe meine Untersuchungen bis in die Gegenwart geführt und habe, wie ich hoffe, für Jedermann den Nachweis erbracht, daß in wachsendem Maß das Wirthschaftleben unserer Tage jüdischem Einfluß unterworfen ist. Allem Anschein nach beginnt dieser Einfluß des Juden-

volkes sich in der allerletzten Zeit zu verringern. Daß äußerlich in wichtigen Stellungen (zum Beispiel: in den Direktorialposten oder in den Aufsichtrathsstellen der großen Banken) die jüdischen Namen seltener werden, ist ganz zweifellos und kann durch bloße Auszählung ermittelt werden. Aber es scheint auch eine wirkliche Zurückdrängung des jüdischen Elementes stattzufinden. Und nun ist es interessant, den Gründen dieser bedeutsamen Erscheinung nachzugehen. Sie können mehrfacher Art sein. Sie können in einer Veränderung der personalen Fähigkeiten der Wirthschaftsubjekte liegen: die Nichtjuden haben sich den Anforderungen des kapitalistischen Wirthschaftsystems mehr angepaßt, sie haben „gelernt“; die Juden hingegen haben durch die Veränderungen, die ihr äußeres Schicksal erfahren hat (Besserung ihrer bürgerlichen Stellung, Abnahme des religiösen Sinnes), aus äußeren und inneren Gründen einen Theil der ihnen früher eigenen Befähigung zum Kapitalismus eingebüßt. Anderseits aber müssen wir die Gründe für die Verringerung des jüdischen Einflusses in unserem Wirthschaftleben wahrscheinlich auch in einer Veränderung der sachlichen Bedingungen, unter denen gewirthschaftet wird, erblicken: die kapitalistischen Unternehmungen (man denke an unsere Großbanken) bilden sich mehr und mehr in bureaukrakische Verwaltungen um, die nicht mehr in gleichem Maß wie früher spezifische Händlereigenschaften heischen: der Bureaukratismus tritt an die Stelle des Kommerzialismus. Genauen Untersuchungen wird es vorbehalten bleiben müssen, festzustellen: inwieweit die allerneuste Aera des Kapitalismus thatsächlich eine Verringerung des jüdischen Einflusses aufweist. Einstweilen verwerthe ich die von mir und Anderen gemachten persönlichen Beobachtungen, um in der allein denkbaren Begründung, die ich den beobachteten Vorgängen unterlege, eine Bestätigung dafür zu finden, daß ich mit der versuchten Erklärung des bisherigen jüdischen Einflusses in der That die richtigen Wege gewandelt bin. Die Abnahme dieses Einflusses zeigt gleichsam wie ein Experiment, worin der Einfluß selber seinen Grund gehabt haben muß ... Mein Buch hat seine ganz eigenartige Note dadurch erhalten, daß es auf fünfhundert Seiten von Juden spricht, ohne auch nur an einer einzigen Stelle so Etwas wie eine Bewerthung der Juden, ihres Wesens und ihrer Leistungen, durchblicken zu lassen. Mein Buch ist ein streng wissenschaftliches. Damit will ich ihm selbstverständlich kein Lob ausstellen, sondern, im Gegentheil, einen Mangel des Buches erklären. Weil es ein wissenschaftliches Buch ist, beschränkt es sich auf die Feststellung und Erklärung von Thatsachen und enthält sich aller Werthurtheile. Werthurtheile sind immer subjektiv, können immer nur subjektiv sein, weil sie letzten Endes in der Welt- und Lebensanschauung jedes Einzelnen begründet sind. Die Wissenschaft aber will objektive Erkenntniß vermitteln. Vor der Bewerthung Dessen, was sie erkannt haben, sollten die Wissenschaft und ihre Vertreter fliehen wie vor der Pest. (Professor Werner Sombart im Vorwort.)



Albanien.

Die Versammlung der albanesischen Häuptlinge in Cetinje und der albanesischen Komitees in Rom, Belgrad und Sofia hat die Wünsche der Albanesen in folgende Forderungen zusammengefaßt: Bildung einer Provinz Albanien; albanesische Nationalität aller in dieser Provinz angestellten Beamten; Erhaltung der albanesischen Schulen innerhalb der Provinz aus der vom Volk bezahlten Schulsteuer; Dienstleistung der albanesischen Soldaten, den Kriegsfall ausgenommen, innerhalb der Provinz Albanien. Als Grenze dieser Provinz wünschen die Vertreter des Volkes im Norden Montenegro, im Osten den Wardar, im Süden Griechenland, im Westen die Adria. Das sind die natürlich geographischen und auch ungefähr die ethnischen Grenzen Albaniens. Innerhalb dieses Gebietes wohnen 350000 Bulgaren, 150000 Griechen, 100000 Serben, 80000 Türken, 70000 Kutzowallachen und nach den neusten Zählungen mindestens 3 Millionen Albanesen (die letzte Volkszählung ergab, zum Beispiel, im Sandschak Prizrend, für das früher 80000 Albanesen angenommen wurden, allein 210000), so daß die Albanesen in mindestens vierfacher Ueberzahl der Summe aller fremden Nationalitäten gegenüberstehen.

Die Einmüthigkeit der albanesischen Forderungen dürfte manchen deutschen Zeitungen zu denken geben, die, im Gefolge türkischer Blätter, den albanesischen Aufstand als eine völlig unbedeutende Unruhe hinstellen möchten. Sie übersehen in diesem Bestreben, daß dieser Aufstand nur ein Symptom der albanesisch-nationalen Bewegung ist, die täglich an Boden gewinnt (nicht etwa nur bei den Bergstämmen). Einer der Führer der albanesischen Sache schrieb mir im Mai: „Dieser heurige Aufstand ist gewiß nicht das letzte Spiel. Es kommt noch nach: Das kann ich Sie versichern. Wir Alle haben unser Lebensglück auf diese eine Karte gesetzt: ‚erträgliche Verhältnisse für die Heimath‘; und wir Alle opfern gern unsere Kraft und unser Blut, um dieses Ziel zu erreichen.“ Als ich im Sommer 1910 wieder für zwei Monate in Albanien, in einer Stadt des Südens im Albanesenklub war, konnte ich mich mit meinen eigenen Ohren davon überzeugen, daß alle Mitglieder des Klubs, dem sämmtliche Gebildete und Halbgebildete der Stadt angehören, gerade so denken. Mit Sicherheit ist also vorauszusagen, daß die klugen, hochgebildeten und umsichtigen Führer von ihrem Vorhaben nicht abstehen und nicht eher ruhen werden, als bis sie die Bedingungen erreicht haben, unter denen sich Albanien kulturell und wirthschaftlich entwickeln kann.

Wie konnte die Kraft der Bewegung so wachsen, daß heute die Führer im Stande sind (was noch vor drei Jahren Jeder für unmöglich gehalten hätte), ihre Forderungen bekannt zu machen? Ihre rastlose Arbeit hat in der europäischen Türkei eine Lage geschaffen, welche die Erfüllung ihrer Wünsche, als eine That der Klugheit, wenn noch nicht absoluter Nothwendigkeit, erscheinen läßt. So lange das natio-

nale Bewußtsein auch in den übrigen Balkanvölkern noch nicht erwacht war, haben die mohammedanischen Albanesen den Türken, bestimmt durch das religiöse Prinzip der Bruderschaft aller Mohammedaner gegenüber den Ungläubigen, gern und willig gedient. Dadurch, daß die Pforte nach der Eroberung den Theilen der Bevölkerung, die den Islam annahmen, gegenüber den Christen jede Art von Vortheil gewährte, hatte sie das Gemeinschaftgefühl der Albanesen vernichtet. Schon war es so weit gekommen, daß der zum Islam bekehrte Hochadel, vom Sultan in den fünf Sandschaks Delvino, Janina, Valona, Tirana und Skutari als Lehensfürsten, als erbliche Sultanstellvertreter mit eigener Gerichtsbarkeit, in ihren alten Besitzungen bestätigt, der Pforte nicht nur gegen die christlichen Nachbarstaaten, sondern mehr als einmal auch gegen die eigenen christlichen Volksgenossen die besten Dienste leisteten. Ich selbst las im Archiv der Delvino einen Erlaß, in dem der Großsultan einen Delvino im achtzehnten Jahrhundert als „Herrn in Toskien (Südalbanien) zum Kampf gegen die ungläubigen Hunde“ auffordert und von ihm erwartet, daß er im Stande sei, viertausend Mann ins Feld zu stellen. Noch im griechischen Freiheitkampf hat Schahin Bey*) Delvino seine mohammedanischen Albanesen für den Sultan gegen die Griechen und die mit ihnen kämpfenden christlichen Albanesen ins Treffen geführt.

Der christlich gebliebene Theil der Bevölkerung, dem der Besitz, oft auch die Waffe genommen war, sank, wenn er nicht auswanderte, außer im unzugänglichen Norden (wo die katholischen Mirdhiten mit ihrem angestammten Fürstenhaus, dessen Vertreter jetzt Prinz Bib Doda Pascha ist, nie unterworfen wurden), in die Pariakaste hinab. Dadurch entstand Uneinigkeit und der religiöse Hader erstickte das Nationalgefühl. In Deutschland haben wir ja erlebt, wie schwer nationale Einheit unter der Herrschaft eines mächtigen und rivalisirenden Adels durchzusetzen ist, wenn diese Adelsherrschaft nicht durch ein einheimisches Königsthum für heimathliche Zwecke gewonnen wird. Leicht verständlich ist deshalb, daß Ali Pascha Tepeleni, der im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Idee eines national-einigen Albaniens unter einem einheimischen Herrscher als Erster, anfangs, dank seiner Begabung, mit viel Erfolg, verfocht, durch den albanesischen Hochadel bekämpft und schließlich auch vernichtet wurde, da die einheimischen Fürstengeschlechter, insbesondere die Delvino, zu deren Lehensadel Ali Tepeleni gehörte, in ihm, von ihrem Standpunkt aus, einen Empörer und Usurpator erblicken mußten.

Die Albanesen lieferten im ganzen Reich die Kerntruppen des Sultans; sie gaben der Pforte die besten Heerführer und tüchtigsten Beamten. Sechzehn Wesire waren Albanesen; darunter war auch der letzte Wesir Abd ul Hamids, Ferid Pascha Vevra, der (wie Ismail Kemal, der Anführer der Albanesen im Parlament), dem alten Für-

*) Bey hieß ursprünglich „Fürst“ (Skanderbey: Fürst Alexander).

stenhaus der Sultanstellvertreter von Valona entstammt. Spät erst, als die Türkei geschwächt und ringsum auf dem Balkan das Streben nach Selbständigkeit erwacht war, regte sich auch in Albanien wieder das Nationalbewußtsein. Dem stellten die großen Herren sich nun nicht mehr in den Weg. Die von dem Drang nach Unabhängigkeit erschreckte Pforte hatte die Macht des Adels geschmälert und Albanien seiner einheimischen Rechtspflege und Verwaltung beraubt. Der Adel verließ vielfach die Heimath, zog nach Konstantinopel und suchte dort wieder zu Einfluß und Reichthum zu kommen (was, besonders unter Abd ul Hamid, der Adelshäupter gern an seine Person fesselte, oft auch gelang). Dadurch verlor Albanien freilich zunächst noch mehr als zuvor von seiner intelligentesten Bevölkerung. Aber die Ausgewanderten, denen viele Verwandte und Freunde vorangegangen waren oder folgten, kamen in Konstantinopel leichter als in ihrer abgeschlossenen Heimath mit den Gedanken des Westens in Berührung. Viele ließen ihre Söhne in Europa oder doch durch europäische Lehrer erziehen und ihr Beispiel spornte die Begleiter an, ihnen nachzustreben. Gerade durch die immer schnellere Heranziehung der vornehmen Albanesen zu den ersten Stellen der Armee und des Civildienstes entstand eine geistige Elite, die sich für ihre engere Heimath begeisterte und in deren noch kleinem Kreis täglich das Sehnen wuchs, endlich Etwas fürs Vaterland leisten, endlich von draußen der Heimath nützen zu können.

Inzwischen waren in Albanien die Verhältnisse immer trostloser geworden. Abd ul Hamid, der in Konstantinopel die Albanesen allen anderen Nationen vorzog, wollte jeden wirthschaftlichen und kulturellen Fortschritt Albaniens hemmen, da er glaubte, das kluge, energische und tapfere Volk so am Besten in ungefährlicher Abhängigkeit zu halten. Darum wurden die Bergstämme von Steuer- und Militärdienst verschont (wie es ihren alten Vorrechten entsprach), ihre Führer mit Pensionen bedacht, wurde durch den Mangel jeder Rechtspflege die Blutrache als Selbstschutz immer tiefer eingebürgert und den Rachegegnern durch Abwesenheit jeder Polizei die Freiheit gelassen, sich gegenseitig auszurotten. Was konnte der Regirung Kurzsichtiger erwünschter sein als die Aussicht, daß die Albanesen ihre überschüssige Kraft unter und gegen einander austobten, daß ganze Geschlechter und Stämme an der Rache verbluteten und so auch der hundertfache Zwiespalt im Volk lebendig erhalten wurde? Für Ackerbau und Gewerbe aber geschah nichts; wenn das Land noch mehr verarmte: um so besser.

Diese Politik war eben so dumm wie schändlich. Albanien wurde unfähig, zum Haushalt des Reiches seinen Theil beizutragen. Und trotz aller Tyrannei, die, zum Beispiel, den Schreiber eines einzigen albanesischen Wortes mit schweren Strafen verfolgte, wars unmöglich, das begabte und unerschrockene Volk gegen die Nachbarstaaten und deren Einfluß ganz abzuschließen. Den Gebildeten, insbesondere den Christen, die, vom mohammedanisch-religiösen Zwang frei, von ausländischen Priestern eingerichtete Schulen besuchten, kam ihre arm-

sälige Lage, die viele Söhne des Volkes aus dem Land, auf die Suche nach Arbeit, trieb, immer mehr zum Bewußtsein. Wer jedoch seine Stimme zur Klage erhob, wurde verbannt, eben so Jeder, der irgendwie an der Entwickelung heimischer Kultur zu arbeiten versuchte.*) Solche Verbannte hatten aber im Ausland Gelegenheit, sich mit Schicksalsgenossen zu vereinigen, sich weiter auszubilden, sich mit den im Occident studirenden Söhnen der albanesischen Adeligen oder Würdenträger in Verbindung zu setzen und auf diese Weise die Reihen der albanesischen Intelligenz zu verstärken, die in Boston, Bukarest, in Sofia, in Wien und Rom Tag und Nacht bedachte, wie sie dem Vaterland helfen, die unerträglichen Uebel lindern könne.

Im letzten Jahrzehnt der Regirung Abd ul Hamids wurde überdies die Lage des Volkes auch noch durch die Propaganda der umliegenden Staaten verschlimmert. Die den Albanesen von Alters her als Todfeinde verhaßten Slaven und Griechen, aber auch Italiener und Oesterreicher suchten das unglückliche Land für ihre Zwecke zu gewinnen. Der Unwille des Volkes war kaum noch zu bändigen. Die Führer der Jungtürken, die den unerträglichen Zustand zu enden versprachen, fanden deshalb bei den Albanesen die thatkräftigste Unterstützung. Nachdem ihnen die Sicherheit der Person des Sultans und die für die Entwickelung ihres Landes nöthigen Freiheiten vertraglich zugesagt worden waren, zogen sie mit in den Kampf gegen die alte Ordnung; und ihrer Hilfe war der wichtigste Theil des Sieges zu danken. Damals, im Herbst 1908, sah ich Jeden hoffnungvoll aufathmen und fühlte überall den festen Glauben an den Anbruch einer neuen Zeit. Aber von ihren Versprechungen hielt die neue Regirung keine einzige. Nicht eine Reform wurde eingeführt und die wirthschaftliche Lage nicht gebessert, sondern verschlechtert. Nicht eine Straße oder Bahn wurde gebaut und kein Fluß regulirt, wohl aber selbst von den bisher steuerfreien Stämmen Steuer erhoben und einigen Städten Nordalbaniens sogar eine ungerechte Octroisteuer (die dann auch zum Aufstand im Frühjahr 1910 den letzten Anstoß gab) aufgebürdet. Die Regirung that nichts für die Volksbildung; und die gleich nach der Verkündung der Konstitution von der ins Land zurückgekehrten Intelligenz gegründeten Schulen und Zeitungen wurden sogar, unter nichtigen Vorwänden, von der Regirung chicanirt (wie durch die Forderung des vokallosen türkischen Alphabets für die indogermanische albanesische Sprache)

*) In einer Stadt des inneren Albaniens, zum Beispiel, lebt ein Greis, der sein ganzes Leben lang alle Gaue der Heimath durchwanderte, um die albanesischen Ausdrücke zu sammeln und schließlich durch die Herausgabe eines Wörterbuches zu versuchen, seine Muttersprache von den türkischen und griechischen Lehnworten zu säubern. Als die Behörde davon Kenntniß erhielt, obwohl der Alte seine Arbeit sorgsam verheimlicht hatte, wurde bei ihm Haussuchung gehalten und sein ganzes mit unsäglicher Mühe zusammengestelltes Material vernichtet.

und dann vernichtet. So sah es dort aus, nachdem auch die Führer, so weit sie nicht bereits eingesperrt worden waren, das Land wieder verlassen hatten. Genau so schlimm wie unter Abd ul Hamid; nur sollte jetzt auch noch den Bergstämmen ihre Freiheit genommen werden.

Da ists nur begreiflich, daß die enttäuschten Albanesen sich gegen die Jungtürken empören. Die ganze katholische Bevölkerung hält zu ihnen, die im Land gebliebenen Vertreter höherer Bildung schließen sich der Bewegung an und jeder Versuch der Osmanisirung ist aussichtlos. Heute hat die Türkei nicht mehr die Macht, die einst jeden Widerstand der unterjochten Völker niederschlug; heute fühlt mit Recht das indogermanische Albanien im Kampf um seine kulturelle Entwickelung das christliche Abendland als moralischen Rückhalt hinter sich, das Abendland, das heute wohl gern dem Sultan und dem neuen türkischen Staatswesen Freundschaft zusagt, aber längst verlernt hat, vor dem Halbmond zu zittern. Und die albanesische Intelligenz vermag, im Lande selbst und, noch ungestörter, vom Ausland aus, auch den mohammedanischen, national zum großen Theil noch gleichgiltigen Theil der Bevölkerung durch eine kluge, zähe, rastlose Agitation unter ihren Einfluß zu bringen, den sie durch geschickte Anwendung ihrer Geldmittel steigert.

Möglich, daß der Aufstand des Vorjahres nicht sorgsam genug vorbereitet war. Als Mittel zur Stärkung des nationalen Bewußtseins hat er sich dennoch bewährt. Die Truppen Dschavids und Mahmud Thorgut Paschas haben durch ihre sinnlose Grausamkeit, auch völlig Unbetheiligten gegenüber, insbesondere durch zahllose Gewaltthaten an albanesischen Frauen und Jungfrauen, welche die sittenstrengen Albanesen als nationale Schmach empfanden, die Rachsucht der kriegerischen Stämme, aber auch die Empörung der mohammedanischen südlichen Volksgenossen geweckt. Auf diese Weise verschärften sie den Gegensatz zu den Türken, deren Beamtenschaft für das Gedeihen des Landes auch in dieser kritischen Zeit nicht das Geringste that. Der Versuch, das Volk zu entwaffnen und so den Albanesen ein Lebensrecht zu rauben, mißlang völlig. Bis zu welchem Höhepunkt die Empörung gestiegen ist, beweist die Thatsache des Bündnisses mit den altverhaßten, als Erbfeind betrachteten Slaven gegen die Türken, die Waffengefährten besserer Zeit.

Die türkische Regirung steht nun vor der Alternative, entweder die Bewegung, ohne auch die warnenden Stimmen des In- und Auslandes zu achten, in Blut zu ersticken oder die Wünsche der Albanesen zu erfüllen. Entschließt sie sich zur Anwendung von Gewalt, so darf sie nicht bei einer nothdürftigen „Beruhigung“ stehen bleiben, wie im Vorjahr. Diese bestand nämlich nur darin, daß sich die Aufständigen vor den Truppen in unzulängliche Gegenden zurückzogen, um für das nächste Frühjahr besser organisirt zu sein. Das würde jetzt nicht mehr genügen. Die Türken müßten alle Pässe und Thäler besetzen, um Herren im Lande zu sein; und zu solcher Okkupation wäre ein Heer nöthig, das viel Geld kostet. Doch dazu wird es nicht kommen. Denn ehe die

Pässe, Thäler und Kule von den Türken besetzt werden, müssen sie erobert sein: und Das ist leichter gesagt als gethan. Da sind ganze weite Gebiete, die bis heute kaum jemals eines Türken Fuß betreten hat, und die weitere Schwierigkeit besteht darin, daß diese Plätze im Kleinkampf, der den Türken heuer und voriges Jahr schon so gefährlich wurde, Schritt vor Schritt genommen werden müssen. Daß theoretisch trotzdem den Türken eine solche Eroberung möglich wäre, soll nicht geleugnet werden. Eben so wenig, daß die offenen Gebiete des Südens und die (nur zum Theil zugänglichen) Küstenbezirke, bei dem Mangel an schwerem Geschütz, im Fall der Ausdehnung des Aufstandes auch auf diese Gegenden den türkischen Truppen, selbst bei der größten Tapferkeit, schwerlich längeren Widerstand leisten könnten. Im weitaus größeren Theil des Landes, im Hochland aber, in das sich im Nothfall wohl auch die Bauern der Ebene zurückziehen würden, liegen die Verhältnisse ganz anders, für die Türken viel ungünstiger.

In den schmalen Thälern und Schluchten des albanesischen Gebirges ist die Entfaltung einer größeren Heeresmacht ausgeschlossen, ihre Verproviantirung ungeheuer schwierig und kostspielig, der Gebrauch schweren Geschützes illusorisch. Die Uebermacht der Zahl wird also den Türken nur insofern nützen, als sie (unerschöpfliche Geldmittel und einen idealen Frieden in allen übrigen Theilen des Reiches vorausgesetzt) die stete Ergänzung der aufgeriebenen Truppen ermöglicht, während die Albanesen nach Jahren (nicht früher) dem Kampf erlegen sein würden. Nur durch die Zahl aber sind die Türken stärker. Die Albanesen kennen jeden Pfad ihrer Berge und sind an das in der Höhe rauhe, in den Niederungen, durch das Austrocknen der nicht regulirten Flüsse, fieberreiche Klima gewöhnt. An Tapferkeit können sich die Albanesen mit den Türken sicher messen. Der Ausrottungskampf, der theoretisch möglich ist, würde sich also mindestens zu einer sehr langwierigen Sache gestalten.

In der Wirklichkeit ist nun aber die Türkei sowohl aus Mangel an Geld als durch die zahlreichen Unruhen in anderen Theilen des Reiches, bei Arabern, Bulgaren und Griechen, außer Stande, ihre Armee stets kämpfend in Albanien zu erhalten und zu ergänzen; und die Thätigkeit einer kleinen Heeresmacht wird sich wieder, wie im Vorjahr, in der Hauptsache darauf beschränken müssen, die von den Männern verlassenen, an sich werthlosen Berghäuser der Albanesen niederzubrennen, an Kindern, Greisen und Frauen Gräuelthaten zu verrichten und im Uebrigen zu warten, bis die Albanesen ihre Berge verlassen (was Die nicht thun), wenn die türkischen Truppen nicht riskiren wollen, von dem klugen Feind in einen Hinterhalt gelockt zu werden.

Was ist nun aber an den Forderungen der Albanesen für die Türkei so verderblich, daß sie, statt ihnen gerecht zu werden, vielleicht den Bestand, jedenfalls aber die ersprießliche Entwickelung des Reiches aufs Spiel setzen sollte? Die Forderung einheimischer Beamten? Die Vernunft erklärt nicht, warum die Regirung dem unglücklichen Land türkische Beamte aufzwingt, die, keines Wortes der Sprache

mächtig, der Landessitten unkundig, das leidenschaftliche Volk oft unabsichtlich, viel öfter noch durch ihren Dünkel reizen, während in allen Theilen des Reiches im Dienst der Türkei unzählige albanesische tüchtige Beamte stehen, die der Heimath und dem Gesammtreich nützen könnten. Warum soll ferner Albanien ein seiner Art und Anschauung fremdes Recht aufgedrängt werden, das für die Verhältnisse des rein türkischen Anatolien passen mag? Hat doch Nordalbanien seit Jahrhunderten den Kaun (Gesetz) Lek Dukaghinit, der aus den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten des eigenen Landes entstand, und das Gebirge zwischen Valona und Delvino, die Arberie, ein ähnliches Gesetz, den Kaun i Sullih. Bisher wurden stets die öffentlichen und privaten Verhältnisse in Albanien danach geordnet. Die Auswüchse der heimischen Rechtsbegriffe, die sich namentlich in den Rachebestimmungen zeigen, werden hier, wie bei anderen Völkern mit ursprünglicher Blutrache, ganz von selbst durch die fortschreitende Kultur beseitigt werden, sobald erst endlich durch die Gründung albanesischer Schulen eine elementare Volksbildung ermöglicht wird. Warum soll aber vollends ein indogermanisches Volk vom Unterricht in seiner Sprache abgehalten und zum Studium einer seinem Wesen völlig fremden Sprache gezwungen werden, da doch innerhalb des osmanischen Reiches anderen Nationen, wie den Griechen und Bulgaren, Schulen mit eigener Sprache längst bewilligt sind? Bleibts bei der Forderung des arabischen Alphabets für den albanesischen Unterricht, so ist an eine Allgemeinheit der Schulbildung gar nicht zu denken; denn während jeder Bauer das lateinische Alphabet in vier Wochen lernen kann, braucht er zum Studium des arabischen mindestens ein Jahr: und kennt dann ein Alphabet, mit dem er seine Sprache nicht schreiben kann, weil es keine Zeichen für ihre Laute hat, aber Zeichen für Laute, die im Albanesischen gar nicht vorkommen. Er wird sich vergeblich mühen, das von ihm selbst Geschriebene zu lesen. In den katholischen Theilen des Landes, die ihre eigenen christlichen Schulen hatten, wurde stets nach dem lateinischen Alphabet geschrieben. Durchaus berechtigt ist auch die Forderung, daß die Schulsteuer der albanesischen Provinz für deren eigene Schulen verwendet werde. Ich würde es sogar nur billig finden, wenn alle albanesischen Steuern, bis zur Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse, im Lande selbst, für Post, Telegraphen, Eisenbahnen, Straßen, Brückenbauten und Aehnliches verwendet würden. Das in den Thälern äußerst fruchtbare Land, das in seinen riesigen Wäldern und wahrscheinlich auch Minerallagern noch ungehobene Schätze birgt, könnte später dann der Türkei solche Duldsamkeit zehnfach lohnen, je großmüthiger seine ersten Schritte auf dem Wege einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung unterstützt worden wären.

Ich komme nun zu der Grundlage aller albanesischen Wünsche: der Bildung einer einheitlichen Provinz, in der die Eingeborenen in Friedenszeit ihren Wehrdienst zu leisten hätten. Wenn die vorher besprochenen Forderungen billig sind, so versteht sich die Erfüllung dieser ersten und letzten von selbst: denn natürlich müssen die gewünschten

Vorschriften für ein genau umgrenztes Gebiet erlassen werden, das Gebiet zwischen Montenegro, Griechenland, Adria und Wardar, in dem die Albanesen in mindestens vierfacher Ueberzahl sind. Die Furcht, in solcher Provinz könne der Freiheitdrang der Albanesen ins Maßlose erwachsen, ist unbegründet. In der Vertheidigung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gegen Griechen, Slaven und Italiener bedürfen die Albanesen des Rückhaltes an einem mächtigen Reich, in dessen Gemeinschaft auch ihre wirthschaftliche Entwickelung ganz andere Möglichkeiten bietet als in einem Zustand, der Albanien zum isolirten kleinen Balkanstaat gemacht und gezwungen hätte, sich allein der Gelüste seiner Nachbarn zu erwehren und für sein zunächst noch recht beschränktes Wirthschafts- und Kulturleben zu sorgen. Außerdem hat die Albanesen Jahrhunderte lange Waffengenossenschaft und gemeinsame Arbeit ganz anders mit den Türken verbunden, als Griechen, Bulgaren oder Serben jemals mit dem osmanischen Reiche verbunden waren. Möge die Türkei nur danach trachten, dieses schon gelockerte Band nicht ganz zu zerreißen und die Albanesen in ein Bündniß mit Griechen und Bulgaren zu drängen, dessen Folgen dem Osmanenreich verhängnißvoll werden könnten.

Ich behaupte, daß ein geeintes, starkes Albanien nicht nur keine Schädigung für die Türkei bedeutet, sondern sogar in ihrem Interesse liegt. Denn dieses Albanien wird ihr die Verbindung mit dem indogermanischen Europa sichern und, mit seinen Soldaten, das nothwendige Bollwerk gegen Slaven und Griechen schaffen. Wenn die Türkei heute noch mit der Erfüllung der albanesischen Wünsche zögert, so geschieht es, weil sie sich durch die in ihrem Dienst stehenden, der Heimath völlig entfremdeten Albanesen über die Tragweite der Bewegung täuschen läßt und sie den aus lokalen Gründen entstandenen Theilaufständen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte gleichstellt. Möge sie den Unterschied beider Aufstandsformen früh genug erkennen lernen und Albanien die gewünschte, früher oder später doch unabwendbare Autonomie gewähren, ihr selbst, den Albanesen und dem europäischen Frieden zum Heil!

Diese Darstellung (die aus eigener Wahrnehmung entstand) war beendet, ehe der Sultan sein Reich durchreiste, seine Vertreter mit den Albanesen verhandeln ließ und Europa hörte, Albaniens Wünsche seien nun endlich, zum größten Theil mindestens, erfüllt worden. Wer solche Behauptung aufstellt, will täuschen oder ist selbst getäuscht worden. Keinem der wichtigsten Wünsche ward in Albanien Erfüllung gewährt; und mit ärmlichen Almosen ist dieses tapfere Volk nicht mehr abzuspeisen. Möglich ist, daß es sich eine Weile ruhig hält, Kraft sammelt und die zum Handeln günstigste Stunde abwartet. Aber es will sein Recht, will sich als Volk durchsetzen und wird in dem Kampf um dieses Recht nicht erlahmen, der, davon ist jeder Albanese überzeugt, dem Osmanenreich nur nützen, nicht schaden kann. Das Problem ist unverändert geblieben. Das muß auch Europa wissen.

Marie Aurelie Freiin von Godin.



Der Fels.

Blauleuchtender Himmel, rauschende Bäche und Wasserfälle. Millionen von weißen Gänseblümchen und scharlachrothen Anemonen auf den saftgrünen Wiesen. Schneeiger Weißdorn, silberige Oelbäume, purpurne Cyklamen an den Halden. Eichbäume im ersten Blätterschmuck auf den Bergen. Ein Gewirr von blühenden Sträuchern längs dem Flußufer. Und in all der sonnigen Pracht lachende, singende, jubelnde Menschen. Das ist der Frühling in Caesarea Philippi, im nordjüdischen Hochland, an den Quellen des Jordan.

Dort, wo der Berg steil abstürzt, wo tiefe Grotten und Höhlen gleich Kelleröffnungen in das Innere der gewaltigen Felswand gehen, dort, wo aus schwarzer Nacht der starke, fröhliche Stromquell zum Lichte braust, ist das uralte Heiligthum des Pan, des Naturgottes Die Bewohner von Caesarea verehrten ihn früher unter anderem Namen, als ihre Stadt noch Baal-Gad hieß; erst die Griechen haben ihn Pan genannt. Daran denken die ausgelassenen Schaaren nicht, die heute zur Pansgrotte ziehen, unter dem Trillern der Flöten und dem Rasseln der Handtrommeln. Es sind ursprünglich Juden gewesen, die hier hausten, aber sie haben sich so mit den Heiden vermischt, daß sie deren Götter annahmen und nichts mehr oder nur sehr wenig vom alten Glauben wissen. Jetzt wollen sie fröhlich sein und sich freuen. Heil Pan, dem großen Lenzbringer, der uns milde Tage, Blüthenduft und Vogelsang schickt! Laßt uns frohlocken und fröhlich sein, ihm zur Ehre!

Etwas abseits vom Weg, im Schatten blühender Bäume, sitzt ein Einsamer und blickt auf das tolle Treiben mit sinnenden Augen. Der Saum seines weißen Gewandes ist bestaubt von langen Wande-

---

*) Ein frommes Buch. „Das Licht und die Finsterniß“ heißt es (nach dem Johanniswort: „Und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen“); Anna Freiin von Krane läßt es bei J. P. Bachem in Köln erscheinen. Die Verfasserin (deren Legendenroman „Magna Peccatrix“ und deren Erzählungen „Vom Menschensohn“ auf ihre Welt stark gewirkt haben) und der Verlag stehen im Geruch strengen Katholizismus. Beide muß der Moderne, der Rationalist drum, wie ansteckende Krankheit, meiden. Muß er? Ists nicht modern, nicht von jeder ratio geboten, auch das Empfinden und Trachten ganz anders gearteter Menschheit wenigstens kennen, erkennen zu lernen? Eine große katholische Literatur lebt in Deutschland: und wir wissen fast nichts davon. So darfs nicht bleiben. Die einem Volk Angehörigen müssen mindestens eine Vorstellung von den Gefühlsinhalten haben, die dicht neben ihnen athmen und wirken. Die Leser der „Zukunft“ haben sich das Vertrauen verdient, daß sie gern auch einmal hören, wie Frommheit, die zu Einfalt zurückstrebt, sich den größten Stoff europäischer Menschheitgeschichte zu gestalten strebt.

rungen, die Sandalen an seinen Füßen sind verschlissen. Er hat den schlichten braunen Mantel neben sich gelegt, zu dem Wanderstab und dem Kopftuch. Der leise Frühjahrswind spielt mit seinen langen, dunklen Haaren. Der Einsame stützt den Kopf in die Hand und schaut unablässig nach den lustigen Menschen hinüber. Einige überhängende Blüthenzweige des Gebüsches schmiegen sich an seine Schulter, silberweiße Blumenblättchen rieseln sacht, wie ein duftender Schnee, von oben auf ihn nieder, zutrauliche Vögelein hüpfen zwitschernd um ihn her. Sein Blick fliegt mit Trauer von den harmlosen Geschöpfen Gottes zu den Menschen hinüber, die eben einen Reigentanz vor der Grotte aufführen. Die Verblendeten wissen nicht, was sie thun.

Der Einsame mißgönnt ihnen ja nicht die Freude. Wie gern sähe er alle Menschen glücklich und froh! Aber diese Freude ist nicht rein. Ist nicht gut. Der Satan mischt sein Gift in ihren Becher. Als nun die Tänzer und Tänzerinnen in das dunkle Unheiligthum der Grotte hineinströmen, seufzt der stille Beobachter tief und schmerzlich. Ach, daß Ihr wüßtet und wissen wolltet, was zu Eurem Heile dient!

Da kommen ein paar kranzgeschmückte Jünglinge singend des Weges. Nachzügler, die sich beeilen, die Grotte zu erreichen. Ihr Blick streift den Einsamen. Sie bleiben stehen, ihn zu betrachten. Solchen Mann sahen sie noch nie. So königlich und so demüthig zugleich, mit so räthselhaften Augen, deren Blick unwillkürlich anzieht. Er lächelt zu ihrem scheuen Gruß und winkt sie zu sich heran, denn er sieht: noch haben sie nicht vom Becher Satans getrunken, der dort bei den Götzen kredenzt wird. Er lockt die armen Lämmer mit freundlichem Gruß, wie ein guter Hirt, und sie folgen seinem Ruf, denn seine Stimme klingt wie der Ton der Aeolsharfe.

Nun lagern sie vor ihm im Gras und reden mit ihm. Andere ihrer Freunde kommen nach und schließen sich an. Bald ist ein ganzer Kreis von eifrigen Zuhörern um den wundersamen Fremden versammelt und hängt an seinen Lippen. Er spricht, wie es noch Niemand gehört hat. Merkwürdig, wie er weiß, was ein Jünglingsherz anziehen und fesseln kann! Wie er kennt, was ein so junger Mensch in der werdenden Kraftfülle reifender Männlichkeit denkt und fühlt. Er liest in allen Seelen wie in einer aufgeschlagenen Schriftrolle und spricht von den Dingen, die darin sind. Er ruft alle guten, tapferen, muthigen Instinkte in den Jünglingen wach. Er erzählt ihnen von einem Reich der Kraft, der Stärke, des Sieges, der Herrlichkeit, das er das Reich Gottes nennt.

Die jungen Zuhörer meinen: es sei gut in diesem Reich wohnen. Er nickt Beifall und sagt, es sei noch viel schöner darin zu wohnen, als sie nur ahnen könnten. Aber man müsse durch die enge Pforte eingehen, wenn man Dessen würdig sein wolle. Sie fragen nach der engen Pforte. Er sagt ihnen, Das sei die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung; und nach und nach dünkt sie, daß es männlicher und stolzer sei, über sich selbst zu siegen und rein, keusch, liebevoll und selbstlos zu

sein, als sich zum blinden Sklaven der eigenen Lüste und Leidenschaften zu machen. Sie sind ganz voll guter Vorsätze. Sie glühen für das Reich der Gerechtigkeit, sie wollen immer mehr davon hören; und dabei geht ein neuer, überwältigender Begriff in ihren Seelen auf: der Gottesbegriff. Das Bewußtsein von dem Einen, dem Allmächtigen, dem Allwissenden, dem Allgütigen, der seine Geschöpfe liebt, ihnen wohlthun will, nicht wehthun, und der nichts von ihnen verlangt, als daß sie die Gebote halten, die er aus Liebe zu ihrem Besten ihnen gegeben hat. Der Redner nennt diesen herrlichen Gott: den Vater im Himmel. Er hat keinen anderen Namen dafür.

Die Jünglinge sind schon längst nicht mehr allein bei ihm. Andere haben sich zu ihnen gesellt. Lauter Besucher der Pansgrotte, die, statt ins Unheiligthum zu ziehen, bei dem Fremden sich ins lenzgrüne Gras lagern und der Kunde vom Gottesreich lauschen. Aller Art Leute sind da: junge und alte, Frauen und Männer, brave und schlechte, kluge und dumme. Aber für Jeden von ihnen hat der Fremde ein Wort; und sie verstehen ihn Alle, ein Jeder nach seinen geistigen Kräften.

Endlich ist die Pansgotte ganz verlassen und all ihre Besucher weilen auf der Wiese bei dem Redner. Sogar die Götzenpriester sind gekommen und lauschen widerwillig seinen Worten. Sie sind böse; sie müssen für ihr gutes Einkommen zittern, wenn die Leute nicht mehr Pan opfern. Nur Einer von ihnen, ein grauhaariger Alter, steht und hört zu und nickt immer mit dem Kopf, indessen ihm die Thränen in die Augen steigen.

Nun macht der Fremde plötzlich eine Pause und lehnt sich zurück. Er ist sichtlich totmüde und erschöpft; vielleicht gar hungrig? Da strecken sich ihm viele Hände entgegen und bieten ihm schüchtern von den Erfrischungen an, die man mitgebracht hatte. Wird ers annehmen? Er ist ja ein Jude, wie sein Gewand bezeugt. Diese aber verabscheuen alle Heiden. Doch nein: er verschmäht nicht die Gastfreundschaft der Unreinen. Er theilt mit ihnen die Früchte und das Brot, er trinkt von ihrem Wein; und sie sind froh und stolz deshalb.

Während des Essens aber erhebt sich ein heimliches Fragen und Forschen unter den Leuten. „Wer ist er, der anders spricht und thut als seine Volksgenossen, der den Blick eines Königs hat und doch schlichtes Gewand trägt und der in den Herzen der Menschen lesen kann wie in einem Buch?“

Da fällt ein Wort (Niemand weiß, wer es zuerst gesprochen hat): „Das kann nur Einer sein! Der Eine, von dem seltsame Kunde zu uns gedrungen ist!“ Und in leisem Murmeln geht das Erzählen und Sagen von Mund zu Mund über Alles, was man schon von dem Einen gehört hat. Daß er den Blinden das Licht giebt und die Lahmen gehen heißt, daß er die Sünder mit Liebe und Güte an sich zieht und ihnen die Sünden vergiebt, ja, daß der Tod selber auf sein Geheiß die Beute fahren lassen muß. Immer wundersamer klingen die Berichte, die diese Menschen einander zuflüstern. Endlich siegt das stürmische Begehren

über die ehrfurchtvolle Zurückhaltung. Von allen Seiten schlägt die Frage an das Ohr des geheimnißvollen Mannes: „Wer bist Du, hoher Fremdling? Sag es uns! Bist Du etwa Jesus von Nazareth?“

„Ich bin es“, antwortet er sanft.

Da wird es ganz still um ihn. Alle hören auf, zu essen, und starren ihn an, mit angehaltenem Athem.

Er schweigt auch und läßt die Gedanken in der Menschen Seelen auf und ab wogen. Seine Hände sind leise erhoben. Segnen sie seine Umgebung? Flehen sie zum Vater im Himmel? Niemend weiß es; und Niemand wagt, zu fragen.

Es ist spät geworden. Die Bergesgipfel glühen roth, das Rauschen der Quellen und Wasserfälle klingt lauter als am Tag durch die Stille. Die Vögel fliegen mit süßem Lockruf ins Nest, die Blumen schließen ihre Kelche, nachdem sie noch einen duftenden Hauch in die Welt gesandt haben, der Abendwind rührt die Wipfel der Bäume, die Nachtigalen drunten am Fluß fangen zu schlagen an.

Da besinnen sich die Leute, daß sie heimgehen müssen. Sie erheben sich langsam und zögernd, immer den ehrfurchtvoll staunenden Blick auf Jesus von Nazareth gerichtet. Er entläßt sie gütig und verspricht, ihnen morgen wieder vom Reich Gottes zu erzählen. Dann wendet er sich einer kleinen Schaar jüdischer Männer zu, die von der Stadt gekommen sind und sich mühsam einen Weg durchs Gedräng zu ihm bahnen. Man hält sie auf, da man weiß, daß sie seine Jünger sind. Endlich aber gelangen sie doch zu ihrem Meister und können ihm berichten, daß sie in Caesarea für die Nacht ein Obdach gefunden haben.

Die Menge verläuft sich nun. Murrend und schimpfend ziehen die Panspriester ab. Nur der eine, der grauhaarige, bleibt noch einen Augenblick, um zu erkunden, wo die Herberge ist, die Jesus aufsuchen wird. Dann geht auch er, die Seele voll neuer Gedanken.

Jesus ist allein mit seinen Jüngern. Er steht auf der weißblumigen Wiese; die Gänseblümchen, die von der Menge niedergetreten waren, erheben ihre Köpflein, gestärkt durch seine Gegenwart, als sei ihnen nichts geschehen. Allgemach wird es dunkel. Nur im Westen spielt der Himmel noch in allen Farbentönen. Schwarz, wie ein offener Höllenschlund, gähnt die Pansgrotte in der Felswand und noch schwärzer dräut der Abgrund zu ihren Füßen, in den sich brausend und schäumend die Jordansquelle ergießt.

Da sagen die Jünger zum Meister: „Viel haben die Leute von Dir geredet, o Herr. Sie rathen hin und her, wer Du sein mögest!“

„Und wer, sagen die Leute, ist der Menschensohn?“

„Einige sagen: Johannes der Täufer, Andere Elias, Andere Jeremias oder einer von den Propheten.“

Wieder wird es still nach diesen Worten. Nur die Gewässer rauschen. In der Pansgrotte und in den vielen Votivnischen, die an der Felswand eingemeißelt sind, flammen kleine Lämpchen auf, die wie Glühwürmchen die schaurige Finsterniß der Höhle beleben.

Jesus erhebt aber die Stimme zum zweiten Male und fragt seine Jünger: „Ihr aber, wer, sagt Ihr, daß ich bin?"

Wie ein Hammerschlag fällt die Frage in die Seelen der Aufhorchenden. Jetzt müssen sie ihre innersten, verborgensten Gedanken bekennen. Was dünkt sie um den Geheimnißvollen, dem sie nachfolgen? Sie getrauen sich nicht, zu reden, nicht, sich zu bewegen, kaum, zu athmen, zu denken . . .

Da tritt Einer aus der Mitte der verängsteten Schaar. Offen und frei, festen Schrittes, mit leuchtendem Blick und siegreichem Lächeln. „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" spricht er; und tiefe Bewegung bebt im Tone seiner Stimme.

Wie die Worte durch den Abendfrieden weit hinaushallen! Wie sie das Echo fortträgt, in die fernsten Berge hinein! Die ganze Natur scheint aufzuhorchen.

Jesus aber blickt den Fischer Simon lange an, der da in der Kraft seiner Ueberzeugung vor ihm steht. Der ganze Mann ist wie aus Stein gemeißelt. Fest und stark, treu und ehrlich, offen und wahr, ohne Falsch und ohne Hinterlist. Jetzt wiederholt er seine Worte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

Da hebt der Herr die Hand mit einer Geberde wie ein König, der seinem Feldherrn das Heer anvertraut.

„Selig bist Du, Simon, des Jonas Sohn, denn Das hat Dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Du bist Petrus: und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und ich will Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben. Und Alles, was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein."

Die Wucht dieser unerhörten Ehre und Würde senkt sich wie eine unsichtbare Krone auf das Haupt des schlichten Mannes aus Bethsaida, der eines Tages auszog, seinem Gewerbe obzuliegen, und dabei von einem Allerhöchsten getroffen wurde, der ihn zum Menschenfischer machte.

Petrus steht und neigt die Stirn, weiß nicht, ob er träumt, und kann die volle Tragweite seiner Erhöhung nur mühsam ahnen. Die Anderen blicken ihn sprachlos und staunend an. Der Herr aber verbietet ihnen, über dies Geschehniß zu reden oder zu sagen, wer er in Wirklichkeit ist. Dann geht er mit ihnen über die dämmerdunklen Wiesen an den rauschenden Gewässern vorbei nach der Stadt, um die Herberge aufzusuchen.

In der Heidengrotte aber sind, wie von einem Schlag, die Lichter und Lämpchen erloschen, so daß Alles in die schwärzeste Nacht getaucht ist. Das Unheiligthum scheint ausgetilgt von der Erde und verschwunden.... Doch: horch! Da klagen plötzlich unirdische Stimmen aus dem Düster, schluchzen trauernde Rufe zum Sternenhimmel empor: „Weh! Weh uns! Der große Pan ist tot!"

München. Anna Freiin von Krane.



Anzeigen.

Der Mutter Blut. Roman von Robert Kurpiun. Breslau, Phoenix-Verlag. — **Götzendämmerung,** ein Kulturbild aus Ungarn, neue Ausgabe; **Die Glocken der Heimath,** Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, L. Staackmann.

Neuere Novellisten pflegen den Leser (durch Analysen kranker Seelen) mehr zu peinigen als angenehm zu unterhalten. Da ist es denn eine Erquickung, wieder einmal in Kreise von Menschen geführt zu werden, die ihre Energie nach außen entladen, statt sie in inneren Kämpfen zu verzehren. Nationale Kämpfe geben heute nicht selten Anlaß zur Bethätigung in kräftigem Handeln; und in solche Kämpfe führen die drei Bücher hinein, von denen ich reden will. Kurpiun stellt uns drei Reservisten vor, die, so ungleich sie sind, als gute treue Kameraden in ihr oberschlesisches Heimathdorf zurückkehren, und erzählt uns ihren Lebenslauf. Josef Dendra, Sefflik genannt, ein gutmüthiger, grundehrlicher, riesenstarker, aber willensschwacher Wasserpolak, verdient sich als Kohlenhäuer sein Brot und wird von seiner in der Direktorfamilie zur tüchtigen Hausfrau erzogenen Marianka bei der Schnapsbude und sonstigen einem einfachen Gemüth Gefahr drohenden Klippen mit kluger Energie vorbeigesteuert. Karl Gerhardt, der Lehrersohn, tummelt sich mit der ruhigen Konsequenz und der schlichten Tüchtigkeit des militärisch geschulten preußischen Beamten in der Steigerlaufbahn. Theophil Werner, ein hochbegabter, gemüth- und phantasievoller junger Mann, der im Rentamt arbeitet, entgleist. Der Mutter Blut (sie war eine Polin) und die Verführungskünste eines polnischen Redakteurs verwickeln ihn in die großpolnische Agitation und Geheimbündelei, entzweien ihn mit seiner Familie (er hat Karls Schwester geheirathet), bis er, die Nichtswürdigkeit seiner Verführer erkennend, an Leib und Seele gebrochen, in die Heimath zurückkehrt und sich mit den Seinen aussöhnt. Auf dem Krankenlager endet sein verfehltes Leben früh. Meine Ansicht von der preußischen Polenfrage habe ich in der „Zukunft" gezeigt, aber ich verstehe natürlich, daß man die Sache auch anders ansehen kann. Nachdem die Dinge, einerlei, durch wessen Schuld, dahin gediehen sind, wo sie jetzt stehen, muß ein deutscher Volksschullehrer in der Wasserpolakei (Kurpiun ist Lehrer in Tarnowitz) füglich wohl mit ganzem Herzen an dem Kampf gegen die Polen theilnehmen. Und der Werth des Romans hängt nicht von der größeren oder geringeren Gerechtigkeit seiner Tendenz ab; er malt uns die Menschen und Verhältnisse des polnischen Theils von Oberschlesien, der zugleich der großindustrielle ist, mit zuverlässiger Treue: die Verbindung von Landwirthschaft und Bergbau, die Kulturarbeit, die von den Deutschen an der polnischen Bevölkerung geleistet worden ist, die Eigenthümlichkeiten dieser Bevölkerung, bei der es ganz und gar von der Leitung ab-

hängt, in welchem Grade ihre guten oder ihre schlimmen Naturanlagen zur Entfaltung gelangen, den Heldenmuth und die Kameradentreue bis in den Tod, die bei Grubenunfällen vom geringsten Schlepper wie vom vornehmsten Beamten bewährt werden. Solche getreue Schilderung dieses östlichen Winkels unseres Vaterlandes, an dem Goethes „Fern von gebildeten Menschen“ vom vierten September 1790 zu Unrecht bis auf den heutigen Tag als Verrufszeichen haften geblieben ist, muß für höchst verdienstvoll erklärt und eindringlich empfohlen werden.

Bei den Erzählungen von Müller-Guttenbrunn, die in den ungarischen Schwabendörfern spielen, stört keine Zwiespältigkeit der Tendenz den völlig klaren Eindruck: hier nimmt jeder Deutsche ohne Schwanken unbedingt Partei für seine Volksgenossen. Auch hier bekommen wir eine wahrheitgetreue Schilderung von Land und Leuten, das Bild eines ganz eigenthümlichen und, abgesehen von dem Unheil, das die Magyarisirung anrichtet, erfreulichen Volksthums und Lebens; aber wir bekommen außerdem mehr: einen Einblick in die Gedankengänge der ungarischen Patrioten, in das Getriebe der Politik, der Parteien, der Verwaltung und Volkswirthschaft. Wir hören die vom Größenwahn besessenen Chauvinisten den Plan entwickeln, die durch Unfruchtbarkeit mit dem Untergang bedrohte eigene Nation durch Zwangsmagyarisirung zu stärken und zu vergrößern und so ein von Oesterreich unabhängiges mächtiges, die Südslaven und die Balkanvölker beherrschendes Ungarreich zu gründen; wir sehen, wie die vom Magnaten bis zum Bauer träge und genußsüchtige Nation die Arbeit, die zu solcher Reichsgründung gehören würde, den Nationalitäten, namentlich den Deutschen, aufzubürden versucht, sehen die verarmten Adeligen, zu deren Versorgung die Regirung Sinekuren schaffen muß, täglich ein Stündchen in den Bureaus vertrödeln und die übrige Zeit in der Kneipe, am Spieltisch, mit gefälligen Damen totschlagen, in der Hoffnung auf ein Abgeordnetenmandat, das ihnen, namentlich von Industriellen und Banken, reichliche Schmiergelder zuführen werde; sehen die unsauberen Geschäfte der einflußreichen Advokaten, sehen, wie das Volk von der Beamtenwillkür gemißhandelt wird, sehen endlich ein paar gegen den Strom schwimmende rechtschaffene Minister sich in diesem Wust von Korruption, Unfähigkeit und Trägheit vergebens abarbeiten. Diese Beschreibung der ungarischen Zustände stimmt genau mit der Darstellung überein, die Louis Jaray (der übrigens den Schwabendörfern keinen besonderen Abschnitt widmet) in seinem ausgezeichneten Werk „La question sociale et le socialisme en Hongrie“ gegeben hat. Müller-Guttenbrunn, der hier ja selbst von seinen Büchern gesprochen hat, läßt einen Schwabensohn, der in Amerika als Wasserbauingenieur ein Vermögen erworben hat, zur Regelung von Familienangelegenheiten nach Haus kommen, bei dieser Gelegenheit die Donau befahren, die Dämme untersuchen, dann einen großartigen Plan entwerfen, der endlich einmal die Donau, die in ihrem Zustand jetzt die Schande Europas sei, reguliren, den verherenden Ueberschwem-

mungen ein Ende machen, zehntausend Quadratkilometer des allerbesten Bodens gewinnen und damit der den Volkskörper entkräftenden Auswanderung steuern soll. Der Premierminister Gömöry (ohne Zweifel ist Fejervary gemeint; man erkennt in der Götzendämmerung die Situation des Jahres 1906) läßt sich für den Plan begeistern; auch der Ackerbauminister und der Minister des Innern werden gewonnen. Man richtet für Trauttmann ein Bureau ein, und nachdem er seinen Plan ausgearbeitet hat, wird er angestellt. Da stürzt das Ministerium, alle seine Akte werden für ungiltig erklärt, Trauttmann fliegt auf die Straße und geht, jeder Hoffnung auf Besserung der ungarischen Zustände beraubt, nach Amerika zurück. In den „Glocken der Heimath" sehen wir, wie die nur auf Durchsetzung ihrer chauvinistischen Absichten bedachten, in der Verwaltung lürderlichen und gewissenlosen Behörden ein von Donau und Theiß bedrohtes Schwabendorf trotz Jahre lang dringenden Bitten und Vorstellungen ohne Hilfe lassen und wie das große, reiche Dorf vernichtet wird, nachdem sich die heldenmüthige Selbsthilfe der deutschen Männer, ihre viele Tage und Nächte anhaltende, eine Anzahl kostbarer Leben fordernde Dammbauarbeit in den tosenden eiskalten Fluthen als unzulänglich erwiesen hat. Wer mehr auf das Novellistische sieht, kommt in den an spannenden romanhaften Episoden reifen „Glocken der Heimath" besser auf die Rechnung als in den beinahe urkundlich gehaltenen Berichten der „Götzendämmerung". Den deutschen Patrioten aber erfaßt heftiger Unwille bei dem Gedanken, daß für unsere Regirung Alles, was an der unteren Donau geschieht und sich vorbereitet, gar nicht zu existiren scheint, obwohl es viel wichtiger ist als alle afrikanischen Diamantenfelder.

Neisse. Karl Jentsch.



Die kriminelle Fruchtabtreibung. Von Dr. Eduard Ritter von Liszt, k. k. Bezirksrichter in Wien. Erster Band. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli.

Der Verfasser plaidirt unter eingehender Begründung dafür, die Fruchtabtreibung straflos zu lassen, wenn sie vor einem gewissen, eng zu bemessenden Termin nach der Konzeption, im Einverständniß mit allen Berechtigten, von einer sachverständigen und der Behörde verantwortlichen Person vorgenommen wird. Jede andere Fruchtabtreibung ist zu bestrafen, und zwar um so strenger, je entwickelter die Frucht schon war, je größer also die Gefahr sein muß, daß das Kind noch außerhalb des Mutterleibes leben und Schmerzen leiden oder ein geistiger oder körperlicher Krüppel werden könnte. Nicht nur die Tötung, sondern auch die Gefährdung der Gesundheit des Kindes ist nach Liszts Ansicht strafbar. Liszt stellt sich damit auf einen anderen Standpunkt als die meisten Gesetzgeber und Gelehrten, die sich mit dieser peinvollen Frage beschäftigen. Gewöhnlich wird die Fruchtabtreibung ohne irgendeine Einschränkung als ein Verbrechen angesehen. Und der

bloße Versuch, der zwar auf die Absicht der Fruchtvernichtung schließen läßt, jedoch mißlang, wird milder beurtheilt, wenn nur das Kind, einerlei, in welchem Zustand, lebend auf die Welt kam. Mir scheint Dr. von Liszt im Recht zu sein, wenn er die Gesundheitschädigung strenger bestraft wissen will als die Tötung. In jedem natürlich empfindenden Menschen wird die Vorstellung der Fruchtabtreibung einen schwer besieglichen Widerwillen erregen. Man wird für Alle, die es thun oder an sich thun lassen, verdammt wenig Sympathie aufbringen. Und wenn es sich nur um die Männer und Weiber handelte, die sich widerstandlos ihren Trieben überlassen und die Folgen ihres „Vergnügens" nicht tragen wollen, wäre man mit dem Urtheil bald fertig. Doch es handelt sich auch um die Kinder. Und wenn man bedenkt, welches Los diese armen Würmer erwartet, die, trotz allen Versuchen, sie zu vernichten, lebend geboren werden, die man mit Abneigung empfängt, absichtlich vernachlässigt, nicht selten systematisch zu Tode quält, so taucht die Frage auf, ob es nicht besser gewesen wäre, ihnen diesen Jammer zu ersparen und sie im Keim, als sie noch ohne Schmerzempfinden waren, zu vernichten. „Damit wäre aber der Unzucht Thür und Thor geöffnet!" Diesen Einwand hört man oft. Wenn die Fruchtabtreibung gewissermaßen behördlich gestattet würde, wäre die letzte Hemmung, die Furcht vor Strafe und Schande, beseitigt und die Menschen würden es noch ärger treiben als zuvor. Das bliebe immerhin abzuwarten. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Menschen sich in keiner Zeit, ungeachtet der furchtbarsten Strafen, von dem uns beschäftigenden Verbrechen abschrecken ließen. Und Dr. von Liszt will die Straflosigkeit ja auch nur unter ganz bestimmten und eng begrenzten Bedingungen zugestehen. Die Bevölkerungzahl würde auch nicht abnehmen. Denn die Sterblichkeit unter den Säuglingen erreicht in allen Ländern eine so erschreckende Ziffer, daß die Frage nah liegt: Könnten so viele Kinderchen hinweggerafft werden, wenn sie bessere Pflege hätten? Was hilft es, alle geboren werden zu lassen, wenn dann für so viele nicht gesorgt wird? Ein schreckliches Los erwartet das mit Unlust, oft mit Haß empfangene Kind. Und die von ungeschickter Hand vorgenommenen Versuche, die Frucht zu beseitigen, haben nicht selten die grausige Folge, daß aus dem Kinde ein siecher Krüppel wird, der sich selbst und Anderen eine Last ist und sich freudlos durchs Leben schleppt. Wie immer man sich zu dieser furchtbar ernsten Frage stellt: das Buch des Herrn Dr. von Liszt regt an, ihr nachzudenken; es zwingt uns, bei dem unerquicklichen Thema zu verweilen und uns in alle Für und Wider der vom Verfasser verfochtenen Ansicht zu vertiefen. Sein Werk bringt Citate aus etwa dreihundert Büchern und ungefähr zweihundert Gesetzen aller Zeiten und Völker, aus Motivenberichten und Gerichtsentscheidungen. Eine ungemeine Hirnarbeit steckt in diesem Werk, dessen Darstellung auch dem Laien leicht verständlich ist.

Wien. Emil Marriot.



Zuckerhausse.

Wirthschaftliche Produkte, deren Ergiebigkeit starken, von elementaren Einflüssen bedingten Schwankungen unterworfen ist, eignen sich besonders gut zu Objekten der Spekulation. Die sucht das „Gleichgewicht“ durch gründliche Escomptirung aller sich bietenden Möglichkeiten (zwar nicht auszunützen, wohl aber) zu verwerthen. Beim Zucker hat die Finanzirung der Folgen dieses schaurig schönen Sommers zuerst begonnen. Der Zuckernapoleon, der Santa Maria heißt, aber kein Heiliger ist, hat schon mehrere Schlachten geschlagen, die, angesichts der unbedingt sicheren Voraussetzung schlechter Rübenernten in den alten Zuckerländern, besonders in Deutschland und Oesterreich (Ungarn scheint eine Ausnahme zu machen), von vorn herein gewonnen waren. Wie die europäische Ernte ausfallen wird, weiß man noch nicht. Aber dem Spieler genügt ein Segment aus dem Gesammtplan, um ihn in Thätigkeit zu setzen. Santa Maria arbeitet mit einem Riesenvermögen, das ihm jede Operation erlaubt; und seine Unternehmungen haben System. Seine Aufträge erscheinen überall, in London, Paris, Hamburg, New York; das Publikum weiß nicht, ob der Führer mit dem Preis oder gegen ihn spekulirt, sondern erfährt nur, daß er kauft oder verkauft. So sammelt sich ein Heer von Mitläufern, das manchmal noch, wenn der Führer gar nicht mehr voranschreitet, der alten Richtung treu bleibt. Das Spekuliren in Zucker ist, zum Beispiel, in Oesterreich „Gemeingut der Nation“ geworden. Man braucht dazu keine effektive Waare, sondern „arbeitet“ auf dem Papier, mit Zetteln. Die Preisdifferenzen werden dann in Barem ausgeglichen. Daraus ergiebt sich ein groteskes Bild: das Volk betheiligt sich an der Vertheuerung eines Volksnährmittels. (Hört! Hört!)

Die unsichere Etikettirung des Zuckers, die erst vor acht Jahren abgeschafft wurde, scheint sich noch immer zu rächen. Bis zur ersten Brüsseler Konvention wurde Zucker als Luxusgegenstand behandelt. Hohe Steuern und noch höhere Zölle sorgten für Luxuspreise und in solcher von Steuerbakterien geschwängerten Atmosphäre gediehen Syndikate. Die Folge der künstlichen Erschwerung des Absatzes im Inland war eine Förderung des Exports. Die Regirenden sorgten durch hohe Ausfuhrvergütungen für eine Entschädigung des im Lande gehemmten Zuckerverkaufs. Sie erleichterten der Zuckerindustrie das Dasein nicht etwa durch Schaffung glatter Geschäftsbahnen im natürlichen Absatzgebiet, sondern ermöglichten ihr, das Produkt über die Grenze zu bringen. Denn das eigene Volk kann seine Cichorie ungezuckert genießen. Schließlich mußten sich die Zuckerländer vor den Folgen maßlos übertriebener Prämienpolitik schützen. Die Brüsseler Konvention trat am ersten September 1903 in Kraft. Prämien und Kartelle wurden beseitigt, Steuern und Zölle ermäßigt. Zucker aus Ländern, die das System der Ausfuhrvergütungen nicht abgeschafft hatten, wurde einer besonderen Abgabe unterworfen und verlor dadurch die Konkurrenzfähigkeit. Diese

Bestimmung richtete sich gegen Rußland, das sich der ersten Brüsseler Konvention nicht angeschlossen hatte, und bewirkte, daß die neue Konvention, die abermals fünfjährige Dauer hat (von 1908 bis 1913), ein anderes Gesicht bekam. England, obwohl Veranlassung des ganzen Abkommens (Chamberlain wollte dem Rohrzucker der britischen Kolonien gegen den europäischen Rübenzucker auf dem Weltmarkt Geltung schaffen), hatte die Revision des Vertrages gefordert; es wollte in der Aufnahme des russischen Zuckers ungehindert sein, da ihm die Einfuhr des prämienfreien Produktes für seine Marmeladenindustrie nicht genügte. Die Kontrahenten des brüsseler Friedensvertrages waren klug genug, Konflikte mit England und dem Zarenreich, dem größten Rübenzuckerproduzenten, zu meiden. Man ging auf die Wünsche beider Theile ein, legte aber den Umfang des russischen Zuckerexports für die Dauer der Konvention fest: auf rund eine Million Tonnen. Das sind im Jahr 200000 Tonnen. Durch die Begrenzung der Ausfuhr Rußlands war die Konkurrenz des russischen Produktes auf dem Weltmarkt, besonders in England, so eingeschränkt, daß sie den übrigen Exportländern nicht mehr lästig werden konnte. In Rußland wird bei schlechten Ernten das Kontingent nicht voll ausgenützt, da der Ueberschuß der Bestände, nach Befriedigung des eigenen Bedarfes, hinter der bewilligten Ausfuhrmenge zurückbleibt. Wenn aber große Ernten zur Verfügung stehen, macht sich die Exportschranke als lästiges Hemmniß fühlbar. Wohl kann das Minus, das aus schlechten Jahren besteht, nachträglich ausgenutzt werden; aber oft reicht diese Ergänzung nicht aus, um das Uebermaß der Produktion zu korrigiren. So wars schon im vorigen Jahr; in diesem Jahr wird es noch fühlbarer werden. Rußland besitzt aus seiner letzten Ernte sehr beträchtliche Vorräthe und hat, durch eine konsequente Ausdehnung seines Rübenanbaues, die Produktivität weiter gesteigert; im Gegensatz zu den von Mißwachs heimgesuchten Zuckerproduzenten Deutschland und Oesterreich kann es jetzt wiederum mit einer außergewöhnlich stattlichen Ernteleistung aufwarten. Unter solchen für das Zarenreich besonders günstigen Umständen wird die Vertragtreue auf eine harte Probe gestellt. Die Brüsseler Konvention besteht noch bis ins Jahr 1913 zu Recht. Die Kontingentirung, der sich Rußland unterworfen hat, kann also durch einseitigen Willensakt nicht vernichtet werden. Sie ist lästig, rechtfertigt sich aber durch das Verlangen der anderen Produzenten, dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt anständige Formen zu wahren. Rußland könnte behaupten, es habe Opfer gebracht, weil seine Kräfte ausgereicht hätten, einen erheblichen Theil des Zuckerbedarfs im Ausland zu decken. Sein Hauptabnehmer ist England. Würde also die Konvention nicht verlängert, so käme Großbritanien, wenn es im Einvernehmen mit Rußland bleibt, wieder in den vollen Genuß des russischen Produktes, verlöre aber die Vortheile für den Rohrzucker aus seinen Kolonien. Denn Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Holland, Italien, die Schweiz würden Alles daran setzen, sich, unter Ausschal-

tung Rußlands, den Weltmarkt zu theilen. Die Situation würde so werden, wie sie vor dem Abschluß der Konvention war. Das Volk aber hätte wieder die Zeche zu bezahlen, da ihm das Erzeugniß seines Landes vertheuert und der Bezug des fremden Produktes durch hohe Zölle erschwert würde. Dabei ist zu bedenken: Rußlands Zuckerindustrie ist durch staatliche Fürsorge so emsig gefördert worden, daß sie nicht klagen darf, wenn die weniger begünstigte Konkurrenz sich wider sie waffnet. Klagen aber dürfen die Konsumenten, denen ohne Erbarmen die Rechnung präsentirt wird, wenn der Zahltag gekommen ist.

So braucht es nicht zu werden, wenn die Brüsseler Konvention bestehen bleibt. Aber ihre Erhaltung ist durch den Verlauf des neuen Zuckerjahres und durch das Vorrücken Rußlands erschwert worden. Der russische Handelsminister will eine außerordentliche Sitzung der Konventionmächte erwirken, um eine Erhöhung des russischen Ausfuhrkontingents für dieses Jahr zu erlangen. Das Plus sollte, nach einer Meldung, 200000 Tonnen, nach einer anderen sogar 500000 Tonnen betragen. Jedenfalls ist mit einer Forderung dieser Art zu rechnen; und die Konventionländer müssen sich über eine Antwort einigen. Die Zuckerländer des alten Regimes, besonders Deutschland und Oesterreich-Ungarn, haben in ihrer Ausfuhr schon Opfer gebracht. Rußland hat die Vortheile des Vertrages genossen und darf sich nicht allzu laut beklagen, wenn ihm auch einmal die Kehrseite sichtbar wird. Werden die Mitglieder der Konvention schroffe Ausleger des Gesetzes sein? Zuckerkriege mit richtig gehenden Kanonen wird man doch nicht führen. Bliebe nur die Waffe des Zolltarifs. Aber Zollkriege thun auch weh. Nicht nur Dem, der bestraft werden soll. Die Brüsseler Zuckerkonvention hängt vom guten Willen ihrer Kontrahenten ab. Rußland kann auf den ungünstigen Stand der Zuckerrüben in Mitteleuropa weisen und sagen, im Interesse der Zuckerkonsumenten müsse das Material ergänzt werden; es kann sich als Retter in der Noth zeigen und wird in dieser Rolle da glaubhaft erscheinen, wo man die Folgen der Zuckervertheuerung zu spüren bekommt. England muß für deutschen und österreichischen Zucker wesentlich höhere Preise bezahlen als in normalen Jahren und würde eine Vermehrung der russischen Zufuhr gewiß mit Freude begrüßen. Aber ein zu weit gehendes Zugeständniß wäre ein bedenkliches Risiko für alle anderen Exportländer. Deutschland ist auf die Zuckerausfuhr angewiesen und kann eine Beschneidung seiner Absatzmöglichkeiten nicht ruhig mit ansehen. Bei Oesterreich-Ungarn ists ähnlich. Also entsteht die Frage: „Soll man Rußland, wegen eines einzigen schlechten Jahres, den Weltmarkt ausliefern?“ Das nächste Jahr kann ganz anders ausfallen; der Anbau von Zuckerrüben wird ständig vergrößert; und die Witterung war diesmal abnorm. Solche Jahre wiederholen sich nicht oft. Freilich: die Entscheidung ist schwierig und muß schnell gefunden werden. Sie wird auch für die Spekulation einen Merkstein aufrichten.

Denkt man an Santa Maria und Genossen, so könnte man wün-

schen, durch eine kräftige Fluth die Hausseengagements weggeschwemmt zu sehen. Der russische Zucker in verdoppelter Menge auf den Weltmarkt losgelassen: Das wäre der Tod aller Preistreiber. Die ganz Großen, besonders der schlaue Chilene, würden vielleicht zur rechten Zeit das rettende Ufer gewinnen. Der Troß ersöffe ohne Erbarmen. Wären es nur Spekulanten, so könnte man ihnen das Sturzbad gönnen. Aber da sind viele kleine Mitläufer, die ihre Spargroschen auf Zucker gesetzt haben. Eine Welt der Widersprüche! Der Preis eines wichtigen Produktes muß hoch bleiben (seit Januar ist die Durchschnittsnotiz für Zucker um 100 Prozent gestiegen), weil die Industrie sonst geschädigt wird. Das wirthschaftliche Kapital geht in seinen (berechtigten) Ansprüchen auf Schutz dem Konsumenten voran. Die Spekulation zieht Gewinn aus dem Schutz, den der Preis genießt, obwohl die Möglichkeit bestünde, ihre schädlichen Dispositionen zu durchkreuzen und diesen Preis zu korrigiren. Ein internationales Abkommen hindert einen natürlichen Ausgleich zwischen disponibler Waare und Preisskala, weil es in erster Linie dem (berechtigten) Interesse des industriellen Kapitals dient. Der Konsument hat also aufzukommen: für die treue Erhaltung eines Vertrages; für das Wohl der Industrie; für die Gesundheit des Herrn Santa Maria und seiner Gemeinde.

Nur die Natur kann helfen; sie ist die sicherste Gegenspielerin bei hoch gethürmten Hausseengagements. Allerdings trifft sie nicht immer mit so wirksamer Kraft, wie sie Leiter, Sully, Jaluzot stürzte. Der Südamerikaner Santa Maria ist bisher allen peinlichen Ueberraschungen entgangen, obwohl er schon seit mehreren Jahren in Zucker und Kaffee arbeitet. Als er seine Talente auch dem Getreidepreis widmete, wurde ihm scharf auf die Finger gesehen. Die französische Regirung holte die Bestimmungen des Code Napoléon über accaparage (Einsperrung von Lebensmitteln in spekulativer Absicht) hervor und drohte den Haussiers mit der Strenge des Gesetzes. Dabei blieb es; denn man konnte nicht nachweisen, daß die Steigerung der Preise unmittelbar mit den Operationen des Chilenen zusammenhing. Daß erst die Noth des Getreides den Retter Staat mobil machte, während die Hantirungen mit dem Zucker ihn kalt gelassen hatten, bewies, wie gern man den Zucker noch immer als Luxusgegenstand betrachtet. Das ist er aber, trotz dem Saccharin, in unserer Kulturzone nicht mehr. Einerlei: man muß mit Rußland ins Reine kommen. Glatte Ablehnung des Ersuchens um Erweiterung des Kontingents könnte die Verlängerung der Brüsseler Konvention in Frage stellen; denn das Zarenreich kann sich, im schlimmsten Fall, auch ohne einen Vertrag mit den Produzenten und Rivalen einrichten. Die außergewöhnlichen Verhältnisse dieses Jahres erleichtern die Gewährung einer einmaligen „Nothstandskonzession". Vielleicht ist Rußland bereit, das ihm gewährte Plus der Einfuhr in den nächsten beiden Jahren, durch Einschränkung des Kontingents, wieder einzubringen. Ein schroffes Nein würde ein Vorausblickender den Konventionstaaten gerade jetzt in keinem Fall empfehlen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 4. November 1911.

Windmond.

Am dritten Juli 1911 hat ein deutsches Kriegsschiff einen marokkanischen Hafen angelaufen; einen, der als der beste von allen gilt, dem Verkehr aber verschlossen ist: Agadir; südlich von Mogador, einem Ladeplatz der Woermann-Linie. Dahin ist das Kanonenboot „Panther" geschickt worden, das nach zwei Tagen von dem Kleinen Kreuzer „Berlin" abgelöst wurde. Grund? Die im Sus (Südmarokko) interessirten deutschen Firmen hatten um Schutz gebeten, weil sie fürchteten, die in anderen Theilen des Maghreb „herrschenden Unruhen" (die noch vor ein paar Tagen von unseren Offiziösen stramm geleugnet worden waren) könnten auf ihr Arbeitfeld übergreifen. Solchen Schutz zu gewähren, ist das Recht, ist, wenn sie ihn für nothwendig hält, die Pflicht der Kaiserlichen Regirung. Der Februarvertrag vom Jahr 1909 (der Herrn von Kiderlen ein Präsidialgeschenk aus Sèvres eintrug) schließt nicht den Versuch aus, wirthschaftliche Interessen mit Wehrmachtmitteln zu schützen. Den Marokkanern ist gesagt worden: „Mit dem Erscheinen des deutschen Kriegsschiffes in dem Hafen ist keinerlei unfreundliche Absicht gegen Marokko oder seine Bewohner verbunden." (Auch nicht gegen die „unruhigen", von deren Anschlägen das Leben und Eigenthum der Deutschen bedroht wird?) Den Signatarmächten der Algesirasakte: „Sobald Ruhe und Ordnung wiedergekehrt sind, soll das Kriegsschiff den Hafen verlassen." Der pariser Regirung: „Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß die Erfüllung der Schutzpflicht auf das Verhältniß der beiden Nachbarreiche nicht ungünstig einwirken wird." Die zuversichtliche Hoffnung ... Je

weniger über die Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, geredet wird, um so besser fürs Reichsgeschäft. Wer die Mängel ihrer Anfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der Rückzüge erinnert, die bald nach dem stolzen Märztag von Tanger begannen, wird die Jubelhymnen im Busen bewahren. Wir dürfen weder wünschen, daß die willkürlich „Marokko“ genannten Gebiete im Zustand anarchischer Hordenbarbarei bleiben, noch einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert. Der Erwerb einer Kohlenstation trüge Herrn von Kiderlen den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur lästige Pflichten und, ohne ausreichenden Vortheil, die stete Möglichkeit neuer Konflikte mit den Westmächten. (Bismarck hätte Jeden, der ihm einen marokkanischen Hafen als Flottenstützpunkt anbot, für einen bösartigen Narren gehalten; und das vernünftigste Wort, das Fürst Bülow je über den Scherifenstreit sprach, war, am fünften April 1906, dieses: „Wir wollten nicht in Marokko selbst festen Fuß assen; denn darin hätte eher eine Schwächung als eine Stärkung unserer Stellung gelegen.“) Drei Wünsche müssen das deutsche Handeln leiten. Erster: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute noch ist. Dieser Wunsch ist, wie ein Blick auf die Saekulargeschichte uns zeigt, nur erfüllbar, wenn Araber und Berbern endlich an die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen England und Frankreich nicht abermals, wie seit 1905 allzu oft, durch die Furcht vor deutschem Trachten verkleinert werde. Dritter: daß die seit vier Jahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich ins Reine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Jahre lang ist das Kabylenrif nun der Drehpunkt unserer diplomatischen Strategie. Fugit irreparabile tempus. Wir haben an dem Handel noch keinen Heller verdient; haben einen münzbaren Ansehenshort verloren. Bluffs verblüffen Keinen mehr. Wir wollen nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spielchen riskiren, sondern mit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündenden Entschluß die ganze Habe der Nation an ein großes Unternehmen setzen, das uns Ruhe schafft und des Reichshauses Enge entriegelt.

Diese Sätze wurden am achten Julitag hier veröffentlicht. Sie klangen wie unter Berauschten eines Nüchternen Rede. War nun nicht, endlich denn nun nicht Anlaß zu lautem Jubel? Deutschlands Politik wird wieder aktiv, Deutschlands Macht den Nachbarn, den Feinden fühlbar. Noch lebt in manchem Gemüth der Glaube an einen in Potsdam und Berlin vorbereiteten Vertrag, der (vor sieben Monate hats der Kanzler im Reichstag angedeutet) Deutsche und Russen verbündet. In England, heißts, ist die Volksstimmung völlig gewandelt und kein Bleibsel des Grolls aus eduardischer Zeit mehr zu finden; den Kaiser haben, als einen nah Verwandten, die Briten mit leiser Zärtlichkeit begrüßt, den Kronprinzen lärmend umjauchzt. Schoens seliger Erbe ist ganz sicher ein Genie: sonst wäre er nicht mit beiden Weltreichen so schnell einig geworden. Jetzt gehts gegen Frankreich. Das muß Marokko mit uns theilen oder selbst aus dem Scherifenreich weichen. Die Serie deutscher Erfolge hat begonnen. „Der Glanz unserer auswärtigen Politik sichert uns gute Wahlen.“ Wochen lang währt der Rausch. Dann fängt Europa zu reden an. Aus dem Munde des Grafen Khuen kommt die Erklärung, ein neuer franko-deutscher Streit um Marokko könne nicht in den Bereich austro-ungarischer Bündnißpflicht fallen. Rußland, Italien, Belgien, Holland, Schweiz: überall wird die deutsche Ruhestörung getadelt, als ein Bruch des Vertrages vom neunten Februar 1909 bezeichnet (dessen „Hauptverdienst“, nach der Deutung des Fürsten Bülow, war, „Marokko als politische Streitfrage aus den deutsch-französischen Beziehungen auszuschalten“). Aber England, das die Franzosen nicht gern gar so dicht bei Gibraltar sähe, ist mit unserem Kreuzereingriff gewiß zufrieden? Drei Reden britischer Minister schaffen uns schmerzhafte Klarheit. Herr Asquith: „Wir haben unser Recht auf Marokko der Französischen Republik abgetreten; versucht eine andere Macht, sich dort einzudrängen, so haben wir wieder mitzureden und müssen nicht nur der Republik helfen, sondern auch selbst unsere Interessen wahren.“ Herr Lloyd George: „Wer sich, ohne auf unsere Stimme zu hören, dem Brennpunkt der Reichsinteressen nähert, muthet uns unerträgliche Erniedrigung zu“. Derselbe Demagoge und Minister Seiner Huldvollen Majestät zeiht Deutschland schmählichen Undankes und wagt den Versuch, uns mit Drohung zu schrecken. Noch einmal spricht dann Herr Asquith: „Eine deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes werden wir

nicht dulden, im Westen Afrikas aber jede Verständigung zulassen, die unser Interesse nicht schädigt. Man hat uns in Berlin nicht sogleich verstanden. Jetzt wissen wir, daß der Gegenstand der franko-deutschen Verhandlung kein britisches Interesse berührt.“ Jetzt weiß auch Deutschland, daß seine Hoffnung enttäuscht werden muß. Wann? Am dritten Augustabend läßt das Auswärtige Amt den Satz drucken: „In den Unterredungen zwischen dem Französischen Botschafter Cambon und dem Staatssekretär Von Kiderlen-Waechter hat eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden.“ Am zwanzigsten Septembermittag beruhigt der redselige Unterstaatssekretär Banken und Börse mit der Versicherung, die leidige Sache werde in zwei, drei Tagen erledigt sein. Am letzten Oktobertag ist der Vertrag noch nicht unterzeichnet. Am achten November soll er in Paris und Berlin den Parlamenten vorgelegt werden. Vier Monate nach der ersten „Unterredung“. Daß im Sus die Ruhe gestört worden sei, ist seitdem nicht mehr behauptet worden; aber das deutsche Kriegsschiff liegt noch vor Agadir. Von den drei Wünschen, die das deutsche Handeln leiten mußten, wird nur einer erfüllt. Frankreich ist morgen Herr über Marokko. Ein den Briten fester als je verbündetes, den Deutschen grimmiger als je verfeindetes Frankreich. Wars nicht nöthig, unter dem Julimond nüchtern zu bleiben?

*

Konservative und Centrum haben den Reichstag gehindert, sich vor dem Abschluß der Verhandlung Gehör zu schaffen. (Solches Recht werde nicht einmal in London und Paris gefordert, sagen sie; und verschweigen, daß in England und Frankreich die Regirung der Ausschuß der Parlamentsmehrheit ist, von deren Willenslinie sie nicht abbiegen darf.) Konservative und Centrum tragen die Mär durchs Land, für den schlechten Ertrag unseres internationalen Geschäftes sei nicht der fünfte Kanzler verantwortlich zu machen, sondern der vierte. Dem habe England ein Bündniß und einen Theil von Marokko, Frankreich selbst stattliche Kompensation angeboten; doch er habe jede Gelegenheit ungenützt gelassen. Diese Mär, die zwei Freunde der Herren von Dallwitz, von Kroecher, von Buch entlasten und den Aerger des Kaisers auf den Mann des Novembersturmes ablenken soll, stammt aus der Wilhelmstraße; wird aber, wenn sie bis in den Reichtagssaal dringt,

als „ganz unbegründet und leichtfertig erfunden“ von den Männern getadelt werden, die der Irrthum des vierten Kanzlers auf ihre Plätze gebracht hat. Was über die Politik des Grafen, des Fürsten Bülow in der marokkanischen Sache gesagt werden mußte, ist hier, oft und deutlich, gesagt worden. An der Mißernte dieses Sommers ist er unschuldig. Der Februarvertrag (der damals im Reichstag und in der Presse laut gelobt wurde und Herrn von Kiderlen, dem Unterhändler, nach langer Dürre den ersten Ruhm eintrug) war ein Ende; die Urkunde einer Liquidation. Agadir gehört, mit seinen Folgen, nicht auf Bülows Schuldkonto. Der Inhalt des Geredes ward hier längst entkräftet. Im März 1905 hatte der Kaiser gerufen, er werde über Marokko nur mit dem souverainen Sultan verhandeln; konnte der Kanzler schon zehn Wochen danach über Marokko mit Rouvier verhandeln, der die Kompensation anbieten ließ? Die Möglichkeit anglo-deutschen Bündnisses zeigte Chamberlain, nicht Salisbury; und noch leben Leute, die bezeugen können, daß der Britenpremier von Chamberlains Augenblicksplan (offiziell) als von dem Einfall eines launischen Kopfes sprach, dem die Regirung Ihrer Majestät nicht zugestimmt habe. Wer gar, weil kleine Verstimmung für kurze Stunden den Gedanken entband, glaubt, dem Deutschen Reich sei jemals ohne Krieg und Sieg ein Theil von Marokko erlangbar gewesen, Der kennt den nordafrikanischen Interessenstreit und die Geschichte der Mittelmeerkämpfe nicht; und dürfte drum auch nicht mitsprechen. Vor das Gericht deutscher Nation gehört jetzt Herr von Bethmann, nicht der behende Vorgänger (dem für keine Sünde Ablaß gewährt worden ist). Konservative und Centrum scheinen entschlossen, den Angeschuldigten mit vereinten Kräften zu schützen. Diesen Entschluß würden sie in Bitterniß büßen: denn er würde, auch ihren nicht blind gläubigen Freunden, beweisen, daß ein für die Partei einzuheimsender Vortheil sie wichtiger dünkt als die Wahrung der höchsten Reichsinteressen. Als Patrioten, hat Herr von Heydebrand in Breslau gesagt, „dürfen wir unsere Regirung nicht vor dem Ausland herunterreißen“. Duckt sich auch dieser Mann, der unbeugsam schien, nun unter den Wind? Einer Regirung, die Wahlrechte ändert, darf man vorwerfen, daß sie Preußens „historische Machtstellung“ schwäche und Deutschlands Zukunft gefährde. Eine, deren Zollpolitik dem Landwirth die Preise

verdirbt, kann Keiner laut genug schelten; auch nicht früh genug: mag sie noch im hitzigsten Kampf gegen das Ausland stehen. Hat sie aber nur auf dem ganzen Erdrund das Ansehen des Reiches geschmälert, ihm neue Feindschaft und neue Demüthigung eingehandelt, dann soll der Patriot sie schonen und stützen. Weisheit aus dem Lande der Eierfibel. Otto Bismarck war am Ende auch ein Patriot (und ein Deutsch-Konservativer): und hat keine Sekunde gezögert, eine Regirung, deren Wirken ihm Unheil zu zeugen schien, öffentlich „herunterzureißen". Nie hat, von Pitt-Chatham bis auf Balfour, ein britischer Patriot dieser Pflicht sich feig entzogen. Sollten wir dem Aberwitz einer Politik, neben deren Bereitern Caprivi ein titanischer Allumfasser scheint, etwa in stummer Andacht zuschauen? In Ehrfurcht warten, bis der von hemmungloser Balkandiplomatie bediente Dilettantismus nach schwer wägbaren Gütern noch den Togo hingegeben hatte (den erst der anschwellende Chor deutscher Tadler den Parisern verleidete)? „Die Nothwendigkeit, vor einer Frage internationaler Politik uns von der Regirung zu trennen, ist gerade uns harte Qual. Aber wir können nicht anders. Auch einer Regirung, die dem Landmann läßt, was ihm gebührt, können wir nicht in Abenteuer folgen, deren Kosten die Reichsmacht zu tragen hat. Die ernstesten Patrioten sind mit dieser Regirung unzufrieden. Die Gründe will ich nicht noch einmal aufzählen. Ohne Zögern aber der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß Deutschland bald gezwungen sein wird, allein, nur auf die eigene Kraft angewiesen, für seine Zukunft zu kämpfen. Meinen die Sachverständigen, daß für diesen Kampf unsere Rüstung, zu Land und zu Wasser, noch gestärkt werden muß: wir sind bereit; und werden für solchen Zweck, wenn er ohne dieses Opfer nicht zu sichern ist, sogar, mit schwerem Herzen, eine Nachlaßsteuer bewilligen, vor der wir warnen mußten, als noch andere Quellen zu öffnen waren." So müßte die Konservative Partei sprechen, die getrosten Muthes in die Wahlschlacht ziehen will; spricht sie anders, dann wird ihr des enttäuschten Volkes Stimme antworten: „Einer Regirung, die Euch hohe Schutzzölle und Verwaltungmacht garantirt, verzeiht Ihr die schlimmste Schädigung der Reichsinteressen." Dann winkt der Nationalliberalen Partei eine Gelegenheit, wie sie, so günstig, seit vierzig Jahren sich ihr nicht bot. Kann Herr Bassermann, der ein kluger Gentleman zu sein vermag, sich nicht für zwei Stunden stählen? Der Sprecher

des Nationalempfindens werden? Dem im Sommer geborenen, im Herbst erwachsenen heiligen deutschen Zorn das letzte Wort von der Zunge nehmen? Eine rückhaltlose Rede, aus der leidenschaftlicher Wille zur Reichsmacht glüht: und seine Partei ist unüberwindlich. Sie kann zweihundert Wahlkandidaten aufstellen und hoffen, mindestens die Hälfte ans Ziel zu bringen. Sie hat für den Schutzzoll gefochten (der heute ja nicht von innen, nur von außen, nicht von Fraktionen, nur von anderen Ackerbauländern bedroht ist) und braucht drum dem Landmann nicht stets ein Gräuel zu bleiben. Freilich: der Plunder, der in der letzten Zeit ihre Blöße deckte, muß weg; die allzu oft angekündete Vernichtung des Centrums und der Agrarier aufgeschoben oder mit anderer Waffe als der scheltender Lippe erstrebt werden. „Wir wollen dem Reich drinnen Liebe, draußen Respekt werben. Die Nation aus dem ihrer Lebensleistung unwürdigen Zustand erlösen, der sie, ahnunglos, den Launen einer Zufallsexcellenz ausliefert. Wir fordern anständige und verständige, moderne und muthige Politik, die fremde Vormundschaft, fremde Anmaßung censorischer Gewalt um keinen Preis duldet. Wir haben die wichtigste Pflicht deutscher Menschheit erkannt: ihren Enkeln auf bewohnbarer, dem Siedler lohnender Erde Raum zu erringen und dem Reich das Recht zu ertrutzen, das nur ihm noch, nicht Bulgaren und Montenegrinern, geweigert wird. Willkommen Jeder, der diese Pflicht, für heute und morgen, über alle anderen stellt; ist das Reichshaus wider Stürme aus Ost und West geschützt, dann mag die Frage, wie es ‚zeitgemäß‘ möblirt werden solle, die jetzt zu einende Schaar wieder in Gruppen sondern.“ National-Liberal: wird das Firmenwort zum Weckruf?

*

Die Regirenden mühen sich, jedes nah aufglimmende Fünkchen zu löschen. Seit Wochen wird an den Vertheidigungreden gedrechselt; werden Abgeordnete gestreichelt oder massirt. „Sollten wir uns wegen einer taktlosen Rede der Kriegsgefahr aussetzen?“ Bismarck antwortet: „Wozu haben wir Armee und Landwehr? Wenn wir so ängstlich sein wollen, daß wir jedem Konflikt, in fernen Meeren sowohl wie in der Nähe, unbedingt ausweichen, dann können wir die Armee einfach abschaffen“ (Juni 1884). „Mußten wir, mit unserer unzulänglichen Flotte, den englischen Nasenstüber nicht hinnehmen?“ Bismarck hatte nur ein paar armsälige Kähne, als er sprach: „Der Einfluß des Deutschen Rei-

ches, der Wunsch und das Interesse anderer Mächte, mit ihm in freundschaftlicher Beziehung zu stehen, ermöglicht den wirksamen Schutz deutscher Unternehmungen in fernen Gegenden. Fragen Sie doch irgendeinen englischen Staatsmann, wie hoch er unsere Freundschaft veranschlage. In der Möglichkeit, unsere Bundesgenossenschaft der einen oder der anderen Macht zu gewähren oder zu versagen, liegt eine Sicherheit gegen Nasenstüber, eine Garantie gegen Herausforderungen Deutschlands durch andere Mächte." Daß Lüderitz und Nachtigal in Westafrika dem Deutschen Reich große Gebiete erwarben, sahen die Briten nicht gern; mußten es schließlich aber leiden, um sich dieses Reich nicht zu verfeinden. Haben wir heute nicht mehr zu bieten als vor siebenundzwanzig Jahren? Ward deutsche Freundschaft nicht nützlicher, deutsche Feindschaft nicht gefährlicher? Ist die Kreuzerflotte noch zu schwach und kühne Offensive deshalb nicht zu wagen: fordert ein beschleunigtes Bautempo und ein neues Geschwader. „Kennen Sie Wermuth? Der ist für ungedeckte Forderungen nicht zu haben." Der ist Ihr bester Mann; aus der Zeit seines Unterstaatssekretariates im Inneren aber gewöhnt, Ihre Willensmuskeln jeden Morgen zu kneten, bis sie sich zum Entschluß straffen. Jetzt sind Sie der Herr; der fürs Reichsgeschäft einzig Verantwortliche. Jetzt müssen Sie wollen oder den Platz räumen. Einer fürs Wohl des Vaterlandes unentbehrlichen Forderung kann und wird der Schatzsekretär sich nicht entgegenstemmen. „Auch Kiderlen ist aber gegen eine neue Flottenvorlage, weil sie gerade jetzt ..." England reizt; weiß schon. Ich war auch dagegen. Nicht jetzt erst. England muß sich sputen, noch mehr Geld ausgeben: und am Ende bleibt, trotzdem in beiden Ländern die Ziffern steigen, die Relation unverändert. Das mußten wir früher bedenken. Das seit 1890 Erlangte war ohne großen Flottenaufwand zu haben. Heute helfen solche Bedenken nicht weiter. Und weiter müssen wir; ehe Rußland wieder erstarkt und sich gegen uns hetzen läßt. Wir müssen unseren durchlöcherten Nimbus rasch flicken oder darauf gefaßt sein, daß jeder Lungerer der dröselnden Germania ins Antlitz speit. Wenn ich, Herr Kanzler, in Ihrer Lage wäre, würde ich nicht unter dem Zollpanier fechten (dessen Haltbarkeit in den Jahren neuer Handelsverträge zu bewähren sein wird); auch nicht nach der Sänftigung mir wichtiger Fraktionen trachten, die das Gelingen nur dem Volksboden entwurzeln könnte. Würde ich den

franko-deutschen Abschluß nicht, unter dem Hohngelächter sämmtlicher Erdtheile, als einen Erfolg deutscher Zähigkeit und Staatsmannskunst rühmen. Sondern sagen: Wir haben, bei schlechtem Wetter, in ungünstigem Gelände gekämpft. Theuerung im Land, der Nord-Ostsee-Kanal wegen Reparatur gesperrt, der Effektenmarkt überlastet. Rügen Sie, meine Herren, einen Mangel an Augenmaß und Völkerpsychologie: die Kaiserliche Regirung, die sich in dieser Stunde durchaus nicht gottähnlich wähnt, wird mit solchem Ergebniß viermonatiger Verhandlung niemals wieder vor einen Reichstag treten. Sie weiß jetzt, auf wen sie zu zählen, mit welchen Hindernissen zu rechnen hat, und wird Ihnen das Rumpelinventar aus den Tagen der Selbsttäuschung nicht noch einmal vors Auge rücken. Kein Mensch glaubt noch, daß wir England oder Frankreich uns durch Devotion und schmeichelnde Tafelreden versöhnen oder im Fall eines Zwistes wider sie in Yankees, Musulmanen, Italienern Helfer finden können. Dieser schöne Wahn ist zerrissen. Deutschland muß jedes unnützliche Band abstreifen; ist es kernloser Vertragshülsen ledig, dann kann sichs dem Anbieter der brauchbarsten Gegenleistung verbünden. Einstweilen muß es die Lücken seines Panzers ausfüllen. Aergert sich Einer darüber: mag er. Wir wollen noch stärker werden; sind aber zur Abwehr jedes Angriffes schon stark genug. (Das müßten Sie deutlich betonen: sonst meinen liebe Vettern und getreue Nachbarn, die Stimme eines Schwachen zu hören, den sie, jetzt oder nie, bewältigen müssen.) Danach würde ich den raschen Bau dreier Kreuzer fordern und den Entschluß ankünden, noch im Lenz dem neuen Reichstag für Heer und Marine Summen abzuverlangen, die aus Vertriebsmonopolen (Elektrizität, Petroleum), aus einer Cement- und einer vorsichtig erweiterten Erbschaftsteuer zu decken sein werden. Ein Halbdutzend schlicht kräftiger Sätze. Das Gelöbniß, in Glück und Noth fortan sich deutscher Heroenzeit stets würdig zu zeigen, aus allen Schichten die Tüchtigsten ans Werk der Reichsverwaltung, Reichsmehrung zu rufen und aus minder mißtrauischem Ohr dem Willen des Volkes zu lauschen, dessen in keiner Geschichte je überbotener Gesammtleistung die Kraft Deutschlands zu danken ist. Dann ist das Vertragsungethüm nur noch das letzte Denkmal unfroher, unmuthiger Tage. Dann weiß die Nation, wie sie wählen muß, und der von Deutschlands Erniedrigung Empörte lernt wieder hoffen. Oder wollen Sie Graf werden? Dann müssen Sie Ihre

Kongoglorie lackiren, die Mannen fest bei der Stange halten und Alldeutschland einreden, daß seiner die schönste Bescherung harrt.

Wer zweifelt? Wenn dreißig Millionen Erwachsener anders fühlen als Herr von Bethmann, bläht ihn, vor dem Gewimmel der ewig Blinden, ein Seherbewußtsein. Alle irren; nur er schaut immer die Wahrheit. Vier Monate hat er, nur er mit dem derbhäutigen Gehilfen, keuchend sich an dem Werke geplagt: und sollte in Schöpferstolz nun nicht Amen sagen? Was er sann, durfte kein kleiner Mensch erfahren. Den Kaiserlichen Botschaftern in Paris und London war der Agadirgestus die selbe Ueberraschung wie dem Zeitungleser im Kassubendorf; und was ihnen später zufloß, kam gewiß nicht aus deutschem Born. Doch mit Herrn Cambon (hört!) war, bis auf das Schiffchen, Alles still abgekartet; und die Kompensation hat er angeboten. Wir bekommen „den" Französischen Kongo und bald danach ein Bündniß mit Frankreich: Das stand im ersten Evangelium. Ists nicht so geworden? „Wir haben nur mit Frankreich verhandelt." Natürlich; wie seit dem Herbst 1905 nur mit Marokko. „Wir sind niemals vor dem Einspruch einer fremden Macht zurückgewichen." Natürlich; melden wird sich ja keine. Wie wars im Juli? London fragt: „Berührt der Gegenstand Eurer Verhandlung ein britisches Interesse?" Berlin antwortet nicht. Wozu denn? Keine Antwort: so gebührts solcher Unverschämtheit. Die können lange warten. Die Minister Georgs des Fünften setzen sich um einen Tisch und entwerfen den Text einer Rede, die in Berlin nicht überhört werden kann; jedes Wort wird bedachtsam erwogen, jedes stumpfe durch ein spitziges ersetzt und Herr Lloyd George, weil er mit vielen Deutschen verkehrt und als Freund deutschen Wesens gilt, zum Sprecher gewählt. Er liest die Rede vom Blatt ab: die frechste Kränkung, die je einer Großmacht zugemuthet ward. Noch keine Antwort? Sie kommt; und Herr Asquith kann sagen: „Man hat uns in Berlin nicht sogleich verstanden. Jetzt wissen wir, daß der Gegenstand der Verhandlung kein britisches Interesse berührt." Wir sind nicht zurückgewichen. Und machen ein beneidenswerth gutes Geschäft. Agadir war, ohne Blutverlust, fast so einträglich wie Sedan. Nur ein Bösewicht, der seinem Vaterland nichts Rechtes gönnt, kann zaudern, die Helden solcher That mit dem Siegerlorber zu krönen.



Die Leitung Schwachsinniger.

Der Alexianer-Prozeß in Aachen, später wieder der mieltschiner Prozeß und ähnliche Vorgänge haben die Augen auf einen wunden Punkt gelenkt, der rascher Heilung bedarf. Noch heute stehen viele Anstalten, sogar solche, wo Irre behandelt werden, unter der Leitung von Geistlichen oder Pädagogen. Das ist erklärlich, da viele dieser Anstalten von der Inneren Mission oder von katholischen Orden gegründet worden sind. Im Allgemeinen hat man auch keine Klagen gehört; nur in einzelnen Fällen waren Uebergriffe zu verzeichnen, die kein gerecht Urtheilender für das Alltägliche ausgeben wird.

Da hienieden Alles menschliches Werk ist, lassen sich Mißgriffe und Uebelthaten nie ganz beseitigen; wohl aber kann man den Bereich, in dem sie möglich sind, einschränken. Alle Anstalten dieser Art müßten von Aerzten geleitet werden und die Geistlichen und Lehrer unter ärztlicher Aufsicht arbeiten. Warum es so sein muß, ist leicht zu erkennen. Heute wird kaum noch ein Einsichtiger leugnen, daß für alles geistig Kranke oder Anormale der Arzt die allein zuständige Instanz ist. Daraus folgt aber, daß Anstalten mit solchen Insassen nur von Aerzten geleitet werden sollten, auch wenn neben diesen Elementen noch andere hausen. So ists in den Irrenanstalten (wenn man von gewissen Privatanstalten absieht); und wir sehen ein trauriges Zeichen des Kulturzustandes in der Thatsache, daß in den belgischen Staats-Irrenanstalten die Zwangsmittel, zu denen dort leider auch die Zwangsjacke noch gehört, nicht von den Aerzten, sondern von den allmächtigen geistlichen Pflegern vorgeschrieben werden.

Die Schwachsinnigen werden von Laien nicht als geisteskrank betrachtet, sondern mehr als Sieche, Defekte. Und doch sind sie geisteskrank, wenn auch in weiterem Sinn; und der Prozeß ihrer Krankheit bleibt selten lange auf einem Fleck, sondern zeigt meist Verschlimmerungen, oft auch, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife, allerlei psychotische Erscheinungen, die nur der Irrenarzt richtig zu deuten weiß. Deshalb sollten auch Anstalten für Schwachsinnige unter der Leitung eines Irrenarztes stehen, nach dessen Angaben die Lehrer und Geistlichen zu arbeiten haben. Das würde allerdings voraussetzen, daß der Arzt auch pädagogische Kenntnisse habe. Er allein kann richtig beurtheilen, ob ein Zögling faul und böswillig ist oder ob solches Verhalten nur als temporäres oder bleibendes Zeichen seiner Hirnkrankheit zu nehmen ist. Er wird da-

nach verfügen, ob eine Disziplinirung nöthig ist, wie weit der Lehrer mit seinem Erziehungplan gehen darf und ob einem Schwachsinnigen geistlicher Zuspruch Trost spenden kann. Lehrer und Geistliche sind hier Laien und können nie oder fast nie den Thatbestand richtig beurtheilen.

Daß die Epileptischen den Irren noch näher stehen als die Schwachsinnigen, ist sicher. Dafür spricht schon die Wahrnehmung, daß hier nur Wenige geistig normal, die Meisten wirklich geistig gestört und entartet sind. Auch hier und hier erst recht kann nur der Arzt entscheiden, wie weit Lehrer und Geistliche gehen dürfen. Noch aber sind leider nur wenige Anstalten für Epileptische unter ärztlicher Leitung.

Aehnlich liegen aber auch die Verhältnisse bei den Fürsorgezöglingen und den Insassen der Besserunganstalten. Das Gutachten vieler Psychiater und Nervenärzte hat festgestellt, daß mindestens sechzig Prozent dieser Menschen geistig abnorm sind; manche direkt geisteskrank oder schwachsinnig, andere epileptisch, hysterisch, noch viel mehr aber geistig minderwerthig, entartet oder nervös. Kranke und Halbkranke bilden also die große Mehrheit und erheischen fachgemäße ärztliche Behandlung und Leitung. Dazu kommt noch, daß ein beträchtlicher Theil von Säufern abstammt, im traurigsten Milieu erzogen, auf der Gasse aufgewachsen ist und von Klein auf sich in schlechter Gesellschaft bewegte. Die Einwirkung des Milieu ist stark; die Hauptsache bleibt aber das endogene, angeborene Moment, das nur ein Arzt richtig zu beurtheilen vermag. Er allein kann abschätzen, wie viel Kunstprodukt ist, wie viel Natur und wie weit der Lehrer, der Geistliche gehen darf. Beide sollen versuchen, unter Anleitung des Arztes die bösen Triebe einzudämmen, die guten Keime zu pflegen und zu entfalten. Solchen Versuchen sind aber enge Grenzen gezogen; und wenn errechnet wurde, daß drei Viertel aller Fürsorgezöglinge später brave Leute werden, so ist die Rechnung sicher falsch. Man muß zehn, zwanzig Jahre vorübergehen lassen, ehe man das wirkliche Resultat vor sich hat; und man wird dann finden, daß im besten Fall nur fünfundsiebenzig Prozent als Verbrecher, Vagabunden, Irrsinnige, Dirnen zu Grunde gingen. Auch ist nicht zu vergessen, daß gegen die dichte Ansammlung so vieler geistig minderwerthigen Elemente in einer Anstalt ernste Bedenken sprechen und deshalb die Familienpflege hier vorzuziehen ist, wo man sie anwenden kann. Gerade die noch nicht ganz verdorbenen Zöglinge werden nur zu leicht von den schlechteren verleitet und vollends moralisch verseucht. Leider sind diese Anstalten noch nicht den Aerzten unterstellt. Dem Einwand,

daß Geistliche und Lehrer dann nicht mehr Ersprießliches leisten könnten, zumal ihre Thätigkeit von vielen Aerzten gering geschätzt werde, ist zu entgegnen, daß allerdings auch hier von der Person des leitenden Arztes abhängt, wie das Verhältniß zu den untergebenen Lehrern und Geistlichen sich gestaltet und welches Ergebniß dann die gemeinsame Erzieherarbeit hat. Auch hier muß also gesichtet werden. Der Arzt (der Irren- oder Nervenarzt sein und auch pädagogische Kenntnisse besitzen muß) könnte dann unter der Inneren Mission eben so gut arbeiten wie unter Staatsaufsicht. Zu fordern ist nur, daß er absolut selbständig regire und daß die ärztliche Pflicht der seelsorgerischen und erzieherischen unter allen Umständen vorangehe. Wirkt der Arzt in einer Anstalt nur im Nebenamt, wird er nur in Krankheitfällen zugezogen, dann hat er sonst nichts zu sagen und gerade die psychische Behandlung, die er allein übernehmen kann, wird versäumt und die Möglichkeit rationeller Erziehung vernichtet. Damit der Arzt und Hygieniker sich seinem wichtigsten Beruf widmen könne, muß er von den gewöhnlichen, mehr automatischen Verwaltungsgeschäften, für die niedere Organe genügen, entlastet werden; nur dann kann er verantwortlicher Leiter der Anstalt sein.

Sind wir erst einmal so weit, dann ist nur ein Schritt bis zu der Erkenntniß, daß auch Gefängnißanstalten aller Art am Besten von einem Arzt geleitet werden. Selbst der Laie weiß heute ja, wie viele geistig Abnorme, Geisteskranke, Epileptische, Hysterische in Gefängnissen sitzen. Nur der Irren- oder Nervenarzt kann sie richtig beurtheilen. In Preußen wird eine Gefängnißanstalt von einem Arzt (Dr. Politz) geleitet; und das System bewährt sich gut. Solche Versuche müssen öfter gemacht werden. Die Verwaltungarbeit würde gewiß nicht leiden. Auch Direktoren staatlicher Irrenanstalten sind ja Aerzte und Verwaltungbeamte in einer Person.

Unter den Blinden und besonders den Taubstummen sind viele geistig Minderwerthige. Der Gedanke, auch die zur Aufnahme solcher Unglücklichen bestimmten Anstalten Aerzten zu unterstellen, ist noch nicht aufgetaucht; und erscheint, nach allem bisher Gesagten, doch durchaus vernünftig. Einstweilen gilt es, das gebildete Publikum überhaupt erst einmal für diese neuen Ideen zu gewinnen: dann werden sich auch mehr Aerzte der Seelen- und Nervenheilkunde widmen und dann wird kein Mangel an Männern sein, die sich zu Leitern der hier erwähnten Anstalten eignen.

Hubertusburg. Professor Dr. Paul Näcke.



Arthur Fitger.

Epigone zu sein, ist für manchen Künstler ein ganz vergnügliches Loos. Die Gedanken und Formen, die große Vorgänger in schwerer Schöpferarbeit gestaltet haben, zu benutzen, sie umzuprägen und mehr oder weniger neu zu gestalten, den Gefühls- und Gedankengehalt in der einmal gegebenen Richtung zu steigern oder in virtuosem Spiel die Form raffinirter auszubilden, ist ein ganz angenehmes Geschäft, zumal man dabei seines Publikums, dessen Geschmack ja durch die bisherige Entwickelung vorgebildet ist, sicher sein kann und der geschickte Epigone meist mehr Beifall erntet als die bahnbrechenden Begründer einer neuen Epoche. Aber das Epigonenloos wird zur Tragik für den Geist, der in sich den Trieb fühlt, mehr zu sein, selbständig zu schaffen und zu gestalten, aus dem eigensten Innenleben neue Formen und neue Ideen hervorzubringen und die Menschen zu ihnen zu bekehren, und der dann doch die schöpferische Kraft nicht in sich findet, sich loszureißen von der Ueberlieferung, die ihn mit gewaltigen Banden festhält, nicht den Instinkt, der ihn mit Sicherheit auf neue Bahnen führt. Das virtuose Können, das Schaffen selbst, das Andere beseligt, wird da zur Qual, weil es den Künstler immer weiter von seinem Schöpfungideal entfernt, weil es ihn immer fester in die Formen bannt, aus denen er sich befreien möchte, weil er sich selbst niemals genügen kann. Und doppelt tragisch, wenn sein Leben und Schaffen in eine Zeit fällt, in der sich neue künstlerische Wege und Ziele ankünden oder durchzusetzen beginnen, wo das Interesse der Schaffenden und ihres Publikums bereits eine neue Richtung zu nehmen begonnen hat. Dann wird ihm auch der äußere Beifall fehlen, der dem Menschen im Künstler immerhin eine Entschädigung gewährt; sein Ehrgeiz, der auf das Größte gerichtet ist, wird eben so unbefriedigt bleiben wie sein Schöpfungtrieb. Glücklich genug, wenn er wenigstens im engeren Kreise seiner Heimath und seiner Genossen Beachtung und Schätzung findet, wenn er auf diese Weise vor der äußeren Noth, vor der Künstlermisere bewahrt bleibt.

Dies war das Los Arthur Fitgers, des bremer Dichters und Malers, der als fast Siebenzigjähriger am achtundzwanzigsten Juni 1909 gestorben ist. Sein Leben und Schaffen war nicht bar des Erfolges: in seiner Vaterstadt Bremen, in den Hansastädten überhaupt schätzte, ja, verehrte man ihn; den Maler wohl noch mehr als den Dichter. Diese Verehrung, die er selbst ohne freudige Dankbarkeit, manchmal mit ablehnendem Hohn entgegennahm, schuf ihm

äußerlich eine bequeme Lage. Ein bremer Senator baute ihm in der freundlich eleganten Vorstadt Horn ein prächtiges Atelier und eine behagliche Wohnung. Monumentale Aufgaben wurden seiner Kunst bei der Ausschmückung des bremer Rathhauses und der hamburger Börse gestellt und er bewältigte sie zur Befriedigung, sogar zum Stolz seiner Mitbürger. Aber auch als Dichter blieb er nicht unbeachtet noch ungeschätzt: seine erste Gedichtsammlung ist in mehreren Auflagen erschienen, von seinen Dramen ist wenigstens die „Hexe" wohl in allen größeren deutschen Städten mit Beifall gespielt worden, und als die Meininger das Drama zur Aufführung brachten, sah es aus, als solle Arthur Fitger einer der herrschenden Namen unserer Bühne und Literatur werden.

Vergebliche Hoffnung! Seine Historienmalerei gehörte von vorn herein einem absterbenden Zeitalter an und seine großen Monumentalgemälde waren für den künstlerischen Geschmack des neuen Geschlechtes schon veraltet, ehe sie fertig waren. Der gedankenvolle Künstler spricht überall aus ihnen; und besonders die anmuthig bewegten Bacchuszüge im bremer Rathskeller haben ihre Reize. Aber seine großen, feierlich bewegten Gestalten und Aktionen sagen uns nichts und erscheinen leicht als blasse Konvention, während sie doch zweifellos aus einem tiefinnerlichen Denken und Wollen heraus geschaffen sind. Und wie wenig Verständniß, ja, auch nur äußerliche Kenntniß seiner Poesie in den literarischen Kreisen heute vorhanden ist, zeigte sich in fast beschämender Weise bei der Nachricht von seinem Tode, die fast überall nur mit ganz kurzen und äußerlichen Notizen, an mancher Stelle mit schreiend falschen und absurden Bemerkungen begleitet wurde. Nirgends, außer vielleicht in der Publizität seiner Vaterstadt, eine Ahnung davon, daß hier ein letzter, aber in seiner Art bedeutender Epigone unserer klassischen Dichtung, ein Dichter dahingeschieden ist, der durch diese Stellung mit seinem Altersgenossen Wildenbruch verwandt ist, ihn aber an Geist und Tiefe, an Feinheit und Reinheit der Form übertraf.

Fitgers Dramen zeigen Bühnenphantasie, manche auch Bühnengeschick; und sind dennoch ohne rechte Wirkung geblieben. Nur in der Tragoedie „Die Hexe" pulsirt inneres Leben. Sie ist auch das einzige Drama, das dem Dichter einen großen Erfolg gebracht hat; und dieser Erfolg war nicht nur der Tendenz und dem thörichten Verbot beschränkter Zensoren zu verdanken. Das Martyrium einer groß und edel angelegten Frau, die in der finstersten Zeit deutschen Geisteslebens, im Jahrhundert der Glaubenskämpfe und des Hexenwahnes die neu entstehende Weltanschauung, den Pan-

theismus Brunos und Spinozas sich aneignet und darüber mit der Welt in unheilbaren Konflikt, in tötlichen Kampf verwickelt wird, ist unzweifelhaft der Gegenstand für eine Tragoedie großen Stils; und daß es die Weltanschauung des Dichters selbst ist, die seine Heldin vertritt und verkämpft, belebt sie mit einer Wärme, die man in den anderen Dramen Fitgers vergebens sucht. Aber er hat es nicht vermocht, die Handlung aus der einfachen und großen Grundidee mit einheitlicher Nothwendigkeit sich entwickeln und vollenden zu lassen; er verquickt sie mit einer Familiengeschichte, die innerlich wenig oder nichts mit ihr gemein hat und die sich in jeder Zeit und in viel einfacherem Milieu eben so gut abspielen könnte. Daher haftet der Wirkung etwas Zwiespältiges an.

Nicht dem Dramatiker, sondern dem Lyriker Fitger gilt unser Hauptinteresse. In Fitgers Gedichten erst tritt uns das ganze Wesen und Können des Künstlers entgegen mit seinen Reizen und Vorzügen, aber auch mit seinen Schwächen und Schranken. Die Höhepunkte seines Schaffens finden wir hier; aber auch die Tragik seines künstlerischen Wesens kommt hier zu deutlichem und ergreifendem Ausdruck. Durchmustern wir seine ersten Sammlungen „Fahrendes Volk“ (1875) und „Winternächte“ (1880), so tritt uns eine Menge an Form und Gehalt verschiedenartiger Gedichte entgegen und nicht wenige weisen auf ein Vorbild, eine literarische Anknüpfung zurück (wenn auch kaum eins in Einzelzügen oder in der Gesammtanlage als Entlehnung oder unmittelbare Nachahmung erscheint). Da sind Balladen, die an Uhland und Platen, auch an Storm anklingen, die beste, „Beata“, mit einem humoristischen Einschlag; da sind Stimmungbilder von des Künstlers Wanderfahrt im Süden, die an Geibel gemahnen, auch hier das anmuthige Gedicht „Beim Wein“ leise humoristisch gefärbt. „Mädchenlogik“ ist durchaus in Chamissos Art geschrieben und besonders stark ist der Einfluß Heines, sowohl in den Liebesgedichten, die übrigens nur einen verhältnißmäßig kleinen Raum einnehmen, wie in den Balladen. Auch der eigentlichen Satire ist Fitger mächtig; in einer eigenen großen Art: man möchte sie kosmische Satire nennen; die Romantiker würden von Weltironie gesprochen haben. So in den beiden Cyklen: „Vertrauliche Zwiesprache“ (Fahrendes Volk) und „Satanische Fragmente“ (Winternächte). Die „Zwiesprache“ bringt eine Reihe von Fragen an Gott, die Dieser etwa in dem menschlichen Ton des alten Herrn aus dem Faustprolog beantwortet; die Fragmente geben das mephistophelische Gegenstück dazu. Es sind die uralten Fragen der Menschheit, das Woher und Wohin, die hier halb ernst, halb scherzhaft behandelt werden. Die

Grundstimmung und zugleich die ernste Grundanschauung des Dichters ist in dem Gedicht „Theosophie“ zusammengefaßt:

Ich denke Gott mir, sprach die Mücke,
Vieltausendmal so groß als mich;
In ewgem Glanz, in ewgem Glücke
Susurrend tanzt und sonnt er sich.
Kein Spinngewebe droht ihm Haft;
Selbst Meister Spatz hat minder Kraft.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da die Katze:
Gott Kater ist wie tausend Leun
Mit Stahlgebiß und Eisentatze,
Und maut er, schallts wie Sturmesdräun;
Selbst wenn er selig ruhend schnurrt,
Erdröhnts, wie wenn der Donner murrt.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da der Weise,
Der Denker Mensch: die Hand des Herrn
Hält liebend alle Welt im Gleise,
Sie führt den Wurm und lenkt den Stern.
Wie ich als Kinderstubenheld,
Treibt ers im Großen in der Welt.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da im Chore
Der Himmel; doch der Riesenschall,
In meinem staubgeborenen Ohre
Fand er nur schwachen Widerhall.
Myriaden Sonnen im Gedräng,
Sie sangen alle den Refrain —:
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

Am Wenigsten sind dem Dichter die zahlreichen Versuche geglückt, den Ton des Volksliedes, besonders der volksthümlichen Ballade, zu treffen. Obwohl er Sprache und Stil treulich nachahmt, fehlt ihm doch völlig die Naivetät Eichendorffs und Mörikes und sein Anempfindungvermögen ist nicht, wie Heines, groß genug, um diesen Mangel zu ersetzen. Er wird niemals banal, aber man merkt fast überall die Absicht, und so kommt es zu keiner rechten Wirkung.

In zwei Gedichtreihen ist mehr als epigonenhafter Nachklang;

in ihnen gelangt das persönliche Fühlen und Denken ihres Schöpfers zu eigenem Ausdruck und sie erst enthüllen uns sein Wesen ganz. Die erste dieser beiden Gruppen ist nicht allzu umfangreich. Es sind die Gedichte, in denen der Dichter sein eigenes Loos, das Loos des Künstlers, der nach dem Höchsten strebt und dem das Höchste versagt bleibt, zu ergreifendem Ausdruck bringt. In vielen Tonarten kehrt der selbe Gedanke wieder, lyrisch und im epischen Bild, leidenschaftlich ernst und satirisch bitter. Tragik der Impotenz: wird man rufen und die Achseln zucken. Aber das Achselzucken vergeht, wenn man diese Verse liest; sie zwingen, wie nur jemals echte Poesie, in den Bann der innersten Erlebnisse. Seltsam: aus dem Gefühl der Ohnmacht erwächst diesem Dichter ein bester Theil seiner Kraft.

Man höre das Gedicht „Beschwörung". Der Mann im schwarzen blutigen Vließ ruft die finsteren Mächte der Hölle herauf; doch Macht und Ehre, Reichthum und Genuß, die ihm der Böse bietet, weist er zurück:

„Ein brennend heißes Sehnen treibt
Mich zu der Schönheit Bronnen
Und unzulänglich Stückwerk bleibt,
Was schaffend ich begonnen,
Und Gott war taub, wenn ich gefleht;
Du, Dämon, höre mein Gebet!"

Aber trostlos tönt die Antwort ins Ohr des Verzweifelten:

„Wie kann ich geben, was entstammt
Aus lichter Himmel Sphären?
Die Flamme, die bei Gott entflammt,
Kann nur ein Gott bescheren,
Und wenn Dir Gottes Kraft gebricht,
Des Abgrunds Geist verleiht sie nicht."

Im nächsten Gedicht wird dann „der Glückliche gezeigt, dem Alles von selbst zufällt.

Und wieder ists die alte Mär:
Der Knabe kommt aus wildem Wald
Und Keiner singt so süß wie er
Und Keiner ist so wohlgestalt.
Ihr narbigen Kämpen, schlachtenkühn,
Ihr, greise Sänger, kennt das Stück:
Den schönsten Kranz erzwingt kein Mühn,
Den schönsten Kranz verleiht das Glück.

In der Form nicht von der selben Vollkommenheit wie diese Verse, aber vielleicht eben darum als Ausdruck persönlichen Erleb-

nisses noch unmittelbarer und ergreifender ist das Gedicht „Knabenhoffnung“, dessen Schluß lautet:

Heilger Traum der Knabenzeit,
Werd', o werde Wirklichkeit!
All des Lebens Flitterzier,
Alles opfr' ich, alles Dir.
Einmal aus den Himmelshöhn
Kommt, o Götter, himmelsschön!
Und dann gebe mir zum Lohne
Gern die Welt die Märtyrkrone!

Es ist nicht nur das Schicksal des Epigonenthums, das dem Hochstrebenden den Weg zu den höchsten Zielen hemmt: es ist auch die eigenthümliche Doppelbegabung des Malers und des Dichters, die ihm versagt, seine Kräfte ganz und gar auf einen Punkt zu sammeln und zu den höchsten Leistungen zu konzentriren. Denn seine Gedichte sind ihm nicht, wie einst dem großen Michelangelo, nur Beiwerk. Zwar sind sie, wie es im Eingang zum „Fahrenden Volk“ heißt:

Zwischen gipsgrundirten Tüchern,
Farben, Pinseln, Terpentin
In hundert Skizzenbüchern
Heimlich zur Welt gediehn,

doch fühlt man, wie sie das Innere dieser Seele erfüllen und im guten wie im schlechten Sinne hat man vor Fitgers Gemälden den Eindruck, daß der Schöpfer dieser Werke mehr Dichter als Maler war. Und dieser verderblichen Doppelgabe hat er in dem Gedicht „Zwei Pathen“ einen tiefsinnigen Ausdruck gegeben. Zwei Feen beschenken den neugeborenen Königssohn bei der Taufe, jede mit einem Königreich: das eine liegt im tannendunklen Norden, das andere am südlichen Palmenstrand.

Und fragt Ihr nach dem Knaben,
Was Hohes er gewann?
Da drunten liegt begraben
Ein greiser Bettelmann.

Sein Leben war zersplittert
Für dies, für das Idol,
So wie die Nadel zittert
Vom Pol zum Gegenpol.

Kein Reich hat er erworben,
Verloren die Heimath dazu;
Er ist gestorben, verdorben —
Gott gebe der Seele Ruh!

Friedrich Nietzsche sagt in seiner Jugendschrift so schön wie wahr, daß Dem, der sich selbst als ein verfehltes Werk der Natur empfinde, nichts übrig bliebe als der Versuch, der Jugend sich zuzuwenden und dem jungen, dem kommenden Genius die Wege zu bereiten. In der That erwachsen die tiefsten erzieherischen Instinkte aus dem Gefühl der eigenen Unvollkommenheit und aus der Hoffnung, die sich an dem Anblick der Jugend immer wieder erneut, wie oft sie auch eitel sein mag, daß aus ihr das Vollkommene hervorgehe. Diesen Erziehertrieb hat auch Fitger eben so gekannt und empfunden wie die Resignation, aus dem er erwächst. In dem Gedichte „Des Schülers Scheiden" hat er solchen Gefühlen einen einfachen, menschlichen und darum tief ergreifenden Ausdruck gegeben.

Du warst ein Kind, als ich Dich fand,
Nun bist Du unter meiner Hand
Zum Jüngling aufgeschossen;
Wie in die Form ein strahlend Erz
Hab ich in Dein jung weiches Herz
Begeistrungsgluth gegossen.

Als mein Geschöpf hab' ich entzückt,
Mit tausend Schätzen Dich geschmückt,
Mein Bestes Dir gegeben;
Dein blühend Herz war mein Altar,
Dein sonnenhelles Auge war
Der Glanz in meinem Leben.

In öder Klaus', in stummer Pein
Sitz ich vergessen und allein;
Die Nacht wird trüb und trüber;
Herberge hat des Greisen Herd
Der flüchtgen Freude wohl gewährt —
Ade! Ade! Vorüber!

Hat Fitger in solchen Versen das Persönlichste gegeben, was er geben konnte, so erblicken wir nun eine andere Gruppe von Gedichten, in denen er ein Allgemeines zum Ausdruck bringt; mit noch selbständigerer Kraft und höherer Kunst. Da hat der Dichter der pantheistischen Weltanschauung, von der er erfüllt ist, mit tiefem Ernst und hoher Begeisterung gewaltige Bilder und Worte geschaffen. Die Gottheit nicht als den menschlich gearteten Schöpfer, der die Welt in der Zeit hervorgebracht hat und nach seinem Willen wieder vernichten kann, sondern als das Wesen der Welt selbst zu fassen, als die ewig wirkende Kraft in der Natur und den unendlich lebendigen Geist im bewußten Leben des Menschen, Gott und Welt in dieser Weise als Einheit anzusehen und zu denken:

Das hat die idealistische deutsche Philosophie um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts die Menschheit gelehrt. Goethe, einer der Begründer dieser pantheistischen Anschauung, war es auch, der ihr zuerst einen erhabenen dichterischen Ausdruck gab: im Faust, im Westöstlichen Diwan, in Gott und Welt. Rückert hat diese pantheistische Gedankendichtung tief und schön weitergeführt. Die sterbende Blume, die Trauerlieder, die Kindertotenlieder sind zwar nicht in das große Publikum gedrungen, aber ihr Werth wird dadurch nicht gemindert. Aus fremden Literaturen läßt sich Diesem nur Shelleys Gedankenlyrik an die Seite stellen.

Die Welt wird in dieser Dichtung nicht nur als ein ewiges und unendliches Ganze gedacht und empfunden, sondern, weil sie eins mit der Gottheit ist, auch als ein vollkommenes Ganze, eine unendliche Harmonie. Das Böse, Kampf, Schmerz und Tod sind nur da, um überwunden zu werden, um Leben und Bewegung zu bewirken; sie sind Uebel für Den, der leidet, aber sie verschwinden für Den, der sich über das Einzelne hinaus zur Anschauung des Ganzen zu erheben weiß. Wie die Dissonanz in der Musik nothwendig ist, so das einzelne Uebel in der Welt: das Ganze ist unendliche Harmonie, in die sich alles Einzelne auflöst. Das drückt Rückert einmal in den einfachen Versen der „Waldstille" aus:

Wer den Ton gefunden,
Der, im Grund gebunden,
Hält den Weltgesang,
Hört im Großen Ganzen
Keine Dissonanzen,
Lauter Uebergang.

Und so erscheint auch der Tod nur als ein Mittel, um neues Leben zu erzeugen. „Wiege, Brautbett, Gruft": Alles ist nur Aeußerung der selben ewigen, Leben schaffenden Kraft; und der Genius der Welt „webt glühend über seinem eigenen Grabe".

Diese Anschauung nun (die selbe, die als moderne Form des Monismus in den letzten Jahrzehnten weite Schichten gewonnen hat) erfüllt die Gedankenlyrik Fitgers und kommt in den verschiedensten Formen und Tonarten bei ihm zum Ausdruck.

Religion.

Herr, was Menschen gut und nützlich finden,
Muß wie Kinderspiel vor Dir verschwinden:
Denn Du schufst nicht nur die reine Flamme;
Auch der Rauch entsprang aus Deinem Stamme;
Nicht der Tag allein, die Nacht desgleichen;
Gut und Böse, Beides trägt dein Zeichen.
Gott, Unendlicher, Gebet ist Lästern,

Wie kein Morgen, wie kein Heut, kein Gestern
Mag vor Dir bestehn, bestehn auch keine
Gegensätze zwischen Schmutz und Reine.
Jeder Schritt ins Ewige, sondern Schranke!
Dir sich nähern: welch ein Tollgedanke!
Ist vor Dir doch keine Fern' und Nähe.
Ich bin Dein, wohin mein Weg auch gehe,
Bist Du doch in Allem gegenwärtig,
Fühl' ich doch in Dir mich ewig fertig.

Und ähnlich wird an vielen Stellen die allumfassende Erhabenheit der Gott-Welt gepriesen. Parallel damit läuft die scharfe, oft satirische Polemik gegen Dogmatismus und Priesterthum, gegen anthropomorphe und kleinliche Gottanschauung. Was Fitger hier schafft und sagt, ist nicht bloße Wiederholung und Erneuung alten Empfindens, sondern eine echte Weiterbildung. Denn sein Monismus erhält eine besondere Prägung durch zwei spezifisch moderne Gedanken, die dem idealistischen Zeitalter noch fern lagen, aber für unsere Weltanschauung von entscheidender Bedeutung sind. Die eine ist der Kampf ums Dasein, das Prinzip der Auslese, der Entwickelung und Steigerung des Lebens durch den Streit. Das Starke und Lebensfähige bleibt siegreich und entwickelt sich zu neuen Formen. Das Leben der Natur ist Kampf; und das selbe Gesetz, das in ihrer Entwickelung bestimmend und wirksam ist, umfaßt und beherrscht auch das Leben der Menschen, deren Einheit mit dem Naturganzen eben hierin sich deutlich offenbart. In einem der schönsten Gedichte Fitgers, dem „Gottesurtheil", tritt diese Auffassung in klarer Symbolik hervor. An der Stelle des wilden Waldgebirges, wo einst im wilden Streit um Frauenminne ein Bruder den anderen erschlagen hat, wo noch ein Kreuz der Nachwelt von der blutigen That Kunde giebt, belauscht der Dichter den Kampf zweier Hirsche um einer Hindin Gunst, bis der Unterliegende verendend am Kreuz niedersinkt.

Still wards. Am Totenmale
Stand sinnend ich allein;
Und lieblich durch die Thale
Goß sich der Mondenschein.

Die weite Wiesenfläche,
Das dämmernde Gefild,
Die Dörfer, Hügel, Bäche
Des selgen Friedens Bild.

Und doch ein täuschend Gleißen!
Ein Thor, ein Blinder nur

Mag Deinen Frieden preisen,
Allwaltende Natur.

Daß Feind den Feind bezwinge,
Ist ewig Dein Gebot;
Denn nur der Kampf der Dinge
Bewahret Dich vor Tod.

Und was uns Staubentsprossenen
Verbrechen heißt und Schuld,
Auch Das liegt im beschlossenen
Gesetz der höchsten Huld.

Der Gedanke ist ganz im darwinistischen Sinn fest umgrenzt, aber zum metaphysischen Prinzip erweitert und dann doch wieder im dichterischen Bild zum anschaulichsten Ausdruck gebracht.

Als ein zweiter moderner Bestandtheil tritt das soziale Problem hinzu; die Frage, die freilich in jedem Zeitalter wiederkehrt, aber von jedem in anderer Weise gestellt und beantwortet wird: warum der Eine zum Dulden, zum schweigenden Untergang, der Andere zum Herrschen, zu Sieg und Leben bestimmt ist. Auch dieses Problem wird vom Dichter in einer Allgemeinheit gefaßt, die über die menschliche Gesellschaft, über die sozialen Phänomene im engeren Sinn weit hinausgeht. Ist es Gerechtigkeit, ist es Ungerechtigkeit, was die Natur beherrscht? Den stärksten Ausdruck hat Fitger für dieses Welträthsel in dem Gedicht „Krüppelholz" gefunden. Das niedere Gesträuch wendet sich, über sein jammervoll Geschick klagend und Hilfe erflehend, an die Gottheit; der Eichbaum raubt ihm Luft und Licht, daß es verkrüppeln und verdorren muß:

„O send' uns Deinen Retterhauch,
Wir sind ja Deine Kinder auch!"
Doch stille bleibt es, todesstill;
Da kommt kein Hauch, der retten will;
Nur in den Eichenästen weben
Geheime Geister Glanz und Leben,
Geheime Geister Glück und Sieg.
Du armes Krüppelholz erlieg;
Wen kümmert Deine Todesqual,
Wenn prangend in des Himmels Strahl
Des Waldes Fürst, der starke, hehre,
Lobpreist des Allgerechten Ehre!

Man sieht, in wie engem Zusammenhang beide Gedanken stehen und wie sie eben dadurch der modernen Weltanschauung, die der Dichter vertritt, ihre Eigenheit geben. Die Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein, der eben so nothwendige Sieg des Star-

ken: da ist die Antwort auf die seufzende Frage der unterdrückten Kreatur. In einem Gedicht treten die Dissonanzen schriller hervor, werden schließlich aber doch zu einem harmonischen Schlußakkord gezwungen. Es heißt „Der Wolf“ und schließt mit den Versen:

Der Wolf heult auf in Leid und Groll,
Da grüßts ihn himmlich trostesvoll
Wie hehre Geisterstimme:
„Laß ab von Deinem Grimme;
Du hungrig hagrer Wolf, auch Du
Bist mein und mir gehörst Du zu.
Von Haß und Liebe nicht bewegt,
Mein Herz für alle Wesen schlägt.
Blick auf! Dort wandelt feist und stolz
Ein Sechzehnender durch das Holz.
Spring an! Dir weih ich ihn zum Raub!
Und schirme Du das junge Laub,
Das wehrlos in der Maienzeit
Zu mir empor um Hilfe schreit.
Du steigst durch Deines Bruders Fall, —
Und seid doch meine Kinder all.“

Die Gedichte dieser Gruppen wachsen aus dem Epigonenthum heraus und sind, nicht nur dem Gehalt nach, sondern auch in ihrer inneren Form, des Dichters persönlichstes Eigenthum. Denn nicht in abstrakt philosophischen Wendungen noch in religiösen Hymnen, sondern in scharf umrissenen Bildern aus dem Leben der Natur stellen sie uns die ewigen, ehernen Gesetze des Daseins vor Augen. Am Schluß bringen sie meist diese Gesetze selbst in feierlich anbetender Verehrung oder mit der ruhigen Klarheit, die dem Wesen der Gottheit entspricht, zum Ausdruck.

Nun versteht man freilich leicht, daß der Kreis solcher Gedichte nicht sehr weit gezogen sein kann. Wenigstens nicht bei einem Dichter, dem die Schreib- und Redseligkeit Rückerts, dem der breite Fluß der Sprache überhaupt fehlt, dessen nordischer Natur Knappheit und Konzentration eignen. Seine besten Schöpfungen reichen ihrer Zahl nach nicht aus, ihm das Gefühl zu geben, daß er etwas Großes und Dauerndes geschaffen habe. So ist es kein Wunder, daß dieses Künstlerleben in einer Resignation austönt, die nicht frei von Verbitterung ist. Pessimistischer Hohn über sein eitles Mühen und die Eitelkeit der Welt, der es gegolten hat: Das ist der Grundton seines letzten Gedichtbuches, dem er, offenbar im Bewußtsein, daß es das letzte bleiben werde, den Titel „Requiem Aeternam Dona Ei“ gegeben hat. Die katholisirende Formel paßt freilich weder zu dem Inhalt der Gedichte noch zu dem Charakter des Dichters. Ein-

zelne Perlen sind darunter; aber im Ganzen ist es ein trauriges Buch. Das Bewußtsein der absterbenden Dichterkraft hat auch die Form verkümmert; die Sprache fällt nur allzu oft ins Saloppe. Das Vorbild der heineschen Lazaruspoesie ist erkennbar; nur fehlen eben die Gedichte, in denen der sterbende Satiriker aus Verbitterung und Leid zu den höchsten und reinsten Wirkungen aufsteigt. Man muß sich an die beiden früheren Sammlungen halten; aber sie genügen auch, um den Namen des Dichters im Gedächtniß der Nachwelt mit einem Strahl dauernden Lebens zu verklären.

Posen. Professor Dr. Rudolf Lehmann.



Einkehr.

Einkehr. Gedichte. R. Piper & Co. in München.

Mondnacht.

Vorn ein Wall von schwarzen Hügeln . .
Doch astralhaft über ihnen
Bleiche Wände, mondbeschienen,
Wie aus Flor von Geisterflügeln . . .

Schau' ich hier, zum Bild gewoben,
Erdendumpfheit, Himmelstrachten?
Rings das Unten noch voll Nachten . .
Doch voll Seelenlicht das Droben . . .

Auf einem verfallenen Kirchhof.

Was gehst Du, armer bleicher Kopf, mich an?
Es ist kein Grund, um Lebensform zu trauern.
Den Gott wird über seine Tiefe schauern,
Doch — reut ein Meer die Welle, die zerrann?...

Ich will Dir eine kleine Krone malen,
Mein Bruder Tor, um Deine kahle Stirn:
Auch Du in Lebensnoth und Todesqualen
Warst Gottes Aug', wie ich, und Gottes Hirn.

Christian Morgenstern.



Lafcadio Hearn.*)

Den Vielen, denen es nicht gegeben war, Japan zu erleben, die nur immer in stummer, sehnsüchtiger Neugier nach den Bildern greifen und mit Entzücken die kostbaren Zierlichkeiten japanischer Kunst in Händen halten, um sich aus so schwankem Gerüst von Thatsachen einen farbigen Traum des fernen Landes aufzubauen, all Diesen ist in Lafcadio Hearn ein unvergleichlicher Helfer und Freund geworden. Was er uns von Japan erzählt hat, ist vielleicht nicht die ganze gewichtige Substanz der Thatsachen in der starren Kette statistischer Daten, sondern der sie überschwebende Glanz, die Schönheit, die über jeder Alltäglichkeit unkörperlich zittert, wie der Duft über der Blume, ihr zugehörig und doch schon von ihrem gefesselten Sein ins Unbegrenzte gelöst. Ohne ihn hätten wir vielleicht nie von diesen kleinen, ganz flüchtigen, uns jetzt schon so unsagbar kostbaren Imponderabilien heimischer Ueberlieferungen erfahren; wie Wasser wären sie der neuen Zeit durch die Finger geglitten, hätte er sie nicht zärtlich aufgefangen und in verschlossenem, siebenfach funkelndem Kristall der Nachwelt gerettet. Als Erster und Letzter zugleich hat er uns und dem Japan von heute, das sich mit beängstigender Eile von sich selber fortverwandelt, einen Traum vom alten Nippon festgehalten, den die Nachfahren später so lieben werden wie wir Deutschen die Germania des Tacitus. Einst, wenn die Menschen dort „das Lächeln der Götter nicht mehr verstehen werden", wird diese Schönheit noch lebendig sein und die Späteren ergreifen, als bedauerndes Besinnen an ihre selige, viel zu früh verlorene Kindheit.

Blättert man in diesen reichen Büchern, darin die Novelle der philosophischen Betrachtung, diese wieder der anspruchlosen Skizze die Hand reicht, wo Religion, Sage, Poesie und Natur so wundervoll ungeordnet ineinandergleiten wie eben nur im Wirklichen, und blickt man dann aus dieser bunten Fülle auf Hearns Leben zurück, so ist man leicht versucht, an eine mystische Berufung dieses Menschen zu diesem Werk zu glauben. Als sei es vorbedachter Wille der Natur gewesen, daß gerade dieser erlesene Mensch dieses erlesene Werk, die Schönheit Japans gerade in diesem Augenblick, knapp vor ihrem Welken, festhalte, so ist dieses merkwürdige Leben, Stufe für Stufe, vom ersten Beginn bis zur äußersten Vollendung seinem Zweck entgegengebaut. Denn ein besonderes Medium war hier nothwendig, ein ganz außerordentliches Mittelding zwischen Morgenländer und Europäer, Christen und Buddhisten: ein zwiefältiger Mensch, befähigt, das Fremdartige dieser Schönheit von außen mit Staunen und Verehrung zu betrachten, sie aber auch schon verinnerlicht als eigenstes Erlebniß wie ein Selbstverständliches darzustellen und uns begreiflich zu machen. Einen ganz be-

*) Vorrede zu einer Volksausgabe von Hearns Schriften, die bei Rütten & Loening in Frankfurt erscheint.

sonderen Menschen mußte sich die Natur zu diesem Zweck destilliren. Ein Europäer, ein flüchtig Reisender hätte das Land und seine Menschen verschlossen gefunden, ein Japaner wiederum unser Begreifen, denn in ganz anderen Sphären schwingt die Geistigkeit der Fernorientalen und die unsere an einander vorbei. Etwas ganz Außerordentliches mußte geschaffen werden, ein Instrument von äußerster Präzision, befähigt, jede dieser seelischen Schwingungen zu spüren, jede in geheimnißvoller Uebertragung weiterzugeben; und noch mehr: dieser richtige Mensch mußte im genau richtigen Augenblick erscheinen, da Japan ihm entgegengereift war und er für Japan, damit dieses Werk geschaffen werden konnte, diese Bücher von der sterbenden und zum Theil nur durch ihn unsterblichen Schönheit Japans.

Das Leben des Lafcadio Hearn, dieser Kunstgriff der Natur zu einem erhabenen Zweck, ist darum werth, erzählt zu werden.

Im Jahr 1850 (ungefähr um die Zeit, da die Europäer zum ersten Mal in das verschlossene Land eindringen dürfen) wird er geboren, am anderen Ende der Welt, auf Leocadia, einem jonischen Eiland. Seine ersten Blicke begegnen azurnem Himmel, azurnem Meer. Ein Widerschein von diesem blauen Licht blieb ihm ewig innen, all der Ruß und Rauch der Arbeitjahre vermochte ihn nicht zu verdunkeln. So war der Liebe zu Japan schon eine geheimnißvolle Präexistenz als Sehnsucht bereitet. Sein Vater war ein irländischer Militärarzt in der englischen Armee, seine Mutter eine Griechin aus vornehmer Familie: zwei Rassen, zwei Nationen, zwei Religionen durchdrangen sich in dem Kinde und bereiteten früh jenes starke Weltbürgerthum vor, das ihn befähigen sollte, sich einst die Wahlheimath statt der wirklichen zu schaffen. Europa und Amerika sind dem Knaben nicht freund. Den Sechsjährigen bringen die Eltern nach England, wo das Unglück ihn ungeduldig erwartet, um ihm dann viele Jahre treu zu bleiben. Seine Mutter, frierend in der kalten, grauen Welt nach ihrer weißen Heimath, entflieht ihrem Gemahl, der kleine Lafcadio bleibt allein und wird in ein College gesteckt. Dort trifft ihn das zweite Unglück, beim Spiel mit Kameraden das eine Auge zu verlieren, und um das Maß seiner frühen Leiden voll zu machen: die Familie verarmt und Hearn wird unbarmherzig, noch ehe er seine Studien annähernd beendigen konnte, in die Welt hinausgestoßen.

Mit neunzehn Jahren steht nun dieser junge, unerfahrene Mensch, der nichts Rechtes gelernt hat, eigentlich noch ein schwächliches, dazu einäugiges Kind, ganz ohne Freunde und Verwandte, ohne Beruf und sichtliche Befähigung in den unerbittlichen Straßen von New York. Undurchdringliches Dunkel liegt über diesen bittersten Jahren seines Lebens. Was ist Lafcadio Hearn dort drüben gewesen? Tagelöhner, Händler, Verkäufer, Diener, vielleicht auch Bettler; jedenfalls war er lange in jener untersten Schicht von Menschen, die Tag und Nacht die Straßen Amerikas schwärzt und ihren Taglohn aus dem Abhub des

Zufalls klaubt. Diese Zeit muß ihm ein furchtbares Martyrium gewesen sein, denn selbst die heiteren Jahre im Bambushause zu Kyoto haben ihn niemals zu einer Andeutung über diese äußersten Erniedrigungen seiner Existenz verlockt. Eine einzige Episode hat er verrathen, die grelles Licht in das Dunkel schleudert: Lafcadio Hearn in einem Auswandererzug. Drei Tage hat er nichts gegessen, mit den blauen Schatten der Ohnmacht vor den Augen sitzt er im ratternden Wagen. Plötzlich, ohne daß er gebeten hat, reicht ihm eine norwegische Bäuerin von gegenüber ein Stück Brot hin, das er gierig hinabschlingt. Dreißig Jahre später hat er sich darauf besonnen, daß er damals, von Hunger erwürgt, vergessen hatte, ihr zu danken. Ein Streiflicht. Dann wieder Jahre voll Dunkel irgendwo im Schatten des Lebens. In Cincinnatti taucht er endlich neu auf, als Korrektor einer Zeitung, er, der Halbblinde. Aber dort sollte sich sein Schicksal befreien. Er wird zu Reportagen verwendet, zeigt darin überraschendes Geschick und schließlich frißt sich sein schriftstellerisches Talent durch. In allen diesen dunklen Jahren muß schon neben der harten Arbeit in ihm ein ständiger innerlicher Prozeß beharrlicher Selbstbildung gewesen sein; denn jetzt schreibt er ein paar Bücher, die Kenntniß orientalischer Sprachen und ein feines Verständniß morgenländischer Philosophie verrathen. Es ist unbeschreiblich, was dieser stille, sanftmüthige Mensch im Lande der „agressive selfishness“ gelitten haben muß. Aber dieses große Leid war nothwendig für sein Werk, war in seinem Schicksal eben so als Nothwendiges eingefügt wie die mystische Sehnsucht nach der Insel im Blauen. Er mußte erst zweifeln lernen und verzweifeln an der ererbten Kultur, ehe er befähigt war, die neue zu begreifen: sein großes Dulden in europäischem Land sollte der Humus werden für die große Liebe von später. Das aber wußte er damals noch nicht; er spürte nur das Nutzlose, Freudlose, Sinnlose seines Lebens in diesem fieberndem Land, er empfand sich ständig als Fremdkörper im Rhythmus dieser Rasse („nie werde ich ein Gote, ein Germane werden“, stöhnt er auf) und flüchtet in die Tropen nach Französisch Westindien, schon hier beglückt durch die stillere Form des Lebens. Fast schien es, als wolle sein Leben sich hier schon vorschnell verankern, der Erwählte der Berufung entgehen. Aber im Buch seines Schicksals stand Größeres geschrieben. Im Frühjahr 1890 bot ihm ein Verleger an, nach Japan zu reisen, um dort gemeinsam mit einem Zeichner Skizzen aus dem Volksleben für seine Zeitschrift zu verfassen. Die Ferne lockt Lafcadio Hearn, er nimmt den Vorschlag an und verläßt für immer die Welt seines Unglücks.

In seinem vierzigsten Jahre betritt er Japan, arm, müde, heimathlos, seit zwei Jahrzehnten ohne Lebenszweck von einem Ende der Welt zum anderen geschleudert, ein Halbblinder, ein Einsamer, ohne Weib und Kind, ohne Namen und Ruhm. Und wie Odysseus nachts an den Strand der ersehnten Insel getragen, ahnt er im Nahen nicht, wagt er gar nicht zu hoffen, daß er schon in der Heimath sei. Er wußte nicht, daß der Hammer des Schicksals nun ruhen würde, daß sein Leben

in jenem Mai 1890 an der Schwelle der Erfüllung stand. Das Land der aufgehenden Sonne, im tiefsten Sinn des Wortes, war gefunden; das Korn, das fruchtlos im Wind hin und her getanzt hatte, fand endlich die hüllende Scholle, in der es aufblühen und sich entfalten konnte.

„Es ist, wie wenn man aus unerträglichem atmosphärischem Druck in klare, stille Luft treten würde“: Das war sein frühester Eindruck. Zum ersten Mal spürte er das Leben nicht mit voller Wucht an sich hängen, die Zeit nicht, wie in Amerika, gleich einem rasend gewordenen Rade um seine Stirne schwingen. Er sah Menschen mit stiller Freude am Arglosen, Menschen, die Thiere liebten, Kinder und Blumen, sah die fromme, erhabene Duldsamkeit ihres Lebens und begann, wieder an das Leben zu glauben. Er beschloß, zu bleiben, zunächst einen Monat oder zwei: und blieb für sein Leben. Zum ersten Mal hielt er Rast, zum ersten Mal, noch ehe er es selbst empfinden durfte, glaubte er, Glück zu sehen. Und vor Allem: er sah; zum ersten Mal in seinem Leben durfte er schauen, ruhig schauen, liebevoll mit den Blicken die Dinge anfassen, statt sie, wie drüben in Amerika bei den Reportagen, hastig an den Erscheinungen vorbeizuhetzen. Die ersten Worte, die Lafcadio Hearn über Japan schrieb, waren ein Staunen, das Staunen eines Großstadtkindes, das zum ersten Mal eine wirkliche blühende Gebirgswiese sieht, ein sanftes Staunen größter Beglücktheit, zuerst noch leise unterklungen von der heimlichen Angst, all Dies nicht halten, fassen und verstehen zu können.

Aber was dann später seine Bücher so einzigartig und seltsam macht, ist die verblüffende Thatsache, daß sie nicht mehr Werke eines Europäers sind. Freilich auch nicht die eines echten Japaners; dann könnten wir sie ja nicht verstehen, nicht so geschwisterlich mit ihnen leben. Sie sind etwas ganz Eigenartiges in der Kunst, ein Wunder der Transplantation, der künstlichen Aufpfropfung, die Werke eines Abendländers, aber von einem Fernorientalen geschrieben. Sie sind eben Lafcadio Hearn, dieses unvergleichliche Ereigniß der Vermischung, dies einzigartige Geschehen der Völkerpsychologie. Diese geheimnißvolle Mimicry des Künstlers an den Gegenstand hat bewirkt, daß man Hearns Bücher gar nicht mehr wie mit der Feder geschrieben empfindet, sondern aus der Perspektive der zärtlichen Nähe gezeichnet mit dem feinen Tuschpinsel der Japaner, in Farben, die zart sind wie der Lack auf den entzückenden Schächtelchen, erlesenste Proben jener Kleinkunst, jenes japanische Bric a Bric, das er selbst einmal so verliebt geschildert hat. Man muß immer an die farbigen Holzschnitte denken, diese größten Kostbarkeiten der japanischen Kunst, wenn man die kleinen Novellen liest, die sich bescheiden zwischen den Essays verbergen, oder die Gespräche, die am Straßenrand beginnen und dann sanft in die tiefsinnigsten Weltbetrachtungen, zu den Tröstungen des Todes und den Mysterien der Transmigrationen emporführen. Nie vielleicht wird das Wesen der japanischen Kunst uns klarer werden als aus diesen

Büchern, und zwar nicht so sehr durch die Thatsache, die sie uns berichten, sondern eben durch diese einzigartige Darstellung selbst.

Und Dies war das dunkle Ziel, zu dem das Schicksal den Lafcadio Hearn aufgespart und erzogen hatte. Er sollte in ihrer eigenen Kunstart von diesem unbekannten Japan erzählen, all die vielen kleinen Dinge, die bisher im Dunkel waren, die zerbrechlichen, die Anderen zwischen den Fingern geblieben wären, die vergänglichen, die der Sturm der Zeit verweht hätte, wäre er nicht im richtigen Augenblick gekommen, all diese tiefsinnigen Sagen des Volkes, die rührenden Aberglauben, die kindisch patriarchalischen Gebräuche. Diesen Duft einzufangen, diesen Schmelz von der schon welkenden Blume abzustreifen: dazu hatte ihn das Schicksal bestimmt.

Freilich wuchs schon damals ein anderes Japan neben dem seinen empor, das Japan der Kriegsvorbereitungen, das Dynamit erzeugte und Torpedos baute, jenes gierige Japan, das rasch Europa werden wollte. Aber von diesem Japan brauchte er nicht zu reden, das wußte sich selbst schon bemerkbar zu machen mit der Stimme der Kanonen. Sein Werk war es, von den leisen Dingen zu reden, deren zarter, blumenhafter Athem nie uns erreicht hätte und die vielleicht wichtiger waren für die Weltgeschichte als Mukden und Port Arthur.

Zehn Jahre wohnte er friedlich dort in Kyoto, lehrte in Schulen und an der Universität die englische Sprache, glaubte, noch immer als Fremder diese neue Welt zu betrachten, noch immer Lafcadio Hearn zu sein, und merkte nicht, wie er langsam von außen nach innen gerieth, wie das gelockerte Europäerthum in ihm nachgab und sich in dieser neuen Heimathfremde verlor. Er wurde gewissermaßen selbst Etwas wie die künstlichen Perlen, die sie dort drüben erzeugen, indem sie kleine Fremdkörper in die noch lebende Muschel einpressen. Die Auster umspinnt dann das Störende mit ihrem glitzernden Schleim, bis der ursprüngliche Fremdkörper in der neu entstandenen Perle unsichtbar wird. So ging schließlich der Fremdkörper Lafcadio Hearn in seiner neuen Heimath unter, er wurde eingesponnen von der japanischen Kultur und selbst sein Name ging verloren. Als Hearn eine Japanerin aus dem vornehmen Samuraigeschlechte zur Frau nahm, mußte er sich, um der Ehe gesetzliche Prägung zu geben, adoptiren lassen und empfing damals den Namen Koizumi Yakumo, der auch heute seinen Grabstein schmückt. Seinen alten Namen warf er hinter sich, als wollte er die ganze Bitterkeit seiner früheren Jahre damit wegschleudern. Ruhm kam langsam ihm nach über das Meer geflogen, aber er lockte nicht mehr zurück; war er doch Lärm. Und Lafcadio Hearn badete sein Herz in Stille, er liebte nur mehr dieses linde, leise Leben hier drüben, das ihm doppelt theuer war, seit es das Schmetterlingsdasein einer zierlichen Frau und zweier Kinder freundlich umwebte. Mehr und mehr nahm er die Gewohnheiten des Landes an. Er aß Reis mit kleinen Stäbchen, trug nur noch japanische Tracht; das Heidenthum, das als geheimnißvolle Erbschaft seiner griechischen Heimath immer schon in

ihm unter dem äußerlichen Christenthum geschlummert hatte, verwandelte sich hier in einen eigenartigen Buddhismus. Nicht wie die Anderen war er gekommen, wie die Freibeuter des Kommerzialismus, die, mit dem Stolz der weißen Rasse auf die „Japs" niedersehend, nur nehmen wollten, gewinnen und rauben; er wollte schenken, demüthig sich selber hingeben, und darum wurde das Land, wurden die Menschen ihm Freund. Er war der erste Europäer, den die Japaner ganz als den Ihren nahmen, dem sie vertrauten und ihr Geheimstes verriethen. „He is more of Nippon than ourselves", sagten sie von ihm; und wirklich warnte Niemand eindringlicher vor Europa als er. Er hatte das Schicksal schon erlebt, dem sie erst entgegengingen.

Und das Leben hatte dieses Werk lieb, es war zufrieden mit Lafcadio Hearn und gab ihm das letzte, das größte Geschenk: es ließ ihn sterben im richtigen Augenblick, so wie es ihn im richtigen Augenblick an sein Werk gewiesen hatte. Der Verkünder des alten Nippon starb in dem Jahr, da die Japaner Rußland besiegten, da sie jene That vollbrachten, die ihnen das Thor der Weltgeschichte aufsprengte. Nun stand das geheimnißvolle Land im vollen Blendlicht der Neugier, nun bedurfte das Schicksal seiner nicht mehr. Weiser, vorberechneter Sinn scheint darin zu liegen, daß er den Sieg Japans über Rußland nicht mehr erlebte, jenen trügerischen Sieg, mit dem sich die alte Tradition selber das Messer durch den Leib riß. Lafcadio Hearn starb in derselben Stunde wie das alte Nippon, wie die japanische Kultur.

So theuer aber war er seinem neuen Volk, daß sie mitten im Krieg, der ihnen täglich Tausende entriß, aufschraken bei seinem Tod. Sie fühlten, daß Etwas von ihrer Seele mit ihm erlosch. Tausende schritten hinter seinem Sarg, der nach buddhistischen Riten in die Erde gesenkt wurde, und an seinem Grabe sprach Einer das unvergeßliche Wort: „Wir hätten eher zwei oder drei Kriegsschiffe mehr vor Port Arthur verlieren können als diesen Mann."

In vielen Häusern Japans, bei seinen Angehörigen, bei seinen Schülern steht heute noch sein Bild, das energische Profil mit dem blitzenden Auge unter buschigen Brauen, auf dem Heiligen Schrein. Hearn hat selbst erzählt, wie man dort vor den Bildern der Abgeschiedenen die tote Seele mit sanftem Zauber von ihrer Wanderung beschwört. Fluthend im Meido, in dem All und dem Nichts, ist sie stets den Gläubigen im Anruf nah und hört ihr freundliches Wort. Unser Gläubigen im Anruf nah und hört ihr freundliches Wort. Unser Glaube ist anders. Für uns ist diese helle Seele vergangen und nur in den Büchern, die er uns hinterlassen hat, können wir sie wiederfinden. Wie Blumenblätter bunt und zart um den Kelch sich runden, so schließen sie im Innersten ein Unkörperliches ein, einen letzten unfaßbaren Duft: die Seele Japans, die wir durch ihn zum ersten Mal als unverlierbar köstlichen Theil der Weltseele erkannten.

Wien. Stefan Zweig.



Aktienkünste.

Wenn im Kampf verschiedener Aktionärgruppen ein wichtiger Beschluß die Entscheidung bringen soll oder gebracht hat, hören wir jedesmal die Klage über die Schmach der „Majorisirung“. Wer weiß, ob der Wunsch, den Minoritäten Vorrechte zu sichern, nicht schließlich im Gesetz seinen Ausdruck findet? Noch ists Zeit, zu bedenken, was wir erleben könnten, wenn erlaubt würde, daß der Schwache dem Starken seinen Willen aufzwingt. Stamm- und Vorzugsaktionäre kämpfen oft wider einander; die Verschiedenheit ihres Wesens zeigt sich besonders da, wo die Vorzugsaktie eine feste Verzinsung hat, also einer Schuldverschreibung ähnelt. Im Fall der Howaldtwerke erzwang erst die zähe Opposition der Stammaktionäre die Nachgiebigkeit der Gegenpartei. Anders wars bei der Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof). Da steht eine große Schaar von Vorzugsaktien einem kleinen Rest von Stammaktien gegenüber, der fast wie ein Schönheitfehler betrachtet wird; und der Verwaltung wurde schon die Absicht zugeschrieben, den Kurs der Stammaktien streichen zu lassen. Daran durfte natürlich nie ernsthaft gedacht werden. Aber die Majorität konnte mit Recht betonen, daß sie Opfer gebracht habe und nicht gesonnen sei, die damit erkauften Privilegien zu verschenken. Die Stammaktionäre wollten sich die Vorrechte der Hauptgruppe verschaffen, boten aber nicht genug; und die Generalversammlung, die über die Umwandlung der Stammaktien beschließen sollte, blieb resultatlos. Der Verwaltung wäre die Gleichheit aller Aktien willkommen; aber sie ist nicht in Noth und kann warten. Die Besitzer der Prioritätaktien, die 40 Prozent zugezahlt und Jahre lang auf Zinsen verzichtet haben, bilden die Gruppe der „Aufgeklärten“. Sie haben ihre Stellung zur Gesellschaft nicht nach der Norm des üblichen Aktionärurtheils aufgefaßt, sondern an die Existenzbedingungen des Betriebskapitals gedacht und, in dem Wunsch, sich selbst damit zu nützen, neues Geld zur Erhaltung des alten gegeben. Der Aktionär ist zu Leistungen dieser Art nicht verpflichtet; er darf aber nicht von „Gewissenszwang“ sprechen, wenn nur eigene Unklugheit ihn die Lebensbedingungen einer Aktie falsch beurtheilen ließ. Wo Gegensätze sichtbar werden, sind sie oft die Folge von Fehlern, die der Aktionär selbst gemacht hat. Oft; manche Konflikte sind freilich schon durch den äußeren Wesensunterschied bedingt.

Die Strenge unserer Bilanzirungregeln fördert das Wachsthum versteckter Reichthümer, die aus der Aktiengesellschaft schließlich eine Schatzkammer machen. Neben den offenen Reserven stecken unsichtbare Rücklagen in den Aktivposten der Bilanz; und die Verwalter, die das System der Panzerung dem der Ausschüttung vorziehen, werden nicht immer mit freundlichen Blicken gemustert. Aber die Aktie hilft auch zur Lösung von starren Prinzipien. Sie paßt sich jeder Möglichkeit an. Zwei der ältesten deutschen Wagonfabriken, Linke und Hofmann in Breslau, wollen sich eine Gemeinschaft sichern, wie sie (ungefähr so)

die Firmen Siemens und Schuckert durch die Siemens-Schuckert-Werke erlangt haben. Die Union der beiden breslauer Gesellschaften geht von der Gleichheit ihrer Finanzpolitik aus. Beide verfügen über große Vermögenswerthe, weil ihr kleines Aktienkapital so reichen Ertrag brachte, daß innere und offene Reserven zu stattlichen Fonds anwuchsen. Wichtige Posten der Bilanzen konnten ganz abgeschrieben werden und durch greifbare Objekte (Effekten, Grundbesitz) wurde für die Stärkung des metallischen Panzers gesorgt. Da bei Linke und bei Hofmann Gründerrechte die Möglichkeit ließen, im Fall neuer Emissionen die Hälfte der Gesammtsumme zum Parikurs zu beziehen, so empfahl weise Vorsicht die Einschränkung des Aktienkapitals. Die Hofmann-Gesellschaft hatte außerdem vor vielen Jahren ihr ursprüngliches Stammkapital zusammengelegt und damit ihrer Politik eine neue Basis gegeben. Bei Hofmann beträgt das Grundkapital 1125000, bei Linke 6,60 Millionen Mark. Die Aktienkurse bewegen sich zwischen 650 und 750 Prozent. Also Stücke schwersten Kalibers.

Die geplante Operation würde wie ein Aderlaß wirken. Die Aktien sollen leichter gemacht werden, weil eine Fortsetzung der alten Taktik nicht mehr nützlich scheint. Warum? Die Verwalter sagen: „Das Verhältniß zwischen dem Geschäftsertrag und der Rentabilität, die sich aus der Struktur der Bilanzen ergiebt, verschiebt sich, weil der Absatz nicht mehr so viel einbringt wie einst im Mai. Wir müssen also, um Klarheit zu schaffen, eine reinliche Scheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart vornehmen. Das durch kluge Taktik Errungene soll nicht länger gebunden bleiben, sondern ausgezahlt werden. Und dann soll, frei von der Tradition, unbeschwert von stillen Reserven, aber unter verbesserten Arbeitbedingungen, weiterfabrizirt werden“. So ungefährt sieht der Text des Programms aus. Hofmann und Linke verkaufen ihre beweglichen Besitzthümer (Maschinen, Materialien, Außenstände) und verpachten einen Theil ihrer Gebäude und feststehenden Maschinen an eine neue Gesellschaft, die das Wahrzeichen des auf dreißig Jahre geschlossenen Bündnißvertrages sein soll. Diese Pachtgesellschaft, an der Hofmann und Linke mit einer unveräußerlichen Quote von Aktien betheiligt bleiben, zahlt mit ihren Papieren die gehäuften stillen Reserven der beiden Stammfirmen. Ihr Grundkapital wird, mit 14 Millionen, fast ums Doppelte höher sein als die Summe des Aktienkapitals der beiden alten Gesellschaften (7,72 Millionen). Aus der Art der Betheiligung jeder Gesellschaft ergiebt sich ein Stimmenverhältniß, das vielleicht später zu Gruppenkämpfen der bekannten Gattung führen wird. Hofmann und Linke behalten zusammen eine Minorität, mit der sie wichtige Beschlüsse (Kapitalserhöhung, Statutenänderung) erwirken können. Das ist die natürliche Folge ihrer Beziehungen zu dem neu zu errichtenden Werk. Aber man weiß heute noch nicht, ob sich das Verhältniß immer glatt in die Wünsche der übrigen Aktionäre einfügen wird. Die können zwar einen ansehnlichen Posten der neuen Aktien beziehen; auch wenn sie es thun (ge-

zwungen sind sie nicht, können sich vielmehr die Gewinnquote, die bei Linke auf 166⅔, bei Hofmann auf 200 Prozent geschätzt wird, auszahlen lassen), wird ihre Masse aber kaum je so kompakt sein wie die der Gruppe Hofmann-Linke. Diese cura posterior tritt hinter andere Bedenken zurück. Bei Linke giebt es je zur Hälfte Stamm- und Vorzugsaktien. Diese wurden ausgegeben, um die Obligationenschuld nicht zu hoch anschwellen zu lassen, aber von vorn herein, durch die Sicherung einer festen Verzinsung und eines gefünftelten Stimmrechtes pro Stück, zu „Ersatzobligationen“ gemacht. 3000 Mark Vorzugsaktien hatten nicht mehr Stimmen als 500 Mark Stammaktien. Wie soll man bei der Auftheilung der inneren Reserven nun die Prioritäten behandeln? Die alten Aktien haben die Jahre der großen Abschreibungen und Rücklagen miterlebt, also zur Stärkung der Gesellschaft beigetragen. Die Prioritäten sind erst in den letzten Jahren dazu gekommen und, mit Verzinsung und Amortisation, dem eigentlichen Aktienreich fern geblieben. Der Wesensunterschied wird fühlbar, wenn es zu Auseinandersetzungen kommt. Bei Linke will man den Vorzugsaktien nach dem Verhältniß ihres Stimmrechtes den Bezug der Stücke der neuen Pachtgesellschaft gewähren. Das wäre eine vernünftige Lösung des Problemes; ausschließen kann man die eine Gruppe nicht, weil von ihrer Mitwirkung das Gelingen des Planes eben so abhängt wie vom Spruch der Stammaktionäre. Vermuthlich werden die Gruppen einig.

Die Leiter der beiden Gesellschaften betonen die Nothwendigkeit, die Unkosten nicht zu hoch werden zu lassen. Die Preise der Eisenbahnwagons sinken. Das Kartell kann dagegen nichts ausrichten, denn der Staat schreibt die Preise vor. Man will also den Ertrag durch das Bündniß zweier Konkurrenten mehren, die gemeinsam mit kleineren Unkosten arbeiten können. Vielleicht wäre es möglich, dieses Ziel durch eine Fusion zu erreichen, die den Vermögensstand beider Gesellschaften unberührt ließe. Dann wäre aber der Einfluß der nicht aus dem Betrieb stammenden Einnahmen auf das Gesammtresultat unverändert geblieben. Das will man nicht; die Bilanz soll nur noch auf die Fabrikleistungen und den regulären Absatz gestellt sein. Das ist wenigstens ehrlich. Ob es auch klug ist, wird man sehen. Die alten Linke- und Hofmannaktien bleiben, mit vermindertem Werth, bestehen; denn die Gesellschaften behalten ihren Grundbesitz und ihre Effekten und bekommen obendrein, für die Benutzung von Gebäuden und Maschinen, von der neuen Betriebsgesellschaft einen Pachtschilling. Diese Gesellschaft hat gute Aussicht; die Umwandlung schafft ja nur eine neue Form für eine bewährte Geschäftspolitik. Und diese Form schien nöthig, weil selbst der stolzeste Finanzbau nicht gegen Rückgang des Kurses und der Dividende schützt, wenn die Kosten steigen und die Preise fallen. Im amerikanischen Trustreich kommt es gewöhnlich erst in der Scheidestunde zu Auftheilungen des Besitzes. Wir werden, wie es scheint, eine Auftheilung schlesischen Besitzes erleben, die zwei Gesellschaften eine Möglichkeit gesunden Zusammenschlusses schaffen soll. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 11. November 1911.

Voruntersuchung.

Artikel 16 des am vierten November 1911 unterzeichneten (auch mit der Jämmerlichkeit seines Stils über alle je erschaute Leistung europäischer Diplomatie vorragenden) „Deutsch-Französischen Abkommens, betreffend die beiderseitigen Besitzungen in Aequatorial-Afrika" lautet wörtlich: „Für den Fall, daß die territorialen Verhältnisse des vertraglichen Kongobeckens, wie sie in der Berliner Akte vom sechsundzwanzigsten Februar 1885 festgelegt sind, von Seiten des einen der vertragschließenden Theile geändert werden sollten, werden diese sowohl mit einander wie auch mit den übrigen Signatarmächten der erwähnten Berliner Akte darüber ins Benehmen treten." Wie viele Reichsbürger, selbst unter denen, die der Ekel bis an das Ende dieses traurigen Machwerkes gelangen ließ, haben den Sinn des Satzes erfühlt, den wohl bewußte Absicht verriegelt und verhängt hatte? Nicht viele, scheints, sogar unter den zu öffentlichem Urtheil Berufenen; sonst wäre ein Absätzchen aus der Rede, die der französische Ministerpräsident am fünften November in Saint-Calais hielt, als zu dem Artikel 16 gehörig erkannt und nicht als ein noch unlösbares Räthsel beguckt worden. Herr Caillaux sprach: „Einer der Leitgedanken, die während der Verhandlungen unser Thun und Lassen bestimmten, kam aus der Erkenntniß, daß in Centralafrika die Stellungen der Mächte nicht als endgiltig zu betrachten sind; viele europäische Mächte müssen, wenn sie eine kluge und weitsichtige Politik treiben wollen, in diesem Theil der Erde eine Abrechnung und einen Gebietsaustausch (échanges) vorbereiten und

dabei trachten, den erreichbaren Vortheil einzuheimsen.“ Diesen Leitgedanken hat der flinke Franzos, durch den Botschafter Paul Cambon, aus London bezogen. Unter den zahllosen Lügen, mit denen der Sommer des Mißvergnügens uns officiosissime speiste, war auch die leis von Ohr zu Ohr getragene Behauptung: „Agadir bringt uns ein gewaltiges, zusammenhängendes Kolonialreich; wir bekommen den Französischen Kongo, von der Küste bis ans rechte Ufer des Ubangi, die portugiesischen Kolonien, Spaniens Inselchen und die Erste Hypothek auf den belgischen Kongostaat. Von Fernando Po bis nach Dar-es-Salaam wird Alles deutsch. Abgemacht. Aber reden Sie, bitte, jetzt noch nicht darüber.“ Der Zweifelsfrage, ob Frankreich, das doch nicht wider Englands Willen handle, sein Vorkaufsrecht auf den Kongostaat gerade uns abtreten werde, antwortete das stolze Lächeln gelassener Ueberlegenheit. „Abgemacht.“ Nun ist die Mißgeburt sichtbar: und wir erfahren, daß Deutschland und Frankreich „sowohl mit einander wie auch mit den übrigen Signatarmächten ins Benehmen treten werden“, wenn „die territorialen Verhältnisse des vertraglichen Kongobeckens von Seiten des einen der vertragschließenden Theile geändert werden sollten“. Den wahrscheinlicheren Fall, daß die Aenderung von England oder einer vorgeschobenen Filialmacht erwirkt wird, erwähnt der Vertragstext nicht. Die Rede des Herrn Caillaux aber lehrt auch den letzten Zweifler, daß die Westmächte in Centralafrika einen Besitzwechsel vorbereiten (der uns, versteht sich, nur Vortheil bescheren kann). Grey und Nicolson haben zu ihrem Paul Cambon wohl gesagt: „Die schlechtesten, ungesundesten, unwegsamsten Stücke Eures Aequatorialgebietes könnt Ihr, wenn Ihr Marokko erlangt und in Nordkamerun Eure Flagge zeigen dürft, den Deutschen immerhin geben. Ihr verliert nichts; seid eine Last los. Und die Thatsache, daß Deutschland seine Absicht auf das Belgiererbe entschleiert hat, wäre mit einem Dutzend Millionen nicht zu theuer bezahlt. Wird uns in Europa, im Dunstkreis aller neutralen Staaten, noch mehr nützen als in Afrika. Die Hoffnung, das Vorkaufsrecht zu erlisten, hat die Berliner in Dummheiten getrieben, die (nicht nur in Brüssel) ihren Kredit schmälern müssen. Rache für 1871: ruft Ihr; wir flüstern: Rache für 1884.“

Französischen Missionaren und Händlern, die schon im achtzehnten Jahrhundert die Kongobezirke durchstreift hatten, war

1838 Hauptmann Bouet-Willaumez gefolgt, der seinen Landsleuten eine Proviantstation sicherte und von den Häuptlingen das Recht zur Landung und Siedlung einhandelte. Offiziere und Forscher erklärten, aus diesem heißen, verseuchten Boden sei nichts zu holen. Herr de Brazza, ein blutjunger Schiffsfähnrich, den 1872 ein Zufall in das Neuland brachte, wurde bald anderer Meinung. Das erste Ziel seiner Wünsche, einen von der Küste an den schiffbaren Kongo führenden Weg, erreicht er noch nicht; glaubt aber an die Zukunft des Landes, trotzdem es ihn mit Fiebern gepeinigt und für Monde entkräftet hat, und trägt, mit dem Ergebniß seiner Forscherarbeit am unteren Kongobecken, diesen Glauben 1878 nach Frankreich heim. Da hört er, daß auch der Nachbar sich mit dem Kongo beschäftige. König Leopold von Belgien hat die civilisirten Völker zweier Erdtheile zum Kreuzzug gegen die Sklavenschmach Mittelafrikas aufgerufen. „Europas Ehre fordert die Civilisirung dieser Riesengebiete“: so spricht er im September 1876 zu Gelehrten und Politikern, die er nach Brüssel geladen hat, und bittet sie, in diesem „Kreuzzug der Wissenschaft, der Menschlichkeit und des Fortschrittes“ die Führer zu werden. Sein Wille gründet die Association Internationale Africaine, der er präsidirt und in der Quatrefages Frankreich, Gustav Nachtigal Deutschland vertritt. Stanley, der im Hochsommer 1877 an der Kongomündung aufgetaucht ist, wird von Leopolds Legaten in Marseille abgefangen. und mit Goldfädchen an die „große Sache der Humanität“ geknüpft. Um die Aufmerksamkeit abzulenken und ein für das schwierige Werk brauchbares Personal zu werben, fährt er zunächst, in den ersten Wochen des Jahres 1879, nach Sansibar; ist aber schon im August wieder an der Kongomündung und bahnt sich, durch Sumpf, Urwald und Fels, mit unermüdlicher Zähigkeit einen Weg bis an den See, den er Stanley-Pool tauft. Wird der Journalist Reichsgründer? Schon will er die belgische Flagge hissen: da erblicken seine Leute Frankreichs Trikolore am Nordufer des Sees. Brazza ist ihm zuvorgekommen. Der hat sich den Lockrufen Leopolds versagt, die pariser Regirung vor Stanleys Plänen gewarnt, schon im September 1880 den Pool erreicht, dem König Makoko eine Konzession entschmeichelt und eine Station geschaffen (aus der dann Brazzaville, die Hauptstadt des Congo Français, entstand). Als Stanley mit seinen fünf Dampfern, seinem Heer und Ge-

schütz anlangt und das rechte Seeufer unter das Zeichen belgischer Oberhoheit stellen will, begrüßt ihn Sergent Malamine im Namen Frankreichs. Der franko-britische Kampf um den Kongo beginnt. Noch ist Stanley zwar in belgischem Dienst; hat aber rasch erkannt, daß der Werbekraft eines neutralen Staates nicht zu trauen ist, und verpflichtet sich im Herbst 1883 den Briten. Die haben im Kongobecken kein beträchtliches Handelsinteresse; doch sie dürfen nicht dulden, daß die Herrschaft über einen schiffbaren, in den Atlantischen Ozean mündenden Strom einer anderen Großmacht zufalle. Hat Portugal nicht ein historisches, ein Vierteljahrtausend altes Recht auf dieses Stromgebiet? So ehrwürdige Rechte zu wahren, ist, immer und überall, Englands heiligste Pflicht. Der anglo-portugiesische Vertrag vom sechsundzwanzigsten Februar 1884 bestätigt den lissaboner Anspruch, giebt einer aus Engländern und Portugiesen zusammengesetzten Kommission die Strompolizei und die Rechte der Zollbehörde und sichert den Briten freie Schiffahrt und Meistbegünstigung. Die Nachricht schlägt wie eine Bombe in Brüssel ein. Was nützt der Fluß, wenn Albion über die Mündung gebietet? Der erschreckte Leopold bittet den Kanzler des Deutschen Reiches um Hilfe. Die wird ihm gewährt. Bismarck läßt in London und Lissabon gegen den Februarvertrag Beschwerde einlegen, erklärt, daß der belgische Plan ihm vernünftig und billig scheine, und ladet die Mächte zu einer Kongo-Konferenz nach Berlin. Frankreich (die Republik Ferrys) folgt dem deutschen Beispiel und tauscht für die Anerkennung der von der Association erworbenen Besitzrechte die Verpflichtung ein, der Republik das Vorkaufsrecht zu sichern, „si par des circonstances imprévues l'Association Internationale Africaine était amenée un jour à réaliser ses possessions.“ Deutschland und Frankreich vereint? Die Vorstellung stimmt Britenherzen nicht froh. Am sechsundzwanzigsten Juni sagt Bismarck im Reichstag: „Zwischen uns und der französischen Regierung herrscht volles Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der gegenseitigen Beziehungen und auf das Wohlwollen, mit dem wir jede französische Bestrebung betrachten, die nicht gerade auf die Wiederherstellung der früheren unnatürlichen Einrichtung, die von Ludwig dem Vierzehnten her datirte, gerichtet wäre.“ Noch am selben Tag kommt aus London die Erklärung, das Ministerium habe beschlossen, den anglo-portugiesischen Vertrag der Königin nicht zur Ratifikation vorzulegen. Belgien hat gesiegt;

und wird zehn Jahre lang nun von den Briten gehätschelt. Erst nach dem Abschluß des franko-belgischen Vertrages, der, am fünften Februar 1895, Frankreichs Vorkaufsrecht auf den Kongostaat bestätigt, bläst aus dem Foreign Office wieder ein rauher Wind. Dieses Vorkaufsrecht, sagt Sir Edward Grey im Unterhaus, ist hier weder angemeldet noch anerkannt worden. Und die brüsseler Kongoverweser haben seitdem aus London oft harte Worte gehört. Sind England und Frankreich auch über diesen Punkt nun einig geworden? Hat deshalb Herr Jules Cambon den Congo Français als den zur Kompensation deutscher Ansprüche geeigneten Bezirk empfohlen? Ohne die Zustimmung seines Bruders hätte ers nicht gethan. Der weiß, wie wichtig den Briten jede Kongofrage ist. Der kennt ihren Wunsch, die Niederlage von 1884 zu rächen.

Brazza hat den Franzosen ein Reich erobert, dessen der Küste ferner Haupttheil ihnen noch nie eine Freude bescherte. Stanley hat für Britanien am Kongo nichts mehr zu erlangen vermocht. Doch die mittelafrikanischen Stellungen der Mächte sind ja nicht als endgiltig zu betrachten; eine kluge und weitsichtige Politik bereitet die Abrechnung und nützlichen Gebietsaustausch vor. Zu diesen Vorbereitungen gehört die Aufstellung einer Deutschenfalle. Daß die Berliner hineintappen, wird nirgends bezweifelt. Sie wollten Frankreichs Vorkaufsrecht an sich reißen. Sie forderten Zipfelchen, die bis an den Kongo reichen. Sie bedrohen den neutralen Staat, der im Namen des allmächtigen Gottes zum Heil der Menschheit gegründet ward. Nur um den Landbesitz dieses Staates ists ihnen zu thun; die zackigen Fetzen, die Frankreich ihnen jetzt giebt, wären der aufgewandten Mühe ja nicht werth. Die schlau begründete Rede hat schon gewirkt. Der belgische Bürger sieht in dem Deutschen Reich den Erzfeind, der das von Leopold hinterlassene Gut rauben will. Nun, heißts in London und Brüssel, wird auch offenbar, warum Bismarck 1884 für den Schwächsten optirte. Er dachte, die belgische Herrlichkeit werde nicht lange währen und Deutschland ihr Erbe sein. Dachte ers wirklich? Der Mann, dessen Hauptsorge stets war, die zwei stärksten Westmächte einander fern zu halten, sie nicht in neuer Gemeinschaft des Hasses zu einen? Er könnte auch anders gedacht haben. Die Pflicht, der deutschen Industrie überseeische Absatzmärkte zu schaffen, mußte eines Tages das freundliche Verhältniß zu England trüben. Klugheit empfahl, für diesen Tag einen großen Bissen aufzusparen, der

dem Magen Britaniens wieder Etwas zu verdauen gab. Das wichtigste Stromgebiet Centralafrikas: damit ließ sich mancher Schmerz des vom Marktkampf Enttäuschten lindern. Auch diese Hoffnung müssen wir nun bestatten. Wir haben zu früh geschrien. Wer den neuen Vertrag liest, muß glauben, daß hinter der häßlichen Papierwand die Absicht auf den belgischen Kongostaat lauert. Und die laute Ankündung eines Raubversuches traut man uns zu.

Come to Hecuba! Nein. Wenn dieses Heft erscheint, wird Herr von Bethmann im Reichstag geredet haben. Dann werden wir wissen, was uns zu wissen frommt. Alles. Warum just die Kaiserliche Regirung den Franzosen die Herrschaft über Marokko anbieten und verschaffen mußte, für dessen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit der Deutsche Kaiser sich als Bürgen eingesetzt hatte. Warum drei Kriegsschiffe bemüht, ungeheure Vermögenswerthe zerstört und die Verhandlungen vier Monate lang hingeschleppt wurden, da, ohne Druck, das jetzt Erlangte doch schon am elften Junitag zu haben war. (Alles irgendwie Wesentliche. Herr Cambon wäre in Berlin kreditlos geworden, wenn er sein Versprechen, jedes Ministerium zum Abschluß auf der vereinbarten Basis zu bringen, nicht eingelöst hätte.) Warum also der langwierige Bluff selbst mit einem Milliardenpreis nicht zu theuer bezahlt schien. Warum und von wem Wilhelm der Zweite in den Glauben gedrängt ward, das (bequem erreichbare) Endziel der Aktion, der sein Instinkt widerstrebte, sei der Gewinn des besten Theiles der Aequatorialprovinz und der höhere eines deutsch-französischen Bündnisses. Warum nach hundertvierzig Zwiesprachen (so viele warens; und nicht immer gings dabei sänftiglich zu) der Herren Cambon und von Kiderlen unser Ertrag so schmal aussah und in allen Schichten des Nachbarvolkes doch der Groll gegen Deutschland so jäh angeschwollen war, daß selbst ein Mann von der Wesenskultur und dem Weltruf Pauls Leroy-Beaulieu sich schnaubend wider „die deutsche Erpressung“ aufbäumte. Warum England auf eine korrekte Frage erst Antwort bekam, als es sie, in frech herausforderndem Ton, öffentlich wiederholt hatte. Warum Herrn von Lindequist eine Lüge zugemuthet und, als er aufrecht in seiner Ueberzeugung blieb, das reine Amtskleid besudelt werden mußte. Das Alles (und manches Andere noch) wird der Kanzler erklären. Sicher. Nichts verschweigen. Nichts hinzusetzen. So wahr ihm Gott helfe.



Ein Weg zur Sicherung des Rechtes.

Urthümlich einfach wie die Anfänge des menschlichen Zusammenlebens waren die Normen, die es regelten. Diese glücklichen Zeiten des Rechtes, „das mit uns geboren ist“ oder mindestens jedem Volksgenossen verständlich war, sind unwiederbringlich dahin. Die fortschreitende Entwickelung hat ein immer mehr ins Einzelne gearbeitetes Rechtsgebäude und damit eine Fülle von Rechtsnormen gebracht, die heute kaum mehr dem Fachmann übersehbar ist. Der Laie will sich in diesen Zustand nicht schicken. Sein naiver Glaube, in seinem Bedürfniß nach Rechtssicherheit, ist: für jede Rechtslage könne und müsse ihm das Gesetz die klare Auskunft geben. Dieser Glaube ist leider eitel, der Wunsch nach voller Rechtssicherheit unerfüllbar, die Gesetzgebung ein Schwanken zwischen zwei Gegensätzen. Bald eine Beschränkung auf die allgemeinen Richtlinien mit einem weitgehenden Vertrauen in den Richter, bald kleinlich genau gefaßte Einzelbestimmungen, die jeder richterlichen „Willkür“ vorbeugen wollen. Auf der einen Seite also eine Gefahr für die Sicherheit des Rechtes, auf der anderen die nicht minder große Gefahr einer Fesselung des Verkehrs und der Rechtsanwendung. Das richtige Mittelmaß zu treffen, ist dem Gesetzgeber versagt, weil er nicht vorherzusehen vermag, wie das Gesetz in der Rechtsanwendung wirken wird. Daher mein Vorschlag, in einem Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung ein Mittelglied zwischen die Gesetzgebung und die Rechtsanwendung einzuschieben.

Wo das Gesetz Lücken und Unklarheiten zeigt, wo Zweifels- und Streitfragen in der Rechtsanwendung auftauchen, soll der vorgeschlagene Gerichtshof prüfen, ob es nicht möglich ist, die Unklarheit, die Streitfrage zu beseitigen. Wo es möglich ist, ohne daß daraus der Entwickelung des Verkehrs und der Rechtsanwendung die Gefahr einer Fesselung entsteht, ist die Streitfrage zu beantworten. Die Entscheidungen werden, wie das Gesetz, veröffentlicht und haben bindende Kraft für alle Rechtsbeziehungen, die nach dieser Veröffentlichung entstehen.

Der Gerichtshof soll sich aus einem Stamm von ordentlichen und einer Anzahl von außerordentlichen Mitgliedern zusammensetzen. Die ordentlichen Mitglieder, meist Praktiker verschiedener Rechtsgebiete (etwa zwölf bis fünfzehn), haben ständig bei der Entscheidung aller Fragen mitzuwirken, während für Fragen besonderer Art (Beispiele: Grundbuchrecht, Handelsrecht, Prozeßrecht) die für die einzelnen Rechtsgebiete ernannten außerordentlichen Mitglieder beizuziehen sind, so daß, je nach dem Gebiet, auf dem die Streitfrage liegt, die Zusammensetzung zum Theil wechselt.

Der Vorschlag ist nicht ohne Vorgang. Im Gegentheil: die Zahl der Versuche, die durch das Gesetz nie voll erreichbare Rechtssicherheit auf anderem Wege zu erreichen, ist recht stattlich.

Was unser geltendes deutsches Recht bestimmt, um die Einheitlichkeit der Rechtsprechung zu fördern, läßt den Erfolg voller Rechtssicherheit vermissen. Denn wenn auch die Erfahrung lehrt, daß sich die Untergerichte in den meisten Fällen der Rechtsprechung der höchsten Gerichte, vor Allem des Reichsgerichtes, anzuschließen pflegen, so kann doch Niemand mit Sicherheit darauf rechnen. Auch wenn man von der Vielheit der höchsten Gerichte (Reichsgericht, Oberlandesgerichte, Oberverwaltungsgerichte, um nur die wichtigsten zu nennen) absieht: ihren Entscheidungen fehlt die bindende Kraft für künftige Fälle. Ohne solche bindende Kraft aber ist eine volle Sicherheit des Rechtes nicht zu erreichen. Darum sollen die Sprüche des Auslegungsgerichtshofes für künftige Fälle bindend sein. Wenn aber die Präjudiziengesetze früherer Zeiten bestimmten (und im englischen Recht heute noch die Bestimmung gilt), daß die Urtheile der obersten Gerichte für künftige Fälle die Richtschnur zu bieten haben, so ist diese Vorschrift wissenschaftlich verfehlt und praktisch bedenklich, eine rohe, mechanische Einrichtung. Unsere Gerichte haben immer nur den Einzelfall mit seinem besonderen Thatbestand, mit all seinen Eigenthümlichkeiten, zu entscheiden; der Richter beantwortet nie eine Rechtsfrage, sondern er entscheidet einen konkreten Streitfall. Er hat weder Grund noch Berufung, zu prüfen, ob die Rechtssätze, die er bei der Entscheidung des Rechtsstreites formulirt, allgemeine Geltung fordern können; darum ist es gefährlich, durch ein Gesetz solchen „Rechtssätzen“ allgemeine Geltung beizulegen; eben so ungerechtfertigt, wie (außerhalb eines bestehenden Präjudiziengesetzes) der nicht selten geübte Präjudizienkultus verwerflich ist, jenes blinde Nachbeten von „Rechtssätzen“, die in den Entscheidungen der höheren und höchsten Gerichte ausgesprochen sind, ohne daß die Besonderheiten der Fälle beachtet werden, bei deren Entscheidung diese Sätze entstanden. Nur die Behandlung, die von den Besonderheiten des Einzelfalles absieht, die das Typische zu erfassen sucht, die die Rechtsfrage sich vorlegt und zu beantworten sucht, wie sie der Gesetzgeber, in die Zukunft schauend, ansieht und regelt: nur eine solche Behandlung kann eine Lösung schaffen, der allgemeine Geltung zukommt.

So aber hätte der Auslegungsgerichtshof zu arbeiten. Nichts Anderes wäre sein Wirken als die Ergänzung Dessen, was der Gesetzgeber bei der Schaffung der Gesetze nicht bis ins Einzelne geregelt hat; sei es, daß er die Frage, die heute Entscheidung heischt,

nicht kannte, vielleicht noch gar nicht kennen konnte, oder, daß er sie übersah, daß er ihre Regelung für unnöthig oder für nicht oder noch nicht möglich hielt. Also nicht mehr als eine Nachholung Dessen, was der Gesetzgeber selbst gethan hätte, wäre ihm die jetzt sichtbare Entwickelung bekannt gewesen.

Die innere Berechtigung aber, mit dieser Nachholung eine eigene Stelle zu betrauen, liegt darin, daß der Gesetzgeber bei der Schwerfälligkeit und Unsicherheit seiner Arbeitweise außer Stande ist, auch nur halbwegs in einer den Bedürfnissen gerecht werdenden Weise das Versäumte selbst nachzuholen, und daß, wenn nicht der Verkehr Jahrzehnte lang unter der Starrheit des einmal erlassenen Gesetzes und unter der Unsicherheit seiner Auslegung leiden soll, eine Instanz die Möglichkeit haben muß, das Machtwort zu sprechen, das den Verkehr von der Streitfrage endgiltig befreit.

Einen Auslegungsgerichtshof aber nenne ich die vorgeschlagene Stelle, weil sein Wirken nach der hauptsächlichsten Funktion rechtlich als eine (authentische) Auslegung des Rechtes anzusehen wäre und weil seine Mitglieder, die dem Gesetz und seiner Auslegung und Behandlung genau wie die Richter gegenüberstünden, auch genau die staatsrechtliche Stellung unserer heutigen Richter bekommen müßten.

Ein solcher Gerichtshof soll nicht etwa an die Stelle unserer Gerichte treten, seine Schaffung kein Mißtrauensvotum für unsere höchsten Gerichte bedeuten. Er hat sich in keiner Weise in die laufende Rechtsprechung einzumischen. Auch künftig hat nur der Richter den einzelnen Streitfall zu entscheiden; und er hat ihn zu entscheiden, ohne sich irgendwoher Weisungen erholen zu müssen. Gerade an diesem Punkt zeigt sich, wie himmelweit mein Vorschlag von einer Einrichtung entfernt ist, die heute noch den Juristen aus dem Gebiet des preußischen Landrechtes bös in den Gliedern liegt: der Einrichtung, wonach der Richter beim Auftauchen von Auslegungzweifeln sich der eigenen Gesetzesauslegung enthalten und die Rechtsfrage der „Gesetzeskommission“ vorlegen mußte.

Der Gerichtshof ist auch nicht dazu bestimmt, die Funktion unserer höchsten Gerichte auszuschalten, die man als die Wahrung der Rechtseinheit bezeichnet. Nicht, weil er ein „besserer Rechtsausleger“ wäre als etwa das Reichsgericht, soll er eingeführt werden. Wohl aber, weil nach unserem Recht und nach der Natur des Reichsgerichtes als eines Gerichtes die Wirkung seiner Arbeit begrenzt ist und das Reichsgericht Das nicht leisten kann, woran doch der Verkehr ein so großes Interesse hat, nämlich die jeweilig erreichbare höchste Sicherung des Rechtes. Und zwar weder quanti-

tativ noch qualitativ. Es bedarf keines Beweises dafür, daß unser Reichsgericht niemals im Stande sein wird, alle Streitfragen (ich meine alle einer solchen allgemeinen Lösung überhaupt zugänglichen Probleme) zu entscheiden; um so weniger, je mehr die fortschreitende Belastung des Reichsgerichtes Beschneidungen seiner Zuständigkeit nöthig macht. Aber auch qualitativ, weil es, wie schon bemerkt, an der bindenden Kraft für künftige Fälle fehlt. Thatsache ist, daß so und so viele Streitfragen nicht zur Ruhe kommen wollen, trotzdem das Reichsgericht sie (vielleicht mehr als einmal) entschieden hat; Streitfragen, die oft durchaus nicht von prinzipieller Bedeutung sind, aber doch im täglichen Rechtsleben recht lästig empfunden werden.

Aber wird nicht der Gerichtshof bei der bindenden Auslegung der selben Gefahr unterliegen, in der der Gesetzgeber schwebt: die Verkehrsentwickelung und die Rechtsanwendung in Fesseln zu schlagen? Zweifellos: die Gefahr besteht. Aber sie ist wesentlich geringer als beim Gesetzgeber. Während Dieser bei der Schaffung der Einzelbestimmungen vielfach nur auf den Blick in die Zukunft angewiesen ist, hätte der Auslegungsgerichtshof die wirklichen Erscheinungen des Lebens und die bisherigen Ergebnisse von Wissenschaft und Rechtsprechung vor Augen. Auch darf nicht übersehen werden, wie viel ruhiger die Arbeitweise des Gerichtshofes wäre als die des Gesetzgebers. Freilich muß dann auch dem Auslegungsgerichtshof selbst die Auswahl der zu behandelnden Fragen vorbehalten bleiben. Und sie kann ihm unbedenklich überlassen werden; denn während es mir unmöglich scheint, eine Abgrenzung der zu behandelnden Fragen im Voraus zu bestimmen, ist es bei der Würdigung von Fall zu Fall sehr viel leichter, zu entscheiden, ob die einzelne Frage ohne Gefahr für den Verkehr behandelt werden kann oder nicht. Daß die Mitglieder des Gerichtshofes Männer von eben so hoher wissenschaftlicher Bedeutung wie praktischem Blick für das Leben sein müssen, versteht sich von selbst.

Dem Gesetzgeber brächte das Bestehen des Auslegungsgerichtshofes eine nicht unwesentliche Vereinfachung seiner Aufgabe. Oft ists nicht schwer, die Grundlinien des gesetzgeberischen Gedankens, das Ziel, das erreicht werden soll, scharf zu bezeichnen; erst bei dem Versuch der Einzelausgestaltung stellen sich die Schwierigkeiten und nicht selten die Mißgriffsmöglichkeiten ein. Würde mit dem Gerichtshof ein beweglicherer Faktor zur Ergänzung der Arbeit des Gesetzgebers eingefügt, so könnte in den geeigneten Fällen der Gesetzgeber sich auf die Vorzeichnung der Richtlinien beschränken und die Ausgestaltung ins Einzelne, in dem Maße, wie es die Ver-

kehrssicherheit erfordert, dem Gerichtshof überlassen. So könnte die künftige Entwickelung bewirken, daß die Gesetzgebungtechnik sich verschöbe, wenn dem Auslegungsgerichtshof gelänge, sich durch sein Wirken eines solchen Vertrauens würdig zu zeigen.

Und nun die praktischen Aussichten auf Verwirklichung des Gedankens. Wird nicht der Reichstag davor zurückschrecken, dem Gerichtshof eine Machtvollkommenheit zu geben, die seinen eigenen Machtbereich bedenklich einzuengen scheint? Die Frage läßt sich verallgemeinern: sie gilt nicht minder auch für die Regirung. Werden beide Theile in edlem Wettstreit einen Theil ihres Machtbereiches aufgeben, wenn dadurch eine bessere Rechtssicherung zu erreichen ist? Und kann der Gesetzgeber die bindende Auslegung (als eine von Rechtes wegen nur ihm zukommende Funktion) auf einen Anderen übertragen?

Die Sache sieht gefährlicher aus, als sie ist. Begrifflich, staatsrechtlich ausgeschlossen ist nicht, daß der Gesetzgeber einen Theil seiner Machtbefugniß einer bestimmten Behörde überträgt. Es ist also ausschließlich eine Frage praktischer, politischer Art, ob er einen solchen Vertreter bestellen soll und wie weit er dabei gehen kann. Was Regirung und Reichstag aufzugeben hätten, ist aber kaum mehr als der Schein einer Macht. Mein Vorschlag geht ja gerade von der Klage darüber aus, daß viele Streitfragen, so dringend geboten auch ihre Entscheidung wäre, doch nie erledigt werden, weil der Gesetzgeber es nicht thut, nicht thun kann. Und wie ist es denn heute? Was nach meinem Vorschlag der Auslegungsgerichtshof schaffen soll, die Sicherung des Rechtes, leistet heute, so gut es eben geht, die Rechtsprechung der Gerichte. Auch hier aber ist der Regirung wie dem Parlament jede Möglichkeit der Einwirkung versagt. Was der Gesetzgeber dem Auslegungsgerichtshof an Macht überträgt, ist also praktisch nicht zugleich ein Verlust an eigener Macht. Außerdem aber liegt in einer solchen Machtübertragung noch durchaus kein Verzicht auf das eigene Recht. Denn was der Auslegungsgerichtshof an Sprüchen aufstellen würde, wäre wirksam nur unter dem Vorbehalt, daß nicht der Gesetzgeber selbst (Regirung und Parlament im Zusammenwirken) den ihm etwa unerwünschten Auslegungsatz beseitigt. Denn das Gesetz ginge auch fürderhin über das Walten des Gerichtshofes. Uebrigens ließe sich eine mit der Einrichtung eines Auslegungsgerichtshofes vereinbarte Mitwirkung des Parlamentes an dessen Thätigkeit denken.

Mein Vorschlag geht neue Wege. Daß über den Versuchen früherer Zeiten und anderer Länder kein freundlicher Stern geleuchtet hat, kann mich nicht beirren. Das Fortschreiten vom Mangel-

haften zum Besseren muß zum Sieg führen. Und es darf nicht für immer bei dem heutigen Zustand bleiben, daß der Verkehr einfach darauf angewiesen ist, zu sehen, wie er mit den Hunderten von Streitfragen selber fertig wird.

Zweibrücken. Erster Staatsanwalt A. Zeiler.

Verse.

Sommer des Stroms.

Also kam Sommer über den Strom!
Sturm brach die Wasser um wie mit tief wühlendem Pflug,
Daß Furche an Furche sich schloß zu langem Zug,
Schleppte Wolken zuhauf
Und barst sie breitauf,
Daß wie fallender Samen dicht und voll
Rauschender Regen niederquoll.

Nun blüht Sommer über den Strom!
Es treiben die Wasser Wasser aus sich wie Boden Frucht,
Wie über die Erde grünender Rasen, wächst über die Fluthen rollende Wucht.
Greift aus, stößt aus, schießt springende Wasser ins Land,
Bricht von den Ufern Geröll, Mergel und Sand,
Ackerschollen werden von mahlendem Strudel zu Grund gepreßt,
Wiesenstücke gleiten wie schwimmendes Baumgeäst, —
Wasserner Sommer weit und breit;
Breit liegt der Strom in brausender Seligkeit.

Trostlied.

Komm in den Schlaf! Schlaf ist ein dunkler See,
Wie eine Nixe wohne Dich ein am Grund,
Von Gram und Weh
Bade Dich selig gesund.

Wie ein Gebirge ragt meine Liebe, daß nicht die hellen,
Bösen
Winde vom Tage verworrene Wellen
Lösen.

Straße, Du Strom!

Straße, Du Strom, breit rollend in Schotter und Sand,
Weither in grauem Glanz fließest Du weit ins Land.

Uferhin wechseln die Wiese und Fels, Weinhang und Hof, Buchenwald und Kapelle;
Immer in gleichem Maß, windunbewegt, treibst Du die erdene Welle.

Und es geschieht, daß Einer am Abend vom Fenster schaut,
Wie drunten Dein Lauf dämmernd vorübergraut.

Und er blickt und er horcht: und er neigt das Haupt, um zu lauschen,
Und erschrickt tief ins Herz, denn er hört, Straße, Du Strom, Dich laut durch die Ebene rauschen.



Sommergesang.

Heiß um mich scheint Licht, grell auf mich wärmt Gluth,
Nie an Sonne und Tag stillt sich mein durstiges Blut.
Wenn in funkelnden Sommern der Himmel von Lichtern und Flammen brennt,
Lodernder zündet mein Wunsch Feuer ans Firmament.
Grau dämmert mir Mittag, dunkelndes Leid,
Klagt in Dir Erinnern vormals gelebter Zeit?

Brennender Fels war ich, umflirrt von blau brandender Welle,
Fernher, durchblendend die Wasser, schwamm strahlende Mittagshelle,
Gestreckt Flosse und Fuß, dünstig ein athmendes Thier,
In umklammerndem Schlaf, ruhte sie schwer auf mir.
Saugend mit Adern und Rinnen trank ich Schimmer und Gleiß,
Noch in den Nächten glänzte ich weit und weiß.
Nicht sah ich die wandelnde Fluth, nicht das tragende Land,
Himmel war droben, Himmel war drunten, unendlich in Licht entbrannt.
Dunkel dämmert mir Mittag, wolkiges Leid,
In Dir glüht wie gesammelter Blitz verloderte Zeit.



Schlachtgebet des Alten Dessauers.

Oestreicherschwadronen schimmern entlang den morgenrothen Horizont.
Durch die blinkende Ebene weit
Stehn Preußendragoner und -grenadiere gereiht,
Der Dessauer hält vor der Front.

Verworren, als schlügen rings Thurmuhren die Stunde,
Dröhnen erste Schüsse da und dort in die Runde;
Eine Kugel weht,
Er zieht den Degen: „Helm ab zum Gebet!

Herrgott! Ich kann nicht jeden Tag vor Dein Angesicht treten,
Nur mit Trompeten kann ich Dir lobsingen und nur mit Schüssen zu Dir beten.
Wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
Säbel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preußen, nimm es an!"

Ernst Lissauer.



Bismarck und die Welt.*)

Der Genius, der entschlossen schien, in engen Kreisen die Kräfte zu ermüden, die in den Wirbel der Welt zu werfen ihn das Gesetz dieser Welt vom langsamen Aufstieg schreckte, stand im Begriff, sich in Schönhausen einzuspinnen: Gutsherr, Berather seines Kreises, Herr des Flusses, Gatte und, wie er hoffen durfte, bald Vater, bereit, im Krieg dem König zu folgen, Leidenschaft an den Ketten von Skepsis und Glauben fesselnd, Dämonie wie Feuerwerk verpuffend. So hätte er sich in jenen kleinen Ereignissen zerrieben, deren Deutung allein den Platoniker befähigt, sie zum Werth weltgeschichtlicher Evenements im persönlichen Organismus zu erhöhen. Da zieht die Welt den Genius aus der Dunkelheit.

Bei Bismarck kam Alles spät, und wenn man den Zweiunddreißigjährigen sich sammeln, dann durch scheinbare Zufälle in die Politik gerathen, den Sechsunddreißigjährigen den ersten Schritt in die Diplomatie machen sieht, denkt man daran, daß Goethe sich fast vierzigjährig entschloß, doch nicht Maler zu werden.

Wie reagirte diese Seele nun auf seinen großen Gegenspieler, die Welt? Welche von seinen Trieben und Hemmungen, Dunkelheiten und Leidenschaften, Idealen und Rassenerbschaften übte er mehr als Andere an der Welt?

Man suche nur die Mischung zu bestimmen, mit der er jeweils aus den in ihm wirkenden Säften den Trank gebraut, den er, Gift oder Arzenei, der Welt gereicht, sie zu betäuben, zu heilen oder zu vernichten. Nur eine Eigenschaft, die er in den Kampf mit der Welt mitbrachte, erklärt sich nicht aus jener Analyse, sondern aus seiner Entwickelung. Er war Autodidakt.

Das Jahrzehnt, das Andere durch langsame Erwerbung sachlicher Kenntnisse und technischer Fähigkeiten ausfüllen, lag frei vor ihm, er konnte, neben aller heilsamen Lebenspraxis, jene tiefe und umfassende Bildung erwerben, die dann in dem entscheidenden dreiunddreißigsten Lebensjahr fertig wie sein Charakter in ihm lag und wie dieser nicht weiter entwickelt wurde. Denn nun mangelt ihm die Zeit. Aber das Jahrzehnt hat ihm ein Wissen und eine geistige Kultur verliehen, wie sie unter modernen Staatsmännern großen Stiles kaum wieder zu finden ist. Dies allgemeine Wissen in seiner Tiefe und

---

*) Fragmente aus einem sehr merkwürdigen Buch, das bei S. Fischer in Berlin erscheinen wird. „Bismarck, ein psychologischer Versuch“: so heißt es. Der Verfasser, Herr Emil Ludwig, ist ein junger Dramatiker; und als Dramatiker hat er, visionär, nicht durch die scharfen Gläser des Historikers, den Stoff erschaut und wie den Entwurf eines Dramas ihn gestaltet. Ein sehr merkwürdiges, lesenswerthes Buch; aus dem über manches Wesentliche Bismarcks mehr zu erfahren ist als aus einem Dutzend dickerer Bände und dessen Autor uns eine Hoffnung ward.

Weite blieb stets in ihm lebendig, zwischen Dreißig und Achtzig, und wie aus einer offenen Schale konnte er die Beispiele, Gleichnisse, Warnungen daraus ergreifen, die der Augenblick für ihn selbst und für die Welt erfordern mochte. Darüber hinaus hat ihm dieses Jahrzehnt stark einseitiger Elastizität so viel an Fahrten und Abenteuern, an Stößen, Gegenstößen und Beobachtungen eingetragen, daß er aus ihm rundum ein Mensch hervorging.

Eines Tages, im Mai 47, erkrankt einer der Abgeordneten der Provinz am Vereinigten Landtag in Berlin und kann der Verhandlung nicht mehr beiwohnen. Bismarck ist der Nächste, ihn zu vertreten; er hätte ablehnen können: dann wäre der Folgende berufen worden. „Nun haben indessen die magdeburger Stände, als unter den sechs Stellvertreterposten der erste vakant wurde, anstatt, wie es sonst üblich war, den zweiten und so weiter jeden eine Stelle vorrücken zu lassen und den sechsten neu zu wählen, ausnahmweise mich, der ich ganz neu in der Provinz war und noch gar nicht einmal Stellvertreter, sofort zum Ersten von den Sechsen erwählt. Sie wurden hierzu theils dadurch bestimmt, daß sie zu mir ein ganz besonderes Vertrauen hatten, theils dadurch, daß der Zweite für unfähig gehalten wurde. Dieser würde nun jetzt Stellvertreter, wenn ich ablehnte.“ Symbolisch beginnt Bismarcks Laufbahn mit seiner Berufung außer der Reihe. Politisch völlig unbekannt, Autodidakt schon hier, flößt dieser Junker den magdeburger Ständen besonderes Vertrauen ein: man beruft ihn gegen die Regel zum Stellvertreter. Und auch das „Glück“ spielt hinein, ein Eckchen: der Andere ist unfähig. Eine Konstellation wie beim Auftritt eines Helden von Balzac. Von außen gesehen, nimmt Bismarck an aus Pflichtgefühl, weil der Andere schaden würde, von innen gesehen, weil der im Dunkeln stehende Genius ans Licht will. Er ergreift, wie bei Balzac, im Bewußtsein seiner Kräfte den Haken, den ihm der Zufall zuwirft, um sich an Bord zu schwingen.

Mit dem Erkrankten vereinbart er ausdrücklich, daß Der ihn wieder ablöse, wenn er gesundet. Nun geschieht Zweierlei: Der Abgeordnete gesundet nicht, Bismarck aber wird in zwei Augenblicken in die Fluth gerissen. „Die Sache ergreift mich viel mehr, als ich dachte“, schreibt er nach seiner ersten Sitzung. Gleich in den ersten Tagen spricht er zweimal und fällt dem König auf. Dagegen schläft er in den Sitzungen ein, in denen „die haarspaltenden Juristen und die eitlen Schönredner eine einfache Sache so breit treten“. Niemals hat sich Bismarck, obgleich er einige Jahre das Jus studirt und praktizirt hatte, als Juristen gefühlt, immer als Feind der Juristen. Ueberhaupt verliert er nie das Bewußtsein, hier eigentlich ein Fremder zu sein, mehrmals spricht er von der Stellung, in die er „nun einmal hineingerathen“, und es ist in den Merkmalen seiner Rasse das starke Ehrgefühl, das ihn jetzt hindert, einen „feigen Rückzug“ anzutreten, in der persönlichen Struktur seiner Seele ist es Dämonie, die ihn jetzt hält, nachdem er sich spontan gleichsam verrathen.

Das selbe Schauspiel, nur lebhafter gefühlt, weil mit der Größe der Stellung das Autodidaktische an Sichtbarkeit in die Weite zunahm, trägt sich vier Jahre später zu. Diesen Mann, der nie in einem Ministerium gearbeitet, nie über Referendarkenntnisse hinaus juristische Schriftstücke gelesen, der nie Sekretär oder Attaché einer Gesandtschaft war, ernennt der König zum Gesandten am frankfurter Bundestag, er überträgt ihm also den zur Zeit wichtigsten Posten der preußischen Diplomatie. Damals erinnerten die Zeitungen an den Scherz des witzigen Dechanten von Westminster über Lord Russell: „Der Mensch würde auch das Kommando einer Fregatte oder eine Steinoperation übernehmen". Und in Frankfurt nennt man den Junker sogleich den Diplomaten en sabots.

Der König, ein kluger, aber kein klarer Kopf, apostrophirt den Mann, den er doch selbst in Kenntniß seiner formellen Unkenntniß erwählt hat, in der entscheidenden Audienz merkwürdig: „Sie haben viel Muth, daß Sie so ohne Weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen". Klassisch, wie in dem lange durchdachten Dialog eines Dramatikers, antwortet Bismarck unmittelbar: „Der Muth ist ganz auf Seiten Eurer Majestät".

Wieder findet man in ihm die Kenntniß seiner eigenen Person und Lage. Er will nicht sofort eine selbständige Stellung annehmen, weil er sich sonst „wegen Unkenntniß der aktenmäßig üblichen Formen blamiren würde", wozu er keine Neigung habe. Indessen er muß. „Ich muß", schreibt er in den ersten frankfurter Tagen, „ununterbrochen arbeiten, um mich erst nothdürftig bekannt zu machen mit Dem, was ich treiben soll". Und schon am Tag der Ankunft schreibt er „noch ganz verblüfft davon, vom Rad des Lebens so plötzlich gefaßt zu sein", er müsse sich erst Alles zurechtlegen und sich gewöhnen, „ein regelmäßiger Arbeiter und trockener Geschäftsmann zu sein, viele und feste Arbeitstunden zu haben und alt zu werden. Dann muß ich einen großen Train und Haushalt führen und Du, mein armes Kind, mußt ... steife Hecke spielen, Diners und Bälle geben, schrecklich vornehm thun, Excellenz heißen und mit Excellenzen klug und weise sein."

Eine Frische geht von solchen Worten aus, wie man sie an dem dunklen Mann selten spürt. Es ist wie die Frische eines Wunderkindes, das sich in goldenen Salons verwöhnt fühlt, staunt und dennoch lieber in seine gewohnte Stube zurückkehrte. „Ich bin bang bei dieser plötzlichen Vornehmheit und ich sehne mich mehr als je nach Dir." Noch eben ein Gutsbesitzer mit mäßigem Vermögen, der in der Hauptstadt als Abgeordneter thätig ist, ist er erstaunt, nun plötzlich für fünftausend Gulden zur Miethe zu wohnen und einen französischen Koch zu halten, um Diners an Königs Geburtstag zu geben, „was Niemand vor einem Jahr gedacht hätte". Das ist die Szenerie.

Sobald er hineingeblickt, erwachen die drei siegreichen Triebe des Autodidakten in ihm: Natürlichkeit, Selbstbewußtsein und Verachtung. Sogleich sieht er an den Fachleuten bestätigt, was er ohne Gründe und

Beweise von ihnen immer vorausgefühlt. „Die Herren hier sind unausstehlich. Wenn ich einen anrede, setzt er ein diplomatisches Gesicht auf und denkt nach, was er antworten kann, ohne viel zu sagen, und was er über meine Aeußerungen nach Hause berichten kann. Die nicht so sind, konveniren mir noch weniger: sie reden Zweideutigkeiten mit den Damen.“ Dies ist Bismarck, der Landedelmann, der unter verbrauchte Städter tritt. Als er acht Tage Diplomat ist, erklärt er bereits, wenn nicht äußere Ereignisse einträten, die Niemand am Bundestag voraussehen oder leiten könne, wisse er ganz genau, „was wir in ein, zwei oder fünf Jahren zu Stande gebracht haben werden, und will es in vierundzwanzig Stunden zu Stande bringen, wenn die Anderen nur einen Tag lang wahrheitliebend und vernünftig sein wollen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen.“

Dies Autodidaktenthum, das sich aus seiner ganzen Vergangenheit ergab, macht ihm das Amt, wenn auch nicht auf die Dauer schwer, so doch zu Anfang und auf die ganze Dauer schwer erträglich. Er klagt, von früh bis Abend galérien des Dienstes zu sein, er, der zwölf Jahre lang ein unabhängiger Landjunker gewesen sei, „Das heißt: bodenlos faul“, und bewundert sich täglich, wie weit es ihm dennoch gelinge, seiner „angeborenen Tintenscheu und Faulheit Gewalt anzuthun“.

In vierzig Jahren verstummt diese Klage nicht mehr; nie hört er auf, das Diplomatengewerbe zu verachten. Immer hat er sich ihm fremd gefühlt. Er will Landedelmann sein, nicht „Schreiber“. Dem Freunde Motley schreibt er im Jahre 63: „I hate politics, aber wie Du sehr richtig sagst, like the grocer hating figs.“ Er hätte nie geglaubt, in seinen reifen Jahren genöthigt zu sein, „ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben“. Hätte ihn nicht das Werk gefesselt, er hätte es nicht ausgehalten.

Im allgemeinen Anblick eines großen Staatswirkens vergißt man leicht und gern, daß es in überliefertem Rahmen spielen, daß es mit Kenntniß und mit Rücksicht eines bestimmten Faches durchgeführt werden muß, daß also dieser Künstler im Stoff der Realität nicht frei spielen darf, wie jene, deren Stoffe wohl spröde sind, aber nicht selbständig gegenwirken.

Der dritte Tag, an dem Bismarcks Autodidaktenthum aller Welt deutlich wird, ist jener, an dem er Minister wird. Er war nun ein Jahrzehnt Diplomat auf den drei wichtigsten Posten: man sollte meinen, er habe eingeholt, was ihm etwa gefehlt. Aber das Odium bleibt ihm haften. Die gegnerische Presse, also im Jahr 62 neun Zehntheile aller Blätter, erklärt ihn für einen Abenteurer, der vom Landedelmann plötzlich Diplomat werde, und prophezeit ihm Straffords Schicksal. Gustav Freytag sagt voraus, er werde sich kein Jahr halten, und die Kammer preist den Anatomen Virchow als einen „unzünftigen Politiker“, während von den Studien des „zünftigen“ Diplomaten Bismarck (ironisch) bisher Niemand etwas erfahren habe.

Und all Das ist richtig! Sein diplomatischer Habitus blieb immer der eines Autodidakten, freilich eines Genies. Er machte, er wagte, er sagte Dinge, die unter seinen Kollegen unmöglich oder unbekannt waren. Und noch, nachdem er fünfundzwanzig Jahre an der Spitze des Staates gestanden, sagt er rückblickend im Reichstag: gewiß hätten viele der Anwesenden mit ihm die selben Ziele erstrebt, aber ihnen sei der Gedanke wohl unerträglich gewesen, „daß ein Fremder ihnen die Aufgabe vorweg nähme."

Daß Bismarck als Autodidakt in sein Amt trat, warf Licht und Schatten in sein Amtsgebäude. Zunächst muß ihn alles Zünftige aufregen, er muß Feind aller Bureaukratie sein, die er als „Produkt geheimräthlicher Allgewalt und dünkelhafter Professorenweisheit" definirt. Privatim drückt er sich noch ganz anders aus: „Die neugierigen Schafe von Regirungräthen, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit hinbringen sollen": Das ist eine Probe. Daß er selbst Geheimrath werden muß (für einige Monate, ehe er Excellenz wurde), erklärt er für eine Ironie, mit der ihn Gott für all sein Lästern über Geheimräthe strafe. Als Minister schafft er die Kurialien im Anfang der amtlichen Schreiben ab. Doch verlangt er, wie seine Mitarbeiter versichern, zuweilen Unausführbares, weil ihm nicht alle Verwaltungsgesetze geläufig sind. Bricht dann sein Plan an einem Paragraphen, der ihm unbekannt geblieben, so schilt er wohl statt des Paragraphen Den, der berufen ist, ihn ihm entgegenzuhalten. Auch, daß er selbst Autodidakten als Mitarbeiter bevorzugt, hat darum seine Bedenken, weil die Ressorts Fachleute brauchen und weil nicht alle Autodidakten Genies sind. Als ein berliner Bürgermeister, dem Bismarck das Finanzportefeuille anbot, ihm entgegenhält, er verstehe nichts von Finanzen, sagt Bismarck: „Um so unbefangener werden Sie an die Geschäfte herantreten".

Manchmal aber thut er aus dem selben Instinkt die glücklichsten Griffe. Als er im Jahr 62 sein Ministerium zusammenstellt, setzt er den hochbefähigten Grafen Eulenburg als inneren Minister beim Könige durch, weil er für dieses zur Zeit wichtigste Ministerium mehr auf persönliche Begabung, Geschick und Menschenkenntniß achte als auf technische Ausbildung.

Als Autodidakt schätzt er Werth und Macht der typisch Berufslosen, der Journalisten, höher als irgendein Staatsmann vor ihm. In Paris läßt er an einem Tage drei Diplomaten, darunter einen Botschafter, abweisen, empfängt aber fünf Journalisten und erfährt von ihnen „mehr, als er von Jenen erfahren hätte, die Alle mehr oder weniger Lehrlinge von Machiavelli und Talleyrand sind."

Vor Allem macht ihm der lange Kursus in der Landwirthschaft, den er statt des juristischen Staatsexamens absolvirt, macht ihn der Landbesitz, den er nicht nur ererbt, sondern verwaltet und hochgebracht hat, unter den Regirenden zugleich zu einem Regirten, der, wie er sagte, mitempfindet, wo und wie die Schuhe drücken, die uns vom grünen Tisch der Gesetzgebung her angemessen werden. „Die Minister, ihre

Räthe, die Mehrzahl der Abgeordneten sind gelehrte Leute, ohne Besitz, ohne Gewerbe, unbetheiligt an Industrie und Handel (Bismarck hatte später Sägemühle und Papierfabrik), außerhalb des praktischen Lebens stehend; ihre Gesetzentwürfe, überwiegend Juristenarbeit, stiften oft Unheil."

Diese Kenntniß der Praxis an Stelle der Form ist das Letzte, was man dem Genie noch wünschen würde, hätte nicht eine merkwürdige, rückwirkend segensreiche Entwickelung sie ihm verliehen.

Napoleons und Bismarcks sinnfälligste Aehnlichkeit ist: ihr Haß gegen die Ideologen.

Theoretisch hat Bismarck nur diesen einzigen Todfeind besessen. Die Ideologen, die Dogmatiker, die Undynamischen sind es, die nicht müde werden, ihm den Mangel ihrer Tugenden vorzuwerfen: er habe keine „Ideale", keine „Prinzipien", keine „Gefühle".

Wäre Bismarck kein Problematiker gewesen, er hätte diese Vorwürfe so voll verdient wie jene ungebrochenen Helden der Macht, die zuletzt vor dem cï-dit „Morgenroth" aufgeklärterer Jahrhunderte versanken. So aber konnte er die Werthe, deren Mangel ihm die Ideologen nicht verziehen, nicht ganz für sich in Anspruch nehmen; und eben deshalb mag er sich doppelt an ihnen geärgert haben. Ihn kränkten diese Töne, weil er ihnen in einsamen Stunden nachhing und mancher Kampf mit sich selber den Kämpfen mit jenen vorausging. Napoleon kränkte sich viel weniger. Der Borgia lachte.

Daß Bismarck als Realist auf die politische Welt reagiren mußte, als er mit ihr zusammenstieß, folgt aus seiner Nüchternheit, seiner Gewaltsamkeit, seiner Skepsis. Diese Trias schuf nothwendig einen Realpolitiker. Aber auch sein Fatalismus regte ihn dazu an: „Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben des Menschen mit sich bringt, sind gottgewollte Realitäten, die man nicht ignoriren soll und kann." Virchow hat das Wort gefunden, das die ewig unüberwindliche Fremdheit der Ideologen zu den Bismarcks in ein ungewolltes Epigramm ballte, als er im Herbst 66 nach dem Krieg rief: „Hüten wir uns, den Götzendienst des Erfolges zu treiben!" Bismarck aber lenkte einen Staat, den von Erfolg zu Erfolg zu führen seine ausschließliche Aufgabe vor Gott und seinem König war. Er hatte, wie jeder große Staatsmann, in der Welt nichts Anderes vor als: einen Götzendienst des Erfolges durch seine Thaten zu ermöglichen. Und als ihm Richter immer aufs Neue Thorheiten aus seiner Vergangenheit vorwarf, bat Bismarck ihn, Das doch zu lassen, und fügte hinzu: „Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein als ich bin, und doch sachlich Recht haben." Die theoretische Konsequenz, die man von ihm forderte, die Prinzipien, die man an ihm vermißte, verachtete er, wo immer ihn die Umstände zwangen. „Die Politik", so faßte er sich siebenzigjährig im Reichstage zusammen, „ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren glauben, sie ist eben eine Kunst."

Bei jedem Schritt, den er auf dem Wege zu seinem Werk that,

haben die Ideologen das Gegentheil von ihm verlangt. Im Jahr 63 wollten sie, die damals das Parlament beherrschten, die polnische Insurrektion gegen Rußland ermuthigen, denn sie dachten, wie Bismarck ihnen zwanzig Jahre später zurückblickend zurief: „Mein Gott, da ist Lärm, da ist Aufstand, da ist Insurrektion, kurz und gut, da wird eine Regirung angegriffen: Das erregt unsere Sympathie.“ Mit Gefühl trat man damals für die Freiheit der Polen ein. Bismarck dachte rationeller: „Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzagen“, schrieb er kurz zuvor privatim; „ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts Anderes thun als sie ausrotten. Der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott geschaffen ist, wie er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann.“

Das ist der selbe Mann, der zögert, das nöthige Holz auf seinem Gut zu fällen: „Es jammert mich so;“ der selbe, der auf der Jagd nicht schießt, weil er „nur Mütter und Babys“ sieht, die er nicht trennen will; der selbe, der jede ernsthafte Bettelei von seinem Sekretär an Ort und Stelle untersuchen läßt und, inmitten aller Staatsgeschäfte, prüft, wie hoch der Bittsteller aus seiner Privatkasse zu unterstützen sei; der selbe, der in Frankfurt einen alten preußischen Kanzleidiener, den der Minister nicht pensioniren will, selbst privatim pensionirt; aber wiederum der selbe, der in Versailles nach einem Ausfall einen zweitägigen Waffenstillstand nicht bewilligen will, weil wenige Stunden für die Fortschaffung der Verwundeten genügen und „die Toten eben so gut über als unter der Erde liegen“.

Die Sache wills! So ist seine Haltung.

Aber es braucht nicht zum Konflikt zwischen Mitleid und Egoismus zu kommen: auch um anderer Ideale willen stoßen sich Bismarck und die Ideologie. Ein Jahr nach dem polnischen Handel kommt der dänische. Die Professoren wollen sich für das sehr bestrittene Recht des Augustenburgers schlagen. Bismarck zieht es vor, die Herzogthümer zu annektiren. Ein Jahrzehnt später ruft die Humanität seine Gegner auf, die in Ungarn lebenden Deutschen zu schützen. Der Realist warnt vor „Sentimentalitäten“, weil dadurch die Magyaren ins feindliche Lager getrieben würden und eine solche Verbindung gefährlich sei.

Der Mann, der Preußen liebt wie einen Vater, erschreckt den feinfühlenden Hobrecht durch seine Rücksichtlosigkeit, der alte preußische Traditionen zuweilen „nicht heiliger als Perückenstöcke“ seien. Die Ideologen werfen ihm vor, daß er der Reihe nach mit nahezu allen Parteien paktirt und kämpft. „Alle Systeme,“ antwortet er, „durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. Doktrinär bin ich in meinem Leben nie gewesen.“ Historisch könnte man begründen: Das Genie hat keinen Wahlkreis.

Den französischen Unterhändlern räth er in Versailles: „Man muß seinem Vaterland nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen.“ Hier liegt der tiefste Grund jener leidenschaftlichen Antithese zu den Ideologen in zwei Worten beschlossen. Und er fügt hinzu,

den Franzosen ein Aperçu in ihrer Sprache wie einen Fangball zuwerfend: „La patrie veut être servie et pas dominée.“ Favre fängt den Ball auf, dreht und wendet ihn, findet keinen Eingang. „C'est un mot profond“, antwortet er und denkt nach, wie er ihn Bismarck zurückwerfen kann.

Selbst wenn die Unversöhnlichen einmal das Selbe wollen, bekämpft er sie noch um ihrer Gründe willen. Hier gerade spürt man die unterirdische Verbindung zwischen dem Dogmatiker und dem Problematiker: solcher Streit ist echt deutsch. Er bestreitet, daß Steuern aus Patriotismus gezahlt werden oder daß man Elsaß und Lothringen nehmen müsse, weil sie einmal deutsch gewesen: Das sei eine Professorenidee. „Wir brauchen es vielmehr, weil die Vogesen eine bessere Westgrenze bilden und weil Metz diese Grenze stärkt.“

Um Dogmen, um Gefühle haben sogar seine diplomatischen Mitarbeiter, hat selbst der König bitteren Streit mit ihm gehabt. In den fünfziger Jahren wünscht Bismarck den Besuch Napoleons in Berlin. Frankreich würde, „wie die Dinge nun einmal liegen“, den preußischen Einfluß diplomatisch überall erhöhen. Entsetzt weigern sich der König und alle Minister, mit der Verkörperung der Revolution Bündnisse zu schließen. Bismarck aber bleibt noch bis in die sechziger Jahre dabei. Nach Sedan fördert dieser Royalist nun aber nicht etwa die prätendirenden Bourbons, sondern die Republik, weil er von den Bourbons eher die Herstellung der Bündnißfähigkeit Frankreichs befürchtet. Gegen Goltz vertheidigt er im Jahr 63 den londoner Vertrag: „Mögen sie ihn revolutionär nennen: die wiener Traktate waren es zehnmal mehr, das europäische Recht wird eben durch europäische Traktate geschaffen. Wenn man aber an sie den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte, so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden.“

Dieser Mann bekennt einen „angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten“; die Ideologen haben stets Respekt vor Ideen, Gefühlen und Prinzipien bekannt. Als er den Krieg gegen Oesterreich für unumgänglich erkennt, erklärt er Metternich in Paris, gegen die „Phrase vom Bruderkrieg“ sei er stichfest, er kenne keine andere als „ungemüthliche Politik, Zug um Zug und bar“. Gleich nach Königgrätz fühlt er voraus, man werde im Generalstab glauben, die Welt erobert zu haben, und vergessen, daß man nicht mit Oesterreich allein auf der Welt ist. „Wir sind eben so rasch berauscht wie verzagt“ und er müsse Wasser in den brausenden Wein gießen. Als dann wirklich in Nikolsburg der König, aller Argumente für Fortsetzung des Krieges durch Bismarcks Gegengründe beraubt, aufgeregt und in lebhaftem Gerechtigkeitgefühl ruft, der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, giebt Bismarck die programmatische Antwort: Wir haben nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Oesterreichs Rivalitätkampf gegen uns ist überdies nicht strafbarer als der unsere gegen Oesterreich. Wir haben nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben.

Will man zugleich sehen, wie sein Glaube sich zu diesen Realis-

men stellt, so darf man nicht auf Demuth, man muß auf ein Gefühl schließen, analog dem, das ihn vier Jahre später aus Versailles schreiben ließ: „Im Uebrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich; und darauf allein kommt es an. Die Rache ist Gottes.“ So funktionirt seine Ideologie.

Dieser Mann, dem das Transszendentale in der Form von Glauben und Aberglauben, von Fatalismus und Dämonie vertraut war, hat zu Gunsten seines Werkes Alles in sich zurückgebannt, was dieses Werk, geplant und ausführbar einzig in der Realität, gefährden konnte. Er ist es, der das Wort geprägt hat: Die Politik ist die Lehre vom Möglichen.

Dies Aperçu hat er einmal in praxi schlagend in Worte gefaßt, die er im Jahr 66 im Parlament über die Dänische Frage sprach: „Ich habe stets an der Klimax festgehalten, daß die Personalunion mit Dänemark besser wäre als Das, was existirte; daß ein selbständiger Fürst besser wäre als die Personalunion und daß die Vereinigung mit Preußen besser wäre als ein selbständiger Fürst. Welches davon das Erreichbare war, konnten allein die Ereignisse lehren.“

Seine Räthe überliefern, daß er für jede Frage stets mehrere Antworten bereit hielt, von denen er die jeweilig mögliche benutzte. Als er im Jahr 67 im Parlament angegriffen wird, bekennt er, es sei nicht seine Absicht, „ein theoretisches Ideal einer Bundesverfassung herzustellen, in welcher die Einheit Deutschlands auf ewig verbürgt werde. Eine solche Quadratur des Cirkels um einige Dezimalstellen näher zu rücken, ist nicht die Aufgabe der Gegenwart.“ Und immer wieder begegnet man der Fragestellung des Realisten. Nicht: Was können wir wünschen? Sondern: Was müssen wir unbedingt haben?

Mit dieser Lehre vom Möglichen gleicht er einem Geschäftsmann größten Stils, dem die Stetigkeit seines bedachten Vorschreitens mit einer Sicherheit gegen plötzliche Fallissements belohnt wird, die genialen Spekulanten immer drohen. Er rechnet auch wie ein Geschäftsmann. In Versailles erwägt er vorübergehend den Gedanken, man könne eine Milliarde mehr verlangen und dafür Metz dem Feind lassen, dann eine Festung eine paar Meilen zurückbauen (bei Falkenberg oder Saarbrücken), die 800 Millionen kosten würde: „Dabei profitiren wir bare 200 Millionen.“

Als Realist läßt er keine Situation aus Gefühl passiren, ohne sie zu nutzen. Kaum erfährt er von Hödels Attentat auf den Kaiser (das unblutig verlief), so telegraphirt er nach Berlin, es solle sofort ein Sozialistengesetz ausgearbeitet werden. Zwölf Tage später hatte der Reichstag schon Gelegenheit, dies Gesetz abzulehnen. Eben so benutzt er Kullmanns Attentat auf ihn selbst dazu, dem feindlichen Centrum von der Tribüne ins Gesicht zu sagen, der Mann habe ihm selbst als Grund des Attentates angegeben, daß Bismarck seine Fraktion, das Centrum, beleidigt habe.

Daß Bismarck dies Alles ohne Skrupel fertig brachte, ist bei einer so problematischen Natur gleichsam die Rache eines edlen Genius, der sich von einem Meer von Haß und Eifersucht, von Egoisten im Inneren

und Verräthern draußen bedroht sieht und nun „wie jeder ordentliche Mensch“ seine Kräfte nutzt. Es ist aber auch der Mann, der, gefangen von dem Gedanken an sein Werk, ihm Alles opfert, was sein Inneres an Gefühlen und Dogmen belastet. Als Realist scheint Bismarck unproblematisch, die Quellen aber strömen tiefer.

Immerhin erscheint er in diesem Licht ungebrochener als irgend sonst. Sein Ton ist Dur. Wie Lebensfeuer geht es von dem Satz aus, den der Siebenzigjährige im Reichstag sprach: „Die Sünde an der Gegenwart halte ich für eine Todsünde.“

Die Fähigkeit, auf Menschen zu wirken, diese aktive Suggestionkraft, die aus Blick und Geste, aus Logik und Temperament, aus Härte und Schmeicheln sich mischen kann, ist je nach der Art solcher Mischung gewöhnlich oder extravagant: je eigener das mixtum compositum, das man Persönlichkeit nennt, um so merkwürdiger der Kreis seiner Bezauberten. Es bedarf, um auf eine Volksversammlung zu wirken, etwa einer großen Statur, einer mächtigen Stirn, schlichten Satzbaues, guter Geistesgegenwart, angemessener Schlagworte und einiger leicht verständlichen Anekdoten. Hätte Brutus nach Antonius gesprochen, die Römer hätten den Antonius gesteinigt. Lassalle besaß die seltene Fähigkeit, vor dem Volk nur so wenig aus sich herauszustellen, wie es aufzunehmen vermochte. Ließ er dann im Salon die Fülle seiner Gaben spielen, so staunte man, daß dieser feingliedrige Geist im Stande war, auf die Massen zu wirken.

Bismarcks Fähigkeit, von einem Theil seines Ich zu abstrahiren, wenn es nöthig war, korrespondirte mit seiner Nervosität und Selbstkontrole und war fruchtbar nur im persönlichen Austausch. Die wuchtigen Reichstagsreden, deren berühmte Schlagworte oft Wochen lang vorher erwogen waren (man kennt die Entstehungsgeschichte des Wortes vom „ehrlichen Makler“), wirkten, wie übereinstimmend überliefert wird, im Anhören weniger als im Druck. Eine zu hohe Stimme und ein schweres Gebären der Worte mögen dazu beigetragen haben. Auch hört man nicht, daß er in den Wahlversammlungen in Brandenburg im Jahr 49 bedeutenden Eindruck hinterlassen. Sein Haß gegen die Phrase schadete ihm wohl. Zum Volk hat er so gut wie nie gesprochen, einige Male vom Balkon nach dem Attentat und nach den ersten böhmischen Siegen. Das Alles ist unbedeutend. Auch die Ansprachen vor Tausenden nach seinem Sturz, in Jena, Kissingen, Friedrichsruh sind meist ohne bedeutenden Werth.

Dagegen war seine Wirkung en petit comité oder unter vier Augen unvergleichbar. Aus der Komplizirtheit seiner inneren Struktur folgt, das ingenium immer vorausgesetzt, seine Wirkung auf Einzelne statt auf die Massen.

Dies war aber sein Beruf: er war Diplomat.

Gramont, damals Gesandter in Wien, gewiß nicht Bismarcks Freund, schildert diesen Diplomaten im Jahr 64: „Sein Lächeln beschränkte sich auf eine plissure des lèvres, er lachte nicht mit den Augen und schien beim Sprechen die Zähne zusammen zu halten, was beson-

ders dem Französischen einen eigenthümlichen Accent gab. Man hatte die Empfindung, daß er immer kampfbereit sei, obgleich er ein gewisses Sichgehenlassen in der Haltung affektirte und alle geheimen Angelegenheiten leicht zu nehmen schien. In seinen amtlichen Beziehungen hatte er noch nicht die, so zu sagen, despotische Autorität, die ihm die Gewohnheit des Erfolges gegeben zu haben scheint. Aber er war schon ungeduldig bei jedem Widerspruch und machte sich durch die absolute Art seiner Doktrin und die Kühnheit seiner Gedanken bemerkbar." Es ist der Mann, der auf dem Gemälde von Becker eine nervöse Eleganz zur Schau trägt, der Mann mit dem skeptischen Auge, das erst beobachtet, ehe der Mund sich öffnet.

Bismarck als Diplomat kennen Alle und kennt Niemand. Aus den politischen Resultaten, die offen vor aller Welt liegen, schließt man auf diplomatisches Genie. Die psychologisch allein interessante Frage aber, wie er das Alles erreichte, ist heute erst zum Theil zu beantworten. Seine Berichte liegen noch in den Archiven. Kenner, die sie gelegentlich sahen, erklären, die amtlichen Briefe aus Petersburg gehörten zum Großartigsten der diplomatischen Berichterstattung. Daß dieser Mann die diplomatische Kunst, die Kunst der Verhandlung im Salonrock und mit der Feder, die er als Autodidakt ohne Uebung plötzlich beherrschen mußte, gleich wie ein Meister bezwang, er, dessen Temperament auf Gewaltsamkeit gerichtet war, ist wiederum das Zeichen jenes problematischen Wesens, das Stärke und Nervosität verband.

Statt, wie er wünschte, zeitlebens in Wäldern, auf Jagden, in Kriegen, im Sattel zu leben, hat er ein halbes Jahrhundert fast völlig am Schreibtisch verbracht oder an den Tafeln und in den Fauteuils der Diplomaten. Seine Leidenschaften waren dazu angethan, ihn zum Diplomaten untauglich zu machen, und an Wünschen und an Körperbau ist er das Widerspiel Talleyrands, den er nicht leiden konnte. Was ihn zum Diplomaten fähig machte, war seine Skepsis und Menschenverachtung, naturforschende Betrachtung, Nervosität und Objektivirung von Ich und Welt.

Freilich steckt der Realist auch in dem Diplomaten. „Das Gefährlichste für Diplomaten, lehrt der skeptische Realist, sind Illusionen. Man muß sich zur Voraussetzung machen, daß der Andere ebenfalls nichts suche als seinen Vortheil. Darum keine Hingebung!" Auch die Benutzung aller Mittel verräth den Realisten im Kern: so sprach er das Französische vor französischen Diplomaten zwar leicht, gab sich aber gelegentlich den Anschein, als schwanke er über den oder jenen Ausdruck, wenn er hochmüthig und ironisch über die Männer und Ereignisse des Tages sprach. „Wenn er aber ein Wort zu suchen schien, so geschah es nur, um es dann besser, wie einen Pfeil zu entsenden, und er fand stets den zugespitztesten Ausdruck."

Er ist ein Künstler im Hinhalten. So hält er Oesterreich Jahre lang im Unklaren über ein mögliches Abschwenken Preußens zu Frankreich und sagt darüber zu Goltz, die Furcht vor dem Uebel habe mehr Wirkung als das eingetretene Uebel selbst. So hat er Napoleon

durch Jahre hingehalten. Und die Hinhaltung der londoner Signatarmächte während des dänischen Krieges hat er selbst sein diplomatisches Meisterstück und ein Intriguenspiel wie in Scribes „Glas Wasser“ genannt. Von der geplanten Erwerbung der Elbherzogthümer konnte man vor dem Krieg laut nicht sprechen. Er befolgt also die Taktik, von ihr als von Etwas zu reden, das sehr erwünscht, aber ganz unmöglich sei, und als ob unter solchen Umständen die Herzogthümer lieber bei Dänemark blieben. So beruhigt er Frankreich, das sonst Einspruch erhoben hätte.

Die Kunst der Menschenbehandlung unter vier Augen übt er je nach der Lage: liebenswürdig, drohend, hinterlistig, grob. Thiers nennt ihn nach den versailler Verhandlungen un barbare aimable. Den schlauen Favre bittet er, zu rauchen. Das sei nützlich: „Das Auge ist beschäftigt, die Hand festgehalten, der Geruchssinn befriedigt, man ist glücklich. Sie, der Sie nicht rauchen, haben über mich einen Vortheil: Sie sind aufmerksamer, und einen Nachtheil: Sie sind geneigter, sich hinreißen zu lassen.“

Als in der entscheidenden, mitternächtigen Unterredung mit dem Augustenburger im Jahr 64 Dieser auf Bismarcks Forderungen durchaus nicht eingehen will, ändert er dem in der Luft schwebenden Herzog gegenüber, den er Hoheit titulirt und sehr artig angefaßt hatte, plötzlich den Ton, nennt ihn nur noch Durchlaucht und sagt ihm die plattdeutschen Worte: daß wir dem Küken, das wir ausgebrütet haben, auch den Hals umdrehen könnten.

Napoleon hat er, bei einer Unterredung im Jahr 57, mit vollendeter Kenntniß der menschlichen Psyche zu seinem Vertrauten gemacht. Der Kaiser, stets im Bann von Bismarcks Persönlichkeit, macht ihm, der ohne Akkreditiv in Paris ist, die vertraulichsten Vorschläge: er wolle Preußen bei Erwerbung Hannovers und der Elbherzogthümer seine Mithilfe zusichern, gegen das Versprechen der Neutralität im Fall eines französisch-österreichischen Krieges. Bismarck nimmt darauf nicht etwa eine Haltung an, um ohne Verpflichtung Alles nach Hause zu berichten, sondern er erwidert: er sei doppelt erfreut, daß Seine Majestät diese Andeutungen gerade ihm mache, erstens wegen des Vertrauens, zweitens aber, weil er vielleicht der einzige preußische Diplomat sei, der es auf sich nehme, diese ganze Eröffnung zu Haus und seinem Souverain gegenüber zu verschweigen. Thatsächlich könne von solcher Abmachung die Rede nicht sein. Folge: die Unterredung schließt, indem der Kaiser Bismarck für seine Offenheit dankt, Bismarck dagegen dem Kaiser Schweigen über seine Eröffnung gelobt. Thatsächlich hat er damals weder in Briefen noch in Berichten, sondern erst viele Jahre später, als sie praktisch werthlos geworden, die Sache mitgetheilt. Er wußte, wie eng ein gemeinsames Geheimniß Menschen verkettet: Dies war seine Absicht mit dem Kaiser.

Eine andere Taktik ermöglicht ihm manchmal, Dinge, die er weiß, amtlich nicht zu wissen. Als im November 63 der Dänische Gesandte zu ihm kommt, um die Publikation des neuen Grundgesetzes

(Einverleibung der Herzogthümer) amtlich zu notifiziren, ruft Bismarck: „Schweigen Sie! Ich will es nicht wissen! Denn wenn ich es weiß, muß ich unseren Gesandten aus Kopenhagen abberufen.“

Aehnlich hat er später, während der luxemburger Krisis, Benedetti behandelt; dem er überhaupt seine besten Streiche spielte. Am ersten April 67 besucht ihn Benedetti, um ihm zum Geburtstag zu gratuliren und zugleich amtlich den Ankauf Luxemburgs durch Frankreich mitzutheilen. Bismarck kennt den Inhalt der Depesche und fühlt, daß Krieg und Friede in diesem Augenblicke entschieden werden. Er „kannte die weiche, geschmeidige und zögernde Natur Benedettis, der, wie alle Levantiner, gewaltsame Maßregeln scheute“. Er hindert ihn, die Depesche aus der Tasche zu ziehen, er scheue ein politisches Gespräch, da er im Augenblick in den Reichstag müsse. Auf dem Gartenweg, der damals zwischen den beiden Gebäuden bestand, eröffnet ihm Bismarck, jetzt, sofort müsse er eine Interpellation über den möglichen Ankauf Luxemburgs durch Frankreich beantworten. Deshalb sei eben, erwidert Benedetti, die vorherige Mittheilung seiner Depesche zu wünschen. Bismarck hindert ihn nochmals und skizzirt ihm seine Rede: der Regirung sei nichts bekannt, er könne sich also jetzt nicht über ihre Absichten äußern. Keine fremde Macht werde aber die zweifellosen Rechte deutscher Staaten beeinträchtigen. Das sei seine Ueberzeugung. Nach dieser Erklärung bleibe eine freundliche Verständigung möglich. Wüßte er aber offiziell von dem geschehenen Kauf, so müßte er ihn dem Reichstag melden und dann würde Preußen die Abtretung niemals dulden: ein ernster Konflikt sei unvermeidlich. „Nun frage ich Sie“, sagt Bismarck am Ausgang des Gartenweges, „nochmals, haben Sie mir eine Depesche zu übergeben?“ Benedetti verneint und empfiehlt sich. Die Folge dieses Spazirganges war bekanntlich, statt eines Krieges, die Londoner Konferenz, die Luxemburg für neutral erklärte und die Festungen schleifen ließ.

Während diese Frage schwebte, machte Benedetti Bismarck den Vorschlag eines Schutz- und Trutzvertrages: Frankreich solle sich Belgiens, Preußen sich Süddeutschlands bemächtigen. Bismarck läßt ihn Dies aufsetzen und bewahrt das Papier. Nach Jahren, sechs Tage nach der Kriegserklärung Frankreichs, erscheint das Dokument plötzlich in den Spalten der Times. Zugleich gelangt die Photographie dieses Papieres der Französischen Botschaft mit Benedettis Handschrift in alle Kabinete. Zweck und Folge dieser Publikation ist überall die größte Erbitterung gegen Frankreichs Machinationen. Damit nicht genug: Bismarck erklärt offiziell, voll Ironie, er habe sich zu dieser Veröffentlichung genöthigt gesehen: denn ohne sie hätte ihm Frankreich vielleicht in diesem Augenblick noch angeboten, nach vollendeten Rüstungen auf beiden Seiten an der Spitze einer Million gewappneter Streiter dem übrigen ungerüsteten Europa nun die selben Forderungen aufzuzwingen, die ihm damals Benedetti gemacht.

Emil Ludwig.



Zwei Briefe.

Weltfremde Gesetzgeber.

Im September dieses Jahres sprach ein Anonymus hier über weltfremde Gesetzgeber. Mit der kühlen Ueberlegenheit eines Mannes, dessen Sachkunde nicht zu bezweifeln ist, bemängelte er insbesondere das Bürgerliche Gesetzbuch als ein „weltfremdes“ Machwerk, das mitleidiges Achselzucken verdient. Diese Kritik, scheint mir, haftet an der Oberfläche. Paragraph 292 des Bürgerlichen Gesetzbuches wird als „Rekord an Unklarheit“ bezeichnet. Aber Paragraph 292 ist gut, deutlich und, so weit die an sich komplizirte Sachlage es zuläßt, übersichtlich und klar gefaßt. Märchenbuchstil ist hier nicht angebracht. Nicht jeder Laie braucht diese Sprache leichthin zu verstehen. Kann man denn schwierige juristische Verhältnisse „volksthümlich“ darstellen? Wer die Feinheit und Kraft civilrechtlicher Begriffe (zum Beispiel: Verzug und Rücktritt) kennen gelernt hat, wird solche Forderung seltsam finden. Seit der zunehmenden Komplizirung des modernen Verkehrslebens brauchen wir statt der Kasuistik primitiver Gesetzbücher reinste Abstraktion. „Volksthümlichkeit“ ist für moderne Gesetzbücher kein lobendes Prädikat. Der Jurist wird immer mehr Techniker werden. (Das war von Harden treffend dargelegt an dieser Stelle in seinem Artikel „Laienjustiz“.) Der Laie kann und braucht nicht im Gesetzbuch in gangbarer Münze zu finden, was er sucht. Findet er wirklich den passenden Rechtssatz, so fehlt ihm doch jede Beziehung dieses Satzes zum Ganzen und er verwendet das Gefundene in der Isolirung wahrscheinlich falsch. Die ferner angegriffenen Paragraphen 1 und 90 des Gesetzbuches sind nothwendig und präzis. Der Vorwurf, das Bürgerliche Gesetzbuch operire mit „Ausdrücken, die lediglich Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind,“ hat kein schweres Gewicht. Wem sollte eine gute Gesetzestechnik ihre Fachausdrücke lieber nachbilden als dem in seiner prägnanten Schärfe unerreichbaren römischen Recht? Der Verfasser monirt insbesondere, daß die Bezeichnung „im Zweifel“ („in dubio“) „etwa hundert Mal gebraucht wird“. Wie soll denn ein Bürgerliches Gesetzbuch ohne den Begriff, den diese Worte so knapp und richtig bezeichnen, auskommen? Weiß der Kritiker einen besseren Ausdruck?

Wer auf diesem Boden, mit vorsichtig tastender Hand, Besserungen, Erweiterungen, Streichungen vornehmen will, muß zuvor den Geist dieses Gesetzwerkes erfaßt haben. Dazu muß er durch eine harte Schule gegangen sein, muß er die großen geschichtlichen Zusammenhänge verstanden und die Erkenntniß in sich verarbeitet haben. Einzelne Inkongruenzen sind in solchem Riesenwerk wohl unvermeidlich; sie als Symptome für die „Weltfremdheit“ des BGB hervorzuzerren, scheint mir ein unersprießliches Beginnen.

Hamburg. Rechtsanwalt Dr. Alfred Rosenthal.



Heilpädagogien.

Hochverehrter Herr Harden, verspätet kommt mir der Aufsatz Gurlitts über „Heilpädagogien“ zu Gesicht. Mein Blick gleitet von meinem Schreibtisch auf einen weiten Spielplatz; dahinter hebt sich im Abendschein das Wattenmeer zum Horizont, rechts von den Häusern Amrums, links von den Halligen begrenzt. Es ist der Schauplatz des Nordseepädagogiums; dieser weite Spielplatz und auch dieses Meer, in dem wir schwimmen, auf dem wir rudern, an dem wir turnen und die Lunge üben. Vor mir liegen die Gärten, in denen die Jungen mit unserm Gärtner graben und pflanzen, daneben die Ställe mit Hühnern, Enten und Schafen zur Pflege und Freude unserer Jungen und Mädchen. In dieses heilkräftige Nordseeklima kommen alljährlich Tausende blutarmer oder nervöser Kinder. Sie mußten während der Erholungzeit die Schule entbehren, und wenn die Zeit ihres Ausspannens länger bemessen sein mußte, so wurde ihr Fortkommen in der Schule gehemmt und schon die Angst davor mochte die Erholung beeinträchtigen. Darum hat vor einigen Jahren Dr. Gmelin auf Föhr dieses Nordseepädagogium erbaut, das sich als eine organisirte Höhere Schule, Gymnasium, Realschule und Realgymnasium bis Obersekunda giebt. Unsere Aufgabe ist, die wissenschaftliche Weiterbildung Derer zu sichern, die, auf ein Dritteljahr oder auf Jahre, zu uns kommen. Die Bedürfnisse sind mannichfach; jeder Einzelne muß besonders unter die Lupe genommen und für Jeden müssen die Einrichtungen so gebogen und gemodelt werden, daß er hineinpaßt. Heute, wenn die Nacht auf das Meer und die Insel gesunken ist, werden wir, sechzehn Lehrer und Lehrerinnen, mit unserem Schularzt, Dr. von Kügelgen, beisammen sitzen und für jeden unserer Schüler nachprüfen, wie weit uns Dieses im neuen Dritteljahr gelungen ist. Damit unsere Zöglinge einen Ersatz für die Familie haben, sind sie in Gruppen vereint, die unter der Leitung eines Lehrers und einer Hausmutter ein trauliches Zusammenleben pflegen können. Jungen und Mädchen mit einander: morgens Unterricht, nachmittags Spiel und Arbeitstunde, abends Lesen, Gesellschaftspiel. Musik, Vortrag oder Handfertigkeit in der Tischlerei. Sonntags: Marsch, Kriegsspiel oder Seefahrt. „Uebertriebener Körperkultus“ wird vermieden; der Arzt überwacht die Entwickelung jedes Einzelnen. Wir sind jetzt ein Schülerkreis von etwa hundert, von denen ungefähr fünfzig von der Insel Föhr, aus Wyk und den nächsten Dörfern kommen; eine gute Mischung: diese tüchtigen niederdeutschen und friesischen Jungen mit den der Erholung bedürftigen Großstadtjungen. Die Einheimischen aber bilden den festen Bestand in den Klassen und sichern den ruhigen Gang der Schule. Von Dem, was Elternbriefe über die Entwickelung der Kinder bekunden, darf ich hier nichts sagen; die Art unseres Schulheims Ihnen zu schildern, war mir, als ich Gurlitts Aufsatz gelesen hatte, ein Bedürfniß.

Föhr-Südstrand. Professor Dr. Gerhart Heine.



Italiens Machtmittel.*)

Nach dem Beginn der tripolitanischen Expedition der Italiener sind in Deutschland Kontroversen über den Werth oder Unwerth Italiens als eines Genossen des Dreibundes entstanden. So weit mir bekannt ist, hat aber die Frage weniger oder gar nicht zur Diskussion gestanden, über welche Machtmittel eigentlich die jüngste der europäischen Großmächte verfügt.

Betrachten wir zuerst die Basis der staatlichen Macht und des staatlichen Daseins überhaupt, die Bevölkerung, so präsentirt sich deren Zahl nach dem letzten Census von 1910 mit 34,5 Millionen recht stattlich. Doch von diesen sind über zehn Millionen Neapolitaner und Sizilianer. Auch die Bewohner von Latium, von Toskana, Venetien sind ein weicher, unkriegerischer Schlag. Wirklich tüchtige Leute, für Krieg und Frieden, bringen nur Piemont und Ligurien, die Lombardei und die Romagna hervor. Diese Provinzen bildeten einst den Kern des napoleonischen, vom Vicekönig Eugen von der Hauptstadt Mailand aus verwalteten Königreichs Italien. Unvergessen ist die Bravour, mit der Eugens Soldaten sich bei Borodino und Malo-Jaroslawetz schlugen. Auch 1813 leisteten sie den Oesterreichern in der Po-Ebene nachhaltigen Widerstand, während die neapolitanischen Truppen nur unter starker Beimischung national-französischer Offiziere und Unteroffiziere und nur mühsam ins Feuer zu bringen waren. Als 1815 der Armee Murats dieser feste Rahmen entzogen war, setzte bei dem ersten Zusammenstoß mit einer Handvoll Oesterreicher sofort die kläglichste Retirade ein. Seitdem sind nah an hundert Jahre verstrichen, aber Charakter und Art des Süditalieners haben sich wenig oder gar nicht geändert. Noch heute lebt das Volk im blinden Aberglauben dahin und noch heute sind Lesen oder gar Schreiben seltene Künste in der unteren Hälfte der appeninischen Halbinsel. So kommen, trotzdem es im Norden Analphabeten überhaupt nicht giebt, für das ganze Königreich beinahe fünfzig Prozent des Schreibens gänzlich Unkundige zur Berechnung. Die Fremd- und Priesterherrschaft sowie die staatliche Zersplitterung ertöteten ferner an vielen Orten jene kriegerische Gesinnung und jenen Gemeinsinn, welche die Italiener des Mittelalters und der

*) Diese Darstellung stammt von einem Politiker, der einen wichtigen Theil seines Lebens in Italien verbracht und dort die Möglichkeit erlangt hat, durch die Schleier der offiziellen Wahrheit zu blicken.

Renaissance so hoch erhoben. Freude am Waffenhandwerk, Disziplin und einen kriegerischen Kleinadel fand man nur in Piemont. Beim risorgimento zeichneten sich zwar auch Romagnolen und Lombarden durch Thatkraft, Muth und Vaterlandliebe aus, die anderen italienischen Stämme aber verhielten sich selbst in jenen großen Tagen mehr passiv; sie ließen sich befreien und ohne große Begeisterung für das neue Italien einen. Auch heute noch lebt in Süd- und Mittelitalien viel Sondergeist und das nationale Königthum steht keineswegs dort so fest, wie flüchtige ausländische Beobachter und Reisende vermeinen. Im Norden aber mit seinen vielen Industrien hat sich ein oft mit anarchischen Tendenzen durchsetzter Sozialismus eingenistet, der schon manchmal den schwachen Verwaltungbehörden über den Kopf wuchs und nur mit Hilfe der immer mehr zu einer Polizeitruppe degradirten Armee mühsam im Zaum zu halten war.

Wie alle Großstaaten des Kontinents, hat auch Italien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Bei einer Friedensstärke von 280 000 Land- und 30 000 Seesoldaten weisen die Listen noch über drei Millionen mehr oder weniger militärisch Ausgebildeter nach. Der Werth der sogenannten Mobil- und Territorial-Miliz, etwa unserer Landwehr ersten und zweiten Aufgebots entsprechend, ist aber höchst problematisch, so daß im Wesentlichen nur mit dem stehenden Heer und seinen auf eine halbe Million veranschlagten Reserven zu rechnen ist. In Wirklichkeit ist aber die Zahl der sofort verfügbaren Reservisten viel geringer, da die starke Auswanderung jahraus, jahrein Hunderttausende der kräftigsten Männer nach Nord- und (namentlich) Südamerika, in europäische und Mittelmeerländer entführt. Diese werden (zum größten Theil) im Mobilmachungfall wohl einrücken. In Bezug auf die nach Amerika Gewanderten jedoch giebt sich die Militärverwaltung wohl keinen Illusionen hin. Wenn auch den über See gegangenen (im Durchschnitt 400 000 jährlich) Italienern eine große Zahl Rückwanderer gegenübersteht und ein geringer Prozentsatz Frauen und Kinder von dieser Summe in Abzug zu bringen ist, so suchen doch meist nur kräftige junge Männer, der überwiegenden Mehrzahl nach also die zur Mobilmachung nöthigen Reservejahrgänge, Arbeit und Verdienst außer Landes.

Eine andere große Schwierigkeit der Mobilisirung liegt in dem Umstand, daß jedes Regiment aus fünf verschiedenen Departements rekrutirt. In der allerdings sehr begründeten Voraussetzung, daß ein nur aus Süditalienern bestehender Truppenkörper dem Feind sofort den Rücken kehren und überhaupt gar keinen

inneren Halt haben würde, mußte man zu dieser Mischung greifen und von dem Territorialsystem aller anderen Großmächte absehen. Bei dem langgestreckten, dünnen Leib des Landes, den Mängeln des Eisenbahnwesens und der geringen Disziplin des Volkes wird aber durch dieses System eine Gesammtmobilmachung sicher um Wochen verzögert. Wie ferner die nöthigen Reit- und Zugthiere beschafft werden sollen, ist, namentlich wenn die ungarische Quelle verstopft wäre, bei dem pferdearmen Lande völlig räthselhaft. Trotzdem paradirt Italien auf dem Papier mit zwölf vollen Armeecorps, zu denen sich neuerdings noch drei Kavalleriedivisionen gesellen. Vernünftige Militärs haben zwar dringend gerathen, die früher bestandenen zehn Corps auf acht wirklich brauchbare zu reduziren; statt Dessen aber wurden unter dem Druck des Gegensatzes zu Oesterreich die Corps Nummer 11 und Nummer 12 mit den entsprechenden Regimentern neu aufgestellt. Sehr schädigend ist auch die geringe Friedenspräsenz, da das Bataillon keine 350 Gewehre bei der Fahne zählt. Wenn trotzdem die Armee äußerlich einen leidlichen Eindruck macht und bei den verschiedensten Strikes und Revolten nicht versagt hat, so ist diese Thatsache hauptsächlich auf das Konto der Offiziere zu setzen. Den Kern des italienischen Offiziercorps bilden nämlich noch heute Piemontesen; sie haben es verstanden, Traditionen, Disziplin und Pflichtgefühl der kleinen, aber zuverlässigen sardinischen Armee in das neue große nationale Heer herüber zu pflanzen. Aber aus 20 Infanterieregimentern wurden 96, aus 10 Reiterregimentern 29: die Bouillon ist natürlich wesentlich dünner geworden, wie auch die Beimischung der vielen unzuverlässigen südlichen Elemente, der zugleich feigen und grausamen Neapolitaner, die Truppentheile an innerer Konsistenz nicht eben gewinnen ließ. Ausrüstung und Bewaffnung der Armee ist nicht schlecht, wie überhaupt moderne Ideen ins italienische Offiziercorps vielfach Eingang fanden. Die Reserveoffiziere aber dürften im Ernstfall meist versagen. Neben der Armee hat Italien, so weit die knappen Mittel irgend reichten, seiner Flotte viel Fürsorge zugewendet. Offiziercorps und Mannschaft der Flotte machen aber kaum den selben relativ günstigen Eindruck wie, nach dem ersten Hinblick, die Landtruppen. Wenn es auch nicht auf jedem Schiff so zugeht wie auf dem unlängst nah bei Neapel gestrandeten „San Giorgio“, so steht die Marine doch in Allem hinter der englischen oder deutschen zurück. Daher glauben auch die Oesterreicher, mit ihren numerisch viel schwächeren Seestreitkräften gegen Italiens Armada die dalmatische Küste eben so wie 66 erfolgreich vertheidigen zu können. Immerhin steht den

Italienern eine stattliche Anzahl guter, mittelstarker Kriegsschiffe zur Verfügung; auch sind vier Dreadnoughts im Bau. Die Handelsflotte hat sich unerwarteter Weise im Stande erwiesen, die nicht unbedeutenden Transporte an Truppen, Vorräthen, Munition nach Tripolis ziemlich anstandlos zu bewältigen.

Zum Kriegführen gehört aber außer Soldaten, Schiffen, Kanonen und anderem Geräth vor Allem Geld. Das letzte italienische Budget weist bei 2416 Millionen Ausgaben einen kleinen Einnahmeüberschuß auf. Dies Gleichgewicht ist aber nur dadurch ermöglicht worden, daß alle öffentlichen Arbeiten, die Ausgaben für Kulturzwecke, die Gehälter der Offiziere und Beamten aufs Aeußerste beschnitten wurden. Schatz- und Finanzministerium verschlingen mit 1245 Millionen mehr als die Hälfte aller Einnahmen. Von dem Rest entfallen 550 auf Armee und Marine, während mit dem letzten Viertel der Einnahmen alle anderen Staatsausgaben beglichen werden müssen.

Dabei ist wohl kein europäisches Land so mit Steuern belastet wie Italien. Gerade der kleine Mann trägt dort fast zu schwer an den zahllosen indirekten Abgaben und Taxen. Alles ist monopolisirt oder besteuert; eben so wenig, wie sich neue indirekte Steuerquellen erschließen lassen, würde es möglich sein, die enorm hohe Einkommensteuer, die sogenannte richezza mobile, die Grund- und Gebäudesteuer noch weiter hinauf zu schrauben. Das Budget ermangelt jeder Elastizität, alle Ausgaben sind aufs Knappste bemessen und jedes außergewöhnliche Ereigniß zeitigt ernste Störungen im Staatshaushalt. Dazu kommt, daß Italien nur Papierwährung besitzt. Wie ein Theil der Staatsschulden in Gold verzinslich ist, sind auch die nöthigsten Importartikel, vor Allem Kohle und Eisen, nur gegen Gold vom Ausland erhältlich. Lobredner der italienischen Staatsfinanzen weisen zwar gern auf den hohen Stand der Rententitres hin. Thatsächlich notiren italienische 3½ und 4 prozentige Konsols höher als unsere deutschen Anleihen. Die Gründe für diese Abnormität sind mannichfach. Vor Allem hat Italien bessere Finanzminister und im Gegensatz zu uns seit Jahren keine neuen Titel auf den Markt gebracht. Da in Italien Sparkassen, pia corpora, Versicherunganstalten gesetzlich ihre Reserven in Staatsobligationen anlegen müssen, treten diese Institute beständig als Käufer auf den Markt. Bei relativ wenig entwickelter Industrie, bei dem noch ganz unfertigen Grundbuchwesen, bei der Unzuverlässigkeit gerichtlicher Entscheidungen in Hypothekar- und Privatschuldangelegenheiten bietet sich dem italienischen Sparer eigentlich nur das Staatspapier als sichere,

leicht realisirbare Anlage. Ein klug durchdachtes System sorgt ferner dafür, daß die zahllosen fleißigen italienischen Auswanderer ihre Sparpfennige im Wege der Konsulate in italienischer Rente anlegen. Diese Sparsummen veranschlagte ein italienischer Nationalökonom auf mindestens dreihundert Millionen jährlich. So findet die italienische Rente unausgesetzt inländische Nehmer und die früher großen in Frankreich und Deutschland elocirten Posten italienischer Konsols sind auf wenige Millionen zusammengeschmolzen. Ohne entsprechende Kapitalbildung wäre natürlich das Rückströmen der Rente nicht möglich gewesen. Unleugbar hat sich Handel und Wandel in den langen Friedensjahren unendlich gehoben. Große Industrien sind neu erblüht, in der Lombardei, in der Emilia und Romagna ist die Bebauung des Bodens in rationelle und moderne Bahnen gelenkt worden; die norditalienischen Städte bieten fast durchweg ein Bild fröhlichen Aufschwunges. Anders sieht es freilich in Mittel- und Unter-Italien aus. Noch ritzt der Holzpflug nur mühsam die Scholle, die Viehzucht steht auf denkbar niedrigster Stufe und selbst bei der Hauptstadt leben, wie jeder Romfahrer täglich konstatiren kann, die Bauern und Hirten der Kampagna in Erdhöhlen und Ruinen. Die Agrarfrage ist noch immer ungelöst. Wenn auch die veraltete Menadria, Wirthschaft auf Halbpart, in Mittel-Italien wenigstens erträgliche Verhältnisse sichert, leben im Römischen und Neapolitanischen, vor Allem in Sizilien Barone und Ackerbausklaven in tötlichster, oft zu blutigen Ausbrüchen gelangender Feindschaft. Wer schnell mit der Eisenbahn Italien durchreist, in Mailand, in Florenz, Rom und Neapel kurzen Aufenthalt nimmt, läßt sich nicht träumen, daß von dem Land Italia, das sich ihm in den lombardischen Reisfeldern, dem hochkultivirten Arnothal oder der Campania Felix so schön blühend zeigt, drei Fünftel mehr oder weniger Wüsteneien sind. Die zunehmende Entwaldung der Berge läßt jedes Jahr neue Strecken verkarsten. Das von der Natur so günstig disponirte Stromsystem wird dem Fruchtland der Thäler und kleinen Ebenen statt zum Segen zum Fluch, da die in Folge der Dürre im Sommer eintrocknenden Flußläufe sich im Winter plötzlich füllen, von den Bergen den letzten Humus fortnehmen und in ihrem unteren Lauf verherende Ueberschwemmungen und Versandungen verursachen. Dem Allem steht Regirung und Volksvertretung mit verschränkten Armen gegenüber. Der gebildete Italiener ist überhaupt nur Stadtmensch, für den Landmann und seine Noth hat er eben so wenig Verständniß wie dafür, daß Italien vor Allem von Innen heraus kolonisirt werden muß; daß das schöne, an Kohlen und

Eisen arme, aber an Sonne reiche Land nicht Industrie-, sondern Ackerbaustaat ist.

Kohle und Eisen, heute vielleicht noch mächtigere Kampf- und Machtmittel als Gold, fehlen aber ganz in Italien. Wenn bei dem theuren Bezug dieser jeder modernen Entwickelung unentbehrlichen Faktoren aus dem Ausland die italienische Industrie konkurrenzfähig bleiben will, muß sie dauernd, wie bisher, mit erheblich niedrigeren Löhnen arbeiten. Naturgemäß aber muß sich in Folge dieses Mangels eine Reihe von Industrien für Italien überhaupt verschließen, darunter solche, die für die Vertheidigung oder Wehrbarmachung des Landes von Wichtigkeit sind. Auch für die Eisenbahnen fällt der Kohlenmangel sehr ins Gewicht. Ueberhaupt ist das Eisenbahnwesen der Halbinsel ein dunkler Punkt. Fast ganz Italien ist Bergland, so daß schon die Natur dem Bahnbau große Schwierigkeiten bereitete. Dann fiel nach Landessitte bei Finanzirung und Legung der Bahnen viel, sehr viel Geld unter den Tisch. So kämpfen die heute verstaatlichten Eisenbahnen des Landes mit hohen Betriebskoeffizienten und einer Ueberkapitalisirung. Gewiß ist für die Staatsbahnen in den letzten Jahren unendlich viel geschehen, aber ob für eine Mobilisirung die Maschinen und Wagenparks und die Kohlenvorräthe reichen, ist fraglich. Viele Bahnen führen auch längs der Küste hin und können von einem die See beherrschenden Feind, etwa durch Zerstörung der zahlreichen Tunnels, sofort unbrauchbar gemacht werden. Ueberhaupt ist die lange Küstenentwickelung bei der verhältnißmäßig schwachen Kriegsmarine der bedenklichste Punkt der italienischen Landesvertheidigung.

Will man sich die Mühe geben, mit den hier ruhig, wenn auch nur flüchtig, besprochenen Punkten und Ziffern die selben Verhältnisse etwa in Frankreich zu vergleichen, so wird man zu einem für Italiens Machtmittel wenig günstigen Ergebniß kommen. Und doch wollen die Italiener im Konzert der Mächte eine vollwichtige Stimme erheben, glauben sie, unter Vernachlässigung der großen, im eigenen Lande harrenden Aufgaben, sich an die Eroberung und Aufschließung eines so weiten und unwirthlichen Gebietes, wie Tripolitanien ist, heranwagen zu können. Den Herren in Rom scheint eben das richtige Augenmaß ganz zu fehlen, ein Augenmaß, das den Gründer des neuen Italien, den großen Cavour, so sehr auszeichnete und das ihn nur unter schwerster Sorge an die nicht zu vermeidende Eroberung des (heute noch nicht verdauten) Königreiches beider Sizilien herangehen ließ. ***

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 18. November 1911.

Beifall links!

Am neunten Novembermittag hat im Reichstag die „Besprechung der deutsch-französischen Abkommen vom vierten November 1911, betreffend Marokko und Aequatorialafrika“ begonnen. Diesen Termin hatte Herr von Bethmann-Hollweg gewünscht. Nur wer den Mann noch immer nicht kennt, noch immer nicht einsieht, daß hier das Unzulängliche Ereigniß ward, kann darüber staunen, daß schon dieser Wunsch aus blindem Unverständniß des Nothwendigsten kam. Wenn im Reichstag, wie im Sternenkreise strebsamer und um ihre Dividende besorgter Aktiendirektoren, Leute gewesen wären, die den Novemberabschluß als einen Erfolg deutscher Staatskunst buchen wollten: am Neunten durften sie diese Absicht nicht entschleiern. Nicht, ehe der Tag verdämmerte, an dem die pariser Deputirtenkammer über die Verträge abgestimmt hatte. Lautes Lob in Berlin: und die Feinde des Ministeriums Caillaux stürmten, in buntem Haufen, ans Ziel. Ein in Wallots Haus als dem Deutschen Reich nützlich gepriesener Vertrag wäre ungefährdet nicht durch den Bourbonenpalast zu bringen gewesen. Herr Jules Cambon, der seit dem Maimond sich der Firma Bethmann & Kiderlen (in Liq.) so thurmhoch überlegen zeigt, hat auch diesmal richtig gerechnet. „Zuerst der Reichstag; dann (da einstweilen noch kein halbwegs Ansehnlicher den Muth haben wird, den elenden Kram als etwas Glorioses auszubrüllen) haben wir die ersehnte Kammerstimmung und weder Clemenceau noch Paul Leroy-Beaulieu, weder Hanotaux noch Maurras sind uns gefährlich. Dann kann Caillaux, der sich so gern

in die Rolle eines von Blut nicht befleckten Bonaparte träumt, auf den Groll und Grimm der Deutschen weisen und seine Mehrheit noch einmal zusammenpeitschen." Der Herr, der, dem Reich zu fortzeugendem Unheil, den Titel des Kanzlers trägt, hat sich selbst in eine Lage gebracht, in der jeder Lobspruch einer starken Fraktion seiner Sache schaden mußte. Wäre in ihm nur das kleinste Aederchen, der winzigste Blutstropfen eines Staatsmanns, so hätte er der Republik den Vortritt gelassen. Vor allzu stürmischem Jubel über den auf dem weiten Rund der Erde verhöhnten deutschen Rückzug hätte politischer Instinkt und Takt die pariser Diätarien gewarnt; und mindestens eine gewichtige Stimme wohl auch beklagt, daß die Regirung der Republik die Drohgeberde von Agadir nicht mit sichtlicherer Willenskraft abgewehrt habe. Dann konnte unser Hofdragoner sich in die Brust werfen und fragen: „Jauchzen die Franzosen etwa? Die sind, Ihr hörts, gar nicht so sehr zufrieden. Ists drum nicht vernünftiger, jetzt, da der Vertrag drüben angenommen, also fürs Erste doch nichts mehr zu ändern ist, zu thun, als sei unsere Arbeit bescheidenen Lobes würdig?" Selbst überschwingendes Lob vermochte dann ja nicht mehr zu schaden. Herr von Bethmann sieht nicht, hört nicht, riecht nicht, schmeckt nicht. Ein Aktenstück in Großfolio. Buß- und Bethmann des Deutschen Reiches. Wenn er irgendeinen annoch verborgenen oder unterschätzten Vortheil in günstiges Licht ziehen konnte: vor dem Spruch der Pariser durfte ers nicht; durfte in die Seelen der Deputirten nicht Mißtrauen säen. (Und läßt sein Gesinde morgen vielleicht die Mär herumtragen: „So ist er; immer streng sachlich; nie auf Applaus bedacht; will lieber gescholten sein als in Paris das Schicksal des Vertrages gefährden." Als Lindequists Gewissen in aufgährendem Ekel den Reichsdienst gekündigt hatte, liefen ja Vertrauensmänner des Auswärtigen Amtes geschäftig umher und wisperten: „Haben wir gedeichselt, um Caillaux zu retten! Einen Vertrag, den der deutsche Kolonialsekretär so spottschlecht findet, schlucken die Pariser wie Trüffelpoularde und ahnen nicht, wie ihre Magennerven darunter leiden werden. Ist das Ding von uns nicht fein gedreht worden?" Ein Segen, daß all diese Mätzchen, all diese Versuche, die Abwässer der cloaca maxima ins Empfinden deutscher Nation zu leiten, unwirksam bleiben. Der schwäbische Reichsschädiger mag auch fortan, durch bekannte Schall-

trichter, täglich zwei- oder dreimal zu den Lesern des Berliner Lokalanzeigers sprechen und seine Gegner für widerlegt, für unrettbar vernichtet erklären: er schwitzt vergebens. Das Volksbewußtsein läßt ihn nicht über die Schwelle. Ist er so schlau, wie sein Lehrer Holstein glaubte, dann pfeift er die unnützliche Meute jetzt zurück. Ne quid nimis! Sonst zwingt er die Kundigen, der kaiserlichen Residenz zu erzählen, wie man, mit welchen Mitteln und Sozien, Oeffentliche Meinungen herzustellen versucht.) Ein politischer Kopf durfte, als Anwalt der Regirung, nicht wünschen, daß am neunten, zehnten, elften November im Reichstag über die Verträge gesprochen werde. Herr von Bethmann hat diesen Termin gewollt.

Der bot freilich einen Vortheil. Der Reichstag konnte noch nicht aus gründlicher Sachkenntniß urtheilen. Konnte nicht. Der franko-deutsche Meinungaustausch über Marokko wird in diesem Sommer zehn Jahre alt. Am dreiundzwanzigsten Juni 1901 hat der Deutsche Botschafter Fürst Radolin am Quai d'Orsay, beim Diplomatenempfang, den Minister Delcassé gefragt, ob Frankreich, wie in mancher Zeitung zu lesen sei, das Protektorat über Marokko erstrebe, und die unzweideutige Antwort erhalten: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt werden soll, daß die Republik, als Herrin von Algerien und Tunesien, in Marokko den Vorrang haben und sich wahren muß, so scheint mir damit etwas Selbstverständliches ausgedrückt zu sein." Der Vertreter des Deutschen Kaisers, des Deutschen Reiches hat erwidert: „Was Sie da sagen, ist vollkommen richtig; und über diesen Stand der Dinge herrscht ja auch nirgends ein Zweifel." (Documents diplomatiques. Affaires du Maroc. 1901—1905. No. 18.) Der Inhalt des Gespräches ist, auf ministerielle Weisung, durch den Botschafter Marquis de Noailles in der Wilhelmstraße mitgetheilt und die von Radolin blank, bedingunglos ausgesprochene Anerkennung des französischen Vorrechtes von Berlin aus nicht eingeschränkt worden. Wer seit dieser Zeit nicht jede Phase des Haders aufmerkend beobachtet, nicht die Geschichte der madrider Konferenz (1880) studirt, nicht alles zugängliche Material fleißig durchforscht und so die dem Menschenblick erreichbare Klarheit über die Thatbestände erlangt hat, Der braucht Wochen, um sich zunächst die Wissensgrundlage zu schaffen, von der aus ein haltbares Urtheil über den Werth der neuen Verträge erst möglich wird. Dem Reichs-

tag, in dem nicht ein einziger Spezialist für internationale Angelegenheiten sitzt, blieben zwei Tage. Die „Begründung“ des Kolonialabkommens war ihm am neunten Novembermorgen zugegangen. Von den fünf Schriftstücken, die das Doppelabkommen umfaßt, lagen nur zwei ihm, die Vertragstexte, vor. Die beiden erläuternden Briefe (lettres explicatives), in denen das französische Protektorat von der deutschen Regirung ausdrücklich anerkannt wird, den Pachtvertrag, der den Franzosen das Recht auf militärische Etapen in Nordkamerun sichert, das über Spaniens Westkolonien Vereinbarte: keins der (wichtigen) annexes hatte der zum Urtheil berufene Reichstag vor dem Auge. Nimmt er solche Ungebühr hin, läßt sich wie einen unzuverlässigen Bengel behandeln, dessen Geschrei man zwar dulden muß, dem man aber nicht Alles sagen darf: seine Sache. Draußen muß man sich mit der Gewißheit begnügen, daß der Deutsche Reichstag über die bedeutsamste Angelegenheit, mit der er sich seit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses zu beschäftigen hatte, ohne irgendwie zureichende Sachkenntniß geurtheilt und daß ihn der Reichskanzler, durch Terminswahl und Materialbeschränkung, gehindert hat, die zu ernstem Urtheil nöthige Thatbestandskunde zu erwerben.

Durch Terminswahl, Materialbeschränkung und durch zwei Reden, die er, höchstselbst, vom Stapel der Zähne ließ. „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerlich flache Ambition sind seine tiefsten Motive. Er läßt sich von dem faux-brillant seines in der Schweiz geborenen, in Paris gefirnißten Schwiegersohnes P. imponiren und beherrschen. P. ist einer der bestplattirten Hohlköpfe, die mir je vorgekommen sind. Schnelles Sprechen, dreister Applomb im Behaupten und gutes Französisch haben der Mehrzahl der Deutschen noch immer imponirt; nehmen Sie dazu viel Geld, weitgereist, Gesandter gewesen, Graf noch jetzt, blasirt, mit den ersten Europäern persönlich bekannt und mit einer leichten Abfärbung von Kirche, Salon, Wissenschaft und Bordell am Leibe: wie sollte Der einen Deutschen Michel von bonner Gelehrten nicht mit dem mäßigsten Grade von Schmeichelei dahin bringen, die Welt für frank zu halten, so lange dieser Schwiegersohn nicht Minister ist?“ Das schrieb, aus Frankfurt, Bismarck an Gerlach. Ueber Moritz August von Bethmann-Hollweg. Der Kasus Theobald liegt nur ein Bischen

anders. Nicht mehr wie im Februar 1910. Da wurde Denen, die ihn, allzu rauh, schalten, hier zugerufen: „Lasset ihm wenigstens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann!“ Da mußte man dem fleißigen und redlichen Pedanten zutrauen, daß er seine Unzulänglichkeit früh erkennen und den Kaiser bitten werde, ihn Aemtern zu entheben, die den Willen und das Vermögen eines Schöpfergeistes fordern und ohne Augenmaß, ohne Sinn für Resonanz nicht nützlich auszufüllen sind. Noch im Juni 1910 sagte ich: „Herr von Bethmann hat nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Ueberall hört der Lauscher das selbe Urtheil: Unmöglich; auch von Denen jetzt, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen ... Wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren. Damals hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzug merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfste sie spüren muß; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Existenz eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Eine Möglichkeit bleibt diesem Mann, seinen redlichen Beamtensinn für den Reichsdienst zu nützen; eine: er kann aus dem Pflichtenkreis scheiden, in dem nur der von muthigem Schöpfergeist bediente Herrnwille zu wirken vermag.“ Im November 1911 könnte nur ein träumender Knabe noch dem Herrn von Bethmann solchen Entschluß zutrauen. Der ist weit vom Weg zur Selbsterkenntniß abgeirrt. Der hat die höchste Stufe der Selbsteinschätzung erklettert. Der möchte der Schlange lieber jetzt als dem Täublein ähneln. Die ihn im Herbst gehört hatten, rangen die Hände. Der Versuch, für eine andere Auffassung politischer Bedürfnisse ihm das innere Auge zu öffnen, biete genau die selbe Erfolgschance wie der, einen steinernen Gartentisch Trigonometrie zu lehren. Die Fähigkeit zur Selbsttäuschung über Wesenswerth und Amtsleistung müsse auch den freundlich Horchenden erschrecken. Alle von ihm abgehalfterten Minister, Staatssekretäre, Botschafter waren unbrauchbar oder unlauter. Alles, was er gethan hat, wird, spätestens, der Nachwelt als richtig einleuchten. Marokko? Das hat uns Bülow verdorben. (Der,

in dem Wahn, ein für den zweiten Platz Tauglicher müsse sich auch auf dem ersten mit Anstand halten, dem Kaiser die Ernennung dieses Nachfolgers abschmeichelte und in den Reden und Schreiben der Inspirirten jetzt den Dank vom Hause Bethmann spüren mag.) Nur Bülow. Doch was zu retten war, hat der fünfte Kanzler gerettet. Er; nicht etwa Kiderlen. Der war nur Werkzeug; wurde aus Hohenfinow, durchs Telephon, Tag vor Tag genau instruirt. Die Volksmeinung ist dagegen? So muß es sein; wars immer, wenn der Genius neue Himmel erschloß. „Warten Sie nur ab: die Leute werden schon einsehen, daß ich im Recht bin und für das Reich erstritten habe, was nach Bülows bedauerlichen Fehlern irgend noch zu erstreiten war.“ Ein tragikomischer Fall. Daß die Häufung sichtbarer Erfolge Einen in Größenwahn drängt, ist ein Alltagserlebniß. Hier hat Einer, dem Alles mißlang, der nicht das kleinste Nutzwerk geschaffen, aber unersetzliche Reichswerthe zerstört hat, im Gewittersturm nationalen Unwillens jede Distanz zu sich verloren und keuchend sich in die Einbildung ewigen Glanzes geflüchtet. Ists die Frucht aus dem vom farblosen Blut verletzter Eitelkeit gedüngten Selbsterhaltungtrieb? Wer täglich gescholten wird, muß sich sorgsamer als der Verhätschelte vor Selbstüberschätzung hüten. Als schirmender Panzer lockt sie ihn; kann ihm aber zum Narrenkittel werden. Ist er schwach und möchte doch stark scheinen, so taumelt er leicht in den Beschluß, sich grenzenlos zu lieben. Alle sind blind; nur er schaut immer die Wahrheit. Bethmanns Fall. Seine Gegner sind aufgehetzt, vom Gassenlärm getäubt, von persönlicher oder fraktioneller Eigensucht geblendet; kurzsichtige Kinder einer kranken Zeit. Alle. Er allein weiß, was dem Reich frommt, und wird, mags um ihn Pfeile und Schleudern regnen, Alles bald herrlich vollenden. Jeder Widerspruch reizt ihm die Galle; jedem Zeichner guckt er über die Schulter und wird schnell brummig, wenn er sich nicht edel genug dargestellt findet; vor jeder Karikatur entfärbt Wuth ihm die Wange und ruft Brechreiz, das alte Abendleiden, aus den Magenwänden in die Schlundhöhle. Ein armer, kleiner, kränkelnder Mensch; gebildet, doch ohne Humor, ohne Blick für das Wesentliche, ohne Sinn für Resonanz, ohne die Gabe, auch nur ein Wort zu finden, das im Gemüth der Nation widerhallt. Um nicht verzweifeln, nicht abdanken zu müssen, spornt und fuchtelt er sich in den Glauben an seine

einsame, unverstandene Größe; und ist selig, daß irgendein Professor, der in ihm Fleisch von seinem Fleisch wittert, mit ihm in diesem Glauben wohnen will. Kein Anderer. Am Hof und im Heer, in Ministerien und Reichsämtern, unter Diplomaten und Politikern fände er nicht einen hellen Kopf, der heute noch glaubt, Herr von Bethmann könne jemals ein möglicher Reichskanzler werden. Vom Thronsaal bis in die Schreibstube des Anarchisten: nicht einen. Die öffentlich anders sprechen, thuns, weil sie heucheln müssen oder meinen, vor dem Wahltag könne der Kanzlerwechsel die Wirrniß noch mehren. Im Kämmerlein sind Alle, sogar Generaladjutanten und Oberhofchargen, darüber einig, daß der fünfte Kanzler der untauglichste ist. Daß ers sein müsse, hat der erste Kanzler voraus geahnt. Als im Frühjahr 1892 in Friedrichsruh erzählt wurde, Caprivi werde nicht nur aus dem preußischen Ministerpräsidium abtreten, sagte Bismarck nachdenklich: „Darüber könnte ich, trotz Allem, was ich an meinem Nachfolger auszusetzen habe, mich nicht freuen. Immerhin ists ein General. Was kommt danach? That is the question. Wird mal so ein richtiger Beamter, der nur durch die Schule preußischer Bureaukratie gegangen ist, Kanzler, dann werdet Ihr Dinge erleben, die heute noch Keiner für möglich hält.“ Wir haben sie erlebt. Die kläglichste Niederlage im preußischen Wahlrechtskampf, der ein demüthigender Verzicht auf feierlich verkündete Grundsätze vorausgegangen war. Die Weigerung, dann die Gewährung des „Rechtes auf die Straße“. Die unkluge, in allen Kanzleien bespöttelte Reise nach Rom und Florenz. Die Herausgabe eines Weißbuches, das die Franzosen gegen deutschen Rechtsanspruch, deutsche Gutachten vertheidigte. Den Plan der Schiffahrtabgaben, der in den größten Bundesstaaten bitteren Groll erwirkte. Die Empfänge der Herren Roosevelt und San Giuliano, die gefeiert wurden, wie keines selbstbewußten Volkes Regirung die Freunde und Begünstiger ihrer Feinde feiern dürfte. Den Verzicht auf Persien, der uns aus Rußland den skandalös lächerlichen Bagdadvertrag eintrug. Den deutsch-portugiesischen und den deutsch-schwedischen Handelsvertrag; zwei Monumente deutscher Demuth. Die flinke Verschenkung des allgemeinen Wahlrechtes (für das der Preuße nicht „reif“ sein soll) an ein unzufriedenes Reichsland, dessen erster Wahlgang denn auch eine französisch fühlende, zwar als Centrumspartei verkappte, dem ber-

liner Centrum aber kaum noch verwandte Nationalistenmehrheit zur Herrschaft bringt. Die barsche Abweisung des Britenwunsches nach würdiger Verständigung über den Flottenstatus. Die thörichte Behandlung von Personen (Radolin, Dernburg, Arnim, Rheinbaben, Mumm, Bülow, Lindequist, Heydebrand), von Nothständen (Futtermangel, Theuerung der Lebensmittel, Roggenausfuhr), von Prozessen (Moabit, Becker, Jatho, Metternich). Agadir. Das sinnlos scheinende Hingezerr der Verhandlungen, die ums Vierfache länger dauern als der Berliner Kongreß. Frankodeutsche Verträge, die uns in Afrika eine Vogesengrenze schaffen, den Islam enttäuschen, das Deutsche Reich in fünf Erdtheilen dem Kinderspott ausliefern und deren Folgen, wenn nicht ein kräftiger nationaler Wille uns vor ihnen wahrt, noch der Enkel schmerzhaft empfinden wird. „Ein richtiger Beamter.“ Bismarck hat Theobaldum nicht minder klar erkannt als den Großvater.

Was hätte er gar über den Versuch gesagt, einem Bethmann einen Kiderlen aufzupfropfen, dem mitleidig Gehöhnten den hundertmal Verwünschten? Der Einschnitt des Geißfußmessers hat dem Kanzler den Rest gegeben. Bülows polyglotte Hexenmeisterschaft konnte mit einem Kiderlen hausen. Der setzte den eiskalten Schwaben mit einer dicken Havanna an den Kamin, sagte ihm, was zu thun sei, und fand oft dann noch in der Nacht einen Bericht, der sich sehen lassen konnte. Ließ den Zügel aber nie aus der Hand und hielt den Gehilfen stets für den Urtypus des Balkandiplomaten; nicht eine Stunde lang für etwas Anderes. Und Holstein lebte noch, der England und Frankreich kannte und zu dem Kiderlen, wie Stemrich und dessen unsäglicher Erbe Zimmermann, in jeder Woche mindestens einmal ging, um von seiner Weisheit auf den Grund zu hören. Tempi passati. Theobaldo ist der neue Staatssekretär so gefährlich geworden wie Moritz August, dem Ahnherrn, der dreiste Applomb des Schwiegersohnes. Wie den Caprivi und Marschall einst der Vortragende Rath von Kiderlen-Waechter. Der scheint nicht aus der Ueberzeugung zu drängen, daß Bluffs und Mogeleien zum Kernwesen bismärckischer Politik gehörten und daß Jeder, der solche Politik treiben wolle, die tollkühnsten Kniffe und Pfiffe nicht scheuen dürfe. (Bismarck, pflegte Fritz Holstein zu mir zu sagen, „war sicher ein Genie, hat aber furchtbar gelogen“; doch mußte er schließlich immer zugeben, daß solche „Lügen“ stets dem Interesse des Vaterlandes dienen sollten

und dienten. Nous avons changé cela.) Wenn ein Mann im schwarzen Lehrerrock sich in einen Mehlhaufen einwühlt, wird nicht das Tuch das Mehl schwärzen, sondern das Mehl Rock und Hose, Haar und Stiefel bestäuben. Wenn ein für das Ordinariat der Obersekunda Geschaffener sich mit einem von Skrupeln nicht beschwerten Balkandiplomaten zusammenspannt, wird nicht er den Gesponsen, sondern der Gespons ihn in seines behenden Willens Richtung gängeln; wird die fromme Einfalt balde vielleicht nach sämmtlichen Salben des Morgenlandes duften. Die Bluffs von Potsdam und Agadir, die Frisur der Regirungbilanz und Umfrisur der Oeffentlichen Meinung, die Mißhandlung Lindequists, die Ableugnungen und Schleiertänze in Parlament und Presse: auf solche Dinge wäre Herr von Bethmann aus bewußtem Willen wohl niemals gekommen. Schwach war er, doch kein Bösewicht. Hatte, als Bülows Getreuster, sich gegen unvorsichtige Eingriffe des Kaisers gestemmt: und, nach der königsberger Rede, dem Kaiser gehorsamst empfohlen, sich nicht länger an den Pakt vom November 1908 zu binden; den Kittblock mitgeschaffen: und mit eigener Hand dann zerstört; als Nachfolger des dem Centrum allzu freundlich gesinnten Grafen Posadowsky den Gipfel des zweiten Reichsamtes erstiegen, der Katholikenpartei harte Fehde angesagt: und, nach dem Abschluß eines Vertrages, der zwischen Kanzler und Centrum innige Freundschaft schuf, die Herren Spahn und Pieper ermächtigt, auch in seinem Namen die Bitte nach Rom zu tragen, Papst Pius möge die den christlichen Gewerkschaften angedrohte Acht noch vertagen. Schwach; und just deshalb nach dem Ruhm kraftvoller Selbständigkeit gierig. Er glaubt, zu schieben, und wird geschoben. Herr von Kiderlen hat ihn. Läßt ihm den Glauben, daß er Alles ersinne, anordne, leite und der Dresseur nur der Handlanger seines erhabenen Willens sei. Diese Methode hat den braven Caprivi bis zu dem Uriasbrief an den Botschafter Prinzen Reuß und zum Aufgebot der Geheimpolizei gegen Bismarcks, den mißtrauischen Herrn von Marschall bis in den Feldzug gegen den Kriminalkommissar von Tausch getrieben. Herr von Kiderlen war immer vornan; auch bei der Kündigung des russischen Assekuranzvertrages. Austernfreund, der Ernsteste und Gescheiteste des Dreimännerbundes, ist tot; Troubadour besinnt in Liebenberg das Los des Schönen auf dieser argen Erde; nur Spätzle ist wieder an der Arbeit. (Seit an Bord der „Hohenzollern“ das in seiner

wehmüthigen Weisheit erst jetzt ganz ermeßliche Wort fiel: „Wenn Sie durchaus wollen, setzen Sie sich auch noch diese Laus in den Pelz!“) Und siehe: Alles ist wieder wie im Herbst des Caprivismus. Die selbe täppische Tüncherkunst. Das selbe Geflunker mit Verdächtigung und Dementi (einst wider Botho Eulenburg, gestern wider Lindequist). Die selbe Verärgerung der nützlichsten Preßhäupter. Sogar die selben Federn wieder, für Frankfurt und Köln, im Dienst des Herrn. Die Mittel, die den Kolonialsekretär in Verruf bringen sollten, bekamen damals Otto und Herbert Bismarck, Preußens Ministerpräsident, zwei mißliebige Botschafter und ein aus Stuttgart zum Bundesrath Bevollmächtigter zu kosten. Auch der „Beifall auf der äußersten Linken“ und die Vehmung der Konservativen Partei ist schon wieder erreicht. Schreckt Herrn von Bethmann die Spur nicht? Er paßt nicht zwischen die Meerkatzenzunft. Dürfte selbst Fliegengöttern nicht glauben, daß er, losgebunden, frei, auf dem Weg zu bismärckischer Politik sei (die wirklich ganz anders roch). Dürfte den schlicht majestätischen Menschenverstand des Reichsschöpfers, von dem er nicht mehr weiß, als in Egypterland der neue Pharao von Joseph wußte, nicht durch das Temperament des dickhäutigen Stuttgarters sehen. Als Landrath des Kreises Oberbarnim hat er eine Instruktion von der Sorte der jetzt auf seinen Befehl in die Kreishäuser versandten wüthend auf den Tisch geworfen und, vor weit offenem Ohr, gestöhnt: „Ich bin kein Wahlagent!“ So mußte er bleiben. Im leichten Feuer mit dem Salamander wohnen und im reinen Element sich rein halten. Himmelblau lackirter Vertreter der deutschen Bildung (für deren Regirungfähigkeit er nun einmal nicht zu zeugen vermag). Moraltrompeter von Hohenfinow. Ungestraft kriecht Keiner aus seiner Wesensschale. Der feine Pedant, der in saubere Gründlichkeit Gewöhnte kann mit dem verrosteten, versudelten Geräth der Hexenküche eben so wenig wirken wie ein wohlerzogener Literat mit dem fleckigen, stinkigen Tand der Fleischmarktpossen, zu dem er sich, um sein Leben zu fristen, erniedert. Man muß dran glauben. Herr von Bethmann glaubt an sich. Im Innersten aber nicht an die Heilkraft einer ff. Schwabentinktur. Warnte nie ihn Caprivis Schicksal? Der konnte, ohne Sündenschuld, als Soldat und brav in den Todesschlaf sinken, wenn er sich selbst getreu blieb. Und ihn hatte die Natur noch aus gröberem Stoff geschaffen als das magere Wunderkind, das den Großpapa mit

griechischen Briefen ergötzte. In wachen Stunden muß Herr von Bethmann doch fühlen, daß er das draußen und drinnen angerichtete Unheil nur durch das Opfer seines Lebens oder wenigstens seines Amtes sühnen, nicht lange mehr Kanzler heißen kann. Wozu sich da erst den falschen Mächten verbünden, die unterm Tage, schlimm geartet, hausen? „Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.“ Ist es Verhängniß, daß der Schwache, der sich an seinem Willen vermaß, in Majas faltige Trugschleier gleitet?

Der Kanzler hat am neunten und am zehnten November geredet. Am Neunten ist er ausgelacht, nur von der Sozialdemokratischen Fraktion mit Beifall belohnt, vom Baron Hertling mild, von den Herren Bassermann und von Heydebrand hart getadelt, noch am selben Abend in allen unserem Reich feindlichen Blättern des Auslandes aber überlaut gepriesen worden. Hat er die kläglichste Niederlage erlebt, die im Deutschen Reich je dem Haupt einer Regirung beschieden war; eine, schon wegen der Bedeutung des Gegenstandes, noch viel kläglichere, tiefer beschämende als am siebenundzwanzigsten Mai 1910 im Preußischen Landtag. Ein Robuster mit schwindelfreiem Gewissen muß ihm danach gerathen haben: „Schlage, Theobalder, morgen mit aller Dir noch erreichbaren Wucht auf Hod-Heydebrand drein; dann bist Du für ein Weilchen wieder geborgen. Du zweifelst? Unsere Liberalen und Sozialisten sind so über jede Vorstellung hinaus dumm, von allen guten Geistern politischer Einsicht so völlig verlassen, daß sie dem Erzfeind von gestern heute zujubeln, wenn er die Junkerpartei prügelt. Und nur die Liberalen machen die Oeffentliche Meinung. Die Konservativen könnten Dirs nachtragen? Unsinn. Die brauchen mehr als je diesmal den Landrath. Du möchtest ihnen den Wahlgang nicht noch schwerer machen? Vor der Weihnacht versöhnt man sich wieder. Jetzt mußt Du eine leidliche Censur haben. Erstens für S. M., dem Höflinge Ernst Heydebrand (den zuverlässigsten Royalisten) als einen frech trotzenden Junker und herrschsüchtigen Frondeur vom Quitzowkaliber hingestellt haben und der drum froh ist, wenn diesem Aufrechten übers Maul gefahren ward. Und für die Kölnische und die Frankfurter läßt sich ohne Junkerrazzia auch nichts Rechtes machen. Los! Du wirsts nicht bereuen. Heydebrand, dessen Selbständigkeit Du längst hassest und der Dir Schorlemer vorzieht, sogar Rheinbaben noch lieber auf Deinem Stuhl sähe,

ist, wie jeder Ueberragende, in der eigenen Fraktion von heimlicher Feindschaft umlauert, die Dir eine Adventversöhnung erleichtern wird.“ Der Titularkanzler pfaucht denn auch Herrn von Heydebrand und der Lase grimmig, wie einen ungezogenen Schulbuben, an (einer Rede wegen, die, trotz dem würdig ernsten Tadel, den Dank jedes nur der Reichssache verlobten Kanzlers verdient hatte); und sofort hagelts „Sehr richtig! links“, „Sehr gut! links“, „Lebhaftes Bravo“, „Lebhaften Beifall links und in der Mitte“. Kein anderes Parlament der Erde ließe sich den Schulmeisterton dieses leistunglosen Herrn gefallen; nicht gegen die kleinste, unzüchtigste Gruppe. „Schmidt, setzen Sie sich! Lachen Sie nicht, Cohn! Pumpenheimer, Sie sind wieder nicht präparirt, Sie fauler Schlingel!“ Unerträglich; selbst von Einem, der von hoch bepfründeter Stelle aus einmal doch dem Vaterland genützt hätte. Unter Wallots Kuppel jauchzt Jeder, wenn der Rohrstock das Sitzfleisch des Nachbars bläut. (Daß Gentlemen in dieser Gesellschaft aushalten, ist ein Patriotenopfer.) Der Sprecher der Sozialdemokraten bescheinigt dem Magister lobesam, daß er „den Konservativen die patriotische Maske weggerissen und ihnen bewußte Schädigung der Reichsinteressen vorgeworfen hat.“ Stimmt. Herr von Bethmann-Hollweg hat behauptet, die Deutsch-Konservative Fraktion des Reichstages schädige, um Parteiinteressen zu dienen, das Deutsche Reich, belaste ihr nationales Gewissen mit einer „Schmähung“ der (herrlich) Regirenden, „bringe, um des Parteizweckes willen, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze, kompromittire dadurch den Patriotismus und vergeude so ein werthvolles Gut“. Zeiht diese Fraktion also des infamsten, ehrlosesten Handelns, das zu erdenken ist. Wird sie nun weiter mit dem werthen Herrn verkehren, der ihr so unüberbietbaren Schimpf angehängt hat? Dann ist sie fertig; steht vor Bauern und Taglöhnern der letzte Sendling der Rothen höher als sie. Nach ihrem Ehrenkodex müßte sie, Mann vor Mann, den Civildragoner vor die Klinge fordern. Denn zu Jedem, ders unterließe, könnte der Ehrenrath sprechen: „Du hast den ärgsten Schimpf auf Dir sitzen lassen, der einen Deutschen bemakeln kann: die Verdächtigung, daß Du Patriotismus heuchelst, um Parteigeschäfte zu machen, daß Du Deine Landsleute in einen Krieg hetzest, um Mandate zu erschachern. Reinige Dich von dem Anwurf oder scheide aus unserer Gemeinschaft.“ Die Forderung könnte politisch schaden;

Vergleiche mit Hinckeldey-Rochow wären allzu bequem (würden den schönhäuser Junker von 1849 freilich nicht bändigen). Aber die Konservativen haben jetzt, nach ihres Führers bismärckisch muthiger Rede, nach seinem (hier vor vierzehn Tagen empfohlenen) Angebot erweiterter Besitz- und Nachlaßsteuer, nach dem treulosen Abfall des (vom emsigen Schwabenconcern verleiteten) Centrums, ein großes Spiel in der Hand. Wenn sie wissen, welche Zornfluth sich, auch auf dem von liberalen und demokratischen Wählern bevölkerten Steinpflaster, gegen die Bethmänner gethürmt, wissen, wie ungeheuerlich ihrer Sache die enge Gemeinschaft mit dem Centrum geschadet hat, dürften sie vor der Wahl des Weges nicht fünf Minuten verzaudern. Drei Dutzend ranziger Vorurtheile, die der moderne Edelmann lange schon ächzend mitschleppt, über Bord; keine ängstliche Rücksicht fortan noch auf untüchtige Vettern, die ohne Hof- und Ministerialengunst nicht an die Krippe kämen; offenes Bekenntniß zu einem zeitgemäßen (also nicht für Alle gleichen) Wahlrecht mit Listenskrutinium und Proportionalvertretung, zu verständigem Parlamentarismus (der, Jahrhunderte lang, in England die echte Aristokratie gesichert hat), zu der (von Stoecker ersehnten) Entstaatlichung der Kirche, zu der Pflicht, auch unter persönlichen Opfern unleidliche Lebensmitteltheuerung nach bestem Vermögen zu lindern; Einlaß, Einladung aller von städtischer Demagogie abgestoßenen Männer, Protestanten und Katholiken, reinlicher Juden und Atheisten sogar; Abkehr von einem ehrwürdig verwitterten Staatsideal, das nie wieder Wirklichkeit werden kann, und furchtlos ehrliche Vertretung der Industriewünsche, deren Erfüllung den Landwirth nicht in Nothstand einkerkert; Säuberung, Lüftung und (mit dem aus West herbeiströmenden Geld) Modernisirung der Presse, die heute kaum noch den kleinsten Klitschenherrn sättigt und neben Freisinnsblättern und liberal flimmernden Generalanzeigern nicht mehr aufkommt; eine Wahlfanfare, die helle Tage froher, kräftiger Politik, nach den Wintern muffigen Mißvergnügens, ankündet, das Eingeständniß alten Irrthums nicht scheut, auf die rasche Rückkehr der Freude an deutschem Reichswesen wieder, endlich wieder hoffen und zugleich erkennen lehrt, warum Deutschland, wenn es nicht in feiger Politik verzwergen wolle, den unentbehrlichen Theil des Kasernenzwanges, der Kriegerzucht sich noch für ein Weilchen erhalten, auf den Vollgenuß süßen Kulturbehagens noch verzichten müsse. Dann könnte, wie im Lande

der Peel, D'Israeli, Chamberlain, eine neue Konservative Partei rewachsen, die nicht immer herrschen, nicht alle Sippen und Magen im Staatsstall unterbringen, im Käfig der Opposition aber die Kraft stählen, nach schwarzer Brache stets wieder Frucht tragen und nie mehr zum Prügelknaben applaussüchtiger Minister erniedert würde. Aus freiem Junkerwillen käme solcher Entschluß wohl allzu spät. Die Bannbulle des ewig Blinden zwänge klug Konservativen das Sturmbanner einer Reichspartei in die Hand.

Wahlpolitik? Die hat, vor, bei und nach Agadir, nur Einer getrieben: Herr Theobald von Bethmann-Hollweg. Blinzelnd haben, seit einem Jahr, seine Commis angekündet: „Diesmal machen wir die Wahl mit der Gloria unserer auswärtigen Politik; wartets nur ab." Der potsdamer Bluff war ein Fehlschlag, den der Erdball verlachte. Marokko (im Mai habe ichs hier vorausgesagt) sollte den Entwurzelten noch einmal in deutschen Grund ankern. „Warum wurden drei Kriegsschiffe bemüht, ungeheure Vermögenswerthe zerstört und die Verhandlungen vier Monate lang hingeschleppt, da, ohne Druck, das jetzt Erlangte doch schon am elften Junitag zu haben war?" Auf diese Frage (aus dem zweiten Novemberheft der „Zukunft") ist bis heute keine Antwort gekommen. Im Juni hatte Herr Cambon dem Partner alles irgendwie Wesentliche zugesagt; und seitdem mehr als einmal angedeutet, wie schlimm, durch das Kanonenboot und den Kleinen Kreuzer, ihm der Abschluß erschwert worden sei. Das Deutsche Reich müßte ja auch dem Bankerot nah sein, wenn es für das (unverzeihliche) Angebot des Protektorates und für den Verzicht auf die beträchtlichsten der seit Algesiras und dem Februarvertrag von 1909 ihm gewährten Wirthschaftrechte ohne eine Schiffchendemonstration nicht einmal die paar Kongofetzen einhandeln könnte. Warum „Panther", „Eber", „Berlin" und hundertvierzig Zwiegespräche, in deren Verlauf eine schmale Fleuretklinge oft das schwäbische Haurapier stringirte? Weil (andere Antwort ist nicht erfindlich) das Agadir-Spektakel auf die Wahlstimmung einwirken sollte. Wird auch. Wenn diese Flamme ins Vaterland schlägt, kann kein Spritzenschlauch und kein Helfferich (aus der Deutschen Bank) den Reichshauptlehrer retten. Dessen Bakel hat eine Rede gestriemt, die den Kronprinzen begeistert hatte. Vor ähnlichem Konflikt (Franz Ferdinand-Schönaich) hat Franz Joseph gesagt: „Den Herrn Neffen kann ich doch nicht fortschicken."



Energetik und Hauswirthschaft.

Im vorigen Jahr habe ich mir hier erlaubt, Ostwalds „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“ einige Ergänzungen von der psychologischen Seite her anzufügen. Ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Technische Neuerungen“ findet, ich habe die Segnungen des technischen Fortschritts nicht so dargestellt wie sie es verdienen (das war doch nicht mein Zweck; wozu sollte ein Pfuscher noch einmal thun, was der Meister des Fachs schon meisterhaft gethan hatte? Ich wollte eben Dinge sagen, die dem Chemiker, dem Techniker weniger nah liegen); „nicht so, daß man sofort erkennen müßte, welcher Reichthum uns für Verluste gegeben ward, die nur eine unzeitgemäße Sentimentalität beklagen kann. Wir verloren die Postkutsche und gewannen die Eisenbahn“. Wo hätte ich jemals den Verlust der Postkutsche beklagt? Ich habe sie, und noch weit gräulichere Vehikel, in der Jugend so reichlich genossen, daß ich weit davon entfernt bin, sie zurückzusehnen. Aber, wie Papa Goethe, im offenen Wägelchen über den Brenner und durch ganz Italien rollen, mit Muße die Schönheiten jedes Orts und seiner Umgebung genießen, nach Belieben aussteigen, um an einem besonders schönen Punkt zu weilen, oder auch nur, um ein Stück zu gehen oder mit Landeskindern zu plaudern, hier und da von der Hauptstraße abbiegen und Orte aufsuchen, die der Touristenschwarm noch nicht gefirnißt hat: Das möchte ich allerdings gern auch heute noch. Es kommt eben auf den Zweck an. Der Breslauer, der in Berlin ein zweistündiges Geschäft abzuwickeln hat oder der vier Ferienwochen darauf verwenden will, Rom zu studiren, segnet natürlich die Eisenbahn, die ihm ermöglicht, Berlin in sechs Stunden, Rom in zwei Tagen zu erreichen. Aber wer den Thüringer Wald, Land und Leute, die Fauna und Flora kennen lernen und genießen will, Der benutzt mehr seine natürlichen als irgendwelche künstliche Fortbewegungwerkzeuge. Zwar giebt es auch Vergnügungreisende, die in einem Waldgebirge von Station zu Station fahren und sich von den Stationen nicht entfernen, Leute vom Schlage des biederen Gutsbesitzers, der mir einmal sagte: „Wenn ich reise, dann sehe ich mir die Berge von unten, die Kirchen und Museen von außen und die Gasthäuser von innen an.“ Man darf solche Leute noch nicht Thoren schelten; aber mit der Kultur haben ihre Erholungreisen nichts zu schaffen. Die Kulturentwickelung verläuft eben so wie die Entwickelung der Natur nicht gradlinig in der Weise, daß jeder Fortschritt zu einer Neuschöpfung die Schöpfungen der vorhergehenden Stufe vernichtet, sondern hat ihr Sinnbild in der

Pflanze, die, alle in ihrem Keime liegenden Möglichkeiten allmählich verwirklichend, diesen Keim zu einem Stamm mit einer aus Aesten, Blättern und Blüthen bestehenden Krone entfaltet, wobei das Alte bleibt, während das Neue hervorsproßt, und in der zu einem Reichthum lieblicher Gebilde auseinandergehenden Knospe der Prozeß sich im Kleinen wiederholt. Entwickelung bedeutet wachsenden Reichthum an Gebilden, zunehmende Mannichfaltigkeit. Nur ein Narr könnte den technischen Fortschritt ungeschehen wünschen, nur ein Irrenhäusler ihn ungeschehen machen wollen; aber ein Narr ist nicht minder, wer mit Allem aufräumen will, was frühere Zeiten geschaffen haben. Läßt der Mensch doch auch gern seine entfernten vierbeinigen und geflügelten Vettern leben, die vor ihm entstanden sind. Sogar die Raubthiere mag er nicht missen: er hegt sie in Zoologischen Gärten. Es ist möglich, daß dereinst einmal die Vierbeiner sowohl als Motoren wie als Nahrungspender überflüssig gemacht werden, in dieser Eigenschaft auch die Pflanzen; aber wie entsetzlich arm wäre eine Erde, auf der es das edle Roß, das gemüthliche Rind, das putzige Hühnervolk nicht mehr gäbe, keine grüne Saaten, keine wogenden Kornfelder, keine blühenden und später mit rothen und blauen Früchten beladenen Obstbäume, keine Weinstöcke mehr, sondern nur noch eisenstarrende Maschinenbauanstalten und Chemische Laboratorien. Der Vernünftige begrüßt dankbar jeden technischen Fortschritt, fragt jedoch in jedem einzelnen Fall, wo er von ihm Gebrauch machen kann, ob es nicht vielleicht vortheilhafter sei, den alten Gebrauchsgegenstand oder das alte Verfahren zu wählen. Das war eine der Ergänzungen, an die ich erinnern wollte. Der Mensch braucht nicht nur die Produkte der Arbeit, er braucht auch die Arbeit selbst, und wenn die Energieersparniß, die ihm ein technischer Fortschritt ermöglicht, von dem Verlust an körperlicher Gesundheit und seelischer Befriedigung aufgewogen oder überwogen wird, die ihm die Arbeit nach der alten Methode gewährt, so verzichtet er auf diese Ersparniß. Macht doch nach Ostwald nicht sowohl die Energieersparniß als vielmehr ein möglichst großes Quantum freiwilliger Energieausgabe glücklich; und welchen höheren Zweck kann es geben als Menschenglück?

Die Frage der Wahl zwischen alten und neuen Verfahrungweisen ist heutzutage brennend im Gebiete der Hauswirthschaft. Die Ersparniß an Zeit, Kraft und Geld, die das Einküchenhaus gewährt, liegt so auf der Hand, daß es höchst überflüssig wäre, wollte ich so oft Beschriebenes noch einmal beschreiben. Aber das Einküchenhaus bedeutet den ersten Schritt zur Auflösung der Familienwirthschaft und seine Konsequenz ist das Phalanstère, die so-

zialistische Auflösung der Familie. Nun ist in einer normalen Familie, die noch gar nicht Idealfamilie zu sein braucht, der Reichthum an gemüthlich und ethisch werthvollen Beziehungen zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschwistern so groß, daß er durch keine noch so große Ersparniß aufgewogen werden kann. Man darf also zwar das Einküchenhaus für Proletarier wählen, denen Armuth und Broterwerb der Frau ein wirkliches Familienleben unmöglich und die Einzelwirthschaft durchaus unzweckmäßig machen; doch soziale Schichten, denen Beides möglich ist, würden eine frevelhafte Thorheit begehen, wenn sie um einer Geldersparniß willen darauf verzichteten. Das Familienleben hat, wie alles Gute auf Erden, seine Schattenseiten, für die ich volles Verständniß habe. Starker Familiensinn absorbirt alle Kraft zur Liebe im Schoß der Familie und hat für die draußen Stehenden nichts übrig, schließt sich wohl gar feindsälig gegen Alles ab, was nicht zur eigenen Sippe gehört, macht unsozial bis an, bis über die Grenze, hinter der das Verbrechen liegt. Kenner Frankreichs haben dort diese Ausartung besonders oft wahrgenommen: der Franzose, die Französin heirathe nicht ein Weib, einen Mann sondern einen ganzen Clan, Schwiegereltern und Vetternschaft, und bleibe für Lebenszeit hineingebannt; eine nicht gerade seltene Erscheinung sei der Bourgeois, der sich mit selbstgefälligem Schmunzeln sage: „Wieder Einen übers Ohr gehauen und zehntausend Francs für unser Mariechen zurückgelegt!“ Und Heinrich Schurtz hat in seinem Werk „Altersklassen und Männerbünde“ nachgewiesen, daß die Familie keineswegs, wofür man sie gewöhnlich hält, der Keim des Staates ist; die Familie reiche höchstens zur Sippenbildung aus; größere politische Gründungen pflegten von einer Kraft auszugehen, die zum Familienleben im Gegensatz steht und sich ihm nicht selten feindlich erweist: vom Geselligkeitstriebe der Männer. Darüber wären viele unterhaltende Feuilletons zu schreiben, mit der modernen Variation, daß jetzt die Suffragettes die familienfeindlichen Hosen tragen. Vielleicht beobachte ich falsch, aber ich glaube, eine Erscheinung wahrzunehmen, die dem konservativen, vor politischen Neubildungen bangenden Staaterhalter zu einiger Beruhigung dienen dürfte. In meiner Jugend, um 1848 herum, wo der darniedergehaltene Geist der Burschenschaften explodirte, gab es wenig Gymnasien; die Gymnasiasten waren darum zum größten Theil „Auswärtige“ und wohnten in Konvikten oder in Massenquartieren. Ihr Lebenselement war also nicht die Familie, sondern die Schule und die Kameradschaft, ihre Erholungzeit verlief in Spielen und Ausflügen mit Kameraden. Der so erwachsende

Kameradschaftgeist ergriff auch die am Ort ansässigen Schüler. Die schämten sich ein Wenig, wenn sie einmal mit dem „Alten", mit Frau Mama und Mamsell soeur statt im Kreis von Kameraden öffentlich erblickt wurden. Wir brauchten damals nicht „politisirt" zu werden, wir waren es schon; waren ein kleiner Staat. Heute liegen die Gymnasien kaum eine Bahnstunde von einander entfernt; die meisten Gymnasiasten sind Ortsansässige, leben in ihren Familien und sind deren Anhängsel; die Roth-, Blau- und Grünkappen sieht man nur beisammen, wenn sie aus der Schule geströmt kommen, nicht im freien Feld; jeder Bursch geht mit seiner Familie „spaziren". In England trägt die College-Erziehung gewiß nicht wenig dazu bei, den Söhnen der Vornehmen den staatsmännischen Geist einzupflanzen. Daß Mönchsthum und Priestercoelibat dem Familienegoismus entgegenwirken, ist in der Bilanz der katholischen Kirche auf die Kreditseite zu schreiben. Also dieses Mißverdienst der Familie und dieses Verdienst der Männer-, meinetwegen auch der Frauenbünde erkenne ich an; aber auch hier wäre es unvernünftig, um eines Gutes willen ein anderes Gut zu vernichten; die Gesellschaft bedarf beider Güter, der Familie wie der sozialen und kameradschaftlichen Verbindung Nichtverwandter, und der Einzelne kann sich des Segens beider Institutionen freuen, wenn er sich nicht durch ewige Gelübde an eine von beiden fesselt.

Vor zwei Jahren wurde in der „Neudeutschen Bauzeitung" das Problem des Einküchenhauses behandelt. Auf die Erörterung der wirthschaftlichen, der ethischen und der sozialen Seite der Sache wurde ausdrücklich verzichtet und nur dargethan, daß die Vereinfachung des Grundrisses und die Kostenersparniß dem Architekten diese Art Häuser vor den jetzt üblichen Miethhäusern empfehle. Aber in dem Aufsatz werden doch auch Gutachten mitgetheilt, die einige nichtbaumeisterliche Seiten der Frage berühren, und einer der Gutachter, Henry van de Velde, citirt das folgende Wort einer Amerikanerin: „Fünfzig Feuer da, wo ein einziges genügen würde! Sie können ja an Ihrem Tisch im Familienkreis mit Ihren Kindern essen, wenn Sie wollen; aber warum sollen fünfzig Frauen ihre Morgenstunde verlieren, um ein paar Tassen Kaffee zu machen?" Wenn nun aber das Kaffeekochen den fünfzig Frauen Vergnügen macht? Und wenn es dem Manne und den Kindern Genuß bereitet, das Brodeln des siedenden Wassers zu hören und den Kaffeeduft eine ganze Viertelstunde lang zu riechen? Mit Ausnahme gewisser Säuberungverrichtungen sind alle hauswirthschaftlichen Arbeiten so, daß sie einem körperlich und seelisch gesunden Menschen Vergnügen machen. Wie gern helfen die Kinder dabei; nicht nur,

wenn es Etwas zu naschen giebt. Und ein wie großer Vorzug ist die Mannichfaltigkeit und stete Abwechselung! Ihre Morgenstunde verlieren! Wieso denn verlieren? Verloren wäre die auf das Kaffeekochen verwendete Zeit doch nur dann, wenn etwas Angenehmeres oder Nützlicheres hätte gethan werden können. Was? Zeitunglesen? Goethe verabscheute es. Romanlesen? Dazu ist doch wohl am Feierabend noch Zeit; welcher gesunde Magen vertrüge zwölf Stunden Romanleserei! Unterhaltung mit dem Mann? Manchem Manne wird des Schwatzens schon während der Mahlzeit zu viel. Ein Stück von dem Roman schreiben, den sie selbst dichtet? Daß heutzutage Hunderttausende von Frauen und Mädchen sich mit Männerarbeit ihr Brot verdienen müssen, ist eine traurige Thatsache, die vorläufig Niemand ändern kann, aber den Frauen, die es noch nicht nöthig haben, die hauswirthschaftliche Arbeit abnehmen, damit auch sie vollends den Männern Konkurrenz machen können: Das wäre denn doch das Tollste aller Schildbürgerstücklein. Ich halte drei Viertel von Dem, was ich seit dreißig Jahren schreiben mußte, um leben zu können, für überflüssig; man wird mir darum nicht zumuthen, glauben zu sollen, daß Alles, was die verehrten Kolleginnen schreiben (ausgenommen natürlich die wirklichen Dichterinnen und solche Frauen, die wichtige Lebenserfahrungen oder Studienergebnisse mitzutheilen haben) fürs Wohl der Menschheit nothwendig oder ungemein förderlich sei. Wahrscheinlich denken und fühlen eben so die Maler, die Musiker und alle anderen Kategorien von Männern, deren Konkurrentenkreis durch weiblichen Zustrom vergrößert wird.

Mitunter hört und liest man, den Frauen bleibe darum nichts Anderes übrig, als Männerarbeiten zu betreiben, weil es im Haus thatsächlich nichts mehr zu thun gebe. In der Großstadt mag ja das Angebot von halb und ganz fertigen Gebrauchsgegenständen und an wohlfeilen Dienstleistungen so überwältigend sein, daß sich jede Frau für eine Thörin halten würde, wenn sie sich noch mit der Herstellung oder Verrichtung im Hause mühen wollte; in der Provinz jedoch sind wir noch nicht so weit. Goethe hat dem würdigen Freunde, den das Ueberhandnehmen der Lesewuth um das Heil seiner Mitmenschen besorgt machte, zwei reizende Episteln geschrieben, deren zweite lehrt, wie die Töchter des Hauses vorm Lesen bewahrt werden können, und schließt:

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Goethes Rezept setzt den Besitz von Gärten, Weinbergen und Weinkellern voraus. Solcher Besitz kommt ja glücklicher Weise auch heute noch vor; aber er ist gar nicht erforderlich, den weiblichen Theil der Familie mit Arbeit zu versorgen. Auch ohne Obst-, Gemüse und Weinplantagen giebt es genug zu thun, wenn auch natürlich nicht mehr gesponnen wird und Talglichte nicht mehr gegossen werden. Für den Fall, daß Großstädterinnen von einem altmodischen Familienhaushalt keine Vorstellung mehr haben, will ich einen von der Art, wie es ihrer in Klein- und Mittelstädten und auf dem Lande noch genug giebt, beschreiben. Zunächst wird alle Nadelarbeit im Hause geleistet; Gewand und Leinzeug in der Wäsche sehr vorsichtig und sorgfältig behandelt, so oft wie möglich ausgebessert, jeder noch brauchbare Stoffrest vom Abgelegten bei Neuanfertigungen mit verwendet, so daß Anschaffungen selten nothwendig werden. Diese Praxis nimmt die deutsche Hausfrau auch nach Amerika mit, wenn sie auswandert. Ein deutschamerikanischer Volkssänger, der in Knüttelversen mit dem Dichter des Faust rivalisirt, besingt diese Tugend der deutschen Matronen und bemerkt dann: „Die Yankeefrau ist weniger fleißig; ist was zerrissen, schmeißt sies weg.“ Das mag heute wohl auch für manche deutsche Frau zutreffen; in der Großstadt und in Industriebezirken. Jede Woche einmal wird Brotmehl gekauft und Teig geknetet, die Brotform dann zum Bäcker geschickt. Die Ersparniß beträgt ja nur wenige Nickel an jedem Gebäck, aber man hat immer ein kräftiges und wohlschmeckendes Brot. An den Hochfesten und Geburtstagen erfreut die Kuchenbäckerei die thatenlustige Jugend und die Nasen der ganzen Familie. Aus einem Kuhstall des benachbarten Dorfes wird täglich Milch geholt, der Rahm zweimal in der Woche verbuttert. So hat man jeden Tag im Jahr frische, von eklen Beigeschmäcken freie Butter, die kerniger ist als Molkereibutter, und ein paar Tage lang frische Buttermilch, ein erquickendes, nahrhaftes, wohlschmeckendes Getränk, das, wie der Volksmund sagt und der Arzt bestätigt, neunundneunzig Krankheiten heilt und vor Krankheit bewahrt. Nicht wenig Arbeit verursacht das Fleisch. Es gehört zu den Vortheilen der Anstalt- und Kasernenwirthschaft, daß sie immer gutes Fleisch haben kann, weil sie täglich ein großes Stück einkauft. Die tüchtige Hausfrau bringt wenigstens ein größeres Stück vom Markt und theilt es auf mehrere Tage ein; das Lagernde durch Pökeln und andere Manipulationen vorm Verderben zu schützen, kostet aber Arbeit. Im Frühsommer beginnt das Abkochen, Einlegen und Abbacken von Beeren, Obst und Gemüse und dauert bis in den Herbst. Von Martini an beleben die Gänse das

Haus; werden sie gemästet, schon früher. Die Gans ist eins der edelsten Geschöpfe Gottes, denn es giebt keinen Theil ihres Leibes, der nicht dem Menschen nützte. Dabei ist sie nicht dumm, wie man wahrnimmt, wenn man ihren täglichen Wandel auf dem Dorf beobachtet. Das beim Schlachten ausgelassene Blut wird als Blutwurstfüllsel zubereitet. Die Federn werden gesammelt und, sobald ihrer genug beisammen sind, geschlissen (Schleißen nennt man in Schlesien das Abziehen der Fahnen von den Kielen; eine hochdeutsche Bezeichnung für diese Operation kenne ich nicht). Eine leichte mechanische Beschäftigung, die mit heiterer Unterhaltung oder Vorlesung gewürzt zu werden pflegt. Die geschlissenen Federn werden in Indelten (Inletts) gefüllt, und wird eine Tochter heirathfähig, so liegen ihre vier Gebetten bereit; beim Händler braucht keins gekauft zu werden. Wie das Fleisch und das Fett der Gans verwerthet werden, wissen ja wohl auch die Berlinerinnen; aber vieelleicht versteht nicht jede, aus den knorpeligen Theilen Gallert zu bereiten, was die Provinzfrau ebenfalls kann. So giebt es also in einem solchen Haushalt für eine kräftige Frau und zwei heranwachsende oder erwachsene Töchter vollauf zu thun und von einer Nothwendigkeit, den Familienhaushalt aufzugeben, kann fürs Erste noch nicht die Rede sein. Für Das, was von einer wohlhabenden Frau an Armenpflege und Jugendfürsorge gefordert wird, läßt die Hauswirthschaft schon die nöthige Zeit übrig.

Dieser Aufsatz war konzipirt, lange bevor mir Ostwalds letztes Buch in die Hände kam. Es ist, wie die Leser wissen, eine Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, die der große Chemiker und Naturphilosoph unter dem Titel „Die Forderung des Tages" (in der Akademischen Verlagsbuchhandlung) herausgegeben hat. Wir lernen daraus das großartigste und schönste aller Weltbilder, die je mit rein physikalischem Material entworfen worden sind, vollständig kennen und der Genuß, den es gewährt, wird durch das Bild des liebenswürdigen und glücklichen, wahrhaft glücklichen Menschen erhöht, der uns daraus so körperhaft und lebenswarm entgegentritt, daß ein Künstler ihn malen könnte, ohne ihn selbst oder seine Photographie gesehen zu haben. Freilich: unvollständig ist auch dieses Weltbild; die Gedanken- und Gefühlswelt von Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt darin unterzubringen, würde schwierig sein. Daß ich Ostwalds Erwartung, die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen werde dereinst auf eine den übrigen Energieformen äquivalente Energieform zurückgeführt werden können, nicht zu theilen vermag, habe ich schon ge-

sagt; die Gründe, die Lotze (der als strenger Atomist noch nicht mit dem Energiebegriff arbeitete), Eduard von Hartmann, Johannes Reinke, Otto Liebmann dagegen anführen, erscheinen mir unwiderleglich. Die drei zuletzt Genannten beweisen auch, daß schon das organische Leben in die Energieformen nicht eingereiht werden kann. An Hartmanns Diktum: Das Leben leitet die Energie auf seine Mühle, aber es ist nicht selbst Energie (im heutigen technischen Sinne des Wortes) klingt folgende Aeußerung Ostwalds im vorliegenden Buche an: „Hält man sich, frei von allen Hypothesen, an die beobachteten Thatsachen, so erkennt man als allgemeines Kennzeichen der Lebenserscheinungen den stationären Energiestrom, der durch ein verhältnißmäßig konstantes Gebilde läuft.“ Wie ein solches Gebilde, mit dessen wunderbarer inneren Struktur und Mannichfaltigkeit der äußeren Gestalt, mit dessen nach eigenen Gesetzen sich vollziehender Entfaltung, Selbsterneuerung, Selbstregulirung, Fortpflanzung das einzige konstante Gebilde der unorganischen Welt, der Kristall, gar nicht zu vergleichen ist, entstehen konnte, wie es zugeht, daß der unaufhörlich hindurchfließende Energiestrom, statt es aufzulösen, seinem Aufbau und seiner Erhaltung dienen muß (sobald das unbekannte Etwas, das alle Energieformen in seinen Dienst zwingt, entwichen ist, verrichten diese ihre auflösende Arbeit): Das ist es, was als bloßer Umsatz von Energieformen in einander nicht begriffen werden kann. Arthur Drews endlich, augenblicklich der Schwarze Mann für die orthodoxen wie für die liberalen Theologen, ist der Meinung, man müsse „dem modischen Vorurtheil entsagen, als ob eine wirkliche Lösung der sogenannten Welträthsel mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erfahrung zu Stande zu bringen und eine einheitliche Weltanschauung nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage möglich sei. Die Naturwissenschaft hat es immer nur mit der einen, der materiellen Seite der Wirklichkeit zu thun, deren mechanische Gesetzlichkeit sie aufdeckt. Sie überschreitet folglich ihre Grenzen, wenn sie auch die andere, die geistige Seite, in ihre Betrachtungen hineinzieht.“ Ausdrücklich muß jedoch hervorgehoben werden, daß Ostwald solche Grenzüberschreitung nirgends begeht. Wenn er den Energiebegriff für alle Lebensgebiete fruchtbar macht, so meint er immer nur die Energie im physikalischen Sinn des Wortes, die ja thatsächlich bei aller Kulturthätigkeit eine ungemein wichtige und mitunter (man denke an den Weltverkehr) die entscheidende Rolle spielt. Was er in Beziehung auf die vermuthete psychische Energieform von zukünftigen Leistungen der Wissenschaft erwartet, Das verwendet er nicht, als ob es schon geleistet wäre.

Ostwald erklärt den Materialismus für überwunden und den Begriff Materie für unhaltbar; das einzige Seiende, die Weltsubstanz, sei die Energie. Daß die Atome nicht als raumerfüllende Klümpchen oder Kügelchen zu denken sind, sondern als mathematische Punkte, von denen Kraftwirkungen ausgehen, wissen wir seit Lotze; aber mit der Behauptung, daß die Energie das allein Seiende und die (natürlich nur als ein System punktueller Energieträger zu denkende) Materie abgethan sei, scheint der Satz in Widerspruch zu stehen: „Was man weder schaffen noch vernichten kann, nennt man eine Substanz; so haben die chemischen Elemente den Charakter von Substanzen, aber auch die Arbeit und ihre Umwandlungprodukte haben ihn; diese nennt man mit einem gemeinsamen Namen Energie.“ Die Gesammtheit der chemischen Elemente ist doch wohl Das, was man bisher unter Materie verstanden hat. Mit der Materie zugleich will Ostwald bekanntlich auch die Atomistik abgesetzt haben. Der Chemiker bedürfe ihrer nicht; sie sei weder hinreichend, die stöchiometrischen Gesetze zu ergeben, noch für diesen Zweck nothwendig. Den Grund zu diesem Gesetz habe der 1807 verstorbene Jeremias Benjamin Richter gelegt, indem er als Erster Zahl und Maß in der Chemie zur Geltung brachte. Er sei jedoch über seinen Tod hinaus übersehen und verkannt worden und das Schlimmste sei gewesen, daß um die Zeit seines Todes Daltons Atomhypothese auftauchte. Ob die Chemie ihre Berechnungen ohne die Annahme von Atomen und Molekeln auszuführen vermag, ist nun eine Angelegenheit, welche die Chemiker unter sich auszumachen haben und die den Laien nicht angeht. Dieser liebt die Atomhypothese, weil sie die Vorgänge der physikalischen Welt vorstellbar macht. Ostwald erklärt nun zwar diese Anschaulichkeit für werthlos und gebietet: „Du sollst Dir kein Bildniß oder Gleichniß machen“, sollst Dir an algebraischen Formeln und Zahlen genügen lassen. Doch gilt dieses sinaische Donnerwort hoffentlich nur seinen Fachgenossen; wir armen Laien sind nun einmal unbekehrbare Heiden und hängen an Bildern, wenn wir sie auch nicht gerade anbeten. Uebrigens wird die Ablehnung der Atomistik später eingeschränkt und Ostwald erklärt die Ansicht für irrig, daß zwischen seiner Energetik und der Atomistik ein grundsätzlicher Gegensatz obwalte.

Ostwalds Buch ist höchst anregend und es müßte im schreibseligen deutschen Vaterlande wunderbar zugehen, wenn daraus nicht ein paar hundert Zeitschriftenartikel und ein paar Dutzend neue Bücher entstünden.

Neisse. Karl Jentsch.



Kaukasus.*)

Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk! Jeremias, Kap. IX, 1.

Allüberall Berge, von Wolken umflossne,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergossne.
Seit der Urzeit schafft der Aar dort
Dem Prometheus Schmerzen,
Hackt ihm täglich an den Rippen,
Hackt an seinem Herzen;
Er zerhackts, sein Blut, er trinkt es
Niemals doch zu Grunde,
Stets wird neu das Herze leben,
Lachen trotz der Wunde.
Denn unsterblich ist die Seele,
Frei, trotz Machtgeboten,
Selbst der Nimmersatte pflügt nicht
Flur auf Meeresboden,
Knebelt nicht das Wort, das freie,
Nicht die freie Seele
Und verlästert Gott, den Herrn, nicht,
Gott, der sonder Fehle.

Nicht uns geziemts, mit Dir zu rechten,
Noch zu bemängeln Dein Gebot!
Uns ziemt, zu weinen nur, zu weinen,
Zu kneten unser täglich Brot
Mit blutigem Schweiß, mit bittern Thränen.
Die Henker uns mißhandeln, höhnen,
Berauscht liegt unser Recht — wie tot!

Wann, ach, wird es auferstehen?
Dürfen wir begeben

---

*) Das berühmteste Gedicht Schewtschenkos, des 1814 geborenen, 1861 gestorbenen kleinrussischen Poeten, über und aus dessen Schaffen Julia Virginia in dem Band „Ausgewählte Gedichte von Taras Schewtschenko" (Xenien-Verlag in Leipzig) Allerlei mittheilt. Wenn das Mühen, auch diesem nach Gogol beträchtlichsten Kleinrussen in Deutschland Liebe zu werben, gelingt, dürfen mit der Uebersetzerin alle Freunde kräftiger Dichtung sich freuen. Der (allzu politische) Sang vom Kaukasus hat Schewtschenko ins Gefängniß gebracht.

Müde uns, o Gott, zur Ruhe?
Wann, ach, endlich leben?
Wir vertrauen Deiner Allmacht,
Den Verheißungworten:
Auferstehn soll Recht und Freiheit,
Hier und aller Orten.
Werden huldigen dann die Völker
Dir nur frohen Muthes, —
Doch bis dahin fließen Ströme,
Ströme rothen Blutes! . . .

Allüberall Berge, von Wolken umflossne,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergossne!
Und die von Gottes Gnaden Wir,
Wir scheuchten dort ohne Erbarmen
Freiheit, die nackende, die arme,
Und hetzen sie . . . Es fielen hier
Der Söldner ungezählte Schaaren.
Und Thränen? Blut? Fürwahr genug,
Vollauf zu sättigen alle Zaren . . .
Sie zu ertränken sammt der Brut
In Witwenthränen . . . Der Jungfraunthränen,
Geweint in stiller Nächte Sehnen,
Der heißen Mutterthränen Pein,
Der alten, blutigen Vaterzähren
Ergoß kein Strom sich, nein, — ach nein,
Ein Meer, ein feurig Meer! . . . O Ehre
Den Hunden wie der Treiberschaar
Und unserm Väterchen, dem Zar!

Ehre!
Euch auch Ehre, blaue Berge,
Gletscher unermessen,
Ehre Euch, Ihr großen Helden,
Nicht von Gott vergessen!
Kämpft nur, kämpfet und Ihr werdet
Sieger des Gefechtes,
Euch hilft Gott, die Kraft, die Freiheit
Und die Macht des Rechtes!

„Dein Haus*), Dein Brot, ist Beides Dein,
Sind nicht erbeten, nicht verliehen

*) „sakla“, „tschurek“, zwei Worte aus der kaukasischen Mundart, die der Dichter beibehalten hat, ohne sie zu übersetzen.

Und Keiner nimmts, als wär es sein,
Es läßt Dich Niemand Ketten ziehen.
Bei uns — denn schriftgelehrt sind wir —,
Da kennt man jede Bibelstelle,
Nackt sind wir und in Goldes Zier
Wohl von der tiefsten Kerkerzelle
Hinauf bis zu des Thrones Schwelle!
Kommt nur zu uns! Da lernt, bei Gott,
Ihr bald, wie theuer Salz und Brot.
Wir haben Schulen und Kapelle,
Jedwede Tugend bei uns thront,
Wir Christen sitzen an der Quelle,
Gott selbst bei uns zur Miethe wohnt!
Nur Eines schmerzt uns: daß Ihr nicht
Euch Eure Hütte müßt erbetteln;
Daß wir Euch 's Brot nicht ins Gesicht
Wie einem Hund hinwerfen können;
Daß Ihr uns für der Sonne Strahlen
Noch keine Steuern müßt bezahlen;
Sonst nichts! Wir sind mit Wenigem satt!
Denn seht, wir sind ja keine Heiden,
Nein, echte Christen und bescheiden.
Doch wollt Ihr brüderlich, anstatt
Zu trotzen, Euch mit uns verbinden,
Ihr würdet gute Lehrer finden.
Und unsre Länder ohne Zahl:
Sibiriens Welt genügt zumal!
Und Kerker, Völker, unbeirrt
Vom Moldauer bis zu dem Finen
Hälts Maul man, lebt mit allen Sinnen
Froh in den Tag hinein! . . . Es wird
Bei uns die Heilige Schrift gelesen
Und Mönche lehren, daß gewesen
Dereinst ein König Schweinehirt,
Der seinem Freund, den er erschlagen,
Die Frau nahm und jetzt mit Behagen
Im Himmel sitzt. Da seht Ihr gleich,
Wer bei uns kommt ins Himmelreich!
Ihr seid noch blind, nicht aufgeklärt
Durchs Heilige Kreuz; bei uns man lehrt:
    Gieb nur und schind,
    Dann kommst geschwind
Ins Paradies sammt Frau und Kind!
Mit Wissen können wir uns spreizen!
Wir zählen Sterne, säen Weizen,
Den Franzmann schmähn wir und im Spiel

Verschachern wir der Seelen viel,
Nicht Schwarze aus dem Negerland,
Zwar Christen, doch von niederm Stand.
Nein, Spanier sind wir nicht, wir kaufen
Nicht wie 'ne jüdische Kreatur
Gestohlen Gut. Wir handeln nur
Nach dem Gesetze . . .

Sagt, liebt Euren Nächsten
Ihr nach des Apostels Worten?
Heuchler, Lügner, die vom Höchsten
Ihr verdammt seid worden!
Nur die Haut an Eurem Bruder
Liebt Ihr, nicht die Seele,
Schindet sie, damit der Tochter
Nicht das Pelzwerk fehle,
Eurem Bastard nicht die Mitgift
Schuh' nicht Eurem Weibe,
Auch nicht Das, was ihr geheim bleibt,
Eurem eignen Leibe!

Wem zum Heil wardst Du gekreuzigt,
Jesus Christ, Sohn Gottes?
Für uns Gute, für die Wahrheit?
Oder daß voll Spottes
Wir Dich höhnen, wir Dich schmähen?
Denn so ists geschehen!
Kapellen, Kirchen, Bilder, Priester
Und Alles weihrauchdufterfüllt,
Verbeugungen vor Deinem Bild
Und unaufhörlich Bittgeflüster
Um . . . Diebstahl, Krieg und Mord und Blut;
Nach Bruderblut sie heimlich schreien,
Zum Dank sie dann ein Bild Dir weihen,
Gestohlen in des Brandes Gluth . . .

„Wir sind aufgeklärt und wollen
Andre auch belehren,
Zu der Wahrheit Licht Euch blinde
Kinder noch bekehren.
Alles zeigen wir, doch lasset
Euch von uns nur führen:
Wie die Kerker sind zu mauern,
Fesseln sind zu schnüren;

Wie zu tragen sie, zu flechten
Schwere, knotige Knuten . . .
Alles lehren wir, wenn Eure
Berge wir bekommen,
Euer Letztes, denn schon sind Euch
Meer und Thal genommen!" *)

In den Tod man Dich hetzte, Jakow**), mein Lieber!
Doch nicht für Ukraina Dein Blut ist geflossen:
Ihr Henker, er heischte Dein edeles Blut,
Du trankest — ein Opfer der Zarenwuth —
Den russischen Giftbecher unverdrossen . . .
Dein denk ich ewig, des theuren Genossen!
O weile bei uns als lebendiger Geist,
Wach ob den Kurhanen, zerwühlt und verwaist,
Durchzieh mit den Brüdern die weiten Bajraken,
Wein' Ströme von Thränen mit Deinen Kosaken,
Bis Du aus der Haft willkommen mich heißt!

Doch bis dahin will die Lieder,
Die das Herz mir brechen,
Still ich sän, auf daß sie wachsen,
Mit dem Winde sprechen . . .
Und der Wind aus der Ukraina
Wird zu Deinen Füßen
Mit dem Thau sie tragen, Bruder;
Du wirst sie begrüßen,
Liebend Dich in sie versenken,
Sie mit Thränen tränken
Und der Berge, Steppen, Gräber,
Wie auch mein, gedenken.

Taras Schewtschenko.

---

*) Rußland besetzte zuerst das Meer und die Thäler des Kaukasus.

**) Graf Jakow de Balmen, ein ukrainisirter Franzose und Freund des Dichters, den die russische Regirung wegen seines Freisinnes dadurch maßregelte, daß sie ihn der kaukasischen Armee als gemeinen Soldaten einreihte; er fiel denn auch im Kampf gegen die Tscherkessen.



Anglo-Deutsche Freundschaft.

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Harden, Sie wissen, daß ich weit davon entfernt bin, die deutsch-englischen Beziehungen nach gelegentlichen, für den Zweck geformten Reden zu bewerthen. Es würde der Mühe lohnen, die während der letzten Jahre gehaltenen überschwänglichen, Freundschaft und Frieden preisenden rhetorischen Leistungen von beiden Seiten der Nordsee, seien sie aus souverainem, verantwortlichem oder unverantwortlichem Munde, zusammenzustellen. So sehr sie geeignet sein mögen, den sentimentalen Zeitungleser zu entzücken und ihn in dem Glauben an eine nicht zu trübende Sphäre der Harmonie zu bestärken: für den vorurtheilfreien Beobachter ist es eine nüchterne Gewißheit, daß die Worte keine Thaten zeugten, daß die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England sich, trotz den bestehenden und sich ständig steigernden wechselseitigen hochwerthigen wirthschaftlichen Interessen, nicht gebessert haben. Dem frohen Aufjauchzen folgte stets eine tiefe Verstimmung. Und so ist es wiederum heute. Die Begleiterscheinungen der leidigen Marokko-Sache haben in Deutschland eine ungewöhnlich starke antienglische Strömung bewirkt. Wie weit die Veranlassung innerhalb der gegebenen europäischen Konstellation vorausgesehen oder umgangen werden konnte, bleibe dahingestellt. Spätere Zeiten werden hierüber sachlicher und ruhiger urtheilen, als es die über die Vorgänge hinter der Szene unzulänglich informirte Gegenwart vermag.

Ein im Zusammenhang mit Marokko besonders gepflegtes deutsches Argument gipfelte in dem Wunsch nach Vergrößerung des Kolonialbesitzes. Das wäre, als Erweiterung wirthschaftlicher Machtfülle, gewiß ein erstrebenswerthes Ziel. Doch wie liegen die thatsächlichen Verhältnisse? Als Deutschland vor mehr denn drei Jahrzehnten in die Reihen der Kolonialmächte eintrat, war die Welt, so weit sie begehrenswerth schien, längst aufgetheilt. Von Dem, was wir erwerben konnten, wurde eins der aussichtreichsten Gebiete mit England gegen Helgoland ausgetauscht. Der deutsche Kolonialbesitz hat sich, trotz hinlänglicher Entwickelungzeit, bisher noch nicht zu einem wirthschaftlichen Aktivum des Reiches umgewandelt. Das ließe sich leicht, zu geringer Freude der Steuerzahler, zahlenmäßig erweisen. Ob die Einverleibung des Susgebietes die Bilanz des Kolonialbesitzes aktiver gestaltet hätte: ich bezweifle es; was der Kongozipfel der Allgemeinheit einbringen wird: die Zukunft wird es lehren.

Aber bedarf Deutschland überhaupt unbedingt und um jeden Preis territorialen Zuwachses? Es giebt für die weitere wirthschaftliche Erstarkung des Reiches, für die Schaffung neuer und aufnahmefähiger Absatzgebiete, für ein Bethätigungfeld deutschen Kapitals und deutscher Energie auch noch näherliegende und den realen Verhältnissen besser angepaßte Möglichkeiten. Ich denke da an den deutschen

Kaufmann im Ausland, der aus eigener Kraft in emsig zäher Arbeit heimischen Waaren einen Markt erschlossen und ausgebaut hat. Der Werth dieser Kulturpioniere ist für die wirthschaftliche Prosperität des Reiches nicht hoch genug genug zu veranschlagen. Seine Erfolge kommen dem Mutterland unmittelbar zu Gut; ihm sein Deutschthum wahren helfen, ihn fördern, ihm für freie wirthschaftliche Bethätigung Entwicklungmöglichkeiten schaffen: Das heißt, dem Reich nützen. Die Erhaltung der offenen Thüren sollte die Hauptaufgabe unserer auswärtigen Politik bilden. Ein Heer und eine Flotte, wie sie Deutschland unter großen materiellen Opfern aufrecht erhält, hat, bei klaren politischen Dispositionen, eine so überzeugende Kraft, daß es nicht schwer sein kann, die offenen Thüren zu sichern. Zur Bewachung geschlossener Pforten würden zehn Stadtsoldaten genügen.

Wie stellt sich nun England zu dieser uns so vitalen Frage? Man mag aus Ueberzeugung oder Unkenntniß die Engländer lieben oder verabscheuen, ihre Politik weitsichtig und klug oder perfid nennen: die offene Thür gewähren sie uns im Mutterland, in den Kolonien, in ihren Einflußgebieten, wie kein anderer Kulturstaat, im weitherzigsten Sinn. Welche Werthe ziehen die deutschen Banken, der Handel und die Industrie aus den Gebieten, wo englische Macht und englischer Einfluß herrscht! Man befrage den deutschen Kaufmann in England, Indien, Südafrika, Egypten, wo immer man wolle; überall wird man hören, was das englische liberale Wirthschaftsystem uns in klingender Münze bedeutet. Wie viele Gebiete der Erde hat erst England durch seine politische Machtentfaltung wirthschaftlich erschlossen und dann auch den seinen Spuren ohne Fährniß folgenden deutschen Erzeugnissen neidlos einen ungehinderten Markt gegönnt!

Und dennoch ist „Antienglisch“, in Folge einer politischen Situation, die auch in Deutschland kaum irgendwo Freude erregt hat, jetzt wieder Trumpf. Besonders heftig geberden sich die Leute, die mit englischer Politik und Wesensart wenig vertraut sind und den großen, weltbewegenden Fragen des Erwerbslebens fern stehen.

Doch ich kehre zu dieses Schreibens Ausgangspunkt zurück. Zum Reden. Da habe ich denn doch zu Beginn dieses Monats hier Ansprachen gehört, die eindrucksvoll waren. Die Anglo-German Friendship Society (sie ist kein Eitelkeitunternehmen), der man nach Zusammensetzung und Arbeitfreudigkeit in Deutschland leider bisher nichts Gleichwerthiges gegenüberstellen kann, hatte, unter dem Vorsitz des Lord Mayor, im Mansion House eine Sitzung. Da sah man Männer, die nach ihrer politischen und wirthschaftlichen Stellung zu den Besten, den Allerersten gehören. Das war keine hypocrisy; mit Worten, die aus scharfem Verstand kamen, wurde eine Verständigung von dauerndem Werth zwischen England und Deutschland empfohlen und auf die großen gemeinsamen Interessen hingewiesen. Und damit den Worten auch Thaten folgen, beschloß man, für das Jahr 1913 eine Deutsch-Englische Ausstellung in London vorzubereiten. Wie diese Führer

der Nation, so empfinden hier auch ganze Volksschichten. Die verantwortlichen Leiter beider Regirungen müßten eine Formel der Verständigung ehrlich suchen. Diese Formel wäre, glaube ich, aus dem nahen Osten zu beziehen, wo England politische und wirthschaftliche Interessen seit mehr denn einem Jahrhundert planmäßig vertritt und wo sich seit mehr denn einem Jahrzehnt deutscher Unternehmungsgeist neue Ziele steckte. Für diese Bestrebungen muß eine Formel zu gedeihlicher Zusammenarbeit auf mittlerer Linie zu finden sein. Die Stunde scheint mir günstig. In besonderer Hochachtung bin ich Ihnen ergeben

London. Rudolf Said-Ruete.



Orientalia.

Das größte Reich der Erde soll auf die Vernunft, also, nach Hegels Witzwort, auf den Kopf gestellt werden. „China muß alle zehn Jahre seine Revolution haben", hatte der Organisator des Zollwesens, Sir Robert Hart, kurze Zeit vor seinem Tode gesagt. Bald danach schlug die Flamme aus dem Dach. Vierhundert Millionen Chinesen wollen den Fremdkörper der Mandschus mit Gewalt beseitigen. Wird der Drachenthron ins Wanken gerathen, das Kaiserreich zur Republik werden? Das europäische Kapital läßt sich durch diese Frage nicht lähmen. Ist solche Zuversicht berechtigt? Fremdes Geld hat im Reich der Mitte ja ein ausgedehntes Indigenat erlangt. Die Mandschus haben dem Schilling, Franc, Dollar, Rubel und der Mark die Grenzen geöffnet; unter ihrer Herrschaft sind die Emporien des Reiches zu Blüthe und Ansehen gelangt. Der Chinese liebt die Fremden nicht. Er sieht in der Politik der Mandschus also nicht den Nutzen, sondern nur die Sünde gegen den Geist der „Großen Mauer". Aber die Fremden sind einmal da und haben die wichtigsten Außenposten besetzt: Tientsin, Hongkong, Tonking, die Mandschurei. Sie knabbern an den besten Kuchenstücken; da, wo die größten Rosinen sitzen. Shanghai, der wichtigste Handelsplatz des Landes, ist eine Domäne des fremden Kaufmanns. Nur im Inneren, im Bezirk des kupfernen Käsch, lebt der Zopfträger noch ungestört in den primitiven Formen des Handels. Und es gab eine Zeit, wo das Volk kein höheres Sehnen kannte als das, vom „Segen" der europäischen Kultur gänzlich verschont zu bleiben. Jetzt solls Reformen regnen; eine Verfassung und Handelsverträge sind in Sicht.

Als vor fünfzig Jahren die Taiping-Revolution wüthete, begann die Herrschaft der Fremden über die Küste. England und Frankreich kamen der Dynastie zu Hilfe und sorgten für die Wiederherstellung der Ruhe. Das Deutsche Reich und Rußland folgten erst später. Nur die Vereinigten Staaten haben sich vor Landerwerbungen schlau gehütet. Ihnen liegt mehr an „friedlichem" Durchdringen der Materie, an langsamer, aber nachhaltiger Sättigung des Wirthschaftkörpers mit Dollar und Eagle. Der Yankee möchte der Hauptbankier Chinas wer-

den. Beim Abschluß der Kanton-Hankau-Eisenbahnanleihe schlug die Union Lärm und bestritt dem internationalen Syndikat das Recht, dieses Geschäft allein zu machen; wie sie es zuvor dem Deutschen Reich bestritten hatte. Erst der Einspruch der Yankees brachte die anderen Nationen auf die Beine und man einigte sich konsortialiter. So gings bei den meisten Chinesenanleihen. An der berliner Börse werden sechs notirt; die jüngste ist die fünfprozentige Hukuang-Eisenbahnanleihe vom Jahr 1911. Die Gesammtsumme der in Deutschland liegenden chinesischen Staatspapiere wird zwischen 400 und 500 Millionen Mark schwanken. Die Unruhen haben den Kurs nur um ein paar Prozent herabgedrückt und der Zinscoupon ist nicht gefährdet, so lange die Einnahmen, die ihm verpfändet sind, zur Tilgung ausreichen. Vor Allem kommt es auf die Seezölle an, deren hoher Ertrag der außerordentlichen Leistung Roberts Hart zu danken ist. Für manche Eisenbahnanleihen haften die Betriebseinnahmen oder, wenns noch keine giebt, die Regirung und ein Theil der Likinzölle, die im Binnenverkehr erhoben werden. Die Staatsgarantie ist jetzt ein Bischen entwerthet; wer wird denn morgen den Staat repräsentiren? Zwar wollen die Rebellen alle Pflichten gegen das Ausland erfüllen und nur die nach dem Ausbruch der Revolution aufgenommenen Anleihen nicht anerkennen. Bombensicher ists aber nicht. Die pekinger Regirung ließ sich im Oktober von einem franko-belgischen Konsortium eine sechsprozentige Anleihe bewilligen, für deren Betrag (150 Millionen Francs) nur ein „Staatsedikt“ haftet. Weder Rußland noch Japan wollte pumpen. Der Russisch-Asiatischen Bank sollten die Zolleinnahmen der Nordmandschurei bürgen; sie verzichtete aber, als aus Petersburg vor dem Geschäft gewarnt worden war. Und die Yokohama Specie Bank schob die Pfänder sogleich zurück. Die offiziellen Bankiers des Reiches, England, Amerika, Deutschland, Frankreich, sehen in dem jüngsten Geldgeschäft ihres Schuldners eine Kürzung älterer Rechte und Garantien. In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Was sollten die Mandarinen anfangen, wenn ihnen das Geld knapp wurde? Schon war der Befehl ergangen, dem Papiergeld „Zwangskurs“ zu verleihen. Das wäre der Anfang der Assignatenherrschaft gewesen; und der chinesische „Geldzettel“ ist nicht besser als einer aus der Zeit der Großen Revolution.

China hat heute einen ansehnlichen Außenhandel und am Netz der Eisenbahnen wurde fleißig gestrickt. Mineralschätze kamen ans Licht und das Geschäft nahm Formen an, die dem fremden Kaufmann die Möglichkeit eines geregelten Verkehrs zeigten. Eine gründliche Handelsstatistik giebt es nicht; man kann also die Betheiligung Deutschlands am chinesischen Außenhandel nur schätzen. Für das Jahr 1910 wird eine Werthsumme von 160 Millionen Mark genannt. Der Gesammthandel soll 2100 Millionen umfassen. Für das ungeheure Reich ists blutwenig; aber die moderne Entwickelung hat ja erst vorgestern begonnen und die Chinesische Mauer steht noch. Wichtig ist der Handel des Yangtsethales, das den Herd der Revolution einschließt. Nach

Shanghai und Tientsin ist Hankau das wichtigste Handelscentrum; und die deutsche Niederlassung hat sich in der Yangtsestadt gegen das britische Uebergewicht zu behaupten vermocht. Der „verderbliche“ Geist der Neuerer errang den größten Sieg, als er dem Drachenreich Eisenbahnen gab. Kaum ist ein Menschenalter vergangen, seit der erste Schienenstrang gelegt wurde: und heute spannt sich über chinesischer Erde ein stählernes Netz von 9000 Kilometer Länge. Der Staat hat 7000 Kilometer unter seiner Kontrole; der Rest gehört chinesischen und fremden Privatbahnunternehmern. Früher als anderswo wurde die Wichtigkeit des Stahlstranges als eines Machtmittels erkannt. Deshalb begann die Verstaatlichung der Bahnen, ehe das Privatkapital die Vorherrschaft an sich gerissen hatte. Nur die Eisenbahnen der Mandschurei sind dem Arm der Pekinger entzogen: im Norden regirt Rußland, im Süden Japan über die Schienenstränge. Deutsche Unternehmer hatten die erste Bahn in China gebaut. Und die deutsche Schantungbahn ist jetzt die größte Privatbahngesellschaft im Reich der Mitte. Das kann für Eisenbahnanleihen stets Geld aus Europa haben.

Daß China sich der modernen Wirthschaft auf die Dauer je wieder verschließen könne, ist nicht anzunehmen. Eher, daß die Yankees, weil sie den Chinesen kein Land abgezwackt haben, die Konkurrenz schlagen. Doch die europäische Finanz hat zuverlässige Vorposten. Die in China arbeitenden Banken haben dem eingeborenen Kaufmann Achtung abgewonnen. Die Deutsch-Asiatische Bank hat einen Sitz auf chinesischem Boden. An mancher Kasse ists in den schlimmsten Stunden des Aufruhrs nicht gerade ruhig zugegangen. Doch Keiner, der sein Geld kündigte, hatte zu warten. Was verlangt wurde, kam schnell aufs Zahlbrett. Das Ansehen der fremden Banken wird durch ihr Recht zur Notenausgabe erhöht. Das ist, in der Wirrniß des chinesischen Geldwesens, ein bedeutsames Privileg; die Noten der europäischen Institute sind natürlich viel „besser“ als die Geldscheine der chinesischen Banken, für die es keine Deckung (im europäischen Sinn des Wortes) giebt. Die internationale Finanz sollte der Regirung die Mittel zu einer Währungreform liefern. Im April 1911 war der Vertrag über die berühmte „Währunganleihe“ (200 Millionen Mark) abgeschlossen worden. Die Silberwährung sollte eingeführt, die Notenausgabe bei der Staatsbank centralisirt werden. China hat keine geregelte Valuta, weil ihm die Münze mit legalem Werth fehlt. In den Provinzen regirt das kupferne Käschstück, das eben so zur Valutaspekulation dient wie der silberne Tael. Jede Provinz prägt ihr eigenes Geld, das draußen dann mit Agio oder Disagio verhandelt wird. Auch die Silbermenge, die als Tael gilt, ist in den einzelnen Landestheilen verschieden. Nun stelle man sich vor, welches Maß kombinatorischer Fähigkeit zu einfachen Geldberechnungen gehört, wenn zu den vielfachen Landesbräuchen noch das Schwanken der Metallpreise auf dem Weltmarkt kommt. Kupfer und Silber schwanken immer im Preis; und diese Unruhe wirkt auf den Werth des chinesischen Geldes. Unter solchen Un-

bequemlichkeiten muß der Handel leiden. Hätte China eine gesicherte Silberwährung, so ließe sich ein festes Werthverhältniß zum Ausland herstellen. Heute wird der fremde Exporteur beim Absetzen seiner Waare nach chinesischer Methode behandelt, während er die Kosten der Herstellung nach der Währung seines Landes zu bezahlen hat. Der Verkäufer chinesischer Produkte hat in Europa freilich den Vortheil der besseren Valuta. Die Regirung war mehr als einmal zu einer Reform bereit, stieß aber auf den Widerstand der Mandarinen, die aus dem Tohuwabohu Gold fischten. Im Sommer sollte endlich Etwas geschehen: da kam der Aufstand. Die europäischen Kontrahenten haben den Anleihevertrag noch nicht gekündigt; Geld aber werden sie erst geben, wenn wieder Ruhe herrscht. Die wichtigste Frage ist jetzt, ob das neue Regime sich fähig zeigen wird, dem Geld und der Intelligenz Europas, die sich dem Chinesenreich verbündet haben, etwas Besseres zu bieten als uneinlösbare Wechsel.

Auch über dem näheren Osten lagert noch Dunkel. Man weiß nicht, wie die Türkei über den Krieg hinwegkommen wird. Tripolitanien und die Kyrenaika sind italienische Sorgen. Aber der Handel im Osmanischen Reich und die Lage der Staatsfinanzen: darum haben die Türken und deren Geschäftsfreunde sich zu bekümmern. Die Boykottirung italienischer Waaren und der hundertprozentige Zoll schaden nicht nur den Italienern; auch fremde Handelshäuser, die sich durch italienische Agenten vertreten lassen, sind von der Kriegsfurie bedroht. Die inländischen Firmen leiden darunter, daß die Umlaufsmittel aus dem Verkehr gezogen werden. Da der Umsatz der Waaren stockt, muß man Kredit suchen, um liquide zu bleiben. Das gelingt nur Wenigen; und in den Berichten aus Konstantinopel wird über die bedrängte Lage vieler Handelshäuser geklagt. Im Außenhandel der Türkei steht Deutschland an sechster Stelle. An der Spitze marschiren die Engländer; ihnen folgen Franzosen, Oesterreicher und Italiener. Der türkische Etat hat noch immer eine Unterbilanz, die den Ausgleich durch Anleihen nöthig macht. Direkte und indirekte Steuern bringen der Staatskasse nicht viel, wenn das Volk darbt oder vom Sparpfennig lebt. Der fremde Gläubiger hat ein berechtigtes Interesse am Wohlstand des Schuldnerstaates, selbst wenn ihm für die Sicherheit der Coupons eine so bewährte Institution wie die Dette Publique Ottomane bürgt. Und die Anleihen der Türkei stehen nicht mehr unter der Kontrole der europäischen Staatsschuldenverwaltung. Was durch das Muharrem-Dekret geschaffen wurde, wird man mit allen Kräften zu erhalten suchen. Fraglich ist aber, wie lange die Türkei auch einen billigen Krieg aushalten kann. Die Börse hat sich mit Tripolis so schnell wie mit China abgefunden. Nachdem alle Chancen und Gefahren erwogen und die Kurse der Staatspapiere den Ereignissen angepaßt worden waren, wandte die Aufmerksamkeit der Börsenmacher sich wieder wichtigeren Dingen zu. Politik: Das taugt für die reifere Jugend. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 25. November 1911.

Judica.

Anklageschrift.

> „Das Wahre muß man immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten: überall ist der Irrthum obenauf und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ Goethe.

„Unsere bis ins Aschgraue harmlosen Liberalen sind von jedem Zauber zu fangen. Selig, wenn sie von konservativer Fronde schwatzen können. Kaum hat Bethmann dem ‚ungekrönten König‘ (Du meine Güte!) Heydebrand höflich widersprochen: im Nu ist er ein im Herzen grundliberaler Mann, der das ‚schwarzblaue Joch‘ (das Wort entfärbt mir die Zunge) als treuer Reichsdiener abgeschüttelt hat. Kann er Besseres wünschen? Weder er noch einer der Compagnons. An der Wiederholung des billigen und einträglichen Spaßes müßten sie eine Kinderlust haben. Bethmann? Ich kann nicht mehr mit. Wo gehandelt werden mußte, saß auf dem Stuhl des Kanzlers ein Beamter aus dem Jahr einer Mittelernte. Und eine Nation, die von Kraft und Wohlstand an allen Gliedern strotzt, kam draußen nicht zu Ertrag, drinnen nicht zu Ruhe. Kiderlen möchte ich noch nicht vermöbeln; noch weniger verhimmeln wie die Leute, die Holstein, den Lehrer, bis ins Grab gescholten haben und den Schüler nun als ein Weltwunder preisen. Witzig ist er; famos die Andeutung, daß er Frankreich hindern

werde, Marokko für sich zu nehmen. Anno 1911; ganz der Alte: aller Schwarzkünste kundig. Wie weit er sieht? Darüber schaffen die Artikel der von ihm zugelassenen Journalisten und Exdiplomätchen keine Gewißheit. Auch nicht die Maske pfiffigen Gleichmuthes und die Versicherung, daß Nervosität ihm ein unbekannter Zustand sei.“ („Zukunft“ vom ersten April 1911.)

„Völlige Unkenntniß akustischer Wirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt. Herr von Bethmann konnte sagen: ‚Wir werden uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals ein obligatorisches Schiedsgericht anerkennen. Doch gern jeden Vertrag abschließen, der uns nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten.‘ Er hat gesagt: ‚Eine Verständigung über die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.‘ Muß auf diesem Wort stehen, auch wenn eine Koalition ihn davon abzudrängen sucht. Und kann sich von der Verantwortlichkeit nicht dadurch entlasten, daß er sein Gesinde ausschellen läßt, so sei es gar nicht gemeint gewesen. Unkenntniß der Schallgesetze schützt nicht vor der Strafe, die dem zu laut, zu schroff Redenden dräut. England muß jetzt, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den alten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Feldmarschall Roberts und Sir Charles Beresford können die Hände reiben: ihrem Wunsch dämmert die Erfüllung. Herr Delcassé hat im Marineministerium besser lohnende Arbeit als einst am Quai d'Orsay. Und Herr von Tirpitz kann ein neues Bauprogramm besinnen.“ („Zukunft“ vom achten April 1911.)

„Der Winter zog erst heran, als ich schon hörte, das Auswärtige solle zum Pivot des Wahlaufmarsches gemacht werden; denn kein Unbefangener könne doch leugnen, daß es da besser gehe als in Bernhards Aera. Doch von der Möglichkeit, ohne unerschwingliches oder mit nationaler Würde unvereinbares Wehrgeld einen maritim mächtigen Bundesgenossen zu finden, sind wir so weit wie je in den Tagen Bülows. Noch sehe ich nicht, wie aus diesem Winkel ein Wahlerfolg aufblühen soll. Hast Du irgendwo einen Zunftgenossen aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sacht zu erobern trachten werde und von uns das Recht dazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vors Auge gekommen. Da Kiderlen nicht Krieg führen will (und, wenn

ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von der Algesirasakte erstrebt (die natürlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Bismarck wußte, warum er stets vor einer Politik warnte, die nur den Zweck habe, Andere zu ärgern, und nur das Ergebniß, uns, ohne jeden greifbaren Gewinn, unbeliebt zu machen. Daß Kiderlen mit einer (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten, seinen Chef aus der Patsche hauen und der deutschen Lebensaufgabe dienen könne, werde ich erst glauben, wenn ichs erlebt habe. Ueberlege, wie die Folgen aussähen, wenn ein zum Frieden à outrance Entschlossener zum dritten Mal von einer Mehrheit zum Rückzug gezwungen würde; und vergiß nicht, daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt."

(„Zukunft" vom dreizehnten Mai 1911.)

„Sieben Jahre lang beschäftigt uns nun Marokko; kauen wir nun an dieser harten Speise. Und noch immer giebts Leute, die wähnen, daß sie dem Leib des Reiches eines Tages gedeihen werde. Wenn nie eine deutsche Note über Marokko geredet hätte: uns wäre nichts verloren; und die kostbare Zeit am Ende doch besser angewandt worden. Per varios casus, per tot discrimina rerum sind wir wieder auf den Fleck gelangt, auf dem wir im Juni 1901 und im März 1904, nach Radolins zwei Gesprächen mit Delcassé, waren: Anerkennung des französischen Sonderrechtes und Wahrung der deutschen Handelsinteressen. Ein großer Aufwand nutzlos ist verthan. Solche Häufung muthwillig erwirkter Niederlagen und Rückzüge wird man in der Geschichte starker Großmächte nicht leicht finden. So darfs nicht weiter gehen. Da wir Marokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, immerhin nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europärern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger widerstrebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen? ‚Vor dreißig Jahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt, nach 1910 werde Britanien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien,

sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik! Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommts zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Japanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgen Marokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abessinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr auf Europens Festland Euch wider keinen Feind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Können wir alten Hader nicht schlichten oder ausbrennen, so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europa schrumpft in die Bedeutung eines aus Asiens Riesenleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich. Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir, ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapitel besseren Zins bringen als die Staatsrenten des warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel.‘ So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu Frankreich sprechen. Die Zeit ist reif; und die Gelegenheit, da Moinier vor Fez rückt, günstig. Die Kunde von einem franko-deutschen Bündniß dränge rasch ins dunkelste Kabylendorf und risse den tollkühnsten Kaid aus stolzem Rebellenwahn. Die internationale Politik, sprach Bismarck, ‚ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.‘ Was gestern falsch war, kann heute schon richtig

geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaudert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die den Feind nicht schreckt und die der Freund selbst onfair nennt. Rechtsbruch, Wortbruch wird erst nach einer gewonnenen Schlacht gnädig verziehen."

(„Zukunft" vom zwanzigsten Mai 1911.)

„Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich. Herr von Kiderlen läßt andeuten, daß er in gemächlicher Ruhe die Entwickelung der Dinge abwarte und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht enthüllen, sich neue Herrschaftcentren zu schaffen. Dann? Der Erwerb einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten, nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmächten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da Frankreichs Polizeimandat abläuft, leicht zu erreichen. So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß. Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hät-

ten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist." („Zukunft" vom ersten Juli 1911.)

„Eine Regirung, die lästige, dem von ihr betreuten Reich schädliche Pflicht abschütteln will, muß schweigend handeln; beruft sie sich auf ihr ‚Recht', so entschleiert sie reizbare Schwachheit und sinkt in die Gemeinschaft des Knirpses, der sich verspekulirt hat und, als ein unbewußt ins Differenzspiel Verlockter, aus der Klemme zu schlüpfen sucht. Auf das Recht, Marokkos politisches Schicksal mitzubestimmen, haben wir, von 1880 bis 1910, oft verzichtet; und das seit dem ersten Julitag Geschehene wird durch keinen Rechtsvertrag gedeckt. Gegen die Algesirasakte hatte in diesem Sommer nicht Frankreich, sondern Spanien gesündigt, das, wider den Willen des Sultans, in nicht gefährdete Gegenden Truppen vorschickte. Maura-Canalejas wurde von Berlin aus ermuntert, nicht getadelt. Wollten wir uns als gewissenhafte Schützer der Akte dem Rechtsgefühl Europens empfehlen, so mußten wir, nach den Artikeln 8 und 9, die Beschwerden der von den herrschenden Unruhen ‚bedrohten' Deutschen auf dem Umweg über das Diplomatische Corps in Tanger an den Generalinspecteur leiten. Durften wir nicht in den geschlossenen Hafen einer Küstenstadt, in der Europäer kein Wohnrecht haben, also berechtigte Handelsinteressen nicht zu wahren sind, ein Kriegsschiff senden. (Als der Du Chayla im vorigen Herbst Agadir angelaufen und der Kommandant den Pascha besucht hatte, wurde die Thatsache gerade bei uns als gröbliche Verletzung der Aktenpflicht gebucht.) ‚Auf Euer Recht habt Ihr in feierlichster Form verzichtet. Das Gebot der Akte brecht Ihr selbst. Sie völlig zu zerfetzen, wollt Ihr den Franzosen gestatten, wenn sie Euch ein Trinkgeld, ein saftiges Kongostückchen, geben. Das nennt Ihr einen Kampf fürs Recht?' Die rügende Frage war zu erwarten. Klüger wärs deshalb gewesen, gar nicht erst mit dem Recht her-

umzufackeln.' Zwei Wege öffneten sich dem Staatsmann. Auf dem bequemen Thalweg konnte er zu einer Besserung der kameruner Grenze kommen. ‚Sie gehen im Scherifenreich rascher vor, als nach Ihrer Versicherung anzunehmen war. Englands Zustimmung haben Sie mit der Hingabe Egyptens erkauft; uns nur ein gestempeltes Papier gegeben. Das genügt nicht. Als bescheidene Leute sind wir aber schon mit einer anständigen Abrundung unseres westafrikanischen Kolonialbesitzes zufrieden, die Ihnen keinen wesentlichen Verlust bringt, uns aber ermöglicht, vor den Landsleuten mit einer Entschädigung zu paradiren.' Dafür hätte Herr Cambon sich gern eingesetzt; reilich auch keinen Zweifel daran gelassen, daß die Erwerbung der französischen Kongoküste, die unter deutscher Flagge eine auf Belgiens Kongostaat lastende Hypothek wäre, ohne Englands Einverständniß nicht möglich sein werde. Solchen Kleinkram konnte der Staatssekretär während der kissinger Entfettung erledigen; so schwach ist die Firma nicht, die er vertritt, daß sie ihren ganzen Kredit aufbieten muß, um ein winziges Geschäftchen zu machen. Da er den anderen Weg wählte, den schmalen, steilen, mußte die Landsmannschaft glauben, sein Wille suche ein anderes Ziel; sei zum Aeußersten entschlossen und der Zustimmung des Kaisers, des Kanzlers gewiß. Rasch aber löste sich ringsum nun die Spannung. Wenn das Getöse, das einer Wikingerpolitik voranzudröhnen schien, nur die Möglichkeit schaffen soll, ein Schnittchen von den afrikanischen Tropenkolonien Frankreichs zu erschnappen, braucht kein Naher sich, kein Ferner noch genirt zu fühlen. ‚Balkandiplomatie. Um einen Molenbau, eine Kanonenlieferung oder Zinszahlung durchzudrücken, wird ein Kriegsschiff in den Hafen des Landes geschickt, mit dessen Geschäftsträgern man gestern noch intim war. Ohne Mordslärm und wildes Gefuchtel gehts da unten nicht; auch muß der Herr Gesandte Denen zu Haus doch demonstriren, welcher Kraftleistung er fähig ist. Dem eiskalten, verschlagenen Schwaben war aber nicht zuzutrauen, daß er die den Russen verbündete, den Briten befreundete Republik mit Hamids Türkei und Peters Serbien verwechseln werde.' Die Wirkung des Irrthums wird schnell sichtbar. Diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean: nirgends eine gewichtige Stimme für Deutschland. Der von Eduard geschaffene Concern steht in alter Kraft wieder vor Aller Augen.

Zufallsexcellenzen sollen nicht wähnen, Deutschlands Schicksal sei ihrer Laune unterthan. Wenn hinter ihrem Entschluß, den Westmächten die Faust zu ballen, nicht der unbeugsame Wille stand, jede Folge, die widrigste selbst, tapfer auf sich zu nehmen, dann war ihr Thun das Werk ruchloser Thorheit. Was wollten sie? Ein edler Irrthum glaubt: Südmarokko. Den hat das männliche Bewußtsein gezeugt, daß Deutschland Raum braucht und der Theilung der Erde nicht immer, in selbstloser Tugend, zuschauen darf. Doch ernste Patrioten dürfen den Wahn nicht nähren. Nationaler Anstand und nationaler Vortheil weisen uns andere Wege. Ein Kaiser und drei Kanzler haben, in dreißig Jahren wohl dreißigmal, betheuert, das Reich erstrebe in Marokko keinen Landbesitz. Nehmen wir jetzt die kleinste Parzelle, dann sind diese Betheuerungen als Heuchlergerede erwiesen. Und solcher Erwerb schwächt uns, statt uns zu stärken. Macht Deutschland zum Puffer zwischen England und Frankreich und häuft uns in allen Islamsbezirken das Mißtrauen. Den Trostspruch, wir könnten, da alles Andere verthan sei, mit der Panthergrimasse doch Etwas für Westafrika erlangen (‚wenig ist mehr als nichts'), wehren wir ab. Wollen kein Trinkgeld für die Zustimmung zu einem Handeln, das wir Tag vor Tag als rechtswidrig verurtheilt haben. Bleibts bei der bloßen Grimasse, dann ist der franko-britische Bund für ein Menschenalter unlösbar geknüpft, für ein Jahrhundert in der Alten und in der Neuen Welt die Angelsachsenherrschaft gesichert: und dem Deutschen Reich mehr verloren, als ihm in einer tropischen oder subtropischen Kolonie ersetzt werden kann. Die nützlichste Lösung? Wer fünf Millionen deutscher Soldaten ins Feld zu stellen vermag, kann den Franzosen die Bedingung vorschreiben, unter der das nordafrikanische Reich, die Nouvelle France mit ihren braunen Divisionen, zu haben ist. Wer dazu nicht die Nerven hat, durfte sich nicht in die Feuerlinie des Europäerspottes vorwagen. Nicht im Sus noch am Kongo wollen wir ‚entschädigt' werden. Um die Macht, die Zukunft des Deutschen Reiches geht der Kampf. Eine Schlappe noch, ein zages Weichen: und nur das Schwert kann retten, was Zunge und Feder gefährdet haben."

(„Zukunft" vom neunundzwanzigsten Juli 1911.)

„Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preußenstaat das Leben gerettet und für so

edles Thun nur Undank eingeheimst. Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder wider besseres Wissen, die Geschichte. Derselbe Minister Seiner huldvollen Majestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht. Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des Wahrers deutscher Würde und deutscher Zukunft, gewesen, durch den Mund des Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des Vereinigten Königreiches die Verantwortung für die Rede des Schatzkanzlers übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet, daß auf seinem Einfluß zugänglichen Blättern die internationale Unverschämtheit als eine harmlose, nicht gegen Deutschland gerichtete Plauderei dargestellt wurde. Die Männer, die als Reichsvertreter handeln durften, mußten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen Grund ihres Wollens stehen. Was wollten sie? Ein fettes Stück vom Congo Français? Das war, sammt den französischen Besitzern der Monopole und Konzessionen, ohne Lärm zu haben. Einen Schacher mit dem Togoland? Der Beamte, der daran je gedacht hätte, müßte als Landesverräther geächtet, von deutschem Quell und Herdfeuer gescheucht werden. Irgendeinen nett aussehenden Vertrag, der ihnen den Schein einer Leistung giebt, der Republik und deren Erben aber die Möglichkeit sichert, die dem Rachekrieg günstigste Stunde zu wählen? Dann haben sie des Reiches Schicksalspflicht nie auch nur geahnt."

(„Zukunft" vom fünften August 1911.)

„Warum wurden im Mai nicht alle erreichbaren Kenner Marokkos, Nord-, West- und Centralafrikas, Offiziere, Beamte, Fortscher, warum nicht alle im Gefühlskreis der Westmächte halbwegs Heimischen nach Berlin getrommelt, in ein Kreuzverhör genommen und auf das Ergebniß Beschlüsse gebaut? Dann hätte Herr von Kiderlen nicht die falsche Anfangstaktik gewählt. Die Herren von Bethmann und Kiderlen kennen weder England noch Afrika. Mußten sie nicht von Leuten, die beide Welten gründlich kennen, Rath holen und sich dann auf eine Forderung stellen, von der nicht um Fußesbreite zu weichen war? Sie haben nicht einmal das Kolonialamt gehört. Das kam erst zum Wort, als der Wille zur Hingabe des Togolandes bekannt geworden war; widersprach dann mit löblicher Energie (und die Spur des zwischen den beiden Reichsämtern vor dem Feind entstandenen Streites ist in der Presse heute noch sichtbar: jede dem Auswärtigen Amt unbequeme Notiz gilt in

Nummer 76 als aus Nummer 62 inspirirt). Ist solcher Zustand würdig? Dem Reich ersprießlich? Die vom Kaiser verbürgte Unabhängigkeit des Sultans von Marokko und eine zehnmal für heilig erklärte Akte dürfen wir, so lange wir das Bedürfniß nach Selbstachtung und internationalen honneurs haben, um keinen Preis verschachern. Was sollen wir fordern? Keinen Tropenlandfetzen von unbestimmbarem Zukunftwerth; keinen Hafen, der, nach dem Spottwort des Admirals John Fisher, der Britenflotte die erwünschte Gelegenheit zu einem raschen Bombardeursieg über deutschen Besitz liefern würde; also auch nicht Fernando Po; gar nichts, was einer Westmacht gehört. Das Schlimmste, was uns geschah, ist die internationale Unverschämtheit, die uns von britischen Ministern zugemuthet und von einem deutschen Reichskanzler, dem Verwalter eines jährlichen Militärtributes von fünf Viertelmilliarden, bis heute ohne ein Wörtchen der Abwehr hingenommen wurde. Die muß gesühnt werden. Die Verträge vom achten April 1904 und vom neunten Februar 1909 sind veraltet. Ein neuer Afrika-Vertrag müßte Egypten der britischen, Marokko der französischen, Abessinien der deutschen Interessenzone zusprechen und den drei Großmächten in den drei Dunkelhautreichen gleiche Wirthschaftrechte gewähren. Dann könnten auch stolze Deutsche zufrieden sein." („Zukunft" vom sechsundzwanzigsten August 1911.)

Reatus.

In seiner zweiten Vertheidigungrede hat der muthwilliger Reichsschädigung angeschuldigte Herr Kanzler gesagt, er warte noch immer auf Einen, der ihm zeige, „wie wir mit besserem Erfolg aus den marokkanischen Schwierigkeiten herausgekommen wären, als es thatsächlich der Fall gewesen ist." Hat also den Glauben zu erwirken versucht, er sei nur gescholten, nie aber auf einen Weg gewiesen worden, der an ein lohnendes Ziel führen konnte. Schon der Extrakt aus dem hier vor und nach Agadir Veröffentlichten beweist, daß auch diese bethmännische Behauptung unhaltbar ist. Ein Staatsmann von Mittelwuchs hätte erkannt, was geschehen mußte; hätte, ohne lange Ueberlegung, gefühlt, was nicht geschehen durfte. Niemals hatte sich, in vierzig Jahren nicht, solche Gelegenheit zur Mehrung der Reichsmacht geboten. Frankreich mußte Marokko haben; sonst wars morgen in Algerien und Tunesien gefährdet. Nach

den feierlichen Bürgenworten Wilhelms und Bülows durften wir das Sultanat auch um hohen Preis nicht verschachern (weil dieser Schacher aus der Christenwelt uns den Ruf unedlen, unanständigen Handelns einträgt und den Islam jeder deutschen Wortbürgschaft mißtrauen lehrt). Wir durften einem uns feindlichen, jedem Feinde Deutschlands innig gesellten Frankreich nicht ein Ar marokkanischer Erde gewähren; mußten es zwingen, uns zu besiegen oder zu ehrlicher Gemeinschaft (deren Dauer durch wirthschaftlichen Zusammenschluß zu sichern war) sich uns zu verbünden. In einer Zeit anglo-deutscher Kriegsgefahr mit Frankreich einen Theilvertrag schließen, der uns keinen Vortheil bringt, doch in der Stunde britischen Angriffes auf dem Festland lähmen kann (weil er uns von der Möglichkeit schneller Entschädigung absperrt), in dieser Zeit durch den Versuch demüthigender Zwangsvollstreckung Frankreich in seines Volksthumes Tiefe erbittern und zugleich ihm ungeheuren Machtzuwachs schaffen: Dümmeres war, dem Reichsinteresse Schädlicheres nicht zu erdenken. Herr von Bethmann begreifts nicht. Wie könnte er? Jedes Wort, das er spricht, erweist ja, daß er von den Lebensbedingungen, den Augenmaßen und Schallgesetzen, von dem Wesen und Ziel internationaler Politik nicht die schwächste Vorstellung hat. Nicht einmal merkt, noch immer nicht, daß wir, so lange Frankreich sich allen Gegnern Deutschlands verlobt, es weder stärken noch uns die Möglichkeit schmälern dürfen, aus seiner Geldfülle die Kosten eines von England uns aufgezwungenen Krieges zahlen zu lassen. Er „fürchtet keinen Tadel“; und freut sich am Ende gar des von der Sozialdemokratischen Fraktion, von Briten und Franzosen ihm gespendeten Lobes (das ihn doch über den Werth seiner Leistung aufklären müßte). Er spricht Herrn Bassermann das nationale Empfinden ab und zeiht Herrn von Heydebrand ehrloser Heuchelei; zeiht die ganze Deutsch-Konservative Fraktion des Willens, mit infamen Kniffen ihre Landsleute in einen Krieg zu hetzen, der ihr entgleitende Mandate ersiegen soll. Nur er ist ein Patriot, wie das Reich ihn braucht. Wacht außer ihm und seinem skrupellosen Gehilfen in diesem Reich aber noch Einer, der das seit dem dritten Julitag Erlebte jetzt, seit er Einsatz und Ertrag zu schätzen vermag, noch einmal erleben möchte? Wer die Frage verneint, hat die Aktion des Sommers, des Reichsherbstes verurtheilt.

Die von der Deutschen Bank, insbesondere von dem aus der Aera Stuebel allzu bekannten Herrn Helfferich als Kanzlerschutztruppe zusammengeklingelte Mannschaft scheint die Frage zu bejahen. Tüchtige Männer sind darunter. Die sollten den Leichtsinn bereuen, der sich so blind zu schädlichem Thun einfangen ließ. Die Aufrufe, in denen behauptet wird, alles Erreichbare sei in ernstem Mühen erreicht worden, schufen ein widriges Schauspiel. Die Unterzeichner kennen weder die Genesis des Marokkostreites noch die Geschichte der franko-deutschen Verhandlungen; hatten auch weder die Muße noch die Mittel zu gründlicher Prüfung der neuen Verträge. Was gab ihnen das Recht zu vorlautem Urtheil? Sie mußten der Deutschen Bank empfehlen, sich um ihre eigenen, zwischen Palaestina und Nordberlin nicht überall bequemen Geschäfte zu kümmern und nicht durch unkluge Erinnerung an die Thatsache, daß deutsche Großbanken mit ausländischem, leicht zurückziehbarem Geld und mit den ihnen anvertrauten Depositen arbeiten, den Ruf nach neuen, vom Gesetz zu zimmernden Schranken zu verstärken. Der Frage, was er thun werde, wenn die wimmelnde Depositenkundschaft der Deutschen Bank eines Tages ihr Geld abverlange, hat Georg von Siemens mit dem derben Witz geantwortet: „Auf den Balkon treten, mich umdrehen und die Rockschöße heben". Doch die wunde Stelle deutscher Bereitschaft zu Waffengängen hätte er nicht geblößt. Leute, die ihre Dividende gewahrt oder ihr Knopfloch geschmückt sehen möchten, die vor der Zurückziehung russischen oder französischen Geldes zittern, hohe Leihsummen weggegeben oder empfangen haben, schlottern bei dem Gedanken an fortwährenden Konflikt; und die an Kautschukfabriken Betheiligten hoffen, aus den Kongosümpfen Gewinn zu angeln. Dürfen sie drum ins Reichsgeschäft dreinreden und die Mär austuten, in der Wilhelmstraße sei Meisterliches geleistet worden? Si tacuissent! Von Zehn wissen mindestens Neun gar nicht, um was es sich handelt; nicht, daß die Fortdauer solcher Politik ihnen rasch die Erwerbsmöglichkeit kürzen müßte; noch, daß ihrer Berufsklasse ein böses Unwetter heraufzöge, wenn frommes Gezeter den Glauben stützte, ein auf Kredit angewiesenes Händlerreich sei, weil es unter allen Umständen der Ruhe, der Auslandshilfe bedürfe, zu kühner, stolzer, ersprießlicher Politik unfähig. Ein der Reichspflicht bewußter Kanzler hätte den Unfug der Aufrufe, die dem fremden Blick den tiefsten

Punkt reizbarer Schwachheit entschleiern, mit schroffem Wort abgewehrt. Bei uns wird das schädliche Treiben begünstigt. Soll der Kaiser in die Ueberzeugung gelullt werden, wider die Firma Bethmann & Kiderlen kämpfe nur eine Hetzerschaar, für sie zeuge die wichtigste Schicht deutschen Bürgerfleißes? Dann würde ruchlose Lüge vor den Thron geschleppt. Dringt erst die nackte Wahrheit dorthin, so dämmert der heute schon wankenden Firma der letzte Tag.

Noch trachtet der emsige Eifer Verzweifelnder, diese Wahrheit, in täglich erneuten Schleiern, dem Auge zu bergen. Nicht lange mehr kanns gelingen. Schon ahnt selbst die Kurzsicht, was geschehen ist. Im ersten Drittel des Junimonats konnten wir, drei Wochen vor Agadir, ohne Bluff, ohne Druck, aber auch ohne Personaleffekt, haben, was wir jetzt unser nennen; ohne den Riesenverlust an Geltung und Volksvermögen. Agadir ist nicht nur, wie hier vorausgesagt ward, eine zweite Reise nach Tanger geworden: Agadir war entweder eine Trugposse oder ein Versuch mit untauglichen Mitteln; sollte entweder einer Winzigkeit den Glorienschein nationaler Errungenschaft antäuschen oder den Franzosen viel mehr abdrücken, als den Nüchternen erlangbar dünken durfte. Unsere Botschafter in Paris und London wurden nicht in den Plan eingeweiht; von der Panthergrimasse, wie jeder Privatmann, überrascht. Die Sachverständigsten, im Reichskolonialamt und draußen, nicht gefragt noch zum Gutachten berufen. Die Herren Bethmann und Kiderlen, Kiderlen und Bethmann machten Alles allein; auch der Marokko-Referent war nicht immer „im Bild“. Eine Spezialkarte der französischen Aequatorialprovinz gab es im Auswärtigen Amt nicht (wo, nach langem Suchen, ein Kiepert-Atlas aufzustöbern war). Die zur Verhandlung benutzte Kongokarte hat Herr Cambon geliefert. Das hat Herr von Kiderlen in der Reichstagskommission eingestanden; seiner Ausrede, er habe sich solche Karte nicht zu schaffen vermocht, ist mit der Empfehlung geantwortet worden, in ähnlichem Fall sich hinfüro an irgendeinen Buchhändler zu wenden, der sie ihm spätestens nach vierundzwanzig Stunden liefern werde. Die Dioskuren haben von der Beschaffenheit der Landfetzen, die sie fürs Reich erwarben, nicht die dunkelste Ahnung gehabt. Nicht gewußt, daß diese Fetzen längst zu haben waren, im Kolonialamt aber, schon weil die Entsumpfung und Sanirung Dutzende von Millionen verschlingen müßte,

als unannehmbar, als die schlechtesten Tropenabfälle betrachtet wurden. Aus höhnender Ueberlegenheit hernieder gelächelt, wenn sie vor der Nachwirkung gewarnt wurden, die das deutsche Protektoratsangebot auf den Islam haben werde. Noch jetzt hat, in der Kommission, Herr von Kiderlen bestritten, daß dieses Angebot (das ein Musulmanenreich in eine französische Provinz wandelt und den Werth deutscher Zusicherung grell beleuchtet) unser Verhältniß zum Islam auch nur im Allergeringsten ändere. Erst in der Kommission, aus dem Munde des vom Kriegsminister als Vertreter gestellten Generals, vernommen, welche Zukunfthoffnung Frankreichs Wehrmacht auf die Kriegerkraft der marokkanischen Stämme bauen dürfe. Englands Stimmung wurde völlig verkannt, Englands korrekte Frage überhört. (Jetzt wird, heimlich und hastig, zwischen Berlin und London über eine vérité officielle in Sachen Lloyd George verhandelt. England möchte sich im Persergolf und an Chinas Küste stärker zeigen, den Status der Nordsee- und Kanalflotte herabsetzen: und ist deshalb beinahe zärtlich zu Michel, den es im September erwürgen wollte. Parole von gestern: Deutschland hinhalten, bis Rußland wieder aktiv werden kann, das anglo-islamische Geschäft, mit Kiamils und Schewkets Hilfe, fertig geworden ist und in Paris das Duumvirat Clemenceau-Briand der Republik den Schicksalsweg weist.) Daß in diesem Jahr der Nord-Ostsee-Kanal gesperrt, Deutschlands maritime Stoßkraft also geschwächt ist und das Reich sich drum nicht freiwillig einer Konfliktsgefahr aussetzen darf, wurde nicht beachtet. Eben so wenig, daß wir durch die Anerkennung des vom Haag aus zu bestimmenden Schiedsgerichtsstandes uns willkürlichster Vertragsdeutung und steter Majorisirung aussetzen. Ergebniß: in Marokko ein Zustand, der für unseren Handel (wie leicht zu erweisen sein wird) schon auf dem Papier im Wesentlichen viel ungünstiger ist als der 1909 vereinbarte; in Aequatorialafrika die Landstriche, die England uns gönnt und für deren Entwicklungmöglichkeit, selbst für eine noch ferne, Herr von Lindequist nicht das schüchternste Wörtchen sprechen wollte. Ward in einem großen Reich den Bürgern je solche Salopperie zugemuthet? Herr von Bethmann hat einen Satz gesprochen, der haltbar bleibt, einen: „Man hat kein Wort gefunden, das scharf genug war, um die Arbeit der Regirung zu verurtheilen.“



John Ruskin.

Zu den Rechten der außerordentlichen Persönlichkeit gehört, daß sie Auge und Sinn der Mitwelt fort von deren bedeutendsten Geschäften und verwirrendem Tagesgelärm und zu sich hin zwingt. Mag man Aergerniß nehmen oder auf den Leuchter stellen wollen: vorüber läßt sie uns nicht. Das bedeutet doch wohl, daß ein Zeitloses, das in solchen Menschen athmet, an das Zeitlose in allen Menschen appellirt.

Es war in dem für das Britische Reich so dunklen Januar 1900. Unaufhörlich, bis tief in die Nacht hinein aus stickig gelbem Nebel dies monotone Ausrufen. Namen von Schlachten, Namen von Gefallenen. Da, am Abend des zwanzigsten Januar, auf den fast stündlich frisch beklebten Brettern ein neues Plakat: Mr. Ruskins Death. England stand freilich damals mit dem Tode auf Du und Du; gleichmäßig verschlang die Grube Berühmte und Unberühmte. Aber hier hielt es einen Augenblick inne: eine große Kraft war von ihm gewichen. Der Mann, der die Künste und den Frieden über Alles geliebt und der sich doch gedrungen gefühlt hatte, den jungen Kriegsschülern von Woolwich mit schmerzlichem Freimuth zuzurufen, daß die Geschichte die Worte „Friede und Selbstsucht“ verbinde, daß noch nie eine große Kunst geblüht habe außer bei einer Nation von Kriegern, dieser Mann war nicht mehr. Ruskin würde niemals nach beiden Seiten gehinkt haben; aber ihm, dem „Gewissen Englands“, war erspart geblieben, hier einen Wahrspruch zu geben.

Das ist jetzt elf Jahre her. Das große Sterben ist halb vergessen und hat eingemündet in den Triumph einer neuen Gemeinschaft. Und auch die Stimmen, die damals von den Kanzeln und Kathedern Londons, des mit Ruskins Namen so eng verknüpften Oxford und vieler anderen Städte wie in den Artikeln der großen Zeitungen den „letzten Propheten“, den „letzten Engländer von heroischen Maßen aus der victorianischen Aera“ priesen, sind verhallt.

Vielleicht wären ein paar prüfende Fragen schon am Ort. Vielleicht ließe sich wenigstens im Umriß erkennen, was von Ruskin seinem Volke theuer geblieben ist. Was er uns, zu denen er erst spät gekommen ist, geworden ist. Ist der Streitbare, der seine ästhetischen und ethischen Ideale ein Leben lang mit gleicher Leidenschaftlichkeit vertheidigt hat, bei seinen Landsleuten schon in die kühle Ferne und olympische Abgeklärtheit der Klassiker eingegangen? Der Autoren, die in stattlichen Bänden ihr mehr oder weniger ungelesenes Dasein führen? Oder gehört er zu den lebendigen Mächten?

Es wird nicht ohne einen kurzen Rückblick gehen. Treten wir zunächst vor Ruskins schriftliches Lebenswerk. „Das Buch“ ist nach ihm „das Stück Einsicht, das einem Menschen sein Antheil an der Scholle und am Sonnenschein eingetragen hat. Das, was, so weit ihm bekannt ist, kein Anderer so vor ihm gesagt hat und seiner Meinung nach Keiner sagen wird wie er“. „Modern Painters“: das ganze an

Kunst interessirte Deutschland weiß heute von diesem ersten Feuerbuch, der sich zur Apotheose steigernden Vertheidigung Turners, des Unvergleichlichen, „mit dem beim Malen die Natur selbst komponirte“. Geschrieben in der Weißglühhitze des Zornes und der Liebe; auch eine Schrift in tyrannos eines Dreiundzwanzigjährigen gegen den Zwang einer die Oeffentliche Meinung vergiftenden Kritik. Zugleich ein Ruf an die jungen Künstler Englands: Fort von der Dürre der Akademie! Zurück zur Natur! Was aus viertausend Jahren der Kunstentwickelung als Höchstes vor uns steht, kann keine einzelne Generation erreichen. Und unnachahmlich ist auch das Genie des einzelnen Großen. Aber schon morgen kann Einer nach dem Herzen der alten Meister unter Euch geboren werden. Nur dürft Ihr nicht bemalte Leinwand zwischen Euch und den Himmel stellen, nicht die Tradition zwischen Euch und Gott! Der erwartete Ausbruch folgte. Das Publikum fand empört Viele seiner Lieblinggrößen herabgezogen. Turner selbst stand betroffen in der plötzlichen Helle. Und den „Graduate of Oxford“ und frühen Meister englischer Prosa streifte der Ruhm. Wie groß die Revolutionirung der gesammten Kunstanschauung war, die durch diesen ersten Band und durch die folgenden Bände von „Modern Painters“ bewirkt wurde, sollte erst die Zukunft zeigen. Wer heute durch die Räume der londoner National Galery wandert, die Farbenwunder der Turner-Säle betrachtet (jetzt an die Tate-Galery angegliedert), Der fühlt etwas von dem Siege von damals. Auch einer der besonderen Schätze der londoner Galerie, die Fülle von Bildern der Primitiven, der eigentlichen Praerafaeliten, ist auf Ruskins Antrieb erworben worden. Als Wiederentdecker dieser fast verschütteten Periode war er unbewußt zum Wegbereiter der künftigen Praerafaeliten geworden, jener berühmten Sonnenhuldiger, deren Tendenzen noch in Kunstgruppen unserer Zeit fortwirken.

Von der Malerei zur Architektur. Ruskin hat „The Seven Lamps of Architecture“ später selbst gering geschätzt. Doch fünfzig Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes, bald nach Ruskins Tode, spricht der Präsident der Royal Association of British Architects das gewichtige Urtheil, daß vielleicht Niemand die englischen Architekten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf ihrem eigensten Gebiet so stark beeinflußt habe wie Ruskin. Lästig predigthaft ist der Ton des Buches. Das verschließt, wie gleich hier bemerkt sei, leider bei uns manchen Vorurtheile bekämpfenden, darum aber noch nicht von Vorurtheil freien Kreisen überhaupt den Genuß von Ruskins Schriften. Seinen Landsleuten sind es gewohnte Formeln. Wir sollten uns historisch zu stimmen und unsere Ungeduld zu zügeln suchen. Wie seine Bauwerke sind, sagt Ruskin, so ist ein Volk; es hat die Architektur, die es verdient. Denn jede Form edler Architektur ist auf ihre Weise die Verkörperung der Politik, der Geschichte, der religiösen Anschauungen der Nationen. Und nun flammen die Anklagen auf! Auch uns schlägt heute noch beim Lesen das sündige Herz in der Brust. Aufstei-

gen die tausend Zerrbilder: Holz, das sich wie Marmor geberdet, gleißend aufgeklebter Stuck, Börsen, in deren feierlichen Tempelhallen man sich, außer um den genius loci, um einen unbekannten Gott zu schaaren scheint, Kirchen, dem bekannten, staatlich beglaubigten Gott im reinsten Stall- und Scheunenstil errichtet, windige Parvenuhäuser, die sich durchaus als Paläste aufspielen müssen, von Alter graue Schlösser, deren Restauration jetzt tötlichere Vernichtung wäre als ihr Verfall (wem fiele nicht so manche hitzige Kontroverse jüngsten Datums ein?). Aufathmend fühlen wir den frischen Luftzug einer Gesundung auch das deutsche Land durchziehen. Er kam von England her. Und nicht zum Wenigsten der Verfasser der „Seven Lamps" hat (mit seinem Lieblingbuch zu reden) die bauenden Künstler vor die erschreckende Frage gestellt, ob auch ein Heiliger Geist in diesen Steinen sei.

Wir nähern uns dem gewaltigsten von Ruskins kunsthistorischen Werken, den „Stones of Venice". „Gott sei Dank, daß ich hier bin; es ist das Paradies der Städte": so spricht er im Jugendtagebuch von 1841 aus Venedig. Eine alte Liebe also. Und theuer blieb ihm sein Leben lang die Seltsame; dieser abgeschiedene Geist auf dem Sande des Meeres. Sein Künstlerblut, das Seefahrerblut seiner Vorfahren regt sich. Welche Analogien mit England! Von den Steinen Venedigs, dieses zweiten Herrscherthrones in der See (England ist ihm der dritte und letzte; Tyrus, der erste, führt nur in den dumpfen Gesängen der Propheten des alten Bundes noch ein Schattendasein) liest Ruskin gespenstige Schrift: décadence, Tod. Was rief den Würgeengel in diese pulsirende Pracht? Die Steine von Venedig zu Prüfsteinen machen, dem still schleichenden Gift nachspüren, das diese Mauern zerbröckeln ließ, von da aus den Niedergang aller Schulen der Architektur, ja, aller Künste in den letzten drei Jahrhunderten nachweisen: Das wollte dieses Buch. Für Ruskin bedeutete es Jahre heißesten Studiums, des Ringens mit einem fast überwältigenden Stoff. Er bekämpft den Geist der Renaissance; das brennende Verlangen nach Vollkommenheit, koste es, was es wolle. („Noch vollkommener", zürnt Ruskin, „schafft die Maschine. Du sollst Dir aus Deinem Nebenmenschen kein Werkzeug machen!") Den maßlosen Wissens- und Künstlerstolz und die unnahbare, aristokratische Atmosphäre, in die er sich hüllt. Die hohe Kunst der Wenigen. Denn nur die Auslese der Menschheit vermag die schwere Rüstung zu tragen. Die Degradation der Vielen. Dem gegenüber stellt er die freie, wilde, der Seele des Volkes selbst entströmte Gothik. Rauh und unwirthlich wie die nordische See, von einem Ungeheuerlichen umwittert. Arbeit tastender, aber freudig sich regender Hände. Es ist vielleicht der höchste Ehrentitel der gothischen Schule der Architektur, daß sie das Werk der im Geist Armen in sich aufnehmen und aus diesen fehlerhaften Bruchstücken mit siegreicher Nachsicht ein ragendes und unangreifbares Ganze aufzurichten vermochte. „Unsterblich" nennt William Morris, Ruskins kongenialer Freund, das Kapitel über die Natur der Gothik, das er in köstlichem Einzeldruck herausgegeben hat.

Es mußte kommen, wie es kam; der Schönheitsucher mußte zum Bußprediger werden. Nicht ohne schmerzlichen Bruch der Persönlichkeit. Genug ist uns von dem Kopfschütteln berichtet worden (Ruskins Vater schüttelte besonders heftig), das 1860 das Kuriosum seines Einfalles in die Nationalökonomie empfing. „Unto this Last", nannte Ruskin später das böse, hochberühmte, jetzt in unzähligen Auflagen verbreitete kleine Buch, die vier Aufsätze im Cornhill Magazine, deren Veröffentlichung Thackeray, der Herausgeber, dem Druck der Oeffentlichen Meinung weichend, unterbrechen mußte. Ein Vorstoß gegen die Doktrin der klassischen Nationalökonomen. Ruskin leugnet nicht, daß ihre Schlüsse richtig sein können, wenn ihre Voraussetzungen richtig wären. „Wenn nur diese Maschine, die Ihr Arbeiter nennt, thatsächlich durch den Dampf oder irgendeine berechenbare Kraft getrieben würde! Aber die Sache liegt ganz anders. Wir haben es bei ihm noch mit einer anderen treibenden Kraft zu thun: mit seiner Seele. Und die ist unberechenbar, eine unbekannte Größe; sie mischt sich in alle Gleichungen der Nationalökonomie und fälscht alle ihre Resultate."

Ruskin hat in „Unto this Last" eine neue Theorie der Werthe aufgestellt. Er löst die Nationalökonomie aus der Enge einer rein wirthschaftlichen Betrachtungweise und stellt sie in den Zusammenhang, in den sie gehört; eine wahrhaft vernunftgemäße politische Oekonomie, sagt er, „kann nur aus einer vollständigen Philosophie der Gesellschaft abgeleitet werden." Ueber den Nationalökonomen Ruskin haben die Zunftgenossen damals den Stab gebrochen; seine soziale Ethik gewinnt je mehr und mehr an werbender Kraft.

„Sesame and Lilies", ein tiefes Büchlein, bei uns zu Unrecht in die Goldschnitt-Literatur verwiesen; „Time and Tide", der Grundriß zu einer neuen Gesellschaftordnung; „Lectures on Art"; „Mornings in Florence", das Vademecum kunstbeflissener Engländer: eine fast unübersehbare Schaar. Mit den Arbeiterbriefen „Fors Clavigera" (1871 bis 1884) fegt dann, das dürre Holz knickend, ein Sturmwind über England hin. Man hat das Buch Ruskins Hamlet genannt. Staat, Kirche, Arbeiterfrage, Frauenfrage hat er in diese grimmigen Plaudereien hineingezogen. Den Beschluß bildet die höchst individuelle und doch aller bloßen Zufälligkeit entkleidete Autobiographie Praeterita. Innere Geschichte vor Allem. Gedachtes neben dem Erlebten. Doch auch Milieuschilderung: Eltern und Voreltern, schottisches Puritanerthum, londoner City-Atmosphäre, londoner Künstlertreiben. Daneben aufglänzend das bewunderte Frankreich, Italien, die zweite Heimath seiner Seele. Das Ganze umschwebt Ueberwindergelassenheit des Alters, hinter der doch hörbar das Herz des mehr als Siebenzigjährigen klopft. Ein schönstes Stück Weltliteratur; ein Torso. Denn beim Schreiben der Praeterita entwand ihm der Dämon, der seine letzten Lebensjahre umkrallt halten sollte, dessen Spuren schon in „Fors" sichtbar geworden waren, die Feder.

Der Erfolg seiner Bücher war von Anfang an groß; auch äußer-

lich. Und als der Millionär Ruskin mit dem „Public Trust“, als den er sein väterliches Vermögen ansah, fertig geworden war, weil er allzu sultanhaft die goldenen Zechinen verstreut hatte, von der Versorgung betagter Dienstboten und brotloser Genies an bis zu den reichen Schenkungen an Universität und Stadtgemeinden, da konnte er vom Ertrag seiner Arbeit leben. Selbst das originelle Gewaltstückchen, den Verlag mitten aufs Feld zu verlegen und in der schönen Hopfengrafschaft Kent von seinem alten Schüler George Allen nebst Familie und einem kleinen Stab von Arbeitern alles Nöthige besorgen zu lassen, führte nicht zu dem liebevoll vorausgesagten Bankerot. Zu Wagen gingen damals Ruskins Geistesprodukte nach London. Kein Rabatt. Kein Kredit. Keine Vermittelung von Sortimentern. „Ich, der Urheber, stehe ein für Papier, Einband, Beredsamkeit und Alles, was drum und dran hängt.“ Natürlich mußte er schließlich zur alten Methode zurückkehren.

Jetzt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, besitzt England neben der von Cook und Wedderburn herausgegebenen Library Edition, einem monumentalen Werk von siebenunddreißig Bänden mit werthvollen Illustrationen, zahllose Ausgaben, bis herab zum Sixpence-Bändchen. Aus der Hochfluth englischer Literatur über Ruskin seien Collingwoods authentische Biographie, Harrisons und Cooks Studien, Anne Thackerays graziöse Erinnerungen hervorgehoben. In Frankreich haben Bosauquet, Bardoux, Sizeranne in seinem geist- und seelenvollen Buch über den Meister gehandelt. Uns Deutsche weist Ruskin fast grundsätzlich ab. Von der Sprache an ist ihm an dieser Nation Alles zuwider (und, müssen wir hinzufügen, fast Alles unbekannt). Albrecht Dürer (dem man freilich seine anatomischen Liebhabereien nachsehen muß), ein paar rauhe Tugenden Friedrich Wilhelms des Ersten in Carlyles Beleuchtung: sonst trostlose Oede. Von wie weiten Welten hat sich hier Einer ausgeschlossen, dem doch Sympathie in ihrem universellsten Sinn ein beinahe krankhaft empfundenes Lebensbedürfniß war! Aus den kleinen Stuben von Weimar hätte ihm Der die Hand gereicht, der, wie kein Zweiter neben Ruskin, die innige Zusammengehörigkeit ästhetischer und ethischer Werthe gefordert hatte. Nur schien sich dem Einen das Morgenthor des Schönen am Anfang, dem Anderen am Ende des der Menschheit bestimmten Aufstieges aufzuthun. Und man glaubt, Ruskin selbst zu hören, wenn Fichte sagt: „Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lastthier. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit, arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.“ Wir haben an Ruskins Schwäche die Rache genommen, die unserer würdig war. Wir haben ihn dem stolzen, internationalen Literaturbesitz einverleibt, den wir vor vielen anderen Völkern voraus haben.

Der deutsche Kaufmann und Kunstkenner Jakob Feis in London erwarb sich um die Mitte der neunziger Jahre das Verdienst, seinen Volksgenossen die ersten Zusammenstellungen aus Ruskins Werken zu schenken: „Was wir lieben und pflegen müssen“, „Wie wir arbeiten

und wirthschaften müssen“ und Anderes. Weitere Publicationen des Verlages Heitz & Mündel in Straßburg folgten. Seitdem hat Eugen Diederichs in Jena in fünfzehn Bänden fast sämmtliche Hauptwerke Ruskins in künstlerisch schöner, dem Gegenstand angemessener Ausstattung veröffentlicht.

Viel ist auch über Ruskin bei uns geschrieben worden; in Zeitschriften aller Art. Noch in diesem Jahr würdigte ihn Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Buch „Die soziale Idee in der Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts“. Auch an krausen Schößlingen hat es nicht gefehlt. So hat man Ruskin, diesen guten Hasser alles Konventionellen, jeder religiösen Phrase, zum salzlosen Sonntagsnachmittagprediger gestempelt. Dann wieder versuchte man, die Excentrizitäten und Paradoxien, die von seinem Wesen und Genie untrennbar sind, willkürlich aus ihrem Zusammenhang zu lösen und zur Zielscheibe bequemen Spottes zu machen, statt nach der oft vorhandenen höheren Einheit zu suchen: diese Streiche kommen nicht an Ruskin heran.

In Saengers „Essay“ „John Ruskin“, in dem, alle Schärfe und Feinheit der Analyse begleitend, ein Unterton des Enthusiasmus vernehmlich ist, besitzen wir das erste kritische und von der wissenschaftlichen Kritik anerkannte Werk, das Ruskin in den Strom der sozialpolitischen Gedankenbewegung stellt. Charlotte Broicher läßt in ihrem Buch „John Ruskin und sein Werk“ in einer von schönem Feuer für ihren Gegenstand erfüllten Sprache auf dem bedeutenden, mit bewundernswerther Sachkenntniß gezeichneten Hintergrund von fast einem Jahrhundert englischen Lebens den genialen Menschen und Schriftsteller vor unserem geistigen Auge erstehen.

Die praktischen Versuche des dreamer of dreams John Ruskin waren, wie erklärlich, nur zum geringeren Theil Erfolge. Das hat ihn mit tiefer Bitterkeit erfüllt. Man fühlt sich angesichts dieses Scheiterns versucht, zu sagen, daß er auf wunderlichen, oft unmöglichen Wegen den richtigsten Zielen zugestrebt habe. Klar und früh hatten Ruskins Maleraugen „die grimmige Realität der Armuth“ erfaßt. „Hohe Kunst? Hofft nicht auf sie in England! Ihr erstickt sie im rastlosen Getöse Eurer Maschinen, in der Nacht Eurer Kohlenbergwerke. Schafft Licht! Luft! Gebt dem Arbeiter ein Dach! Nahrung! Muße! Dann sprecht von Kunst.“ Er selbst kauft in einer üblen Gegend Londons Häuser, verbessert dort mit Octavia Hills Beistand die Arbeiterwohnungen (moralisch wie pekuniär ein geglücktes Experiment), baut dann wieder den brotlos gewordenen Handwebern in Laxey auf der Insel Man eine Wassermühle und schafft neuen Verdienst (die unverwüstlichen Laxey-Stoffe) oder treibt im Lakeland Dorfweiblein, die verstaubten Spinnräder vom Boden zu holen. Die erste von der Hand gesponnene, mit der Hand gewebte Leinwand seit einer Generation! (Das kunstgewerblich geschätzte Ruskin-Linen.) Dem Zeitenrad konnte Ruskin freilich nicht in die Speichen fallen. Nach wie vor fegen die Rauchwolken über England hin. Aber daß er Gesünderes gewollt hat

als Galvanisirung einer überlebten Vergangenheit, macht sich uns Heutigen deutlich in der Bewegung zu Hausfleiß, Volkskunst, alter Handfertigkeit. So haben wir mit Ruskin Frieden geschlossen.

Auch die eigene Person setzt er ein. Jahre lang hat er Zeichenunterricht ertheilt; an jenem ersten Working Men's College, das 1854 von Morris, Kingsley und dem neulich verstorbenen Shakespeare-Forscher Furniwall, dem Ehrendoktor unserer berliner Universität, gegründet wurde. Vorläufer der späteren Toynbee Halls in England, der University Settlements, dieser Lichtcentren im grausten Elend, bis hin zu der University Extension-Bewegung, unseren Ferienkursen der Gegenwart. Vorläufer auch unserer Volkshochschule. Freudig sah Ruskin im Unterricht, daß ein Jahrhundert des Maschinenbetriebes „den künstlerischen Instinkt des alten gothischen Werkmannes“ in den jungen Leuten nicht erstickt hatte. Hier gewann er auch die für ihn so nothwendige enge Fühlung mit der Arbeiterschaft. Hier traf er sich mit dem Erneuerer des englischen Kunstgewerbes William Morris. Den mystischen Maler-Dichter Dante Gabriel Rossetti und seinen Genossen von der praerafaelitischen Bruderschaft Burne-Jones zog Ruskin selbst in diese Kulturarbeit hinein.

Das größte, für Ruskin höchst charakteristische, aber auch verfehlteste seiner Projekte war die Sankt Georgs-Gilde. Sein crève-cœur von Anfang bis ans Ende. Mag Gott für Paris und London sorgen! Dem alten Ruskin soll nur ein Fleckchen Erde eingeräumt werden, auf dem, frei von Maschinen und eklem Rauch, eine kleine Genossenschaft das Land bebauen und Jeder die Arbeit thun kann, die seiner Individualität entspricht. Niemand elend als die Kranken. Niemand müßig als die Toten. Uebrigens nicht ohne bescheidene Tröstungen von Kunst und Wissenschaft. Schon ahnt der Master of St. George fließende Gildegewänder, goldene Gildemünzen nach altflorentiner Art. Auch besondere Gesetze giebt es da. Keine Freiheit. Keine Gleichheit. Jahre lang kämpft er um diesen Lieblingplan. Endlich führt Schicksalsironie ein Häuflein Kommunisten dem Sozialdemokraten zu. Die Gildegesetze lehnen sie ab. Ruskin, der nach einem Anfang lechzt, streckt ihnen doch das Geld zum Ankauf einer kleinen Farm vor. Mangel an landwirthschaftlichen Kenntnissen, Mangel an Betriebskapital: Zusammenbruch des Unternehmens. Doch auf dem Trümmerfelde bleiben Wegweiser. Zurück ins Ursprüngliche! So rief Ruskin. Und so rufen heute ringsum: die Großstadtflucht der Großstädter, die Gartenstädte, Waldschulen, Laubenkolonien und die tausend anderen Gebilde moderner Sehnsucht. Aus Mitteln der Gilde hat dann später doch der große Arbeiterfreund das dicht bei der düsteren Eisenstadt Sheffield stehende Museum für die Arbeiter herrlich auszustatten vermocht.

Giebt es Ruskinianer? Fanatische Jünger, die unbedingt auf ihn schwören? Nein. Die soll es auch nicht geben. Zu vieler Wandlungen und Entwickelungen war Ruskin selbst sich in seinem achtzigjährigen Leben bewußt geworden, um nach ihm Lebende auf seine eigenen Er-

kenntnisse verpflichten zu wollen. Ruskins Name wird neben dem Carlyles, seines großen Führers und Freundes, genannt werden, so lange es eine angelsächsische Welt giebt; und über ihren Bereich hinaus. Ein unerreichter Prosadichter. Die entscheidende Stimme für die Kunstfragen seiner Zeit. Mit Morris Begründer einer mächtigen, in der Gegenwart die weitesten Kreise ziehenden Bewegung im Kunstgewerbe. Heute, wo wir, nach Harcourts berühmtem Wort, „Alle in gewissem Sinn Sozialisten sind", wendet man sich mehr denn je auch vom Anblick sozialer Schäden und Probleme an den einst Verlachten. Nicht, um sein Machtwort zu hören. „Meine wahren Anhänger hören nur auf die Regungen ihrer eigenen Seele." Um aus der Sphäre eines unbeirrbar auf das Wesen der Dinge deutenden Geistes sich den Willen zu unerschrockenem Thun zu holen. Anna Henschke.



Alles um Liebe.

„Es gehört, um es gleich voranzuschicken, zu den Werken, denen gegenüber nur das Publikum durchfallen kann."
(Hebbel über den „Zerbrochenen Krug".)

Den in der Phiole geborenen Homunkulus kennt der Dichter Herbert Eulenberg nicht. Die Menschen seiner Komoedie „Alles um Liebe" sind leichtgeborene Joviskinder. Sie waren da und ihr Schöpfer hatte keine Macht mehr über sie; er sah sie an: und sie waren Alle gut. Sie müssen ihre lichtfrohen und schmerzlichen Schicksale leben; er bleibt ihr Zuschauer. Ihr Erlebniß und Leben hat er nicht aus sich herausgeholt; es hat sich ihm entrungen und war. Da wagte er nicht mehr, mit plumpem Finger sie anzutasten; er wandte sich ab von seiner Zeit, die ihm gellend ihre Schlagwörter entgegenschrie (Tendenz! Soziale Idee! Psychologie! Symbole!), und vor ihm erstand die Gestalt des Emanuel von Treuchtlingen. Ihn setzte der Dichter ein zum Herrn und Meister über sein Völkchen, das Alles um Liebe thut. Er verbirgt das eine Auge Emanuels unter einer grünseidenen Binde, daß er still ironisch in sich hineinblinzeln und sich über das bunte Treiben totlachen kann, das das andere Auge auffängt. Und seine fernen Brüder, Don Quijote de la Mancha und alle weisen Narren Shakespeares, freuen sich seiner. Aber er steht hoch über Denen, die nur eine kurze Gastrolle als unterwürfige Spaßmacher zu spielen haben. Er ist Herrscher in seinem Reich; und dieses Reich ist nicht von gestern und heute, sondern von Habakuks Zeiten an. Habakuk bestellte ihn zum Verwalter seines Vermögens, legte ihm Kinder und Kindeskinder ans Herz. So

geht Emanuel von Treuchtlingen durch dies Stück, lenkend und helfend, verdammend und errettend, mit Wohlwollen und Intrigue, voll Lüge und Wahrheit, ein Münchhausen und doch ein guter Geist. Er allein liebt nicht; aber in die Schicksale dieser verzauberten Liebenden, die der Dichter erlöste und denen er nun zuschauen muß, wie sie an ihren Leidenschaften verbrennen, ohne daß er noch helfen kann, greift Emanuel ein. Und wie er den tollen Reigen, in dessen Taumel diese Menschen verstrickt sind, entwirrt sieht, da nimmt Emanuel die Binde von seinem Auge, das er mit märchenbunten Lügen verschleierte. Es hatte viel durchgemacht, dieses Auge, während seines Erdenpilgerlebens von der Zeit an, da Gott es zurückbehalten, um die Menschen und ihr Treiben von oben herab zu betrachten. Seit diesem Tage geschah mit ihm, was sich aller Dichter Phantasie ersinnen kann. Das kommt: Emanuel selbst hatte es ins Land der Träume geworfen. Nun aber die Aufgabe erfüllt ist, die ihm Habakuk, bei dessen Tod er dies Auge ausgeweint hatte, übertrug, kann er sichs wiederschenken lassen von den Frauen, die es ihm einst fortgeküßt, kann es wieder einlösen von den Freunden, für deren Redlichkeit er es verpfändet hatte, und die Binde von ihm nehmen, sein Mönchsgewand anziehen und in die Welt der Tage, Thaten, Träume wandern, allwo wir ihm gerade dann begegnen, wenn wir ihn zum Teufel wünschen möchten. Dann zieht er uns, wieder ein Einäugiger, lächelnd Habakuks Testament unter der Nase vorbei und zeigt uns den Herrn.

Man muß Alles als Bewegung nehmen, nicht als Bilder, das Ganze und seinen Sinn ergreifen, nicht am Einzelnen haften, muß zuerst diese überdimensionale Gestalt des Emanuel, des Einzigen, der über der Liebe ist, gesehen haben: dann enthüllt sich einfach und ergreifend der Anderen buntbewegtes Spiel. Adrian, der jugendliche Schwärmer, dessen Herz sich nicht ganz von der jung verstorbenen ersten Frau losreißen kann, liebt Delphine. Lenore, ihre Schwester, und Lucian, der unruhvolle Abenteurer, finden einander, Dank dem entsagenden Verstehen der Frau, wieder. Und Förster Jobst, der brünstige Satyr, umwirbt die knospenhaft zarte Delphine. So ist der Reigen geschlossen. Und in seiner Mitte steht der Küster Kunz, murmelt pflichtgemäß das Tischgebet und schwingt das Weihrauchfaß in der einen Hand; aber die andere hält das köstlichste aller Bücher: „Die sechs und eine Nacht des vollendeten Wüstlings. Mit Kupfern.“

Nie zerfließt diese divina comedia in weichlichen Lyrismus; eine stark bewegte Dramatik (vielleicht zu viel Handlung) füllt das Ganze. Wie all die Seligkeit der Liebe empfunden und gestaltet ist, was hier von dichterischen Werthen steckt: Das sollte doch wohl der verständnißlosesten Kritik ein Wenig Respekt abnöthigen. Aber mit zwingender Nothwendigkeit scheint hinter Herbert Eulenberg der Blaubartskandal von anno 1905 fortzeugend Böses zu gebären.

Leipzig. Kurt Wolff.



Das quaritzer Gespenst.*)

Als Friedrich der Große in Schlesien einmarschirte und Großglogau belagern ließ, kamen auch die Leute aus dem nahen Quaritz ins rauschwitzer Hauptquartier und baten um einen lutherischen Prediger. Der Feldprobst Abel, dem der König die vorläufige Regelung der geistlichen Angelegenheiten in der zu erobernden Provinz übertragen hatte, entsandte nach Quaritz einen der zwölf Predigtamtskandidaten, die er aus Berlin mitgebracht hatte und die später kurzweg die zwölf Apostel genannt wurden. So kam Karl Wilhelm Tiele als Pastor nach Quaritz, las den dortigen Ackerbürgern schlecht und recht die Leviten, taufte, traute und begrub sie, wie es ihn auf der Universität in Frankfurt, woher er stammte, gelehrt worden war, und wäre sicherlich, wie so viele andere brave Landpastoren, bei seinem Tod ohne Gnade ins Meer der Vergessenheit versunken, wenn ihn nicht ein ganz erschrecklicher Poltergeist, der im Pfarrhaus längere Zeit sein Unwesen trieb, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt gemacht hätte. Das Merkwürdigste an dieser Spukgeschichte aber ist, daß es bisher nicht gelungen ist, die außerordentlich kuriosen Vorgänge auf eine natürliche Art zu erklären, so daß dieses Gespenst bis auf den heutigen Tag allen Geistersehern als der vornehmste Beweis ihres Glaubens gegolten hat. Sogar der große König schenkte ihm einige Aufmerksamkeit; doch nur, um seinen scharfen Witz daran zu schleifen. Im Uebrigen ließ er auch hier Jeden nach seiner Fasson selig werden.

Zwanzig Jahre predigte Karl Wilhelm Tiele in Quaritz das Evangelium als ein Junggesell; dann faßte er urplötzlich den Entschluß, sich zu beweiben. Jette Bedwos, seine Magd und Wirthschafterin, die ihn zwanzig Jahre lang wie eine Elster bestohlen hatte und sich nun dafür mit einem Schneider bemannen wollte, war die Ursache dieser hochehrwürdigen Umwälzung. Der Pastor war ein Weltfremdling geworden, was bei seiner guten Vermögenslage und seiner Knauserigkeit kein Wunder war. Außerdem hatte er so schwache Augen, daß er fast gar nichts sah, wenn ihm die boshafte Jette die Brille verlegte. Dafür aber war sein Gehör so scharf, daß es ihn befähigte, einer der berühmtesten

*) Der junge, auf Hamburgs Boden heimisch gewordene, als Balladendichter vom Hansenstolz gekrönte Schlesier Ewald Gerhard Seeliger läßt (bei Georg Müller in München) drei Bände erscheinen, deren Thema Schlesiens Landschaft und Volkheit ist: „Siebenzehn schlesische Schwänke“ (denen hier eine übermüthige Schnurre entnommen wird), „Schlesien, ein Buch Balladen“ und „Zwischen Polen und Böheimb“. Daß da nicht Alles vollwichtig sein kann, nicht Alles mit gleichem Künstlerernst gestaltet, braucht am Eingang nicht erst bewiesen zu werden. Doch immer gehts muthig zu. Dieser Dreißiger hat sich keinem Schreiberklüngel verlobt; und drum vielleicht die kecke Jugendlust an Farben und Tönen, an Gewitter und Schabernack bewahrt.

Geisterhorcher zu werden. Das alte, düstere Pfarrhaus begünstigte seine übersinnliche Neigung, denn es besaß dunkle Winkel und Gelasse in Menge, darin er sich selbst kaum zurechtfinden konnte.

Mit vieler Mühe brachte er die Magd dahin, ihre Heirathabsichten so lange aufzuschieben, bis sich ein Ersatz gefunden hätte, und ging, siebenundvierzig Jahre alt, nach seiner Heimathstadt Frankfurt auf die Freite. Da seine Eltern nicht mehr lebten, galt sein erster Besuch der sechsundsechzigjährigen Tante Euphemia, die sehr reich war und von der er bald einen erklecklichen Posten zu erben hoffte, obwohl sie sich noch für ziemlich jung hielt. Als er in ihr Haus trat, fand er bei ihr eine Jungfrau mit Namen Rebekka vor, die ihm über die Maßen wohlgefiel. Als er zudem erfuhr, daß sie der verwaiste Sproß einer verarmten tielischen Seitenlinie sei, daß ihr die Tante alle Güter zu vererben gedachte und daß er selbst diese reizende, züchtige Rebekka vor zwanzig Jahren auf den Knien geschaukelt habe, da faßte er sich ein Herz und brachte alsobald eine salbungvolle Werbung vor.

Tante Euphemia, für deren jugendliche Eitelkeit es überhaupt keine Altersunterschiede gab und die für Alles, was einen geistlichen Rock trug, eine große Schwäche hatte, klatschte vor Freude in die Hände und spendete dem Brautpaar den ihm zukommenden Segen.

Rebekka, die nicht den geringsten Versuch machte, sich gegen die zugedachte Ehre zu sträuben (denn bei dem geradezu kindlichen Eigensinn der Erbtante hätte es doch keinen Zweck gehabt), begnügte sich damit, bleich zu werden wie ein Marmorbild, trotzdem ihre Wangen vorher wie zwei Heckenrosen geglüht hatten. Ihre Augen verloren alle Munterkeit und Frische und nahmen eine fromme Kühle an, wie sich Das für eine zukünftige Pastorsgattin wohl schicken mochte. Gehorsam reichte sie ihrem hochehrwürdigen Bräutigam die reine Stirn zum Kusse hin und schaute dabei nach der Thür.

„Wie wird sich erst der Herr Kandidat freuen!“ rief die Tante.

Karl Wilhelm Tiele spitzte die feinfühligen Ohren, als wittere er einen Nebenbuhler.

Dieser Kandidat der Gottesgelahrtheit hieß Nathanael Wendel und hatte bei der Tante Euphemia zweimal in der Woche Freitisch. Als er endlich erschien und das neue Brautpaar erblickte, erstarrte er zur Salzsäule.

„Siehst Du, wie er sich über Dein unverhofftes Glück freut!“ rief die Tante, dieser ahnungvolle Engel.

Da fiel die Erstarrung von ihm ab und er brachte mit wohlgeordneten Worten seine Gratulation vor. Darauf setzten sich die Vier zu Tisch. Die Tante freute sich, daß das tielische Vermögen so schön beisammen bleibe; der quaritzer Neffe füllte sich den Teller und beugte sich, kraft seiner Kurzsichtigkeit, tief darüber; Rebekka aß keinen Bissen; und der Herr Kandidat würgte mit vieler Mühe ein paar Brosamen herunter. Rebakka schaute starr und steif an seinem Kopf vorbei. Nach jedem Glase Wein (und er trank hastig und reichlich) nahm seine Un-

ruhe zu. Zuletzt trank er sogar auf das Wohl des Brautpaares und schwang sich zu einer kleinen Ansprache auf. Das harmlose Gemüth der Tante schwamm in eitel Wonne und Rebekka saß ganz ergeben auf ihrem Stuhle, regunglos wie eine Puppe. Nur die feinen Ohren des Bräutigams spürten in der Stimme des Kandidaten ein leises, verrätherisches Wanken. Als es zum Anstoßen kam, zeigte der Kandidat eine ihm offenbar angeborene Ungeschicklichkeit, deren Größe überraschte; er warf nicht nur das Salzfaß um, sondern zerbrach auch sein Glas, daß der blutrothe Wein über das Tischtuch floß. Die gute Tante aber tröstete den Bestürzten unter Hinweis auf das große Glück, das es zu feiern galt. Nach Tisch schaute sich der Pfarrherr den Kandidaten etwas genauer an und glaubte, erkennen zu müssen, daß seine Eifersucht nicht ohne eine gewisse Berechtigung sei. Denn Nathanael Wendel war ein noch sehr junger Mann mit geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und langen, braunen Locken.

Am dritten Sonnabend zog Karl Wilhelm Tiele mit seiner jungen Frau in Quaritz ein. Doch Jette Bedwos wurde er nicht los. Ihr Schneider nämlich hatte es verstanden, sich schon vor der Hochzeit in den Besitz ihrer weltlichen Güter zu setzen, und war nach Glogau durchgebrannt, um sie schleunig unter die Leute zu bringen. Als er endlich heimkehrte, wollte Jette nichts mehr von ihm wissen und durfte im Pfarrhaus bleiben, da die junge Pastorin, der sie zu schmeicheln verstand, ein Wort für sie einlegte. Auch schaffte sie sich sofort einen neuen Bräutigam an, diesmal einen Schuster, und wollte ihr altes Diebeshandwerk wieder aufnehmen. Aber die Frau Pastor sah ihr mit den kühlen frommen Augen so scharf auf die Finger, daß Jette von einer unerklärlichen Angst überfallen wurde und sich vornahm, von ihrer Bosheit zu lassen.

Also konnte der Pastor sowohl mit seiner alten als auch mit seiner neuen Haushälterin wohl zufrieden sein. Von seinen ehelichen Pflichten nämlich machte er nicht den geringsten Gebrauch. In den ersten Tagen hatte er zwar versucht, Rebekka in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt einzuweihen, hatte ihr die lange Liste der guten und bösen Geister gewiesen, die er mit großem Fleiß nach der Zeit ihres Erscheinens, dem Grade ihrer Güte oder Boshaftigkeit und nach dem Ort ihrer Bekundung klassifizirt hatte, war aber bei ihr auf hartnäckigen Unglauben und unbesiegbaren Widerstand gestoßen. Seitdem hockte er wieder wie vordem allein hinter seinen Folianten und hatte nichts dagegen, daß seine Ehefrau ihr Lager in einem der oberen Gemächer aufschlug, die zum größten Theil leer standen.

So verging ein Jahr im besten Frieden; und der Kandidat Nathanael Wendel bestand in Frankfurt sein Examen.

Kurz danach ließ sich der Poltergeist zum ersten Mal hören.

Kaum hatte es am vierten Mai Mitternacht geschlagen: da vernahm der Pastor, der noch bei seiner Studirlampe aufsaß, ein fürchterliches, unerklärliches Brausen in den Wipfeln der Bäume. Plötzlich

sprang das Fenster auf und die Vorhänge flatterten zurück, ohne daß ein Wind zu spüren gewesen wäre. Und aus dem Dunkel des Gartens kam heimtückisch ein faustgroßer Stein geflogen, traf die Lampe und löschte sie aus. Mit gesträubten Haaren saß der Pastor da und wagte nicht, ein Glied zu rühren. Was sich in der Theorie so harmlos ausgenommen hatte, erschien ihm nun in der Praxis von einer ganz unerhörten Grausigkeit.

Nach einer kurzen Pause machte sich der Unhold aus der Geisterwelt an der Hinterwand des Hauses durch grobes Kratzen und Scharren bemerklich. Kalter Schweiß trat dem hochehrwürdigen Horcher auf die Stirn und rieselte ihm den Rücken herunter. Dicht vor seinen Ohren ertönte jetzt ein gellender Laut und im Schornstein rumorte ein Miauen wie von hundert Katzen. Dann meldeten sich draußen auf der Treppe, die zu den oberen Gemächern führte, stampfende Tritte. Ein Knall, darunter die Wände bebten, und ein Klirren wie von tausend Scherben beendeten diesen Theil des nächtlichen Konzerts. Nun schien der Poltergeist sanftere Seiten aufzuziehen und ließ alsobald von oben ein Knarren ertönen. Dann umfing den Pastor zwei Stunden lang eine geradezu grauenhafte Stille. Endlich wagte er sich ins Bett, zog die schützende Decke über beide Ohren und that kein Auge zu.

Jette, die in dieser Nacht seltsamer Weise ihre Schuhe zu ihrem Schuster getragen hatte, fand am Morgen auf der Treppe die Scherben einer Waschschüssel und räumte sie flink bei Seite, um der Schelte vorzubeugen.

Als die Frau Pastor herunter kam, hatte sie eine leise Röthe auf den zarten Wangen und ein geheimes Glimmen in den frommen, kühlen Augen. Doch der Pastor merkte nichts davon, dieweil er in dieser Nacht noch kurzsichtiger geworden war. Weder die Herrin noch die Dienerin wollten Etwas von dem fürchterlichen Spuk gehört haben. Beide erklärten die geheimnißvollen Vorgänge schlankweg für die Ausgeburten eines hochehrwürdigen Traumes. Trotzdem hörte die Pastorin aufmerksam zu, als ihr der Pastor die näheren Umstände der nächtlichen Gespensterei berichtete, und ihre Ungläubigkeit erlitt durch die Beweiskraft des Steines einen gar bösen Stoß.

Sofort machte sich der Pastor daran, den neuen Geist, der ihn mit seinem Besuch beehrt hatte, in seine Klassifikation unterzubringen, setzte ihn zu den bösartigen, polternden Hausgeistern, die mit Steinen werfen, und füllte eine ganze Folioseite mit der genauen Beschreibung der Geräusche an, die dieser Tückebold hervorgebracht hatte.

Kaum aber wurde es dunkel, so begannen des Pastors Knie zu beben. Begreiflicher Weise lehnte die Pastorin ab, mit ihm zu wachen, wie sehr er sie auch bat. Vom oberen Stockwerk aus schien ihr das Gespenst weniger gefährlich zu sein.

In dieser Nacht nun wiederholten sich alle Geräusche, nur in umgekehrter Reihenfolge. Auf das Geknarr folgte der fürchterliche Knall. Statt der rasselnden Scherben aber stürzte mit höllischem Lärm eine

Blechkanne die Treppe herunter. Wieder sprang zum Schluß das Fenster der Studirstube auf; doch diesmal flog dem zitternden Pastor eine Handvoll Sand in die Augen. Er verfiel darüber in ein schlimmes Fieber und wurde bettlägerig, so daß die kirchlichen Geschäfte unterbrochen werden mußten. Als er sich nach sechs Wochen erhob, waren seine Knie so schwach, daß er vorerst nicht im Stande war, die Kanzel zu besteigen. Die Pastorin redete ihm zu, einen Kandidaten zu Hilfe zu nehmen, und seufzend fügte er sich nach längerem Zögern, indem er an die frankfurter Fakultät schrieb.

Und siehe: da meldete sich der Kandidat Nathanael Wendel.

Die alte Eifersucht erwachte nun in dem Pastor und er legte seiner Frau das Schreiben vor, um sie zu prüfen. Aber sie blieb blaß und kühl und bat ihn ernstlich, lieber einen anderen Kandidaten zu nehmen, da Nathanael Wendel ein ungeschickter Mensch sei, der Alles zerbreche und ruinire und den sie darum in den Tod nicht ausstehen könne.

Da athmete Karl Wilhelm Tiele befreit auf und ließ Nathanael Wendel sofort nach Quaritz kommen. Wie vorauszusehen war, schmollte die Pastorin darüber sehr heftig und gönnte dem neuen Hausgenossen nicht einen einzigen Blick. Der gerieth darob in eine große Verwirrung und seine Ungeschicklichkeit wuchs ins Uebernatürliche. Gleich am ersten Tag zerbrach er eine Waschschüssel und schon am zweiten Tag stolperte er über die große Blechkanne im Hausflur, daß sie mit höllischem Gelärm gegen des Pastors Stubenthür krachte. Der fuhr erbleichend empor, in der Meinung, daß ihm der Poltergeist jetzt schon am hellen, lichten Tage nachzustellen trachtete. Als aber die Thür aufging und der Kandidat hereintrat, schwand die Schreckensangst wieder.

Je tiefer Nathanael Wendel in der Achtung der Pastorin sank, um so höher stieg er in der Schätzung des Pastors. Seine Predigten waren voll Schwung und Feuer, so daß ihm die Quaritzer gern zuhörten. Vor Allem aber schaffte er sich bei dem Pastor dadurch einen Stein ins Brett, daß er ein geradezu unbezähmbares Streben nach den Geheimnissen der Geisterwelt bekundete. Karl Wilhelm Tiele weihte ihn nun in seine Klassifikation ein und freute sich von Herzen über diesen außerordentlich gelehrigen Schüler. Endlich vertraute er ihm auch, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, an, daß in der Pfarrwohnung ein bösartiger polternder Hausgeist sein Wesen treibe, der mit Steinen und Sand um sich werfe. Als der Kandidat Solches vernahm, schüttelte er sich vor Grausen. Nun harrten die Beiden vereint auf die Wiederkunft des Kobolds.

Doch Der ließ auf sich warten. Zwar schien es dem Pastor manchmal, als wiederhole sich das Geknarr im oberen Stockwerk während seines Nachmittagsschläfchens. Auch der Kandidat konnte diesen Verdacht nicht ganz unterdrücken und legte sich auf des Pastors Verlangen auf die Lauer. Doch wie er auch horchte und spähte, der Verdacht schien sich durchaus nicht rechtfertigen zu wollen. Also war es ihm ein Leichtes, den Pastor zu beruhigen, wobei ihm die Frau Pastorin wacker

half, die hierbei zum ersten Mal mit dem Kandidaten der selben Meinung war. Und Seine Hochehrwürden gaben sich nun mit verstärkter Sicherheit dem Genuß des nachmittäglichen Ruhestündchens hin.

So hätten die Drei im tiefen stillen Frieden weitergelebt, wenn nicht Jette Bedwos, die boshafte Hausmagd, gewesen wäre. Sie glaubte, die Ursache des Geräusches gefunden zu haben, und sagte ihrer Herrin mit derber Kürze den Gehorsam auf. Die Pastorin hatte Geduld mit ihr und jagte sie nicht aus dem Haus. Dankbar erkannte Jette diese Güte an, wurde von Stunde an taub und blind und fiel in ihre alten Diebesgewohnheiten zurück; wovon die Pastorin keine Notiz nahm.

Und so lebten die Vier weiter in Frieden und Glück, bis sich im Frühjahr 1761 das Geschrei erhob, die Russen kämen, um Quaritz zu plündern. Da hieß der Pastor den Kandidaten einen Schreibtisch öffnen und die darin enthaltene Summe von tausend Thalern nach Glogau in Sicherheit bringen. Doch ehe er das Geld an sich genommen hatte, wurde das Gerücht von dem Anmarsch der Russen widerrufen, worauf die tausend Thaler unangetastet im Schreibtisch verblieben.

Kurz darauf verließ Jette, von der Pastorin reich beschenkt, das Pfarrhaus, um sich mit ihrem Schuster zu verheirathen, schaffte viel Hausgeräth an und führte einen guten Tisch. Das kam auch dem Pastor zu Ohren und er fand für gerathen, sich einmal nach den tausend Thalern umzusehen. Zu seinem nicht geringen Schrecken waren sie aus dem Schreibtisch spurlos verschwunden und nirgends aufzufinden.

Laut bezichtigte er Jette des Diebstahls. Aber die Pastorin und der Kandidat wollten sich für die Ehrlichkeit der treuen Magd verbürgen und widerriethen dringend, sie zu kränken, weil Solches nicht christlich sei und üble Nachreden fördere. Betroffen hielt der Pastor ein und schwieg. Nach mehrwöchigem Nachdenken aber gelangte er endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn Jette das Geld nicht gestohlen habe, der Verdacht nur auf den Kandidaten fallen könne. Und er begann sofort, auf Nathanael Wendel loszusticheln; erst feiner, dann deutlicher. Es dauerte lange, ehe ihn der Kandidat verstand. Dann aber ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich durch diesen Argwohn aufs Tiefste gekränkt fühle. Auch die Pastorin nahm offen seine Partei und schob den Diebstahl, da Einer das Geld doch weggenommen haben mußte, schließlich dem bösen Poltergeist in die Schuhe.

„Ei,“ rief der Pastor, und wies auf seine unfehlbare Klassifikation, „die Geister nehmen niemals Geld. Was sollte es ihnen auch in der Geisterwelt nützen? So oft man es ihnen auch nachgesagt hat, stets hat sich herausgestellt, daß sie unschuldig waren.“

So hätte sich der Streit um den Diebstahl wohl noch lange hingezogen, wenn Jette ihr spätes Hochzeiten besser bekommen wäre. Doch sie wurde plötzlich von einer schlimmen Krankheit befallen und kam rasch von Kräften. Da verlangte sie endlich den Pastor, um ihre Sünden zu beichten.

Und es erschien der Kandidat. Den schickte sie fort, da sie nur dem

Pastor gestehen könne, was sie auf dem Herzen habe. Aber Karl Wilhelm Tiele hatte es nicht so eilig und zögerte; erstens wegen seiner schwachen Knie und zweitens, weil er Jettes angeborene Verstocktheit zur Genüge kannte. Erst sollte sie noch ein Bischen mürber werden.

Als er aber ernstlich Miene machte, zu der Kranken zu gehen, überkam den Kandidaten Nathanael Wendel plötzlich eine fliegende Unruhe, offenbar wegen der ihm vom Pastor zugefügten Kränkung, und er verschwand noch in der Nacht, als habe ihn die Erde verschluckt. Einige Tage später kam aus Sagan ein Brief, worin er dem Pastor anzeigte, daß er in Folge der ungerechten Beschuldigung fortgegangen sei und hier an einem Gallenfieber schwer darniederliege. Karl Wilhelm Tiele bedauerte ihn von ganzem Herzen, war nun von der Unschuld des Kandidaten fest überzeugt und schickte sich an, Jette zu besuchen, um ihr die Hölle heiß zu machen. Doch die Pastorin hielt ihn so lange wie möglich zurück, ängstigte ihn mit der Ansteckung und brachte es wirklich so weit, daß er, als er endlich ging, die Kranke nicht mehr bei Besinnung antraf. Sie verschied, ohne ihr Geheimniß verrathen zu haben, und Pastor Tiele hielt ihr am dritten September 1763 einen schönen Leichensermon.

An dem selben Tag traf aus Sagan die Nachricht ein, daß der Kandidat Nathanael Wendel am Gallenfieber sanft und gottselig entschlafen sei. Darüber wurde der gute Pastor ganz verstört, gab sich heimlich die Schuld an dem Tode des jungen Menschen und wollte ihm wenigstens einen Leichenstein setzen. Doch die Pastorin, die die Trauerbotschaft mit Gleichmuth aufgenommen hatte, redete ihm diese Thorheit gründlich aus.

In dieser Nacht aber setzten die Spukereien, die über ein Jahr verstummt waren, mit fürchterlichstem Gepolter wieder ein und wollten nicht so bald wieder verstummen. Nicht nur in der Dämmerung: sogar am hellen Tag meldete sich das Gespenst durch Klopfen und Knarren, Stampfen und Kratzen, Schnaufen und Pfeifen, Murmeln und Gellen. Bald erscholl dicht neben des Pastors Ohr ein gräßlicher Ton, bald rumorte es in der Küche, bald tappten Fußtritte in den oberen Stuben, bald schlich es wie in Strümpfen auf der Treppe.

Nun konnte die Anwesenheit des Poltergeistes nicht länger geheim bleiben. Hunderte schaarten sich abends um das Haus und vernahmen, nach geduldigem Warten, das seltsamliche Gebahren des Unholds. Einige Beherzte durchsuchten das ganze Gebäude vom Keller bis zum Boden, wobei ihnen die Pastorin selbst das Licht vorantrug. Aber nicht die geringste Spur war zu entdecken. Man bestreute den Boden der Dachstube, wo es besonders oft rumorte, mit Asche. Kein Fuß drückte sich darauf ab. Auch Nahrungmittel für Katzen und Mäuse, die einige Verständige als Ursache der Spukerei vermutheten, blieben unberührt. Und das Getöse dauerte fort.

Wie auf Flügeln des Windes durcheilte das Gerücht davon die Umgegend und drang weit in die Ferne. Die Quaritzer aber sahen in

dem Poltergeist die unerlöste Seele der Jette, die sich nun an dem Pastor räche, weil er gezögert hatte, sie vor ihrem Tode von ihrer Sündenlast zu erleichtern.

Um aber der ärgerlichen Sache auf den Grund zu kommen, bestellte der Bürgermeister vierundzwanzig wehrhafte Leute, die das Haus die ganze Nacht bewachten. Das Gespenst schien Lunte gerochen zu haben und ließ sich weder hören noch sehen. Kaum aber waren die Wächter abgezogen, da begann es sein Spiel mit erneuten Kräften.

Unter den Offizieren der glogauer Garnison fanden sich ein paar Tollkühne, die es mit dem Spukgeist aufzunehmen gedachten. Doch es schlug die Tapferen ohne Mühe in die Flucht. Sie hörten in der Stube, aus der sie eben heraustraten, ein gellendes Lachen, wußten sie menschenleer und sprangen mit gezogenem Degen wieder hinein. Aber sie sahen nichts und hörten auch nichts mehr und verließen das Haus.

Und es spukte weiter, bald leiser, bald lauter. Karl Wilhelm Tiele gewöhnte sich allmählich so sehr an seinen Hausgeist, daß ihm Etwas fehlte, wenn er ihn eines Tages heimzusuchen vergaß. Die Pastorin aber bestritt noch immer mit aller Entschiedenheit, daß es überhaupt spuke, und leuchtete herzhaft in jeden Winkel hinein, ohne je mehr zu entdecken als Staub und Spinnengewebe. Dem Pfarrer wurde das Geknarr schließlich ein liebes Geräusch, ohne das er kaum noch den Schlaf des Gerechten fand.

Eines Morgens kam die Pastorin zum Frühstück herunter; ihr Athem ging hastiger als sonst, so daß es dem Pastor auffiel.

„Was ist Dir?“ fragte er sie mehr neugierig, als besorgt.

„Ach,“ seufzte sie ermattet, „ich habe nachts solches Albdrücken gehabt!“

„Der Poltergeist hat auf Dir gelegen“, erklärte der Pastor befriedigt.

Da schoß ihr plötzlich alles Blut ins Gesicht, daß ihr die Wangen wie Feuer brannten. Der Pastor bemerkte es nicht. Er mußte den neuen Vorfall ja sofort in seine Klassifikation eintragen.

Und es spukte weiter, bis Tante Euphemia plötzlich starb und ihre Nichte Rebekka zur alleinigen Erbin ihrer Reichthümer machte. Mit des Pastors Erlaubniß reiste sie nach Frankfurt, um die Erbschaft anzutreten, und ward nicht wieder in Quaritz gesehen. Das war nicht das Schlimmste, was den Pastor traf. Viel schlimmer war, daß ihn der neckische Poltergeist zu der selben Stunde verließ.

Nun wurde es dem Pastor doch zu einsam in dem verödeten Pfarrhaus; er ließ sich pensioniren und zog auch nach Frankfurt, um unbeschwert von seinem Amt sein Lebenswerk über die Geisterwelt zum Abschluß zu bringen. Hier vernahm er, daß seine Frau mit einem jungen Kavalier von geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und braunen Locken nach Paris gereist sei. Aber er hörte es nur mit halbem Ohr, denn er war längst dabei, seiner Klassifikation der über-

sinnlichen Erscheinungen die getreue Naturgeschichte seines polternden Hausgeistes anzufügen.

Und so kam die Kunde von dem quaritzer Gespenst in wissenschaftlich unantastbarer Form auf die dankbare Nachwelt.

Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.



Hypothekenversicherung.

Zweite Hypotheken sind nicht leicht zu schaffen. Wie räumt man die Hindernisse weg? Die Kommunen sollen die Sicherheit der Pfandbriefe besonderer Institute, die nur für Zweite Hypotheken eingerichtet wären, garantiren. Genossenschaften könnten entweder selbst das Hypothekengeld darleihen oder anderen Geldgebern für die Sicherheit der den Genossenschaftern gewährten Beleihungen bürgen. Auch an den Gesetzgeber wurde appellirt; er soll das an zweiter Stelle eingetragene Kapital schützen. Diese Pläne stammen aus ernsthafter Sorge um die Zukunft des Immobiliarkredites. Schon ist die Erlangung einer Zweiten Hypothek als ein besonderes Glück anzusehen; der Zufall aber dürfte in diesem Bezirk keinen Platz finden. Warum will der Privatmann, der Geld anlegen möchte, keine Zweite Hypothek? Die Bodenspekulation hat den Preis der Grundstücke aus der ruhigen Entwickelung getrieben; die Chance ist an die Stelle der greifbaren und glaubhaften Vorbedingung getreten. Nur die Erste Hypothek gilt noch als solid; was hinter ihr steht, ist mit dem Makel spekulativer Geschäfte behaftet. Die Bedingungen Erster Hypotheken weichen selten von der festen Norm ab; bei den Zweiten spielt das „Damno" eine verdammt wichtige Rolle. Der Vermittler fordert hohe Provision und der Darleiher will sofort Kapitalgewinn sehen. Für 18000 Mark werden 20000 eingetragen. Dazu kommt eine Verzinsung zu 5 oder noch mehr Prozent und das Risiko, daß der Geldmann bei jeder Erneuerung der Hypothek (auf lange Termine bindet er sich nicht) neuen Nutzen für sich herauszuschlagen sucht. Der Hausbesitzer, der im Druck ist, bewilligt natürlich Alles. Kommt er in ernste Noth, muß subhastirt werden, so bleibt er zwar dem Besitzer der Zweiten Hypothek persönlich haftbar, bietet ihm aber zunächst nur die Möglichkeit, das Grundstück zu übernehmen. Sonst ist eben die Nachhypothek „ausgefallen". Trotz den günstigen Bedingungen, die der Kapitalist beim Abschluß eines solchen Darlehens für sich herausholen kann, ist der Andrang nicht so groß wie der Begehr. Und weil man der Zweiten Hypothek die Existenzberechtigung nicht absprechen kann (die Erste erreicht fast niemals die Grenze der Beleihbarkeit), will man sie stärker sichern. Pfandbriefbanken für Zweite Hypotheken würden eben so wenig nützen wie die Betheiligung der Kommunen.

Jetzt ist eine Aktiengesellschaft für Hypothekenversicherung gegründet worden. Das Unternehmen, dessen Geburt durch das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung beglaubigt werden muß, soll mit einem Aktienkapital von 10 Millionen arbeiten. Diese Summe will ein Finanzkonsortium aufbringen, das dem Allgemeinen Deutschen Miethversicherungverein in Berlin nahsteht. Die Aktien sollen nicht ins Publikum kommen. Das Risiko ist groß und noch fehlt jede Erfahrung. Der Gedanke ist nicht in Berlin gewachsen. Baden hat schon eine G. m. b. H., die Badische Hypothekenversicherung, die (mit einem Stammkapital von 100000 Mark) Hypotheken verschafft, für den Zinseneingang sorgt und die Darleiher gegen Verlust assekurirt. Das Kapital der Gesellschaft ist viel zu klein; erst mit dem berliner Garantiekapital (10 Millionen) läßt sich Etwas machen. Im Betrieb sollen aber die Prämieneinnahmen das Lebenselixir schaffen; obs gelingen wird? Fürs Erste hat man sich an die Bedingungen zu halten, mit denen die neue Gesellschaft arbeitet. Sie will nicht selbst Hypothekengeld besorgen; ist also keine Hypothekenbank. Sie will nur den Gläubiger gegen den Verlust seines Kapitals versichern. Sie leistet Bürgschaft und verpflichtet sich, wenn der Schuldner insolvent wird, Kapital nebst rückständigen und laufenden Zinsen dem Gläubiger, in bestimmter Frist, zurückzuzahlen. Vor den Folgen der Subhastation braucht der Geldmann dann also nicht mehr zu zittern; er bekommt sein Geld unter allen Umständen. Die „persönliche" Forderung geht auf die Versicherungsgesellschaft über. Ihr bleibt der Schuldner haftbar. Die Hypothek soll zwar durch das Grundstück, auf dem sie lastet, garantirt werden. Für den Nothfall aber muß die Person des Schuldners in die Bresche. Für ihn ist wichtig, wer sein Gläubiger ist. Geldmangel treibt oft zu schonunglosem Gebrauch der Peitsche, selbst wenn Gewalt jede Chance vernichtet. Eine Aktiengesellschaft wird ihre Taktik der Vernunft anpassen. Ihr muß daran liegen, die Zahlkraft des Schuldners wieder zu stärken, und sie wird ihn deshalb nicht zu hart bedrängen.

Kontrahent der Versicherunganstalt ist der Geldsucher. Hat das Institut die Beleihbarkeit des Objektes festgestellt, so giebt die Versicherungsgesellschaft dem Hausbesitzer einen Garantieschein, der ihm die Beschaffung des Geldes erleichtert: denn der Kapitalist weiß nun, daß ers mit einem kreditwürdigen Grundstück zu thun hat; nichts aber mit der Person des Besitzers. Die von der Bank ausgestellte Police haftet an der Hypothek, nicht am Schuldner. Das ist nothwendig; sonst würde die Beweglichkeit des hypothekarischen Darlehens gehemmt. Gläubiger und Grundstückbesitzer können wechseln, ohne daß die Sicherheitgarantie davon berührt wird. Fraglich ist, ob die Bedingungen der Garantie den Hausbesitzer nicht zu schwer belasten. Er muß die Prämie für die Dauer der Versicherung vorausbezahlen und bei Beleihungen, die über 50 Prozent des ermittelten Grundstückwerthes hinausgehen (also bei allen Zweiten Hypotheken), für die Amortisation mindestens 1 Prozent zahlen, damit die Schuld in spätestens einundvierzig Jahren getilgt sei.

Hört die Versicherung vor Ablauf der Tilgungfrist auf, so bekommt der Schuldner die in den Amortisationfonds eingezahlten Summen mit Zins und Zinseszins zurück. Dieses Geld soll unter der Aufsicht staatlicher Treuhänder verwaltet werden. Durch die Versicherung werden die Hypotheken im Rang gleichgestellt. Die garantirte Zweite Hypothek ist nicht mehr schlechter als die Erste; dürfte also nicht höher verzinst werden. Was man vermeiden will, ist, daß Jeder wieder nur Erste möchte. Der Zins muß den Ausgleich für die Garantiekosten schaffen.

Riskant wird das Unternehmen, wenn es mit schlechten Objekten arbeitet. Und sehr gute wird es kaum bekommen. Die brauchen keine Sonderbürgschaft. „Qualitäthypotheken" sind die feinste Kapitalanlage, die es giebt. Eigentlich auch die einzig mündelsichere. Preußische Konsols sind nicht ernsthaft gefährdet, können aber das Mündelvermögen um 10 Prozent kürzen. Eine feine Hypothek ist sicher wie das Fundament, auf dem sie ruht, und bedarf darum keiner Versicherung. Meist wird sichs also um Zweite Hypotheken handeln; bei Dritten und Vierten ist die Gefahr des Verlustes schon ziemlich „aktuell". Dächer sind geduldig. Die tragen, was man ihnen aufpackt (Monopolhotel; Neuburgers Villa im Grunewald, die fünffach beliehen ist, an vierter Stelle mit einem Betrag, der um 27 Prozent höher ist als die Gesammtsumme der drei vorangehenden Hypotheken). Die Versicherunganstalt muß wählerisch sein. Die „Tücke des Objekts" ist eine bösartige Erscheinung. Um die Qualitäten eines Grundstücks kennen zu lernen, braucht die Gesellschaft zuverlässige Taxen. Sie muß eigene Taxatoren haben, die nicht oft irren. Ist die glaubhafte Grundstückstaxe schon gefunden? Kann die neue Gesellschaft mit dem System der mittleren Linie auskommen und zwischen der zu niedrigen amtlichen und der zu üppigen Privattaxe den richtigen Werth erkennen?

Je unsicherer die Hypothek, desto höher die Prämie: Das versteht sich von selbst. Aber die höchste Prämie kann eine verlorene Hypothek nicht ersetzen. Auch die Versicherung gegen Miethverlust leidet unter der Schwierigkeit, die Qualitätunterschiede festzustellen. Solches Dilemma finden wir nach jedem Versuch, dem Kredit künstlich aufzuhelfen. Ein Grundstück, dessen Werth richtig ermittelt ist, muß für sich selbst bürgen, so lange die hypothekarische Belastung nicht über ein vernünftiges Maß hinaus steigt. Die Möglichkeit einer Werthverminderung (Beispiel: „Verschlechterung der Gegend") ist denkbar. Aber im Normalfall müssen Beleihung und Werth einander ergänzen. Immerhin kann eine Kontrolinstanz, wie die neue Versicherunganstalt sein will, dem Grundstückgeschäft nützlich werden und die Herstellung billiger Wohnungen erleichtern. Wenn vorsichtig gearbeitet und den Hausbesitzern der Aberglaube ausgeredet wird, das Streben nach einem Bürgschaftschein könne (oder müsse gar) ihr Ansehen schmälern.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.



Berlin, den 2. Dezember 1911.

Englisches Salz.

„Leicht, lieber Bethmann, wird mirs ja auch nicht. Noch im Herbst habe ich Allen, die darauf hindeuteten, gesagt, ich könne aus dem Kanzlerhaus nicht einen Taubenschlag machen und wolle die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Ihr anständiger Fleiß schließlich durchsetzen werde. Mit Ihnen habe ich, als junger Prinz, meinen ersten Bock geschossen, Ihnen seitdem schnell vorwärts geholfen und persönliches Wohlwollen bewahrt. Das bleibt Ihnen; wenn Sie, für sich oder für Ihre Kinder, eine Rangerhöhung wünschen, erfülle ich den Wunsch gern. Aber Sie müssen selbst einsehen, daß es amtlich nicht dauern kann, wie es ist. Nein? Glauben Sie noch immer, man müsse die schlechte Wahl, die Ihnen bevorsteht, wie ein Fatum hinnehmen und, wenn die Karre nicht läuft, den Reichstag unter dem Zeichen einer neuen Flottenvorlage auflösen? Greys kluge Rede hat die Ausführung dieses Plänchens höllisch erschwert; wer danach zuerst wieder die Rüstunglast erhöht, wird nirgends freundliche Gefühle wecken. Auch bekämen wir das schädliche Gerede über die Anwendung unserer Waffen in den Wahlkampf hinein und ein paar friedliche Reden der londoner und pariser Leute könnten den Gegnern der Kreuzervorlage den Schein des Rechtes geben. Außerdem weiß ich nicht, warum wir erst durch Sand und Morast müssen. Daß die Herren Sozis Ihre auswärtige, die lautesten Centrumsmänner Ihre gesammte Politik loben, bringt mir noch nicht des Lebens ungemischte Freude. Meinen Sie, daß es gut wirken wird, wenn sieben oder acht Dutzend Sozialdemokraten am Königsplatz sitzen? Daß Ihre Freunde vom Centrum, wenn sie zehn bis fünfzehn Mandate verloren hätten,

durch artiges Beharren in gouvernementaler Haltung neue Verluste riskiren würden? Um Ihren Anhang nicht wegzuärgern, muß ich Sachen hinnehmen wie das neue päpstliche Motu Proprio, das die katholischen Geistlichen dem weltlichen Gericht entziehen will und, als eine an Dreistigkeit kaum überbietbare Verhöhnung staatlichen Rechtes und evangelischen Sinnes, vom König, vom Haupt der Landeskirche, vom Deutschen Kaiser mit schärfstem Rügewort abgewehrt werden müßte. Dagegen, wird jeder Wahlagitator brüllen, darf der Summus Episcopus nichts thun, weil seinem Kanzler sonst die letzten Männeken entlaufen. Weil Sie noch hoffen, mit den Polen die Lücken Ihrer Mehrheit im nächsten Reichstag ausfüllen zu können, muß ich mich in Posen wiedermal auf die andere Seite legen und aus der Akademie, nach dem Wunsch des Oberpräsidenten, am Ende gar eine Universität machen, die dem Panpolonismus auf deutscher Erde einen neuen Mittelpunkt gäbe. Und draußen siehts noch viel ärger aus. Ohne irgendwie Beträchtliches eingesackt zu haben, sind wir so unbeliebt wie niemals zuvor; nicht in Frankreich und England nur: auch in Rußland und Amerika, in Italien, Belgien und der Schweiz. ‚Gerne mag ich hören, daß Karlos meine Räthe haßt; doch mit Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet.‘ Mein Standpunkt; nicht nur im eigenen Haus. Ich habe Sie schalten lassen, Ihnen sogar, weil Sie ihn durchaus wollten, nach eindringlicher Warnung Kiderlen zugeschanzt. Ich war müde, stets der beschossene Türkenkopf auf der Scheibe zu sein, der Ubiquitäre, der Alles allein machen wolle, und gab Ihnen Zeit und Macht zur Bewährung Ihres Könnens. Der Russenvertrag, der uns nach langem Lärm vages Versprechen und eine Erkältung der Türkenfreundschaft brachte, dem Zaren die Hälfte von Persien und die Erlaubniß gab, an seiner Westgrenze die Truppenzahl zu verringern, war die erste Enttäuschung. Wie viele sind ihr gefolgt! Erinnern Sie sich, mit welchem Nachdruck ich, in Wiesbaden und Kiel, von der Agadir-Aktion abrieth? An die Depeschen aus Straßburg und Hamburg? Das Ziel, hieß es jedesmal, ist die deutsch-französische Freundschaft, die Eure Majestät selbst seit Jahrzehnten erstreben; diesem Ziel sind wir schon ganz nah und Englands so sicher wie ein Gefreiter je seiner Köchin. Gesegnete Mahlzeit! Im Vergleich mit Ihrem Kiderlen scheint der Stier im Porzellanladen ein behutsames Thier. Alle irgend Erreichbaren hat er vor den Kopf gestoßen; zuletzt noch die Oesterreicher mit der jetzt

überflüssigen Erklärung, daß wir im Juli ‚allein‘ gewesen seien. Er durfte England, wo sichs um dessen Lebensfragen handelt, nicht als quantité négligeable behandeln und mich nicht dadurch, daß er an überspannten Forderungen festzuhalten schien, vor König Georg blosstellen, mit dem ich eben ins Reine gekommen war. Er mußte den franko-italienischen Vertrag bedenken, der in dem Augenblick, wo wir den Franzosen das Protektorat über Marokko anboten, die Italiener zwang, sich Tripolitanien zu sichern. Und so weiter. Jetzt haben wir, lange vor Weihnachten, die Bescherung. Aus Frankreich bekomme ich fast täglich ein Buch, das den Krieg predigt oder aus dem mindestens ein wahnwitziger Deutschenhaß lodert; und weiß, was Cambons über die Manieren Ihres Stuttgarters erzählen. Marschall läuft sich die Hacken ab und findet mit seinen (vielleicht allzu eifrig herumgetragenen) Wohlwollensversicherungen doch kein Gehör. Wir haben Schewket verloren, die neue Gruppe Entente Libérale, der Kenner gute Wahlchancen zuschreiben, hebt den von Kopf zu Fuß verengländerten Kiamil auf den Schild und für uns ist nur noch ein machtloses Häuflein. Natürlich: wir, heißts, haben das Licht gehalten, als die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina, die Briten und Russen Persien nahmen, Marokko von den Franzosen, Tripolis und die Kyrenaika von den Italienern annektirt wurden. Riesenverluste für den Islam; wir haben nichts für ihn gethan und gestern noch den Protest gegen die Dardanellenblokade den Mächten der triple entente überlassen. Wie stehe ich, nach den Reden auf Saladins Grab und in Tanger, nun da! Von Deutschland, sagen die Mohammedaner, ist außer schönen Worten nichts zu haben. Deshalb habe ich mir Gwinner bestellt. Der Versuch, die Bagdadbahn für ein deutsches Unternehmen auszugeben, kann künftig nur noch schaden. Der Direktor der Deutschen Bank soll wissen, daß alle Politik auszuschalten und die Sache jetzt international und rein geschäftlich zu betreiben ist; sonst giebts neue Nackenschläge. Dabei hat unsere Abkehr von der Türkei uns nicht einmal Dank aus Italien eingetragen; unsere eben so instinkt- wie leitungslose Presse hat gegen den ‚Raubzug‘ und die ‚Barbarei‘ der Italiener gezetert, bis die Leute hinter den Alpen schon beim Hören eines deutschen Namens in Wuthkrämpfe fielen. Und nun, als comble, die Rede Greys, die meine Regirung bis auf die Knochen blamirt und an der Eure offiziöse Friseurkunst erlahmt. Eigentlich

müßte ich dem Mann telegraphiren: „Jeder Gentleman muß Ihnen Recht geben.‘ Fehler sind nicht immer unverzeihlich; Anstand, würdige Haltung, Wahrhaftigkeit dürfen in der Leitung großer Reichsgeschäfte nicht vermißt werden. Für brutale Räuber mag man uns halten; nicht für unzuverlässige, schäbige Kerle, mit denen ein Mann von guten Manieren sich kaum noch einlassen kann. Mir war schon die Geschichte mit dem wackeren Lindequist recht eklig. Der neuste Streich, bei dem wir obendrein nicht das Geringste verdienen, schlägt dem Faß den Boden aus. In Japan mag Kiderlen, wenn er sich nicht amortisirt fühlt, noch brauchbar sein; zu leugnen, daß er in der Westzone unmöglich ist, wäre wider das Reichsinteresse. Ihre Schuld ist nur, daß Sie ihn, trotz meiner und Bismarcks Warnung, sich in den Pelz setzten. Als Patriot und dem König treu ergebener Mann können Sie aber nicht wünschen, daß ich alles in Eurer Küche Eingerührte auslöffle. Ob der Deutsche einsehen lernt, daß sein Kohl, weil ich dem Topfe fern bleibe, noch nicht fett wird, ist mir im Grunde, wie Max Egon zu sagen pflegt, Wurscht. Aber ich will nicht den von Anderen gemachten Stank aufriechen; nicht meinem Haus einen Groll zuziehen, an dem ich unschuldig bin. Ein Magen- oder Darmleiden, das Luftveränderung und Ruhe fordert, ist schnell attestirt. Ich brauche fürs Erste einen ordentlichen, von keiner Partei abgestempelten, an keinen Versprechenszwirn gebundenen Mann von nobler Haltung und dem Vermögen, einen aus der Nation widerhallenden Ton zu finden. Das Reich braucht ihn. Er soll zunächst einmal Unrath und Explosivstoff, der sich gehäuft hat, wegschaffen und dann aus allen Lagern die Wohlgesinnten, denen der Krakehl nicht Lebensbedürfniß ist, zur Arbeit aufrufen. Finanzreform: erledigt; Schutzzoll: von innen nicht ernsthaft bedroht; preußisches Wahlrecht: das Königswort, das Modernisirung (also nicht Egalisirung) verhieß, an keinen noch giltigen Kommentar gekettet; Verhältniß zu den Fraktionen: nur durch das Staatsbedürfniß einer kräftigen, deutschen, also auch nicht römisch gefärbten, in modernem Geist dem Volkswohl dienstbaren Politik bestimmt. Dann muß das Gekreisch über den ‚schwarzblauen Block‘ endlich verstummen. Dann hat das Schwert der Opposition keine Schneide mehr; sind all die Schlagwörter von heute entwerthet. Dann mögen die Deutschen wählen; in schrankenloser Freiheit. Sie, lieber Bethmann, müssen den Konservativen, denen Sie öffentlich Patriotismus und Redlich-

keit abgesprochen haben, gefälliger sein, als gerade jetzt wünschenswerth ist; aus Heydebrands ziemlich sanfter Antwort klang ja die Zuversicht: ‚Den haben wir nun als Wahlgeisel!‘ Die Parteien sollen zeigen, was ihre eigene Kraft aufbringen kann, wenn die Kampfstätte von Trümmern und Marodeurbeute gesäubert ist. Danach wird gewissenhaft zu prüfen sein, wie regirt werden solle. Der alte Proviant ist aufgezehrt oder verschimmelt. Wir brauchen, drinnen und draußen, neue Gedanken; neue Männer, sie zu finden und auszuführen. Wir brauchen eine im ernstesten Sinn frohe Politik, die den Deutschen das Bewußtsein schärft, daß sichs bei jedem Reichsgeschäft um ihre Sache handelt, und sie das Vaterland tiefer lieben lehrt. Ich bin nicht mehr jung genug, um zu wähnen, ein Volk solcher Leistung sei wie eine Heerde zu leiten; doch auch nicht alt genug noch, um mich eigensinnig an Personen zu klammern, die, schuldig oder schuldlos, zu Hemmnissen der nationalen Entwickelung geworden sind. Ich will meinen Landsleuten das Mitbestimmungrecht nicht schmälern. Ich will nicht, daß sie mit Recht sagen dürfen: Die hält er, weil sein Stolz nicht zugeben mag, daß auch er menschlichem Irrthum unterthan ist.“

So würde Wilhelm der Zweite sprechen, wenn ihm das Empfinden der deutschen Menschheit, die Stimmung der besten Europäer genau bekannt wäre. In jedem anderen Land würden die für eine so spottschlechte Geschäftsbilanz verantwortlichen Staatsleiter verschwinden; vielleicht einem Uebergangsministerium weichen, dem nur die stille Verscharrung allen unfruchtbar verwesenden Haders aufgegeben wäre. In jedem anderen Land würde man trachten, dem Staatssinn die Hindernisse fröhlich vertrauender Bethätigung wegzuräumen, und das Volk, frei von rostigem Vorurtheil, doch unter dem Zwang der vor dem Gericht der Zukunft zu tragenden Verantwortung, vor die Frage stellen, ob es wirklich einer Partei, nach deren Wunsch doch, weil sie alle Grundbedingungen staatlichen Lebens verwirft, nicht regirt werden kann, zum Sieg helfen und dadurch die gefährlichste Reaktion heraufbeschwören wolle. Die Nothwendigkeit solchen Entschlusses scheint auf der Zinne des Deutschen Reiches noch nicht erkannt zu sein; man läßt einem hundertmal als untauglich erwiesenen Pedanten die Leitung und baut das Luftschloß der Hoffnung auf die Zauberkraft neuer Wehrvorlagen. Die Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stimmenzuwachs verheißt, hüten

sich, jetzt schon einen Personenwechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Jesus den Frommen, ihr Hort, ihre Zuversicht ist. Der leidigen Pflicht, immer wieder die Leistung dieses Mannes und seines wichtigsten Gehilfen aus Trugschleiern zu schälen, darf drum der Politiker, dem Deutschlands Schicksal das Hauptstück des Lebensinhalts ist, sich nicht träg entziehen. Er will nicht, wie das kleine Magisterherz des grämlich selbstzufriedenen Kanzlers annimmt und den Pedellenchor plärren heißt, „die eigene Regirung diskreditiren“, sondern zeigen, um welchen Theil alten Kredites sie das Reich schon gebracht habe, um welchen, wenn der nationale Wille sich ihr nicht entgegenstemmt, sie es morgen bringen werde. So gut die Kraft eines Einzelnen es vermag, will er hindern, daß Lug die Deutschen in schwächenden Traum einlulle und draußen sich der Glaube festwurzele, rascher Gelderwerb habe diesem Volk den Sinn so verweicht, daß es, wie der gehorsamste Großgimpel, sich zu jedem Lied, zum schändlichsten, abrichten läßt.

Seit sechzig Jahren hat niemals eine berliner Regirung eine Niederlage erlitten, die der jetzt sichtbar gewordenen auch nur zu vergleichen wäre. Wer nicht blind und taub sein, nicht mit bewußter Absicht vom Trug sich umgarnen lassen will, weiß heute, daß diese ruhmlose Niederlage nur den Herren von Bethmann und von Kiderlen ins Schuldbuch zu schreiben ist. Nur ihnen; keines Anderen Uebermacht, Tücke, Verrath hat zur Unheilsstiftung irgendwie mitgewirkt. Mildernde Umstände? Nicht einer. Was die Beiden, nach ihrer Aussage in allen öffentlichen und geheimen Verhören, erstrebten, war, ohne jedes Geräusch, ohne das winzigste Aergerniß, als Siebentagewerk zu erlangen. Sie wollten den Franzosen das Recht schaffen, aus Marokko eine Provinz der Republik zu machen, und als Entgelt ein paar Fetzen der ungesunden, sumpfigen, von Europäern auf die Länge nicht bewohnbaren, mit Gesellschaftmonopolen und Schlafkrankheit belasteten Aequatorialprovinz heimbringen. Dankbare Ehrfurcht vor Brazzas Heldenleistung im Kongogebiet hätte den herrschenden Jakobinern höchstens für ein kurzes Weilchen das einträgliche Geschäft verleidet. Von der Abtretung solcher Kongostücke war seit sechs Jahren geredet worden; ließ sie sich gar, weil ein werthvoller Theil kameruner Gebietes zugewogen wurde, als Tauschhandel hinstellen, dann fiel die von Nationalstolz und Pietät leicht

gezimmerte Schranke. Was Deutschland davonträgt, hat im November ein Franzose gesagt, neiden ihm weder große noch kleine Mächte; ein französischer Bischof hat der Furcht Ausdruck gegeben, Deutschland werde in Wuth gerathen, wenn es das Eingehandelte erst richtig schätzen gelernt habe; und Herr von Lindequist hat Amtswürde und Wirkensmöglichkeit hingeworfen, um nicht im Reichstag sagen zu müssen, daß er von den neuen Landzacken und Sumpfzipfeln in absehbarer Zukunft irgendeinen Nutzen fürs Reich erhoffe. Kein Lügengespinnst kann dem Auge die Gewißheit bergen, daß eine höfliche Offerte viel schnelleren Abschluß erwirkt hätte als die jähe Kriegsschiffsdemonstration, die als Druck und Drohung empfunden werden mußte; keins die Thatsache aus dem Gesichtsfeld rücken, daß schon in der ersten Junihälfte, drei Wochen vor dem Panthersprung, Herr Jules Cambon bereit war, in Paris ein Abkommen zu empfehlen, wie es fünf Monate danach in Berlin unterzeichnet worden ist. England? Hätte sich (ein politisch auch nur Halbflügger brauchte es nicht erst von Grey und Asquith zu hören) solches Abkommens in jeder Stunde redlich gefreut. Erstens: weil es ihm das Recht auf die Meistbegünstigung verewigt, das nach dem Aprilvertrag von 1904 nach dreißig Jahren erloschen wäre. Zweitens: weil es ihm die Möglichkeit gab, am Tag nach der französischen Protektoratserklärung sich in Egypten von den Resten fremder Mitregentschaft (Kapitulationen, Gerichtsverfassung) zu befreien, den Khedive aus der Figurantenrolle zu drängen und Kitchener zum Vicekönig zu ernennen. Drittens: weil der unverhüllte Vorstoß ins Kongogebiet die Belgier den Deutschen verfeinden, die nachwirkende Erinnerung an die von Bismarck einst Leopold dem Zweiten gewährte Hilfe tilgen und die brüsseler Regirung den beiden großen Westmächten nähern mußte. Viertens: weil jeder kluge Brite dem deutschen Landhunger eine Scheinsättigung mit schlechten Gebieten wünscht, die auf Jahrzehnte hinaus Geldopfer heischen, die Kolonialkraft Deutschlands zersplittern, ihm in Afrika eine europäische Großmacht zum Nachbar geben und doch anzuführen sind, wenn sich in Berlin morgen neuer Drang nach Expansion ans Licht wagt. („Habt Ihr nicht neulich erst fast dreihunderttausend Quadratkilometer, von Euch selbst ausgesuchtes Land, mit unserer Zustimmung geschluckt?") Fünftens: weil jedem britischen Minister ein frankodeutscher Vertrag willkommen sein muß, der, ohne die Wurzeln

vierzigjährigen Grolles auszujäten, dem Deutschen Reich die Anstandspflicht aufzwingt, Frankreich, so lange es sich nicht zu offener Feindsäligkeit regt, in Ruhe zu lassen. (Nur die Furcht, nach englischem Angriff als Kontinentalgeisel behandelt und mit den Kosten des Nordseekrieges bebürdet zu werden, schreckt die Republik manchmal noch aus der Britenfreundschaft; schwindet sie, dann droht der entente cordiale kaum noch nahe Gefahr.) Sechstens: weil der neue Vertrag jeden weiteren Besitzwechsel im Kongogebiet von dem Mehrheitspruch der für die Kongoakte haftbaren Mächte abhängig macht, anderen Rechtsstreit einem vom Haag aus zu bestimmenden Gerichtsstand zuweist, das Deutsche Reich also willkürlichster Deutung und steter Majorisirung aussetzt. Siebentens: weil ein Ende des Marokkohaders, das uns nicht ein Bündniß mit Frankreich als Praemie bringt, jeden Politiker ein Verlust, nur den Oberlehrerkopf ein Gewinn deutscher Wirkensmöglichkeit dünken muß; weil das Deutsche Reich, auf dessen Antrag Marokko eine französische Provinz geworden ist, sich selbst den Raum geschmälert hat, auf dem es Haken einschlagen, Nothbastionen errichten, dem leis oder laut zürnenden Vogesennachbar Unentbehrliches gewähren oder versagen kann. (Der Verlust solcher Möglichkeit wäre mit einem Kranz blühender Hafenstädte noch nicht gedeckt; von den Verwesern des Reiches ward sie für einen Ramschbazarpreis verschleudert.) England hätte dem Zwillingvertrag im Juni mit dem selben Vergnügen zugestimmt wie im November. Ist ihm, im Ton höflicher Würde, gesagt worden, was Deutschland wolle?

Nein. Ob internationaler Brauch diese Mittheilung empfahl oder ins berliner Belieben stellte: sie wäre verständig und nützlich gewesen und hätte einer Regirung, die entschlossen war, steif und fest auf dem einmal Geforderten zu stehen, nichts von ihrer Würde geraubt. Unverständig aber, dem Interesse des Reiches und der Würde seiner Vertreter schädlich war die Flucht in die neue Sitte, Diplomatengespräche, sogar halb private, ohne Einwilligung des Gesprächspartners ans Licht zu zerren; wers, trotz dem Schaden, der seinen Nachfolgern aus so übler Manier erwachsen kann, thut, dürfte sich wenigstens nicht dem Vorwurf aussetzen, seine Darstellung habe große Lücken und sei parteilich gefärbt. Ein Journalistenverein, den ein Bierwitz des Herrn von Kiderlen als eine Narrenschaar höhnte, hat geantwortet, der Staatssekretär habe die Thatsachen entstellt. Ein Rechtsanwalt, dessen Brochure Herr von Kiderlen als ein

lächerliches Machwerk schilderte, hat den Staatssekretär der Unwahrhaftigkeit und unerhörten Vertrauensbruches beschuldigt. Max Jaenecke, der ein ernster, treuer und gescheiter Mensch war, hat noch vor seinem Tod manchem Freund und Parteigenossen erzählt, wie falsch ihn, der als Vertrauensmann der deutschen Zeitungbesitzer vor ihm stand, Herr von Kiderlen informirt, welchen großen und wichtigen Theil des französischen Kongogebietes er ihm auf einer billigen Aequatorialkarte als die unter allen Umständen für Deutschland zu erlangende „Kompensation" gezeigt habe. Jetzt hat Sir Edward Grey ihn unvollständiger Darstellung und eines Verstoßes wider die gute Sitte alter Diplomatie geziehen; mit kaum hörbarer Ironie aber hinzugefügt, er begreife, daß die Lage der berliner Regirung ungewöhnliche Verkehrsformen empfahl. Das Alles ist ohne Beispiel in deutscher Geschichte. Weiter. Wenn die „vertraulichen Mittheilungen", mit denen der Staatssekretär die Budgetkommission bewirthete, nicht deren Geheimniß bleiben sollten: weshalb legte man sie dann nicht, in beglaubigtem Wortlaut, dem Reichstag, ehe er die „Besprechung der deutsch-französischen Abkommen" begann, vor, statt sie nachher von dem offiziösen Depeschenbureau veröffentlichen zu lassen, das nun trompetet, Herr von Kiderlen habe mit dieser Publikation gar nichts zu thun? Weshalb? Weil man nach dem Reichstagsgewitter in camera caritatis mit „allerneusten Enthüllungen" wirken, aber keinen Text herauslassen wollte, an den sich der Kritiker halten konnte. Der Gedanke kam aus einem kalten Schlaukopf. Wer heute nachweisen will, an welchen Hauptpunkten Grey Herrn von Kiderlen widerlegt, muß auf die Antwort gefaßt sein, der Bericht über die Verhandlungen in der Kommission sei ungenau und ohne Mitwirkung des Staatssekretärs ans Licht gelangt. Vielleicht entschließt der Bridgekünstler sich noch zu nachprüfbarer Replik. Interim habemus Theobaldum. Nach dem gedruckten Stenogramm hat der Kanzler gesagt: „Der Zweck der Entsendung unseres Kriegsschiffes (nach Agadir) und ihre Beschränkung auf diesen Zweck (Schutz der deutschen Unterthanen) ist unmittelbar vor Eintreffen des Schiffes den Mächten durch unsere bei ihnen beglaubigten Botschafter und Gesandten kundgegeben worden. Es ist also eine unwahre Behauptung, wenn in der fremden Presse die Schiffssendung nach Agadir als eine Provokation und eine Drohung dargestellt wurde. Nun hat man gemeint, wir seien vor England

zurückgewichen. Dabei ist besonders eine Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George verwerthet worden. In dieser Rede wird Deutschland nicht erwähnt. Eine Bedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische und ein großer Theil der englischen Presse sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretirte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keiner Weise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den Kaiserlichen Botschafter in London zur Sprache bringen zu lassen. (Ersuchen, falls England seine Interessen berührt glaube, den üblichen Weg diplomatischer Erörterung zu wählen.) Die englische Regirung hat danach keinerlei Wunsch mehr zu erkennen gegeben, sich an unseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen." Also nicht Rückzug, sondern Triumph bethmännischer Thatkraft. Wars so?

Am ersten Juli, als der ‚Panther' auf dem Weg nach Agadir ist, wird dem Staatssekretär Grey von unserem Botschafter gesagt, Deutschland habe nicht gegen den Marsch nach Fez protestirt, denke nicht daran, den Franzosen „wegen ihres Vorgehens Vorhalte zu machen", wolle aber Leben und Eigenthum der Reichsangehörigen schützen, bis in Marokko „geordnete Zustände wiedergekehrt seien"; deshalb die Schiffssendung. Keiner glaubts; auch in Deutschland, wie die Herbstenttäuschung lehrte, fast Keiner. (Natürlich. In Agadir gabs keine Deutschen. Die paar im Sus lebenden waren nie gefährdet. Die „Zustände" am ersten Juli genau so „geordnet" wie am siebenundzwanzigsten November, da, unmittelbar vor Greys ängstlich erwarteter Rede, also am ungeeignetsten Tag, das deutsche Kriegsschiff heimberufen wurde.) Jeder wittert hinter der dünnen Vorwand eine ernste Bedrohung Frankreichs. Der Kronprinz selbst, der Herrn von Kiderlen mehrmals besuchte, muß wohl an einen weiter reichenden Plan geglaubt haben; sonst wäre sein Aerger über den Ausgang des Handels nicht zu verstehen. Am vierten Juli sagt Grey zu Wolff-Metternich, das Ministerium habe den berechtigten Wunsch, von den Gesprächen über neue Machtvertheilungen in Marokko nicht länger ausgeschlossen zu sein. (Berechtigt war dieser Wunsch. England ist Signatarmacht von Madrid und Algesiras, war der Scherifenschützer, ehe es ein Deutsches Reich gab, und sähe durch eine deutsche Flottenstation an der Susküste nicht nur den Weg nach Egypten und Indien, sondern auch die Weizenzufuhr aus Südamerika, also die Ernährung des

Inselvolkes, gefährdet.) Keine Antwort. Am zwölften Juli fragt der Britenbotschafter Herrn von Kiderlen, ob ein franko-deutsch-spanischer Dialog, also der Ausschluß Englands, beabsichtigt sei. Antwort: „Nein". (Draußen erzählt der Gefragte, Britanien sei schon ganz klein und weich geworden.) Bald danach meldet der londoner Cambon, Deutschland fordere den ganzen Congo Français sammt der Küste und dem französischen Vorkaufsrecht auf den Kongostaat der Belgier. Am fünfzehnten Februar 1895 hatte Sir Edward Grey auf Yerburghs Frage erwidert, dieses Vorkaufsrecht werde von England nicht anerkannt. Jetzt fragt er, was werden solle, wenn die Republik, wie ja sicher zu erwarten sei, die neue Forderung abgelehnt habe. Der Deutsche Botschafter antwortet nur (am einundzwanzigsten Juli), seine Regirung habe gewiß nicht die Absicht, britische Interessen in unziemlicher Weise zu schädigen. Siebenzehn Tage ohne die höflich erbetene Aufklärung. Noch am selben Abend liest Lloyd George in Mansion House die mit Asquith und Grey vereinbarten Sätze den aufhorchenden Gästen vor. Vielleicht, dachten die Drei, löst Grobheit den Berlinern die Zunge. Richtig: am vierundzwanzigsten Juli bringt Wolff-Metternich die Betheuerung, Deutschland wolle nichts in Marokko und werde auch in Westafrika seine Forderungen mildern. Fünfundzwanzigster: die berliner Regirung erlaubt nicht, im britischen Parlament zu sagen, daß in Agadir niemals auch nur ein Mann von der Kriegsschiffsbesatzung an Land gegangen sei; tadelt scharf die von Lloyd George gesprochenen Sätze, über die Grey jede Erklärung weigert, weil sie nach der von Metternich gewählten Tonart mit der Britenwürde unvereinbar wäre. Siebenundzwanzigster: Grey empfängt von Metternich ein in freundschaftlichstem Ton gehaltenes aide-mémoire, das ihn von der Schweigepflicht löst, seine oft bewährte Loyalität preist und ausspricht, die Verhandlung mit Frankreich, die kein britisches Interesse verletze, werde rascher ans Ziel kommen, wenn man in Paris wisse, daß England sie nicht hemmen wolle. Nachmittags sagt Asquith im Unterhaus: Unser Interessenkreis wird nicht gestreift. Lloyd George lächelt. England weiß, daß nur noch ein Austausch von Kongostücken gegen kameruner Grenzland geplant wird; und hat keinen Grund, die Ausführung dieses stets von ihm gebilligten Planes zu hindern. Triumph?

Grey hat in seiner Rede von „politischem Alkoholismus" gesprochen, der den Weltfrieden störe. Nur ein Pfeil flog von der feinen Sehne; und der schien kein bestimmtes Ziel zu suchen.

Christusmythe.

Immer zahlreicher und überzeugender werden die Argumente für eine andersartige Entstehung des Christenthums als, wie die Ueberlieferung sie will, durch einen persönlichen Jesus. Genau genommen: die stichhaltigen Gegenbeweise gegen die historische Existenz Jesu mehren sich rasch, nachdem einmal unbefangene Forschung auch in dem Gebiet Probleme fand und aufstellte, von dem religiöse oder gesellschaftliche Scheu den Historiker bisher hatte wegblicken lassen. Dagegen ist mit der Beantwortung der Frage, wie das Christenthum nun entstand, natürlich erst der Anfang gemacht.

Zunächst haben zwei zweite Bände die Literatur der Frage bedeutsam vermehrt: Lublinskis „Das werdende Dogma vom Leben Jesu" (zweiter Band seines letzten Werkes: „Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos") und der neue und umfangreichere Band von Drews' „Christusmythe". In Lublinskis Buch ist die Rückerschließung des im christlichen Dogma und in der Biographie des Jesus rationalisirten mythischen Gutes geleistet. Neben dem ersten Bande des Werkes, der das breite Zeitbild entwirft, mit den sich durchkreuzenden geistigen Strömungen der spätantiken Welt, aus denen das Christenthum erwuchs, ist hier die spezielle Untersuchung der Christusmythe gegeben. Mit manchmal biblischem Schwung schildert Lublinski den Mythus selbst und löst die Gestalten des Erlösers, des Petrus und des Paulus aus ihrer menschlichen Befangenheit, indem er ihnen die Weite göttlicher Schatten giebt, indem er zeigt, wie sie die dichtende Phantasie erst allmählich und schwer zu getrennten Personen auseinanderschlug.

Auch bei Drews scheint mir der zweite Band werthvoller und interessanter als der erste. Er steht auf einer breiteren Basis. Nachdem Drews seinen Gedanken in dem ursprünglichen Buch dargestellt und jedenfalls die Möglichkeit seiner Anschauung erwiesen hat, bringt er nun sein Beweismaterial, sein Bauzeug. Er ermöglicht dem Leser das Nachprüfen aller Schlüsse. Dafür hat die weit und breit entfesselte Polemik gegen Drews gesorgt. Polemik gebiert zwar nicht große geistige Anschauungen. In der Stille reift Größeres. Aber zur Klarheit, Festigung, besseren Begründung einer neuen Anschauung trägt Polemik viel bei. Kaum ein Punkt der „Christusmythe" ist unbezweifelt geblieben. Gut. Um so genauer muß Drews hier, in dieser Rückantwort, begründen, um so ausführlicher muß er seine Zeugnisse sprechen lassen. Der zweite Band ist dadurch so umfassend geworden, daß fast der erste ohne Schaden in ihm aufgehen könnte. Auch als ununterbrochen interessirende Lecture steht er dem ersten Bande nicht nach.

Kritisch zweifellos bedeutsamer als die schöne Arbeit des dichterischen Kulturdarstellers Lublinski und die weithin wirkende des Philosophen Drews ist die entzückend sachliche, ganz überlegene Schrift „Ecce deus" des amerikanischen Mathematikers William Benjamin Smith, der an einschlägigem Wissen und Urtheil manchen theologischen Fachmann tief in den Schatten stellt. Smiths Grundposition, die er mit den anderen nicht mehr vereinzelten Autoren der Gruppe theilt, ist, daß Christus Gott, also eine Gestalt des Mythus, nicht Mensch gewesen sei (der Begriff des Gottmenschen scheidet für eine wissenschaftliche Untersuchung natürlich von selbst aus). Er hat sie zuerst in den unter dem Titel „Der vorchristliche Jesus" gesammelten Aufsätzen angedeutet, die mit Späherblick und Scharfsinn die verborgenen Zeugnisse dafür aufzeigen und erläutern, daß die Gestalt eines mythischen Jesus viel älter ist als das Christenthum und als die Epoche, in der der geschichtliche Jesus gelebt haben soll. Sein „Ecce deus" erscheint wie eine glänzende Beweisführung zu Feuerbachs großer Erkenntniß, daß es das Wesen der Religion sei, Bild und Sache zu verwechseln, das symbolisch-allegorische Bild in eine geschehene (= geschichtliche) Thatsache zu verwandeln. Ungemein klare Beweise für diesen Prozeß der Vergeschichtlichung als Lehren gegebener Parabeln, der Materialisirung und Lokalisirung geistig-weiter Begriffe giebt Smith von mehreren Stücken des Neuen Testaments, die sich in den verschiedenen Evangelien entsprechen, deren ältere Fassung noch reines gesprochenes Gleichniß, deren jüngere Fassung schon erlebtes Geschehniß ist. Er erweist, wie neben diesem Prozeß der Historisirung ursprünglicher Elemente der reinen Lehre ein Prozeß der Verhüllung großer geschichtlicher Thatsachen in die symbolische Sprache der Lehre einhergeht. Und er gewinnt, indem er diese Einkleidungen löst, die symbolische Sprache in die Sprache der Thatsachen übersetzt, das Ergebniß: die Jesus-Religion, ein ursprünglicher Geheimkultus in der Diaspora, dessen Wesen Monotheismus gegen Vielgötterei war, ist, ohne daß es je einen historischen Jesus gegeben hat, zuerst als ein reiner Gottesglaube hervorgetreten und erst spät und allmählich in den Glauben an einen Gottmenschen, der zu geschichtlicher Zeit auf Erden gewandelt habe, umgebogen worden. Die Herbeiführung dieses Ergebnisses, das sich im Wesentlichen mit dem der anderen genannten Evangeliumskritiker deckt, scheint mir bei Smith mit der klarsten Logik geleistet.

So bietet sich das großartige geschichtliche Schauspiel, wie ein ursprünglicher Gott, damit er mehr Wirklichkeit, mehr Nachdruck erhalte, von seinen Bekennern als sich selbst offenbarender schein-

barer Mensch in den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge gereiht wird; wie dann die menschlichen Züge, die er annimmt, allein von der weiteren Entwickelung beibehalten werden, so daß er nun als ein außerordentlich bedeutender Mensch und Prediger erscheint, der die Religion, die von ihm handelt, selbst geschaffen haben soll; und wie er zuletzt seine alte Göttlichkeit von der unbefangenen Forschung wiedererhält: freilich nicht mehr als eine überirdische Thatsache, was sie einst war, sondern als das Phantasiebild einer versunkenen Zeit. Und damit als ein von der Entwickelung Ueberwundenes, in die Vergangenheit Zurückgleitendes.

Was wird das beste Ergebniß der Aufhellung dieser ganzen Frage sein? Nicht, daß Theologen widerlegt oder Laienschaaren überzeugt werden. Auch nicht selbst, was Drews meint: daß dem religiösen Geist, so weit er in der Gegenwart lebendig ist, aus der letzten Befreiung auch vom Dogma einer geschichtlichen Wirklichkeit Christi neue Kraft, neues Leben zuströmen. Sondern Das, was Drews auch erkennt: daß die Geschichtwissenschaft mit neuem Muth und neuer Unbefangenheit an das interessanteste geistig-kulturelle Problem der geschichtlichen Zeit, die Enstehung des Christenthums, herantreten, das Christenthum aus den Händen der Theologen in die der Historiker übergehen wird.

Und noch eine wundervolle Aufgabe wird einem dichterischen Erschauer geistiger Zusammenhänge erwachsen, wenn die ganze Frage einmal aus dem kritischen Stadium, in dem sie heute noch ist, heraustreten würde: lebendig darzustellen, wie der Prozeß der Vermenschlichung und Vergeschichtlichung des Gottes sich vollzog; uns aus verwandten Vorkommnissen anderer geistigen Gebiete und aus Thatsachen des allgemeinen Lebens den Vorgang unmittelbar verständlich zu machen. In der merkwürdigen Anwurzelungskraft mancher Sage, die, aus Urzeiten stammend, sich in vielen Landschaften bestimmt lokalisirt und oft auch zeitlich festlegt; in der Verschmelzung, die die Sage gelegentlich zwischen reinen Idee-Gestalten mit historischen Personen vollzieht; in ihrer Fähigkeit vor Allem, älteste Dichtunginhalte geschichtlich näher heranzurücken, liegen schon erklärende Parallelerscheinungen. In der nicht seltenen Gedächtnißtäuschung, die sehr lebhafte Vorstellungen mit dem Charakter einer ehemaligen, jetzt erinnerten Wirklichkeit ausstattet, liegt ein psychologisches Element dieser Untersuchung. In dem Gesetz aller Gedankenentwickelung, daß sie vom Willkürlich-Dogmatischen zum Realen verlaufen muß, ist wahrscheinlich der Grundantrieb zur Historisirung des Mythos zu finden. Ein Blick auf die Werke der Dichter würde zeigen, wie der Schöpfer hinter die Ge-

stalt, durch die er wirkt, die greifbarer, deutlicher ist als er, zurücktritt und von ihr oft um Jahrhunderte überlebt wird.

Vielleicht allerdings wird das ganze Problem noch einmal in ein anderes Stadium kommen. Die Anschauung, daß die meisten nicht künstlich-allegorischen und geschichtlich späten Götter aus der Erinnerung an einen menschlichen Helden stammen (eine Anschauung, wie sie in Breysigs „Heilbringer" niedergelegt ist), könnte dazu führen, wenn der geschichtliche Mensch Jesus der augustischen Zeit von der Geschichte abgelehnt, der vorchristliche Gott Jesus anerkannt ist, zu untersuchen, ob nicht Momente dafür sprechen, daß dieser vorchristliche Gott auf einen Heilbringer sehr früher Zeit zurückweist. Die Fähigkeit der Sage, Altes immer wieder in einige Nähe zu rücken, würde auch einen solchen Prozeß ermöglichen.

Seeheim. Dr. Wilhelm von Scholz.



Nabu-Kin.

Salmanassar der Zweite hatte sich in Kalach am Tigris, nicht weit ab von Ninive, einen riesigen Palast erbaut, dicht neben dem großen Palast seines verstorbenen Vaters, des Königs Assurnasirabal, den alle Götter sehr liebten und sehr verehrten. Aber Salmanassars Palast war doch noch größer als der Palast seines Herrn Vaters.

In diesem großen Palast, der eigentlich aus sehr vielen Palästen bestand, lebte auch ein kleiner Zwerg, der Nabu-Kin hieß und die Laute schlug und Witze riß tagaus und tagein. Der kleine Zwerg hatte einen sauber gekräuselten schwarzen Vollbart und gekräuseltes, sehr umfangreiches Haupthaar, unter dem das Zwergengesicht noch kleiner aussah. Und dazu hatte Nabu-Kin eine Sklavin, die sich als Riesendame sehen lassen konnte. Und sie war viel stärker als die kräftigsten Krieger von des Königs Leibgarde. Nana-Bel-Usur hieß die Sklavin; der König hatte sie dem Zwerg in lustiger Laune geschenkt. Nana wurde sie kurzweg genannt und sie trug noch immer das Lammfleisch und die Datteln in den kleinen Pförtnerpalast, allwo immer viele Offiziere, Bogenschützen und Speersoldaten aus- und eingingen und ein sehr lautes Leben in die Bude brachten. Hier verkehrte auch sehr oft der kleine Nabu-Kin; und Nana schützte ihn und nahm immer seine Partei.

Hatte da doch neulich der Wagenlenker Samas dem kleinen Nabu-Kin zugerufen: „Du Knirps, Du kannst in die Löwenhöhle springen; die Löwen thun Dir nichts; sie bemerken Dich gar nicht; so kleine Knirpse lassen sie leben. Die Löwen sind viel zu faul, um eines so kleinen Happens wegen das große Maul aufzuthun".

Das hatte Nana gehört, die gerade mit gekochtem Lammfleisch hereinkam; sie stellte die Schüssel hin und gab dem Wagenlenker Samas eine Maulschelle, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte.

Alles lachte.

Nabu-Kin aber sagte: „Jedenfalls brauche ich nicht so viel Lammfleisch zu essen wie die großen Leute. Eine schwere Arbeit ist das Essen. Das Trinken ist leichter."

Das Trinken besorgte nun der Kleine in sehr ausgiebigem Maße. Und er schlug dabei die Laute und riß Witze, gute und schlechte. Alles lachte immer und achtete nicht viel darauf, wie der Witz aussah.

Einmal aber — vergriff sich der Kleine. Das kam so.

Die Krieger des Königs hatten wieder am Westmeer bei Tyrus und Sidon eine gute Portion Schlachten geschlagen und beide Städte gezwungen, Tribut zu zahlen. Das machte dem König großes Vergnügen, denn Tyrus und Sidon waren damals sehr reiche phönizische Handelsstädte. Die Sieger kamen im Triumphzug nach Kalach zurück. Und die Leibschwadronen des Königs, lauter wilde berittene Bogenschützen, beschlossen, dem König eine kriegerische Ovation zu bringen. Hundert Offiziere der Leibschwadronen hieben kurz vor den Thoren von Kalach hundert Gefangenen aus Sidon und Tyrus mit gewandtem Säbelschnitt die Köpfe ab und hingen sie an der Brust ihrer Pferde an den Haaren auf. Und so ritten sie in den großen Palasthof, in dessen Mitte der König auf hohem Thron saß und die Ankömmlinge mit gnädigem Kopfnicken begrüßte.

Da ritten denn die hundert Offiziere im gestreckten Galopp siebenmal um den Thron. Und dann blieb Alles regunglos stehen und Alles brüllte siebenzigmal: „Salmanassar!"

Immer nur den großen Namen des von allen Göttern auch sehr geliebten und sehr verehrten Königs von Assyrien und Umgegend.

Nach diesem fürchterlichen Gebrülle löste der eine Offizier seinen abgeschnittenen Feindeskopf von der Pferdebrust ab, schleuderte ihn mehrmals an den Haaren herum und warf ihn dann in hohem Bogen über das Haupt des Königs hinweg.

Der König blickte lächelnd empor und sah, wie der abgeschnittene Kopf sich oben in der Luft drehte und in der Sonne glänzte. Ein paar Blutstropfen fielen dem König auf die Nase; darüber jedoch ward er keineswegs unwillig.

Die neunundneunzig anderen Feindesköpfe flogen auch so im großen Parabelbogen hoch über den Kopf des Königs hinweg; aber einzeln. Diese Schmeißprozedur dauert drei volle Stunden. Dann schrien die Herren Offiziere wieder siebenzigmal: „Salmanassar!"

Und dann gings noch siebenmal im gestreckten Galop im Kreis um den Thron Salmanassars des Zweiten, wobei die Pferde getrieben wurden, recht oft auf die abgeschlagenen Feindesköpfe mit den Hufen zu trampeln.

Diesem Schauspiel wohnte auch Nabu-Kin bei. Der König war ganz entzückt von dem echt kriegerischen Arrangement; nicht so der kleine Zwerg und Lautenschläger. Der sagte im Palast des Pförtners, allwo es nachher sehr hoch herging und viel Wein getrunken wurde, mit hämischem Gelächter: „Die Herren Offiziere haben ein sehr unvollkommenes Schauspiel zum Besten gegeben. Der Mensch besteht doch nicht blos aus dem Kopf. Wo blieben denn die modernen Gliedmaßen der Feinde? Wo sind sie geblieben? Das frage ich. Warum wurden nicht die Bäuche der Feinde über das Haupt des allmächtigen Königs hinübergeschleudert? Warum wurden nicht die anderen Rumpftheile der Feinde so geschleudert wie die Köpfe? Fehlten den anderen Rumpftheilen die Haare? Das schadete doch nicht; die Rumpftheile ließen sich doch an Lederriemen binden. Nicht drei Stunden: drei Tage hätte dieser kriegerische Festzauber währen müssen. Welch ein unvollkommenes Fest! Kriegerisch wars ja. Das ist nicht zu leugnen. Eine Heldenthat! Schon das viele Blut, das dabei herumspritzte, stempelt das Schauspiel zu einem wahrhaft kriegerischen Ereigniß. Ich aber frage: Wo blieb der übrige Feind? Wo blieben Rumpf und Extremitäten? Können wir die nicht noch auftreiben und nachträglich dem König über das Haupt werfen? Der König wird sich mächtig dabei amusiren und neun Zehntel des phönizischen Tributes an seine große kriegerische Palastgarde vertheilen."

Jeder Satz dieser Rede löste ein ungeheures Gelächter aus. Nabu-Kin wurde gefeiert wie ein Sieger und mußte Kriegsweisen zur Laute singen; komische Kriegsweisen. Und die sang er mit seiner krächzenden Stimme, daß der Palast des Pförtners unter dem unaufhörlichen Gelächter der Krieger zitterte und bebte.

Nur Einer hatte mit verschmitztem Gesicht in der Ecke gesessen und nicht gelacht. Das war der Eunuch Miskun. Der ging nachher zum König und berichtete ihm den ganzen Spaß haarklein und wortgetreu; Miskun hatte ein gutes Gedächtniß; er hatte in der Priesterschule fast alle sumerischen Hymnen auswendig gelernt und war überhaupt im Auswendiglernen ein Meister.

Was aber that der König?

Ei, der König wurde fuchswild. Mit seinem königlichen Scharfsinn merkte er ja gleich den Hohn in der langen Rede des kleinen Nabu-Kin. Ei! Der König sprang wie ein Besessener umher und zerschlug fünfzig alte Töpfe und viele Schalen aus gebranntem Thon; sein Zimmer ward zur Scherbenkammer.

Und dann sann Salmanassar fernab auf einer stillen Gartenbank am Gestade des großen Tigris auf Rache; er wollte sich in sehr kriegerischer Form rächen. Dem Kleinen einfach den Kopf abschlagen lassen? Nein: Das war keine Rache.

Nach langem Nachdenken ließ er die Sklavin Nana-Bel-Usar rufen und ihr sagen, sie möge den Nabu-Kin wie eine Amme auf den Arm nehmen und so zu ihm bringen.

Der Ammenspaß wurde ausgeführt, obwohl Nabu-Kin sich zuerst sträubte.

„Nimm“, sagte der Zwerg schließlich, „nassen Thon mit, damit der König uns was Schriftliches geben kann. Es könnte vielleicht doch nöthig sein.“

Nana that, wie der Kleine wollte. Und dann gingen sie zum König, der in einem kleinen Landhaus am Tigris wartete, und zwar ganz allein, was selten geschah.

Der König sagte zu Nana: „Halte den Kleinen an den Füßen!“

Sie thats, der Zwerg schrie und sagte: „Dabei muß ich sterben. Laß los!“

Da ließ die Sklavin los und der Zwerg berührte mit den Händen den Erdboden. Aber Nana berührte zugleich mit der Faust des Königs linke Backe, daß ihn das Blut aus Mund, Nase und Augen quoll und er der Länge nach hinstürzte.

Da sagte zu ihm der witzige Zwerg: „Halt, mein lieber König! Du willst Dich rächen. Der Eunuch Miskun hat gepetzt. Er solls büßen. Wir aber sagen nichts von diesem Backenstreich, wenn Du uns gleich schriftlich giebst, was ich Dir diktiren werde. Schreibe! Wir sind augenblicklich zu Zweien stärker als Du.“ Der Kleine zog seinen Dolch, der einen feinen Handgriff aus geschnitztem Affenknochen hatte, und der König stand langsam auf.

Nana reichte ihm breit grinsend die nasse Thontafel.

Der König sah, daß er unvorsichtig gehandelt hatte; er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, denn er war ganz allein.

Und der Zwerg und Lautenschläger Nabu-Kin diktirte mit seiner krächzenden Stimme: „Ich, der König Salmanassar, der die Götter liebt und verehrt und auch von ihnen geliebt und verehrt wird, bekenne hiermit bei Assur, Bel und Marduk, daß ich soeben eine fürchterliche Ohrfeige von Nana-Bel-Usur, die schon viele Ohrfeigen vertheilt hat, bekommen habe, weil ich mich erfrechte, mich an Nabu-Kin wegen einer höhnischen Rede zu rächen. Ich weiß jetzt, daß der Witz eine größere Macht ist als das blanke Schwert. Lächerlich gemacht zu werden, ist sehr peinlich. Dieses Alles darf nur dann veröffentlicht werden, wenn ich nochmals wagen sollte, mich an meinem geliebten und verehrten Zwerg Nabu-Kin zu vergreifen.“

Unterzeichnet ward dieses Schriftstück mit dem königlichen Siegelcylinder aus Lapis Lazuli, der über den feuchten Thon gerollt wurde.

Dann verabschiedeten sich die Beiden, überließen den Eunuchen Miskun ruhig dem rachsüchtigen Salmanassar und flohen auf raschen Rossen schnurstracks durch die syrische Wüste ins ferne Egypten, allwo die Thontafel des Nabu-Kin bei einer großen Mumie neulich von Engländern gefunden wurde. Sie wird im londoner Kensington-Museum aufbewahrt.

Großlichterfelde. Paul Scheerbart.



Das Land begrenzter Möglichkeiten.

Jules Lemaître sagt in einer seiner Kritiken: „Jeder Fortschritt des bürgerlichen Gesetzes ist ein Schabernack für den dramatischen Autor, denn Alles, was die Konfliktmöglichkeiten zwischen dem Individuum und der Gesellschaft verringert, vermindert den Fonds, aus dem er schöpft. Ein Dramatiker legt keinen Werth darauf, daß in den Gesetzbüchern die Vernunft herrsche. Er hat nichts dagegen, daß die menschlichen Institutionen abgeschmackt sind.“ Diese Worte, die nicht einmal sehr paradox klingen, interessiren sicher jeden amerikanischen Bühnenschriftsteller. Denn sie sagen haarscharf, warum es so schwer ist, in Amerika für Amerika gute, ernste Stücke zu schreiben, deren Stoff dem amerikanischen Leben der Gegenwart entnommen ist. Der innere Kern eines sozialen Dramas ist stets der Konflikt eines Willens mit einem bestehenden Zustand. Je stärker, je leidenschaftlicher der Wille, je fester, je ehrwürdiger der soziale Zustand, desto interessanter die Situation, desto tiefer der Eindruck.

Nun braucht man nicht lange in Amerika gelebt zu haben, um die Wahrheit zu erkennen, daß hier weniger Druck ist als sonst irgendwo auf der Erde. Selbst die Eingewanderten, die mit sehnsüchtiger und parteiischer Liebe an der alten Heimath hängen, geben doch zu, daß das Leben hier leichter ist als „draußen“. Glückliches Amerika! Aber, weil glücklich: undramatisch.

Einige Beispiele.

In den europäischen Ländern war bis vor kurzer Zeit die Macht der Eltern über die Kinder fast unumschränkt. In Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Eltern wuchsen die Kinder auf. Annette von Droste-Hülshoff beugte sich noch mit vierzig Jahren der Mutter, die ihr einen Briefwechsel untersagte. („Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist, leider, nie die Frage.“) Dramenstoff: Auflehnung der Kinder gegen solchen Zwang. Etwa, weil der Vater dem Sohn die Wahl eines Berufes verbietet, den Dieser als den ihm einzig genehmen, gewissermaßen immanenten, erkennt. Ganz allgemein gesagt: der Konflikt zweier Generationen, die, zeitlich und daher seelisch geschieden, nicht zu einander kommen können. Ellen Key räth, ins Land der Kinder zu gehen. Der Rath klingt schön, er lockt edle Seelen, aber jeder Versuch der Befolgung enthüllt die Schwierigkeiten, die Nachtheile, endlich die Unmöglichkeit. Das Problem „Väter und Söhne“ bleibt; wir Modernen müssen ihm „Mütter und Töchter“ anreihen. Für Amerika ist ein solcher Stoff nicht möglich, weil die Kinder schon als Knirpse ihren Eltern

relativ selbständig und kritisch gegenüber stehen und die Eltern an dieser Haltung gar nichts auszusetzen haben, sie sogar oft mit Schmunzeln billigen.

Ein sehr beliebter Stoff ist die Verweigerung der elterlichen Zustimmung zur Ehe. In den Dramen der europäischen Literatur stützt eine solche Weigerung sich auf Gründe, die aus der sozialen Struktur abgeleitet werden. Beispiel: Ein Graf verbietet seiner Tochter die Ehe mit einem bürgerlichen Manne. Ein Fürst muß seines Ranges wegen darauf verzichten, ein geliebtes Mädchen heimzuführen, das den niederen Klassen angehört. Natürlich sind solche Stoffe nur so lange dramatisch, wie der Durchschnittszuschauer selbst noch traditionell genug empfindet, um die sozialen Schranken, die das individuelle Glück hemmen, als in sich berechtigt anzuerkennen. Da die Zahl solcher Zuschauer auch in Europa mehr und mehr abnimmt („alle Bande frommer Scheu lösen sich"), wirken diese Stoffe auch dort nicht mehr so stark wie früher. Ein amerikanisches Drama dieser Art aber ist völlig unmöglich. Man könnte sagen, die Aristokratie des Geldes sei hier an die Stelle des Geburtadels getreten und so sei ja ein neuer, gleichwerthiger Dramenstoff vorhanden. Nein. Der Adel war dem Durchschnitteuropäer bis vor Kurzem noch ehrwürdig; imponirt ihm wohl noch heute. Eine Jahrhunderte alte Tradition wirkt nach. Daß aber ein Mann, der mit nichts anfing und eine Million verdient hat, seine Tochter nicht einem Mann geben will, der auch mit nichts anfängt und vielleicht einmal zwei Millionen verdienen wird: ein solches Motiv kann nie zum Pivot eines Dramas gemacht werden. Es könnte, von einem Meister ausgenützt, vielleicht erheitern, aber schwerlich rühren oder erschüttern.

Die europäischen Frauen waren bis vorgestern in mancher Hinsicht gebunden und dem Mann unterthan. Dramenstoff: Die Brutalität des Gatten treibt die Frau in die Arme eines Anderen, der sie zu „verstehen" vorgiebt, der ihr die Möglichkeit des „Auslebens" verspricht. Da solche Bedrückung hier undenkbar ist (selbst einer weiblichen Phantasie), so ist auch dieser Stoff unmöglich.

Das gilt für die Beziehungen von Eltern und Kindern, Männern und Frauen, höheren und niederen Klassen.

Bleibt der Kampf von Menschen gegen politische, religiöse oder soziale Dogmen. Aber auch die Darstellung eines solchen Kampfes ist für ein in Amerika spielendes Drama ungeeignet, weil hier völlige Freiheit des Wortes und des Gedankens herrscht, weil keine Einrichtung Tabu oder rocher de bronze ist, weil jede in jedem Augenblick durch Mehrheitwillen geändert werden kann. (Dadurch wird auch die

Thatsache erklärt, daß hier zwar gar Viele mit der nationalen oder kommunalen Politik unzufrieden sind, Niemand aber eine Aenderung der Regirungform oder der Grundgesetze empfiehlt.) Daß ein Mensch in einem solchen Kampf zu Grunde geht, ist unmöglich. Wie viele Romane und Dramen hat die Unlöslichkeit der Ehe oder die Erschwerung der Scheidung in romanischen Ländern ans Rampenlicht gerufen! Hier löst sich das Eheband leicht. Doch der Dramatiker seufzt.

Amerika ist arm an Problemen, an gesellschaftlichen wie an individuellen. Daher herrscht hier viel mehr Heiterkeit, viel weniger Verbitterung und Gereiztheit als etwa in Deutschland. Aber dieser idyllische Zustand ist nicht dramatisch.

Weil die Struktur der Gesellschaft dem Drama nicht günstig ist, rufen Kritiker, Manager, Zuschauer nach „Menschlichkeit“ (humanity, human touch). Die zwei Dominanten menschlicher Handlungen sind, nach Schiller, Hunger und Liebe. Das erste Motiv ist hier weder episch noch dramatisch brauchbar, weil die Nation daran glaubt, daß der Tüchtige schließlich auch Glück hat. Das Publikum würde sagen, vielleicht sogar brüllen: „Schufte, lieber Junge! Hier braucht Niemand zu verhungern.“ Die Behandlung des zweiten, für den Dramatiker so unendlich wichtigen Motivs ist durch einen ehrlichen oder heuchlerischen Puritanismus eng eingeschränkt. Die französische Literatur wird fast ganz von erotischen Problemen beherrscht, die deutsche bleibt nicht mehr weit hinter ihr zurück. Hier fordert man ein „reinliches Stück“. Nun ist Reinlichkeit gewiß schön (die berliner Operettenzote ist Grund genug zur Auswanderung); aber sie führt hier in den Willen zur Blindheit, zu bewußtem Ignoriren der Wirklichkeit. Die Psychologie verarmt.

Die günstige Situation, die ich andeutete, erzeugt Optimismus. Dieser Optimismus wünscht, sich auf der Bühne als berechtigt anerkannt zu sehen. Nach starken Sensationen soll sich doch Alles zum Guten wenden. Ein Dramatiker, der logisch gestalten möchte, ist vor solcher Forderung übel dran. Er muß gegen sein künstlerisches Gewissen sündigen, wenn er einen Erfolg haben will. Und schließlich: der Dramatiker bedarf der Bühne, daher bedarf er des Erfolges. Um auf das Publikum wirken zu können, muß er das Publikum auf sich wirken lassen. Wer Dramen auf die Bühne bringen will, muß zu Kompromissen bereit sein. Solcher Biegsamkeit bedarf der amerikanische Autor noch mehr als der europäische. Aber seinem Vaterland gehts zu gut. Die Vereinigten Staaten sind kein Mutterboden für ernste Dramen.

New York. Eduard Goldbeck.

Kleist als Novellist.*)

... Was ist eine Novelle Anderes als eine sich ereignete, unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff; und so Vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern blos Erzählung oder was Sie sonst wollen ...

Goethe zu Eckermann.

Aus der königsberger Einsamkeit der Jahre 1805 und 1806, die den Amphitryon, den Zerbrochenen Krug und den Plan zur Penthesilea entstehen ließ, aus dieser reichen Zeit stammt auch der Grundstock, der monumentale Anfangsbau seiner Erzählungen. Und wenn er in den Dramen, die er schuf, danach strebte, sich von allen überkommenen Formen freizumachen, und so mit revolutionärer Energie dem klassischen Epigonenthum auswich, wenn es ihm gelang, sein Persönlichstes und Innerlichstes in ganz eigenen Tönen wiederzugeben, so dankt er doch mehr als eine Szene einem shakespearischen Vorbild, so ist er oft in irgendeinem Motiv, einer Situation oder einem Gedanken Sophokles, Lessing, Goethe oder Schiller verpflichtet. In seinen Erzählungen ist er ganz original und der Dreißigjährige, der sie schrieb, übertrifft hier den Dichter des „Wilhelm Meister“ und stellt sich aus eigener Macht neben die größten Novellisten der Weltliteratur, neben Boccaccio und Cervantes.

Während die Romantiker sich dem Einfluß des „Wilhelm Meister“ nicht zu entziehen vermochten, ihn vielmehr in schwachen Nachbildungen kopirten, zimmert sich Kleist, abseits und isolirt von allem Literaturgetriebe, seine eigene Form, indem er sich vom Drama zur Novelle wendet, zu jener Kunstgattung, die klassisch nur von romanischen Dichtern ausgebildet worden war. Kleist wurde der Schöpfer der deutschen Novelle. Denn: wir hatten trotz Wieland, Goethe, Schiller, Tieck keine Erzählung, keine Novelle (in des Wortes aparter eigenthümlicher Bedeutung), die wir den Novellen des Cervantes, des Boccaccio oder auch nur des Diderot als gleichwerthig hätten entgegenstellen können.

Kleist schuf sich eine Form der Novelle, die über Boccaccio und Cervantes noch hinauszugehen strebte. Ihnen gemeinsam ist das Un-

---

*) Bruchstücke aus dem Buch „Heinrich von Kleist, sein Leben und seine Werke“, das Herr Wilhelm Herzog bei Beck in München erscheinen läßt und das nicht nur als die Frucht langer und gewissenhafter Arbeit, sondern auch deshalb beachtenswerth ist, weil es zeigt, wie ein junger, im Luftstrom demokratischer Zwangsvorstellungen erwachsener Geist um Kleist wirbt, Kleist zu umfassen, zu erleben versucht. Und das Fragment schon wird zeigen, daß auch der bei Kleist Heimische aus diesem Buch eines Werdenden allerlei Neues erfährt.

gewöhnliche, das Besondere, das Seltsame, die übermäßig scharfe Silhouette einer Begebenheit. Wie die Ueberschriften der einzelnen Novellen im „Dekameron“ durch einen Satz, durch eine Art Abbreviatur die ganze folgende Geschichte zusammenzufassen suchen, so stellt Kleist knapp und eindringlich seinen Anfang hin: ein Satzgefüge, in das er die Voraussetzungen und das Problem seiner Novelle ballt. Und dieser erste Satz enthält in nuce die ganze Fabel seiner Novelle.

„An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler, namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können..., die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.“

Die Marquise von O... beginnt: „In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und daß sie aus Familienrücksichten entschlossen wäre, ihn zu heirathen.“

Und die erste Novelle, die Kleist, unter dem Titel: „Jeronimo und Josephe“, veröffentlichte und die er in der Buchausgabe „Das Erdbeben in Chili“ nannte, entkeimt diesem Satz: „In Sankt Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblick der großen Erderschütterung vom Jahr 1647, bei welcher viele Tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken.“

So fest und sicher stellt er immer den Eingang hin. Das Portal ist errichtet. Man mag die Regelmäßigkeit des Stils Manier nennen; aber wie wohlthuend wirkt die Uebersichtlichkeit, das Unverrückbare, die Klarheit, mit der der Dichter von vorn herein seine Geschichte eröffnet. Und dieser Stil beansprucht die gespannte Aufmerksamkeit des Lesers, er strengt an, er plaudert nicht, er amusirt nicht, er ist nicht leicht und gefällig, er will durch verschränkte und verknotete Konstruktionen, durch eigenwillig eingeschachtelte Sätze hindurch erobert sein. Dieser Stil zeichnet das Geschehen irgendeiner That kalt, überlegen und sachlich. Er giebt das Gegenständliche, das Thatsächliche. Kleist knüpft keine moralische Sentenz an seine Novellen wie Boccaccio, er schickt ihr auch keine allgemeinen Betrachtungen voraus. Boccaccio schrieb seine Geschichten, um eine müßige Gesellschaft von eleganten Florentinern und Florentinerinnen zu zerstreuen, zu ergötzen, zu belustigen. Kleist unterhält nicht. Seine Novellen haben weniger Grazie,

weniger Wohllaut und weniger amoureuse Anmuth als die des mittelalterlichen Florentiners. Er ist herber, verschlossener, nüchterner. Die heitere Sinnlichkeit, die unter italienischem Himmel sich mit heidnischem Geist verband, ist in Kleists Novellen nicht sichtbar. Sie zeugen von künstlerischer Zucht, sie sind karg und sparsam im Ausdruck. Kleist zeichnet nur einen Ausschnitt, umgrenzt ihn scharf und unzweideutig und innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen erschöpft er sein Thema, er steigert und retardirt die Motive, er komplizirt sie, er hält alle Strahlen auf dieses eine Ereigniß, das er gerade erzählt, zusammen. Das heißt: er beschreibt, er schildert, er erzählt nicht; sondern: es geschieht. Alles ist in Handlung aufgelöst.

Seine Charaktere sind nie fertig, sind nie abgeschlossen, sie verharren in keiner ihnen vom Dichter gegebenen Pose, sie wandeln sich, sie sind in beständigem Fluß, sie entwickeln sich unter dem Druck und durch die Macht der Verhältnisse. Und eins der vorzüglichsten Mittel seiner Kunst ist es, wie er seine Helden immer größer werden läßt, wie sie sich über sich selbst hinausheben, wie ihr Menschliches wächst, gerade in den schlimmsten Gefährnissen des Lebens, und wie sich in ihrem einzelnen Schicksal etwas Typisches, etwas Allgemeines symbolisirt.

Kleist meidet jede Rhetorik, alles Dekorative und Episodische. Er scheidet, wie absichtlich, alle philosophischen Reflexionen und Betrachtungen, alles Lyrische, jene vage Wortmusik aus, wie sie besonders die Romantiker in ihren Erzählungen liebten. Er skizzirt das Landschaftliche, den Hintergrund, mit wenigen Strichen. Worauf ihm Alles ankommt, Das ist die Handlung, das Drama, die Aktion, das Vorwärtstreibende, Vorwärtsstoßende ihrer Elemente. Alles erscheint bei ihm zusammengehalten, zusammengedrängt. Er konzentrirt alle Gegensätze zu einem Konflikt; denn er weiß und er hat dieses Wissen in die That umgesetzt: die Novelle unterscheidet sich vom Roman durch ihre dramatische Zuspitzung; sie steht dem Drama näher als dem Roman.

Und wenn nach einem geistreichen Wort Stendhals der Roman ein Spiegel auf einer Landstraße ist, der, rückwärts gerichtet, sie mit all ihren Schönheiten, den Bäumen, den Blumen, mit der ganzen Welt, die sich auf ihr bewegt, den Menschen, Thieren und Wagen und (nicht zu vergessen) mit dem Schmutz und dem Unrath widerspiegelt, so ist die Novelle nicht etwa ein Spiegel kleineren Formates, sie ist vielmehr eine Art Mikroskop, eine stilisirte Linse, durch die man nicht die ganze Landstraße, sondern einen kleinen, aber vielleicht den charakteristischsten Ausschnitt von ihr sieht. Sie ist die Vergrößerung und Vertiefung eines einzelnen Vorganges, in dem sich das Schicksal eines Menschen symbolisirt. In einer einzigen Handlung, die so und so viele andere nach sich zieht, wie die fürchterliche Selbsthilfe Kohlhaas', spiegelt sich der Charakter des Helden. Und Kleist verzichtet auf jede Abschweifung, er führt kein neues Thema ein, er beherrscht wie kein anderer deutscher Erzähler die künstlerische Oekonomie, die den Stoff ausschöpft, indem sie ihn streng umgrenzt und kein Zuviel duldet. Es wäre kaum mög-

lich, in seinen Novellen einen Satz zu streichen oder einen Satz hinzuzufügen, ohne das Gesammtbild zu zerstören.

So festgefügt, so ineinandergreifend, so unabänderlich stehen diese kunstvollen Geschichten da. Es sind lebendige Organismen. Jeder Satz ist ein Athemzug, der dem Rhythmus des Dichters entspricht; und die vielen über einander gebauten Perioden mit ihren Verknotungen und eingeschachtelten Konstruktionen sind der gleichwerthige Ausdruck für die das Weltbild in so komplizirter und gefährlicher Klarheit sehende Psyche ihres Schöpfers.

Sein Sinn für Oekonomie geht so weit, daß er in einer Novelle wie dem „Erdbeben“ alles Interesse nur auf seine beiden Helden sammelt, ja, daß er die ganze Zerstörung der Stadt nur als willkommene breite Folie braucht, als lodernden Hintergrund, von dem sich die Charaktere Jeronimos und Josephes abheben und entwickeln können.

Er arbeitet mit Verkürzungen. Er erzählt nicht breit und er giebt keine umständliche Schilderung. In eine Geberde, einen Wink, eine mimische Bewegung, in eine Geste legt er den ganzen Charakter eines Menschen. Er stellt ihn mit ein paar Zügen hin: durch Symptome, die er andeutet; er signalisirt ihn gewissermaßen mit ein paar Zeichen. Man denke an den Abdecker von Döbeln. Wie der Kerl auf dem Schloßplatz in Dresden, um seinen dicken Gaul zu tränken, den Eimer zwischen Deichsel und Knie stemmt, den er mit dem Rest des Wassers auf das Pflaster der Straße ausschüttet, wie er dann mit gespreizten Beinen dasteht und die Hosen in die Höhe zieht und wie er endlich sich an den Wagen stellt, um sein Wasser daran abzuschlagen. Und später kämmt er sich mit einem bleiernen Kamm die Haare über die Stirn zurück. Wie steht dieser Bursche da, mit welch sinnfälliger Deutlichkeit ist dieser Kerl gesehen! Kleist spricht von der kleinen und knöchernen Hand des Kohlhaas, ohne später irgendein Wort über seine äußere Erscheinung hinzuzufügen. Graf F. in der „Marquise von O...“ erhebt sich, als er seinen Antrag gemacht hat, und steht noch einen Augenblick, die Hand am Stuhl, verharrend da. Wir sehen, wie ihm eine Röthe ins Gesicht steigt und wie er in hilfloser Befangenheit sich den Hut aufsetzt. Kleist liebt diese impressionistische Fixirung von Bewegungen. Als der Arzt sich von der Marquise verabschiedet, sehen wir, wie er sich bückt, um einen Handschuh, den er hatte fallen lassen, von der Erde aufzunehmen. Wir sehen, wie Kohlhaasens Frau ihr Jüngstes aufhebt, wie der Knabe mit ihren Halsbändern spielt und wie das Tuch, an welchem er gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen droht.

Kleists enthaltsamer Stil hat wenig gemein mit dem romantischen Stil der Tieck, Novalis, Wackenroder. Kleist bleibt jeder romantischen Darstellung, obschon er sich dann und wann mit ihr berührt, im Grunde fern. Er reiht nicht, wie sie, Bilder an Bilder, deren Häufung nicht anregt, sondern verwirrt, und die Art seiner Bildlichkeit ist eine viel sinnlichere, konkretere; er ahmt auch nicht so unbedenklich wie Tieck

den Ton und die Stilfarbe der alten deutschen Volksbücher nach, er verfällt nie dem Archaismus und nur selten der Mystik des romantischen Stils. Alle Unbestimmtheit im Ausdruck ist ihm verhaßt und dem Ideal der Romantiker, der geheimnißvollen Unverständlichkeit, der vagen, dunklen Musik des Wortes, die dem Verstand unzugänglich bleiben soll, hat er nie nachgestrebt.

Als oberstes Gesetz gilt ihm: Bestimmtheit des Ausdruckes, plastische Sinnlichkeit der Charaktere; und statt der schwimmenden Wortmusik eine sich spröde und trocken gebende Diktion, deren innerer Reichthum sich dem um sie Bemühenden und Empfänglichen erst nach und nach erschließt. Seine Sätze stehen da wie aus Eisen gegossen, fundamental und unverrückbar in ihren seltsamen, eigenwilligen Konstruktionen. Wir finden bei keinem Romantiker diese Härte, dieses Festgefügte, diese Sparsamkeit im Ausdruck. Wir finden bei Kleist keine Tautologien, keine Umschreibungen, sehr selten eine Floskel, nie eine Phrase. Sein Stil hat für den ersten Augenblick etwas Kahles, Schmuckloses, Aktenmäßiges, Trockenes, Pragmatisches, etwas Zähes und Ledernes; eine juristische Dialektik steckt in ihm, die immer, selbst bei den grausigsten Vorgängen, kühl und sachlich bleibt, trotz der Leidenschaft, die wie ein Strom unter ihr rauscht. Die Möglichkeit, jede Situation zu beherrschen und in die Form seines Stils zu zwingen, wurzelt in seinem Sinn für das Gegenständliche, wurzelt in seiner absoluten Sinnlichkeit, der es gelingt, kraft einer unermüdlichen Selbstzucht Welt und Menschen zu gestalten.

Diese strenge Objektivität, die das Ich des Dichters nur selten unterbricht, bändigt jeden auch noch so fragwürdigen Stoff. Sie gestattet ihm, Themata zu wählen, von denen man gesagt hat, daß sie unsittlich seien, daß sich für sie eine dichterische Form nicht finden lasse, da sie zu schlüpfrig, zu heikel seien. Aber es läßt sich kaum etwas Schamhafteres und Keuscheres in der Darstellung denken als die Erzählung von der Marquise von O... Denen allerdings, denen es in der Kunst auf das Was, auf die Materie, und nicht auf das Wie, auf die Form, ankommt, die nur das Rohstoffliche eines Werkes zu sehen vermögen, muß die Novelle ihr (falsches) Schamgefühl verletzen. Aber die Kunst eines Dichters liegt ja gerade darin, das Stoffliche zu entmaterialisiren, das psychologische Problem, das er vorfindet, herauszuheben und zu analysiren. In der Art, wie er es zeichnet, durchführt und gestaltet, liegt der Werth oder Unwerth seiner Leistung. Wir können hier verfolgen, wie Kleist vermocht hat, eine ursprünglich wirklich rohe Thatsache aus dem alltäglichen Leben in eine Sphäre diskreter Erotik zu heben, denn wir kennen die Quelle, aus der er schöpfte. Kleist entnahm das Motiv den Essays Montaignes, wie er kurz vorher durch Molière zu seinem Amphitryon angeregt wurde. Und jedesmal entsteht ein ganz neues Gebilde, jedesmal steigert er das Problem, erhöht er das Niveau. Molières lustige, übermüthige Komoedie wird bei ihm zu einem weihevollen Mysterium, dessen ernste Szenen zu der reichen Hei-

terkeit der Sosiaspartien wirksam kontrastiren. Montaignes derbe Anekdote wird zu einer psychologischen Novelle, die in Abgründe führt und die in der nothwendigen Gegensätzlichkeit der Charaktere, die sie zeichnet, ewig-menschliche Symbole giebt.

Die Marquise von O... hat die Ungerechtigkeit der Welt eben so schmerzhaft zu empfinden wie Michael Kohlhaas, der Roßhändler. Die Schmähungen und Beleidigungen ihres Vaters bedeuten für sie das Selbe wie die Schändlichkeiten der Junker und der Rechtsbruch der Behörden für den Roßkamm. Die Parallele, die Kleist selbst zwischen Käthchen und Penthesilea zog, läßt sich hier variiren. Wenn er von Käthchen und Penthesilea sagt, sie seien das selbe Wesen, Käthchen sei nur der andere Pol der Penthesilea und eben so mächtig durch gänzliche Hingebung wie Jene durch Handeln, so eröffnet sich uns ein ähnliches Verhältniß zwischen Kohlhaas und der Marquise von O... Das Recht, das Kohlhaas durch ungeheure Thaten erringen muß, sie erzwingt es sich durch ihren stillen und stolzen Glauben an sich selbst. Sie verschließt sich vor der Welt und nun erst erkennt sie ihr eigenes Wesen; und sie wächst zur ebenbürtigen Heldin des Kohlhaas empor, als sie um ihre Kinder kämpfen muß. Der Dichter findet, um diese Steigerung ihres Charakters auszudrücken, Worte, die von persönlichstem Erleben zeugen und die zu dem Rührendsten gehören, was ihm gelungen ist. Er sagt von ihr: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich wie an ihrer eigenen Hand aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor". Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich. Sie wird wieder zufrieden mit sich selbst, da sie daran denkt, wie sie rein durch die Kraft ihres schuldfreien Bewußtseins siegen kann. „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, daß sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle." Der Schmerz weicht ganz „dem heldenmüthigen Vorsatz, sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt zu rüsten. Sie beschloß, sich ganz in ihr Innerstes zurückzuziehen". Und sie erkämpft sich durch ihre heldische Passivität, durch ihr stilles Leiden den Sieg. Die Marquise leidet, Kohlhaas handelt. Das Bewußtsein ihrer Unschuld läßt die Marquise stolz und zuversichtlich resigniren; den Mann stachelt es auf und er, dem man sein Recht brach, greift zur Selbsthilfe. Beide sind Ausgestoßene der Gesellschaft. Beide gerathen in Schuld: die Marquise unbewußt; Kohlhaas, ohne es zu wollen und ohne es hindern zu können. Aber Beiden wird Gerechtigkeit.

Es gehört zu den charakteristischsten Zeichen der objektiven Kunst Kleists, mit welcher Unerbittlichkeit er jedem seiner Helden Genugthuung werden läßt. Aus der innersten Natur des Menschen strömt sein Schicksal. Und wiederum: amor fati. Was er selbst in schweren Stunden erfühlt hat, das Unabänderliche eines Charakters in all

seinen Entwickelungen und Steigerungen, in allen Situationen des Lebens, die Sehnsucht, die Ruhe und den Werth in sich selbst zu finden: das Alles gestaltet er hier in diesen von ihrem Gefühl getriebenen Menschen. Ihnen giebt er die Gefahren, die Möglichkeiten seines Lebens. Sie kommen hindurch, wie ihr Schöpfer sich durchrang. Sie leiden, sie kämpfen, sie resigniren wie er, sie haben seinen Stolz und seinen Trotz, seine Zärtlichkeit und seinen Haß. Die Welt bekämpft sie, sie stehen einsam, aber sie haben das absolute Gefühl ihrer selbst; und ihre Leidenschaft ist ihre Kraft, die sie nicht wanken läßt. Vielleicht gehen sie an ihr zu Grunde. Aber noch Kohlhaas unterliegt, indem er siegend triumphirt.

Kurz nach der Veröffentlichung des Kohlhaas (in der Buchausgabe der „Erzählungen", die im Herbst 1810 bei Reimer in Berlin erschien) fragt Charlotte Schiller in einem Brief an die Prinzeß Karoline von Mecklenburg: „Haben Sie die Geschichte von Kleist gelesen? Seien Sie so gnädig und lesen den Kohlhaas, wenn es noch nicht geschehen ist. Da ist Luthers Charakter so hübsch in einzelnen Zügen geschildert. Der Kohlhaas ist mir viel lieber (als das Käthchen von Heilbronn); da zeigt Kleist, daß er gut erzählen kann und hat sich ganz den Chronikenton eigen gemacht."

Goethe blieb auch der Kohlhaas fremd. Er tadelte, berichtet Falk, die nordische Schärfe des Hypochonders. Es sei einem gereiften Verstand unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie Kleist sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem Kohlhaas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerstandes dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlauf geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch aussöhnen könne. Von Neuem belegt dieses Urtheil Goethes, wie entgegengesetzt er sich der Kunst Kleists fühlte, wie er ihre Qualitäten nicht zu erkennen vermochte oder nicht sehen wollte, wie ungerecht und absprechend er eine Dichtung beurtheilte, deren Originalität sich jedem Geringeren offenbarte. Goethe prägte die für die Bezeichnung eines Künstlers so gefährlichen, so mißverständlichen Urtheile (hypochondrisch, krankhaft, pathologisch) und schuf damit die dem Philister so willkommenen Termini, mit denen er die Eigenheiten eines ihm unbequemen Genies abthun zu können meint, unter Berufung auf Goethe.

Der junge Hebbel, der mit E. T. A. Hoffmann zu den leidenschaftlichsten Verfechtern der kleistischen Kunst gehörte, der ihr seine bewundernde Liebe widmete und sie dennoch kritisch zu werthen wußte, urtheilt in seiner geistreichen Antithese: „Ueber Theodor Körner und Heinrich von Kleist", die die Primanerpoesie Körners verhöhnt: „Kleist wußte und mochte es mit Schmerz an sich selbst erfahren haben, daß der Vernichtungprozeß des Lebens keine Wasserfluth, sondern ein Sturz-

bad ist und daß der Mensch über jedem Schicksal, aber unter jeder Armsäligkeit steht. Von dieser Weltanschauung ging er aus, als er seinen Michael Kohlhaas zeichnete, und ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche auf so lebendige Weise hervortritt wie in dieser, wo der Raub, den der Junker an zwei elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßhändler Kohlhaas aus bis zum Deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe einschließt."

Während der Michael Kohlhaas bei seinem Erscheinen kein peinliches Aufsehen erregte (man ließ ihn sich noch gerade gefallen), entrüstete sich die gebildete Gesellschaft über die Marquise von O... Das selbe Hoffräulein von Knebel, das schon den „Zerbrochenen Krug" vernichtet hatte, äußert sich in einem Brief an ihren Bruder: „Im nächsten Phoebus, den Dir die Prinzeß bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor auch gleich mit einer so abscheulichen Geschichte auf (Marquise von O...), lang und langweilig im höchsten Grad." Und die Schwägerin des alten Körner, die in ihrem Kreise tonangebende alte Jungfer Dora Stock, schrieb an Professor Weber: „Seine Geschichte der Marquise von O... kann kein Frauenzimmer ohne Erröthen lesen. Wozu soll dieser Ton führen?" „Der Freimüthige oder Berlinisches Unterhaltungblatt für gebildete, unbefangene Leser", Kotzebues dreistes Organ, brachte die folgende züchtig sich empörende Besprechung der Marquise von O...: „Nur die Fabel angeben, heißt schon, sie aus den gesitteten Cirkeln verbannen. Die Marquise ist schwanger geworden, man weiß nicht, wie und von wem. Ist Dies ein Sujet, das in einem Journal für die Kunst eine Stelle verdient? Und welche Details erfordert es, die keuschen Ohren durchaus widrig klingen müssen!"

Gegen die von Sittlichkeit und Heuchelei triefenden Damen, deren Urtheile über die Marquise von O... ihm sicher zu Ohren gekommen waren, richtete Kleist im nächsten Heft des Phoebus ironische Epigramme, um sie ihrer Verständnißlosigkeit wegen ein Wenig zu kitzeln.

Die Marquise von O...

Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen blos zu.

An ***

Wenn ich die Brust Dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

Mit seiner Novelle „Das Erdbeben in Chili", mit dieser kurzen, knappen, auf noch nicht zwanzig Seiten zusammengedrängten Geschichte hatte Kleist sogleich den Gipfel seiner novellistischen Kunst erstiegen. Denn dieses „Erdbeben" ist seine stärkste und elementarste Novelle. Kleist giebt, im alten Sinn der Novelle, eine unerhörte Begebenheit. Er giebt eine Szene aus dem Erdbeben in Chili vom Jahr 1647. Eine Katastrophe. Die Natur berstet. Eine Stadt stürzt zusammen. Die Menschen fliehen. Gesetz und Ordnung sind aufgelöst. Und vom tiefrothen Hintergrunde der erschütterten Stadt hebt sich das Schick-

sal zweier Menschen ab. Wir sehen inmitten des Aufruhrs, des Umsturzes aller Verhältnisse den vom Schicksal bestimmten Weg dieser beiden Liebenden, Jeromes und Josephes: ihre Trennung, ihre Wiedervereinigung und ihren Tod.

Josephe wird von ihrem strengen Vater in einem Kloster untergebracht, weil sie von ihrer Liebe zu Jerome nicht lassen will. Und hier gelingt es dem Geliebten, die Verbindung von Neuem herzustellen und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes zu machen. Bei einer feierlichen Prozession sinkt die junge Novize in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale nieder. Sie wird, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, in ein Gefängniß geschleppt und, kaum aus den Wochen erstanden, zur Enthauptung verurtheilt. Die fromme Stadt erwartet sich ein Fest. „Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungzug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiel, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen.“ Während sie aber dem Hinrichtungzug mit so lüsterner Gier zusehen und der unglückliche Jerome, aus Verzweiflung über diese jammervolle Welt, sich eben im Gefängniß erhängen will, zerstört ein fürchterliches Erdbeben die Stadt. Das Chaos ist wiedergekehrt. In diesem wilden Aufruhr entkommt die schon zur Hinrichtung geführte Josephe und auch Jerome, dessen Seele zum Tode bereit war, entflieht seinem Gefängniß. Er durchsucht als ein Fiebernder alle Straßen, er eilt über Schutt, Gebälk und Trümmer hinweg, die Flammen lecken ihm aus allen Häusern entgegen, die Menschen schreien von brennenden Dächern herab. Er läuft und rennt, überall nach Josephe suchend, so unmöglich es ihm auch schien, sie zu finden. Endlich entdeckt er sie in einem idyllischen Thal mit dem kleinen Philipp, den sie gerade badet. Aller Schmerz und aller Jammer ist vergessen. Die süßeste Seligkeit umfängt sie. Sie finden ein paar Freunde, die sie herzlich in ihrer Mitte aufnehmen. Denn die furchtbare Erschütterung schien eine allgemeine Versöhnung herbeigeführt zu haben. Man beschließt, zum Dankgottesdienst die einzige Kirche, die vom Erdboden verschont geblieben ist, zu besuchen. Hier predigt ein fanatischer Priester seiner Gemeinde von der Sittenverderbniß der Stadt und von dem Strafgericht, das sie deshalb getroffen habe. Er vergleicht Santiago mit Sodom und Gomorrha, seine Stimme wird immer zudringlicher und er spitzt schließlich seine allgemeine Anklage auf den letzten Fall zu, er mahnt die Andächtigen an das Verbrechen, das keine Sühne gefunden habe, und nennt schließlich die Namen der beiden Thäter. Sie verrathen sich; irgend jemand erkennt sie; man schreit: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von Santiago, hier stehen diese gottlosen Menschen!“ Und nun bricht ein Aufruhr los, die Menge stürzt sich auf sie, Allen voran Jeronimos eigener Vater und ein giftiger Schuster Pedrillo. Nichts vermag die Liebenden mehr zu retten. Sie sind der Wuth des Pöbels ausgeliefert, und so heldenmüthig sie der tapfere Fernando vertheidigt,

sie fallen unter den Keulenschlägen des fanatischen Haufens. Und mit Jerome und Josephe auch zwei Unschuldige: Donna Constanze und Juan, Fernandos kleiner Sohn, den man für den Josephens gehalten hatte. Der kleine Philipp, das Kind der Liebenden, entkommt der Mordlust der Menge und Don Fernando nimmt es als das seine an.

Diese grauenvollen Vorgänge sind von Kleist mit der ungeheuren Sachlichkeit geschildert, die wir an allen seinen Novellen bewundern. Aber hier, mit dieser Erzählung, ist ihm etwas ganz Besonderes gelungen: etwas ganz Geschlossenes, etwas in sich Vollkommenes, ein ganz reines Kunstwerk ohne alle Schlacken. Es mag sein, daß er zu dem Thema der Novelle durch Kant angeregt worden ist, dessen Abhandlung über das lissaboner Erdbeben er in Königsberg gelesen haben wird. Die Stelle, die ihn angeregt haben kann, lautet: „Alles, was die Einbildungskraft sich Schreckliches vorstellen kann, muß man zusammennehmen, um das Entsetzen sich einigermaßen vorzustellen, darin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn Alles um sie her einstürzt, wenn ein in seinem Grunde bewegtes Wasser das Unglück durch Ueberströmungen vollkommen macht, wenn die Furcht des Todes, die Verzweiflung wegen des völligen Verlustes aller Güter, endlich der Anblick anderer Elenden den standhaftesten Muth niederschlagen. Eine solche Erzählung würde rührend sein, sie würde, weil sie eine Wirkung auf das Herz hat, vielleicht auch eine auf die Besserung des Herzens haben können. Allein ich überlasse diese Geschichte geschickteren Händen. Ich beschreibe hier nur die Arbeit der Natur.“ Es muß Kleist gelockt haben, hier, wo sein großer Meister verzichten mußte, die Arbeit des Künstlers zu übernehmen.

Ihm ging die Vision einer vom Erdbeben erschütterten Stadt auf; und er erfindet aus seinem tragischen Gefühl heraus diese aufreizende, düstere Novelle. Er bannt auf noch nicht zwanzig Seiten die Katastrophe einer Stadt und das Schicksal zweier Menschen. Und immer wieder klingt als Refrain seines Schaffens die pessimistische Erkenntniß durch: Seht die gebrechliche Einrichtung der Welt! Aber er setzt an das Ende keine moralische Nutzanwendung, sondern er giebt in den Vorgängen, die er schildert, das Symbol seiner Anschauungen. Ganz unpersönlich, ganz objektiv.

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Technik oder den Geist des Dichters; denn seine Kraft, zu spannen, zu steigern, zu entladen, also seine Technik ist so ausgebildet, so verfeinert wie der Geist, der sich in ihr ausspricht. Eine Trennung ist nicht mehr möglich. Und das Meisterliche an der Kunst des Novellisten Kleist ist gerade, daß sich Geist und Ausdruck decken, daß zwischen Idee und Form keine Gegensätze mehr bestehen, daß sie eine Einheit geworden sind. So fest gegliedert ist der Bau dieser Novellen, so unabänderlich greifen die Sätze in einander, daß man sie nicht um einen Grad verrücken kann, ohne ihren Sinn völlig zu entstellen.

Halensee. Wilhelm Herzog.



Spekulanten.

Die Psychologie der Börse lehrt ein berühmter Dialog uns schnell ahnen. „Was, glauben Sie, habe ich heute verdient?“ „Die Hälfte.“ Phantasie und Skepsis, verdünnt durch Gewinnsucht und Neid. Die Börse hat sich selbst ein Ventil geschaffen, das gefährlichen Gasen den Abzug ermöglicht: den Witz. Ohne den Börsenwitz wäre die Statistik der Kurskatastrophen um manches Ereigniß reicher. Eine in die Karnevalszeit fallende newyorker Deroute wurde als Redoute abgestempelt; und als die Italiener den ersten Kanonenschuß vor Tripolis abgefeuert hatten, sprach die Börse: „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal Statt“. In dieser witzigen Abwehr übler Einflüsse drückt sich das Verlangen nach ungestörter Geschäftstaktik aus. Man will sich nicht zu einer Erkenntniß drängen lassen, deren Folgen man fürchtet. Die Börse soll die Kraft, neue Vermögen zu zeugen, nicht einbüßen; denn die Wirthschaft ist stärker als alle Politik. Glaubet nur! Die Willensstärke des mit dem Effektengeschäft verbundenen Kapitals schafft auffällige Kontraste. Der Reichsbankpräsident warnt vor allzu weitem Umfang des Börsenverkehrs und bittet die Banken, zu bremsen. Die versprechen Alles; und erklären, daß die Einnahmen aus Effekten- und Konsortialgeschäften nicht so groß gewesen seien wie im vergangenen Jahr. Trotzdem hat der Börsenumsatzstempel in den ersten zehn Monaten fast zwei Millionen mehr eingetragen als in der selben Zeit des Vorjahres. Der Börsenbetrieb wächst eben trotz allen Widerständen. Ende Oktober sprach Excellenz Havenstein von den Beziehungen der allgemeinen Wirthschaft und der Börse zum Kredit; er fand in dem Gerüst zu viele Träger, deren Material nur geliehen ist. Die Börse läßt sich nicht schrecken und die Banken begnügen sich mit einer flüchtigen Säuberung ihrer Kundschaft. Fürchterliche Musterung trüge ihnen den Tadel ein: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein“. Daß sie nach solchem Grundsatz nicht handeln, haben jüngst einzelne Institute ausdrücklich erklärt.

Der Spekulant fragt nicht nach dem Verhältniß von flüssigen Mitteln und Kredit; er disponirt von einem zum anderen Tag und lehnt jeden Epimetheus höhnend ab. Für Einen, der mit seinen Rathschlägen immer erst auf der Bildfläche erscheint, wenn das Geschäft schon abgeschlossen ist, fand der Börsenwitz den Spitznamen: „Der eiserne Vorhang“. Der Mann ist vielen Börsenbesuchern nur unter dieser Firma bekannt. Er senkt sich: und Alles ist aus. Vorher war vielleicht aus New York die Botschaft gekommen, den Trusts gehe es nun wirklich ans Leben; oder die, sie seien gerettet. Jeder Mittag bringt ja andere Kunde. Neulich kam sogar eine, die aus dem Heldenepos zu stammen schien. Die Vorstandsmitglieder der Swift- und Armour-Company haben sich, freiwillig, als Verletzer des Shermangesetzes einsperren lassen, um gegen die lex vorgehen zu können. Den Antrag auf Freilassung begründeten sie mit der Angabe, daß die Shermanbill ge-

gen die Bundesverfassung verstoße. Das Gesetz sei so wirr, daß kein Bürger mehr wissen könne, wann er legal, wann gesetzwidrig handle. Sie sind im Recht. Die Antitrustbill ist so unklar (die einander widersprechenden Entscheidungen der Gerichte zeugen dafür), daß sie dem Rechtsempfinden keinen Weg weist. Der Supreme Court in Washington hat, in der Begründung des Urtheils gegen die American Tobacco Company, dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gegeben; und das Einverständniß der Regirung mit dem neuen Programm des Tabaktrusts (vier getrennte Concerns, die aber innerlich zusammenhängen) deutet nicht auf strenge Auslegung des Trusttrutzgesetzes. Die „Fleischpacker“ haben sich auf Gefängnißkost gesetzt, um den Prozeß in Gang zu bringen. Fromme Scheu vor dem Fiskus oder gar vor Gesetzen hat der Yankee nie gelernt; wenns nöthig ist, soll ihm der Staat vorwärts helfen. Der Baumwollspekulant Theodor W. Price verlangt, daß eine Baumwollvalorisation (nach dem Muster der brasilianischen für Kaffee) durchgeführt werde. Unter dem Schirm der Regirung, versteht sich. Theodor Price ist Haussier. Da der Baumwollpreis gefallen ist, muß der Staat ihn schnell wieder heben helfen und der Hausse Dauer sichern. Natürlich zum Besten der Farmer in den Baumwollstaaten. Das amerikanische Monopol unterwirft die europäische Textilindustrie den Spekulanten von drüben. Damit deren Faust noch härter auf der Alten Welt laste, soll „valorisirt“ werden. Die Regirung kann den Rath nicht befolgen; aber Herrn Price bleibt der Erfinderuhm.

Schwerer noch als der Verarbeiter industrieller Rohstoffe wird der Lebensmittelkäufer von der Taktik der Börsenkönige getroffen. Man kann auch da, wenn man die Dinge nur als Aesthet sieht, von imponirender Kaltblütigkeit und kühner Strategie sprechen; aber die Wirkung läßt kein Behagen aufkommen. Und es war Zeit, daß endlich einmal der Wille des Gesetzgebers den Willen des Spekulanten übermannte. In Frankreich, der Heimath der Lebaudy, Jaluzot, Santa Maria, wurde der Kammer ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Bestimmungen des Code Napoléon gegen das accaparement (die Einsperrung von Waaren zum Zweck künstlicher Preissteigerung) ergänzen und verschärfen will. Das französische Recht hat die Individualleistung bisher anerkannt und geschützt. Man ging offenbar von dem Gedanken aus, das Talent des Einzelnen, mag sichs künstlerisch, wissenschaftlich oder in der Ausführung von Börsenmanövern äußern, sei amtlicher Achtung würdig. Nach geltendem Recht wird nur die Fälschung des Preises durch Abrede unter Mehreren gestraft; künftig soll jeder Versuch zu unnatürlicher Preisbildung geahndet, der Mißbrauch finanzieller Uebermacht hart bestraft werden. Die Spekulation will man in ihrem Lebenssitz nicht treffen; ihr nur einen Zettel aufkleben, der die Klassirung ermöglicht. Antisoziale Wünsche des Kapitals sollen, in Frankreich wie in Amerika, vereitelt werden; kann man die Entstehung eines Riesenvermögens nicht hindern, so will man wenigstens die wichtigsten Volksbedarfsmittel seinem Einfluß entziehen. Der Widerwille gegen mühelos gehäuften Reichthum beherrscht die Stunde.

Der Spekulant rechnet oft viel zu rasch und sein hastig schweifender Blick überfliegt manchmal das Wichtigste. Wie fern schlaue Spekulation glaubhafter Möglichkeit bleiben kann, zeigte uns wieder ein Beispiel. In Brüssel stürzten die Katangawerthe mit hörbarem Geräusch in die Tiefe. Nicht etwa, weil im Kongostaat der deutsche Nachbar gefürchtet wird (belgische Zeitungen haben freilich vor dem deutschen Kaufmann als furchtbar gefährlichem Konkurrenten gewarnt), sondern, weil aus dem Katangadistrikt böse Kunde kam. Ueber die Mineralschätze, die in der Südostecke des Kongostaates und am Tanganjikasee ruhen, sprach ich hier schon; ergiebige Kupferproduktion scheint dort möglich. Daß England, nicht Amerika, die Pioniere stellte, hat die Entwickelung vielleicht verlangsamt. Denn was Jonathan anpackt, reißt er in schnelle Bewegung. Doch er hat im eigenen Land Kupfer genug, mit dem er nicht fertig wird. Die Erzgänge im belgischen Kongostaat sollen so reich sein, daß sie, wie in der ersten Begeisterung verkündet wurde, die ganze Erde für hundert Jahre mit Kupfer versorgen können. Die Folge der ersten Rentabilitätberechnung war ein schwunghafter Handel mit den Aktien der Union Minière du Haut Katanga, der Compagnie du Katanga, der Tanganyika Concessions Company. Das Publikum war begeistert und trieb die Kurse auf steile Höhen. Die Aktien der Union Minière waren zu 1400 Francs eingeführt worden; aber der Sturm, der über den Markt der Kongowerthe hinwegbrauste, brach der Kurspyramide die Spitze ab; Verlust: 100 Prozent. Die Erzlagerstätten sind nicht verschwunden; aber die Kosten der Verhüttung sind viel höher, als man vermuthet hatte. Den Weltmarkt wird das Katangakupfer fürs Erste noch nicht beherrschen. Dem Kupferbau fehlen die zum Betrieb fertigen Kohlenbergwerke, die den bei der Schmelze der Kupfererze nothwendigen Koks liefern könnten. Der Ertrag der Kupferwerke in Elisabethville, die der Tanganyikagesellschaft gehören, hat enttäuscht. Haben die Spekulanten nun ihre Hoffnung bestattet? Fällt ihnen nicht ein; wozu hatten sie sonst ihre Phantasie und die Erfahrung, die lehrt, daß man nach dem trübsten Tag wieder lustig werden kann? Das Publikum läßt sich einschüchtern oder muß erst neues Geld auftreiben, ehe es den Versuch wagen darf, verlorenes zurückzuholen. Der rechte Börsianer schüttelt sich und schwört dann, beim nächsten Sturm werde er gewiß nicht schief liegen. Er allein aber kann die Pracht des Mammonstempels nicht erhalten; erst wenn das Geld der Menge im Kasten klingt, spricht sensalische Weisheit gelassen das große Wort: Erholung. Wer die Börsenpsyche (ohne deren Kenntniß der Beurtheiler im Dunklen tappt) ein Bischen studirt hat, weiß, daß hinter dem Trostwort „Erholung" oft nichts Anderes hockt als die Hoffnung, endlich sei den von Berufes wegen Spekulirenden gelungen, den großen Haufen, der allzu lange zaudernd am Ufer stand, wieder in den Strudel zu locken. Wohin er die Opfer reißen wird? Die Börse erholt sich.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 9. Dezember 1911.

Finish.

Die Rede, in der, am dreißigsten Märztag, der Kanzler des „Deutschen Reiches zu erklären versucht hat, warum er an die Wirksamkeit internationaler Abrüstungverträge und Schiedsgerichte nicht glaube, hatte neben dem sachlichen offenbar noch einen persönlichen Zweck. Ihre Tonart, die, als Produkt einer schmal scheinenden Brust, überraschen mußte, war durch den Wunsch bestimmt, sich aus dem hemmenden Gehäus einer Legende endlich zu lösen. Der Legende, die den Kanzler für eine betrachtsame, in sehnsüchtiger Pein nach den Firnen philosophischer Blickweite langende Natur ausgiebt; für einen in Nirwana, nicht in Sansara heimischen Mann grauer Theorie, der die gemeine Wirklichkeit nicht aus nüchternem Auge zu sehen, zu den von ihr mit drängender Hast geheischten Entschlüssen sich nicht aufzuraffen vermöge. Für einen Intellektualmenschen, der alle Seiten jedes Dinges erkennen möchte, dem Ruf zu rascher That mit tausend Bedenken, tausend durchdachten Einwänden antwortet, an der Sauberkeit des Weges und der Beförderungmittel Allerlei auszusetzen hat, ohne den Beifall seines bedächtigen Gewissens nicht athmen mag und stets (nach Goethes Wort) ‚zwischen zween Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.‘ Philosoph und Privatdozent, Oberlehrer und Gouvernante: all diese Spottnamen sind in sein Ohr gedrungen; und mußten schließlich selbst dem Schoß eines Zauderers den Wunsch entbinden, als

den unter des Lebens goldenem Baum erwachsenen Mann harter Realität sich vor den Landsleuten aufzurecken. Weil er nicht das Stigma des Träumers, eines im Aktenstaub dem Leben fernen, tragen will, wendet er sich schroff vom Bild einer neuen Utopia. Wähntet Ihr, er werde Kant citiren und Euch in den ‚süßen Traum‘ von ewigem Frieden zu lullen trachten? Ihr irrtet. Der große Immanuel rief: ‚Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden.‘ Er forderte in den Definitivartikeln den Förderalismus freier Staaten, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Nichts für einen Royalisten, ders schneller als Bismarck, als Bülow sogar bis zum Generalmajor gebracht hat. Träumer? Die Anderen sinds, die Zünftigen, denen der Kanzler aus Züchtung des inneren Dienstes als Weltfremdling und der Diplomatie Unkundiger konfrontirt wird. Die Grey, Birrel, Knox, die von Wehrmachtkontingentirung und Schiedsverträgen schwatzen und mit ihren bunten Wortnetzen den Völkern das Gesichtsfeld verhängen. Ein fester Griff: und das Gespinnst zerfällt in werthlose Fetzen; und das frei gewordene Auge sieht die straffe Gestalt des Realpolitikers, dessen wohlthätige Grausamkeit gefährliche Täuschung von den Hirnen riß. Plaudite! So wünschtet Ihr ja den Kanzler. Dürft Ihr nun froh sein?

Völlige Unkenntniß akustischer Wirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt. Die Märzrede brachte uns das bisher lehrreichste Beispiel solcher Verkennung. Am zehnten Dezember 1910 erzählte Herr von Bethmann im Reichstag, zwischen Großbritanien und Deutschland habe ein vertrauensvoller und zwangloser Gedankenaustausch begonnen. ‚Die Pourparlers waren von freundschaftlichem Geist getragen.‘ Deutsche und Briten vereine der Wunsch, in ihrer Rüstung jede Rivalität zu meiden. Am dreizehnten März 1911 antwortet Sir Edward Grey. So artig, wie je ein englischer Minister sprach. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Dezemberrede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit frohem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt laut den Nutzen internationaler Schiedsgerichte und läßt die Hörer ahnen, daß über ein anglo-

amerikanisches Bündniß verhandelt wird. Dieses Bündniß, das zunächst in der unauffälligen Form eines Schiedsvertrages ans Licht kommen soll, wird von Jubelchören begrüßt. Der Lord Mayor von London organisirt die Begeisterung. Zu den in der Albert Hall lauschenden Massen spricht, am neunundzwanzigsten März, der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und Herr Asquith, der Premierminister, erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Am nächsten Tag redet der deutsche Kanzler. Er wird, dachte man, Herrn Grey danken, sich zu jeder würdigen Verhandlung bereit erklären, einiges Nette über den werdenden Schiedsvertrag sagen und Kant citiren. ‚Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen stünden.‘ Prüfung des von 1795 bis 1911 für Völkerrecht und Staatsvernunft Erreichten. So (ungefähr) hatte mans erwartet. Und ward durch die zwischen Ironie und Härte wechselnde Tonart jäh überrascht. Folge? Lord Roberts und Herr Delcassé preisen die Rede, die England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an der Themse, Newa, Seine, ihren Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Liberale Partei Englands ist verstimmt und hört von den Konservativen, daß ein Wahn sie geäfft habe. ‚Baut Dreadnoughts und schafft Euch ein Landheer, das Einfallsversuche abwehren kann. Das Deutsche Reich will keine Verständigung; will seine Seewehr kräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle anderen Völker lechzen nach Frieden. Der Störenfried wohnt, der Erzfeind, in Berlin.‘ Des Kanzlers Werk.

Wars nöthig? Das eifernde Mühen, durch offiziöse Nachträge die Wirkung der Rede abzuschwächen, zeigt, daß sie unwillkommen war; nicht der Absicht des Redners entsprach. Der lernt sich in die Schallgesetze nicht schicken. Was er sagte, hatten hundert

Redner und Schreiber dem Erdkreis gekündet. Nicht das winzigste Keimchen eigenen Denkwillens guckte, nahen Lenz verheißend, aus den versandeten Rasenflächen dieser Gemeinplätze. Dennoch: gerade in dieser Stunde durfte der Geschäftsführer des Deutschen Reiches nicht so reden. Vierzig Jahre deutscher Politik, meinte er, haben erwiesen, daß wir nirgends Händel suchen. Abrüstung? Ein schöner Gedanke. Aber die edlen Schwärmer haben noch keine brauchbare Formel gefunden. Nirgends. Kriege werden nicht mehr von den Kabineten, sondern nur noch vom Volksinteresse und von der Oeffentlichen Meinung bewirkt. (Alexejew!) Verträge der Regirungen genügen also nicht. Wer die Großmächte zur Abrüstung bestimmen will, muß zuerst eine Rangordnung schaffen, mit der alle zufrieden sind. England fordert für sich das Recht auf eine Flotte, deren Stärke von keiner möglichen Koalition überboten werden kann. Ist dieser Ranganspruch, den kein Verständiger tadeln darf, mit den Wünschen anderer Großmächte vereinbar? Jede Nation will die Machtstellung, die ihr die Gesammtsumme ihrer Kräfte anweist. Keine will auf die diesen Kräften erreichbaren Wehrmittel verzichten. Wer schreibt den Rang, die Machtrelation vor? Wer schlichtet entstehenden Streit und bürgt den zur Abrüstung Bereiten dafür, daß ihr Nachbar sich gewissenhaft an das Vereinbarte hält und nicht im stillen Dunkel Heer und Flotte vergrößert? ‚So lange die Staaten Staaten, die Menschen Menschen bleiben, ist das Problem der Abrüstung unlösbar.‘ Großbritanien und Deutschland können über ihre Flottenbaupläne Nachrichten austauschen und einander dadurch vor Ueberraschungen schützen. Wer mehr erhofft, wiegt sich in holden Träumen. Schiedsverträge werden nur da gehalten, wo sie die Ehre und die Selbständigkeit der Völker unberührt lassen. Noch gilt der Satz, daß der Schwache des Starken Beute wird. Ein Volk, das für seine Rüstung nicht mehr so viel ausgeben will oder kann, daß es sich in der Welt durchzusetzen vermag, sinkt in die Rolle eines Statisten, der thatlos den im Drama handelnden Personen zusieht. Jeder Satz sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich; wie eines kühlen Rechners Rede, nicht eines Feindes. Doch nicht auf Tauris nur spricht man vergebens viel, um zu versagen. Britanias Ohr hörte von Allem nur das schroffe Nein, das ihren Vorschlag barsch von der Schwelle wies. Wars nöthig?

Die Kurzsicht mag sich einbilden, ein Bretterzaun schütze das Werftgeheimniß. Der deutsche und der britische Admiralstab haben einander nicht allzu viel Neues mitzutheilen; und die Aufgabe der vom Patriotendrang ins Spionenamt Getriebenen ist meist nur, die Angaben bezahlter Späher an Ort und Stelle nachzuprüfen. Die Wehrmacht fremder Staaten ist unkontrolirbar? Und welchen Vortheil verheißt dann der Nachrichtenaustausch, von dem der Reichskanzler eine wesentliche Besserung des Verhältnisses erwartet? Wenn England sein Bauprogramm in Berlin vorlegen läßt, sind wir vor Ueberraschung sicher. Wenn wir uns in einem festen Vertrag mit England über die Zahl, Armirung und Leistungfähigkeit neuer Kriegsschiffe einigen, bleibt die Gefahr, daß eine Macht die andere heimlich zu überbieten suche. Im ersten Fall genügt die Kontrole; im zweiten ist sie unzulänglich und kann nur Mißtrauen und Feindschaft stiften. ‚Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.‘ Die mächtigste Industriegesellschaft kann ihren Bankier nicht hindern, sich am Finanzgeschäft ihres Konkurrenten heimlichen Gewinn zu sichern. Das stärkste Syndikat ist nicht gegen jede List eines Mitgliedes geschützt. Sind feste Bankverbindungen und Syndikate deshalb werthlos? Herr von Bethmann müßte die Frage bejahen. Ein Vertrag, der die Wehrmacht zweier Länder begrenzt, scheint ihm unnützlich, weil er umgangen, gebrochen werden könnte. Er zählt, mit gefurchter Stirn, alle Bedenken auf, die gegen ein anglo-deutsches Flottenabkommen sprechen, und hofft, Britanien werde sich mit der Zuversicht trösten, daß die Steigerung deutscher Wehrmacht nur den Zweck habe, dem Reich des Friedens freundliche Gewohnheit zu wahren. Noch ists nicht gelungen. ‚Deutschland wartet, bis seine Dreadnoughts (und die Oesterreichs) fertig sind, schwenkt inzwischen Tag vor Tag die Friedensfahne: und überfällt uns, wenn die Relation ihm günstig und unsere alternde Armada entwerthet ist, mit Forderungen, die dem Inselreich Krieg oder Demüthigung aufzwingen.‘ Das ist drüben Oeffentliche Meinung. Wäre Deutschland mit seinem Besitzstand zufrieden, dann, sagt der Peer von England und der Mann auf der Straße, würde es Greys Vorschlag gern annehmen. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat ihn unannehmbar genannt; jede Hoffnung auf einen Vertrag,

der die Streitkräfte zweier Mächte bindet, utopisch. Das entscheidende Wort ist gesprochen worden. Dürfen wir froh sein?“

Diese Frage wurde im Frühjahr hier gestellt. „Der britische Vorschlag, den Wehrmachtumfang zu begrenzen, bot Staatsmännern ein Rhodus, auf dem sich die Springkraft erproben konnte. Was hätte Bismarck aus solcher Situation gemacht! Auch ein Kleinerer vermochte ansehnliche Mengen von dem Boden zu ernten, auf den Grey sich so weit vorgewagt hatte. Zustimmen, Spezialvorschläge erbitten, mit artigstem Dank amendiren, an das Spalier glaubwürdiger Begeisterung Bedenken von dunkelster Föhrenfärbung ranken, sich neigen oder bäumen, vetterlich lächeln oder sorgenvoll dreinstieren, bis, in kompromittirendem Hin und Her, der Gegenkontrahent so weich und palpable geworden war, wie man ihn haben wollte: da war viel zu erlangen. Unter allen Zünftigen eine Stimme, daß wirs täppisch gemacht und aus dem psychologischen Moment nichts herausgeschlagen haben.“ Der konnte ergiebiger werden, als im Mai draußen zu ahnen war. Schon hatte Muley Hafid die Franzosen als Helfer nach Fez gerufen und Herr von Kiderlen (nach dem hübschen Spottwort Gabriels Hanotaux) in der marokkanischen Sache die Gelegenheit zu starker Markirung seines Amtsantrittes gewittert. Wer die Französische Republik in geduldige Fügsamkeit zwingen wollte, mußte sich der Möglichkeit freuen, Englands Antrag, im Ton kluger Herzlichkeit, Monate lang zu erörtern und so, durch die Beschäftigung mit verschiedenem Gesprächsstoff, die Einheit der Westmächte wenigstens für ein Weilchen zu lockern. Wenn die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft in der Türkei ein Geschäft machen will, wird ihr für die Zeit der Vorarbeit und des Abschlusses ein Antrag der Deutschen Bank, einander fortan nicht die Handelswege zu sperren, besonders willkommen sein: weil er dem schwebenden Geschäft die Gefahr mindert, durch den Eingriff der im Orient mächtigsten Bank gestört zu werden. So lange sie auf anglo-deutsche Verständigung über die Flottenrelation hoffen durften, hätten die Herren Asquith und Grey Frankreich gesänftigt, nicht in Wuth gehetzt. Doch in der Wiege ward die Hoffnung gewürgt. Herr von Bethmann konnte sagen: „Wir werden uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals ein obligatorisches Schiedsgericht anerkennen. Gern aber jeden Vertrag abschließen, der uns

nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten.“ Er hat gesagt: „Eine Verständigung über die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.“ Seitdem mußte England, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den alten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Konnte die Bank anders handeln, der die größte Industriegesellschaft den Einigungwunsch abgelehnt und die Möglichkeit gelassen hätte, der Spröden schnell ein wichtiges Geschäft zu stören? Bismarcks Politik, sagt Hanotaux (mit dem, als er noch am Quai d'Orsay regirte, selbst Holsteins Preußenherz gut auskam), „war doch gewiß kräftig; aber auch weitsichtig und ihrer Ziele bewußt. Wo sie Gewalt anwandte, galts einem erreichbaren Zweck, zu dessen Werth der Kraftaufwand in richtigem Verhältniß stand, und die Linie des Handelns war, vom Anfang bis ans Ende, weislich besonnen. Haben die Epigonen diesen Brauch verlernt?“ Seit dem dreißigsten Märztag mußte England überzeugt sein, daß im Deutschen Reich der Wille zur Machtmehrung mit rauhem Ruf jede sanftere Stimme übertöne; mußte die Liberale Regirung, der so oft nachgesagt worden war, daß sie im internationalen Geschäft durch Schwachheit sündige, nach der Gelegenheit ausspähen, die Ablehnung des Dezemberantrages zu rächen und vor dem von deutschem Wunsch begehrten Gebiet einen Graben zu ziehen. Die Gelegenheit kam schnell.

Erst die Erinnerung an den Märzvorgang lehrt ein haltbares Urtheil über das in den letzten Novembertagen aus Westminster Gehörte finden. Sir Edward Grey: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnte zum Angriff benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche thun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu gelangen hofft; und ich werde, was ich

irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich zu bessern." Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Unterhausspitze der Konservativen Partei: „Die von unserer Regirung getriebene Politik war richtig. Wir gönnen dem Deutschen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern." Premierminister Asquith: „Nach meiner Rede vom siebenundzwanzigsten Juli konnte nur Einer, der uns für unredliche Menschen hielt, uns die Absicht zutrauen, dem zwischen Frankreich und Deutschland jetzt abgeschlossenen Vertrag Hindernisse zu bereiten. Wir wollen den Frieden und suchen nicht Gründe zu irgendwelchem Streit mit anderen Mächten." Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcassé die Entente Cordiale vereinbart hat: „Greys Rede ist eine der bedeutsamsten, die je von der Lippe britischer Minister kamen. Ich glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt." Viscount Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, mit seinen dreiundsiebenzig Jahren noch der kühnste Denker des Oberhauses: „Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Aufmerksamkeit, darf uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur leicht verständlich ist, sondern sogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Theil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht." Englands Märzantrag war abgelehnt, England war seit fünf Monaten verdächtigt worden, den Friedensschluß zwischen Deutschland und Frankreich zu hemmen: kein Unbefangener darf danach das Echo, das aus Westminster über den Kanal klang, unfreundlich schelten. Die Briten haben würdig und höflich gesprochen; weder Furcht gezeigt noch herausfordernde Worte über den Zahnwall geschickt. Sie möchten, Konservative wie Liberale, mit dem Deutschen Reich, dessen Wachsthum sie beunruhigt, dessen Niederwerfung ihnen höchstens mit russischer Hilfe noch denkbar scheint,

in Frieden leben und wären froh, wenn es sich entschlösse, ihnen in der islamischen Welt den Vorrang zu lassen und sie nicht mehr, durch hastigen Flottenbau, zu schwer erschwinglichem Geldaufwand zu zwingen. Die Schanzen dieser Wünsche können sie nicht räumen: Indien ist verloren, wenn die Mohammedaner sich gegen das Häuflein weißer Herren wenden, und der (nicht auf Demokratie eingerichteten) Reichsruhe wird die Masse gefährlich, wenn sie ihre Hoffnung von der Unersättlichkeit der Wehrmächte bedroht fühlt. Daß England diesmal den freundschaftlichsten Ton anschlagen werde, war vorauszusehen (und ist hier vorausgesagt worden). Der blasse Julmond blickt auf eine andere Erde als die Septembersonne. Turko-italischer Krieg (dessen Folge, wenn Italien seinen Willen durchgesetzt hätte, ein Balkanbrand gewesen wäre). Revolution in China, wo britisches Mißtrauen gegen Japaner und Yankees auf der Wacht sein muß. Rußland, das sich zu europäischer Aktion noch nicht stark genug dünkt, doch schon wieder an dem Schloß seines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, sucht in Ostasien und in Persien sein gesunkenes Ansehen zu heben und bringt durch jähes Handeln, dessen Ungestüm an die Gewittertage Ignatiews erinnert, den auf Musulmanenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, die stärksten Geschwader, als fleet in being, in der Nordsee zu halten, muß jeder Minister und Admiral Britaniens in solcher Zeit als drückende Last empfinden. England, das gerade jetzt einen (von Beresford ersehnten) Befehlshaberwechsel in der Marine für nöthig hielt, sprach höflich, weil es morgen seine Schiffe in südlicheren Gewässern brauchen kann und drum Deutschlands Groll schwichtigen möchte.

Höflich durfte es sprechen: denn seiner Sommerwünsche Ziel ward erreicht. Herr von Bethmann ist anderer Meinung. In einer Rede, die als Parlamentstaktikerleistung höher steht als je eine von ihm gehaltene, die freilich aber nur rasch verhallende Wortschälle bietet, hat er gesagt: „Wir haben erreicht, was wir erreichen wollten." Was haben wir erreicht? Erstens: einen Wirthschaftvertrag, der uns in Marokko genau die selben Recht giebt wie allen anderen Signatarmächten von Algesiras und der bis heute noch von keiner dieser Mächte als Verheißung neuen Heils begrüßt worden ist. Einen Vertrag, aus dessen Wortlaut nur ein allzu Harmloser die Hoffnung schöpfen kann, das deutsche Ge-

werbe werde sich im Scherifenreich den selben Raum erorbern wie das der warm im Protektoratsrecht sitzenden Republik. Einen Zustand, der uns schon auf dem Papier im Wesentlichsten ungünstiger ist als der 1909 vereinbarte. Die Staatsbank, an die Artikel 34 der Algesirasakte den nach Schatzscheinen langenden Maghzen wies, verliert sacht ihr Vorrecht und Frankreich kann seine marokkanischen Schatzgeschäfte dann mit pariser Banken machen, die fremdem Einfluß unzugänglich sind. In den Hauptkommissionen kann Frankreichs überwiegende Macht mit der Deutung des Zollgesetzes und dem Zuspruch nach Submissionen schalten, wie ihr beliebt. Ein französischer Administrator der Staatsbank hat alljährlich über das Eisenbahnwesen zu berichten und kann dem Bericht die vom Interesse der Schutzmacht geforderte Farbe geben. Die Republik, der die Ausbeutung der grandes entreprises (Häfen, Eisenbahnen, Straßen, Telegraphen) vorbehalten bleibt, ist nicht gehindert, durch die Gewährung von Importprämien an ihren europäischen Grenzen die erstrebte Gleichheit der Ausfuhrbedingungen für Eisenerze unschädlich zu machen. Warum suchen unsere Banken ihren marokkanischen Besitz loszuwerden? Warum haben die Brüder Mannesmann, nachdem ihre Bitte, die Unterzeichnung des franko-deutschen Abkommens für ein kurzes Weilchen zu vertagen, in der Wilhelmstraße taube Ohren gefunden hatte, sich in das Joch einer (so lange hartnäckig abgewehrten) Franzosenmehrheit geduckt? Weil der Novembervertrag den aus dem Jahr 1909 überlebenden Hoffnungrest vernichtete. Zweitens ward die Angliederung von Zacken und Zipfeln erreicht, in deren Klima der Europäer nicht arbeiten kann, die von Schlafkrankheit und Raubbau verwüstet, nur durch die Düngung mit Dutzenden von Millionen vielleicht zu saniren sind und zu deren Empfehlung Herr von Lindequist um keinen Preis auch nur ein armes Wörtchen sagen wollte. (Unbegreiflich, daß im Reichstag nicht gefragt wurde, wer dieses Gebiet denn aus eigener Anschauung kenne, auf wessen Gutachten der Kanzler sich gestützt und weshalb er nicht vor dem Vertragsabschluß die Gouverneure von Kamerun und Togo nach Aequatorialafrika geschickt und zu Berichten aufgefordert habe. Kolonialamt und Kolonialgesellschaft schroff dagegen, nicht ein als sachverständig anerkanntes Urtheil dafür: daß eine Großmacht mit solchem unbesehenen Gebietszuwachs prunken

könne, hatte Europa gestern noch nicht geglaubt.) Darum Ansehens- verlust und Kriegsgefahr? Darum den Schlaf der Welt gestört, den lieben Türken ein Italienerheer in die Flanke gehetzt und Deutsch- lands öffentliche und private Wirthschaft Monate lang geschädigt? Die Deutschen, sprach Graf Posadowsky in Bielefeld, „sind in einer Stimmung, die der Einzelne die gekränkten Selbstgefühles nennen mag. Die Karte der Neuerwerbungen ist ein so wundersames Ge- bild, wie mans im ganzen Atlas wohl kaum noch einmal findet. Ich halte die Größe des erworbenen Gebietes für ziemlich gleich- giltig. Die Erschließung unseres räumlich ungeheuren Kolonial- besitzes wird im Lauf der Jahre Riesensummen fordern. Von einem Land, wo der Eingeborene nicht arbeiten will, der Einwanderer nicht arbeiten kann, ist eine Stärkung unserer wirthschaftlichen und politischen Macht nicht zu erwarten.“ Herr von Bethmann redet, als sei er zufrieden. (Von allen Parteiführern hat auch jetzt nur der Herzog von Trachenberg, der dem Fähnlein der Zwanzig vorantrabt, ihm das Recht dazu anerkannt.) Ist ers wirklich? Dann ähnelt er nicht nur an Körperslänge dem österreichischen Grafen Buol-Schauenstein, den in seiner ersten Ministerzeit nicht der Koburger Ernst allein für „einen charaktervollen, verläßlichen Mann von sehr konservativer, nüchterner Gesinnung“ hielt und den ein unseliger Hang in Selbsttrug und Selbstvergottung dann von Tag zu Tag mehr blendete. Der Agadirgestus, mit dem er am dritten Juni 1854 die Russen zur Räumung der Donau- fürstenthümer zwingen wollte, war ein lange nachwirkender Fehler. Als er vor Beusts Ohr prahlte, er habe die Fürstenthümer „in der Tasche“, dämmerte schon der Morgen, der sie ihm nehmen sollte. Auch er wähnte bis in den Vorabend des Pariser Friedens, Alles, was er erreichen wollte, erreicht zu haben; und begriff nicht, wa- rum sein Oesterreich plötzlich so vereinsamt, von so zorniger Feind- schaft umlauert sei. Die Nächsten hatte er, Preußen und Russen, bitter gekränkt und nirgendwo sich damit Dank verdient. Bismarck schrieb damals: „Um ein paar stinkende Walachen zu ergaunern, tragen sie in Wien kein Bedenken, alles in Deutschland mühsam erworbene Vertrauen aufs Spiel zu setzen.“ Wiederholt sich im Leben der Menschen, der Staaten nicht jede Thorheit? Selbst Herr von Bethmann würde aber wohl vor dem Entschluß zaudern, um den selben Einsatz das Julispiel noch einmal zu beginnen.

Und ein Handeln, zu dessen Wiederholung man sich unter keinen Umständen entschlösse, ist jedem Blick als unnützlich erwiesen.

Der letzte Tag der zwölften Legislaturperiode sollte allerlei Zweifelsfragen beantworten und „Lücken“ ausfüllen, die Greys Darstellung gelassen habe. Offiziös wars verheißen worden. Doch als der Reichstag geschlossen wurde, war er, war die Nation so klug wie zuvor. Weshalb hatte man die Botschafter in Paris und London, statt sie in das Vertrauen zu ziehen, auf das ihr Amt ihnen das Recht giebt, mit der Schiffssendung überrascht und noch später auf Zufallsberichte besser bedienter Kollegen angewiesen? Weshalb Herrn von Lindequist ungehörigen Ausplauderns amtlicher Geheimnisse bezichtigt, das ganze Kolonialamt öffentlich bemakelt und in fünf Wochen die Disziplinaruntersuchung gegen die Verdächtigten nicht so gefördert, daß ihr Ergebniß ans Licht kommen konnte? Jede Expertise über den Werth der einzuhandelnden Aequatorialstreifen gemieden und sich mit der vom Botschafter Frankreichs gelieferten Karte begnügt? Das Kriegsministerium, das nun erklärt, mit den schwarzen Truppen der Republik für die Zukunft rechnen zu müssen, nicht früher gehört, statt jede Erwähnung dieser Gefahr wie kindischen Schwatz zu belächeln? Den Kreuzer „Berlin“ aus Agadir just zurückgerufen, als Paul Déroulède es in einem Offenen Briefe verlangt und Sir Edward sich zur Rede über die Wirrniß des Sommers bereitet hatte? Weshalb haben Kanzler und Staatssekretär wichtige, für die Urtheilsfindung entscheidende Dinge verschwiegen? Daß die Rede des englischen Schatzkanzlers nicht etwa von einem Hitzkopf improvisirt, sondern, Wort vor Wort, von drei Minister erwogen worden war? Daß in den drei Wochen, in denen, nach der Angabe des Herrn von Kiderlen, England schweigsam geblieben sein sollte, Grey zweimal mit Wolff-Metternich, Asquith im Unterhaus, Goschen in der Wilhelmstraße über die zwischen Berlin und Paris schwebenden Verhandlungen sprach? Ignoramus. Ignorabimus? Dann ist deutsche Geduld unnachahmlich. Einstweilen sind wir in den Glauben gezwungen, daß Greys Darstellung an keiner Ecke auch nur den winzigsten Angriffspunkt bot. Herr von Bethmann widerspricht ihr nicht (und zeigt durch den Verzicht, daß er sie vollständiger, wahrhaftiger finde als die seines Gehilfen); meint nur, in dem von Georgs Staatssekretär am vierten Juli

zum Deutschen Botschafter Gesagten sei „eine zu beantwortende Frage nicht zu erblicken gewesen“. An diesem Tag hatte Grey gesagt: „Der deutsche Panthersprung nach Agadir hat uns bestimmt, in einer Kabinetssitzung die dadurch entstandene Lage zu erörtern. Wir könnten uns nicht von Verhandlungen ausschalten lassen, die morgen vielleicht unseren Interessenkreis berühren, noch neue Vereinbarungen, zu denen wir nicht mitgewirkt hätten, anerkennen. Wir können einer Verhandlung über Marokko nicht wie ein Unbetheiligter zuschauen. Ich muß betonen, daß ich im Namen der Königlichen Regirung spreche und die von ihr gewählten Worte anwende“. Diese offizielle und wichtige Mittheilung konnte nur Einer unbeantwortet lassen, der sich, mit bewußter Absicht, harthörig stellen und schon den leisen Versuch einer Einschüchterung abwehren wollte. Solcher Entschluß wäre immerhin zu vertheidigen. Was aber geschah nun? Was niemals geschehen durfte und von dem Beredtesten nicht entschuldigt werden kann. Das Britenministerium fand sich unhöflich behandelt, glaubte, durch Grobheit den Berlinern die Zunge lösen zu können, und ließ Lloyd George wider deutschen Undank, deutschen Uebermuth wettern. Zweiter Einschüchterungversuch also; dreisterer. Der durfte die von ihm erhoffte Wirkung nicht bringen. Brachte sie aber. Vom vierten bis zum dreiundzwanzigsten Juli war aus Berlin keine Antwort gekommen. Dann, drei Tage nach der in Mansion House zwischen Braten und Birne servirten Unverschämtheit, erklärt Graf Wolff-Metternich im Auftrag seiner Regirung, Deutschland erstrebe in Marokko nicht das allergeringste Sonderrecht und sei bereit, auch im Kongobezirk den Bogen seiner Forderung minder straff zu spannen. Am nächsten Tag tadelt er zwar scharf die bedrohende Deutung, die ein großer Theil der Presse in England und Frankreich den von Lloyd George gesprochenen Sätzen gegeben habe, betheuert aber wiederum, daß Deutschland keinen Eingriff in eine britische Interessenzone plane. Und trotzdem ihm jede „Erklärung über die Rede des Schatzkanzlers“, als mit der Britenwürde unvereinbar, von Grey geweigert worden ist, kommt er am Siebenundzwanzigsten mit einer Note, die an mancher Stelle nach Devotion schmeckt, die oft bewährte Loyalität des Staatssekretärs rühmt und die Hoffnung ausspricht, daß Englands freundlicher Zuspruch den Abschluß mit Frankreich beschleunigen werde.

Das durfte niemals geschehen. Auch nicht, wenn der berliner Kalkul, laute Rüge der Dreimännerrede müsse Frankreichs Vertrauen auf britische Hilfe stärken, richtig war. Obendrein war er falsch; die Jakobiner jauchzten: „England weicht nicht von uns und Deutschland wagt nicht, die Drohung offen abzuwehren.“ Achtundzwanzigster Juli. Am dritten August vernimmt die Erdfeste, „daß in den Unterredungen zwischen den Herren Cambon und von Kiderlen eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden hat.“ Wer darf staunen, wenn er nach dieser Ereignißfolge aus Greys Mund hört, Kollege Lloyd George habe mit seiner Rede die Verhandlungen nicht gestört, sondern gefördert? „Nach dem siebenundzwanzigsten Juli gab es zwischen der deutschen Regirung und uns keine Schwierigkeit mehr.“ Keine; natürlich: von den Küstenstädten, dem Gabon, dem „ganzen“ Congo Français war nicht mehr die Rede, auch nicht von dem Vorkaufsrecht auf den Kongostaat der Belgier; und was übrig blieb, hatte jeder Brite stets dem Vetter gegönnt. Herr von Bethmann beseufzt noch heute das Mißtrauen, das seiner Cirkularnote über den Zweck der Schiffssendung schielend nachhinkte. (Wer hat ihr denn in Deutschland geglaubt? Wer, seit der Piemontese Karl Albert friedlichstem Nachbargruß die Kriegserklärung an Oesterreich folgen ließ, blind der Betheuerung vertraut, die eine ins Große strebende Aktion einleitete?) Noch immer wundert Herr von Bethmann sich auch darüber, daß England eine französische Herrschaft über Marokko freundlicher beurtheilt als einen deutschen Versuch, sich dort Stützpunkte zu schaffen. (Um gegen Deutschland einen nahen Helfer zu werben, hat Eduard, trotz allen Warnern von Nelson bis auf Drummond Hay, der Französischen Republik im April 1904 Marokko zum Fraß hingeworfen.) Noch immer hängt er in den Maschen des Wahnes, „mit Frankreich allein verhandelt zu haben.“ (Frankreich hat jeden Schritt und jedes Wort mit England berathen, hat nur gewährt, was England für unschädlich hielt; und am siebenundzwanzigsten Juli ist die englische Mitwirkung von Berlin aus erbeten worden.) Unser Botschafter mußte fragen, ob die Regirung Seiner Huldvollen Majestät für die Rede des Schatzkanzlers die Verantwortung übernehme, und, statt in verärgertem Ton zehnmal zu geloben, daß ein Briteninteresse nicht verletzt werden solle, höflich sagen: „Wenn die Nothwendigkeit deutscher Entwickelung es heischt, können wir auf behut-

samen Eingriff in Ihren Interessenkreis nicht verzichten, der allzu breit geworden ist, als daß eine wachsende Großmacht ihm überall ausbiegen, in ihm die für alle Ewigkeit feste Grenzlinie respektiren könnte.“ Solche Sprache versteht der Brite. Jetzt? Wenn mans recht bedenkt, sagt er sich, hat die Rede des Schatzkanzlers erwirkt, was sie erwirken sollte: Deutschlands Nachgiebigkeit.

Vorbei. Auch zwischen Frankreich und Spanien scheint Britania als Vermittlerin thätig; auch die Gelegenheit, durch kräftige Unterstützung des französischen Herrnrechtes gegen den spanischen Anspruch die Erinnerung an Agadir zu tilgen und den Bund der Westmächte zu lockern, ist vielleicht schon versäumt. Ein Starker mit schnell alle Möglichkeiten ausschöpfendem Blick hätte den Franzosen gesagt: „Jetzt müßt Ihr, trotz Delcassés dummem Geheimvertrag, das ganze Marokko, sammt Tanger und dem rechten Sebu-Ufer, haben; gegen spanischen Ausdehnungdrang dürft Ihr auf uns rechnen.“ Bis zur Höhe dieses Gebotes hätte das mit der Sorge um Gibraltar und Suez bepackte Angelnreich sich kaum aufgerafft. Nun ists, wenn die Zeichen nicht trügen, zu spät. Deutschlands Schlappe kann und soll nicht beschönigt werden; darf der Nation aber nicht den Muth lähmen. Wir haben eine Schlacht verloren, die irrlichtelirende Thatenlust heraufbeschwor. Die Lügenblase, deren Schillern dem deutschen Auge einbilden sollte, durch irgendwelche „vertrauliche Mittheilungen“ sei das Urtheil der Fraktionen, des Volkes gar gewandelt worden, ist mit süßlichem Gestank zerplatzt. Deutschland hat gezeigt, daß es furchtlos ruhige, noble und starke Politik will, neue Bluffs und kurzathmige Geckereien nicht dulden wird. Und der Kanzler, der sich zum ersten Mal als gelehrig erwies, hat am fünften Dezember geredet, wie er am neunten November noch nicht zu reden wagte. Weiter! Der deutschrussische Perservertrag kann von den Ereignissen noch schneller makulirt werden als das franko-deutsche Februarabkommen über Marokko. Und von der Adria her nahen Wolken, deren Gewitterfluth auch unseren Acker von Schutt und Schlamm reinspülen kann. Warum ist Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf nicht mehr Chef des austro-ungarischen Generalstabes? Weil er, wie vor dem Krimkrieg sein Vorgänger Heß in dem Generaladjutanten Grafen Grünne, im Hause seines Kaisers einen schlauen Gegner hatte? Nein; weil er nicht glaubt, daß ein vom müden Willen eines Achtzigers beherrschtes Reich unter allen Umständen die Kriegsgefahr

meiden müsse. Italien ist Oesterreichs Verbündeter und nächster Feind. Die Periode russischen Heeressiechthums noch nicht beendet, Türken und Italiener in blutigem Zwist: von solchem Himmel kann der Oesterreicher alte und neue Rechte holen. In der Adria, deren Ostflanke die Römer umgieren, sich den Vorrang sichern; den Weg nach Saloniki öffnen und mit dem Kiel seiner Schiffe über die Weltstraßen des Aegaeischen Meeres auf die Märkte des Orients eilen. Weh uns, denkt der Thronfolger, der Generalstabschef, wenn wir die Gunst dieser Stunde nicht nützen! Daß solcher Plan auftauchen könne, hat Italien gefürchtet und deshalb nur den Süden, nicht Tirol und Venezien, von Truppen geblößt. Conrad fordert rasche Vorschiebung tüchtiger Regimenter. Aehrenthal und Schönaich, der Kriegsminister, widerstreben so auffälliger Dislozirung, die dem von erneutem Römerimperium träumenden Hirn der Italiener die letzte Hemmung wegsengen müßte. Franz Ferdinand (der gewiß nicht, wie wiener Klatsch meint, aus einem siegreich gegen Italien geführten Krieg als vom Papst dem hausgesetzlichen Versprechen entbundener Mann einer Kaiserin heimzukehren hofft) drückt, noch einmal, seinen Willen durch. Der Kriegsminister geht. Böhmische Regimenter rücken ins Grenzland. Italien droht, aus dem Dreibund zu scheiden, wenn die Genossen ihm den Kampf gegen die Türken erschweren? Mag es; so braucht mans nicht erst zu stoßen. Jetzt aber sammelt Aehrenthal die Kräfte zur letzten Wehr. Noch lebt Franz Joseph; noch ist in wachen Stunden auch sein Wille hart; und der Greisenleib stemmt sich gegen Beschlüsse, deren Folge die Mobilmachung sein müßte. „Ich habe die Friedensbürgschaft des Marchese di San Giuliano; über der Grenze hellt sichs von Tag zu Tag freundlicher auf; und Eurer Majestät Name braucht nicht unter einer neuen Kriegserklärung zu stehen.“ Diesmal siegt der Minister. Conrad von Hötzendorf, der vergebens an die unerhörte Warnung Radetzkys gemahnt hat, wird zum Armeeinspektor ernannt. „Der Herr Neffe (den der Ohm nicht fortschicken kann) mag die Suppe auslöffeln“. Da wird eine Morgenröthe. Die Sonne, die ihr entsteigt, kann ein dreifach gekröntes Habsburgerreich über das Grab seiner deutschen Hoffnungen hinweg in die Pflicht, in den Glanz einer Orientmacht marschiren sehen. Und der Gemeinschaft der zwei stärksten Heere wäre das höchste Ziel ruhig visirender Augen erreichbar.



Frühlingstaumel.

Hat Gabriele Reuter sich in dem Roman „Frühlingstaumel“ die Aufgabe gestellt, des Eros Walten unter reifen, sehr reifen Menschen zu veranschaulichen, so hat sie diese Aufgabe tief- und feinsinnig bewältigt. Ist es nicht der Morgen der Liebe, so ist es auch nicht ihr Abend; sagen wir: es ist ein Nachmittag der Liebe, von dem sie erzählt. Naturgemäß fehlt dieser Nachmittagsliebe das Impulsive, Spontane, das hinreißend Stürmende der Jugend; es fehlt der Strom, der hemmunglos rauschende. Aber auch den Duft später Rosen athmen wir mit dem selben entzückten Genießen wie üppiger Maienblüthen prunkende Pracht.

Heinrich von Tißow, ein ostelbischer Gutsbesitzer, hat das Schwabenalter erreicht. Elena Schneider nähert sich diesem Alter. Ihr achtzehnjähriger Sohn verräth es. Klug, vorsichtig, ein Realist ist der Agrarier. Schon etwas bequem. Bequem auch in seiner kräftigen Sinnlichkeit. Kühl, weltmännisch, beherrscht in seinen Empfindungen und ihren Aeußerungen. Ein normaler Mensch, einwandfrei; beinahe. Komplizirter ist Elena; nuancenreicher in den subtilen Verästelungen ihrer inneren Vorgänge. Von einem untreuen Mann hat sie sich scheiden lassen, ist eine berühmte Schauspielerin geworden. Zur Zeit ihrem Direktor durchgebrannt, nach Italien. Lorbermüde, voll Lebenssehnsucht, denn die Kunst ist ihr nicht das Leben.

Als ein Kontrastbild wirkt Elenas Freundin, eine Malerin. Flott, arbeitgierig ist Julia von Drossel; prinzipienlos, sinnenfroh. Sie kennt die Sehnsucht nicht. Ihr ist die Kunst das Leben, das sie übermüthig, nicht allzu moralisch, von ganzem Herzen bejaht.

Schauspielerin: Elena? Es ist nicht überzeugend. Kein Theaterblut, keine geschmeidige Bewegtheit. Keine Geberdenfülle. Zu sehr Aristokratin. Künstlerin? Ja. Am Ehesten Dichterin, in ihrer grüblerischen Sensitivität, ihrer feinen Ueberdachtheit.

In Rom lernten sich die Beiden kennen und lieben. Aber die Bürde der Erfahrungen lastet auf ihren Empfindungen. Seine berechnende Kühle, ihr feiner Stolz sperren den Weg vom Herzen zur Zunge. In seltsam feinen Zickzacklinien, hinauf und hinab, bewegt sich langsam, wie zögernd die Erzählung. Und in diesem Auf und Ab Züge von einer psychischen Delikatesse, die vielleicht nur ein ihr wahlverwandtes weibliches Gemüth nachzuempfinden vermag.

Trotz der Sonne Italiens schwebt ein zartgrauer Ton über

dem Werk. Unter Palmen — Fichten. Doch bricht siegreich hier und da der Süden durch, in den aufzuckenden Flammen von Elenas reifeschwerer Liebe; unter skeptischen Anflügen ermattend, verlodern sie wieder.

Zaghaftes, gedankenvoll Tiefes, schwermüthig Inniges wechselt in Elenas Charakterbild. Immer belasten ihre Gedanken ihre Empfindungen, taxiren sie, nehmen die Sinne in Zucht. Immer schaut sie in sich hinein. Ein Wenig Morbidezza bei innerem Glühen. Ein Rufen der Seele und Sinne nach zärtlichen Berührungen. Und dann wieder ein muthloses Zurückdrängen, ein Ersticken der Sehnsuchtrufe im herben Mißtrauen gegen sich selbst, im geheimen Schämen über ihres Blutes Frühlingstaumel. Immer aber hören wir das Pochen eines reichen Frauenherzens, sein Erbeben in heißer Freude oder in schluchzendem Weh. Und immer ists ein Warten; ein Abwarten, daß klärende Blitze das wetterleuchtende Vorspiel am Horizont der Liebe ablösen möchten.

Bis es zu spät ist. Denn in Rom erscheint die blonde Circe, mit der Elenas Gatte die Treue brach. Auch ein reifes Weib; ist ihre Tochter auch ein Jahr (wird wohl nur ein halbes Jahr sein) jünger als Elenas Sohn. Und da diese angeteufelte Dame mit dem „Haar, das wie reifes Korn ist", zwei (beinahe einwandfreie) Männer einer schönen, seelenvollen Frau abspänstig macht, so ist dieser Fall wohl als ein typischer gedacht; eine Kennzeichnung: wie der Mann liebt.

Die Lecture hinterläßt Deprimirendes, Bitteres: den Triumph des Gemeinen. Wem fällt in der Liebe der Preis zu? Der durch äußere und innere Schönheit Geadelten? Dem tiefen, ernsten, zarten Weibe? Nein. Den üppigen, sinnlichen, blonden Sirenen, den Nixen und Loreleis mit ihren überwürzten Liebestränken; den weiblichen Rattenfängern, die schmeichelnd, lügend und trügend die erwachsenen Mannkinder in den Hörselberg locken. Und ist das Mannkind ein älterer Herr: Den erst recht.

Mit Elenas Resignation schließt der Roman. Keine fromme, stille Resignation, die jenseits ist von Leid und Lust, nein, eine bitterwehe, die dunkle Blume mit dem faden Duft des Welkens. Von einer Grablegung kehrt sie zurück zur Kunst. Sind auch die Rosen verblüht: noch duftet der Lorber.

Kein starkes Buch, kein Buch von quellender Vitalität. Das Buch einer Seelenkundigen, durchglüht von dem Aroma edeldeutscher Frauenart.

Hedwig Dohm.



Verhaerens Abendstunden.

Emile Verhaeren: Les heures du soir. Insel-Verlag in Leipzig. 500 Exemplare.

Man wolle die eigenartige Thatsache, daß ein Dichter französischer Sprache, überdies noch der erste, sein neustes Werk nicht einem französischen, sondern einem deutschen Verleger übergiebt, nicht etwa damit erklären, daß er einem verlockenden Antrag Folge geleistet habe, sondern die schönen und bedeutsamen Gründe, die Verhaeren dazu veranlaßt haben, mit Freude würdigen. Die belgischen Dichter französischer Sprache haben in Frankreich immer eine ganz merkwürdige Stellung gehabt; sie ähnelt der unserer österreichischen Dichter in Deutschland. Fünfzig Jahre lang hat Belgien in seiner Kunst und Literatur nach Paris gravitirt, wo man ihre Mitwirkung zwar freundlich annahm, aber mit jener verdächtig liebenswürdigen Geste vorausgesetzter Inferiorität, so wie etwa die französische Nation die Huldigungen der slavischen Völker aufnimmt, ohne sie je von Herzen thätig zu erwidern oder sich nur mit wirklicher Neubegierde in diese fremden Volksseelen zu vertiefen. Freundlich hat man sie aufgenommen, wie einst die bayerischen und württembergischen Regimenter in die napoleonische Armee, sich gewärmt an ihren Huldigungen, sich mütterlich gefreut an ihren schüchternen Versuchen. Das Erstarken der Talente aber, heroische Figuren wie Maeterlinck, Verhaeren, De Coster, Lemonnier haben im belgischen Nationalgefühl da einen gewissen Wandel geschaffen; die Selbstbesinnung wurde in den Belgiern geweckt, die ihre Eigenart, ihre bodenständige Kunst zu empfinden begannen und stolz in Brüssel blieben, statt nach Paris zu gehen, und in Frankreich entstand eine leise ansteigende und nun kaum mehr verhaltene Mißstimmung gegen die „Gäste". Denn seit zehn Jahren sitzen diese Belgier nicht mehr, wie früher, ganz unten am Tisch der Erfolge, sondern haben mit ihren starken Fäusten und ihrem gesunden Appetit sich breit nach vorn gedrängt. Ungern sieht die französische Eitelkeit, daß die ersten Namen ihrer Literatur heute „barbarische" sind, die ein echter Gallier nur mit Zungenverrenkung aussprechen kann, erstaunt und mit ärgerlichem Unbehagen erkennen sie, daß Maeterlinck und Verhaeren sich Europa erobert haben, während all ihre neuen Dichter seit Verlaine mit ihren Erfolgen auf Frankreich, eigentlich sogar auf Paris, beschränkt bleiben. Nur so ist zu erklären, daß sich seit einigen Jahren, seit dem großen Erfolg im Ausland (besonders in Deutschland), in Frankreich ein sichtlicher Widerstand gegen Verhaeren bemerkbar gemacht hat. Die großen Zeitungen verschweigen ihn, die Theater sperren sich seinen Stücken, man hütet sich, ihn unter den nationalen Größen mitzuzählen, und in den kleinen Gesellschaften, an den Kaffeehaustischen kann Jeder, ders gerade will, hören, daß Verhaeren nicht Französisch könne und sein Reim, sein Rhythmus einfach jämmerlich sei. In Deutschland glaubt man, Verhaeren sei ein in Frankreich sehr berühmter Dichter. Nirgends ist er

es weniger als dort; und wie heftig, wie kräftig der innerliche Widerstand gegen ihn sich äußert, habe ich selbst aus den Angriffen lernen können, die der französischen Ausgabe meines Buches über Verhaeren („Mercure de France") gewidmet waren und die mit heiliger Erbitterung dagegen protestirten, daß über eine so gleichgiltige Erscheinung in so ausführlicher und begeisterter Form geschrieben werde, während es in Frankreich doch Dutzende von Dichtern gebe, die bedeutender und werthvoller für die lateinische Rasse seien. (Ich nenne keine Namen.) Verhaerens große Natur, unbekümmert um Angriffe und stolz auf den Erfolg in Deutschland, will nun mit der Thatsache dieser Erstveröffentlichung in Deutschland klar bekunden, daß er sich vor Allem als Belgier fühle, „entre la France ardente et la grave Allemagne", in einer Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich, keinem Reich ganz zugehörig und beider Kulturen doch theilhaftig, der einen durch die Sprache, der anderen durch die Ideen und das kosmische Gefühl der Rasse verschuldet. Zum zweiten Mal zeigt er so den Belgiern öffentlich, daß nicht Paris, sondern Europa, nicht die lateinische Rasse, sondern auch die germanische ihm ersehnte Heimath sei. Das erste Mal geschah es durch das Vorrecht, das er meiner deutschen Ausgabe der „Helena de Sparte" (der bis heute das Original nicht gefolgt ist) in der Buchform ließ und Reinhardt vor Antoine mit der Aufführung betraute (ein Vorrecht, von dem er bisher leider noch nicht Gebrauch gemacht hat). Seine Absicht war damals und heute, Deutschland Dankbarkeit für das Verständniß und die Liebe zu zeigen, die er von uns in den letzten Jahren so reichlich empfangen hat. Die vom Insel-Verlag prächtig bereitete Erstausgabe seines neusten Werkes, die auf deutschen Pressen in Deutschland gedruckt wurde, ist ein öffentliches Unterpfand seiner Gesinnung. Dieses neue Buch, „Les heures du soir", das dritte der Trilogie, die mit den „Heures claires" und den „Heures d'après-midi" begonnen hatte, mit den heißen Versen des Verliebten, den gefestigten des Liebenden, bringt die Herbstblüthe dieser Liebe, die Gedichte der alternden Ehe, deren Schönheit längst sich aus dem Sinnlichen in das Seelische gesteigert hat. Vergeblich wird man den wilden, heroischen Dichter, den Visionär der „villes tentaculaires" darin suchen, den „großen Barbaren", wie ihn die Franzosen nennen, und nur den stillen, gütigen Menschen finden, der dankbar ist für jede noch so kleine Form der Liebe und Schönheit auf Erden, den stets Begeisterten, den eine Blume entzücken und ein Lächeln entflammen kann und der hier die zartesten Erinnerungen in kleinen Gedichten zusammenreiht, wie einen klingenden Bund silberner Schlüssel, die alle die erlesensten Heimlichkeiten der Liebe aufschließen. Schildern sie auch Gefühle des Alternden (die darum nicht minder lebensfreudig sind als die des Mannes, der durch dunkle Krisen erst zu seiner Reinheit gelangte), so ist dieses Altern doch keineswegs in seiner Kunst zu fühlen; unter den vierzig Gedichten dieses schön geordneten Buches sind einige, die zu den makellosesten seines Werkes gehören.

Wien. Stefan Zweig.

Aus Bergmanns Briefen.*)

Zwölfter Februar 1888. „Nur ein kurzer Bericht ist mir vor Abgang der Post noch möglich. Also um sechs Uhr achtunddreißig Minuten Ankunft. Der Bahnhof liegt ziemlich weit vom Hotel. Um sieben Uhr dreißig Empfang von der Frau Kronprinzessin. Sie bedauerte, daß ich den weiten Weg gemacht, da die Operation ja doch schon geschehen sei, dankte aber dennoch für meine Bereitwilligkeit; der Kronprinz erwarte mich, es gehe ihm ausgezeichnet, wie es ihm überhaupt mit Ausnahme der letzten drei oder sechs Tage stets vortrefflich gegangen sei. Ich trat ins Krankenzimmer. Der Kronprinz ergriff meine beiden Hände, drückte sie tief bewegt an sein Herz und wies mit glänzenden Augen auf Bramann. Sprechen kann er ja jetzt nicht. Um Elf ins Bett, um Acht wieder zum Kronprinzen, an dessen Bett ich bis Zwei gesessen habe. Dann etwas Speise und Wein genommen und zu Mackenzie, der mir Visite schon gestern abend gemacht hatte.

Seit zehn Tagen hat, wie ich jetzt durch die Erbprinzessin, durch die Diener und durch den hohen Patienten selbst weiß, die Athemnoth täglich zugenommen. Herr von Lyncker und Major von Kessel sowie die Kinder haben dringend um meine Berufung oder wenigstens die Zuziehung Bramanns gebeten. Alles vergeblich. Mackenzie hat gesagt, es sei noch viel Zeit. Er hat Das noch am achten Februar der Erbprinzessin gesagt. Zwei Nächte hat der Kronprinz nicht mehr schlafen können, er hat im Bett nach Luft ringend gesessen. Am Tage ist es besser gewesen. Indessen Mittwoch beim Diner hat er sich nach der Serviette gebückt und in dem selben Augenblick einen Erstickunganfall bekommen, daß er selbst gemeint: ‚Ich dachte, ich ersticke'. Immer noch haben die drei Aerzte gesagt, das Alles habe nichts zu bedeuten, es würde

*) Aus dem guten, sorgsam gearbeiteten und dennoch, auf seine besondere Weise, anmuthigen Buch, das, unter dem Titel „Ernst von Bergmann", Herr Arend Buchholz bei F. C. W. Vogel in Leipzig erscheinen ließ, ist in den Tageszeitungen schon Mancherlei veröffentlicht worden. Einiges aus der Zeit, die des Reiches erster Kronprinz als ein siecher Mann in Italien verlebte, soll aber auch hier eine Stätte finden. Was Bergmann (über dessen Wesensart Professor Schleich hier gesprochen hat) in seinen Briefen erzählt, ist Geschichte; ein wichtiges Kapitel neudeutscher Geschichte, dessen Hintergründe den Meisten heute noch immer unbekannt sind. Der große Chirurg ist in der Beurtheilung Mackenzies ungerecht; muß ungerecht sein. Er wußte nicht, daß dem englischen Laryngologen die Aufgabe gestellt war, dem Kronprinzen, mit allen erfindlichen Mitteln, das Leben zu erhalten, bis er die Krone aufs müde Haupt setzen und seine Witwe als Kaiserin zurücklassen könne. Deshalb durfte Mackenzie weder Bergmann noch Gerhardt dreinreden lassen. Die waren Aerzte; und er stand im Dienst persönlicher Politik.

wieder besser werden! Endlich am neunten Februar um neun Uhr kommt Mackenzie zu Bramann und sagt ihm: ‚Sie müssen gleich operiren'. Bramann antwortete, er operire nur, wenn er sich selbst von der Nothwendigkeit überzeugt. ‚Nun, so kommen Sie gleich zum Kranken.' Bramann war erstaunt: er fand die Athemnoth kolossal. Er wollte sich überzeugen, ob sie zu- oder abnehme. Der Kronprinz ging auf und ab und Bramann beobachtete ihn. Darauf bat Bramann um Absendung eines Telegramms an mich. Es ist neun Uhr zwanzig von Schrader aufgesetzt worden, aber erst um ein Uhr neun abgegangen. Immer schlimmer wurde es mit der Dyspnoe. Um ein Uhr sagte Mackenzie: „Ich lehne jede Verantwortung ab, wenn Sie nicht operiren". Bramann erklärte, noch warten zu wollen, bis von mir Antwort da sei. Um drei Uhr mußte er operiren. Mackenzie, Krause usw. protestirten gegen das Chloroform; auch die Kronprinzessin sagte: ‚Unter keiner Bedingung gestatte ich Chloroform'. Da erklärte Bramann: ‚Dann operire ich nicht, ich bitte einen der anderen Herren, zu operiren'. Furchtbare Szene! Keiner will operiren; Jeder erklärt, er könne es nicht. Inzwischen ist Bramann zum Kronprinzen herangetreten und hat ihn beredet. Das letzte Wort nimmt nun der Kronprinz: ‚Operiren Sie mich gleich, ich gebe mich in Ihre Hände; operiren Sie so, wie Sie es für gut finden'. Nun beschwört die Kronprinzessin noch einmal, auf mich zu warten. Allein der Kronprinz drängt zur Operation. Gleich im Beginn der Narkose Ohnmacht, die aber schnell vorübergeht. Die Assistenz will nur Schrader übernehmen, Mackenzie und Hovell erklären, daß sie dazu außer Stande sind. Keiner will chloroformiren, da sie die Narkose für unerlaubt halten. Endlich entschließt sich Krause mit einem Protest gegen das Chloroform zum Halten der Kappe. In zwanzig Minuten ist Alles beendet. Mackenzie wird blaß und wankt; er muß schnell ein Glas Wein hinunterstürzen. Dann sagt er zu Bramann, er habe noch nie einen Chirurgen gesehen, der so vorzüglich operire wie er, und begiebt sich zu den im unteren Salon weinend dasitzenden Prinzen und Prinzessinnen. Alle, Alle rühmen Bramann, der mit eisiger Ruhe gehandelt hat. Prinz Heinrich sagt: ‚Bramann ist Zeit meines Lebens mein Freund geworden'. Alle dankten mir für diesen Menschen und Arzt. Die Kronprinzessin hat mir darüber geklagt, daß Bramann Chloroform gebraucht habe: Das sei doch ein großer Fehler gewesen. Ich sagte: ‚Kaiserliche Hoheit, es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn er nicht chloroformirt hätte'."

Dreizehnter Februar. „Graf Radolinski hat gestern Mackenzie gestellt und ihn gefragt: ‚Wie steht es mit der Prognose?' Darauf soll der große Laryngologe geantwortet haben: ‚Ich halte die Krankheit mit achtzig Prozent Wahrscheinlichkeit für Perichondritis, aber muß zugeben, daß die Diagnose Krebs zwanzig Prozent Wahrscheinlichkeit hat. Leider aber muß ich noch hinzufügen, daß die Perichondritis eine schwere ist, eine solche, bei der von hundert Kranken höchstens einmal einer oder zwei gesund werden!' ‚Halten Sie denn den Kronprinz für

verloren?' ,Ich glaube, er wird nur noch zwei Jahre zu leben haben.' Das hat Graf Radolinski mir und Bramann, die schweigend zuhörten, in ungeheurer Aufregung und Entrüstung erzählt.

Wie liebenswürdig die Natur des Kronprinzen ist, sollst Du doch noch heute erfahren. Als ich die Nachtwache antrat, schrieb er die Worte, die Du auf dem hier eingeschlossenen Zettel lesen kannst. (,Daß Sie die Nacht für mich wachen, macht mich unglücklich.') Ich sagte: ,Gestatten Sie mir, glücklich zu sein durch das Wenige, was ich zur Erleichterung Ihres Leidens thun kann.' Dann klopfte er mir auf die Schulter, behielt lange Zeit meine Hand in der seinen und sah mich feuchten Auges unverwandt an, bis er die Lider über seine müden Augensterne sinken ließ."

Vierzehnter Februar. „Um Achteinhalb große Konsultation. Zum ersten Mal eine sehr höfliche, aber auch scharf accentuirte Auseinandersetzung mit Mackenzie. Es zeigt sich nämlich hin und wieder Blut im Auswurfe; meiner bestimmten Ansicht nach läuft das aus dem durch und durch wunden Kehlkopfe hinab. Die andere Möglichkeit, daß die Lungen affizirt sind durch Ansaugung brandiger Theile aus dem Kehlkopfe, halte ich für ausgeschlossen, weil die Temperatur gestern abend 37,4, heute 37, die Respiration 20 und die Pulsfrequenz 64 waren. Mackenzie, der mir wieder sagte: ,Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß das Blut aus dem Kehlkopfe herabgeflossen ist', ging trotzdem zur Kronprinzessin und sagte ihr: ,Die Kanüle, die Professor von Bergmann nach seiner Ankunft eingeführt hat, ist zu dick und schlecht gekrümmt; sie reibt und macht so starke Friktionen, daß jetzt Blut herauskommt. Ich habe eine ungleich bessere aus London mitgebracht; ich werde Bergmann bitten, die einzuführen'. Noch ehe er aber mich gesprochen, sagt mir die hohe Frau: ,Ihre Kanüle kratzt, deshalb kommt Blut in den Auswurf'. Jetzt erst kommt Mackenzie zu mir mit seiner Kanüle, einem höchst unpraktischen, vor fünfundzwanzig Jahren von ihm konstruirten Instrumente, das damals schon, als es geboren wurde, veraltet war. Nun kam es zu der sehr höflichen, aber accentuirten Auseinandersetzung: ,Ich danke Ihnen für Ihr offenbar sehr freundliches Anerbieten, allein ich operire und lasse operiren nur mit den Instrumenten, die in meiner Praxis sich bewährt haben. Neue werde ich beim Kronprinzen nicht gebrauchen'. ,Aber ich lasse dieses vorzügliche Instrument schon fünfundzwanzig Jahre gebrauchen; sein Vortheil ist, daß es nie dabei blutet, bei Ihrem Instrument kommt ja aber Blut durch die Reibung in die Trachea!' ,Das Blut kommt nicht durch die Reibung, sondern, weil es zersetzt und dunkelbraun schon ist, aus dem höher oben gelegenen Geschwür im Kehlkopfe. Weil Ihr Instrument folgende Nachtheile haben kann, von denen Sie, wie Sie mir sagen, verschont geblieben sind, nämlich erstens unzweckmäßige, weil nicht anatomisch richtige Biegung, zweitens sein komplizirtes Schloß und drittens zu scharfe Ränder, darf es in meiner Klinik und meiner Praxis nicht gebraucht werden. Die Operation an Kaiserlicher

Hoheit gehört zu meiner Praxis, folglich darf nur eine von mir für gut gehaltene und erprobte Kanüle hier zur Anwendung kommen. Für die Güte der Instrumente leiste ich Bürgschaft.' ,Jawohl, die operative Behandlung ist ganz Ihnen anvertraut, ich will mich da nicht hineinmischen, ich wollte nur nicht versäumen, vor einem Unglück, das durch das Bluten kommen könnte, zu warnen.' ,Meinen besten Dank, hochgeehrter Herr Kollege, ich bin mit meinem Assistenten der Bekämpfung jedes Unglücks gewachsen.' Händedruck, Zähnefletschen, genannt freundliches Lächeln, von beiden Seiten.

Meine Einladung zum Lunch am gestrigen Tage wurde redressirt: es war nicht möglich, Alle zu placiren. Ich aß mit Bramann im Hotel und trank nachher ein Glas Rothwein mit dem Kronprinzen, der wieder mit seinen herrlichen Augen mich ansah, ach, ein Schmerz und Jammer für mich! Ich muß oft alle Energie aufbieten, daß er mir nicht Thränen ansieht. Bei der ersten Begrüßung war es so dunkel, daß er nicht sehen konnte, wie sie mir die Wangen herabliefen.

Fünfzehnter Februar. „Sir Morell Mackenzie sagte mir gestern abend, er wolle heute morgens reisen. Aber die Kronprinzessin bewog ihn, zu bleiben; er hat nun wieder vierundzwanzig Stunden zugegeben; es werden wohl noch mehr solcher Zugaben folgen.

Gott sei Dank: heute ist weniger Färbung des Auswurfs vorhanden, so daß der widerliche Streit um die Kanüle hoffentlich sich nicht wiederholen wird. In dem Ehrenkodex des jüngsten der englischen Barone steht ein Paragraph nicht, der in dem deutscher Aerzte obenan steht: sich nämlich zuerst unter einander zu einigen, ehe man die Angehörigen des Kranken herbeizieht, und, wenn man ihnen Mittheilungen macht, diese im Namen der erzielten Einigung zu machen. Sir Morell Mackenzie giebt gestern früh zu, daß es zunächst bei meiner Kanüle bleiben soll. Nur wenn die Blutung heftiger würde, werde er sich erlauben, noch einmal auf seinen Vorschlag zurückzukommen. Jetzt hört die blutige Beimengung auf; trotzdem läuft er zur Kronprinzessin, zum Großherzog von Hessen, zum Grafen Radolinski, überreicht Allen Zeichnungen seiner und meiner Kanüle und beschwört sie, sie möchten mich bestimmen, die seine zu nehmen. Und denk' Dir: alle Drei bitten mich darum! Zu meinem Glücke ist nun seit zehn Stunden die blutige Beimengung ausgeblieben, sonst würden sich schlimme Szenen abspielen. Ach, es ist schwer, wenn man ein verwöhnter Arzt gewesen ist, an dem das Vertrauen der Patienten hing, nun einmal die Rolle eines gegensätzlich beleumundeten Doktors zu spielen."

Sechzehnter Februar. „Obgleich bei der letzten Besprechung wir uns dahin geeinigt hatten, daß eine laryngoskopische Untersuchung nicht stattfinden solle, benutzte der ehrenwerthe Baronet doch die Gelegenheit seines Alleinseins mit dem hohen Patienten, um ihn zu laryngoskopiren. Da mir Das von der Dienerschaft verrathen wurde, stellte ich ihn abends zur Rede. Er behauptete, wie immer, mich nicht verstanden zu haben, und bat sehr um Entschuldigung. Nun einigten

wir uns so, daß ich ihn wiederholen ließ, was wir abgemacht hatten; es soll also erst um acht Tage wieder laryngoskopirt werden. Eben so fügen sich die beiden Engländer nicht meinen Anordnungen, die äußere Kanüle nicht anzurühren. Fortwährend rücken sie an ihr und fahren mit Hühnerfedern herein. Die behandelnden Aerzte sagen, nur in den drei letzten Tagen vor der Operation sei das Sputum blutig gewesen, daher könne unmöglich die jetzige blutige Färbung vom Kehlkopf kommen. Damit der Auswurf mikroskopisch untersucht werden kann, lasse ich ihn mir durch einen Kammerdiener ins Nebenzimmer bringen. „Schulz, wie lange hustet Seine Kaiserliche Hoheit solche Massen schon aus wie diese braune?“ „Seit dem fünfzehnten Januar, Herr Geheimrath, habe ich Das täglich mehrmals beobachtet; sie waren genau so fadenziehend, braun und dazwischen kleine schwarze Punkte wie geronnenes Blut.“ Was soll man dazu sagen? Ich glaube, die Sputa wurden immer weggeschafft, damit Schrader sie nicht zu sehen bekam. Ich kämpfe den Kampf gegen Lug und Trug jetzt in der Kanülenfrage weiter. Meine Kanüle wird nicht aufgegeben werden. Noch immer bleibt Mackenzie hier; ich auch.“

Sechzehnten Februar. „Meinem Brief von heute morgen muß schnell ein zweiter folgen. Der Auswurf aus der Kanüle wurde im Laufe des Tages immer reichlicher und rostbraun. Um elf Uhr hatten wir ein halbes Schnapsgläschen voll gesammelt und machten uns sofort an die mikroskopische Untersuchung. Fast in jedem Präparat fanden sich drei, vier und selbst acht deutliche konzentrisch geschichtete Kugeln. Ueberall große Plattenepithelien, die bekanntlich unter den Stimmbändern nicht vorkommen, und überall deren zwiebelförmige Schichtung, also Das, was man Krebskugeln oder Perlen nennt. Damit ist auch der allein ausstehende anatomische (histologische) Beweis für die Richtigkeit der Diagnose Gerhardts erbracht worden. Wir haben mehr als hundert Präparate gemacht und vier konservirt, um den Beweis in Händen zu haben. Krause hat den Fund, der mathematisch sicher ist, anerkannt. Ich schickte ihn zu Mackenzie und Hovell, um sie zur Besichtigung aufzufordern. Krause erklärte mir, die Beiden würden nicht kommen, weil sie sich kein Urtheil über mikroskopische Dinge erlaubten. Wenn irgendein Zweifel möglich wäre, würde ich nicht so bestimmt schreiben, wie ich es jetzt thue.

Mackenzie wohnt im Hotel Victoria in einem Zimmer neben der Erbprinzessin von Fürstenberg. Sie, die so ein Stück Souverainin von mir ist, eine geborene Prinzessin von Kurland, nach deren Ahnherrn ich meinen Namen Ernst trage, ist meine Freundin und erzählt mir, daß bis zwölf Uhr nachts Mackenzie die Korrespondenten empfange und ihnen bald Englisch, bald Deutsch diktire. Es kämen mehr als zwanzig Reporter verschiedener Zeitungen zu ihm. Sie warteten schon auf der Straße und im Hof auf ihn. Daher die im Ganzen ja richtigen Nachrichten und die Gemeinheit, die Störungen im Schlaf und das Husten auf die unzweckmäßige Form der in meiner Klinik gebrauchten

Kanülen zurückzuführen. In der gestrigen Abendkonsultation war von der Kanüle nicht mehr die Rede. Um Alle zu beruhigen, führte ich gestern eine Gummikanüle, die enger, kürzer und schärfer, also im mackenzieschen Sinne gebogen war, ein. Aber der hohe Patient war mit ihr, wie ich vorausgesagt hatte, unzufrieden. Er konnte den Schleim nicht so bequem und leicht auswerfen und Das verursachte ihm Beschwerden, so daß er schon nach sechs Stunden um die frühere Kanüle bat. Nur um zu zeigen, daß ich nicht eigensinnig war, sondern vollwiegend schwere Gründe für die Beibehaltung des Instruments hatte, habe ich die kleine Konzession gemacht."

Achtzehnter Februar. „Gestern abends hat Mackenzie zu mir geäußert, er müsse mich dringend bitten, mich um die Diagnose der Krankheit und die Behandlung des kranken Kehlkopfes nicht zu kümmern: Das sei ausschließlich seine Sache. Sehr ruhig setzte ich Dem gegenüber auseinander, daß es die Behandlung jeder Operationwunde, vollends die einer Tracheotomiewunde, vom Chirurgen erheische, sich um den ganzen Menschen zu kümmern: ich könne nicht blos ein Stück Darm bei einem eingeklemmten Bruch behandeln, ohne mich um den ganzen Darmkanal bis zum Magen hinauf zu kümmern; eben so wenig kann ich ein Stück der Luftwege behandeln, ohne mich um den ganzen Athmungapparat vom Kehlkopf bis zu den Lungen zu kümmern. Ich würde mich fern davon halten, mit ihm in eine Diskussion über die Diagnose der Krankheit und über ihre Behandlung zu treten, aber untersuchen würde ich dann, wenn ich es für nöthig hielte, ganz bestimmt. Eben so stünde ich zu seiner Untersuchung: ich hätte sie nicht für nöthig zum Nutzen des Kranken gehalten; doch würde ich ihm niemals Schwierigkeiten bereiten, so oft er untersuchen wolle, nur verlangte ich, daß er seinen Wunsch vor den zweimal täglich zur Konsultation zusammentretenden Aerzten äußere, damit, wenn einer, etwa der Operateur, den ich im Augenblick durchaus für die Hauptperson ansehen müsse, die Untersuchung für schädlich hielte, er seine Gründe für seine Ansicht vortragen könne. Mehr als eine halbe Stunde dauerte diese von Mackenzie mit zitternder Stimme und leichenblassem Gesicht geführte Diskussion, ehe er mir zugab, daß er es künftig so halten wolle, wie ich vorgeschlagen, obgleich er darin eine Schmälerung seines Rechtes sehe; um nicht Streit zu haben, wolle er sich fügen. Wie lange er sich fügen wird? Ich weiß ja, daß ich, um es nicht zu Szenen kommen zu lassen, nachgeben muß, aber ich versuche wenigstens, mein Möglichstes zu thun, um diesen entsetzlichen Kollegen in den Grenzen des ärztlichen Anstandes zu halten, die er in wahrhaft cynischer Weise täglich in der Presse überschreitet."

Dreiundzwanzigster Februar. „Heute morgen, da die Beschaffenheit des Auswurfes wieder recht schlecht war, konnte ich nicht länger zögern. Ich bat die Frau Kronprinzessin, mich allein zu sprechen. Sie ließ mich in den Garten rufen und über eine Stunde dauerte unser Gespräch. Endlich fanden meine Worte Gehör. Gerhardt und Schröt-

ter wurden abgelehnt; da nannte ich Kußmaul. Er wurde acceptirt. Die Kronprinzessin trug mir auf, den Aerzten das Wort abzunehmen, mit keinem Reporter über diese Berufung zu sprechen, ehe Kußmaul da ist. Das habe ich gethan; auch Mackenzie legte seine Rechte in die meinige. Als ich zu Ende war und entlassen wurde, rief sie mich noch einmal: ‚Ich kann nicht Dem zustimmen, was Sie gesagt haben; Sie hätten Vieles nicht sagen sollen und dürfen, aber Sie meinen es ehrlich!' Und ich bekam ihre Hand zum Kuß."

Vierundzwanzigster Februar. „Heute früh erlebte ich einen großen Triumph. In der Nacht war wieder sehr viel blutiger Schleim ausgeworfen worden. Hovell, der die Wache hatte, hatte gegen unsere Abmachung die kleine mackenziesche Kanüle eingeführt, dann wieder herausgenommen und wieder eine neue eingeführt, bis der Kronprinz gebeten, ihn nicht weiter zu quälen. Da, heute, in der Visite trat Mackenzie auf mich zu mit folgenden Worten: ‚Ich habe mich überzeugt, daß Ihre Kanüle besser ist als meine, und bitte Sie, die Ihrige wieder einzuführen'. Ich antwortete ganz freundlich: ‚Probiren geht über Studiren; ich werde Ihren Wunsch erfüllen'. Er dankte mir für meine Liebenswürdigkeit und war dann Zeuge, wie nach Wechsel der Kanüle der Kronprinz aufschrieb: ‚Diese Kanüle ist viel besser, bitte, lassen Sie das Wechseln und entscheiden Sie, daß ich diese behalte'. Dabei reichte er mir die Hand. Ich habe meinen Triumph ohne einen schnöden Blick, als ob er ganz selbstverständlich wäre, wie er es ja auch ist, hingenommen. Dann beschlossen wir, Kußmauls Ankunft abzuwarten. Außerdem habe ich das seltene Glück gehabt, daß heute ein guter Tag gewesen ist und faktisch nach Einführung meiner Kanüle viel weniger Husten und Blutfärbung des Auswurfs folgten. Beim Hinaustreten aus dem Hotel stand die Kronprinzessin vor mir und redete mich an: ‚Der Kronprinz schläft und hustet unter Ihrer Kanüle weniger als gestern'. Dann ging sie weiter; ich sagte aber nichts als: ‚Das ist eine gute Nachricht'."

Achtundzwanzigster Februar. „Die Lungen hielt Kußmaul noch für frei, erklärte aber der Frau Kronprinzessin, daß der allgemeine Zustand des Kronprinzen jetzt viel mehr Objekt einer ärztlichen Thätigkeit sein müsse als das hoffnunglose Kehlleiden. Das habe sehr schwere Rückwirkungen auf den Gesammtorganismus gehabt; diese zu bekämpfen respektive zu mildern sei die Aufgabe der ärztlichen Kunst. Das für mich wichtigste Resultat der Unterredung war, daß die Frau Kronprinzessin Sonntag uns Beiden, Kußmaul und mir, erklärte: ‚Wenn Sie Recht haben, und in vierzehn Tagen der Kronprinz sich nicht erholt hat, so will ich selbst darum bitten, nach Deutschland zurückkehren zu können'. Darauf versprachen wir, in vierzehn Tagen wiederzukommen. Mir schien es, als ob Kußmauls ruhiges und doch so bestimmtes und dabei durch seine Erscheinung ehrwürdiges Benehmen Eindruck auf die Kronprinzessin machte. Am Abend darauf sagte sie aber zu einer vornehmen Dame: ‚Ich glaube an Professor Kuß-

mauls Meinung gar nicht, es ist ein altersschwacher Mann aus einer ganz veralteten Schule'.

In dem ernsten Gespräch mit der hohen Frau am Dreiundzwanzigsten hatte ich gesagt, daß ich nicht mehr als höchstens ein halbes Jahr Leben dem Kronprinzen geben könne und daß ich deshalb die Beurtheilung seines Gesammtleidens durch einen erfahrenen, allgemeine Krankheiten behandelnden Arzt, nicht durch Spezialisten wünsche, und: Das Kehlkopfleiden ist einer weiteren örtlichen Behandlung kaum mehr zugänglich, die Tracheotomiewunde ist geheilt, jetzt ist das Urtheil des inneren Klinikers maßgebend. Am anderen Tag läßt mich die Frau Kronprinzessin rufen und sagt: ,Sie meinten gestern, die Wunde sei geheilt, also an ihr nichts zu machen'. ,Glücklich ist die Wunde so schnell vernarbt, sie bedarf in der That keiner weiteren Nachhilfe.' ,Da es so ist, werden Sie wohl bald reisen und Bramann mitnehmen.' Nun mußte ich ihr auseinandersetzen, daß leicht um die Kanüle herum sich Störungen, die chirurgische Hilfe brauchten, entwickeln könnten und daß die beiden englischen Aerzte erklärt hätten, sie verstünden nur mit ihrer Kanüle umzugehen, nicht mit meiner. Ich müsse also durchaus bitten, daß Kaiserliche Hoheit Bramann zum Bleiben aufforderten. Nach langem Gespräche gab sie zu, diese Nöthigung einzusehen. Nachdem ich gemeldet, daß Kußmaul eingetroffen, hieß es: Mackenzie wünsche, daß Kußmaul nur die Lungen untersuche und nicht den Kehlkopf; er wolle diesen Theil Keinem anvertrauen und so weiter. Lange Verhandlungen, bis Mackenzie nachgab. Kußmaul untersuchte und fragte dann erstaunt: ,Kann man da noch zweifeln?'

Ein Theil dieser Verhandlungen ist schriftlich geführt worden. Ich bewahre den Brief der Kronprinzessin als ein wichtiges Aktenstück: ,Die chirurgische Behandlung der Wunde ist längst beendigt; ich habe schon seit acht Tagen Mackenzie gebeten, seine Kehlkopfbehandlung streng durchzuführen, damit er Zeit hat, sich zu überzeugen, daß sie nicht hilft'."

Am siebenundzwanzigsten Februar sagte mir die Kronprinzessin: ,Mackenzie will mit seinen Mitteln gegen die Perichondritis nicht anfangen, so lange Sie dabeistehen. Er nimmt es sehr übel, daß ein Arzt, den er für Kehlkopfkrankheiten als einen Spezialisten nicht anerkennt, dabei sein soll wie eine Art Kontroleur. Er hat mir gesagt, daß, so lange Sie da sind, er nicht gut beginnen könne'. ,Gut, Kaiserliche Hoheit, ich werde nicht dabei sein.' ,Ja, Das genügt nicht, Sie haben ja Alles erreicht, was Sie wollten: Kußmaul ist gekommen, nach vierzehn Tagen sollen Sie wiederkommen, jetzt nehmen Sie mir doch nicht durch Ihr Bleiben die Hoffnung, daß Mackenzie doch noch meinen Mann kurirt; ich fürchte, er geht fort oder kommt gar nicht zur Konsultation, wenn Sie bleiben.' ,Zu Befehl, ich werde in Berlin um meine Abberufung bitten.' (Des Kaisers Befehl zwang ihn, in San Remo zu bleiben.)



Kartelle.

Ueber Monopole denkt man in Deutschland anders als in Amerika. Die amerikanischen Demokraten möchten die Massen in weiterem Umfang an den Gewinnmöglichkeiten betheiligen. Dabei wird gern mit sittlichen Begriffen operirt, weil sie am Stärksten wirken. In Deutschland hat man den Respekt vor begünstigten Wirthschaftgebilden noch nicht verloren. Bei uns ist Alles kleiner; auch das dem Moralgebot widersprechende Handeln. Und das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb schützt vor allzu jähen Missethaten. Die Centrale für Spiritusverwerthung ist die kräftigste Verkörperung des Monopolgedankens im Deutschen Reich. Dieses Kartell hat, gefördert durch eine ihm günstige Gesetzgebung, alle Außenseiter nach und nach unter seine Gewalt gebracht. Den größten Triumph erlebte der Spiritusring, als die Ostdeutsche Spritfabrik sich ihm einfügen ließ. Sie hatte, unter der geschickten Führung Wilhelms Kantorowicz, als stärkstes Bollwerk der Außenseiter gegolten. Jetzt hat auch die Gruppe der Vereinigten Nord- und Süddeutschen Spritwerke und Preßhefefabrik Bast in Berlin-Lichtenberg sich unterworfen. Zu diesem Concern gehören auch die Firmen Macholl und Riemenschmid in München, Jacoby in Regensburg und Augsburg, die natürlich mit geschluckt werden. Das selbe Schicksal hatten mehrere norddeutsche Spritfabriken. Die Herrschaft der Spirituscentrale ist fürs Erste gesichert. Das neue Steuergesetz hat die Einigung natürlich beschleunigt. Ob die Konsumenten sich vor dem vervollständigten Monopol williger beugen werden, als sies vor dem lückenhaften Kartell thaten? Bei den Destillateuren ist von Entsagung noch nicht viel zu spüren; man hört von dem Plan, einen großen „Ring der Abnehmer" zu bilden, der sich dem Produzentenkartell entgegenstemmen soll. Eine Schutzgenossenschaft besteht schon: der Verband deutscher Spiritus- und Spirituoseninteressenten, der die Mehrzahl der deutschen Destillateure umschließt; aber erfolgreichen Widerstand könnte nur die Gemeinschaft aller großen Konsumenten leisten. Durch den Einfluß auf die Spiritusbrennereien, der jede Möglichkeit feindlichen Angriffes ausschließt, hat das Spirituskartell seine Stellung gegenüber den Destillateuren wesentlich verbessert. Schon ist der Vertrag fertig, der die Destillateure dem Ring angliedern soll. Im Juni 1911 wurde er der Generalversammlung der Destillateure vorgelegt, die ihn zunächst den einzelnen Verbänden im ganzen Reich zur Prüfung überwies. Nach deren Aeußerung sollen die Verhandlungen mit der Centrale wieder aufgenommen werden.

Monopole leben von der Schwäche ihrer Gegner. Der Spiritusring hätte sich nicht schließen können, wenn die Außenseiter die Macht über die Chancen des Absatzes behalten hätten. Das Branntweinsteuergesetz steigerte aber die Lasten so sehr, daß die Selbständigkeit nur auf Kosten der Rentabilität zu erhalten war. Die Centrale weiß, daß die Destillateure die Einengung des Absatzes beklagen. Ginge es nur

nach dem weisen Wort Buschs: „Wer Sorgen hat, hat auch Liqueur“, so müßte heutzutage sehr viel Trinkbranntwein konsumirt werden. Dennoch wird über Absatzmangel geklagt; und versucht, den Geschmack am Branntwein wieder zu beleben. Das hofft man durch die Fixirung eines Mindestprozentsatzes von Alkohol für Trinkbranntwein zu erreichen. Voraussetzung dieser Norm ist der Abschluß eines Bündnißvertrages mit den Destillateuren. Sind sie unabhängig, frei von der Kontrole durch die Centrale, so können sie „mischen“, wie es ihnen gefällt. Doch die Destillateure sind harten Sinnes und müssen durch stärkere Künste gewonnen werden: durch Rabatte und Vorzugpreise für die Abnehmer der Centrale. Wer nicht zum Verband gehört, soll höhere Preise für Sprit zahlen; und dem Großdestillateur, der mindestens 20000 Hektoliter im Jahr bezieht, wird ein Preisaufschlag, den die Centrale einführen will, mit Zinsen zurückgezahlt. Wenn die Vortheile der Unterwerfung von der Größe des Konsums abhängig gemacht werden, ist den kleineren Betrieben das Todesurtheil gesprochen. Selbst mit Schleuderpreisen wäre eine Existenz nicht zu vertheidigen, die „normalen“ Bedingungen, wie sie der Spiritusring vorschreibt, sich nicht unterwürfe. Die Centrale erklärt: „Wir wollen die Lage des Destillationgewerbes bessern, indem wir einem unwirthschaftlichen und ruinösen Wettbewerb, der mit schlechter Waare und unzulänglichen Preisen arbeitet, ein Ende bereiten“. Man kann sich kein besseres Programm denken. Schlimm ist nur, daß die Gegenleistung für die Sanirung in der Preisgabe des eigenen Willens besteht. Die Nothwendigkeiten, die man bei den großen Montanverbänden findet, binden die Spirituscentrale nicht; bei ihr handelt sichs um ein Monopol, das nicht nur vernünftige Preispolitik treiben, sondern die Gegner vernichten will. Unbotmäßigkeit oder gar Durchbruchsversuche werden mit harter Faust abgewehrt. Das ist die amerikanische Methode.

Einen ganz anderen Typus erkennen wir in dem österreichischen Petroleumkartell. In der galizischen Petroleumindustrie ist es, in Folge der Vorherrschaft gut gerüsteter und leistungfähiger Raffinerien, in Folge eines hitzigen Gründungfiebers und, nicht zuletzt, wegen des Vordringens der amerikanischen Standard Oil Company, zu einer Desorganisation des Marktes gekommen. Die dem großen Kontingent überlegenen Gesellschaften, wie die Limanowa und die Vacuum Oil Company, haben ihren Absatz forcirt und sich deshalb gegen jede Bindung an eine bestimmte Menge der Produktion gesträubt. Bekannt ist, wie der Widerstand der amerikanischen Gesellschaft gebrochen wurde. Man sperrte ihr die Eisenbahn und lähmte sie durch die Beeinträchtigung des Transportes. Andere Raffinerien hielten die schrankenlose Konkurrenz für das einzig wirksame Mittel zur Wahrung der Rentabilität. Solche Outsider lassen sich nicht gern zu Verpflichtungen zwingen; und manches Versprechen wird durch die Uebermacht der freien Konkurrenz vernichtet. Auch in Deutschland weiß man, daß es Konventionen gab, die sicher nicht ihrer Bedingungen wegen da waren.

Die wurden einfach ignorirt. Die Preise aber wurden der jeweiligen Situation angepaßt. Jedes Werk richtet sich nach seiner eigenen Verfassung. Der Konsument hat den Vortheil, daß er, je größer die Unordnung im Bereich der Produktion ist, desto billiger kaufen kann. Da er dem Produzenten aber ausreichenden Absatz nicht zu garantiren vermag, rächt sich schließlich jede Preisschleuderei. Dem österreichischen Petroleumkartell fehlt der Mörtel des Monopols. Während beim Spiritusring die Centralleitung über die viertausend Mitglieder herrscht, ist das österreichische Syndikat vom guten (oder bösen) Willen einzelner Gesellschaften abhängig. Paßt Denen die Organisirung des Verkaufes (Regelung der Preise und des Absatzes durch Begrenzung der Menge und des Marktes) nicht mehr, so haben sie die Möglichkeit, das Kartell zu kündigen. Je nach dem Quantum, über das die Opponenten verfügen (die Dimensionen beginnen bei 100000 Doppelcentnern), ist die Kündigung auf mehr oder minder starke Gründe zu stützen. Bei einem Maximum von Doppelcentnern brauchen überhaupt keine Gründe mehr angegeben zu werden. Solcher Zusammenschluß ist natürlich nicht sehr dicht. Als der deutsche Petroleumtrust, von dem ich hier schon sprach, geschaffen wurde, betheiligten sich auch österreichische Gesellschaften („Trzebinia“ und „Austria“). Das mußte auffallen; die galizische Petroleumzone sah ja nicht günstig aus. Die Unternehmer wiesen aber auf die Wahrscheinlichkeit einer Sanirung des österreichischen Petroleummarktes, die erweisen werde, wie nützlich der Erwerb solcher Raffinerien sei. Das Petroleumkartell müßte diese Hoffnungen erfüllen, denn durch seine Wirksamkeit sollen ja die neuen Existenzbedingungen für die galizischen Petroleumgesellschaften gesichert werden. An seinem Erfolg ist also auch deutsches Kapital interessirt. Daß die Gesellschaft Limanowa schon mit einer starken Ueberschreitung des Kontingents in den Verband eintrat, hat dessen Gedeihen nicht gerade erleichtert. Die 45000 Doppelcentner, die ein Mitglied über sein Quantum hinaus verkauft hat, müssen irgendwie eingebracht werden, da sonst die Rechnung nicht stimmt. Wer trägt also den Schaden? Man braucht ja nicht unter allen Umständen und um jeden Preis Kartelle zu gründen. Als Nothprodukte haben sie selten ein beneidenswerthes Leben.

Wie schwer es ist, Wünsche und Neigungen verschiedener Herkunft in den Bann einer Konvention zu zwingen, lehren die jüngsten Erfahrungen des brüsseler „Zuckerbundes“. Ich erzählte hier, daß Rußland den Antrag gestellt habe, sein Exportkontingent von 200000 auf 500000 Tonnen zu erhöhen. Begründet wurde das Verlangen mit dem Mißerfolg der mitteleuropäischen Zuckercampagne und den Folgen, die sich daraus für einen Großproduzenten ergeben. Gegen die russische Logik ließ sich wenig, gegen den Versuch, die Konvention zu lockern, Manches einwenden. Trotzdem war schroffer Ablehnung ein Kompromiß vorzuziehen, weil die brüsseler Konvention nicht gefährdet werden darf. Wie ists nun gekommen? England hat erklärt, es werde (im September 1913) aus der Konvention scheiden, wenn man Rußland die

verlangten 500000 Tonnen nicht bewillige. Das ist eine Fanfare, die das Papiergemäuer des Vertrages von Brüssel umblasen kann. Der schlaue Brite will die Fesseln der Konvention abstreifen, die ihm den Bezug des billigen russischen Prämienzuckers erschweren. Die alte Geschichte: Kartelle sind nur so lange gut, wie sie allen Betheiligten jeden Wunsch erfüllen. Man will die Freiheit in der Abhängigkeit. Nur der Schwache muß sich gefallen lassen, in völlige Freiheit gesetzt zu werden. Sollen die zur Konvention vereinten Länder sich nun bedingunglos dem Zarenreich unterwerfen? England hat nie für Andere gefochten, wenn der Kampf nicht ihm selbst Vortheil verhieß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 16. Dezember 1911.

Paralipomena.

Die Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stimmenzuwachs verheißt, hüten sich, jetzt schon einen Personenwechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Jesus den Frommen, ihr Hort, ihre Zuversicht ist. Vor vierzehn Tagen ist dieser Satz hier gesprochen und seitdem durch manches Symptom als richtig erwiesen worden. Schon die Vorstellung, der Herr Ordinarius könne noch vor der Weihnacht dem Auge entschwinden, hat die Ungeberdigsten verhöflicht. Grimme Wölfe, die den fünften Kanzler so lange wüthend umheulten, begnügen sich heute mit mildem Gebrumm; und die vorgestern Ungeduldigen haben die Hoffnung angedeutet, den Mann, der ihnen das Wahlgeschäft machen soll, noch für ein Weilchen auf seinem Magisterstuhl zu sehen. Natürlich: das Streben, Bourgeois und Lohnarbeiter, die Vertheidiger und die Bedränger der Kapitalistenfestung, zu starken, felddienstfähigen Bataillonen zu einen, würde sinnloses Knabenspiel, wenn vor dem Blick der bunten Schaar sich nicht mehr Herr von Bethmann aufreckte, sein (beseufzter oder belächelter) Name nicht, wie ein Werberfähnlein, von allen Kreuzwegen Rekruten herbeiwinkte. „Nur jetzt noch soll er uns bleiben; sonst wären alle Schlagwörter, alle sorgsam gestanzten Blechmarken morgen entwerthet uud der Aufwand vieler Monate fruchtlos verthan." Ob er die Ursache der Sänftigung ahnt oder, wie bisher stets, verkennt, was sich rings um ihn regt? Noch scheint ihm um seine Gottähnlichkeit nicht bang. „Die Mittheilungen, die in der Schlußsitzung des Reichstages

der Reichskanzler über die deutsch-englischen Auseinandersetzungen während der Marokko-Verhandlungen gemacht hat, haben im nationalen Sinn einigend gewirkt. Das Trugbild einer schwachmüthigen Haltung unserer Diplomatie mußte angesichts der öffentlich bekannt gewordenen Einzelheiten der diplomatischen Vorgänge zerfließen. Mit mehreren Fabeln über deutsch-englische Vorkommnisse haben die in der Budgetkommission und im Plenum des Reichstages ertheilten Auskünfte aufgeräumt." Das ist ein Pröbchen der Lobhudelei, die Herr von Bethmann aus der Gesindestube ins Reich schleppen läßt. Um zu beweisen, daß nur Tröpfe, in deren taubes Ohr die Weisheitsprüche der Salomo und Boëtius nie drangen, ihn für einen Philosophen ausgeben konnten? Si tacuisset! Dann brauchte man sich mit dem eklen Kram fürs Erste nicht mehr zu beschäftigen; könnte ich bei dem Urtheil bleiben, daß die einstweilen letzte Rede des Kanzlers zwar nur rasch verhallende Wortschälle bot, als Parlamentstaktikerleistung aber (Samiel-Hammann darf sich seiner old parliamentary hand rühmen) höher stand als je eine von ihm gehaltene. Das geht nun nicht mehr. So dreister Versuch, wieder die Wahrheit zu tünchen, darf nicht hingenommen werden. Der im Sommer, im Herbst mit erfreulicher Offenheit ausgesprochene Tadel war ungerecht, ward als ungerecht erkannt und aus reumüthiger Andacht blickt die Nation zu ihren Geschäftsführern auf? Solche Behauptung wäre eine ruchlos fromme Lüge. Die Vertreter des deutschen Volkes sind wie naseweise Bengel behandelt worden, denen man das Dreinreden mit allen erreichbaren Mitteln zu verleiden trachtet. Als ihnen die franko-deutschen Verträge vorgelegt wurden, ließ der Kanzler ihnen nicht einmal die zu flüchtiger Prüfung nöthige Zeit. (Wer nicht wenigstens die vier Gelbbücher über die Affaires du Maroc, die Geschichte des anglo-scherifischen Verkehrs und der Kongostaatenbildung durchaus studirt hat, dürfte über den Gegenstand gar nicht mitsprechen.) Was ihnen in der Kommission gezeigt wurde, war unvollständig oder künstlich gefärbt. Und als sie das Urtheil letzter Instanz zu fällen hatten, waren ihre Koffer gepackt und ihre Wünsche eilten in die Wahlkreise, zu deren Durchpflügung vor der Feststille nur ein paar Tage blieben. Ward irgendwo je die Beantwortung einer für die Volkszukunft ungeheuer wichtigen Frage mit so bewußter Absicht erschwert? Am ersten

Morgen mußte der Reichstag Alles erfahren, was ihm, ohne Gefährdung deutscher Interessen, gesagt werden konnte; und nicht in seiner letzten Dämmerung durfte er zum Endspruch berufen werden. Wer mag denn noch ernstlich arbeiten, wer auch nur ausführlich reden, wenn er weiß, daß er morgen nicht mehr Abgeordneter ist und Alles, was Hirn, Lunge und Zunge zu leisten vermag, aufbieten muß, um sich wieder in die Glorie des M. d. R. zu heben? Trotzdem hat kein Führer einer großen Fraktion am fünften Dezember gesagt, seit dem neunten November seien ihm Thatsachen bekannt geworden, unter deren Wucht sich die Meinung gewandelt habe: nicht ein einziger. Manches Trugbild ist „zerflossen“, mit mancher Fabel „aufgeräumt“ worden; die aber waren nicht von den Gegnern der Firma Bethmann & Kiderlen gemalt und ersonnen, sondern unter staubigen Amtsdächern entstanden. Und keine Mittheilung des Kanzlers hat „im nationalen Sinn einigend gewirkt“.

Welche denn? „Wir wollten und mußten mit Frankreich allein verhandeln.“ Nicht einen Tag lang hat Herr von Bethmann mit Frankreich allein verhandelt. Immer haben die Botschafter Francis Bertie und Paul Cambon mitgewirkt; der Kanzler sagt selbst: „Frankreich stand (Sir Edward Grey hat Das mitgetheilt) während des ganzen Verlaufes der Verhandlungen in intimem Meinungaustausch mit England und erbat bei allen Fragen, die englische Interessen berühren konnten, Englands Rath.“ Am siebenundzwanzigsten Juli ließ die berliner Regirung den Staatssekretär Grey, „dessen große Loyalität sich so oft bewährt hat“, durch den Botschafter um „eine öffentliche Erklärung“ bitten, „daß England einen erfolgreichen Abschluß der deutsch-französischen Unterredungen gern sehen würde“; dadurch (stand in dem aide-mémoire) könne Frankreich beruhigt und eine rasche Verständigung ermöglicht werden. Eine fast demüthige Bitte um britische Vermittlung; fünf Tage nach der unverschämten Rede des Schatzkanzlers Lloyd George. Welchen Werth hat danach die Behauptung, Deutschland habe mit Frankreich „allein“ verhandelt? „Wir mußten auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs Rücksicht nehmen.“ Das sagt ein Kanzler des Deutschen Reiches. Und ist noch im Amt. Die Oeffentliche Meinung des Landes, das ihn bezahlt, dessen Geschäfte er (leider) führen darf, verkümmert ihm keine Viertelstunde; nur auf die Frankreichs

muß er „Rücksicht nehmen". Vielleicht hat schon ein Nachfolger Bismarcks so gedacht; keiner war so entschüchtert, daß er Solches auszusprechen wagte. Ein Brite, Franzose, Russe, Japaner oder Türke, ein Serbe sogar könnte nie wieder vor das Parlament hintreten, dem er diesen Satz zugemuthet hätte. Der Deutsche, der ihn über die Lippe ließ, wird nicht vom Geheul zorniger Scham ins Dunkel gescheucht; kann sich vier Tage danach mit der Behauptung brüsten, seine Rede habe „im nationalen Sinn einigend gewirkt". Er schickt ein Kriegsschiff nach Agadir: und läßt sein Handeln dann „insbesondere von der Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs" bestimmen. Er will, um jeden Preis, mit Frankreich allein verhandeln: und erfleht, fünf Tage nach einer vorbedachten, weithin widerhallenden britischen Insolenz, Englands Beistand. „Ueber den Abschluß der Verhandlungen hat uns England amtlich seine Befriedigung ausgesprochen." (Natürlich: den Abschluß auf dieser Basis hatte es stets gewünscht; hätte es schon im Mai den Parisern empfohlen.) „Und trotz Alledem hat sich ein Zustand entwickelt, der englischen Augen einen Krieg gegen uns nahrückte." (Weil englische Ohren nicht glauben mochten, daß Deutschland eines heißen Eierkuchens wegen solchen Lärm mache. Weil die Leute der Wilhelmstraße auf eine höfliche Frage drei Wochen lang keine Antwort gegeben und dadurch die Annahme erzwungen hatten, ein ungemein großes Planen solle verschleiert bleiben.) „Wenn sich alle Lager so heiß laufen, muß die Maschine irgendeinen Defekt haben." An seinen Bildern sollt Ihr ihn erkennen. Die ähneln denen der winzigsten Schreiber. „Der Starke braucht sein Schwert nicht im Mund zu führen." Ein gräulich dürrer und krummer Gedankensplitter. Ist das stählerne Kriegswerkzeug gemeint: wie sieht das Maul aus, zwischen dessen Zähnen auch nur eines Knaben Säbel Platz fände? War das Wort metaphorisch angewandt: wie sichts in dem Kopf aus, der dem Starken das Schwert der Rede versagt? Von solchen Katachresen wimmelts in den Reden des huckebeinernen Kanzlers. Eine Gesammtheit, deren einzelne Theile gemeinsamem Zweck dienende Arbeit leisten, nennt der Techniker eine Maschine. Dient die Arbeit der Auswärtigen Aemter in London und Berlin dem selben Zweck? Nein. Dennoch spricht Herr von Bethmann von einer Maschine, deren Lager „sich" heiß laufen und deren londoner Theile den in Berlin bedienten

die Arbeit erleichtern müßten. „Von Bismarcks Bildern, Tropen, Metaphern wird zu viel geredet. Hohenfinow liefert mindestens eben so gute Sorten wie Varzin“. Noch herrlicher sind aber die ins Historisch-Politische langenden Sätze. Aus drei Reden drei Proben. Neunter November: „Die Voraussetzung der Algesirasakte war ein selbständiger, das Land thatsächlich beherrschender Sultan, im Stande, die vorgesehenen Reformen durchzuführen.“ Hat dieser unwahrscheinlichste aller Kanzler die Akte jemals gelesen? Ihre Voraussetzung war ein unselbständiger, machtloser Sultan, der unter Vormundschaft gestellt und zur Durchführung der Reformen (Polizei, Finanz, öffentliche Arbeiten, Zoll, Steuer, Contrebande) gezwungen werden konnte. Zehnter November: „Wie können Sie behaupten, der Zug der Italiener nach Tripolis sei eine Folge von Agadir!“ Wie können Sie, Herr von Bethmann, es auch nur eine Sekunde lang leugnen? Der franko-italische Vertrag (Delcassé-Prinetti) bestimmt, daß Frankreich in Marokko nicht von den Italienern, Italien auf dem Balkan, in Tripolis und der Kyrenaika nicht von den Franzosen gestört werden solle. Als die berliner der pariser Regirung die Möglichkeit bot, Marokko als eine Provinz der Republik einzugliedern, mußte Italien flink die Annexion Tripolitaniens vorbereiten: sonst wäre es auch um dieses Land, wie einst um Tunesien, gekommen; wäre die türkische Küstengarnison verstärkt und der Panislamismus als Helfer herangeholt worden. Ob die Franzosen nach Udjida oder nach Fez marschirten, konnte den Italienern gleich gelten; daß Deutschland dem Nachbar die Herrschaft über Marokko antrug, trieb sie zur Mobilmachung. Fünfter Dezember: „Der englische Minister des Auswärtigen hat gesagt, die Entsendung des ‚Panther‘ nach Agadir habe Besorgnisse erregt; der Zug der Franzosen nach Fez und das Vorgehen Spaniens scheint in England keinerlei Besorgnisse für die marokkanischen Interessen hervorgerufen zu haben.“ Man glaubt, einen Weltfremdling zu hören, der den Nostradamus besser kennt als das Buch neuer Staatengeschichte. Am achten April 1904 hat England der Französischen Republik, als den Preis für ihren Eintritt in Eduards antideutschen Concern, Marokko überlassen, ihr, in Geheimartikeln, auch schon die Rechte der Schutz- und Verwaltungmacht zugesagt: soll es, sieben Jahre danach, „besorgt“ sein, weil Frankreich seinen Rechtsan-

spruch zu verwerthen beginnt? Oder unruhig werden, weil die spanische Filiale die Auszahlung der Hypothekensumme verlangt? Britanien lebt mit Deutschland in Hader, mit Frankreich in Freundschaft, mit Spanien im Verhältniß des Vormundes zum Mündel. Britanien hat drei Viertel von Marokko den Franzosen, ein Viertel den Spaniern zugedacht. Kann ein deutscher Kanzler darüber staunen, daß der deutsche Panthersprung, nicht der Vormarsch französischer und spanischer Truppen, in London die Stirnen umwölkt? Wir haben auf jeden Einfluß in die russische Zone des Perserreiches verzichtet; wenn dort plötzlich Japaner auftauchten und der Deutsche Botschafter in Tokio Aufklärung erbäte: dürfte Grey dann ironisch fragen, weshalb man in Berlin zwar durch die japanische, doch nicht durch die russische Ingerenz sich beunruhigt fühle? Herr von Bethmann aber bescheinigt sich mit leuchtendem Auge, daß seine Sammlung sinnlos verhallender Wortschälle „im nationalen Sinn einigend gewirkt habe." Si tacuisset!

Da die Annahme, daß er wider besseres Wissen Falsches aussage, verboten ist, bleibt nur die andere: daß er die Gegenstände, die er öffentlich, auf dem Platz des höchsten Reichsbeamten, beredet, nur aus hastiger Oberflächenbetrachtung kennt. Diese traurige Rednerei wäre unmöglich, wenn im Reichstag ein Sachkundiger säße. Das Geprahl, sie habe Alldeutschland, habe auch nur ein Halbdutzend wacher Jünglinge überzeugt, fordert die grausamste Rüge heraus. Die zur letzten Freifahrt Erster Klasse fertigen Abgeordneten waren sanft; die klügeren lächelten über den Harmlosen, der, nach ruhmlos verlorener Schlacht, sich in Feldherrnpose strafft und in der Mannesbrust den Muth seine Spannkraft üben läßt. „Meintet Ihr etwa, ich habe den Sieg erstrebt? Fiel mir nicht ein. Was erreicht werden sollte, ward erreicht. Hat der Feind nun nicht das Fürchten gelernt, dann soll er mich kennen lernen." Noch auf der Retirade jeder Zoll ein Held. Und noch im Koller ein Oberlehrer, der fuchswild ist, weil ein Kollege ausgeplaudert hat, was im Konferenzzimmer neulich geschah. Dieser Grey zwingt Einen, zu entschleiern, was („insbesondere aus Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Frankreichs") niemals dem Licht ausgesetzt werden sollte. „Verhandlung nur zwischen uns und Frankreich, nicht unter Zuziehung Dritter. Durch nichts, durch keinen Einfluß von außen oder von innen haben wir uns von die-

sem Programm auch nur um einen Schritt abdrängen lassen. In der Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George wurde Deutschland nicht erwähnt. Eine Bedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische Presse und ein großer Theil der englischen sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretirte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keiner Weise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den Kaiserlichen Botschafter in London zur Sprache bringen zu lassen. Die englische Regirung hat danach keinerlei Wunsch mehr zu erkennen gegeben, sich an unseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen. Daß die Rede dazu benutzt worden ist, gegen die deutsche Regirung den Vorwurf einer unsicheren und schwächlichen Politik zu begründen, muß ich bestimmt zurückweisen. Thatsächlich ist unser Programm einer verständigen Auseinandersetzung mit Frankreich ohne Einmischung Dritter durchgeführt worden". Nicht einer dieser stolzen Sätze vom neunten November ist nach Greys Rede haltbar geblieben. Vor fünf Wochen hieß es: „Unsere Verhandlungen mit Frankreich sind ohne Unterbrechung auf beiden Seiten von dem Bestreben getragen gewesen, zu einem für beide Theile annehmbaren Geschäftsabschluß zu kommen. In keinem Stadium der Angelegenheit ist von irgendeiner Seite eine Sprache geführt oder ein Ansinnen gestellt worden, das mit der Ehre des einen oder des anderen Theiles unverträglich gewesen wäre". Vom Juli bis in den November also heller Himmel, unter dem in nüchterner Seelenruhe ein annehmbarer Geschäftsabschluß erstrebt wird. Nach der Debatte im Unterhaus muß der Herr Kanzler seinen Wetterbericht gänzlich revidiren. „Wir sind durch eine schwere und ernste, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen. Das hat das Volk richtig gefühlt." Der fürs Reichsgeschäft allein Verantwortliche Beamte aber bestritten. Dieser Sir Edward bringt Einen in die unbequemsten Lagen. Im höflichsten Ton sagt er, die amtliche berliner Darstellung sei unvollständig, in Wesentlichem unrichtig, die Verletzung internationaler Schweigepflicht mit guter Diplomatensitte unvereinbar gewesen; und sein Scherzwort über den „politischen Alkoholismus" weckt ringsum leise Heiterkeit. Der altadelige Whig, der den Lords härter an den Leib wollte als der bürgerliche Schatzkanzler (und in der Peerskammer drum

manchen Feind hat), ist Theobaldo Magno fast so lästig geworden wie der konservative Herr von Lindequist. Beiden sollte deshalb alles Erlängliche ans Zeug geflickt werden. Wider allen Brauch sprach Herr von Bethmann im Reichstag über britische Kriegsvorbereitungen, die amtlich geleugnet, nur von einem verärgerten Offizier bezeugt worden waren. Schlechte Manier. Wo zu gewinnen war, wurde nichts gewagt. Wo einstweilen kein Ofen zu heizen ist, wird mit glimmenden Kienspähnen gespielt.

Nicht eine von ernsthaften Tadlern des Agadirspektakels und seines Jammerendes angeführte Thatsache ist als unwahr, als in den Nachtbereich der Fabeln und Trugbilder gehörig erwiesen worden. Das Volk mit Märchen abzuspeisen, das Bild empörender Wahrheit seinem forschenden Blick zu verhüllen: dieses schädlichen Versuches sind die eifernden Lober der Sozien schuldig, die mit einem Getös, als gelte der Kampf einer Krone, im Sonnenlicht auszogen und abends eine lahme, räudige Mähre heimtrieben. (Wie dunkles Verhängniß wirkts, daß Jeder, der diesen grauen Häuptern ein Kränzlein winden will, auf der Lorbersuche sich in Sumpf oder Dickicht verläuft. Selbst den Generalfeldmarschall Colmar von der Goltz, der ein weitsichtiger Truppenführer, doch ein kurzsichtiger Politiker ist, hat dieses Schicksal ereilt. Zu den Lesern des „Lokalanzeigers" hat er durch den Mund eines Mediums, zu denen der „Woche" persönlich gesprochen. „Weil wir Marokko dem vorwiegenden Einfluß des benachbarten Frankreich überlassen haben, sollen wir das in den letzten drei Jahrzehnten mühevoll aufgebaute gute Verhältniß zum Osmanischen Reich selbst zerstört haben. Woher soll die Verpflichtung Deutschlands kommen, der Türkei halber für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, für die Diese selbst sich mit Fug und Recht nie bemüht hat? Was würde wohl Fürst Bismarck zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt haben?" Das läßt sich errathen. „Ihre Fragestellung, Herr Marschall, ist falsch. Nicht ‚der Türkei halber' waren wir verpflichtet, für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, sondern, weil der Kaiser sich dafür mit seinem Ansehen eingesetzt hatte. Die Reden an Saladins Grab und in Tanger: Das verpflichtet. Wir haben den Türken viel versprochen, aber nie, weder am Sinai noch auf dem Balkan, geholfen. Mit unserer Zustimmung hat Oesterreich ihnen zwei Provinzen genommen, ist Rußland in die Verschalung Persiens eingedrungen; unsere Konsulats-

flagge schützt die Italiener, deren Heimathregirung der Türkei den letzten afrikanischen Besitz nimmt; und wir bieten den Franzosen Marokko auf dem Präsentirteller an. Meinen Sie, daß danach auch nur der Schein musulmanischer Herrschaft über Egypten und Tripolitanien zu wahren sein wird? Der Islam sieht, daß wir Versprochenes nicht halten können, auch, sobald uns ein Trinkgeld in die Hand gesteckt wird, nicht halten wollen; erinnert sich der kaiserlichen Bürgschaft für die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos, des Aufrufes an die dreihundert Millionen Mohammedaner, in dem Deutschen Kaiser ihren Freund zu erblicken; vergleicht Wort und That und findet, daß unsere Leute gegen die triple entente nie was Brauchbares ausrichten. Diese Wahrnehmung muß unser ‚gutes Verhältniß‘ zum Osmanischen Reich zerstören. Merkwürdig, daß Sie es bestreiten. Ich hätte nie solche Türkenpolitik gemacht noch gar mich auf eine islamische Demokratie zu stützen versucht. Die muß eines Tages ja doch nach Westen tendiren. Der würde ich jetzt in aller Stille Oesterreich und Rußland auf den Hals hetzen, die sich über die Meerengenöffnung und über die Wege nach Saloniki und Bender Abbas verständigen und so einen festen Dreikaiserbund vorbereiten könnten. Auf den gefährlichen Versuch, England, mit seinen hundert Millionen Musulmanen, im Reich des Khalifen zu überbieten, hätte ich mich nicht für alle Schätze Bagdads und alle Tracen Anatoliens eingelassen; wohin er führt, zeigt sich ja jetzt: schneller als der Flottenwettlauf in antideutsche Koalitionen. Wäre ich durch kaiserliche Impulse aber in diesen kalten Engpaß gerathen, dann hätte ich mich mit beiden Füßen auf das Versprechen des Herrn gestellt und mich gehütet, den Türken, auf die ich in solchem Drang angewiesen wäre, den Glauben beizubringen, daß wir gegen dürftigen Entgelt Musulmanenländer sammt der hypothekarisch eingetragenen Bürgschaft des Kaisers verschachern. Die Frage, ob der Novemberhandel uns im Islam schadet, müßte ein halbwegs gelüfteter Tertianer bejahen.") Uns ward, den Kritikern der beschämenden Posse, die Arbeit nicht leicht. Und harte Pflicht band den Blutstrom.

„Wir sind durch eine ernste und schwere, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen." Um an das gestern erreichte Ziel zu gelangen? Dahin führten breite, helle, bequeme Wege. Die Abtretung von Sumpfzipfeln und Wüstenzacken wollte, drei Wochen vor Agadir, Herr Jules Cambon in Paris empfehlen, wenn als

Zahlungausgleich der unzweideutige Verzicht auf Marokko gesichert wurde. Grey, Nicolson, Bertie hätten gern zu diesem Abkommen gerathen; mit so geringem Kostenaufwand gern ihren guten Willen erwiesen und das Deutsche Reich für eine lange Weile abgefunden. Das sieht heute, wer nicht blind sein will. Unwahr ist die Behauptung, ohne den Panthersprung wären die Franzosen nicht für das Tauschgeschäft zu haben gewesen. Unwahr die Angabe, durch die „deutschen Vorstellungen“ (die Grey mit eisiger Ironie abwehrte) sei Englands Abstinenz erzwungen worden. Britanien sollte drei Wochen geschwiegen, nicht eine Frage gestellt, die Rede des Schatzkanzlers erst durch Preßdeutung einen uns unfreundlichen Sinn erhalten haben. Alles unwahr. Auch die Hintertreppengeschichte von dem Bruch des Amtsgeheimnisses, durch den Lindequists Abgang bedingt worden sei. Unwahr die Betheuerung, über das Erlangte sei der Wunsch nie hinausgegangen. Gab es je denn einen bis ans Ende durchdachten Plan? Unwahrscheinlich; sonst wäre ein Sachverständiger in das einzutauschende Land geschickt worden. Wer eine verwohnte Laube, einen vertragenen Rock austauschen will, läßt die Ersatzstücke vor der Entscheidung prüfen. Das Deutsche Reich übernimmt ungeheure Landflächen, die kein zum Zeugniß Berufener je gesehen hat, über deren Werth oder Unwerth kein Gutachten eingefordert worden ist, die der deutsche Unterhändler auf der vom Französischen Botschafter gelieferten Karte kennen lernte. Das ist ohne Beispiel in der Geschichte moderner Staaten. Des Reichstages erste Frage mußte sein: „Wer hat das Aequatorialland gesehen, wer diese neuen Siedlungstrecken durchforscht?“ Wahrhaftigkeit hätte dann zu der Antwort genöthigt: „Keiner von uns; kein uns Unterstellter. Wir bekommen, was England uns als Tropenzuwachs gönnt; ein Gebiet, dessen Entwickelungmöglichkeit den Staatssekretär im Reichskolonialamt so gering dünkte, daß er sein Amt, die ihm liebste Arbeit, Macht und Gunst hinwarf, um der Pflicht zu leisester Empfehlung dieser Bezirke zu entgehen.“ Dafür der Marsch durch die ernste, schwere, bedrohliche Zeit; Ansehenseinbuße und Milliardenverlust; darum die schroffe Abkehr der neutralen Staaten, die Häufung der Feindschaft, die Lockerung des letzten Bundes. Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Marschall, Richthofen, Schoen: neben unseren Unmöglichen scheinen sie fast schon Giganten. Wie lange währt deutsche Geduld?



Großdeutschland.

Providentielle Menschen sind für ihre Bestimmung ausgerüstet. Bei Thatmenschen gehört zur Ausrüstung, daß sie weder räumlich noch zeitlich über den Bereich ihrer Aufgabe hinausreflektiren. Bismarcks Aufgabe war, den Schwerpunkt Europas in das Land zurückzuverlegen, dem die geographische Lage, die Zahl und Volkskraft seiner Bewohner ihn zuweisen. Für diesen Zweck mußte er diese Volkskraft zur Aktion fähig machen, was nach der damaligen Lage der Dinge nur dadurch geschehen konnte, daß er das zweite Haupt des Staatsleibes amputirte und einen großen Fetzen Fleisch daran ließ. Er durfte nicht sehen, daß die Natur diesen Fetzen wieder anheilen würde, so nah ihm diese Voraussicht lag. Denn er fand unnatürlich, „daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von den kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unerkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will“. Ganz so fühlen die Deutschen von beiden Seiten der Grenze, die sich allsonntäglich auf den Höhen und in den Thälern des schlesisch-böhmischen Gebirges mit einander vergnügen; ähnlich auch die täglichen Passanten der Innbrücke, die den bayerischen Flecken Simbach mit dem österreichischen Braunau verbindet. Wenn wir auf ein Land verzichteten, das uns, wie ein Blick auf die Karte zeigt, zur ästhetischen, wirthschaftlichen und militärischen Abrundung unseres Staatswesens unentbehrlich ist, das uns die Adria, das Mittelmeer erschließt und in dem zehn Millionen unseres Stammes wohnen, so würden wir gar nicht den Namen einer Nation verdienen. Nicht einmal auf die Wiederangliederung der Balten ans Reich dürfen wir verzichten. Ihre Zahl ist klein; was sie geleistet haben, ist gewaltig. Sie sind es, die im Verein mit einer rein deutschen Dynastie dem halbasiatischen Barbarenvolk aus einer pfiffigen Diplomatie, geschickten Finanzverwaltung und aus europäisch geschultem Militär die Großmachtstützen gezimmert haben; wie könnten wir es auf die Dauer ertragen, daß diese Kraft einem Feind, nicht dem Vaterland dient? Bismarck sah in dem Unnatürlichen einen Beweis für „die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen“. Wirklich ist ja die Mannentreue ein Haupthinderniß der nationalen Einigung der Deutschen gewesen. Doch das im neunzehnten Jahrhundert erwachte und mächtig gewordene Nationalbewußtsein hat diese Individualtugend,

die gewöhnlich (nicht immer) ein politisches Laster ist, geschwächt; was der heutige Deutschösterreicher für die ehrwürdige Person des Kaisers Franz Joseph empfindet, ist nicht Liebe zum Hause Habsburg.

Bismarck mußte die im neuen Reich vereinten Deutschen für eine saturirte Nation halten und meinen, was da drunten auf dem Balkan geschieht, sei die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht werth; er durfte nicht sehen, daß der Rock, den er dem Volkskörper zuschnitt, zu eng ausfiel und von dem stetig wachsenden gesprengt werden würde. Der heute in allen Gassen und Blättern ertönende Ruf nach Expansion beweist, daß der Irrthum endlich erkannt worden ist. Die staunenswerthen Leistungen der deutschen Industrie, der deutschen Landwirthschaft in Ehren; aber in der Versorgung des deutschen Volkes mit Brot und Arbeit sind Beide an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit angelangt. Daß der Schein, als ob der heutige Reichsboden genüge, eben nur Schein ist, habe ich oft, auch an dieser Stelle, gezeigt. Die Das nicht glauben wollen, berufen sich manchmal auf die Abnahme der Auswanderung. Deren Hauptursache ist aber nicht das Genügen, das der Deutsche daheim fände, sondern der Zustand Nordamerikas. Die Deutschen, die einige Jahrzehnte lang in Massen dahin übergesiedelt sind, waren Bauern. Die aber finden in Folge einer elenden Staatsverwaltung in dem immer noch dünn bevölkerten Lande da drüben keinen wohlfeilen Boden und keine günstigen landwirthschaftlichen Verhältnisse mehr. Uebrigens schwärmen alljährlich Tausende von Deutschen, die in keiner Auswandererstatistik erscheinen, über die Grenzen; Hasbach hat in der „Zukunft“ an die deutschen Landstreicher erinnert, die den Süden Europas, die Levante und Egypten unsicher machen, und an die Straßenmusikanten, die lohndrückenden Kellner, die in London ein kümmerliches Brot suchen.

Von den Alldeutschen trennt mich, daß sie sich mit Deutschösterreich begnügen wollen und, weil sie Rußland für unantastbar halten oder gar als unseren großen Freund verehren, im Uebrigen Deutschlands Zukunft auf dem Wasser suchen, wo es höchstens das nichts weniger als beneidenswerthe Schicksal Englands finden könnte. Allerneuste Staatsweisheit hat dem östlichen großen Freunde auch noch den Großtürken sammt seinen mohammedanischen Vasallen zugesellt, die wir für unentbehrliche Bundesgenossen halten sollen. Herr Dr. Paul Rohrbach will, daß wir bei der Bagdadbahn um Gottes willen nicht an Kolonisation denken, vielmehr die Türkei stärken, damit sie den Engländern in Egypten zu schaffen mache und uns so vor einem Kriege mit England bewahre, in dem es sich für uns um Sein oder Nichtsein handeln würde. Der viel-

gereiste und in der Kolonialwirthschaft praktisch erfahrene Mann kennt die Euphratländer und Anatolien wie seine Westentasche, während ich aus eigener Anschauung gar nichts davon kenne; es wäre demnach lächerliche Anmaßung, wollte ich in Beziehung auf die Besiedlungmöglichkeit dieser Länder eine von der seinen abweichende Ansicht äußern. Aber die politische Begründung seines Rathes wäre mir völlig unbegreiflich, wenn ich sie für ernst gemeint hielte; ich glaube, sie ist nur ein diplomatischer Kniff. Daß es sich in einem deutsch-englischen Krieg um Sein oder Nichtsein handeln würde, ist schon möglich, aber nicht für uns, sondern für die Engländer. Deren prekäre Lage, aus der sich ihre Nervosität erklärt, wird täglich klarer; und Professor Dove kommt der Wahrheit näher als Rohrbach, da er schreibt: „Es hätte gar nicht erst der liverpooler Ereignisse bedurft, um zu zeigen, daß Großbritanien eigentlich überhaupt keinen Krieg mehr führen kann, ohne beim geringsten Mißerfolg seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen." Ist es nicht einfach närrisch, wenn Jeder ganz natürlich findet, daß sich England so mit Sachtem in die Euphratländer, in Persien, in Arabien hineinfrißt, während es dem Deutschen, der so viel näher wohnt, als halber Hochverrath angerechnet wird, wenn er an so Etwas denkt, einerlei, ob die Ausführung des Gedankens praktischen Gewinn verspricht oder nicht? Doch die diplomatischen Scheuklappen beginnen, sich zu lockern. In der wiener Reichspost, dem Hauptorgan der Christlichsozialen, sagte neulich ein Abgeordneter: „Ich bedaure nur das Eine, daß vor achtundzwanzig Jahren Niemandem eingefallen ist, gegen Englands Machtgelüste kräftige Worte zu sprechen. Denn damals, nach dem mit englischem Geld künstlich erzeugten Aufstande des Arabi Pascha, hat bekanntlich England auf egyptischem Boden zum ersten Male Truppen gelandet, ohne danach zu fragen, ob nicht der eine oder der andere der Anrainer vielleicht berufener wäre, im alten Pharaonenreich die Ordnung wiederherzustellen. Damals hat man wohl Italien mit der Anwartschaft auf Tripolis vertröstet, weil England von dieser Seite Einspruch fürchtete; aber wo blieb Oesterreich?" Oesterreich: Das heißt: die Deutschen Oesterreichs, denn weder der „ritterliche Magyar" noch Bruder Meiniges ist in der Lage, in mohammedanischen Ländern Ordnung zu stiften und ihnen europäische Kultur zu bringen; die Deutschen Oesterreichs aber werden über Kurz oder Lang ein Bestandtheil Gesammtdeutschlands sein. Einen weiteren Fortschritt der immanenten Vernunft der Dinge bedeutet das tripolitanische Unternehmen der Italiener. Ich begrüße diesen Krieg mit Freuden, weil er den Glauben an das neue Märchen von der

Lebenskraft der Türkei erschüttert und die bedauernswerthen Diplomaten zwingt, wieder einmal an die Liquidation der türkischen Konkursmasse zu denken. Daß jedes Volk einen seiner Zahl und Kraft angemessenen Bodenraum erstreben muß, ist so natürlich und das stetig steigende Mißverhältniß unserer Kopfzahl und Volkskraft zum Reichsboden ist so schreiend, daß kein Mensch in der ganzen Welt den Betheuerungen unserer Friedensliebe und der Ausrede, wir wollten nur kommerzielle Expansion, Glauben schenkt. Kein Russe, kein Engländer, kein Franzose hält uns für so dumm oder indolent, daß wir auf die Befriedigung des dringendsten aller nationalen Bedürfnisse zu verzichten vermöchten. Zwei Gegner des Deutschen Reiches würden sich beruhigen, wenn wir durch unzweideutige Handlungen bewiesen, daß sich unser Drang nach Expansion nicht gegen sie richtet.

Nun hat Richard Tannenberg in dem Buch „Großdeutschland die Arbeit des zwanzigsten Jahrhunderts“ (in Leipzig, bei Bruno Volger) meine Phantasien als durchführbare Zukunftpläne besser begründet, als ich in dem Büchlein „Die Zukunft des deutschen Volkes“ vermochte. Er verfügt über reichere geo- und demographische Kenntnisse und vermag die wirthschaftlichen Mittel, die finanziellen und militärischen Zustände der europäischen Staaten, das Mißverhältniß zwischen Volkskraft und Gebiet bei der heutigen Vertheilung genau darzustellen und mit reichlichem statistischem Material, mit Zeichnungen und Karten zu illustriren. Zwar versorgt auch er uns mit einem stattlichen Besitz an überseeischen Kolonien; aber da er das Hauptgewicht nicht auf sie, sondern auf die Vorschiebung der Reichsgrenzen nach Süden und Osten legt, habe ich gegen diese Zugabe nichts einzuwenden. Er läßt die Neuordnung aus einem Kriege gegen Rußland und Frankreich hervorgehen. Ich hatte gemeint, ein Quentchen Vernunft würde genügen, Deutschland, England und Frankreich zu einer Theilung der alten Welt zu einigen, bei welcher den Deutschen im Osten und Südosten Europas und in Westasien freie Hand gelassen, den Engländern und den Franzosen der ungestörte Besitz des Uebrigen gesichert würde, so daß höchstens vielleicht ein Entscheidungskampf mit dem barbarischen Rußland nothwendig, ein Krieg zwischen zwei oder drei Kulturmächten dagegen, den ja schon die heutige Interessenverflechtung bis zur Unmöglichkeit erschwert, auf jeden Fall vermieden würde; doch ist immerhin möglich, daß die Engländer oder die Franzosen oder Beide dieses Quentchen Vernunft nicht aufbringen. Hübsch finde ich von Tannenberg, daß er bei der Neuvertheilung die Habsburger ganz anständig versorgt; denn Dank-

barkeit gehört zwar nicht in ein Wörterbuch für Politiker, aber ich (und wohl auch mancher Andere) kann den Habsburgern nicht vergessen, daß sie zwei Jahrhunderte lang, sie allein, die Türkengefahr von Deutschland abgewehrt haben.

Alle Zeitungen spotten heut über unsere Diplomaten und klagen, daß wir keine Staatsmänner mehr haben. Ja, wo sollen Die herkommen? Staatsmänner fallen nicht vom Himmel, sondern gehen aus den Volksströmungen hervor, die sich in ihnen ihr Organ schaffen. Wir haben heute keine auf ein klar erkanntes großes Ziel gerichtete starke Strömung: daher unsere politische Misere; dieser Gedanke hat mir vor siebenzehn Jahren das Schriftchen „Neue Ziele, neue Wege" eingegeben. Großdeutschland in der klar umrissenen Gestalt, die ihm Tannenberg giebt (absichtlich zeichne ich sie hier nicht nach), ist ein Ziel, das allgemeine Begeisterung zu wecken vermag; darum wünsche ich seinem Buch zwei Millionen Leser, obwohl ich durchaus nicht mit allen seinen Ansichten und Wünschen einverstanden bin. So, zum Beispiel, nicht mit seiner Forderung, die im Reich wohnenden Slaven müßten germanisirt und dürften, so lange sie es nicht sind, zum Vollbürgerrecht nicht zugelassen werden. Ich denke über die Aussichten der Germanisirung nicht so optimistisch und halte die darauf verwendete Arbeit nicht nur für Energievergeudung, sondern auch für einen Angriff auf die Grundlage unserer Volkswirthschaft. Ein verschrobener Geschmack, genährt durch falsche Bildungideale und parteipolitische Interessen, erfüllt unsere unteren Volksschichten mit Groll gegen körperliche Arbeit und gegen Abhängigkeitverhältnisse. Das ist eine Hauptursache der Landflucht und bedroht uns mit dem Schicksal Englands, das kein Ansiedlermaterial für seine weiten Kolonialgebiete mehr besitzt. Da kommt es vor, daß selbst Bauernsöhne lieber in der Schreibstube hocken, lieber eine Unterbeamten- oder Pferdebahnschaffneruniform, ja, eine Bedientenlivree anziehen, als den väterlichen Acker mit ihren eigenen Ochsen pflügen. So lange sich dieser Geschmack nicht ändert (und rasch vollzieht sich eine solche Aenderung nicht), können wir slavische Arbeiter, die in jedem Sinn Slaven geblieben sind, nicht entbehren. Leider werden auch sie schon von der Sozialdemokratie verdorben. Die Germanisirungtendenz Tannenbergs hängt mit seinem falschen Germanenideal zusammen. „Hätte in der Zeit der Völkerwanderungen ein Held des Geistes und der Kraft die gewaltige, ungezählte, unendliche Masse des germanischen Volkes zusammengefaßt, so gäbe es weder Romanen noch Slaven; Europa wäre deutsch." Nein, es wäre von germanischen Schlagododros bewohnt, die keine Deut-

schen im heutigen Sinn des Wortes, nicht Träger der höchsten, feinsten und vollständigsten Kultur sein würden. Zu dieser Kultur gehören die englische, die französische, die italienische, die spanische Volksart, Literatur und Sprache, die der gebildete Deutsche in sich aufgenommen und zu einem Bestandtheil seines eigenen Geisteslebens assimilirt hat. Das ists, was ihn so reich macht, über alle Nationen der Gegenwart und der Vergangenheit erhebt. Auch sind die Vorzüge der deutschen Volksart nur darum Vorzüge, weil ihnen die Gebrechen der anderen Nationen gegenüberstehen; jede Individualität wird nur an ihrem Widerspiel als Individualität erkannt und ihr Werth kann nur an ihren Konkurrenten gemessen werden. Dieser Irrthum Tannenbergs ist dem von Wilhelm Ostwald verwandt, der das Erlernen fremder Sprachen, das in Wirklichkeit Bereicherung und geistiges Wachsthum bedeutet, für bedauerliche Energieverschwendung hält und die Kulturwelt am Liebsten auf Esperanto beschränken möchte.

Neisse. Karl Jentsch.



Psychologie des Kunstsammelns.

Psychologie des Kunstsammelns. Verlag von Richard Karl Schmidt & Co. in Berlin.

Niemals ist der Trieb zum Kunstsammeln stärker gewesen als in unseren Tagen. Mit der raschen Entwickelung der Technik, dem fast riesenhaften Emporschießen der geschäftlichen Großunternehmungen, die über Länder und Meere reichen, mit der immer weiter um sich greifenden Spekulation der amerikanischen Millionäre und Multimillionäre wachsen die Begierden, die Wünsche, die Ansprüche. Die Zinsen und Zinseszinsen, die nicht die Technik, nicht der Welthandel aufzehrt, können nicht brach liegen. Neue Forschunginstitute werden gegründet, neue Forschungsgebiete erschlossen, neue Kunstsammlungen angelegt. Die äußeren Werthe des Geldes ringen um die inneren der Kunst. Man sammelt. Sammelt mit einem Riesenaufwand an Mitteln, der im Moment verblüfft, schafft „Preise“, die oft enorm und phantastisch sind, und erobert so, da die Geldkräfte nicht versiechen, Kunstwerthe, die sonst unbezahlbar scheinen. Das aber ist scharf auseinanderzuhalten: jegliche Kunstgattung hat in jeglicher Variation ihren sogenannten „Marktwerth“, Preise, die sich im Verlauf der Jahrzehnte aus den Angeboten bei den öffentlichen Verkäufen gebildet haben und die dann später gleichsam als Unterlage dienen. Aber unter den Gruppen fast jeglicher Kunstgattung sind Dinge von so erlesener Qualität, daß wir manchen von den Riesenpreisen, die man heute zahlt,

wohl verstehen können. Und da die kunstwissenschaftlich erprobten Werke meist in „festen Händen" sind, da heute die Rafael, Rembrandt und Velazquez, die altdeutschen Holzskulpturen und Steine, die Emails und Gläser der Renaissance, die Majoliken und Textilien, die frühen und tadellosen Drucke der Blätter von Dürer und Rembrandt selten zu kaufen sind, müssen die Museen, Sammler und Händler an die Stücke herangehen, müssen, um ihre Bestände ergänzen zu können, für besondere Qualitäten besondere Preise zahlen.

Durch das Sehen eines Kunstwerkes, die ästhetischen Gefühle, die es auslöst, durch den alle Sinne bestrickenden Genuß am Schönen schwillt der Trieb zum Sammeln an. Literarische Anregungen mögen vorausgegangen sein oder die Eitelkeit, mit Anderen, die da sammeln, gleichen Schritt zu halten; oder der Ehrgeiz, beste Kunst zu besitzen, um sie dauernd genießen und studiren zu können. Der bloße „Kunstgeschmack", den die ästhetische Empfindung erzeugt, macht nicht den Sammler. Plinius der Jüngere, der ein „schwacher Dilettant" ist, kauft eine korinthische Statue, weil sie „das Auge eines Künstlers fesseln und den Laien erfreuen kann". Aber Goethe, den die Kunst tiefer bewegt, ist, als er in Maria Einsiedeln ein „vollkommenes Exemplar" von Schongauers Stich „Das Scheiden der Maria" sieht, so „ergriffen", daß er „die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen, nicht wieder loswerden" kann. Und er gesteht, daß er später nicht ruhte, als bis er zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangte.

Ich möchte die Sammler in zwei Hauptgruppen theilen: in Universalsammler und Spezialsammler. In der ersten Gruppe, die sich für Bilder alter und moderner Meister, für Graphik und Plastik, für Kunstgewerbe und Kuriositäten, Medaillen und Münzen, Autographen und Bücher interessirt, giebt es wieder eine Schaar, die, trotz ihrem universellen Sammeleifer, doch oft ihr Hauptaugenmerk auf eine bestimmte Kunstgattung richtet, Sammler, die, ich möchte sagen, durcheinander kaufen, die aber, ihrem Verständniß und Wissen gemäß, die Malerei dem Kunstgewerbe (in weitestem Umfang) vorziehen oder dieses jener. Eben so steht in den Kolonnen Derer, die wir Spezialsammler nennen, eine ganz stattliche Menge von Kennern, die gewissermaßen zur „Erholung" Gebiete betreten, auf denen sie eigentlich Fremde sind.

Zu der Armee der Sammler haben neben den Königen und Fürsten, Diplomaten, Großkaufleuten und Rentieren fast immer auch die Schaffenden selbst gezählt. In der „prächtigen" Stadt Antwerpen „besitzet der Herr Rubens eine vortreffliche Kunstkammer, worinnen eine große Anzahl vieler Raritäten zu besehen"; in Amsterdam bringt Rembrandt (das Inventar von 1656 bezeugt es) eine Sammlung zusammen, in der wir, von niederländischen und vlämischen Meistern abgesehen, Gemälde von Rafael, Michelangelo, Mantegna, Ribera, Graphik von Dürer, Holbein, Schongauer und neben einem antiken Laokoon im großen Atelier des Meisters eine Knabenfigur von Michelangelo fin-

den. Boulle, der Kunsttischler der Régenceepoche, sammelt mit Vorliebe Graphik (sie dient seinen kunstgewerblichen Zwecken). Und kaum ein Jahrhundert später vervollständigt Goethe durch Ankäufe auf nürnberger Auktionen seine „liebwerthesten“ Sammlungen von Münzen und erwirbt daneben eine bedeutende Kollektion von Majoliken, „welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings zeigen dürften“. Und Schuchardt, der 1848 Goethes Kunstschätze katalogisirt, betont, daß der Dichter „seine Sammlungen benutzt habe, daß sie ihm beständig Stoff zur Kunstbetrachtung und Mittheilung boten“.

In Frankreich sammelt Balzac, sammelt Sardou. Mit den ersten paar Hundert Francs, die sein erster Theatererfolg trägt, kauft Sardou ein silbernes Tafelgefäß, das er seit Monaten im Schaufenster eines Antiquars mit gierigen Blicken betrachtet hat, und begründet damit seine große Sammlung von Renaissancekunstgeräth. Coquelin fahndet nach den französischen Malern des neunzehnten Jahrhunderts (sie bringen ihm 1906 in der Galerie George Petit 403500 Francs) und ein Jahr vorher werden in London die Kunstschätze Sir Henry Irvings versteigert. Fast um die selbe Zeit vergrößert der berliner Kollege des englischen Schauspielers, Adalbert Matkowsky, seine werthvolle Sammlung: auf seine Renaissance-Prunkschränke stellt er berliner Majoliken, augsburger Silberhumpen und rheinisches Steinzeug.

Von den Sammlungen unserer Dichter möchte ich nur die Uhrensammlung der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach nennen. „Diese kleinen Instrumente“ haben die Dichterin von je her lebhaft interessirt. Sie schrieb mir darüber: „Ich wollte den Weg kennen, den sie durchschreiten mußten, um es zu ihrer jetzigen Vollkommenheit zu bringen, erwarb einige Stücke, ließ mich durch einen guten Uhrmacher, Herrn Hartel, in der leicht erlernbaren Kunst, sie zu reinigen und wieder zusammenzusetzen, unterrichten. Alte Uhren wurden damals nicht besonders geschätzt, waren billig zu erwerben. Herr Hartel brachte oft sehr hübsche Stücke, die in meinen Besitz übergingen, ‚zur Stunde‘ mit. Die schönsten verdankte ich aber bald der Großmuth meines Bruders Adolf (Graf Dubsky, gestorben am zweiten August 1911), der sehr kunstverständig ist und den Grund zu der Sammlung legte, die allmählich meine Freude wurde, an deren Entstehen ich aber gar wenig Verdienst habe. Sie umfaßt jetzt beinahe dreihundert Stück“. In diesem Zusammenhang wäre noch an Liebermanns feine Franzosensammlung und an die Vorliebe, die Richard Strauß für die Primitiven hat, zu erinnern. Wir kennen Kunstmenschen, die sammeln, um sich Anregung zu schaffen, und andere, die es, wie Goethe, in ihrer „Natur“ haben, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren“.

Der Trieb zum Kunstsammeln steckt fast in jeder Intelligenz, die sich darüber klar geworden ist, daß Kunst Schönheit bedeutet. Nur äußere Momente hemmen ihn oft. Zwischen den Trieb und die „That“ schiebt sich das Geld. Denn Kunstsammeln ist kein billiges Vergnügen.

Adolph Donath.



Das Bismarckdenkmal bei Bingerbrück.

Kreis und Lederer haben gesiegt. Der Plan zum Bismarckdenkmal ging von ähnlichen Gedanken aus wie einst der zum Niederwalddenkmal. Nun wissen wir schon lange, daß die Niederwaldschöpfung, im Zusammenhang mit der Umgebung betrachtet, verfehlt ist. Neben künstlerischen wirkten bei der Wahl des Platzes damals auch wirthschaftliche Gedanken mit. Der Vater des Niederwalddenkmals war der Kurdirektor von Wiesbaden, Heyl, ein Mann, dessen Energie Wiesbaden und der Rheingau viel verdankt. Das ganze Rheinland, hoffte er, werde von dem Nationaldenkmal, das große Besuchermengen anziehen müsse, Vortheil haben. Diese Hoffnung hat sich auch erfüllt; nicht ohne Neid sah das linke Rheinufer an der Strombiegung den großen Menschen- und Geldstrom nach Rüdesheim fließen. Der Gedanke, in der Nähe der Stelle, die das Denkmal der Einigung Deutschlands trug, nun auch dem Einiger ein Denkmal zu setzen, lag nah und ist einleuchtend. Er wäre stärker als jedes Bedenken, wenn er die Möglichkeit ließe, die beiden Denkmale in der Landschaft zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Das ist leider durch die Form des Niederwalddenkmals ausgeschlossen. Und dieses Denkmal hat uns erkennen gelehrt: ohne architektonische Massen ist ein Bergdenkmal wirkungslos. Dieser Fehler des Niederwalddenkmals wird bei Bingerbrück vermieden werden. Der erste Wettbewerb hat Das bereits gezeigt; aber auch, daß wieder, wie auf dem Niederwald, den Künstlern eine unmögliche Aufgabe gestellt worden ist; eine, deren Lösung mit der Forderung des Künstlergewissens nicht vereinbar ist. Die Rheinlandschaft, insbesondere die des Mittelrheins zwischen Bingen und Koblenz, ist ein einheitliches, in langen Zeiten durch Naturkräfte und Menschenthätigkeit gewordenes landschaftliches Gebild. Wohl keine zweite Gegend Deutschlands hat eine so scharf ausgeprägte einheitliche Sonderart wie gerade dieses geschlossene Landschaftbild. Seine Schönheit, seine Einheitlichkeit muß erhalten werden. Ein Bismarckdenkmal mit gewaltigen architektonischen Massen würde hier wie ein Mißton wirken. Dann mußte man also dafür sorgen, daß es sich der Gegend einfügt. Eine Ritterburg? Das wäre unwürdige, leere Dekoration. Ein Denkmal, das nicht die Berge meistern, nicht die Landschaft sich unterordnen will? Kleines taugt nicht für unseren gewaltigen Bismarck. Die Macht seiner Persönlichkeit fordert auch vom Denkmal Größe und Wucht. Der Zwiespalt, der durch den Denkmalsplatz entsteht, ist nicht zu schließen und man muß fürchten, daß am Ende ein lauer Kompromiß herauskommen wird. Aber ein Zwiespalt war zu meiden, wenn man sich nicht auf einen künstlerisch unmöglichen Platz festlegte. Nicht die Frage: „Wie wollt Ihr deutschen Künstler das Bismarckdenkmal gestalten?“ durfte die erste sein, sondern diese: „Welchen Platz schlagt Ihr deutschen Künstler für das Bismarckdenkmal vor?“

Karlsruhe. Baurath A. Neumeister.



Die Tarnkappe.*)

Cassian erwartete seine Geliebte, die schwarzäugige Tänzerin Arabella. Es war Abend, etwas nach Neun, im Kamin brannte Feuer, von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet: so daß (hinter den Vorhängen her und durch Blumenduft und Cigarettendampf) ein Schleier ungewissen Lichtes schwebte. So viel von Zeit und Oertlichkeit; um aber die Ereignisse zu verstehen, die in der folgenden Nacht an Cassian herantraten, muß man noch gewisse Vorfälle des Tages in Rechnung ziehen.

Um Fünf war Arabella dagewesen. Sie trug das violette Tuchkleid mit Sammetbesatz, unter dessen Rock sich ihre Glieder entzückend abzeichneten, ihr Haar hing über und über voll Schnee, die kaltgefrorenen Lippen, von der Röthe der Herzkirschen, spannten sich ein Wenig, so daß dahinter noch die blanke Schnur der Zähne sichtbar wurde. Cassian sagte: „Wie berauschend Du bist“ (denn es entsprach seiner Natur, Dergleichen zu sagen) und schlang theilnahmevoll den Arm um sie. Sie erwiderte: „Weil ich heute zum letzten Mal vor dem Urlaub tanze“; und dann bemerkte sie, im Hinblick auf Cassians theilnehmenden Arm, daß es bei Tag keine Liebe gebe. Sie tranken Mokka, Sherry Brandy, knabberten Gebäck und gebrannte Mandeln, pufften sich, lachten, sahen aufathmend an einander vorbei, pfiffen durch die Zähne, fuhren einander ins Haar. „Morgen möchte ich nach Algier fahren,“ sagte Arabella, „Algier soll heiß und unanständig und wunderbar sein.“ Cassian erwiderte: „Ich habe wenig Geld, aber wir werden nach Algier fahren; für Dich stehle ich und morde ich.“ „Thue es,“ sagte Arabella schlicht, „es ist die Sache der Liebhaber.“ Sie nahmen Mäntel und Hüte und gingen auf die Straße hinunter.

Es war ein kalter Wintertag. Schnee wirbelte in kleinen, glitzernden Flocken, die Kirchthurmglocken schlugen hart an die Stühle, die Luft strich Einem wie ein Rasirmesser über die Backen. „Brrr, Hundewetter“, sagte Cassian. „Pelzwetter“, versetzte Arabella lächelnd. Sie standen vor dem beleuchteten Schaufenster eines Pelzladens. „Komm“, sagte Arabella und zog ihn hinein. Drinnen roch es stark nach Säure. Ungeheure Felle hingen an den Wänden herunter, die schwarze Katzenschmiegsamkeit des Sealskin, der braune Biberteppich, das geknüpfte Wirkmuster des Astrachan, weißer Hermelin, schillernder Blaufuchs, Ottern in goldig schimmernden Streifen, die wollüstig prickelnde elektrische Weichheit des Zobelthiers, Marder, Ratten, Tiger, Elche, Katzen, Vögel. Ein kleiner, buckliger Verkäufer, der wie ein verstorbener Zwerg aussah, kam aus dem Dunkel des hinteren Kontors und sagte: „Feine Sachen, meine Gnädige, vornehm, neu und preiswerth... Kann ich mit Etwas dienen?“ Arabella schaute prüfend umher, ihre Lippen zit-

---

*) Eine Probe aus dem bunten und doch feinen Novellenband „Träume und Schäume“, der bei Egon Fleischel & Co. erscheint.

terten, ihre Augen waren schwärzer als der Sealskin; mit den schmalen, gefrorenen Fingern fuhr sie in den Fellen hin und her. „Vielleicht dieses kleinere, aparte Stück“, sagte der Bucklige, indem er eine weiße Mütze herunterholte; „Toque à la Tarnkappe, originell, vornehm und preiswerth.“ Sie war von Hermelin, ganz weiß, rund und schimmernd, ohne die schwarzen Flecke der Schwanzstücke; und als Arabella sie auf ihren Kopf stülpte, sah es aus, als ob Schnee über dem dunklen Haar zu einem Hut gefroren wäre. „Siehst Du mich noch?“ fragte die Tänzerin lächelnd... Da aber die Tarnkappe wieder abgenommen werden sollte, zeigte sich, daß sie auf dem Köpfchen wie angegossen festsaß, ohne sich zu rühren. Der bucklige Verkäufer wandte sich freundlich an Cassian: „Ein Wink des Schicksals...“ „Desto besser, so behalte ich sie gleich auf“, fügte Arabella hinzu. Cassian erblaßte. „Mir scheint, Du bist wirklich ganz ausgepumpt“, sagte Arabella geringschätzig, als sie eine Weile später in ihre Garderobe hinaufstieg. Er lächelte nur. Um halb Elf, nach der Vorstellung, würde sie bei ihm sein.

Drunten, am Portal, traf er seinen Freund Frederik, der ins Theater wollte. Da es noch früh war, gingen sie im Schein der Bogenlichter auf und nieder und sprachen über die Fragen der Zeit. „Hast Du wirklich immer noch diese kleine Satanin?“ fragte Frederik, „obwohl sie Dich zu Grunde richtet, und wahrscheinlich mit einem Anderen?“ Cassian blähte die Nüstern. „Wenn Du wüßtest, wie schön sie ist!“ Und als ob er an der Beschreibung ihres Besitzes sich berauschen wollte, begann er, sie vor dem Freund zu entkleiden; wie ein Goldgräber, der den Kern Goldes vor den neidischen Kameraden wäscht, losschält und in die Sonne hält. „Der Nacken,“ sagte er, und „das blaue Vließ der Achselhöhle“ und „die Flamme der Augen“ und „die wundervolle Schneehaut“ und „der Rhythmus ihres verlangenden Athems...“ Frederik lächelte. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie so schön ist; aber da Du es sagst...“ „Mag sie mich zu Grunde richten“, rief Cassian; „sie ist die Brücke vom gemeinen Leben in den Rausch der Unendlichkeit. Meinst Du, daß ich wie ein Bürger meine Tage abspulen soll? Ich hasse die Alltäglichkeit. Ich hasse alle Grenzen der Freude. Ich hasse Eure Erdenschwere, Eure Armuth, Eure erbärmliche Vernunft. Ich liebe, was mich zum Narren macht. Ich muß über mich hinausleben.“ „Sieh Dich vor,“ sagte Frederik lächelnd, „Ikarus fiel vom Himmel und wurde ein Stoff für Lesebücher.“ Cassian bog verächtlich die Achseln. Um halb elf Uhr, nach der Vorstellung, kommt Arabella zu ihm.

Von der Oper weg schlenderte er durch die Stadt. Wenn eine Dirne vorüberging oder Juwelen in einem Schaufenster schimmerten oder Rosen aus einem Blumenladen dufteten, wurde er roth. „Alles Fremde will ich haben“, sagte er. Es war Ball bei Hof an diesem Abend und durch das Burgthor fuhren die Karossen mit den geschmückten Frauen. „Alle Herzoginnen will ich haben“, stammelte Cassian, der unter den Gaffern an einer Mauer stand. Und in seinen Augen spiegelten sich die Weiße der entblößten Nacken, die köstlichen Farbenstoffe,

der Glitzer der Orden, der Weinglanz der gedeckten Tafel. „Pfui, daß man nicht Kaiser ist!“ Er ging weiter und blickte zu den verhangenen Fenstern des Jockeyklubs. Hinter den Vorhängen spielten die Kavaliere Back, über den grünen Tisch rollte Gold, im Schein der Lampen knisterten die Banknoten. „Ich will es haben, all ihr Geld“, sagte Cassian mit zusammengebissenen Zähnen; „pfui, daß ich nicht Krösus bin!“ Er umklammerte die Stadt mit seinen Wünschen, wollte die Paläste haben, die Gärten, die Denkmale, die Brücken. Dann ging er, zitternd von ungestilltem Verlangen, heim, trank eine Flasche rothen Weines leer (Medoc ist gut gegen Metaphysik) und setzte sich in den Brabanter Lehnstuhl, um seine Wünsche auf Arabella zu konzentriren. Arabella war ja doch das Schönste von Allem in der Welt. Er sah sie wieder, wie sie in dem Zwielicht des Pelzladens stand, lachend, die Brüste gespannt, die weiße Mütze auf dem schneeglitzernden Haar... Ah, daß sie ihm gehörte... Pfui, daß sie aber noch nicht da war... Um halb elf Uhr, in einer Stunde erst... Denn, was die Uhr jetzt schlug, war Neun, nein, Zehn, nein, halb Zehn, gleichviel, noch nicht halb Elf... Und jetzt, jetzt tanzte sie noch... Aber in einer Stunde — ah... Am Besten, man schloß überhaupt die Augen, lehnte sich weich zurück und wartete nur... Wie das Zimmer nach Wein und Cigaretten duftete, nach Früchten, Blumen und Lippen... Lauter Erwartung...

Die Thür ging auf. Ein junges Fräulein trat ein, das Arabellen nicht ähnelte. Sie trug das blonde Haar gescheitelt, ihre Augen waren kornblumenblau, die reine Stirn leuchtete. Cassian erinnerte sich nicht, sie je gesehen zu haben. Während er, langsam und tastend, aus dem Brabanter Lehnstuhl aufstand, der Fremden entgegenzugehen, sagte sie mit singender Stimme: „Ich heiße Melusine...“ „Melusine?“ rief Cassian freundlich; „ich würde es vermuthlich nicht wagen, ein Mädchen in einem meiner Stücke so antiquarisch zu benennen“; und insgeheim dachte er: ‚Sie heißt Melusine und macht Herrenbesuche bei Nacht; wie werden die Kritiker diese psychologische Verknüpfung finden?‘ Aber inzwischen näherte sie sich ihm mit leichten Schritten und er sah, daß sie schön war. „Ich bin kein Mädchen aus einem heutigen Stück“, sagte sie, die Arme über das helle Haar erhebend. Cassian lächelte; er fand das Abenteuer liebenswürdig. Ohne nach ihrer Herkunft zu fragen, bog er die Lippen zu ihr hinüber, ihr den Willkomm zu bieten; da brannte an ihrer Stirn ein Mal auf, Feuer sprühte von ihren Haaren, das Zimmer stand in Purpur. „Weil ein Wunsch mich berührt hat“, sagte sie, das Funkelnde verlöschend. Und zu Cassian, der zurücktrat, sprach sie mit ihrer musikalischen Stimme weiter: „Höre mich an, Cassian. Die Zufriedenen erblicken mich nicht. Ich bin die Melusine der Wünschenden. Was ich athme und scheine, was ich dufte und schreite: alles Dies ist Menschensehnsucht. Kein Wunsch durchdringt mich, denn ich selbst bin Wunsch, nichts Anderes. Da aber Du, Cassian, leidenschaftlicher wünschest als hunderttausend Bürger dieser Stadt, bin ich zu Dir gekommen. Mache Dich also bereit und folge mir,

denn unser Weg ist unendlich.“ Cassian sah sie an. „Sie spricht traumhaft“, dachte er; „wenn ich noch genügend Zeit hätte, mit ihr zu gehen!“ Er wandte sich zu der Kaminuhr mit dem schwingenden, wächsernen Herzen. Aber die Zeiger waren abgebrochen. Je angestrengter er darauf schaute, desto enger rannen die Stundenziffern ineinander. Am Ende war es nichts als ein versponnenes Garn weißer Zahlenwolle. „Ich glaube, ich sollte bleiben, weil ich Arabella erwarte“, sagte er; ihn schwindelte. Melusine schüttelte den Kopf. „Wer mit mir geht, kommt zur rechten Zeit wieder“, antwortete sie, die Thür öffnend.

Vor dem Haus lag Mondschein auf den Fliesen. „Offenbar handelt es sich um etwas Symbolisches,“ dachte Cassian, „also brauche ich keinen Hut.“ Er ging hinter Melusine her, durch ganz mondhelle Straßen. Auf den Dächern lag die Schneelast wie schimmernde Watte; Alles war weiß, klar, silbern, nur der Himmel glich einem Damasttuch; gewisse hochgegiebelte Häuser warfen blauschwarze Schatten. Ein Hund bellte. Mitten in einem leeren, beschneiten Platz plätscherte ein Brunnen auf. „Kommt es nicht in einem meiner Gedichte vor?“ überlegte Cassian. Er ging dicht hinter Melusine, die sich schnell fortbewegte. Manchmal verschwand sie ihm plötzlich oder irgendein Mondschein nahm sie körperlos auf, dann begann er, zu laufen, haschte nach vorn, machte auch den Mund auf, um zu rufen; aber sie wandte sich um, er sah ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Schultern, er spürte, daß sie einen Körper hatte wie andere Frauen. So gingen sie weiter. Mit einem Mal wurde es lebendig, Wagen fuhren, Geschäfte, Laternen, Kirchthürme waren zu sehen, Menschen strömten durch eine Avenue; „hier muß ich vor Kurzem gewesen sein“, dachte Cassian. Sie blieben vor einem Waarenhaus stehen, dessen Schaufenster hell flimmerten; „Zu den Grenzen der Menschheit“, stand auf der Firmatafel. Melusine trat ein. „Komm,“ sagte sie zu Cassian, „sieh Dich um, ob Dir hier Etwas gefällt; es sind kostbare Modesachen.“ Im Mittelgang trat ihnen der Geschäftsinhaber entgegen, ein hoher Greis mit dunkelrothem Mantel, über dessen Seide der weiße Bart wie ein Strom floß; seine Augen waren größer als die Metallknöpfe seines Gürtels, seine Stirn wölbte sich unter dem dünnen Hauptthaar, von seinem Schritt zitterte die Diele des Ladens. „Bringen Sie uns einen Kunden, Fräulein Melusine?“ sagte er, ihr die Hand reichend. „Merkwürdig,“ dachte Cassian, „er sieht noch am Ehesten dem Lieben Gott ähnlich.“ Und indem er einen Schritt näher trat, sagte er: „Sie müssen wissen, Lieber Gott, daß ich kein Geld habe; machen Sie also billige Preise, ja?“ „Schon gut,“ antwortete der Patron, „hier wird nicht mit Vergänglichem gezahlt.“ Und sie wandten sich den Waaren zu.

Es gab wunderbare Sachen. Ein Geruch, wie aus Graberde und frischem Korn gemischt, lag auf den Wänden, Licht, dessen Ursprung man nicht sah, vertausendfältigte sich im Spiegel der Glasscheiben. „Lauter Wege ins Drüben,“ sagte der Patron, indem er seine Commis heranwinkte, „lauter Mittel, sich über die Grenzen der Menschheit zu

erheben ...“ Ein schöner Jüngling bot Flügel an. „Es ist Ikarus“, sagte der Patron; und er ließ Ikarus den Mechanismus seines Biplans erklären. Gleich daneben stand Gyges, den berühmten Ring in der Hand, und ein weißhaariges Ladenfräulein, Ninon de Lenclos, empfahl ein Elixier ewiger Frische, „gleich hold für Männer und Frauen.“ „Wer ist Dieser?“ fragte Cassian, indem er auf einen schweigenden Greis wies. „Charon,“ erklärte der Inhaber, „aus den Steinkrügen zu seiner Seite verkauft er Lethe, das Wasser des Vergessens.“ „Fort damit, wir haben noch nicht genug gelebt“, rief Cassian, indem er leidenschaftlich die Arme hob. Aber da war die Rose der Semiramis mit dem Duft wirklicher Treue, Isolde trug einen goldenen Kelch, woraus man sich zu rasender Lust berauschte, Ahasver bot einen Wanderstock an zu ewiger Fahrt, stärker als Tod und Müdigkeit. „Nein,“ sagte Cassian, „Das wäre nur die Verlängerung meines Zustandes; ich brauche Erhöhungen.“ Aus dem Hintergrund trat jetzt ein Buckliger mit einer Hermelinmütze. „Sollten wir Beide einander nicht kennen?“ fragte Cassian, indem er die Hand über die Augen legte. „Ich bin Alberich,“ erwiderte der Zwerg, „mein Artikel ist die Tarnkappe, die unsichtbar macht.“ Es war eine Mütze, ganz weiß, rund und schimmernd, und wenn man über das Fell hinstrich, knisterte es wie altgewordenes Menschenhaar. „Ich glaube, damit würden Sie zufrieden sein,“ sagte der Verwachsene; „in der Unsichtbarkeit liegt der Schlüssel zu den Geheimnissen des Alls: Geld, Schätze, Frauen, Königreiche, Sklaven, Wälder.“ Cassian nickte mit dem Kopf; vor seinen Augen war ein Flügeln und Flimmern. „Was kostet die Tarnkappe?“ fragte er. „Unsäglich viel,“ sagte der Patron, indem er wie warnend die Hand erhob; „wer die Grenzen der Menschheit überschreitet, erfährt erst am Ende, was er bezahlt hat.“ „Um so besser,“ sagte Cassian ungeduldig. „Das sind symbolische Redensarten, die ich nicht liebe“; und er beugte sich zu dem Buckligen hin, der ihm die Mütze auf den Kopf stülpte. Im selben Augenblick stand das Gewölbe in Weißgluth. Cassian bahnte sich einen Weg, durch das Feuer hindurch, zur Thür. „Wünschen Sie einen Wechsel oder sonst eine Unterschrift?“ fragte er. „Die Rechnung ist beglichen“, erwiderte der Patron, indem er ein Zeichen über die Stirn des Verschwindenden machte. Draußen sah Cassian Melusine im Mondlicht stehen. „Lebewohl,“ sagte sie leise, „ich bin die Letzte, deren Auge Dich erblickt; gedenke, daß Du ein Mensch gewesen bist ..“

Er lief mehr, als er ging. Er hörte den Takt seiner Schritte durch die Stille hallen, die Straße öffnete sich wie ein Trichter. „Einerlei, wohin ich mich wende,“ sagte er, „wenn ich nur eine Probe machen kann ...“ Sein Herz pochte, sein Blut sang in den Adern, eine Erwartung ohnegleichen trieb ihn durch die Nacht. Aber noch war Alles leer; nirgends tönte menschlicher Laut, kein Schatten fiel über den Weg, der Trichter, voll dünner, wehender Luft, wurde unmeßbar. „Menschen, Menschen“, bat Cassian, indem er rannte. Plötzlich sah er einen Leichenzug entgegenkommen. Vor den Pferden mit den nicken-

den Reihern schritt ein gebeugter, alter Mann, der auf rothem Kissen ein Kreuz trug. Wagen, schwankend unter der Blumenlast, folgten dem Sarg; und dann, unübersehbar, die schwarze Schnur der Geleitenden. „Jetzt", rief Cassian, indem er vorwärtsstürmte. Er spürte seinen Körper nicht mehr, er warf sich den Pferden entgegen. „Was ist?" sagte der Gebeugte, ins Leere blickend. Der Zug stand. Die Kutscher hoben die Peitschen, ein paar Fackelträger traten suchend vor. „Sie sehen mich nicht", sagte Cassian, während sein Gesicht sich vor Triumph verzog. Und mit einem Lachen sprang er in den Sattel, gab dem Leichenpferd die Sporen und jagte es im Galopp davon. Der Sarg holperte nach, die Kränze rutschen von dem Wagen, ein betäubender Liliengeruch erfüllte die Straße. Cassian sprang ab, warf sich in die Blumen. „Ich bin Gott, ich bin Gott," stammelte er, „ich habe dem Tod ins Gesicht geschlagen!" An der plötzlichen Helligkeit erkannte man, daß die Sonne aufgegangen war. „Ist da nicht der Obstmarkt?" sagte Cassian, der sich die Augen rieb. Richtig: da bückten sich die Marktweiber vor den Karren, auf den Bretterständen waren Aepfel und Birnen, Pflaumen und Trauben gehäuft, frisches Gemüse lag in Bottichen, von Wasser bespritzt. Und durch das grüne Gewühl lachte der Unsichtbare. Er ging hart an den Leuten hin, zwängte sich zwischen die Hütten, sprang in eine Gruppe feilschender Frauen. Sie fuhren mit einem Ausdruck sinnloser Blödigkeit zurück... Welche Raserei! Es war der Rausch Eines, der auf haardünnem Seil tanzt, von grellem Licht umflirrt: er kann im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen, aber irgendeine innere, namenlose Kraft zwingt ihn ins Gleichgewicht, so daß er wonnig durch die Luft wie über Brücken läuft... Da war ein riesiger Apfel. Auf dem wachsgelben Fleisch leuchteten roth die Wangenflecken, ein prickelnder Geruch strömte davon nach allen Seiten aus. Nehme ich ihn? überlegte Cassian. Er stellte sich dicht vor die Verkäuferin, streckte zitternd den Arm aus. „Frau Konsistorialrath, diese Sorte von Reinette", begann sie. Er riß den Apfel weg, preßte ihn an sein pochendes Herz. Die Alte fiel in Ohnmacht. Cassian biß in das Fleisch der Frucht; es schmeckte köstlich nach Baumrinde, der gelbe schäumige Saft troff daraus hervor wie Harz. „Ich habe gestohlen," jauchzte Cassian, „ich zertrete die Gesetze, ich mache mir aus dem Begriff des Eigenthums so viel wie Proudhon..."

Aber das Automobil der Herzogin von Arragny fuhr mit hellen Laternen vorbei. War es denn schon Abend? Die schöne Frau saß im Fond, leuchtend von Seide und Edelsteinen. Richtig: heute ist Hofball. Cassian lief quer über die Straße und schwang sich neben den Chauffeur. Während sie jagten, legte der Chauffeur Etwas auf Cassians Sitz, den er für leer hielt. Nein: Das war nicht die Hofburg. Man schritt durch einen Thorbogen, feuchter Dunst schwebte, Spiegel ermatteten unter einem seidigen Hauch. Cassian ging dicht hinter der Herzogin. Er kam in eine gewölbte Grotte. In einem marmornen Becken stand grünes Wasser, weiße Frauenleiber, nackt und schim-

mernd, bewegten sich dazwischen wie Fische. Die Luft roch nach Veilchen... Das Bad von Granada, las Cassian auf dem Grunde. Aus der Tiefe hoben sich immer mehr Frauen, bis ihre Leiber die Wölbung ganz erfüllten, üppige, junge, volle, blühende, begehrende Frauen. Das schwarze Haar rann wellig darüber hin, die Augen glänzten, von den Brüsten tropfte das Wasser wie grüner Edelstein... „Ah,“ machte Cassian, indem er zitternd die Augen schloß. Hunderttausend nackte, überperlte Arme streckten sich ihm entgegen; denn er lehnte an der Stiege. Sie schrien und lachten, sie sangen und kreischten, von dem Duft ihrer feuchten Nacktheit ward ihm schwindlig zu Muth, daß er sich mit beiden Händen an der Mauer festhielt. Die Mauer gab nach und zerbröckelte, er fiel, fiel nach hinten, weit und immer weiter, durch Stiegen, Häuser, Korridore und Hallen; bis er neben einem Herrn mit schwarzem Vollbart saß. Ein Maschinenfräulein trat ein, legte Akten auf den Tisch und sagte: „Wenn der Herr Gouverneur jetzt Zeit haben...“ „Ah, die Oesterreichisch-Ungarische Bank“, entschied Cassian; und er griff dem Vollbärtigen in die rechte Seitentasche und zog einen Schlüsselbund daraus hervor. Spöttisch lachend, ging er in den Zimmern umher, sperrte die Kassen auf, nahm Haufen von Banknoten an sich, warf Werthpapiere auf die Straße. Dann stieg er in den Keller. Ungeheure Barren Goldes lagen auf Traversen, wie das rothglühende Gerüst des Erdinnern, und von den Wänden kam der metallische Dukatenglanz hell zurück. „Mein,“ sagte Cassian, über einen Goldklumpen kletternd. Ein Wächter, von dem Lärm aufgeschreckt, hob eine Laterne hoch. „Wer hat gesprochen?“ „Ich,“ antwortete Cassian, indem er den Hals des Zudringlichen zerdrückte. Von diesem Einfall befriedigt, beschloß er nun, zu morden. Er ermordete den Gouverneur, den Bautenminister, einen General, vier Staatsanwälte, sämmtliche sechsunddreißig Kritiker der Stadt, den Direktor des Hofmuseums, seinen ehemaligen Deutschprofessor. „Und überhaupt ist es Zeit, die Leitung Europas zu übernehmen“, sagte er.

Er ging auch gleich auf einen Platz, wo eine Menge schwarzgekleideter Bürger umherstand, gestikulirend und Reden haltend. Eine Tribüne war mit dunklem Sammet ausgeschlagen, darauf stand ein Priester im Ornat und schwang einen Weihwasserkessel hin und her. Cassian zog ihn herunter und sprang selbst über die Stufen. „Bürger,“ sagte er, „wir brauchen keine Pfaffen, wir brauchen keine Gesetze, keine Minister, keine Rezensenten, wir brauchen nur Freiheit...!“ Die Bürger sahen erstaunt in die Luft, ein paar fuhren sich über die Augen, rissen die Mäuler auf. „Ach ja,“ sagte Cassian lächelnd, „ich habe vergessen, die Kappe abzunehmen...;“ und er griff an seinen Kopf. Aber die Tarnkappe saß fest auf dem Kopf und rührte sich nicht. „Donnerwetter, Du Ding,“ sagte Cassian, „sei gehorsam und komm herunter...“ Er rüttelte daran. Aber wie er auch zog, griff, schob, zerrte: die Kappe gab nicht nach. „Herrgott, was ist denn Das für ein Unsinn?“ Er sprang mit einem Satz vom Podium, lief um die Ecke; er

kniete sich auf das Steinpflaster des Platzes und riß an seinem Kopf. Jeder Griff that weh, Blut blieb in seiner Hand, er erstickte vor Schmerz, über der Stirn rührte sich nichts. „In Satans Namen, so schneide ich Dich vom Kopf," brüllte Cassian, indem er die scharfe Klinge seines Messers hindurchschnellte. Ein Büschel weißer Haare fiel ihm auf die Hand: er erkannte sein eigenes, vom Alter gebleichtes Haar. Wie alt war er denn? War die Kappe in seine Stirn hineingewachsen? Wenn er jetzt über den Kopf fuhr, was knisterte in seinen Fingern: die Kappe von Hermelin oder die Locken eines alten Narren...? Er sprang auf und beugte sich athemlos vor den Spiegel eines Schaufensters: er sah nichts, die Spiegelscheibe blieb unbewegt, hell und leer. Cassian fühlte, wie das Blut bis an sein Herz gefror. „Ich sehe mich nicht," sagte er vor sich hin, „ich bin in mir selbst gestorben..."

Er begann, zu rennen. Irgendetwas mußte geschehen, irgendjemand mußte ihm helfen. Wo war das Geschäft „Zu den Grenzen der Menschheit"? Er eilte über Gräben. „Melusine, Melusine", rief er durch die Stille. Kein Laut antwortete. Er stolperte weiter, sein Gedächtniß verwirrte sich, er wußte keine einzige Straße mehr. Auch traten die Häuser zurück, freies Land breitete sich vor ihm aus, eine Landschaft mit Bergen, Schluchten und Seen... „Und Niemand, so lange ich athme, wird mich jemals erblicken", sagte Cassian ins Echo der Berge hinein. Ein ungeheurer Schauer faßte ihn, Thränen entrannen seinen Augen, er stürzte auf den Boden. Er preßte seine Brust an die Erde, hörte die Adern an sein Herz klopfen, hob das glühende Gesicht auf. „Gott," schrie er, „was forderst Du? Was ist der Preis für meine Einsamkeit?" Donner hallte, ein dunkles Singen, wie aus den Tiefen der Bäche quellend, stieg empor, die Bäume neigten sich rauschend zur Erde. „So will ich, der über die Menschheit hinausgestrebt hat, zur Menschheit zurückkehren," sagte Cassian, „so will ich mich der Göttlichkeit entschlagen..."

Er lief zu den Hütten der Bergleute. Ungesehen von den Männern und Greisen, fuhr er mit ihnen in den Schacht, brach mit hohler Hand Metall aus dem Gestein, legte sein Gold unter die Kissen der Mütter. Aber sie riefen: „Wehe, ein Gott ist unter uns": und vor dem Klang seiner unsichtbaren Stimme verbargen sie sich. Als er sich zu ihren Hütten in den Schatten lehnte, um menschlichen Laut zu hören, hörte er sie um Schutz wider den Versucher beten. Da ging er davon und wanderte, wanderte, durch Helle und durch Dunkel, bis er in eine neue Stadt kam. Er erfüllte einen Wunsch, den er heimlich erlauscht hatte, schlich in der Dämmerung durch die Spitalthür, um Trost in den Schlummer der Kranken zu flüstern; aber vor Tag floh er, denn er konnte den Blick blinden Grauens nicht mehr ertragen. „Gott," sagte er, „bin ich noch zu wenig in den Grenzen menschlichen Schicksals? Muß ich noch näher zu mir zurückkehren?" Er gedachte Arabellens und sagte: „Sie wird mich erlösen, sie hat mich sehr geliebt..." Und er erkannte, daß es die Stadt war, in der sie wohnte, er sah ihr Haus,

die Lichter brannten hinter ihrem Fenster; da trat er rasch durch die Thür und dachte: „Sie, die mein anderes Selbst gewesen ist, sie sollte mich in meiner Wolke nicht erfühlen?“ Ein Schimmer von rosigen Ampeln empfing ihn. Arabella lag auf dem Widderfell, ihr dunkles Haar war gelöst, ihre Lippen flimmerten. „Frederik“, sagte sie, indem sie sich leise aufrichtete. Ein Mann glitt aus dem Schatten der Vorhänge; und Cassian erkannte das Antlitz seines Freundes. „Ah, Ihr, Ihr Beiden ...,“ begann der Unsichtbare, indem er stammelnd nähertrat. Aber Frederik legte Arabellas Haupt an seine Schulter, er küßte ihre Brüste, er vergrub sich in ihrem gelösten Haar und er sagte lachend: „Worauf horchst Du, thörichtes Kind? Es ist die Erinnerung, die manchmal ungebeten zu sprechen anfängt.“ Cassian wollte rufen; seine Kehle war verdorrt. Er wollte gehen; seine Füße regten sich nicht. Mit aufgerissenen Augen stand er, an die Wand gepreßt, indeß die Treulosen einander umfingen. Ihre Küsse klangen, der Glanz ihrer Augen brannte durchs Dunkel, ihre Gesichter preßten sich an einander. „Thiere,“ stieß Cassian besinnunglos hervor, „Ihr sollt mich sehen, Ihr sollt mich erkennen, mich, mich, mich ...“ Und mit einer rasenden Anstrengung packte er die Tarnkappe. Er zerrte so wild daran, daß er seinen Kopf vom Halse riß. Ein Brunnen heißen, hellen Blutes sprang aus dem Hals; er schleuderte den abgerissenen Schädel zu den Liebenden hinüber. Da fuhren sie schreiend empor. Und Cassian erwachte.

Cassian saß im Brabanter Lehnstuhl. Von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet. Gerade schlug die Uhr über dem Kamin und Cassian zählte halb Elf: er hatte eine Stunde weniger zehn Minuten geträumt. Eine Cigarette ansteckend, noch halb umwölkt, ging er in den Korridor und fragte den Diener: „War Arabella hier?“ „Nein, Euer Gnaden,“ sagte der Diener, „aber ein Brief ist abgegeben worden.“ Im Schein der Flurlampe, nachdem er seine Augen gerieben hatte, las Cassian, was Arabella schrieb: ‚Lieber Freund, Frederik hat mich nach dem zweiten Akt in der Garderobe besucht, voll Neugier, ob ich wirklich so schön sei, wie Du mich ihm geschildert hast. Im Großen und Ganzen hat er Deine Meinung bestätigt. Da er sehr wohlhabend ist und in Wien nichts zu thun hat, fahre ich morgen mit ihm für sechs Wochen nach Algier. Merkst Du, daß Du meiner ledig bist? Aber schön war es doch! Lebewohl, mein Lieber, widme mir ein Trauerspiel und gedenke in Dankbarkeit Deiner Dich immer noch herzlich grüßenden Arabella ...‘ „Sieh da,“ sagte Cassian langsam durch die Zähne, „sieh da, die Zeichen erfüllen sich ...“ Dann zerknitterte er das Briefblatt, warf es auf den Boden und trat mit den Absätzen darauf herum. Dann ging er mit geballter Faust im Korridor auf und nieder. Dann blieb er stehen, lächelte einmal, schloß die Augen, lachte. Dann trat er in sein Arbeitzimmer, entzündete die Lampe über dem Schreibtisch, spitzte einen Bleistift und schrieb; und schrieb mit raschen Zügen diese Geschichte nieder, die vermuthlich zu den kopflosesten ihrer Art gehört ...

Wien. Hans Müller.

Anzeigen.

Rust. Die Geschichte eines Lebens. Joseph Scholz in Mainz.

„Rust“ ist die seltsame Geschichte eines Lebens. Der Held, ein Mann in der Vollkraft der schaffenden Jahre, wo sonst die Meisten, sich bescheidend, schon irgendein schützend Hafenplätzlein erreicht haben, wird durch eine Schuld, die er auf sein Gewissen lud, von Haus und Heimath vertrieben. Ein neues, fernes, fremdes Leben empfängt ihn nach heißen Läuterungen und bittersten Erfahrungen; und nach einem ungewöhnlichen Aufstieg aus tiefster Erniedrigung auf die Höhen des Daseins gewährt es ihm in einer Thätigkeit, die ihm die Erfüllung einer schweren, großen Aufgabe gelingen läßt, die ersehnte Erlösung. Wir steigen mit „Rust“, dem Bergmann, als er noch Michel Mattheis heißt, im Schwarzen Land in die Tiefen des „David Richtschachtes“ hinunter und in die tieferen Tiefen seiner Seele, wo wir seine Schuld und Schmerzen lesen; wir begleiten ihn durch die Läuterfeuer der Hochöfen eines Hüttenwerkes der Rothen Erde; wir folgen dem unstet Flüchtigen an die Wasserkante, in das alte meermächtige Hamburg mit seinen Kaufmannsburgen, seinem weltumspannenden Hafen- und Handelsbetrieb, wo wir sehen, wie sich Rust ein neues Leben zimmert, und wir fahren mit dem Ruhelosen, der sich inzwischen durch eigene Kraft, Unternehmungsgeist, Glück und Wahrnehmung günstiger Umstände zum Herrn einer großen hamburgischen Rhederei aufgeschwungen hat, durch Sonnenbrand und Stürme noch weiter hinaus in die Meere der Ferne. Dort, auf einer einsamen Südseeinsel lernen wir Rust immer mehr als den „königlichen Kaufmann“ kennen, der mit seinen Schiffen Länder und Völker verbindet; wir sehen ihn eine große soziale Aufgabe und Kulturmission erfüllen. Wie wir im „Robinson“ die Ueberwindung des Urzustandes durch die ersten Anfänge der Kultur in ihren organischen Phasen schauen, so sehen wir in „Rust“ aus der Freiheit der Natur heraus die ersten Grundformen der gesellschaftlichen Ordnung und des Staates sich entwickeln und wir erleben eine Rückkehr zur Natur, deren Einklang mit der Kultur nun in die große Harmonie des Liedes vom Leben stimmt. Neben den Vertretern thätiger, schaffender, fruchtbarer Menschheit steht in der Gestalt Orangbranis, eines schlitzäugigen gelben Malayen, der Seeraub treibt, das satanische Prinzip der Vernichtung. Aus dem Zusammenstoß dieser feindlichen Mächte ergeben sich die Vorgänge des Romans, der auch in seinem Stil Erdhaftigkeit und Phantasie zu vereinen trachtet.

Tempelhof. Kurt Geucke.



Aus dem Bildersaal eines verkannten Kulturvolkes. J. S. Machar: Die Galeeren des Gymnasiums. Uebersetzung: Dr. Heinrich Herbatschek. Selbstverlag. Wien I, Biberstraße 22.

Gilt das Vorurtheil, das alles Slavische ächtet, der Rasse, der Sprache, dem Volk? Darf man Hussens antiklerikale Predigten, Ko-

menskys pädagogische Heilslehren, Smetanas herrliche Melodien, die historischen Weisheiten Palackys, die Lieder eines Svatopluk Čech, die Werke eines Vrchlicky oder Machar, die Schöpfungen von Malern, Bildhauern loben und bewundern, die Nation aber, aus der diese Männer hervorgingen, ignoriren oder beleidigen? Wo der Versuch gemacht wird, in einem Abriß die Entwickelung des czechischen Volkes in Wissenschaft, Kunst und Literatur darzustellen und einige Proben der Geisteserzeugnisse in guter Uebersetzung zu liefern, da darf wohl auf das Interesse aller unvoreingenommenen Intellektuellen gerechnet werden. Mit der kleinen Selbstbiographie des „czechischen Heine", J. S. Machar, die das Gymnasialleben in feiner und witziger Weise schildert, soll deutschen Lesern ein Beispiel satirischer Schreibart und eines edlen Nationalismus gegeben werden.

Wien. Dr. Heinrich Herbatschek.



Die Wege des Freiherrn von Wolfsburg. Roman von Gräfin L. Uxkull. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Die Anschauungen zweier Zeitalter stehen einander in diesem Werk schoff gegenrüber: der Idealismus, der mit dem ersten Kaiser zu Grabe getragen scheint, und der Materialismus, der unter Wilhelm dem Zweiten seine rauschenden Feste feiert. Fern, ganz fern verhallen der Eroica gewaltige Harmonien, gehen klagend unter in der Fanfarenmusik, mit der der Sieg des Kapitalismus auf der ganzen Linie verkündet wird. Daß dieser Sieg Allem, was einst als der Menschheit köstlichster Besitz uns theuer und mit irdischen Gütern nicht zu bezahlen war, das Grab bereitet, kann nur Blindheit verkennen. Trauernd sehen es die Männer, die, den Degen in der Faust, das Herz voll flammender Begeisterung, des Vaterlandes Größe und Einheit schaffen halfen. Feindsälig, verständnißlos und verbraucht stehen sie einer Generation gegenüber, von der sie, wie wundersame Raritäten, zu Dekorationzwecken gern verwendet werden (wie man alte Familienbilder aus staubigem Winkel hervorsucht, wenn man der Sippe Wohlanständigkeit zu eigener Legitimation bedarf). Recht dunkel und durchaus nicht einwandfrei sind die Wege, die der Freiherr von Wolfsburg wandeln muß, um aus dem hungrigen Regirungreferendar der Eisenkönig zu werden, der willkürlich in der Montanindustrie die Herrschaft übt. Und hart und bitter ist die Schule, aus der er, eines stolzen, uralten Geschlechtes Sprößling, als Meister hervorgeht. Als cavaliere servente, als Spieler und Abenteurer muß er jede Konjunktur ausnutzen; Treue und Glaube, Ehre und Gewissen entgleiten ihm; er treibt sein Weib, eine arme, selbstlose Rebekka, in den Tod, nachdem ihr Vermögen sein Glück begründet hat, sieht ohne Trauer seinen Sohn ins Grab sinken, der die Zeichen semitischen Blutes gar zu deutlich an sich trug. Rücksichtlos, brutal räumt er jedes Hinderniß aus dem Weg, das ihn von der Höhe trennt; zwingt das Schicksal durch seinen eisernen Willen zum Glück und findet zum Lohn die feudale Gefährtin, die seine Mil-

lionen und seine Persönlichkeit zu schätzen weiß; findet bei dem allerhöchsten Herrn dankbare Anerkennung seiner vielfachen Talente und Verdienste ums Vaterland. Er wird ins Herrenhaus berufen. Meisterhaft ist dieser moderne Usurpator gezeichnet, der mit unerbittlicher Konsequenz sein eigenes Schicksal sich hämmert. Und meisterhaft sind die Gesellschaftbilder, die eine geistvolle Frau uns sehen läßt. Rührsame Seelen kommen darin freilich nicht auf ihre Kosten. Aber passen sie überhaupt noch in die Zeit unbegrenzten Genußlebens?

Königswusterhausen. Meta Schoepp.



Kleine weiße Sklaven. Verlag Vita in Berlin. 2,50 Mark.

Wohl in keinem Zeitalter hat die offizielle Fürsorge für die Jugend solchen breiten Raum eingenommen wie in unserem. Und doch war nie das Schicksal von Tausenden von Kindern so hoffnungslos barbarischen Geschicken preisgegeben wie in unserer Epoche der erbitterten sozialen Kämpfe. Denn wie fast alle Verbrechen ihre Wurzel im geistigen oder materiellen Elend haben, so auch die Verbrechen gegen das körperliche oder moralische Wohl der Kinder, die das Kind zum Handelsobjekt herabwürdigen oder, viel schlimmer noch, es als eine lästige Bürde zu beseitigen trachten. In Jahren ernster Fürsorgearbeit sammelte ich so grauenhaftes Material zum Kapitel Kinderelend, daß ich mich von der völligen Unzulänglichkeit der eigenen schwachen Einzelarbeit bald überzeugen mußte. Selbst die mit viel reicheren Mitteln arbeitenden Jugendschutzverbände im In- und Ausland haben die immer ärger werdende Sklaverei der hilflosen Kinder nicht zu hindern vermocht. So unterbreite ich hier die grausigsten Fälle meines Materials der Oeffentlichkeit. Ich will damit die ganze menschliche Gesellschaft zu Thaten aufrufen. Denn der Worte sind genug gewechselt.

Henriette Arendt.



Warschau-Wien.

Das Zarenreich ist kein verdächtiger „Bankeroteur“ mehr; es hat Qualitäten gezeigt, die ihm sogar die stumme Billigung seiner Gegner eintrugen. Der Haushalt des Staates kennt schon seit ein paar Jahren keine Unterbilanzen mehr (der Voranschlag für 1912 kündet zwar einen Minussaldo von 114 Millionen an, man zweifelt aber an der Glaubhaftigkeit dieses Defizits und meint, daß besonders streng bilanzirt wurde, um die Begehrlichkeit der Reichsduma zu dämpfen) und die Staatsschuld wird am ersten Januar 1912 nur noch 8942 Millionen Rubel betragen. Rußland darf sich also den Luxus einer neuen Eisenbahnaera leisten, selbst wenn das Ernteergebniß des Jahres 1911 schlechter ist als der Durchschnitt des letzten Quinquenniums (ein Ausfuhrüberschuß im Getreideexport, und zwar ein nicht unbeträchtlicher, besteht noch immer, trotz dem Rückgang im Verhältniß zum Saldo des

Jahres 1910). Die Erweiterung des russischen Eisenbahnnetzes wird nicht allein vom Staat durchgeführt; der privaten Initiative bleibt ein gutes Stück der Arbeit überlassen. Zwar beherrschen die Staatsbahnen den größeren Streckenbezirk (von 60000 Kilometern im europäischen Rußland etwa 40000); aber die Privatgesellschaften sind noch nicht zu entbehren. Wo die Staatsraison es fordert, wird freilich der Fiskus an die Stelle des Privatkapitals gesetzt. So bei der viel genannten Warschau-Wiener Eisenbahn, die vom ersten Januar 1912 ab dem Staat gehören soll. Strategische, politische, finanzielle Gründe haben die Regirung veranlaßt, von dem Recht zur Uebernahme vor dem natürlichen Ablauf der Konzession (1932) Gebrauch zu machen. Da die Bahn ein polnisches Unternehmen ist, war die Russifizirung eine Ehrensache für die Nationalisten, die in der Reichsduma deshalb von vorn herein jeden Verstaatlichungplan billigten. Das ist die politische Seite des Geschäftes. Die strategische Bedeutung kommt schon im Namen der Bahn zum Ausdruck; und die Finanzfrage wird durch die einfache Thatsache beleuchtet, daß die Bahn immer theurer wird, je später sie in die Regie des Staates übergeht. Während der Uebernahmepreis am ersten Januar 1912 rund 32 Millionen Rubel ausmacht, würde er ein Jahr später schon mehr als 36 Millionen betragen. Die Regirung weiß, daß die Warschau-Wiener Bahn gute Geschäfte macht. Darum greift sie zu.

Im Juni hatte der Präsident des Verwaltungrathes noch erklärt, daß ihm keine „offizielle" Nachricht über ein Verstaatlichungprojekt zugegangen sei, und die Gerüchte als Erzeugnisse einer „maßlos" betriebenen Börsenspekulation bezeichnet. Die Börse ließ sich nicht einschläfern. Die Baissiers lebten von der Verstaatlichung, die Haussiers von den Dementis; und jede Partei dachte nur daran, wie sie die „Tendenz" bis zum nächsten Tag erhalten könne. Im Herbst 1910 fing der Verstaatlichungrummel an. Man wußte, daß die Gesellschaft, die für 1909 zum ersten Mal wieder (die Jahre 1905 bis 1908 waren dividendenlos geblieben) eine normale Gewinnquote vertheilt hatte, für 1910 eine wesentlich höhere Dividende (11¼) geben werde. Nun kletterte der Aktienkurs auf steile Höhe; er hat im Jahr 1910 eine Spannung von 105 Prozent, zwischen höchster und niedrigster Spitze, erreicht. Er stieg bis auf 246 Prozent. Den solchem Kurs entsprechenden Preis konnte der Staat nicht zahlen. Die Spekulanten sagten denn auch: Verstaatlicht wird nicht, aber die nächste Dividende wird großartig. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten." In den ersten Novembertagen erfuhr der Präsident, daß der Finanzminister die Uebernahme der Bahn zum ersten Januar 1912 beim Ministerrath beantragt habe. Auf die Frage, ob die Regirung den Termin der Verstaatlichung um ein paar Jahre hinaus schieben wolle, wurde eine ausweichende Antwort ertheilt. In einer für die Reichsduma bestimmten Denkschrift hat jetzt aber die Regirung klipp und klar die Nothwendigkeit schneller Verstaatlichung begründet und die Gegengründe der Verwaltung zurückgewiesen. Auch das Angebot einer wesentlichen Erhö-

hung des staatlichen Antheils am Reingewinn. Diese Verbindlichkeit ist aus dem ursprünglichen Eigenthumsrecht des Staates entstanden. Die Warschau-Wiener Bahn wurde (1848) vom Fiskus gebaut und bis 1857 von ihm selbst verwaltet. Dann ging sie, auf fünfundsiebenzig Jahre, an die Privatgesellschaft über, die dem Staat sein mit 4 Millionen Rubel berechnetes Anlagekapital mit 6¼ Prozent (250000 Rubel) jährlich zu verzinsen hat. Die Rente des Staates sollte, nach dem Angebot des Verwaltungrathes, erhöht werden, und zwar so, daß die Aktionäre in Zukunft nicht mehr als 8 Prozent Dividende zu erhalten hätten, der zwischen ihnen und dem Fiskus zu vertheilende Rest des Reingewinnes also der Regirung allein zufallen würde. Nach dem Modus der Gewinnvertheilung hat die Reichskasse noch Anspruch auf einen über die erwähnte feste Verzinsung weit hinausreichenden Betrag. Aber der Finanzminister widersteht allen Lockungen. Er will nicht höheren Profit, sondern die Wiederherstellung der Staatsregie.

Kein Rechtsmittel kann den Aktionären gegen den Staatsplan helfen. Die russische Regirung ist berechtigt, die Bahn, wann es ihr paßt, unter bestimmten Bedingungen zu übernehmen. Der Verstaatlichungpreis ist, da der Rückkauf vor dem ersten Januar 1915 erfolgen soll, nach dem Zeitraum von 1893 bis 1899 festzusetzen. Aus den fünf besten dieser sieben Jahre ist die mittlere Reineinnahme zu errechnen. Die Dividenden dieser Zeit schwankten zwischen 14 und 26 Prozent. Das giebt also keinen schlechten Durchschnitt; und der Preis von 185 Prozent für die Aktie hätte nicht so arg enttäuscht, wenn der Kurs nicht durch die Spekulation so hastig hinauf getrieben worden wäre. In der Dekade bis zum September 1910 war die Börsennotiz nur einmal der Höhe des gebotenen Preises nah gekommen. Richtig ist, daß die Aktie in früheren Jahren sehr hoch bewerthet wurde (bis zu 440 Prozent) und daß die Käufer, die das Papier theuer bezahlt haben, durch die Periode der Ertraglosigkeit schlimm geschädigt wurden. Aber die Aktie war einst auch zu 85 Prozent zu haben; wer sie zu diesem Preis erwarb, macht bei der Verstaatlichung ein Bombengeschäft. Man darf nicht vergessen, daß die Empfindung des Aktionärs von der Höhe des Betrages abhängt, den er für das Papier angelegt hat. Alle haben doch nicht zu hohen und höchsten Kursen gekauft. Und die Regirung verdient dafür, daß sie ihren Plan geheim hielt, nicht den wüthenden Tadel, den sie jetzt hört. Der Finanzminister durfte über die Verstaatlichung und deren Modalitäten erst sprechen, als die Vorlage vom Ministerkollegium gebilligt worden war. Und die Mühlen jeder Regirung mahlen langsam. In die Geheimküche der Spekulation aber finden nur Wenige Zutritt. An der Kurstreiberei war die Regirung unschuldig; und die Zumuthung, einen Theil der in der Zeit der Reichswirrniß entstandenen Privatverluste auf sich zu nehmen, mußte sie ablehnen.

Nur wenn der Privatbesitz fordern darf, ist der Fiskus im Nachtheil (Hibernia; Hercynia). Eisenbahnen gehören unter die Hoheit des Staates. Der läßt sich seine Konzessionen bezahlen und behält das

Recht, den Privatmann wegzuschieben. Eisenbahnaktionäre haben ihre Erfahrungen (Schweiz; Oesterreich). Nicht immer liegen die Verhältnisse so günstig wie bei der Transvaalbahn, deren Aktionäre, mit Hilfe glaubhafter Besitztitel, ihre Ansprüche durchdrucken konnten. Aber damals handelte sichs um den Grundsatz der Anerkennung von Aktionärrechten, die durch den Burenkrieg zweifelhaft geworden waren. Solche Konflikte giebt es bei dem Handel um Warschau-Wien nicht. Keinem Aktionär soll sein Anspruch bestritten werden. Diskutirt wird nur der Preis; über den will eine Schutzvereinigung deutscher Aktionäre mit der russischen Regirung verhandeln. Ein erheblicher Theil des Aktienkapitals ist in deutschem Besitz; und das Zarenreich hat den Werth des ausländischen Kapitals für seine Volkswirthschaft stets zu würdigen gewußt. Vielleicht kann also der Hinweis auf die finanziellen Beziehungen von Nutzen sein. Wäre das Ministerium sehr nett, so würde es bei der Verrechnung das Ergebniß des Jahres 1911 mit berücksichtigen und den Uebernahmepreis danach erhöhen. Die letzte Entscheidung hat aber die Reichsduma zu finden, die sich kaum um die Wünsche deutscher Aktionäre kümmern wird.

Die Zeit der Privatbahnen ist noch nicht vorüber. Große Pläne harren der Erledigung. Englisches, französisches, deutsches Geld steckt in russischen Eisenbahnobligationen und wird weiter von ihnen in Anspruch genommen werden. Im Juli 1911 fanden fast 100 Millionen Mark in neuen russischen Eisenbahnprioritäten bei uns willige Abnehmer. Die Moskau-Kasan-Bahn hat seit dem Jahr 1908 sechs Emissionen gebracht. Ein Beispiel für den starken Geldbedarf der russischen Eisenbahnen, dessen Ursache die ständige Erweiterung ihres Netzes ist. Der Kurszettel zeigt, wie viele Anleihen russischer Eisenbahnen in Deutschland notirt werden. Seit dem Erlaß des Eisenbahngesetzes vom Jahr 1905 hat die private Bethätigunglust neuen Schwung bekommen. Viele Konzessionen wurden ertheilt und, so weit es möglich war, ausgenützt. Geld fanden die neuen Unternehmungen zunächst in Frankreich und England. Erst in diesem Jahr hat sich eine der neuen Gesellschaften, die Podolische Eisenbahn, auch in Deutschland um Geld bemüht. Sie wurde 1910 gegründet. Ihre Obligationen haben, wie die meisten russischen Eisenbahnprioritäten (von 1600 Millionen Rubel Gesammtsumme sind nur 110 Millionen nicht garantirt), die Sicherheit einer Staatsbürgschaft für die Zinsen. Ohne diese Deckung hätten die Schuldverschreibungen im Ausland schwerlich Abnehmer gefunden. Denn es handelt sich nicht immer um Bahnen mit bedeutenden Tracen; oft sind nur ein paar hundert Werst zu bauen, die dem Fremden unbekannte Inlandsorte verbinden. Darauf würde das in Berlin, Paris, London heimische Kapital sich ohne die Bürgschaft des russischen Staates nicht einlassen. Jetzt regt sich Rußland kräftig; unsere Industrie darf den Fortschritt des Zarenreiches mit in ihre Rechnung stellen. Zunächst handelt sichs um die Mitwirkung des deutschen Kapitals am Bau russischer Eisenbahnen; und mit dem Hinweis auf solche Möglichkeiten können die Aktionäre von Warschau-Wien operiren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 23. Dezember 1911.

Die Wahl.

Das deutsche Volk hat das Recht erworben, sein politisches Geschäft selbst zu leiten. Durch das Vermögen, Menschen zu gebären und Werthe zu schaffen. Warum kann ein Volk, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls seinen nationalen Machtbereich nicht weiter dehnen? Längst fragens in Bekümmerniß alle Ernsthaften im Land. Jahre lang ließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden; und daß unser Wille auch ferner unwirksam bleibe, müssen wir hindern. Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und aus Knechtssinn geborene, nicht mehr gefallen. Niemals und nirgends ist, nicht im Byzanz der Palaeologen und nicht in Eugeniens Empire, so dreist, mit so unanständiger Hartnäckigkeit gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden wie bei uns. Das wissen wir nun; und habens satt. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, müssen bereit sein, jede Dummheit, jedes Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warne. Ver-

mag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so warm bescheint, morgen weggejagt wird. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar so schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das darf es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung umschriebenen Rechte des Ersten deutschen Fürsten irgendwo zu schmälern. Wir brauchen Ruhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir den Narrenwunsch hegen, amusirt zu werden; nein: weil die Seele des πολιτικὸν ζῷον, des logauischen „gesellichten Thieres“ ohne freudiges Erlebniß verdorren muß. Und seit allzu langen Jahren hat die Reichspolitik dem Deutschen keine ernste, im Rhythmus des Volksempfindens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Freiheit von dem Herrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Unzulänglicher, die niemals genöthigt waren, in einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß ihren Rechtsanspruch zu erweisen. Das deutsche Volk ist nicht frei: denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Bedürfniß nicht und es wird nicht von Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Aufgaben Tauglichsten bewährt hat. Die Einrichtungen stammen aus einer Zeit, die unsere Wirthschaftstruktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus der Utopia eines neuen More belächelt hätte; das regirende Personal ist für die Erfüllung heute drängender Pflicht nicht vorgebildet. Der deutsche Staat war einst vielleicht das Beste, Vornehmste, Brauchbarste, was sich erreichen ließ; darf sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Archaeopteryx war (mit dem Reptilienschwanz) im Reich der Lüfte einst König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht der Zweck, nicht das Ziel nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen erhalten werden? Kein Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues Kleid. Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten Behälter. Und wie Gewand und Gefäß beschaffen sein soll, darf nicht länger eines Menschen Wille bestimmen. Das ist in keinem Land Europas heute

noch möglich; wird in keinem heute auch nur noch versucht. Ist der Deutsche unreifer, untüchtiger, der Vormundschaft bedürftiger als der Romane und Angelsachse, der Nordgermane und Südslave? Seines Hirnes und seiner Hände Fleiß hat sein Land zur Macht und fast schon zum Reichthum gefördert. Das giebt ihm das Recht auf freie Gestaltung seines Schicksals. Wir dürfen nicht mehr auf erlösende Geniewunder hoffen. Wir lassen uns nicht mehr in den mit Goldgittern eingezäunten Pferch eines Monarchenmythos zwängen, der Kindersinnen als Tummelplatz genügen konnte, für die nach Bethätigungmöglichkeit langende Kraft Erwachsener aber zu eng ist. Wir müssen den Kreis der am Reichsbestand Interessirten, zur Mitwirkung am Reichsgeschäft Berufenen erweitern. Wir wollen uns selbst regiren; so gut und gewissenhaft, wie wirs vermögen. Selbst die Wahl des Weges bestimmen, der in helle Weite führen kann. Keinem für unseren Gewinn Dank schulden, Keinen als an unserem Verlust Schuldigen anklagen. Und wollen, da wir zum Urtheil, zur Enthüllung unserer Wünsche aufgefordert sind, mit unzweideutiger Offenheit aussprechen, was uns fehlt.

Luthers Werk ist nicht vollendet worden; konnte vielleicht nicht vollendet werden. Und Luthers Waffen wirken nicht mehr. Was ein genialisch wüthender Mönch aus seinem Käfig ins Land schrie, taugte nur für eine bestimmte Stunde. Wollen wir heute noch leugnen, daß die Kultur den Päpsten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke gewesen? Als sei der Cölibat, die Erfindung feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Ist Das die von Goethe erhoffte „edle Entwickelung, in der wir Protestanten voranschreiten"? Fruchtloses Mühen ists; und widriger Zank, der uns nicht um eine Fußbreite vorwärts bringt. Die Frage lautet längst nicht mehr: Sollen wir Katholiken oder Protestanten sein? Sie lautet: Können wir uns mit gutem Gewissen noch Christen nennen? Oder: Leben wir wirklich denn die Lehre, die unser Mund bekennt? Wir können sie nicht leben. Sie verbietet Alles, was uns stark und reich macht; was ein thätiges, Werthe schaffendes Leben fordert. Und weil wir nicht han-

deln, wie wir sprechen, verspotten die Gottlosen uns; ist die Einheit nationalen Wollens nicht zu erreichen. Pfaffenjagd ist unzeitgemäß; brennend aber die Frage, ob wir den herrlichsten Mythos noch ferner für das Kompendium der unser Leben bestimmenden Gebote ausgeben wollen; ob unseren Kindern nicht die schreckende, marternde, in einem Lenzsturm oft alle Normen sittlichen Handelns zerstörende Erkentniß erspart werden soll, daß sie mit dem Katechismus in der gemeinen Wirklichkeit nicht weit kommen. Auf keinem Feld ihres Trachtens. Nicht im Heer noch in der Hütte; weder im Fürstenpalast noch in der Enge des Kaufmannskontors.

Auf solche Fragen giebt kein Wahltag die Antwort. Kann ein Frommer, ohne von seinem Kinderglauben ein werthvolles Stück zu opfern, sich mit dem modernen Leben abfinden, all die im Lauf der Zeit entbundenen Kräfte lenken und nützen: wir wollens ihm neiden. Müssens; mag er Pius oder Dryander anhangen. Denn er weiß seinen Weg, fühlt sich stets in Gottes Hand und kann niemals zagen. Hat der Glaube an die Vernunft je so beglückt? Als es nachtete und die Greisenhand zitternd nach dem Kalon griff, sprach Goethe: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthumes, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen!“ Wähnt Euch, Ihr Gottlosen, nicht aus edlerem Stoff gezeugt als die warm in einfältigem Glauben Wohnenden! Von Euch aber, Ihr Frommen, ist zu fordern, daß Ihr die Anderen, deren Himmel leer ist oder deren Christengefühl nicht über eine vage piété sans la foi hinweglangt, nicht als schlechte Kerle, als Menschen niederen Schlages verschreit. Die Spittelweisheit, ohne Christenthum sei sittlicher Wandel, sei eine Heldenleistung der Faust oder des Hirnes nicht möglich, wollen wir nicht mehr hören Beide Parteien müssen den Versuch aufgeben, einander niederzuschimpfen. Werdens aber wohl erst thun, wenn sie nicht mehr um die Macht, den Trog und die Büttelgerechtsame des Staates raufen. „Ich möchte glauben“, sagt Fritz, „daß von Konstantin dem Großen bis auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei; man stritt in einem unverfälschten Rothwelsch über ungereimte Visionen und die Kirche befestigte ihre Gewalt dadurch, daß Für-

sten und Völker leichtgläubig und albern waren". Seht doch recht genau zu, ob ihre Gewalt seitdem wesentlich gelockert ward. Stat crux, dum volvitur orbis. Stat: weil der Steinfirst der Kirche es stützt. Den Grundmauern der Kathedralen droht von keinem Tolstoi, keinem Walt Whitman ernste Gefahr. Laßt von dem nutzlosen Mühen ab, gegen dieses alte Gemäuer Sturm zu laufen. Sorgt nur dafür, daß der Staat es nicht länger noch als Festung und Zwingburg benutze und seine Beamtenschaft wie einen Mörtelbienenschwarm drin überwintern lasse. Trennung des Staates von der Kirche: Das ist eine Losung. Eine, die auch den Frömmsten nicht mißfällt. Eine, die auf der Linie der Lutherthat liegt. Keine, die bis zum nächsten Donnerstag siegen kann. Im Lande Bayles und Voltaires hat der sichtbare Kampf vor hundertzwanzig Jahren begonnen. Das Konkordat war ein Waffenstillstand. Jetzt liegt die calotte am Boden. Für immer? Vielleicht hört der Enkel noch einmal das stolze Wort von den gesta Dei per Francos. Doch bleibts ein fortwirkendes Ereigniß, daß im Experimentirland europäischer Menschengeschichte auch diese Revolution gewagt werden konnte. Die Pfaffenfresserei der Combisten schien ein häßliches Possenspiel. Die Entkirchlichung der Republik ist eine verdammt ernste Sache. Nicht nur eine französische; eben so wenig, wie die Verkündung des Jakobinerevangeliums eine war. Noch aber brauchen unsere Chouans sich nicht zu waffnen. Mindestens ein Jahrzehnt stiller Vorarbeit wäre nöthig, ehe an die innere Säkularisation Preußens gedacht werden könnte. Preußens, nicht des Reiches: das Verhältniß zu den Landeskirchen ist nach Partikularrecht zu ordnen. So lange dem Schüler von Staates wegen Religion eingedrillt, die Weltschöpfung nach dem mosaischen Schema erklärt wird, ist rechts nichts zu fürchten, links nichts zu hoffen. Bleibt auch in der Mitte Alles hübsch beim Alten.

Von dem Entschluß, die Religion, als die persönlichste Angelegenheit, dem Privatrechtsbezirk zuzuweisen, sind die Regirenden heute weiter entfernt als vor hundert Jahren; weiter noch als in den dunkelsten Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten. Selbst damals wurde nicht so laut die Christenpflicht postulirt, von Thronen und Thrönchen herab der aufrechte Atheist nicht so rauh angefahren. Hörten wir nicht sogar die Behauptung, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein? Die Oberfläche blieb glatt.

Man hatte sich an so Vieles gewöhnt und nahm auch Dieses noch hin; mit geduldigem Lächeln. Längst aber klingen der Volksmehrheit solche Kommandorufe wie Dysangelien; und der Aerger darüber hat einen großen Theil der zünftig Gebildeten dem Proletariat verbündet. Der Unwille über ein Staatswesen, das auf seine Rückständigkeit noch stolz ist. Wir sind der Kinderfibel und dem Bakel nun entwachsen. Wir wollen nicht, daß den stärksten Geistern, den Männern, die vor dem hellen Taggestirn nicht scheu blinzeln, die Mitarbeit am Staatsgeschäft verwehrt wird. Wollen nicht, daß ein Land, das Helmholtzens Heimath war und dessen Sprache Mach spricht, von geschniegelten Leuten regirt werde, denen die deutschen Denker und Dichter nie lebten. Wir sinds müde, das Ewig-Gestrige gehätschelt und alles Kräftige, von Keimen Trächtige verpönt zu sehen. Zu hören, wie Deutschland draußen verspottet wird. Laßt unsern Herrgott aus dem Spaß! Der wird selbst für sich sorgen und bedarf Eurer Hilfe nicht. Euer Reich ist von dieser Welt. Eures Amtes nicht, die Gläubigkeit zu beschnüffeln. Eure Pflicht, jede nutzbare Kraft zu verwerthen; auch wenn ihr kein Heiland geboren ward. Doch Ihr braucht Gendarmen. So viele, daß die Zahl auffallen und ärgern könnte, wenn alle in Eure Farben gekleidet würden. Der Pastor soll die Hürde bewachen. Und doch ruft man zum Kampf gegen die Centrumspartei? Die stellt ja noch heute die besten Wächter. Ihr habt die Schwarzen in die Gnadensonne geholt, weil Euch vor den Rothen bang wurde. Schutz und Putz wolltet Ihr. Auch das Bekenntniß zu einer Religion war, sagt Goethe, manchem Hochgeborenen (dem persönliche Größe fehlte) ein Mittel zur Popularität. Ihr wollt die Büttelschaar, das Gepräng und den Nimbus nicht missen, die nur die Kirche zu liefern vermag; und werdet Euer pompöses Staatschristenthum fürs Erste deshalb ruhig weiterschleppen.

Wenn der Geistlichkeit die bona temporalia sacht (in freundlichster Ruhe, versteht sich, nicht etwa in einem neuen Kulturkampf) entzogen, die Schulen gesperrt würden und die Kirchen sich auf die Werbekraft ihrer Lehren verlassen müßten, wäre auch im Sinn des katholischen Volkes nach einem Menschenalter vielleicht eine Wandlung merkbar. Vielleicht. Der Ruf zur Hatz auf Schwarzwild muß zunächst das Band festigen, das Städter und Landvolk, Großindustrielle und Großgrundbesitzer, Gewerkschaften und

Bauern im Centrum zusammenhält. „Der Protestantismus, dem, sobald er sich auf seinen Ursprung und Zweck besinnt, all unser Sein und Trachten ein Gräuel scheinen muß, rüstet wider uns; ein Schuft, wer da hinterm Ofen bleibt, statt der Fahne zu folgen.“ Das Centrum ist nicht mehr die Partei der Herren von Mallinckrodt, Schorlemer, Savigny, Huene; ist demokratisirt. Daß Religion und Politik ihm nicht zwei einander fremde Lebensmächte sind, daß seine Politik im Dienst seiner Religion steht, ist seine Stärke; wer solche Dienstbarkeit unsittlich nennt, hat Pauli Briefe und Luthers Lebensbuch schlecht gelesen. Ist das Centrum zu vernichten? Nein. So zu schwächen, daß es den heute Regirenden nicht den Willenskanal verstopfen kann? Nein; wenn die Gruppirung der anderen Parteien sich nicht völlig ändert. Wozu also die Hatz?

Der Kampf um die deutsche Kultur ist gegen die Regirenden zu führen; nicht gegen eine Partei. Auch nicht gegen die Sozialdemokratie. Die Männer der Gewerkschaft haben redlich gearbeitet und manchem vorwärts weisenden Gedanken ans Licht geholfen; den politischen Führern war das Salz jämmerlich verdumpft und sie reizten zum Lächeln, wenn sie sich geberdeten, als sei von der Höhe her an sie der Ruf ergangen: Vos estis lux mundi. Die deutsche Sozialdemokratie, schrieb der Fabier Bernhard Shaw im Juli 1906, „ist die konservativste, sittsamste, bürgerlichste aller europäischen Parteien; sie glaubt an Karl Marx wie an einen allwissenden, unfehlbaren Propheten, sieht in seinem Buch die Bibel der Arbeiterklasse und giebt damit unserer skeptischen Zeit ein Beispiel einfältiger Pietät; ihre Fraktion hält der verworfenen kapitalistischen Welt Moralpredigten und behandelt Jeden, der die Verantwortlichkeit eines Amtes auf sich nimmt, wie einen Verräther.“ So schiens; und die sentimentale Pathetik war langweilig geworden. Auch die Sucht, mit Marktschreierkunst ein nie und nirgends erprobtes Allheilmittel anzupreisen. Wer glaubt denn noch dran? Glaubt an die Verheißung des Kommunistischen Manifestes, an Marxens Mehrwerththeorie, an die Vergesellschaftung der zur Produktion nöthigen Mittel? Von Allen, die vornan stehen, kaum noch Einer; und nur vom Fels fester Ueberzeugung aus dürfte doch der Versuch gewagt werden, unsere Welt in Trümmer zu schlagen. „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder

Nachtheile sie nicht nöthigen“, sagt Goethe; und: „Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird; bin ich darum kein Freund des Volkes?“ „Bourgeoisgeschwätz“, würde ihm heute geantwortet; „Widerhall Eurer albernen Vulgärökonomie. Erst wenn kein Vortheil mehr lockt, kein Nachtheil mehr droht, wird die menschliche Natur zeigen, was sie vermag. Gewaltsamer Umsturz? Den wollen wir ja nicht, brauchen ihn auch nicht: denn die Entwickelung arbeitet für uns, bringt von Jahr zu Jahr uns dem ersehnten Endziel näher“. Daß sies nicht tut, ist erwiesen. Erwiesen auch, daß die Lage des Arbeiters nicht schlechter, sondern besser wird und daß er gerade jetzt, da unsere Reserven fast erschöpft sind und auch die Industrie schon die Leutenoth zu spüren anfängt, hoffen darf, seinen Rechtsanspruch bald noch wirksamer durchzusetzen. Einerlei: die Fraktion bleibt bei der marxischen Fahne. Vehmt Jeden, der nicht in Ehrfurcht sich vor diesem Feldzeichen beugt. Hat das Palladion, von dem alles Heil kommt; und geriethe in arge Verlegenheit, wenn sie morgen gezwungen würde, in rauher Wirklichkeit diesem Heil Raum zu schaffen. Dazu das klägliche Bild der Parteitage, die seit der dresdener Trianonkomoedie Froschmäusekriegen ähneln. Die Enthüllung des Hasses, den ein Rottenführer gegen den anderen fühlt, und eines Tyrannengelüstens, das den wirthschaftlich Schwachen, wenn er sich nicht duckt, unbarmherziger als ein Fronvogt des Kapitalismus mißhandelt. Das endlose Geschimpf. Die demagogische Umschmeichlung der Masse, deren Höflinge nicht schöner aussehen als die der Thronenden. Die Lust, jedes Wahrzeichen deutscher Größe zu besudeln, jeden Feind deutschen Wesens und deutscher Macht zu rühmen, auch wenns ein schwarzer Halunke, ein blutdürstiges Niggerweib ist, und dem fürs Heimathrecht fechtenden Landsmann, der sich doch nicht einen Kapitalisten nennen kann, vor dräuender Front noch zu schmähen. Die Opposition der Sozialdemokraten war unwirksam geworden. Sie brachten keinen schöpferischen Gedanken ins Haus, konnten im Großen nichts verrichten, kaum im Kleinen Etwas hindern und reizten durch ihre Uebertreibungen die Anderen zur Abwehr. Wenn Herr Bebel pfauchte, die Tage des Tiberius seien wiedergekehrt, konnte ihm kein Verständiger zustimmen. In einem sozialdemokratischen Wahlaufruf standen die Sätze: „Wir haben unausgesetzt verlangt

und verlangen immer wieder, daß die Kulturvölker, statt in der Errichtung großer Armeen und Flotten und in der Erfindung und Herstellung der vollendetsten Menschenvernichtungmaschinen, in den Werken des Friedens und der Civilisation wetteifern. Die Erde ist groß und reich genug, um Allen Glück und Wohlsein zu ermöglichen und sie zu einer Stätte friedlichen Wettbewerbes in den Werken der Civilisation und Kultur zu gestalten.“ Wem soll denn solche Chiliastenpredigt noch frommen? Die civilisirten Völker hören nicht drauf, die ganz oder halb barbarischen waffnen sich gegen den Versuch, sie zu sittigen; und für die Aufgabe, der Barbarei Land abzuringen, neue Theile der Erde zu civilisiren, ist gerade die Sozialdemokratie nicht zu haben. Civilisirt, sagt sie, aber hübsch friedlich, ohne Waffengewalt anzuwenden; daß der Versuch nie gelungen ist, nie gelingen kann, kümmert sie nicht. Schafft das Heer ab, schreit sie; daß ein wehrloses Land den Nachbarn zum Spott und zur Beute würde, kümmert sie nicht. Diplomatie ist ihr ein Possenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen gar nicht mehr reden. Die Großindustrie eine Verschwörung zu dem einzigen Zank, dem armen Volk blutigen Schweiß auszupressen. Die Armee ein Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Die Wissenschaft ein im Dienst der herrschenden Klassen ersonnener Phrasenschwindel. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Und seine Vertreter können einander Lügner, Denunzianten, abgefeimte Verleumder, infame Burschen schelten: und bleiben dennoch höchster Achtung würdig. Jede andere Partei strebt nach politischer Macht und verheißt organische Fortbildung des nützlich Bestehenden. Pfui über solche Streber! Die Sozialdemokratie will keine Macht (die ja doch nur korrumpirt); will um keinen Preis auf das schäbige Recht verzichten, die Mächtigen zu schimpfen. Die deutschen Genossen, rief Jaurès einst, haben sich das Lebensziel gesetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu sein, und warten mit verschränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitalistische Gesellschaft sammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Warum nicht? Sie „untergraben die Existenzbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft“, wollen nicht sehen, daß es dieser Gesellschaft von Jahr zu Jahr besser geht, und

harren geduldig des Märchenmorgens, an dem das von der Heilandsglorie umleuchtete Proletariat die Menschheit erlösen wird. Bequem ists; nur merkt mählich auch die Kurzsicht, wie bequem Ethos und Pathos, Verneinung und Verdammung Dem ist, der sich aus Prinzip der Probe auf seine Leistungfähigkeit entzieht. Dennoch: Zetert nicht zu laut wider die rothe Fraktion! Sie nur zu höhnen, ist unklug. Vergeßt nicht, daß sie, mit all ihren Mängeln, ihrer sentimentalen Pathetik, ihrer Marktschreiersucht, ein (noch nie erprobtes) Allheilmittel anzupreisen und der Kundschaft Paradiesseligkeit zu versprechen, ihrem Sklavenhaß aller Machtpolitik, die Vertretung des Industrievolkes ist und als Großmacht respektirt werden muß. Auch ihr Tag wird kommen; wenn die Bonzen ins Grab gesunken sind und anständig bezahlte, an der Erhaltung des Reiches interessirte Arbeiter ihre Sache selbst in die Hand nehmen. Sorgt für starke und gerechte Regirung. Beseitigt, so weit Menschenkraft es vermag, die empörende Ungleichheit der Waffenrüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein. (Millionäre sollten begabte Volksschüler auf höhere Schulen und Universitäten schicken, statt Legate für Krankenhäuser und ähnliche Anstalten zu hinterlassen, deren Bau und Erhaltung Sache des Staates und der Gemeinde ist.) Oeffnet dem Talent jede Laufbahn. Behandelt den Arbeiter wie einen Gentleman; auch wenn Ihr Euer Recht gegen seinen Anspruch streng wahren müßt, immer wie Euresgleichen. Seufzt oder jubelt: nie wieder wird er Euch hörig. Weil er zu tüchtig, zu selbständig ist, um sich in Knechtsdemuth zu bescheiden, konnte er Euch und dem deutschen Land in Wohlstand helfen. Ihr meidet gefährliche Gährung, wenn Ihr ihn fühlen lasset, daß Ihr den ebenbürtigen Kontrahenten in ihm achtet. Morgen zwingt er Euch dazu. Sorgt für starke und gerechte Regirung! Die Gloria des Sozialismus verbleicht schon. Doch gegen die Sozialdemokratische Partei ist, wie gegen das Centrum, von Staates wegen nichts Beträchtliches auszurichten, so lange kein schöpferischer Gedanke die Masse ins Lager der Herrschenden lockt.

Zwischen Konservativen und Liberalen wäre eine Verständigung denkbar; wenn ein Staatsmann präsidirte. Der würde zu den Konservativen sprechen: „Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen. Bleibt Ihr die preußische Junkerpartei, blind vor allen großen Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß.

Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Nothwendigkeit einer Modernisirung gedacht? Die reiche Bourgeoisie ist auf dem Marsch zur Macht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis der Belagerer Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großindustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten. Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die Klassenexistenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Ihr sollt den Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden hobereau zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können. Blickt nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Eduards Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? Daß der Absolutismus, von dem Ihr träumtet, Euch nicht mehr behagt, habt Ihr nun erfahren. Auch mit einer anderen Persönlichkeit als Träger würde er Euch nicht mehr nützen: denn er kann heute nur noch caesaristisch oder mammonistisch sein. Also mit einem Kopfsprung ins fließende Wasser! Ihr wollt die Leute der nouvelles couches nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil

sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können und fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."

Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: „Was fehlt Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und Orden kaufen und gebietet im ökonomischen Unterbau der Gesellschaft. Auch Die unter Euch zu Jakobs Söhnen zählen, können eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Jungen nicht Offiziere, Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die politische Macht aber habt Ihr nicht erobert; dürftet, nach Eurer Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede Steuer wie ein Nationalunglück begreint und, recht kindisch, gethan, als stecke der Finanzminister den Ertrag in seine Tasche. Ihr habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philisterstricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schaarten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fanden, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer Sozialismus gepredigt wurde und der Staat sich der neuen Wollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechtsgleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) sei Alles gethan, und wolltet dem Staat nach Möglichkeit den Wirkensbezirk beschränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über ‚Interessenvertretung', die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischer Arbeit ist und nützlicher als das Phrasierwesen Eurer blüthenlosen Maienzeit. Statt nach

der Macht zu streben, wolltet Ihr die Machtinhaber ärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Was heißt bei uns heute ‚entschieden liberal‘? Ein Bischen Pfaffenhetze, ein Bischen Gemurr gegen den ‚Militarismus‘; Krieg den Junkern und ihrem Zollschutzanspruch: da habt Ihrs ungefähr. Und mit so dürftigem Programm stellt Ihr Euch, als habet Ihr die Kalokagathie in Erbpacht genommen, als seiet nur Ihr redlich, tapfer und weise und jeder Andere ein Wicht, Geck, Volksbetrüger. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Lasset das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Politisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Junker? Sie drücken Euch ja nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grund, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Begriff ‚Vornehmheit‘ prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter höher als andere, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken Leiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Werthfaktor entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wollen. Modernste Wissenschaft bezeugt die Wichtigkeit der Abstammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Menschen. Zwingt sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben. Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain war der radikalste Förderer politischer Freiheit und Jaurès bewilligt der französischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer, Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in die Tasche Eurer Leute, der Zwischenhändler,

sickert?) Weil Ihr den Grundadel ruiniren möchtet. Und weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Quell Eurer Macht verschütten. Dreißig Jahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Untergang unserer Reichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Umlaufsmittel und starke deutsche Menschen, die seine Aecker bestellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinnt Ihr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht- und Viehpreise ihnen das Heil bringen. Schließt Frieden mit den Männern der Ackerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelte Wort ‚Liberal‘ wieder einen Inhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letzten Rest des Cobdenerbes nun fahren. Jetzt sind Eure Worthülsen leer. Millionen aber bereit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen.

Der Block, der unterm Christbaum beschert werden sollte, stammte aus dem Spielzeugladen. Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei entstehen, die dem Reich giebt, was ihm gebührt, die so konservativ und so liberal ist, wie ein verständiger Realist heute sein kann, und im Kleinen so duldsam, wie eine große Partei sein muß. Die Hitzköpfe beider Lager sollen mit ihrem Groll draußen bleiben. Die Verbündung der Besonnenen genügt.

Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden, als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld verdient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend

zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land- und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben. Entschließt man sich nicht: Parliamentary Government kann erzwungen werden.

Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab. Dieser unwürdige Zustand darf nicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament. Soll auf unser Herrngebot die Sonne über Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? Deutschland ist an politischen Talenten nicht so arm, wie mancher Thor wähnt. In eine Redehalle zieht es sie nicht; in ein regirendes Parlament würden sie sich drängen. Jede Wahl wäre dann ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regirung entscheiden. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen Getriebe fernhalten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und für eine Schwätzerrolle deshalb niemals zu dingen sind) würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, ihres Wirkens Spur dem Vaterlande tief einzudrücken. Minister und Staatssekretäre könnten frei dem Drang innerster Ueberzeugung folgen: denn ihr Lebensschicksal hinge nicht am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathspodium in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Die Fraktionen müßten darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programms gerufen zu werden, das sie gestern opponirend

verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Gruppen würden die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die für die res publica brauchbarsten, würden entfesselt und kämen zu nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens. aufzugeben, den modernden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Millerand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marxischen erst einmal regirt, den Apparat kennen gelernt hätten, zur Staatsraison gekommen wären, ließe sich bequemer mit ihnen leben.

Heute? Drei Viertel des Volkes kümmern sich kaum um die Wahl. Ein paar Rothe mehr, ein paar Schwarze weniger: behende Excellenzen kämen mit jedem Parlament aus. Wenn zu bestimmen wäre, welche Klasse im Februar mit ihren Exponenten die Reichsämter besetzen soll, würden wir ein anderes Leben spüren; brauchte man die Wähler nicht mit Zuckerwerk an die Urne zu schmeicheln. Unser Reichstag ist ein Ornament; kein das Auge freuendes. Er kann zustimmen und ablehnen; sein Wille hat nicht positive Kraft. „Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still". Heute besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge von der Säule herab noch zu erreichen vermag. Kommen Tänzer ans Pult des Redners. Bleiben Botschafter, die ihr jüngster Sekretär bespöttelt, trotz aller Irrung in ihrer Pfründe. Dem Reich zu schwerem Schaden. Wir müssen, zuletzt unter allen europäischen Völkern, die Probe von dem Gegentheil endlich wagen. Wir sind reif; und wollen unser Glück schmieden. Den Sieg des Massenchores (der freilich nicht mit ungemischter Freude zu begrüßen ist) hielte kein Josua und kein Julian auf. Wer sich früh bereitet, ihn zum Nutzen

des Reiches zu organisiren, ist klüger als Einer, der sich von ihm, wie von jäh ausbrechendem Gewitter, überraschen läßt.

Britaniens Geschichte beweist, daß die Monarchie auch mit Magna Charta und Parliamentary Government zu leben vermag; hats gerade im letzten Menschenalter bündig bewiesen. Victoria kochte auf allen Herdlöchern und Eduard war in vier Erdtheilen der mächtigste Mann. Trotzdem ward er nicht für Balfours Skepsis, für Campbells Blindheit verantwortlich gemacht. Unsere Monarchie soll nicht dem gestern geküßten und heute geprügelten Heiligenbilde des neapolitanischen Lungerers ähneln. Englands Volk erstritt sich sein souveraines Recht, als die feinsten Stickereien noch opera anglica hießen. Jetzt empfiehlt die Aufschrift Made in Germany jede Waare. Und nach solchen Erfolgen soll die Nation unter der Fuchtel bleiben? Nicht reif sein, selbst zu entscheiden, was ihr frommen, was schaden kann? „Unsere Fürsten“, sagt Lagarde, „mögen sich nur ja nicht einbilden, daß zwischen ihren Unterthanen nicht Ihresgleichen wohnt. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und oben ein Dalai-Lama in Uniform: so verstehen wir die Monarchie nicht.“ Ein regirendes Parlament könnte zur Sicherung des Reichsgefüges mehr thun als ein Mandarinenklüngel. Könnte im Nothfall das Wahlrecht ändern. Alle Centren der Industrie (und Intelligenz) fallen, eins nach dem anderen, der Sozialdemokratie zu. Ists gerecht und vernünftig, daß die größten Städte nur noch durch Handarbeiter und den Handarbeitern dienstbare Agitatoren vertreten werden? Gewiß nicht. Man müßte an Proportionalwahl, an Listenskrutinium, an ein Reichsoberhaus denken, in das Männer von ansehnlicher Lebensleistung berufen würden; und, zur Entschädigung, die lächerliche und aufreizende Verschiedenheit der Wahlkreisumfänge beseitigen; die Verantwortlichkeit der politischen Beamten, auch der höchsten, durch ein Gesetz regeln, das den Steuerträgern das Recht gäbe, von Behörden vergeudetes Geld einzuklagen. Noch andere Kautelen sind denkbar. Vollkommenheit ist nicht zu erreichen; doch ein erträglicher, dem Bedürfniß genügender, die Gemüther beruhigender Zustand. Fürchtet Ihr Korruption? Dann seht Ihr die nicht, die wir heute schon haben (wie jede Zeit der Kabinetsregirung, auch verhüllter, sie hatte); die gefährlichste: weil sie nicht zu packen, zu ahnden ist.

Autokratie eines Einzelnen oder Selbstherrschaft der als

mündig bewährten Nation (Herrschaft der Tüchtigsten, der Aristoi, nicht des wimmelnden Pöbels): Das wäre eine Wahlparole.

Die Wahl des Jahres 1907 (für deren Hauptschlacht dieses Programm entworfen wurde) gebar aus abertausend deutschen Herzen die Hoffnung, der Sozialdemokratie sei der Lebensquell abgegraben, dem Centrum das Recht auf die Mitherrschaft für immer genommen worden. Vor dem Truglicht solchen Glaubens wurde hier früh gewarnt. „Die Niederlage der Sozialdemokratischen Partei war zu erwarten. Ueberschätzen soll man sie nicht. Auch andere Parteien haben so trübe Wahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat einst achtundneunzig Sitze erobert; schon die nächste Wahl gab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten im Reichstag 1884 vierundsechzig, 1887 nur noch zweiunddreißig, 1890 wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Jahre danach wieder auf fünfunddreißig. Sie kann auch diesmal, wenn weiter schlecht regirt wird, die Scharte auswetzen; und wird, mit dreiundvierzig Mandaten, im neuen Reichstag noch stärker sein als je unter Wilhelm dem Ersten und Bismarck. Man soll also nicht thun, als sei Unerschautes geschehen. Das Centrum? Hat sich mehr Sitze erobert, als die von der Wilhelmstraße aus mit Gunst und Geld reichlich unterstützten vier liberalen Fraktionen zusammen vermochten. Wenn der Kanzler im Taumelrausch des Gesindes nüchtern geblieben ist, verständigt er sich mit dem Centrum. Thut ers nicht, dann thuns, geräuschlos, versteht sich, bald die agrarischen Parteien. Mit einer von den Herren Normann, Bassermann, Liebermann, Naumann, Haußmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zu machen; kaum einer wichtigen Frage der Wirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik die befriedigende Antwort zu finden. Eine wirthschaftliche Vorlage, die Herrn von Oldenburg-Januschau behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen; ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kroecher und Normann zustimmen, muß Herr Schrader verwerfen. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es die Erörterung des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuen Mehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchen Ueberzeugungs-

opfern sie erkauft ward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange bleiben. Für eine ihm widrige Kulturpolitik wären die neunzig Männer der Konservativen Fraktion und der Wirthschaftlichen Vereinigung nicht zu haben. Und stimmt es, als wäre nichts geschehen, einfach nach des Herzens Neigung, überbietet es die Freisinnigen, die sich nicht ohne Vorbehalt hingeben können, dann ists, mit seinen hundertzehn Mandaten, bald wieder dans le mouvement und als Großmacht umworben. Das Centrum kann schnell eine neue Schicksalswandlung erleben wie Formosus einst in Portus und Rom. Daß sich mit ihm leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch jetzt einen modus vivendi finden; oder nicht lange mehr Kanzler sein." So ists gekommen. Von dem Kittblock war die Reichsnahrung nicht zu ernten; und der kluge Bülow war einmal, wider Erwarten, klug genug, nicht klug zu sein: da er, ohne die Hertling und Gröber, die Bachem und Erzberger versöhnt zu haben, kaiserlicher Ingerenz eine Grenze zu ziehen unternahm. Seitdem hat sich wiederholt, was am Ende des ersten Lebensjahrzehntes im Deutschen Reich geschehen war. Damals sollte Bismarck, nach Bennigsens Wort, sich der schwärzesten Reaktion verschrieben, nach Bambergers dem Centrum den Treueid geschworen, nach Beselers sich zu unvernünftiger, unchristlicher, kulturwidriger Finanzpolitik entschlossen haben. Drei Minister, Falk, Friedenthal, Hobrecht, räumten den Sitz; zwei Reichstagspräsidenten, Forckenbeck und Stauffenberg, schieden unwirsch aus dem Ehrenamt und das deutsche Parlament tagte fortan unter konservativ-klerikaler Leitung. Windthorst aber, der den Zolltarif, die Finanzreform (Franckensteins) und die wichtigsten Stücke der Sozialpolitik bewilligt hatte, sprach mit berechtigtem Stolz: „Niemand darf nun noch behaupten, daß wir Reichsfeinde sind und keinen Patriotismus haben. Das Reich war in Noth und wir haben, als seine wahren Freunde, ihm und den Bundesstaaten herausgeholfen." Diese Sätze kann, Wort vor Wort, der Sprecher des Centrums jetzt wiederholen. Ist die Katholikenfraktion (die inneren Personalhader unachtsamer ans Licht ließ, als sie je that) ernstlich gefährdet? Die kühnste Feindeshoffnung weissagt ihr den Verlust von zwölf Sitzen; dann aber, heißts, ist, da den Konservativen mindestens zwanzig Mandate abgejagt werden, die alte Mehrheit, die „blauschwarze", aus der aufathmenden Welt geschafft. Ob diese Rechnung als richtig er-

wiesen wird? Das Centrum ist 1887 und 1907, trotzdem die Regierung es bekämpfte und gegen die unbequeme Fraktion rheinische und schlesische Edelmannschaft aufbot, nicht geschwächt worden; war unter dem Druck amtlicher Befehdung stets stärker als im Gardedienst der Herrschenden. Der Bund der Landwirthe hat eine lückenlose Organisation, volle Kassen und den Nimbus eines Erfolges, der aus der caprivischen Zeit schwerer Noth in ansehnlichen Wohlstand zurückgeführt hat. Seine Leiter glauben nicht an eine Massenflucht. Kein kleiner Landwirth, sagen sie, kein Bauer läßt sich von den Lockrufen der Liberalen fangen; das Gerede gegen den Großgrundbesitz weckt in den Dörfern kein Echo und sogar der Taglöhner weiß, daß seine Einkunft von der Höhe des Viehpreises bestimmt wird. Vielleicht ists im Süden und Westen anders. Wer im Norden, im Osten einträgliche Wahlgeschäfte machen will, müßte den Bauern die Erhaltung ungeschmälerten Preisschutzes und obendrein mehr Freiheit und Recht versprechen, als sie jetzt haben; mit dem Feldgeschrei gegen die Latifundien und die Bundestaktik wird kaum Beträchtliches zu erwirken sein. (Die Vermählung mit dem Freihandel war, wie Miquels Schlaukopf schnell merkte, das Unglück des deutschen Liberalismus; woher soll er, dem die Bauern rechtwärts, die Stadtarbeiter linkwärts entliefen, sich ein Heer rekrutiren?) Verliert die Mehrheit zwei Dutzend Sitze, dann droht ihr noch nicht Lebensgefahr: die Polen, die, unter der pfiffigen Führung des Grafen Mielzynski, in Preußen die erhöhte Krondotation, im Reich die neuen Steuern sammt dem Ausnahmerecht der souverainen Häuser bewilligt haben, könnten in die Lücke rücken und, so lange man sie nicht mit der Enteignung ärgert, Herrn von Bethmann (oder Herrn von Schorlemer) treu bleiben. Und wer möchte darauf schwören, daß nach einer Hauptwahl, die den Sozialdemokraten ungefähr sechzig, den Liberalen aller Sorten wieder, wie 1907, nicht einmal dreißig Mandate eintrüge, die Angst vor allzu raschem Wachsthum der rothen Schaar die Bürgerparteien nicht flink in ein Stichwahlkartell mit „Heiligen und Rittern" drängen würde? Herr Bassermann selbst, der zu der preußischen Lebensart keinen Blutstropfen in seinen Adern hat, müßte dann dem Wort nachdenken, das Bismarck vor dreißig Jahren zu Bennigsen sprach: „Zwischen den Herren, die Ihrer Führung folgen, und denen, die sich rechts an Sie schließen, scheint mir eine Verschmelzung eher möglich als mit

den links von Ihnen sitzenden, deren äußerster linker Flügel überhaupt am Ende gar nicht abzusehen ist." Prophezeiung wäre diesmal besonders thöricht. Niemand vermag zu ahnen, wie die Fülle schmerzender Enttäuschung im Bewußtsein des Wählers nachwirken wird. Sicher scheint nur der (vor fünf Jahren durch einen für kurze Frist brauchbaren Kniff vereitelte) Machtzuwachs der Sozialdemokratie und die Schwächung der Konservativen. Scheint. Sicher ist, daß eine überall, offen oder heimlich, verurtheilte, von Wuth und Hohn gezüchtigte Regirung zur Wahl ruft.

Dennoch ist nirgends leidenschaftliche Aufwallung zu spüren. Die wildesten Männer und Männchen haben sich zu früh ausgeschrien, sind jetzt heiser und ihr Gefuchtel entflammt und schreckt keine Seele mehr. Die wichtigsten Industrien können die Masse der Aufträge (freilich bei knapp ausreichenden Preisen) kaum bewältigen: also wird viel Geld verdient und die Theuerung der Lebensmittel nicht als unerträgliche Last empfunden. Die großen Gewerbeverbände, deren Geltungfrist bald abläuft, wird in der letzten Stunde das Bedürfniß in irgendeine neuem Anspruch behutsam angepaßte Lebensform zwingen. Die sterben nicht. So hofft man; und hat selten Muße, der Frage nachzudenken, wie der dreizehnte Deutsche Reichstag aussehen werde. Den zwölften hatten Jubelchöre begrüßt, die aus deutscher Weihnacht widerzuhallen schienen; dann war sein Handeln verrufen, der Bericht über sein Reden nur von müdem Blick noch überflogen worden. Der dreizehnte soll für Heer und Flotte große Summen bewilligen. (Sie wurden bisher nicht gefordert, weil man fürchtete, draußen die Briten zu reizen, drinnen den Sozialdemokraten noch mehr Wähler zuzutreiben, und weil Herr Wermuth, um die Schönheit seiner Bilanz nicht zu schädigen, vor jeder Ausgabe zulängliche Deckung heischt; ob er nach dem Duett, das er mit dem Kanzler neulich dem Kaiser vortragen durfte, den Herren von Tirpitz und Heeringen noch die Bärbeißermiene des knausernden Konkursverwalters zeigen wird?) Sträubt sich der Reichstag, so wird er aufgelöst. Wahrscheinlich gewährt er Alles (die Empfehler „maßvoller Forderung" können bis dahin noch zweimal siegen); thut ers nicht: für Wehrvorlagen holt die unbehendeste Regirung von deutschem Wahlgefild eine Mehrheit. Was bleibt zu fürchten, zu hoffen? Wir werden weiter rüsten, weiter betheuern, die Kriegsschiffe (denen hinter der Nordsee allzu früh die Kohlenspeise aus-

gehen müßte) seien nur zum Schutz des überseeischen Handels bestimmt; weiter friedsam zusehen, wie die Bleibsel der zu Europäersiedlung tauglichen Erde vertheilt werden, und abwarten, ob holder Zufall den Blick des Kaisers auf einen Schöpferkopf lenkt oder ob zuvor schon unsere Feinde den Tag gekommen wähnen, der ihnen die Schmälerung deutscher Reichsgewalt erlaubt. Inzwischen wird eine Partei die andere, auch die ihr gestern verbündete, einen Haufen von Dummköpfen und Spitzbuben schelten und jede sich selig preisen, wenn sie im Dunstkreis der Regirung, auch der kläglichsten, athmen darf. Wo ist das Ziel, dessen Ahnung die Herzen wärmen, die Hirne in Leidenschaft hitzen könnte? Wo unter den zur Wahl Gestellten auch nur eine Persönlichkeit, an der Auge und Ohr der Nation hängt? Eine nur, die der Vollbesitz vorwärts weisender Gedanken ins Führeramt hob? Der würde jede Fraktion den Eingang sperren; denn in jeder sind Götter, die nicht von Stärkeren, von Titanen gar entgottet sein möchten. („Sie aber, sie bleiben in ewigen Festen an goldenen Tischen.") In jeder sind zwei oder vier Emsige, die Alles kennen, über Alles reden, den schwierigsten, in Jahren rastloser Arbeit kaum bis ins Tiefste zu ergründenden Fragen internationaler Politik von heute auf morgen eine Antwort finden: und nie doch an Wesenswuchs höher schienen als die glanzlos Regirenden, nie ihre Landsleute zu frohem Aufhorchen zwangen. Darf Deutschland auf die Fortdauer seiner Kredit- und Absatzpolitik, wie auf die festeste Grundmauer, das Haus seiner Zukunft bauen? Darf es ruhen, ehe ihm ein geschlossenes Wirthschaftgebiet sicher ist, das im Großen sich selbst genügt? Ruft nicht das Alltagszerrbild zu vernünftiger Organisirung des Kleinhandels, der in Anarchie verwildert oder verkümmert? Was wird 1930 aus Deutschlands Staatsanleihen, wenn seine Industrie im Tempo der letzten zehn Jahre weiter wächst und ihre Obligationen höheren Zins und kleinere Verlustgefahr bieten als der Schuldbrief des Staates? Woher soll es brauchbare Beamte und Offiziere aller Grade nehmen, wenn jeder gesunde Privatbetrieb den Fähigen besser löhnt, ihn jetzt auch gegen Unfall und Invalidität versichern muß und wenn Orden und Titel, einst der Trost darbender Staatsdiener, in Geschwadern den schon von Geldes Gnaden Mächtigen zufliegen? Ist mit dem Ernst und der Würde deutschen Wesens dieser Orden- und Titelkram vereinbar, der sich oft auf unsauberen Wegen

feilbietet und an dem sich Europens Spötterzunge wetzt? (Nur auf den tiefen Steuerstufen trifft man noch Menschen, die nicht einen Rathstitel, eine Krone oder einen Adler tragen, die nicht irgendwo mit Zwirnsfäden an einen Thron oder ein Thrönchen gebunden, zu steter „Rücksicht“ genöthigt, nach Beförderung gierig sind und die der Anredner schlicht bei ihrem Namen nennen darf.) Kann der Zustand fortwähren, der im ganzen Reich nur Einem, dem Kanzler, eine Verantwortlichkeit (ohne Haftpflicht) aufbürdet, oder brauchen wir, statt der dem Kanzleramt „nachgeordneten Stellen“, die Reichsministerien, die unter durchaus anderen Umständen, äußeren und inneren, dem Wunsch der Nationalliberalen von Bismarck geweigert wurden? Der Kanzler kann in neun von zehn Fällen nicht wissen, wie die Reichsressorts gearbeitet, ob sie ihr Geschäft richtig konstruirt und abgewickelt haben; ist für alle aber verantwortlich (nur dem Reichstag und dem Volksgewissen, denen keine Strafgewalt zusteht). Der Staatssekretär weiß, wie das Ding gedreht werden mußte und gedreht worden ist; hats aber nicht zu verantworten. Und das Parlament braucht niemals vor der Stunde zu bangen, die ihm mit dem Recht zur Ausführung seiner Beschlüsse auch die Verantwortlichkeit aufpackt. Unverantwortlich heißt dem Deutschen das Handeln, das ihn sinnlos, vernunftwidrig, schädlich dünkt. Kann ihm im Reich der Unverantwortlichkeit wohl werden? Hundert ähnliche Fragen harren auf Antwort. Lässig schreitet unser Liberalismus an ihnen vorbei; und wundert sich, daß ihm die Werberkraft nicht wiederkehrt. Denn er hat ja versprochen, für die Rechtsgleichheit zu fechten, dem „Handel und Wandel“ in eine breitere Machtzone zu helfen und die deutsche Welt von Pfaffen und Junkern zu erlösen.

Den Werth verbürgter Rechtsgleichheit lehrt die Wahlzeit schätzen. Durch seines Hirnes, seines Fleißes Leistung hat Einer erreicht, daß Staat und Gemeinde ihm in jedem Jahr zwanzigtausend Mark Steuergeld abfordern darf; aus eigener Kraft: ererbt, erheirathet, erspielt hat er nichts. Sein politisches Recht ist genau so groß wie das des wackeren Mannes, der draußen die Straße kehrt oder auf dem Milchkutscherbock die Zügel hält. Genau so groß? Nach der Norm der Verfassung. In der gemeinen Wirklichkeit ists viel kleiner; ist es ins Nichts geschrumpft. Der Straßenreiniger, der Milchmann wählt einen Sozialdemokraten: und ist dann im Reichstag „vertreten“. Dem Anderen, dessen

Jahressteuern fast zwei Drittel eines Ministergehaltes bezahlen, fehlt der beglückende Glaube an Marxens Evangelium: also kann er, da dem Sozialdemokraten eine erdrückende Mehrheit gewiß ist, sich den Weg ins Wahllokal sparen. Hätten wir Listenwahl, so könnte er den Namen eines von ihm als besonders tüchtig Erkannten auf seinen Stimmzettel schreiben und mindestens hoffen, diesem Mann ein Mandat zu schaffen. Hätten wir Proportionalwahl, so fände auch sein Interesse Vertretung. Jetzt? Er steuert dem Staat so viel wie ein dichter Schwarm kleiner Leute und hat nicht die winzigste Möglichkeit, mit seinem Wahlrecht auf die Geschäftsführung, die Gesetzgebung einzuwirken. Wer in einem von Industriearbeitern bevölkerten Wahlkreis wohnt und von deren politischer Ueberzeugung abweicht, hat kein nutzbares Stimmrecht. Ob und wie in Berlin Fischer und Schmoller, Liebermann und Rathenau, Goldscheider und Gwinner, in Hamburg Ballin und Burchard, Brinckmann und Warburg wählen: ihr Stimmzettel hätte nicht eines Milligrammes Gewicht. So sieht die Rechtsgleichheit in der Nähe aus. Handel und Wandel? Mancher wird meinen, der schmachte längst nicht mehr im Schatten (die Behauptung, daß auf dem Kaufmann „herumgetrampelt“ werde, hat der Geheimrath, Reserveoffizier und Ritter hoher Orden, dem sie im Frühjahr über die Lippe hüpfte, wohl rasch bereut); doch Mancher ihm günstigere Gelegenheit zur Mitwirkung am Staatsgeschäft wünschen. Woher aber soll sie kommen, so lange das Wahlrecht unmodern, das Reichsparlament kraftlos bleibt? In Staatsstellen sehnt der fähige Kaufmann und Techniker sich heute nur selten noch; seine Erwerbsmöglichkeit dehnt sich weiter, seine Thätigkeit ist meist interessanter und nicht dem Wink eines Vorgesetzten oder Monarchen unterthan. Die Führer der Industrie und des Handels wollen gehört, nicht auf Amtsstühle noch gar ins Schwatzhaus gesetzt werden. Der Wahn, durch ihre Zurückhaltung werde „der Regirung der liberale Geist entzogen“, ähnelt dem Aberglauben an Spuk. Von fünf Geheimräthen und Dezernenten sind mindestens zwei mild liberal, ist höchstens einer heydebrandisch konservativ. Und die Ressortchefs? Sind die Bürgersprossen Bethmann, Kiderlen, Schoen, Tirpitz zum Feudaladel, die Delbrück, Lisco, Wermuth, in Preußen die Beseler, Lentze, Sydow etwa zu den Instleuten des Großgrundbesitzes zu zählen? Was eigentlich für Händler und Handel verlangt wird, ist,

trotz allem lauten Gerede, schwer zu fassen. Dumme Gesetze haben ihn nicht gehindert, die Konkurrenz zu überwachsen und Tausenden ein Millionärseinkommen zu bescheren; mit der Mär, daß er zum Erbarmen mißhandelt werde, ist die Masse der Wachen nicht zu ködern; und den Willen zu freier Selbstregirung wagt er nicht zu bekennen. Bleibt die Erlösung von Pfaffen und Junkern. Daß Roms Klerisei den nicht ihrer Heerde Angehörigen den Lebensborn vergifte, wäre noch zu erweisen. Und die Junker haben im Heer und in der Verwaltung so Ungemeines geleistet, daß nur ein Tropf oder persönlich Verärgerter sie eine Schelmenhorde oder Schmarotzersippe schelten kann. Bei dürftigstem Sold haben sie sich immer reinlich gehalten und dem Pflichtbefehl gehorcht. Preußen ist, ihre Domäne, mit all seinen Mängeln noch heute der Musterstaat, den das Auge des unbefangenen Fremdlings bestaunt, der aus amerikanischer Republikanerfreiheit, aus Frankreichs Syndikalistenpfuhl oder von Bayerns Eisenbahn Heimkehrende wie das Gelobte Land begrüßt und der sich besserer Wirthschaft rühmen darf als seine von den Männern des Fortschrittes betreute Hauptstadt. Nur ein Kanzler des Deutschen Reiches war ein Junker; nicht der schlechteste der fünf. Sind in die Junkerscholle die Bismarcks auch dünn gesät, so wachsen auf ihr sehr oft „ganze Kerle“, die Etwas können, stolzen Herrenmuth haben und sich dennoch, wo es nöthig wird, fügsam einordnen. Männer, die wissen, was der Staat braucht, und diesem Staat sich verwurzelt fühlen. Männer. Daß sie, die nicht mit Freiheit, Menschenrecht und Stadtplaisir ihr Netz spicken können, auch unter der Herrschaft des gleichen, geheimen Wahlrechtes noch so viele Stimmen fangen, haben sie sicher nicht nur dem Landrath zu danken (dessen Gewalt eben so wie sein Hang ins Urböse überschätzt wird). Blanke Englein sind sie nicht. Als Vogelscheuchen in die Schoten zu stellen und dem Reich schädlicher als der Wanderredner, dem alles Bestehende nur werth scheint, zu Grunde zu gehen? Unsinn. Daß sie leicht übermüthig werden, dem aufrechten Trotzgeist die Reverenz weigern, Kultur oft für Modequark und ihren Kastencomment für ein ewiges Weltgesetz halten, auch ihre minder regsamen Glieder aus der Staatskrippe genährt sehen möchten, ist schlimm. Daß sie, die längst in die Defensive gedrängt wurden und ärmlicher leben als in der nächsten Großstadt hundert Kaufleute und ein Dutzend Rechtsanwälte, nicht aus freiem Willen ihren Machtrest den Emporge-

kommenen hinwerfen, ist begreiflich. Daß ihr Joch auf unserem Nacken lastet, daß sie uns knechten, plündern, in Dunkelheit pferchen, dem Kaufmann den Handel, dem Gelehrten die Forschung, dem Arbeiter die höhere Löhnung hindern: glaubts Einer, der aus nüchterner Ruhe auf die Breite des deutschen Lebens geblickt hat?

Weil täglich geschrien und geschrieben wird, kein wichtigerer Kampf sei auf deutschem Boden zu kämpfen als der wider den Adel, das Volk seufze in schimpflicher Knebelfron, schwitze für das Prasserbedürfniß müßiger Grundherren, werde sich morgen aber unter dem Stachelsporn und der Peitsche mit wildem Ruck aufbäumen: deshalb rechnen selbst kühle Köpfe im Ausland mit einer Reichsrevolution, der nur ein Kriegserfolg noch vorbeugen könne. Kommen die Träger solcher Köpfe dann in unser Land, schauen die Pracht der Städte, der kleinen sogar, den Wohlstand der Bürger, die enge Gemeinschaft verschiedener Stämme und Völkerpersönlichkeiten, des Arbeiters Kleid, Heim und Speise, die saubere Strammheit aller Verwaltung, dann staunen sie und merken bald, daß ihre Rechnung auf Lug gestützt war. Nützt der Nation so grasse Uebertreibung des Mangels? Müssen, allein in Europa, wir thun, als seien die Söhne alter Geschlechter, die Führer des Heeres, dem Reich und dem Volk die gefährlichsten Feinde und ihrer Vernichtung alle Kräfte zu weihen? Der Deutsche darf auf viel in seiner Heimath Gewordenes stolz sein. Der Bauer, Stadtarbeiter, Soldat, Unternehmer steht seinen Mann. In den Künsten regt sichs ernstlich; und wenn die Zunftwissenschaft ein Bischen müd scheint (nicht müder doch als in den Nachbarreichen), sehen wir da und dort rüstige Ketzer an gutem Werk; sehen Trümmerhaufen abtragen und Eisengerüste hämmern. Technik, Industrie, Bank, Kaufmannschaft leisten mindestens eben so viel wie in jedem anderen Land; leisten, mit geringeren Mitteln, oft mehr. Wir haben noch immer, trotz erbärmlichem Sold, den besten Lieutenant, fleißige, unbestechlich ehrenhafte Beamte. Der Adel kauft, auch wenns ihm nicht an Geld fehlt, selten Bücher, Bilder, Skulpturen, schnauzt die Verkünder neuer Wissenschaft gern im Ton des stämmigen Naturburschen an; zeigt sich aber fast nie lüdrianisch und ist, auf dem Acker, in der Amtsstube und Kaserne, der Pflicht so treu, wie keine verkommende Kaste je war. Kirchenzwang drückt nur Den, der ihn nicht entbehren kann; wo sind, zumal in unserem Norden, die Menschen, denen ein Priester die Sonne verhängt,

das Leben gestört, den Schaffensbereich verriegelt hat? Keine deutsche Partei ist verächtlich, mit Bewußtsein infam; keine würde in Nöthen vom Reich abfallen. Weils so ist, sollen wir nicht thun, als sei ein Bruderkrieg auszufechten. Weils so ist, dürfen wir gute Regirung, nicht gewissenhafte Verwaltung nur, fordern. Und wir werden schlecht regirt. Davon steht nicht viel in den Wahlaufrufen der Liberalen. Mehr von Pfaffen und Junkern. Das alte Phrasengeknäuel wird abgewickelt. Wo ist das Ziel, dessen hoher Anblick das Herzblut in rascheren Puls treibt? Für welche Aufgabe soll sich der Wähler begeistern? Was geschieht, wenn die Liberalen glorreich gesiegt haben? Witwen und Waisen müssen vom Nachlaß des Mannes, des Vaters dem Reich ein Beträchtliches hingeben. Der Vermögende, der jetzt der Stadt, dem Kreis, der Gemeinde zu steuern hat, muß auch den Reichsfiskus noch mit einem Häppchen füttern. Gut; und weiter? „Dann wird eben liberal regirt.“ Dabei läßt sich nichts Rechtes denken. Wird der Lebensmittelzoll beseitigt oder herabgesetzt? Einstweilen unmöglich. Allen Wahlkreisen die selbe Kopfzahl vorgeschrieben? Unmöglich. Adelssöhnen Heer, Flotte, Diplomatie, Verwaltung gesperrt? Unmöglich. Gerichtsverfassung und Prozeßordnung geändert? Dann bekämen wir eine neue Weitung der Laienjustiz, neue Berufunginstanzen, einen dem beweglichen Kapital bequemen Prozeß und am Ende noch andere Uebel. Wird versucht, die Schule zu einer Freudenstätte zu machen, in die der Schüler noch vom Strand, von Berggipfeln sich zurücksehnt? Nationalliberale und freisinnige Oberlehrer schütteln, in blassem Entsetzen, das Haupt. Stürzt nach dem Sieg der Liberalen die Regirung, die sich kaiserlich nennt? „Kronrechte werden von uns nicht angetastet.“ Was also wird?

Dir gehts, Wähler, nicht gar so übel, wie zu glauben Dir zugemuthet wird. Dein Geschäftswesen gedeiht. Du kannst denken und thun, was Dir beliebt (Gesetzwidriges und allzu Unanständiges beliebt Dir ja nicht); in jedem Laden Bücher kaufen, durch die ein schamlos trunkener Eros tollt, in bunten, üppig ausgestatteten Häusern Unterhöschen und nackte Schenkel sehen, sogar Hürchen aller Formate riechen. Mit dem Freiheitmaß fändest Du schon Dein Auslangen. Bist dennoch unzufrieden? Doch nicht, weil Pfaffen und Junker Dir das Leben sauer machen. Das schreien Dir Leute ins Ohr, die sich ärgern, weil vor ihnen ältere Stamm-

gäste sitzen und sie manchmal fast hochnasig, über die Achsel, anblinzeln. Bethmann und Kiderlen sind keine Junker; und haben Deine Laune doch gründlicher verdorben als je Einer von Quitzows, Kleists, Arnims Stamm. Kannst nichts dawider? Das just ist, was Dich verstimmt. Ein Serbe, Türke, Perser, Chinese hat auf die Wahl der Männer, die seines Reiches Geschäft leiten sollen, mehr Einwirkung als Du, der Deinen Kram, ohne fremde Hilfe, zu Blüthe und Ansehen gefördert hast. Den Hell- und Dunkelgelben würdest Du das Vorrecht allenfalls gönnen, wenn zu Haus die Wahl nicht allzu oft auf den Unrechten gefallen wäre und die Wirthschaft nicht nachgerade darunter litte. Herrschaft der Zufallslaune wird gern nur geduldet, wo ihr aufheiternder Vortheil entsprießt. Du aber empfindest, daß Dir ein arger Sommer und Herbst, dem Reich Deines Herzens und Deiner Kinder eine in seiner Geschichte beispiellose Niederlage erspart worden wäre, wenn Herr von Bethmann nicht Herrn von Kiderlen von der Dimbowitza ins Spreewasser gelotst hätte. Seitdem juckt Dirs auf der Haut. Lotsen und Gelotsten wüßtest Du lieber in den neuen Reichszipfeln am Kongo und Ubangi als in Berlin. Fortan möchtest Du, mit dem Atomgewicht Deines Stimmzettels, zur Personenwahl mitwirken. Gehts dann auch nicht besser, so bist Du mitschuldig oder von der Mehrheit Deiner Landsleute überstimmt worden; darfst also irdische Gewalt nicht anklagen. Dem Kaiser kanns willkommen sein, wenn nicht nach jeder Schlappe alle Blicke ihn suchen; ist eine Mehrheit zur Regirung nicht tauglich oder nicht willig, dann setzt er, bis sie weich wird oder abdankt, Beamte auf die Ministerstühle. Die Völker wollen heutzutage nun einmal selbst ihres Schicksals Bahn bestimmen; eine Lungenturnhalle und Krittelarena genügt ihnen nicht. Verantwortliche Minister, ein zu neuer Verantwortlichkeit bereites und berufenes Parlament: dann beschleicht sie nie solcher Mißmuth wie seit gestern den Deutschen, der erkannt hat, daß er wehrlos, machtlos der Gefährdung seines Werkes zuschauen muß. Ertrotze von Deiner Partei, daß sie für den gerechten Volksanspruch eintrete. Lockerung der Zügel und eine größere Terrine mit Freiheitknödeln? Noch zu früh, Landsmann. Anno 1940 wird Deine Volksfamilie vielleicht neunzig Millionen Köpfe zählen. Die wollen bewohnbaren Raum. Ist er ohne Schwertstreich zu haben? Aller „Komfort der Neuzeit“ hülfe uns nicht, wenn der Nothfall das Reich in zerschlissener Wehrverfassung fände.

Henri Heine.

So oft ich in Paris bin, spreche ich in der Avenue de la Cloche, 27me division, 2me ligne vor. Früher freilich war Vieles anders. Ein armsäliger Droschkengaul schleppte mich in dem schwerfälligen Wagen über das holperige Pflaster. Aus den alten Häusern schauten verwundert die bleichen Gesichter der Armuth auf den seltsamen Fremdling, der in einer Karosse über den Montmartre fuhr; und die halbnackte Straßenjugend bildete eine lärmende und bettelnde Eskorte. Am alten Gitterthor stand der lächelnde Wärter mit dem weißen Knebelbart und dem Krückstock und grüßte in leutsäliger Ergebenheit. Im Trödelkram der alten Frau am Friedhofseingang kaufte ich einen welschkorngelben Reifen, in den mit braunen Sonnenblumenkernen der Name meines toten Freundes sinnreich eingefügt war. Ich erinnere mich noch genau der schmerzlichen Ueberraschung, als ich das Grab zum ersten Mal sah. Erst nach langem Suchen hatte ich es gefunden, bescheiden und versteckt inmitten prunkvoller Marmorgräber. Wie ganz anders hatte ich mirs vorgestellt! Damals, auf der Schulbank. Eine einfache Steinplatte meldete die Namen der Besitzer dieses kleinen Stückleins Erde, das ihnen wohl zum ersten Mal keine bittern Sorgen um Bezahlung des Miethzinses und der Hypotheken machte. Da ruhte er an der Seite seiner süßen Lebensgefährtin, die einst in den herben Schmerzenstagen die Riesensorgen des engen Dachstübchens verdrängte. Neben der Steinplatte stand ein einfacher Suppenteller, den man dem Poeten, dem oft von Hunger geplagten, in herzloser Symbolik auf das Grab gestellt hatte. Da lagen in bunter Unordnung die Visitenkarten der wallfahrenden Montmartre-Pilger. Eine seltsame Gesellschaft. Meistens Frauen. Pensiontöchterchen aus Godesberg, ein Komteßchen aus Graz, eine Soubrette aus einem Vorstadttheater, eine Majorsgattin aus Düsseldorf und die Gemahlin eines fremdländischen Botschafters mit zackiger Krone und klingendem Titel. Auch ein Gymnasialprofessor, zwei fremde Offiziere, ein stud. phil. und ein Arzt aus Tokio hatten sich eingefunden und, jeder nach seiner Art, dem toten Musenliebling ihre Huldigung dargebracht. Veilchen, Märzblumen und Rosen welkten in grellfarbigen Steinvasen und an einem windschiefen Holzstab baumelte ein glitzernder Glasperlenkranz und protzte schreiend in seiner entsetzlichen Geschmacklosigkeit.

Jetzt aber saust das rasende Automobil den Montmartre hinauf. Freilich wohnt die sorgende Armuth immer noch hinter den

trüben Scheiben, aber die bettelnde Straßenjugend drückt sich vor dem grimmigen Sergenten scheu um die Ecke.

Die welschkorngelben Reifen hängen nicht mehr in Reihe und Glied an dem Bretterhäuschen. Sie sind verschwunden. An ihrer Stelle stehen fremdländische Orchideen mit seltsam geformten Blüthenkelchen und betäubendem Duft. Großglockige Georginen in schreiender Pracht. Und sie neigen die müden, schönen Köpfe und trauern an der düsteren Friedhofsmauer und denken an ihr erstes glanzvolles Erblühen inmitten rauschender Musik, lachender Menschen, bei sprudelndem Schaumwein. Auch die alte Frau ist nicht mehr da. In der Antichambre der Toten erhält man von einem livrirten Diener den gedruckten Audienzzettel mit den erläuternden Instruktionen. Die Toten haben ihre Sprechstunden.

Auch das Grab ist anders geworden. Prunkvoller Marmor deckt die Gruft. Die alte Kaiserstadt an der Donau spendete ihn: „Das freisinnige Wien". Das ist vielleicht eine kleine That. Der Suppenteller ist verschwunden, an seiner Stelle steht eine steinerne Schale, um die der künstlerische Meißel eine herrliche Rosenguirlande geschlungen hat. Ich bringe ihm nun keine Blumen mehr. Er hat sie sich verbeten:

„Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählen viel holde Schwänke.
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke."

Man soll die Wünsche der Toten in Ehren halten. Freilich duften keine mondscheintrunkenen Lindenblüthen und keine Nachtigalen klagen ihr heimwehkrankes Liebeslied, aber die rührenden Worte ersterbenden Hoffens und bangen Zweifelns haben sie ihm in den Marmor gegraben, und da das Leben den Dichter an Enttäuschung und Schmerz gewöhnte, tröstet er sich lächelnd auch über diese grausame Banalität.

„Immerhin, mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir."

Ich habe nie gelesen, daß das Dekret vom zehnten Dezember 1835 aufgehoben worden ist, glaube aber, daß die sub H in die Register der rheinischen Grenzdörfer eingetragenen polizeilichen Verfügungen fast eben so merkwürdig sind wie das Haus an der Volkerstraße und der Hühnerwinkel, wo der jugendliche Traubennascher einst reumüthig die erste süße Sünde büßte. Ihm war nicht vergönnt, in der Heimath zu sterben, aber die Sterne schweben als

Totenlampen über dem Grab, wie er es gewünscht, und kein Polizeidekret mit sieben Siegeln kann sie ihm verbieten. Der böse Thanatos hat ihn längst auf seinem fahlen Roß in den unsterblichen swedenborgischen Himmel gehoben. Ich höre ihn dort lächelnd sagen: „Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem Tod wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen, schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüth führte, wird jeder fühlende Mensch billigen."

Und der lüderliche Galgenstrick Antonius, die züchtige Susanne, die Grönländer mit den Seehunden und die vertugendhafteten Töchter Loths stimmen ihm bei.

„Pauvre homme!"

Paris Dr. Karl Egger.



Eisenbahnpolitik.

Seit Monaten klagen Handelskammern und industrielle Verbände über den Mangel an Güterwagen. Nicht Jeder, der das Wort ergreift, klagt an. Der Eisenbahnverwaltung erstehen auch Vertheidiger, die den bösen Zufall für das Elend verantwortlich machen. Aber den „Mißstand" können auch sie nicht leugnen. Besonders schlimm ist die Wagenklemme in dem westdeutschen Eisen- und Kohlenreich. Im Ruhrrevier sind an 18 Arbeitstagen von 72000 Wagen, die gefordert waren, nur 10450 gestellt worden; und an der Saar wurden an 16 Tagen 15764 Wagen verlangt und nur 6199 geliefert. Unpünktliche Lieferung trifft den Verkäufer; er muß am Ende seinen Betrieb einschränken, weil er die Waaren nicht fortbringen kann. Das Lagern verursacht Kosten. Manche Produkte können verderben. Industrie, Handel und Landwirthschaft also sind mit Verlusten bedroht, wenn die Räder auf den Eisenschienen nicht weiterrollen. Und leider ist ja der Wagenmangel keine ungewöhnliche Erscheinung; er kann also auch nicht durch einen ganz abnormen Zustand veranlaßt sein. Die preußische Regirung hat auf die Sommerhitze, das Versagen der Flüsse, den ungleichmäßigen Ausfall der Ernte hingewiesen; und unbestreitbar ist ja, daß die Was-

serstraßen länger als sonst gesperrt waren und daß die lange zurückgehaltenen Frachten schließlich in einem Massenandrang die Eisenbahnwagen stürmten. Aber dieser Entschuldigungversuch richtet sich auch gegen die Eisenbahnregenten; sie mußten die Dauer der Dürre voraussehen und Ersatzmittel in Bereitschaft halten. Würde weniger fiskalisch und bureaukratisch gerechnet, mehr nach den Grundsätzen der Privatwirthschaft gearbeitet, dann würde nicht für das berühmte „Normaljahr", sondern für die Hochkonjunktur vorgesorgt und man wäre wirklich, wie man so gern behauptet, „allen Ansprüchen gewachsen". Auch auf die Ernte kann die Bahnverwaltung sich nicht berufen; denn der Ertrag hat nur zum Theil volle Anforderungen an die Transporteure gestellt. Weizen und Roggen lieferten guten Ertrag; Kartoffeln und Futtermittel hatten beträchtliche Ausfälle. Wenn der Eisenbahnfiskus sich mit einem üppigen Wagenpark umgäbe, könnte man ihm vorwerfen, daß er ein schlechter Verwalter sei. Aber bis dahin ists noch weit. Die Zahl der Güterwagen, die sich beschaulicher Ruhe erfreuen dürfen (nicht müssen), wird niemals beängstigend groß sein.

Ein magerer Trost bleibt: daß es anderswo noch schlimmer ist als im Bereich der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft und in den umliegenden Bezirken. Beim schwarzgelben Bundesgenossen hat der Wagenmangel auf den Staatsbahnen eine Revolution der Verbündeten Industrie und Landwirthschaft erwirkt. Eine große Versammlung hielt Gericht über die (allerdings kaum glaublichen) Mängel im Eisenbahnwesen Oesterreichs. Die preußischen Staatsbahnen verfügen über viermal mehr Güterwagen als die österreichischen Eisenbahnen. Unter den Wagen und Lokomotiven giebt es Greise von einem respektablen Lebensalter, die sich langsam bis zur Ruhestätte im alten Eisen fortwursteln. Mit solchen Museumsstücken ist ein wirthschaftlicher Betrieb nicht durchzuführen. Ungenügender Raum zur Verwerthung und ständige Reparaturen bringen die Kosten in ein arges Mißverhältniß zur Rentabilität. Die preußischen Staatsbahnen haben nicht den mindesten Grund, sich vor irgendeinem Bahnsystem der Welt zu verstecken. Sie sind ein gesunder, starker Körper, der „unter Brüdern" zwanzig Milliarden werth ist. Die Mängel bewirkt nicht das Unvermögen, sondern die Taktik, die Schwerfälligkeit deutscher Bureaukratie. Niemand wird so thöricht sein, alle Verantwortung für die Folgen der Güterwagennoth dem Eisenbahnfiskus zuzuschieben. Die Verlader können Manches thun, um Uebelständen vorzubeugen. Das Ein- und Ausladen muß so schnell wie möglich erledigt werden, damit die Wagen nicht aufgehalten werden. Das Verfrachten kann vielleicht auch nach der bekannten Normalkurve eingerichtet werden, daß nicht alle Lasten sich häufen, wenn gerade Hochfluth ist. Daß in manchen Zeiten so viele Wagen leer laufen, könnte durch einen Ausgleich in den Ladeterminen vermieden werden. Allerdings ist durch Lieferungfrist und Eigenheit der Waare eine Grenze gezogen. Kohlen können das ganze Jahr hindurch an- und abgerollt werden. Landwirthschaftliche Produkte aber

erscheinen nur zur Erntezeit. Und was das Eisengewerbe hervorbringt, wird geliefert und transportirt, sobald es fertig ist.

Der Eisenbahnfiskus sagt, er bestelle alljährlich Hunderte neuer Wagen. Richtig; nur sinds eben nicht genug. Die Eisenbahnverwaltung darf sich nicht einmal dem Verdacht aussetzen, sie verkenne ökonomische Nothwendigkeiten. In Preußen sind Nothstandstarife für Nahrung-, Futter- und Düngemittel bewilligt worden. Natürlich leiden darunter die Einnahmen. Im Oktober betrug der Ausfall fast 4 Millionen Mark. Das ist immerhin ein Opfer; aber kein sehr großes. Gewiß kein so überwältigendes, daß es die Erörterung des Wagenmangels als das Werk schnöden Undankes erscheinen ließe. Und das Minus, das der Nothstandstarif verschuldet hat, wäre leicht auszugleichen: man brauchte nur die Exporttarife für Getreide zu beseitigen. Das gäbe einen stattlichen Ueberschuß; würde aber die ganze Weltordnung stören; denn es ist bestimmt in Gottes Rath, daß im Deutschen Reich der Getreideexport gefördert werden muß. Die Industrie tritt auch nicht selten als Petentin auf. Sie fordert von den Stützen der Eisenbahnhoheit Verständniß für ihre Sorgen. Mit Recht; denn die Eisenbahnen leben von den Gütern, die ihnen die Industrie zur Beförderung giebt. Eine Hand wäscht die andere. Die Bahnverwaltung läßt bei der Industrie arbeiten. Und manchmal thut sie noch mehr: sie ermäßigt die Tarife für den Transport wichtiger Rohmaterialien. So jüngst für Oberschlesien, das den Bezug von Eisenerzen verbilligt wünschte. Die oberschlesischen Hütten sind auf schwedisches und siegerländer Eisenerz angewiesen, da Oesterreich und Rußland als Lieferanten nicht sicher genug sind. Der Weg von der Grube zum Hochofen ist weit. Dazwischen liegen viele Kilometer, die nicht nur abgefahren, sondern auch abbezahlt werden müssen. Da die oberschlesische Eisenindustrie unter schwierigen Existenzbedingungen seufzt, hat der Landeseisenbahnrath die Frachtkosten für Erz, das von der Ostseeküste und aus dem Siegerland kommt, ermäßigt. Oberschlesien wird dadurch einigermaßen für die der Kohle versagten Konzessionen entschädigt. Die Oberschlesier haben keinen dringenderen Wunsch als den nach Vorzugtarifen, die ihrer Kohle den Kampf gegen die englische Konkurrenz erleichtern. Die Eisenbahnbehörde aber spricht: Non possumus. Und die Wünsche warten vergebens auf Erfüllung.

Politische Bedenken und bureaukratische Erwägungen haben auf diesem Gebiet oft geschadet. Am ersten April 1909 trat die Güterwagengemeinschaft ins Leben. Ein „Staatsbahnwagenverband“ soll „durch freie Verwendung der Güterwagen den Verkehr fördern, den Betrieb und die Abrechnung vereinfachen und verbilligen“. Leiterin des Verbandes ist die preußisch-hessische Staatsbahnverwaltung. Die Gemeinschaft verfügt über 486000 Güterwagen. Paragraph 5 des Vertrages bestimmt: „Die Verbandsbahnen werden den Umlauf der Güterwagen nach einheitlichen Gesichtspunkten fördern (in Zeiten der Wagenknappheit auch unter Aufwendung besonderer Kosten) und sich über

alle Fortschritte in den Betriebs- und baulichen Einrichtungen verständigen, die innerhalb der Grenzen der Wirthschaftlichkeit erreichbar sind.“ Der erste Theil dieser Bestimmung müßte jeder Güterwagennoth vorbeugen; aber die „Grenzen der Wirthschaftlichkeit“ bestimmt eben das Belieben einer löblichen Behörde. Paragraph 12 sagt: „Der Verbandswagenpark soll ständig so vermehrt werden, daß er auch für den Bedarf zu Zeiten des starken Verkehrs ausreicht.“ Sommer und Herbst 1911 hatten einen Verkehr, der an Stärke nichts zu wünschen ließ. Der Thatbestand des Paragraphen 12 war also gegeben; aber der letzte Schluß wurde nicht gezogen. Die Güterwagengemeinschaft hat auch ihre Tücken. Siehe die Vorschriften über die Reparaturen der Wagen. Die „Heimathbahn“ muß die Kosten der Ausbesserung tragen. Dafür werden ihr die alten Räder und Achsen „frachtfrei“ zurückgeliefert; die Ersatztheile hat sie an den Ort der Reparatur zu senden. Ein aus dem Elsaß stammender Güterwagen wird in Ostpreußen marode und muß dort geflickt werden. Dann sind die nothwendigen Ersatztheile aus dem Reichsland nach Ostpreußen zu schicken und die alten Räder werden der Heimath zurückgegeben. Durchs ganze Deutsche Reich geht die Spazirfahrt mit altem Eisen. In jedem Sinn: umsonst.

Der große Concern, der alle Wagen durch alle deutschen Bundesstaaten fahren lassen, die Einheit der Personentarife und die Verbilligung des Betriebes ermöglichen sollte, ist noch nicht entstanden; wird aber jetzt wieder von dem Wirklichen Geheimen Rath Dr. Hermann Kirchhoff (früher Direktor im Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten) in der Schrift: „Die deutsche Eisenbahngemeinschaft“ empfohlen. Dieser Sachverständige denkt nicht an Reichseisenbahnen. Die seien endgiltig abgethan. Aber er glaubt, daß man die trennenden Grenzen, auch ohne Schmälerung der „Hoheitrechte“ der Einzelstaaten, abschaffen kann. Ein deutscher Eisenbahnverein mit einer Centralverwaltung (gemeinschaftliche Kasse, einheitliche Betriebsleitung) soll den Reichsgedanken im Eisenbahnwesen verkörpern. Ob wirs erleben? Wenn ein Kenner, der an der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen mitgearbeitet hat, den Plan für durchführbar hält, darf man dieses Urtheil nicht von oben herab bespötteln. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat sich schroff und ironisch gegen Kirchhoffs Vorschlag gewandt. Trägt man der Excellenz noch die Kritik nach, mit der sie Preußens Finanzpolitik bedachte? Persönlicher Groll müßte schweigen, wo es sich um Lebensinteressen der deutschen Wirthschaft handelt. Doch im Staatsbahnbetrieb reiben die Erwerbsinteressen sich auch leicht an den Hoheitrechten. Am Schnellsten gehts da vorwärts, wo einfach nach privatwirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet wird. Dann fährt schließlich auch der Fiskus am Besten. Und eine Zeit, der vom höchsten Mann des Reiches nachgesagt worden ist, daß sie im Zeichen des Verkehrs stehe, müßte sich auch ihrer Kulturpflicht immer mehr bewußt werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 30. Dezember 1911.

Ultimo.

Stille Nacht.

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“ Durch den Fensterspalt, der die mild feuchte Abendluft einlassen soll, schwingt es über die fünf Wege der Dammstraße und hallt von der Mauer wieder, die, zwischen den rostbraunen Stäben ihres Eisengerüstes, in Angstträumen zu schwitzen scheint. Hinter den Scheiben sieht der Wanderer schon die elektrisch beleuchteten Tannen. „Alles schläft.“ Noch aber schießen automobile Droschken und Geschäftswagen vorüber; die Huppe heult auf und der Motor knattert hastig. Nun wird er abgestellt und die Fracht gelöscht. Speisen und Spielzeug, Fasanen und Poularden, Trüffelgebirge und in Gletscher gebettete Caviarhaufen, Puppen und Dynamomaschinen; Stoffe und fertige Kleider; Porzellan, Bilder und Büsten; Hausgeräth und Juwelierwaare. Blumen aus jeder Jahreszeit, jeder Zone: ganze Fliederhecken, Alpenveilchen, langstielige Rosen, Palmenkätzchen, Maiglocken, Chrysanthemen. Aus dem Schacht trägts der Fahrstuhl schnell bis in die obersten Hausbezirke. Höchste Zeit, daß die Festarche kam. Vor und in den Läden wirds mählich dunkel. Rehe und Karpfen, Trauben und Ananas, Geflügel, Alles, was morgen unansehnlich sein könnte, wird in den Keller gebracht. Rechts und links winken, nur halb noch belichtet, die Stapelwunder dem Auge. Möbel, Teppiche, Tischdecken („nach Zeichnungen erster Künstler“), Weiberhüte in allen Farben und Formen, ein Kürschnereden, wo zwischen Zobel und Blaufuchs Hermelinjacken leuchten, Spitzen, Perlen, Türkise, Diamanten. Wer kaufts?

Spielzeug, zu dessen Bereitung die Technik alle gestern gefundenen Möglichkeiten vereint hat. Wagen, Herde, Krippen, Puppenzimmer, Kasernen, Luxusdampfer, Zechen, die, mit dem elektrotechnischen Zubehör, für Museen geschaffen sein könnten. Wie siehts in dem Kinderkopf aus, den, seit er denken lernte, solcher Aufwand ergötzt hat? Viel Waare muß, „in allen Preislagen“, sichtbar sein: sonst schweift der Blick ohne Rast drüber hin. Jeder Auslageraum gleicht einem Saal; neben dem Gewimmel der Hasen, Gänse, Puten, Hühner, Fische schiene ein Jordaens dürftig. Die Bilder des Gepränges werden bedeckt; denn von Sechs an, ward verkündet, ist Weihnacht. „Und Maria gebar einen Knaben und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ Darüber hat in der Kirche soeben der Pastor gesprochen. Auch über Pauli makedonischen Mahnbrief an Titum. „Allen Menschen ist nun die heilsame Gnade Gottes erschienen und züchtiget uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und gerecht, gottselig und in Schlichtheit auf seiner Erde leben.“ Flink nun nach Haus. Der Ida ist zuzutrauen, daß sie den Mohn vergessen hat. „Wenn man bedenkt, wie viel Geld seit dem Juli, wegen der politischen Unruhe, verloren worden ist, muß man mit dem Weihnachtgeschäft noch leidlich zufrieden sein.“ In den letzten Orgelton gellt die Warnerklingel des Straßenbahnführers. Erst die Bescherung (der Kinder wegen); dann das Essen. Ein Segen, daß heute kein Abendblatt kommt. New York war übrigens wieder fest. Na, also: Stimmung, Leute! Hat Borchardt geschickt? Gott sei Dank! Marnier statt echter Chartreuse wäre die halbe Seligkeit. Stimmung! Nicht so schläfrig, Donnerwetter! Wo sind denn die neuen Schallplatten? Muß doch Alles da sein. Nichts Abgeleiertes! Laßt lieber einen der gregorianischen Gesänge steigen. „Laudamus te.“ Aus allen Stockwerken singts. Hier schlagen noch Christenherzen.

Wer weiß? Zwei Tage vor der Weihnacht stand im Hamburgischen Korrespondenten ein Bekenntniß des Bankdirektors Max Schinckel, der dem Aufsichtrath der Hamburg-Amerika-Linie und dem Rennverein der größten Hansastadt vorsitzt. Diesem Mann, dessen Initialen dem Kaiser zu Scherzvergleichen von S. M. und M. S. allerlei Gelegenheit boten und den Mancher von der Sorge um Geldstand und Arbitrage, Dampferpool und Konsortialgeschäft ausgefüllt wähnte, liegt nichts so nah am Herzen

wie das Bängnißgefühl, „der unantastbare Bekenntnißstand der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche“ könne durch die Zuwahl liberaler Pfarrer gefährdet werden. Die Wahl eines solchen Irrlehrers hat sich ihm „zu einer Glaubensfrage ernstester Art und damit vielleicht zu einer Lebensfrage für unsere Landeskirche in ihrem jetzigen Bestand zugespitzt.“ Drum heischt er das Wort und ruft seinen Mitbürgern zu: „Dem Vorwurf des Pharisäerthumes will ich von vorn herein durch die Erklärung begegnen, daß Niemand mehr, als ich selbst es bin, von meiner Unwürdigkeit überzeugt sein kann; aber gerade wer sich seiner Schuld und Sünde bewußt ist, wird sich innerhalb der Kirche, der er angehört, von Niemandem den Sünder-Heiland rauben oder auch nur verkleinern lassen.“ Ein Bankdirektor. „Und Jesus ging in den Tempel und trieb alle Verkäufer und Käufer heraus und stieß um die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer. Weh Euch Reichen! Ihr habt Euren Trost dahin. Weh Euch, die Ihr voll seid! Denn Euch wird hungern. Weh Euch, die Ihr hier lachet! Denn Ihr werdet weinen und heulen. Weh, wenn Euch Jedermann wohl redet! Desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch. Liebet Eure Feinde. Thut Denen Gutes, die Euch hassen. Wer Dich schlägt auf einen Backen, Dem biete dem anderen auch dar; und wer Dir den Mantel nimmt, Dem wehre nicht auch den Rock. Wer Dich bittet, Dem gieb; und wenn Dir Einer das Deine nimmt, so fordere es nicht zurück. Leihet, ohne dafür Entgelt zu hoffen: so werdet Ihr Kinder des Allerhöchsten sein. Ihr könnt nicht Gott sammt dem Mammon dienen.“ Das steht in der Heiligen Schrift, die der Lutherischen Kirche den Bekenntnißstand weist; neben härterer Rüge gieriger Erwerbssucht. Und hier ist ein Bankdirektor, der auf dem Markt seine Unwürdigkeit bekennt, im Börsensaal sich an das Kreuz des Sünder-Heilands klammert. Noch immer, Ihr sehts, werden Wunder. In den Prunkhäusern, aus denen Choräle und frommer Hirten Lieder schallen, wohnen, im Ersten Stock, die Direktoren der tausend Aktiengesellschaften, die gestern, vorgestern in Deutschland entstanden. „Einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar.“ Lächle nicht, Wanderer! Wer weiß? In ehrlicher Inbrunst schlagen auch hier vielleicht Christenherzen.

In einer Seitenstraße steht, vor dem schon dunklen, aber noch nicht geschlossenen Laden, ein großes schwarzes Schaukelpferd und ein Puppentheater mit Drahtfiguren im Gewand von Prinzen,

Rittern und Edelfrauen. Spielzeug für Hinterhäuser. Auf so hartem Polster würde dem kleinen Herbert von Kommerzienraths nicht wohl. Der weiß, wie sichs auf einem Pferdchen, einem Reitesel, einem Kamel sogar sitzt, und fände diesen Rappen mit den Glotzaugen und der Besenmähne zu dumm. Der telephonirt und photographirt, plappert mit dem Chauffeur sachverständig über Gummiverbrauch und Benzinpreis, war im Engadin, am Lido und (im Familienauto, versteht sich) in der Campagna, weiß, in welchem Luxuszug die besten Betten sind, und knipst im Halbschlaf, wenn er die Uhr auf dem Nachttisch sehen will. Mit den Genossen des Privatschulzirkels balgt er sich in hitzigem Streit über die Luftschiffsysteme und Aeroplane. Wer ihm was über Japan erzählen will, mag sich hüten: alle Hauptstädte hat der kleine Mann im Postkartenalbum. Was soll ihm ein Schaukelpferd? Gar ein Theater ohne Drehbühne, Fortuny-Horizont, großes und kleines Himmelslicht? Das taugte anno 1755 für das Söhnchen eines frankfurter Kaiserlichen Rathes. Auf den sechsjährigen Wolfgang Goethe „machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang". Herbertchen ist Kulturmensch. Hat zwei Weihnachtmärchen auf der Bühne gesehen und seitdem genug von der Sorte. („Die Ausstattung war nicht übel, aber der Prinz zu dick und alles Andere zweite Garnitur.") Durch den Holztrichter seines Grammophons hat er Caruso, Tamagno, Bonci, Battistini, von Lilli Lehmann bis auf die Destinn alle Primadonnen Europas gehört und weiß, welche Platte von Kubelik „tadellos", welche von Paderewski „nicht zum Anhören" ist. Die Soldaten, mit denen er spielte, waren massiv, aufzuziehen, beweglich und hatten einen Küchenwagen, auf dem eine schmackhafte Bivouacmahlzeit hergestellt werden konnte. Mit Drahtpüppchen Sneewittchen oder Aschenbrödel aufführen? Der Textvorleser würde sich vor dem Fräulein (aus Vevey oder Birmingham) schämen. Der Portier hat ja Kinder. Denen wirds, wie berliner Pfefferkuchen, ungefülltes Marzipan und Gänseklein im Dezember, vielleicht munden; wenn sie nicht etwa in den Filmwelten des Kinematographen verwöhnt worden sind. Herbertchen will mindestens haben, was Klein-Wolfgang im Knabenmärchen vom neuen Paris erträumte: Vogelhäuser, Muschelnischen, Marmorbecken mit Tritonenmäulern und Korallenriffen, Kristallschalen mit süßem Trank und „Zuckerwerk im Ueberfluß". Mindestens. Eine Bescherung, die nur Kleinkram

brächte, würde ihn arg enttäuschen; sein Auge hat schon taxiren gelernt. Im Nu hat ers weg; während hinter der Riesentanne die Opernchorplatte eine Weihnachtstimmung besorgt. „Holder Knabe im lockigen Haar...“ Wo ist die deutsche Zeit, da Patriziersöhne jauchzten, wenn sie aus der Budenstadt farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen heimtrugen, und der freigiebige Eifer eines reichen Kaufherrn gepriesen wurde, der seinem Liebchen, einer schönen Schauspielerin, ein Stück Musselin zum Nachtkleid geschickt hatte? Skunks und Seidensammet, Perlenboutons und Straußenfedern trügen ihm heute nicht solche Loblieder ein.

Die jetzt bescheren, sind, lange nach dem Krieg noch, in anderer Luft erwachsen. Acht Tage vor der Weihnacht kletterte die Hausmutter, hinter ihr die Köchin mit dem größten Marktkorb, in einen Obstkeller am Spreerand. Ein Theil der Aepfel und Nüsse wurde, in Goldschaumhüllen, an den Baum gehängt (zwischen blanke Sterne und billiges Schmuckzeug, das seit manchem Jahr diente), die Haupternte in die Teller vertheilt. Jedes Hausmädchen bekam seine Schüssel: in der Mitte die Christstolle, ringsum Aepfel und Nüsse, oben ein großer Pfefferkuchen und zwei, drei Packete mit kleinen; dazu Leibwäsche oder einen Kleiderstoff, Taschentücher oder eine Waschbluse, Schürzen, eine Broche, ein Portemonnaie mit der Silberspende des Hausherrn. Der Tochter ward eine neue Puppe beschert, eine alte neu eingekleidet; Handspiegel, Kammkasten, ein großer Ball im Netz, ein dünn vergoldetes Armbändchen, Abziehbilder, das Töchteralbum, ein paar Schleifchen: Das wars ungefähr. Bei den Jungen gings ohne Zinnsoldaten, Fußvolk und Reiter, natürlich nicht; Schlittschuhe, ein Reisespiel, Tuschbogen mit Farben und Pinsel, ein Kinderglobus, das bunteste Märchenbuch: konnte ein Knabenherz mehr begehren? Eine Harmonika oder Husarentasche wurde zum Ereigniß. Wochen lang hatte Alles sich auf den Bierkarpfen gefreut; wie von Ostern an auf die Droschke, die an schönen Feiertagen die Familie in den Thiergarten tragen sollte. Dieses Reich ist versunken. Nach einer Weihnacht im Stil der achtziger Jahre würde es aus der Gesindestube Kündigungen hageln. Manche Pförtnersrange, die alle Straßenbahnlinien des Westens am Schnürchen hat und am Text der Mittagszeitung buchstabiren lernte, den Christfestkram, der unsere Kindheit beglücken konnte, mit gerümpfter Nase beschnuppern. Im Rückblick auf seine Ju-

gend spricht Goethe von „jenem glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden.“ Eine Zeit der Dürre, schlimmer Hungersnoth schiene er Jedem, der ihn unserer Ueppigkeit vergliche. Und dem Preußen, der nach der napoleonischen Brandschatzung und dem Befreiungskrieg groß geworden war, zeigte sich die Reichsstadt am Main noch im letzten Lebensabschnitt des Bundestages als eine mit Goldgeräth überladene Schwelgerstätte. Deren Sitten darf Friedrich Wilhelms Gesandter sich nicht anpassen: für einen vergoldeten Fächer, „der sehr rasselt“, und eine weiche Wagendecke „mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf“, sind zwanzig, für ein Opalherz sogar hundert Thaler aufzubringen; doch Brillantohrringe aus einem Stück wären, als Weihnachtgeschenk für Frau Johanna, zu theuer. Vor fünfundfünfzig Jahren. Seitdem hat im deutschen Leben sich mehr geändert als im langen Lauf des Säkulums, das begann, als Fritz in Sachsen eingefallen war und von Sachsenhausen her die Franzosen vor die frankfurter Konstablerwache rückten. Die selige, fröhliche, Gnaden bringende Weihnachtzeit ist der Anlaß zu einer Industriekonjunktur geworden. „In einem Zimmer sah es aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden; und einzelne Spielsachen in Unzahl.“ Das Knäblein der Frau Rath träumts; und würde heute von jedem an Waarenhauswunder gewöhnten Bengel ausgelacht. Laudamus te! Mit den Himmeln rühmen Dich alle Kurbeln. Im Stall sahest Du das erste Licht. In die Krippe der Hausthiere legte die arme Mutter Dich wimmerndes Bündelchen. Davon zeugt noch heute die Sumpfblüthe der Weihnachtindustrie. „Schlaf in himmlischer Ruh.“

Was wird aus dieser gemästeten Menschheit, aus dieser überfütterten Jugend? Kann ihr, die Alles gesehen und geschmeckt, berochen und betastet, allen Himmelsboten das Gefieder ausgerupft und alle Erdreize dem Schleier entschält hat, die Phantasie je flügge werden? In ihrer Seele, die zwischen den kostbarsten Lebenstapeten erwuchs, jemals der Entschluß zu eigennutzloser Hingebung an ein großes Schicksal reifen? Wie wird ihr Reich aussehen? Wie lange dem Sturm trotzen, zu dem ungeduldiger Neid sich rüstet? Durch welche Zeitspanne Noth oder Pestilenz, Kriegs-

pein oder andere Heimsuchung tragen? Der Stärkste selbst vermag nicht, die Schlachtenfortuna an den Schaft seiner Fahne zu binden. Nur eine winzige Schaar ists? Doch ihre Schallplatten machen dem Haufen die Stimmung. Könige sind verloren, wenn sie nicht wagen dürfen, mit einem geschlagenen Heer heimzukehren. Völker, wenn sie verlernt haben, in Schlichtheit fröhlich zu sein.

Friede auf Erden.

„Wie man auch über die Einzelheiten des Vertrages, über die Handlungen, die ihn vorbereitet haben, urtheilen möge: er ist und bleibt ein Friedenswerk von unschätzbarem Werth; denn er hat zwei große Völker, nach vierzigjähriger Entfremdung, versöhnt."

„Die Chicanen, mit denen Deutschland uns seit sechs Jahren peinigt, haben Frankreich gezwungen, mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen. Frankreich hat dabei sein kaltes Blut nicht verloren; es will nicht Deutschlands Gehilfe, Deutschlands Vasall, Deutschlands Magd sein. Wenn wir nachgäben, könnte das durch unsere Schwachheit ermuthigte Deutsche Reich eines Tages das reiche Eisenbecken im Bezirk von Briey von uns fordern. Und da wir doch nicht immer nachgeben könnten, müßten wir, trotzdem wir uns selbst entehrt hätten, den Krieg gegen Deutschland führen. Eine Ungeheuerlichkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte ist, wird uns zugemuthet; eine Demüthigung, wie Frankreich sie seit Jahrhunderten nicht erlebte. Wir dürfen dem deutschen Erpressungversuch um keinen Preis nachgeben." (Paul Leroy-Beaulieu.)

„Rußland, England und Frankreich müssen sich zu gemeinsamem Widerstand gegen die deutschen Zettelungen vereinen: dann wäre von den in Berlin geplanten Raubzügen und Erpressungen nichts mehr zu fürchten. Deutschland hätte die Wahl zwischen Krieg und Unterwerfung. Daß es die Unterwerfung wählen würde, ist nicht eine Minute lang zweifelhaft. Weil es die englische Intervention fürchtete, hat es 1905 nicht losgeschlagen, trotzdem Rußland kampfunfähig und unser Heer desorganisirt war. Und nun sollte es gegen drei Mächte, die ihrer ganzen Wehrkraft sicher sind, zu fechten wagen? Wagt es aber, wider alles Erwarten, den Krieg, so ist ihm die Niederlage gewiß. Wie eine Befreiung würde sie begrüßt. Zum ersten Mal seit vierzig Jahren könnte Europa wieder aufathmen. Die Sieger könnten sich über eine Abrüstung verständigen, sie dem Besiegten aufzwingen und den unerträglichen

Druck des bewaffneten Friedens abschütteln. Das Alles ist nicht etwa ein Traum. Das Alles ist in unserer Wirklichkeit ausführbar. Keine der drei Mächte kann gegen diesen Plan Haltbares einwenden; es war der Plan Eduards des Siebenten, der, da er ihn entwarf, die Höhen des Ruhmes streifte. Welcher Staatsmann hat, in Rußland oder Britanien, den Willen, ihn wiederaufzunehmen und auszuführen?" (Abgeordneter Jules Delafosse.)

„Wir haben uns, nach vierzig Jahren noch, der Haltung erinnert, die in der Nationalversammlung, als am ersten März 1871 über die Friedenspräliminarien abgestimmt wurde, die vom Elsaß und aus Lothringen Abgeordneten dem Auge zeigten. In der Stunde, da uns angesonnen ward, wieder, ohne daß diesmal eine Waffenentscheidung das Opfer erzwang, der Abtretung französischen Bodens an Deutschland zuzustimmen, mit diesem Reich einen Vertrag zu schließen, hat unser innerstes Wesen sich dagegen aufgebäumt. Vor unseren Augen stand das Bild des verstümmelten Lothringerlandes; und wir, seine Kinder, durften nicht vergessen, daß unsere Trauer heute noch unverjährt ist. Wenn ich, in meinen alten Tagen, von irgendeiner Handlung meines parlamentarischen Lebens sagen kann, daß ich ganz sicher sei, ihrer stets mit gerechtem Stolz gedenken zu dürfen, so ists der Protest gegen den franko-deutschen Vertrag. Diesen Einspruch gebot die fromme Erinnerung an Vergangenes, das Gefühl der Gemeinschaft mit den durch die Brutalität einer Grenzbestimmung jetzt von uns getrennten Brüdern und der feste Wille, Hoffnungen zu wahren, die im Ablauf der Jahre nicht welken konnten. Aus unseren Reihen mußte ein Protest kommen; er ist gekommen: würdig und ernst, wie es stolzen Seelen ziemt." (Abgeordneter Maginot.)

„Welches Gespinnst die Diplomatenlüge auch um den ‚Streich von Agadir' weben möge: seine Brutalität bleibt uns hassenswerth. Sechs Monate lang thaten wir, als sähen wir sie nicht; in dem Augenblick, der uns zur Unterzeichnung des Vertrages rief, flammte unser Groll noch einmal auf. Als die lothringischen Abgeordneten im Ton feierlichsten Ernstes erklärten, daß sie sich der Stimme enthielten, konnte ihr Landsmann Lebrun, den das Amt des Kolonialministers zur Abstimmung nöthigte, kaum den Thränen wehren. Was in seiner Seele vorging, empfanden, minder heftig, auch wir. Nicht um das Geschäft, das wir hinnahmen, handelte sichs. Frankreichs ganze Vergangenheit reckte sich vor uns auf

und erfüllte alle Herzen bis in die Tiefe mit Trauer. In beklemmendes Schweigen fiel die Verkündung des Präsidenten, mit 393 gegen 36 Stimmen und 141 Enthaltungen habe die Kammer den Vertrag angenommen. Jeder erlebte in dieser Minute eine lautlose Tragoedie. Nichts ist getilgt, nichts vergessen: Das ist des Kammerspruches Sinn. Niemand wird ihn draußen mißdeuten. Wir unterzeichnen den Kontrakt; die Verständigung wollen wir nicht. Der Geschäftsabschluß, zu dem wir bereit waren, hat nicht das Allergeringste mit Freundschaft gemein. Die Zukunft zeigt uns die selben Schrecken wie die Vergangenheit. Gewandelt hat sich nur Frankreichs Haltung: aufrecht ists wieder und wartet ohne Furcht, wie an den schönsten Tagen seiner Geschichte; denn kein Vorwurf kann es treffen.“ (Abgeordneter Edouard Julia.)

„Ich habe den Ministerpräsidenten gefragt, warum der ‚Panther‘ nach Agadir gegangen sei, worüber man in Paris und Kissingen verhandelt und wann diese Verhandlungen begonnen, wann plötzlich abgebrochen habe, deren Wiederaufnahme die deutsche Geste erzwingen wollte. Ich habe ihn gefragt, weshalb das Abkommen von 1909 fallen gelassen wurde und welchen Wortlaut der damals aus Berlin eingetroffene Begleitbrief hatte, der, auch ohne Schmälerung unseres Landbesitzes, unserem Handeln in Marokko mindestens die selbe Freiheit sicherte wie der neue Vertrag. Herr Caillaux hat sich begnügt, zu sagen, in Kissingen seien nur Wirthschaftfragen erörtert worden. Diese Antwort mußte noch mehr beunruhigen als selbst das Schweigen; denn für die Lösung der Wirthschaftprobleme war französisches Land als Preis ausgesetzt. In der Bitterniß unseres Schmerzes ward uns ein stärkender Trost: wir fühlten die ganze Kammer von den Schauern des Nationalgefühls durchweht. Wenn von der Lippe eines Redners auch nur die leiseste Anspielung auf die Drohung von gestern, von morgen kam, wenn er mit einem Wort an noch nicht gerächte Erinnerung, an überlebende Hoffnung mahnte, die uns Alle, in gemeinsamem Pflichtdienst des Vaterlandes, vereint: jedesmal ging durch die (mit Ausnahme der Sozialistengruppe) zur Einheit verschmolzenen Parteien ein Beben, eine Beifallsregung; und als Jaurès mit dreistem Wort Frankreich tadeln, Deutschland von jeder Schuld entlasten zu wollen schien, wurde der Widerspruch so mächtig, daß der Gedanke nicht zu vollem Ausdruck kam. Ich will mich nicht in Selbsttäuschung verstricken. Allzu gut weiß ich, wie viele von den heute Empörten

an der Schwächung des Patriotenglaubens und an der Zersetzung der Nationalkraft in mancher Stunde mitschuldig waren. Doch in diesem Sommer hat sie, Jeden, der reine Athem des Volksempfindens gestreift. Vor der drohenden Geberde des Feindes sahen sie plötzlich ein ganzes Volk in Zorn erbeben: und der Anblick solches Erwachens hat ihnen heilsame Lehre ins Herz gefurcht. Ein Neues ist unserem Leben aufgetaucht: die Möglichkeit eines nahen Krieges, den die Nation, in ruhiger Entschlossenheit, auf sich nimmt. Das Land läßt sich von der tragischen Erscheinung nicht schrecken, fühlt sich furchtlos und wendet das Auge nicht scheu von der Wirklichkeit. Keine politische Erwägung, kein Geschäftsinteresse, keine Gefälligkeit noch Lockung irgendwelcher Art kann diesem gewarnten, wachsamen Land fortan auch nur die schweigende Zustimmung zu freundlicher Verständigung mit dem Deutschen Reich entreißen. Das ist das erste Ergebniß des frankodeutschen Vertrages; das einzige, dessen wir heute gewiß sind. Wenn die Gesandten Europas, die von der Diplomatenloge in den Saal herabsahen und der Debatte lauschten, in den Herzen der Volksvertreter zu lesen vermochten, kann ihnen darüber kein Zweifel geblieben sein.“ (Abgeordneter Graf Albert de Mun.)

„In Frankreichs Seele wird die Gegenrevolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die sich allein als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden. Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die verlorenen Provinzen zurückerobert noch die Hoffnung der Aermsten gesättigt: erzwungene Vasallenschaft und Anarchie ist das Ergebniß ihres vierzigjährigen Lebens. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar décadente gehalten; für ein gerade in seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben. Vom Aeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. ‚Wir haben vor allen Anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinen Kalibers gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?‘ Was Sport war, ist zur nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Blériot, Beau-

mont, Védrines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Luftweg mitnehmen könnten. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volksſehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen und Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt. ‚Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte.‘ So ist die Stimmung in Frankreich. Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Was ist uns nothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Unglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird. („Die Zukunft“ vom neunzehnten August 1911.)

Frankreich demüthigen, ohne es zu schwächen: unverzeihliche Thorheit. Am Rande des Aermelkanals morgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Jahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt Europens Geschwür zu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Unahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden. Wollen wir thatlos warten, bis Grey mit wiener Hilfe den turko-italischen Frieden stiftet und in Frankreich ein neuer Heiland die Glorie sucht?



Die Visionen von Colmar.

Während Julius, der Papst der Hochrenaissance, auf Petri Stuhl saß und wirkte, saß der Italiener Guido Guersi als Abt auf dem Stuhl des Klosters von Isenheim. Und zur selben Zeit haben diese Männer Anlaß und Auftrag gegeben zu den beiden höchsten Schöpfungen, die diese Epoche hervorbrachte. Michelangelo malte für den Papst die Decke der Sixtina, Matthias Grünewald für den Abt den Isenheimer Altar. Durch ihre Gleichzeitigkeit und repräsentative Gleichwerthigkeit scheint die Antithese dieser im Tiefsten verschiedenen Monumentalwerke besonders zu blenden. Wirklich ist hier italischer und deutscher, romanischer und nordischer Charakter zu höchstem Ausdruck gelangt; er durchklingt diese Symphonien vom Format des Ganzen bis zum letzten Detail einer Mantelfalte. Das Sonderbarste aber bleibt, daß das spezifisch malerische Rassenelement hier und dort vertauscht ist: unter südlichem Himmel schuf der melancholische Skulptor eine Decke, so steinfarbig, daß der prächtige Papst über Mangel an Gold und Purpur klagte; der Alemanne in Aschaffenburg aber schrieb seine Visionen wie mit brennenden Griffeln auf das Holz.

Die Sixtina in Rom, unter deren rhapsodischem Gewölbe seit vier Jahrhunderten der Papst die Heilige Ostermesse liest, ist der kühnste Versuch, die Erzählung der Kuppeln, die einst von Goldmosaiken schimmerten, auf die ganze Wölbung einer riesigen Halle auszudehnen, um später durch Bemalung der kolossalen Wandflächen einen Kranz von Fresken zu schaffen, den nur noch die Fenster unterbrechen. Hier steht man inmitten umfassender Legenden, deren barocke Häufung zur Ekstase oder zur Flucht zwingt, und will das Auge in das Werk dieser Decke tauchen, so ermüdet der zurückgebogene Hals des Beschauers oder ein Spiegel verschiebt und zerstückt ihm den Eindruck. So groß sind die Maße. Aber wie in die Cella eines Gottes hat der germanische Meister sein Werk verschlossen.

Nichts, was die nürnberger Zeitgenossen gemalt, nicht einmal Dürers Apostel oder Kreuzigung, noch weniger, was sonst in Deutschland je auf Mauer, Holz oder Leinwand geschrieben ward, kann sich an visionärer Kraft, an Kühnheit des Entwurfes, an Wildheit und Glanz der Koloristik mit Grünewalds Altar vergleichen, der nun in einer kalten, museumsartig eingerichteten Kapelle in Colmar steht. Rings versuchen viele Zeugnisse der frühen deutschen Renaissance, das Auge auf sich zu ziehen, aber bei ihnen oder bei den zum Altar gehörigen Skulpturen vermag man so we-

nig zu verweilen wie bei Botticellis oder Pinturicchios Fresken in jener Sixtinischen Halle, wo immer der Blick himmelwärts strebt.

Das Ganze ist ein Schrein mit vielen Flügeln (und leicht vermag die Phantasie die Tafeln so zusammen zu denken, wie sie einst im Isenheimer Kloster standen). Am Alltag ist er geschlossen. Erstaunlich wirkt sofort ein Bruch der Tradition. Von außen wurde man sonst vorbereitet durch Verkündungen oder andere Vorspiele. Dieser Meister gliedert sein Werk nicht anders als Dante: ehe er die Mitte der Seligkeit öffnet, führt er den Gläubigen durch das Inferno und die Passion. Zwischen höllische und göttliche Magie stellt er das Leiden.

Mit diesem hebt es an: der äußere Doppelflügel, den der Alltag sah, erzählt die Kreuzigung. Es ist Nacht durchaus. Kein Gewitter, sondern Verfinsterung, Stillstand der schwarzen Luft, furchtbare Windstille; nicht auf dem Hügel: auf einer Hochebene, hinter der das Auge nach und nach blaugrün ein Thal zu unterscheiden glaubt, steigt riesig ein Kreuz empor. Bläulich grün wie die Landschaft, nur wenig erhellt, scheint daran ein Körper zu verwesen, der kaum aufgehört hat, zu leben. Hier ist nichts Göttliches mehr, keine erhabene Tragkraft wie bei Dürer: nur Leiden. Laut schreien diese Glieder durch die Stille. Aus Schwielen und Stichen phosphoreszirt der hagere Leib durch die Nacht, blaurothes Blut tropft aus den Wunden, noch im Tode zucken wie in Krämpfen Finger und Zehen. Ein jämmerliches Tuch deckt die Lende, überdrüssig zerrt und schwer der alte Körper an dem Holz, das ihn fesselt und das man in den Fugen knarren zu hören glaubt.

Links kniet zu seinen Füßen, mit goldenem Haar das Hellroth ihres Kleides zierend, die weltliche Schülerin, in schönem Gestus betet sie hinauf: naiv trotz allem Wissen. Aber hinter ihr steht und sinkt zurück, wissend trotz aller Reine, Maria, die Mutter, und Johannes fängt sie auf. Als eine weiße Nonne, bleich und erstorben steht sie da, stumm wie die Nacht, in deren Stille das Furchtbare geschieht, während der scharlachfarbige Mantel des hageren Knaben, der sie hält, durch diese Stille schreit. Nichts in der Welt bannt schwerer die Seele als der Anblick dieser gipsig weißen, wortlos umsinkenden Madonna.

Den Dreien auf der Linken steht rechts vom Kreuz ein Einziger gegenüber. Es ist Johannes der Täufer, vor ihm, erschütternd in seiner göttlichen Weiße, das kleine Lamm mit dem winzigen Kreuz, das schmerzlos sein Blut in den goldenen Kelch ergießt: nicht mehr einen Schritt entfernt von dem blauen Klumpen der Füße des Gekreuzigten. Alle Symbolkraft, die in ihm selbst

vermieden ward, wird hier, wie in holder Arabeske en miniature gegeben: das Gleichniß des Leidens zu Füßen des Leidenden.

Mit riesiger Geste weist der Täufer auf den Größeren, der ihm folgte, und während die Linke zwischen blaurothen Mantelfalten die aufgeschlagene Schrift hält, spricht er laut und hart die geschriebenen Worte, die dunkelroth zwischen Kopf und Arm an den Himmel gezeichnet stehen: Illum oportet crescere, me autem minui. Vier Menschen und ein Lamm stehen vor der lautlosen Nacht, ihre Schreie haben keine Kraft, sie tönen nicht, unendlich stumm ist die Kunde. Aber der Täufer, unergriffen, klar wie Einer, der es kommen sah, ein großer Gesunder vor der entsetzlichen Leiche, spricht laut die metallenen Worte: Ihm ziemt, zu wachsen, mir aber, abzunehmen.

In der Predelle unter den starken Lothrechten dieser Vision laufen die Horizontalen der Grablegung. Der Täufer ist verschwunden, die Frauen und der Evangelist schleppen den Leichnam in den Stein. Von vielen Thränen sind Mund und Auge Magdalenas verzogen und trocken, sie hat ihr Haar gesammelt, Johannes ist nur noch Einer, der schleppen muß und nicht Zeit hat, zu klagen. Aber Marias Stummheit unter dem weißen Nonnentuch bleibt. Nie wird sie mit Worten und Thränen klagen.

Dies ist die erste Vision.

Sonntags öffnen sich die Flügel des erlauchten Schreines. Auf das große Largo der Passion folgt das Capriccio der Hölle, das sich bald zu einem Maestoso der Einsamkeit weitet. Das ist die mittlere Vision, irdisch entlastet, doch unterirdisch bedrängt.

Antonius (der Schutzpatron von Isenheim) wird in wildem, zackigem Wald von Teufeln versucht. Der weiße Bart fällt lang über den blauen Mantel, den das Karmesinroth der Aermel belebt, das wieder in der Kappe des vorderen Zwerges weitergeht. Ein schrecklicher Tumult unholder Wesen stürzt auf den niedergerissenen Greis. Mit Schwären und eklen Oeffnungen bedeckt, windet sich der grünrothe Leib eines Froschkoboldes mit Mönchskappe, das Sinnbild der Franzosenseuche, heran, wie verblödet den Kopf nach oben geworfen, ein anderer stürmt herbei, aus Maul und Augen feurig athmend wie ein nächtlicher Schnellzug, auf kleinen fliegenden Thieren, die sie peitschen, pfauchen Geschöpfe der Nacht heran, ein schieferblaues gehörntes Unthier fletscht die Zähne von oben, ein Höllenuhu schwingt mit Menschenarmen den Stecken, Molche mit Greifenflügeln sprühen umher, ein Ding, halb Adler, halb Kröte, beißt in die Rechte des Heiligen, die den Rosenkranz umklammert, wie Schattenspiele gegen das Licht fechten über un-

heimlichen Gerüsten schwarze, kleine Teufel mit Engeln, wie bei Faustens Ende.

Mit ihren kurzen, stoßartigen, wie marionettenhaften Gesten scheinen sie unfrei und gehorchen einem unsichtbaren Geist. Aber der andere Geist ist sichtbar gemacht: in bläulicher Luft schwebt oben, sehr klein, neben dem Heiligen Jürgen Gottvater, in rosagelber Aureole. (Man denkt an Pontormo).

Jahre später. Auf dem Flügel nebenan sitzt der gelehrte Heilige, entronnen seinen furchtbaren Gesichten, in edle Mäntel gehüllt, durchaus ein Humanist, und spricht, nun jenseits des Meeres angelangt in südlichem Wald, mit einem Einsiedler. Es ist der hundertzwanzigjährige Paulus. In bläulicher Landschaft ruht, wunderbar prangend, eine Palme, aus dunkelbraunen Schatten steigend (wie auf Giorgiones Drei Weisen), Rehe und Hirsche umwandeln den Eremiten, in Palmenblätter, die er flocht, ist er gehüllt, ihm bietet der Wald, was er braucht, ein Weiser sitzt er vor dem Weltlichen und blickt gen Himmel und weist nach oben, indessen Jener beweisend gestikulirt. Ueber den Greisen singt ein großer schwarzer Vogel. Der Uralte räth dem Alten, Mantel, Stab und Wissen abzuthun und an der Quelle zu leben. Es war das letzte Wort des längst Verstummten. Am anderen Morgen begraben ihn die frommen Löwen.

Es ist, als hörte man noch diese Kunde voraus im Anblick solchen Friedens. Dies ist die zweite Vision.

Zwischen Passion und Daemonie hat Grünewald das Göttliche gestellt. Dreht man die Tafeln der Teufel und der Einsamkeit zurück, so strahlt es vierfach vor dem Gläubigen. Nun hat der Meister sich durchgesungen. Nun siegt das Gloria.

Im linken Flügel stimmt er nun das Hohe Lied der Verkündung an. Diese Farben sprengen alle Traditionen. Vorn dämmert eine Kapelle, deren Apsis rückwärts erhellt ist. Zwischen mystischen Schatten kniet dunkelgewandet die blonde Maria, in ängstlicher Ahnung die alte Prophetie im großen Buche lesend. Ecce virgo concipiet. Ein Fluidum der Körperliebe durchströmt das reife Mädchen. Neben ihr brennt das Scharlach eines Vorhanges, in dessen strömenden Falten hundert Wonnen zittern.

Da schwebt der große Engel her; es ist Eros, rothblau den Mantel über goldenem Unterkleid bewegend, mit den Locken des Wunsches, mit dem Finger der Wahl, mit entschlossenem Blick deutet er auf die Durchschauerte. Gewiß: nur ein Germane läßt in so kalten Augen die Schwerter der Liebe zucken. Aber in einer Ecke der gothischen Bogen, hoch oben schwebt im Dämmer wie ein

Traumbild der Prophet, Jesaias selbst, um hier zu sehen, wie seine Weissagungen sich erfüllen. Wie puppenhaft, schmal und klein strebt die alte Gestalt in die Bogen, wiederum wie eine symbolische Signatur der weltlich hingerissenen Begebenheit.

Daneben steigt, im doppelten Mittelbilde, das Gloria des seligen Kindes auf. Aus der Dämmerung eines spätgothischen Tabernakels lösen sich singende, musizirende Engel. Einer astralen, blau leuchtenden Kugel ganz im dunklen Hintergrund scheinen sie zu entspringen. Heilige, wiederum puppenhaft klein, staunen herab vom Schnitzwerk der Rosette, in grünen Federn wie im Schleppenkleid geigt mit verzierten Bewegungen ein Engel, spitzgekrönt, weiß in die Glorie starrend. Zwischen ihnen kniet in rothgelber Aureole Katharina, der sie das Brautlied spielen. Mehr und weiter hellt sich die bläuliche Dämmerung in röthliche, rothe, prangend scharlachene Gloriolen auf: bis zu den Strahlen der Gnade, die nun die erlöste, verklärte Jungfrau begießen und jenes Kind, das sie geboren. Aus bläulich lionardesker Landschaft schießen sie nieder, die Strahlen des Herrn, der in nekromantisch gelben Dünsten geschaut ist, von riesiger Aura umgeben.

Dann aber, im rechten inneren Altarflügel, geschieht das Höchste, was dieser Visionär an Bildern träumte: die Auferstehung.

Vor einer Art purpurrothen Felsbruches, an dem der Steinsarg steht, stürzen vor der Erscheinung des auffahrenden Magiers drei schwergepanzerte Soldaten um: aus Dumpfheit geschüttelt; als sähen sie das Bild von Saïs. Bewegunglos, ohne Schwingen oder Kräfte, wie magnetisch gezogen, willenlos steigt der Magier vor ihnen empor. Im bläulichen Licht schwimmt noch das große Tuch zu Boden, darin sie ihn begruben. Die nackten Beine tragen leichten lila Fleischton, als wären sie noch erstorben von Erde und Grab, doch oben glüht von magischen Lichtern der Mantel um den Leib in Scharlachtönen, die, mehr und mehr zu Schwefelgelb getragen, schließlich in die ockerfarbene Aureole münden, die sie speist. Ohne Uebergang setzt sich an den strahlenden, gelbrothen Kranz eine Art riesigen Mondregenbogens, der die ganze Figur umschwingt, erst hellblau, dann dunkler, dann astralblau konzentrisch kreisend, bis er in grünlich-schwarzer Nacht verschwimmt. In diesem ungeheuren Anblick leuchten alle Farben. Alles strahlt aus sich selbst, der Körper (an Correggios sitzenden Redentore erinnernd) scheint durch wie Alabaster. Nur zwei kleine Punkte scheinen dies magische Wunder selbstschimmernder Farben zu regiren: die schwarzen, klaren, eiskalten Augensterne des Erlösten.

Hier enden die Visionen von Colmar. Tritt man aus dieser

grausig göttlichen Welt zurück und schließt das Auge, so ist es, als stürzten ein Sonnenstrom und ein Mondstrom zusammen. Der Mythos, den man hundertmal durchdacht, mit einem Mal dröhnt er von riesigen Akkorden; und das Gleichniß dieser allgemeinsten Legende bricht sich Bahn in die Ekstasen des Einzelnen.

Trat man aus der Sixtina, so fühlte die Seele noch des Verdrossenen sich in einem großen Sinn gesammelt. In Colmar schreckt noch der Stählerne zusammen unter der Wucht der dantischen Gesichte.

Emil Ludwig.



Die Realität, auf der das Christenthum sich aufbauen konnte, war die kleine jüdische Familie der Diaspora, mit ihrer Wärme und Zärtlichkeit, mit ihrer im ganzen römischen Reich unerhörten und vielleicht unverstandenen Bereitschaft zum Helfen, Einstehen für einander, mit ihrem verborgenen und in Demuth verkleideten Stolz der „Auserwählten", mit ihrem innerlichsten Neinsagen ohne Neid zu Allem, was obenauf ist und was Glanz und Macht für sich hat. Das als Macht erkannt zu haben, diesen seligen Zustand als mittheilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben, ist das Genie des Paulus: den Schatz von latenter Energie, von klugem Glück auszunützen zu einer „jüdischen Kirche freieren Bekenntnisses", die ganze jüdische Erfahrung und Meisterschaft der Gemeinde-Selbsterhaltung unter der Fremdherrschaft, auch die jüdische Propaganda: Das errieth er als seine Aufgabe. Was er vorfand, Das war eben jene absolut unpolitische und abseits gestellte Art kleiner Leute; ihre Kunst, sich zu behaupten und durchzusetzen, in einer Anzahl Tugenden angezüchtet, welche den einzigen Sinn von Tugend ausdrückten („Mittel der Erhaltung und Steigerung einer bestimmten Art Mensch"). Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Prinzip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demuth und Armseligkeit glüht: so war es weder griechisch noch indisch noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christenthum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht gethan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung. (Nietzsche.)



Von Ewiger Wiederkunft.

Er liegt am Rande des sanft zum See gesenkten Ufers, von hochgewachsenen Farren überdacht. Zu seiner Rechten, auf dem Hügel, um den die Großstadtleute sich geschwätzig und geputzt ergehen, weiß er die Tafel, mit den wie vom Schicksal in den Stein gegrabenen Zeichen:

„Die Welt ist tief
Und tiefer als der Tag gedacht
. . . .
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

Er glaubt, ein Echo dieser Worte in dem Murmeln der anschlagenden Wellen zu vernehmen. Wenn er die Augen schließt. Wenn er sie öffnet, ist der schwere Klang verweht und er sieht in ein Meer von Glanz und Duft. Die Wasser jauchzen und der See blüht. Wie ein Garten, wie ein Beet von blauen Enzianen, über die ein Heer von weißen Schmetterlingen fliegt. Die hinscheidende Sonne wirft aus dem Westen Purpurrosen auf die blaue Pracht, sie durchgluthet die Segel, die sich wie große Möwenflügel spreizen, und das Gebäude, das vom jenseitigen Ufer grüßt, verklärt sich durch ihren goldenen Abendschein zum Märchenschloß.

Den Ruhenden unter dem Farrendickicht schmerzt diese Pracht und Fröhlichkeit. Die Augen zu; Dunkelheit um sich geschaffen. Und dem dumpfen Laut gelauscht, mit dem die Brandung zu den Kieseln spricht:

„O Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
Ich schlief, ich schlief . . ."

Als er erwacht, findet er die Welt um sich vertauscht. Wie ein guter Hausverwalter, wenn der letzte Gast gegangen ist, die Lampen abdreht und Tücher auf die Seidenmöbel und die festlichen Geräthe wirft, so hat der späte Nachmittag hinter den letzten Sonnenstrahlen alle Farben ausgeblasen und über Tanz und Spiel der Wellen einen mißtönigen Flor gebreitet. Fahl und flach liegt der weite Spiegel; vor dem Märchenschloß, das ihn begrenzt, ist ein grauer Vorhang zugezogen.

Der Ruhende springt auf. Ihn fröstelt. Und er schreitet kräftig aus, um den steif gewordenen Gliedern die Geschmeidigkeit zurückzugeben. Die Halbinsel gehört ihm nun allein. Die Spazirgänger sind vor der einbrechenden Dämmerung geflüchtet und bereden den Alltag jetzt in aufgehellten Räumen.

Ihn, der gekommen ist, um in den Spuren eines Einsamen zu wandeln, graut vor der Gemeinschaft mit den Vielzuvielen. Er läßt die Wohnstätten der Menschen hinter sich und sucht sich den schmalen Weg,

der, der Wagenstraße gegenüber, sich an die Windungen des Wassers schmiegt.

Immer dichter sind inzwischen die Dünste hochgestiegen, haben sich geballt und rechts und links zur Mauer aufgerichtet. Alle Wirklichkeit ist abgetrennt. Nichts gegenwärtig als das Angedenken Dessen, der seine kränksten Nöthe und seine lachendsten Genesungen hier auf und ab getragen haben mochte. In der großen Stille scheint der Boden wie entsühnt von der Berührung mit den Massen, die seitdem durch ihren Tritt die Fußspur eines Ungewöhnlichen entweihten. Und auf leisen Sohlen schleichen die Schatten der Vergangenheit herbei.

Vielleicht an dieser Stelle war vor dem Dichter das helle Mittagsstundenwunder aufgetaucht. Hier hatte er vielleicht gesessen, „ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel. Da plötzlich, Freundin, wurde Eins zu Zwei und Zarathustra ging an mir vorbei.“ Und hier vielleicht, ein ander Mal, in einer Finsterniß wie dieser, wie im Urchaotischen gefangen, mochte er mit dem Doppelgänger Brust an Brust gerungen haben. Ihm die feindliche, die mörderische Waffe zu entreißen.

Der Wanderer stöhnt auf.

Wie er jetzt körperlich den Wegen des Verkünders folgt, so war er ihm auch geistig nachgegangen. Und war an der Schwelle einer letzten Ausgangspforte einem Gespenst begegnet. Qual und Marter, ihm ins Gesicht zu sehen! Glich es nur dem Meister? Trug es nicht die eigenen Züge? Hatte es nicht längst im eigenen Leben tückisch lauernd dagelegen, um in bangen Stunden den Gefolterten zu überfallen?

Ewige Wiederkunft? Kein Entrinnen aus dem Kreis des Ekels und des Ueberdrusses!

Mag sein Fuß die schmale Grenze überspringen, die das feste Land vom Wasser scheidet: es behält ihn nicht, es bringt ihn wieder.

Immer wieder auf das Rad geflochten.... „Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.“

Nein! Seine Schultern tragen die Last dieses Gedankens nicht. Ihm fehlt die Kraft, den Kopf der Natter abzubeißen, um ihn lachend auszuspeien. „Ist Das das Leben? Wohlan denn: noch einmal!“ Er ist nicht brünstig nach dem hochzeitlichen Ring der Wiederkunft!

Ihm wird zu Muth, als wachten alle Peinen auf, die hier Jahre lang versteinert im Gebüsch gelegen haben, und stürzten sich auf ihn, um ihn zu schrecken und zu würgen. Der Wahnsinn krallt sich in ihn ein, Verlassenheit, das verzerrte Abbild der königlichen Einsamkeit, greift nach ihm mit kalten Knochenarmen. Er läuft und läuft.... Er fühlt, was zu sehen ihm der Nebel wehrt, daß der Waldweg sich verbreitert, daß seine Sohlen Wiesenboden treten.

Von irgendwoher wehen abgerissene Laute zu ihm hin. Menschenstimmen. Er saugt sie gierig ein. Tastet sich zu ihnen hin. Etwas Lichtes durchzittert den feuchten Brodem. Der Fuß stößt an ein Hinderniß, wagt sich behutsam ein paar Stufen aufwärts. Die ausgestreckte Hand rührt an eine Holzwand, faßt eine Messingklinke, drückt sie herab: ein Thor geht auf....

Ein Glashaus, in dem, zwischen hohen Palmen, leichte, aus Stroh geflochtene Möbel stehen. Dahinter der weite Saal. Grellweiß mit zopfiger Vergoldung. Von der Decke, an metallenen Ketten, geschliffene Kristalle, in denen Glühkörper wie Blumen blühen. Unter ihrem strahlend grellen Schein ein Mischmasch von surrenden und summenden Geräuschen. Gespräch, Gelächter, das Rascheln weicher Seiden, das Schleifen kostbarer Brokate. Frauennacken, die, tief entblößt, aus Tüll und Spitzen steigen, mächtige Frisuren, von Reihern bekrönt und mit diamantenen Kämmen festgehalten. Aus dem bunten Durcheinander sticht das dumpfe Schwarz der Herrentracht hervor und die einförmige Blankheit der steifgestärkten Hemdenbrüste.

Inmitten dieses Wirrwarrs von Schattirungen und Tönen ein grün-rother Farbenfleck, wie aus einer Riesentube hingeschleudert. Die rothen, grün besetzten Wämser und Barette der Italiener, die eben ihr Konzert beginnen. Mit einem Ritornell zum Lob Neapels. Sie stehen aufrecht, wie von ihrem Enthusiasmus aufgeschnellt, und schmettern mit begeisterten Geberden gemeinsam den Refrain heraus:

Dolce Napoli
O suol beato
Ove sorridere
Volle il creato.

Den Mann, der aus dem dunkeln Grauen in den hellen Leichtsinn tritt, erfaßt ein Schwindel. Er flüchtet in eine der Nischen, um deren Rundung ein silbergrauer Divan läuft. Er läßt sich in das Polster sinken und winkt einem der Diener, die, im blauen Frack mit messinggelben Knöpfen, durch die Menge laufen. Der beäugelt mißtrauisch den Gast, der wagt, im Sportdreß, den Nachtthau in den verwühlten Haaren, in diese festliche Versammlung einzutreten. Doch die Geberde, von der der Befehl, eine Flasche Sekt zu bringen, begleitet wird, ist so gebieterisch, daß sich die Lakaienseele duckt.

Auch der übrigen Gesellschaft ist der Fremde aufgefallen, der so rücksichtlos der hergebrachten Sitte trotzt. Man einigt sich: so kann nur ein Deutscher sich vergessen. Und er ist auch wirklich blond, blauäugig und, trotz seinen langen geraden Gliedern, ein Bischen unbeholfen. Nur seltsam, daß der junge Kopf schon an den Schläfen graue Fäden zeigt. Und was für ein Kontrast zwischen den breiten, festen Flächen des oberen Gesichts und dem zurückfliehenden Unterkiefer! Die Musternden sind geneigt, ihn für einen Skandinaven zu halten. Man giebt zu: gegen Stoff und Schnitt des beanstandeten Knickerbocker sei kein Einwand zu erheben. Und das Gebahren dieses Außenseiters habe einen Zug von Vornehmheit. Manches Mädchen denkt: Holt er mich heute wohl zum Tanz?

Er, blind für Beobachtung oder Kritik, ist ganz erfüllt von dem beglückenden Bewußtsein: Ich bin geborgen. Ueber die Schwelle dieser billigen Karawanserai wagt sich der Spuk der Nachtgesichte nicht.

Zweimal schon hat er den hohen Kelch geleert. Eine wohlthuende Wärme legt sich besänftigend auf seine Brust.

Da kommt ihm von irgendwoher eine Hemmung seines Wohlbehagens. Was ist es, das an seinen Nerven zerrt? Er sucht die störende Empfindung wegzustreichen. Vergebens. Sie umschwirrt ihn wie ein lästiges Insekt. Er hebt den Kopf und begegnet einem Augenpaar, das sich fest und unbekümmert in das seine bohrt. Den Augen eines Weibes.

Schön? Bizarr. Wie eine fremdländische Tropenblume. Wie ein kostbares Geschmeide, in einer uralten Kultur entdeckt.

Rostbraunfarbige starre Haare umschließen in schweren Wellen eng die schmalen Schläfen. Der vorgewölbte Mund schneidet brennendroth durch die gelblich blasse Haut der Wangen. Die Augen, mit grünlichen Pupillen, stehen etwas schräg gegen die kleine, gerade Nase. Ein weißes Pannekleid, rosig angehaucht, wie das Innere einer Muschel, und in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt, steigt hoch hinauf bis zu den kleinen Ohren. Und sie ist juwelenlos. Nur auf der Stirn liegt, von einem dünnen Kettchen festgehalten, ein schimmernder Opal. Sehr jung ist sie dabei; und so mädchenzart, daß man den feisten, kahlköpfigen Herrn, der, neben ihr, hinter seiner Zeitung fast verschwindet, für ihren Vater halten könnte, wenn nicht die Besitzermiene, mit der er, den Arm um sie gelegt, von Zeit zu Zeit ihr Etwas zuflüstert, verriethe, daß er ihr Gatte ist. Sie achtet weder seines Redens noch seines Verstummens. In dem Armstuhl, der für ihre schmale Gestalt viel zu weit ist, lehnt sie sich ein Wenig vor, ein Lächeln theilt ihre Lippen, die Augen haften fest an ihrem Gegenüber.

Er wendet sich, beinahe ungezogen, ab. Aber das Fluidum, das von ihr zu ihm hinüberströmt, dringt ihm in alle Poren. Sie zwingt ihn zu sich; wie durch Zauber. Er sieht das Blut in ihren Adern kochen, er sieht, wie die Wünsche in ihr auf und nieder steigen. Das Idiom der Zungen würde sie wahrscheinlich trennen. Ohne Worte verstehen sie einander gleich.

„Du“, sagt sie zu ihm; „Du!“

Es trifft ihn wie ein Kuß.

Und ohne seine Antwort abzuwarten, fährt sie fort: „Mir ist, als kenne ich Dich lange. Du gefällst mir. Sehr gefällst Du mir.“

Von ihrer Liebkosung entzündet, wehrt er sich gegen ihre buhlerische Zärtlichkeit. „Was sprichst Du so zu mir, dem Fremden, und sitzest doch an der Seite Deines Ehemannes?“

Sie hebt verächtlich ihre Achseln. „Ehemann? Richtig; Das ist wohl einer seiner Namen. Er hat noch andere. Phil und John und Will. Ich mußte ihm alle geben, als ich mich ihm verkaufte. Mich frei von Elend und von Schande kaufte, frei für Luxus, Glanz und Liebe.“ Wie ein Schlänglein läuft ihre rothe Zungenspitze über die weißen, spitzen Zähne. „O wie ich hungere nach Liebe!“

Die Musikanten stimmen nach kurzer Unterbrechung wieder ihre Instrumente. Ueber abgerissene Akkorde, die nur auf Tonika und Do-

minante stehen, hebt sich die sentimentalisch süße Melodie. Der Tenor, ein tiefbrauner Bursche von quecksilberner Beweglichkeit, beklagt die Launenhaftigkeit seiner Geliebten.

„Dimmi, dimmi nenella mia bella
pechè staje affaciate? pechè?“

Er bettelt um ein gutes Wort:

„Quanno me dice che me vuó bene
tutte le pene me faie scordà.“

Die Arme zu einer Huldigung gerundet, die allen Damen dieses Kreises gilt, lockt er sein Mädchen zum verliebten Stelldichein. Und seine ungeschulte, aber weiche Stimme tremulirt heftig in der Uebertreibung seines feurigen Gefühls.

„Si tu nenella mia viene co mme
Uh! quanta cose t'aggio a di cantanno
Jo! quanta cose t'aggio a fai sapè.“

Ein Hauch von Lust fächelt die Gesellschaft, die, von der Höhenluft erregt, sich nach reichem Mahl zu müßiggängerischem Tändeln hier zusammenfindet. Schultern drängen sich näher an einander, heiße Finger streifen sich, Fußspitzen begrüßen sich in heimlicher Begegnung.

Den Einsamen in seinem Winkel überkommt die weiche Stimmung, von der er sich doch sagt, daß sie eine Täuschung seiner müden Sinne ist; die Sehnsucht nach einem Zweiten, dem er sein Ich verschmilzt, um es reiner und erhöhter wieder zu empfangen.

Von drüben fliegt der Spott wie scharfe Pfeile auf ihn zu. „Du Thor spekulirst und grübelst: und das heiße Leben rauscht an Dir vorbei. Greif zu! Genieße!“

„Und meine Seele?“

Rasch läuft das Schlänglein ihrer rothen Zunge über den vorgewölbten Mund. „Sorgst Du um Deine Seele? Armer Narr! So hast Du das Weib der großen Seligkeit noch nie besessen. Wie? Das Wunder, daß zwei Menschen mit einander in dem Nichts vergehen, aus dem sie einmal herausgekommen sind, wäre nichts als ein Gefühl der Haut? Und wo bliebe denn die Seele in dem räthselhaften Augenblick, in dem die Körper außer sich, über sich hinaus, gerathen? Ins Uferlose, Unbegrenzte, außer Zeit und Raum, ohne Anfang, ohne Ende, nur Wonne und geniale Ahnung, wie sie Gott durchschauert haben mögen, da er die Welt erschuf.“

Er, innerlich gefangen, wehrt sich in den Maschen ihres Netzes. „Schlange! Kluge! Listige! Was versuchst Du mich zu lügender Erkenntniß?“

Um die rothgrüne Musikanteninsel kräuselt eine lärmende Bewegung. Kastagnetten begleiten den Klang von Geige, Cello, Tamburin und Mandoline. Und indem die Italiener ihre Instrumente streichen, schütteln, zupfen, singen sie zu gleicher Zeit und drehen sich in kecken Sprüngen. Eine wilde Tarantella, wie sie das Volk an seinen Festen tanzt.

„Jammo a bedere nterra a l'arena,
mento che spanfia la luna, li
pescatore de Merglina."

Der Rhythmus der jagenden Triolen reißt das Blut der Hörer mit. Die Leiber und die Beine zucken, verlangend kehrt die Jugend sich zu der Thür des Tanzsaals, der eben aufgeschlossen wird. Und die Tarantella rast noch immer und die Musikanten jubeln, schreien.

Durch den Wirbel der Atome geht der Strom magnetisch von dem Weib mit den rostbraunfarbigen Haaren zu dem Mann, der einsam in seinem Winkel sitzt. Er ist wie eingehüllt in die Gluth ihres Begehrens. Er erschauert unter dem liebkosenden Getast ihrer Finger, ihre weißen Zähne graben sich in seinen Hals, er fühlt die Knospen ihrer jungen Brüste an den seinen, ihre Flechten, aus ihrem Zwang gelöst und von ausspringenden Löckchen, wie von kleinen Flämmchen, überflattert, begraben seinen Athem unter ihrem schweren Duft. Sie giebt ihm die Wollust Tausender im heißen Spiel der Liebe vertändelter Nächte in einem kurzen Augenblick. Die ganze Weibheit hält er mit ihrem schlanken Leib in seinem Arm.

Betäubt, entfestet, ohnmächtig, gegen die Naturgewalt zu kämpfen, giebt er sich ihr widerstandlos hin.

Erobererhochmuth tritt in ihre Züge, da sie seine Unterjochung fühlt. Sie erhebt sich und entbietet ihm noch einmal ihren Willen, daß er ihn in die Gefolgschaft ihres Kleidersaumes zwingt.

Er zögert, beschwert von trauriger Ermattung. Der Kontakt ist unterbrochen. Der Funke sprüht nicht zwischen den konträren Polen auf.

In einer Sekunde des Besinnens richtet sich das unbegrabene Skelett des gespentischen Gedankens vor ihm auf. Die ganze Weibheit hat er in ihrem schlanken Leib genossen. Tausende heißer Nächte haben sich ihm in einem kurzen Augenblick gepreßt. Weil sein Gedächtniß tausend zugefallene Pforten der Erinnerung aufgebrochen hat, um ihm vertausendfacht sein Ich zu zeigen, wie in einem Raum mit tausend Spiegelwänden.

Ja, er erkennt es wieder, sein ewiges Erlebniß. Stets das Gleiche. Die Flucht aus der Wüste der Askese in die Ueppigkeit der Lebensgier. Und Licht, Musik und Tanz. Und das Weib. Immer das Gleiche. Der Brennpunkt aller Illusionen. Und wenn ihr Wesen, bis zur letzten Falte ausgespäht, keine Räthsel mehr zu bieten hat, ein Gewicht, das in die Niedrigkeit hinunterzieht, das mißachtete Gefäß eines schalgewordenen Trunkes.

... Wie berückend die Erscheinung in dem weißen rosig überhauchten Sammetgewand, in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt. Eine Einzige mitten in der Allgemeinheit. Ein künstlerisch vollendetes Gebilde der Sansara.

Wie mit Ketten reißt es ihn wieder zu ihr hin. Zwischen Verlangen und Verzicht ertrinken ihm die Sinne, nur an eine feste Vorstellung geklammert: Dies ist die Stunde der äußersten Entscheidung.

Jetzt oder niemals durchbrichst Du Dein Geschick. Jetzt oder nie tritt das Göttliche in Dir die erdenschwere, schuldbeladene Materie nieder.

Und es lichtet sich um ihn wie Morgenröthe. Ihm ist, als klimme er auf einen Gipfel, tief unter sich die bunte Sinnenwelt.

Sieg! Triumph! Er hat den Ring der ewig gleichen Wiederkunft gesprengt. Er kann wunschlos eingehen in Nirwana.

Von dem inneren Kampf zerbrochen, geht er langsam zu der Ausgangsthür und faßt die Klinke. Ein Blick noch, wie ihn der Abscheidende den Erdendingen zuwirft, bevor er sie verläßt....

Das Bild hat sich verändert. Die Italiener sind in den Tanzsaal übersiedelt und locken mit dem wiegenden Dreivierteltakt eines schmeichlerischen wiener Walzers. Und schon naht Einer, der sich vor der Frau mit den rostbraunfarbigen Haaren tief verbeugt und dem sie die Gunst gewährt, sie Minuten lang an sich zu drücken.

Der Mann, der bereit ist, sich von der Erbsünde zu lösen, macht eine hastige Geberde zu den Beiden hin. Noch einmal in den Fängen seiner Menschlichkeit. Und die Unruhe, die ihn durchrüttelt, entwurzelt in ihm einen schrecklichen Verdacht.

Wie, wenn ihn die Erkenntniß äffte? Wenn die Wahrheit, der den Schleier abzureißen er sich vermaß, sich ihm nur um so undurchdringlicher verhüllte? Und gerade Dieses sein ewig wiederholtes Fatum bliebe: zu verdammen, was er heiß ersehnt? Kraftlos vor dem Entschluß zurückzuweichen und einem Kühneren das Glück zu überlassen, das in der Phantasie schon sein gewesen ist?

Der Angstschweiß bricht ihm aus. Alles wankt und schwankt um ihn herum.

Eine leise Stimme will ihn trösten: „Es ist Deine Jugend, die sich gegen dieses letzte Opfer bäumt."

Er glaubt sich nicht. Er hat das Vertrauen zu sich verloren. Und sagt sich mit wehmüthiger Bitterkeit: „So werde ich die Probe machen müssen." Drückt die Klinke nieder. Und geht durch Nebel und Verlassenheit an den See zurück.

... Hinter ihm lachen die Violinen.

Auguste Hauschner.



Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie gering zu schätzen oder gegen sie im Allgemeinen gleichgiltig zu sein.... Frauen können recht gut mit einem Manne Freundschaft schließen; aber um diese aufrecht zu erhalten: dazu muß wohl eine kleine physische Antipathie mithelfen... Es giebt mancherlei Arten von Schierling; und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu strafen, wie dann alle Welt sagt.... (Nietzsche.)



Aktienoperation.

Die Aktie soll, so hören wir, die Mobilisirung des Kapitals erleichtern. Man umgab sie mit gesetzlichen Bestimmungen, die sie vor anderen Besitztiteln auszeichnen sollten. Aber das „neue Wesen“ entwickelte sich unabhängig von den kunstvoll angelegten Richtlinien der Theorie. Das Recht schuf äußere Formen, die gewahrt bleiben müssen und eine gewisse Garantie bieten. Präsident Taft hat sich neulich, durch einen guten Vorschlag, den Anspruch auf die Zubilligung mildernder Umstände für seine Antitrustpolitik erworben. Er wünscht, daß die Union ein Aktienrecht nach deutschem Muster schaffe. Dann werde der Weg der Trusts durch Bogenlampen beleuchtet sein und Manches, was im Dunkel der Aktienwillkür geschehen konnte, künftig unterbleiben. Sehr schön. Nur darf man weder drüben noch hüben glauben, alle Beziehungen, einer Aktie zum Wirthschaftkapital seien unter gesetzliche Vorschriften zu zwingen. Der Aktionär weiß allenfalls, daß ihm das Inhaberpapier den Anspruch auf eine bestimmte Summe giebt; fast alles Andere bleibt ihm unbekannt. Das läßt er sich gefallen, bis ein Verlust zu tragen ist; dann spürt er den Druck, möchte zu den Freien, Eingeweihten gehören und fordert in der Generalversammlung als unsanfter Mahner Aufklärung. Wird sie ihm? Gerade kunstvolle Transaktionen bleiben oft unverständlich in ihren Motiven. Das haben wir oft und erst neulich wieder erlebt.

Von dem Geschäft, das zwischen zwei breslauer Wagonfabriken (Hofmann und Linke) schwebte, sprach ich hier schon. Die beiden (in ihrer Finanzstruktur sehr kräftigen) Gesellschaften wollten sich auf einer neuen Basis vereinen. Eine Fabrikationgesellschaft sollte beide Betriebe umschließen. Als Zweck des Planes wurde die Sicherung besserer Arbeitbedingungen (Kostenersparniß, Ermöglichung stabiler Verkaufspreise) und die Klärung der Bilanzen, die in Folge starker innerer Panzerung undurchsichtig geworden waren, genannt. Die angesammelten Reichthümer sollten aufgetheilt werden, damit die Bilanz nur noch die Rentabilität des werbenden Kapitals widerspiegele. Der Plan war vernünftig: also wurde ihm widersprochen. Besonders laut von den Aktionären, die Gründerrechte hatten. Bei der Linkegesellschaft giebt es solche Privilegien; sie sollten abgelöst werden. Nach der ersten Andeutung schob die Opposition diese Frage in den Vordergrund. Die volkswirthschaftlichen und geschäftlichen Gründe verblaßten. Der Kampf galt nur noch den Gründerrechten. Die blieben Sieger. Man vereinbarte die Ablösung und der (von einer Generalversammlung genehmigte) Entschluß zur Errichtung einer Pachtgesellschaft soll aufgegeben werden. Eine neue Versammlung hat über die veränderte Situation zu entscheiden. Was werden die Aktionäre, die mit dem ersten Antrag und mit dessen Motivirung einverstanden waren, jetzt thun? Die Nothwendigkeit der Interessengemeinschaft war glaubhaft begründet worden. Sind die Voraussetzungen, die damals haltbar schienen, durch die

Beseitigung der Gründerrechte entkräftet? Dann wäre richtig gewesen, sofort zu sagen, daß die Linke-Gesellschaft bei der Fusion mit Hofmann die Gründerrechte ihren Aktionären ablösen wolle. Die Verwalter beider Gesellschaften sahen in dem Bündniß gewiß das wirksamste Heilmittel und können nicht ganz darauf verzichtet haben. Schon deshalb nicht, weil im Lauf der Verhandlungen Interna des geschäftlichen Betriebes preisgegeben werden mußten, ein Wettbewerb also kaum noch möglich wäre. Man erzählt denn auch von Versuchen, die Arbeitgemeinschaft ohne Aenderung der Finanzbasis herzustellen. Gelingts, so wäre das Anfangsziel auf Umwegen erreicht. Wie aber soll der einfache Aktionär sich in der Wirrniß der Anträge, Projekte und Beschlüsse zurechtfinden? Das erste Motiv war faßbar: die aufgehäuften Fonds sollten abgetragen, die Bilanzen der rein fabrikatorischen Thätigkeit angepaßt werden. Ueber den Widerspruch gegen den Verzicht auf jede „Thesaurirungpolitik" ließ sich streiten. Auch über die Unlust, sicher rentirende Papiere in Aktien mit ungewisser Zukunft umzutauschen. Aber all diese Zweifel sind ihres Gegenstandes beraubt; denn Linke und Hofmann bleiben, wie sie waren. Nur die Gründerrechte werden gestrichen. Natürlich nicht gratis, sondern nach ihrem Werth. Alles Andere ruht noch im Schoß der Zukunft.

Der Aktionär ist, im Allgemeinen, nicht für die Ansammlung „innerer Rücklagen". Nur die Kapitalisten, die in der Aktie die Trägerin einer festen Rente sehen, haben gegen die Auspolsterung der Bilanz nichts einzuwenden. Den Admiralen der AEG ist oft vorgeworfen worden, daß sie zu viel Geld aufspeichern. Der Jahresgewinn, den diese Gesellschaft ausweist, stammt nur aus dem Waarengeschäft. Die Früchte der Finanz- und Effektentransaktionen bleiben am Spalier. Aber die Aktionäre sind mit den stillen Erfolgen solcher Gärtnerarbeit nicht zufrieden. Sie wünschen genaue Aufklärung und wollen Zahlen sehen. In der letzten Generalversammlung der AEG wurde der Wunsch erfüllt. Ob damit alles Sehnen gestillt ist, wird sich zeigen. Stecken im Gewinn einer industriellen Gesellschaft nicht nur die Erträge aus dem Waarengeschäft, sondern auch Zinsen, so ist das Verlangen nach Sonderbehandlung berechtigt. Das trifft auf Debet- und Kreditzinsen zu. Dieses Thema wurde in der Generalversammlung des Rheinischen Aktienvereins für Zuckerfabrikation in Köln erörtert. Dieser Gesellschaft empfahl ich hier schon, Zinseneinnahmen und -ausgaben erkennbar zu machen, da diese Posten, bei den besonderen Verhältnissen des Zuckergeschäftes, bedeutsam sind. Daß die Verwaltung bemüht ist, der Bilanz alle mögliche Klarheit zu schaffen, hat sie durch eine wichtige Verbesserung in der letzten Aufstellung bewiesen. Die Löhne und Ausgaben für Kohlen sind nicht mehr unter Handlungunkosten gebucht, sondern gleich vom Betriebsüberschuß abgerechnet worden. Nun bleibt nur die Zinsenfrage, der noch nicht die von entdeckunglustigen Aktionären geforderte Antwort ward. Die Bewegung der Zinsen in der Gewinn- und Verlustrechnung sichtbar zu machen, wäre unnöthig, wenn

sichs um kleine Beträge handelte. Doch die Gesellschaft verfügt über einen stattlichen Posten von Werthpapieren und Guthaben. Hat eine Bankschuld das Guthaben abgelöst, so bleibt der Wunsch, den Zinsensaldo kennen zu lernen, noch immer berechtigt. Eben so die Frage, ob die Werthe des Rheinischen Aktienvereins an die berliner Börse gebracht werden sollen. Die Aktie, die eine Dividende von 10 Prozent ergiebt, wird mit 116 bezahlt. Dieser Kurs ist, im Verhältniß zur Durchschnittsverzinsung der in Berlin eingeführten Industriepapiere, ziemlich niedrig; und ein Aktionär meinte, das Mißverhältniß zwischen Börsenpreis und Dividende sei entstanden, weil ein breiter Markt fehle. Den würde die berliner Effektenbörse bieten. Dahin gehört aber ein Lokalpapier nicht. Trotzdem wird immer wieder versucht, solche Aktien einzuführen; der Spekulation im Heimathort sollen „Anregungen gegeben werden". Ist ein großer Theil der Aktien im Besitz von Kapitalisten, die sie als Anlagepapier nehmen, so braucht man den Markt nicht zu erweitern; sonst heißts am Ende gar, der Umsatz stocke, weil kein Material zu haben sei. Sind die Aktien verbreitet oder zur Verbreitung geeignet, so mag man sie nach Berlin holen. Da wüßte man Aktien, die sich mit 9 Prozent verzinsen, zu würdigen. Und hat eine Aktiengesellschaft erst einmal in Berlin Fuß gefaßt, so zerfallen lokale Vorurtheile schnell. Allzu scharfe Kanten werden da abgeschliffen.

Auch in der Burgstraße droht aber Gefahr. Mancher, der das letzte Geheimniß der Börse enträthselt zu haben glaubte, ist ins Dickicht gestrauchelt. Ein Beispiel soll zeigen, was „gangbaren Papieren" in Berlin passiren kann. Man sprach seit einiger Zeit von einer Fusion zwischen den Wittener Stahlröhrenwerken und dem Eisenwerk Hoesch. Auf der Tagesordnung der wittener Generalversammlung, die zum dreißigsten Dezember einberufen war, standen nur Statutenänderungen: von der Fusion war nicht die Rede. Schnell stürzten die Aktien um 17 Prozent; denn es gab nur eine Erklärung: die Verhandlungen sind gescheitert. Nun ist aber allgemeiner Brauch, Generalversammlungen, die über Formalien zu beschließen haben, auf den letzten Tag des Jahres zu legen. So wars hier geschehen; der Kurssturz konnte also verhütet werden. Um neuer Thorheit vorzubeugen, entschloß die Direktion sich am Tag nach der Kursschlacht zu einem Erlaß an ihr Börsenvolk. Solcher Handstreich ist in Berlin leichter möglich als in der Provinz, wo die Spekulation schwach ist. Und je höher die Engagements gethürmt sind, desto leichter gerathen sie ins Wanken.

Ein anderes Bild. Die Hüstener Gewerkschaft, mit der die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank intim sind, umfaßt Hochöfen, Walzwerke, Kohlengruben, besteht seit zwölf Jahren und hat in den ersten acht Jahren stets Dividenden gezahlt. Vor zwei Jahren wurde, zum ersten Mal, sanirt. Eine Unterbilanz von zwei Millionen war zu beseitigen. Die Aktionäre mußten 50 Prozent zuzahlen oder sich, im Fall der Weigerung, eine starke Operation an ihrem Besitz gefallen lassen. Die Opfer waren vergebens gebracht; das letzte Geschäftsjahr

ging mit einem Verlustsaldo von 3¾ Millionen aus. Daneben bestand eine Bankschuld von 7¾ Millionen. Also muß wieder sanirt werden. Viel kräftiger als beim ersten Versuch: das Stammkapital, das 8,35 Millionen beträgt, wird bis auf einen Rest von 822000 Mark weggeblasen. Danach soll sich auch die Unterbilanz und mancher Schaum auf einzelnen Bilanzposten auflösen. Die Banken streichen 2 Millionen Mark von ihrer Forderung und wandeln den Rest in Aktien, so daß sich das Grundkapital wieder auf 6 Millionen erhöht. Außerdem übernehmen sie eine Anleihe von 3 Millionen Mark. Die Sanirung kostet also 12½ Millionen (Alles zu Pari gerechnet). Vier Millionen Mark mehr, als das Aktienkapital zuletzt betragen hatte. Den Banken fällt die schwerste Last zu, da sie nicht nur Gläubiger, sondern auch Hauptaktionäre sind. Aber sie sind nicht die Einzigen, die neue Opfer bringen. Der gewöhnliche Aktionär wird leiden müssen, ohne zu klagen; denn die Banken können, mit solchem eigenen Schaden, nicht an Verlustersatz denken. Haben die Klugen sich dem blinden Vertrauen in die Lebenskraft der Montanaktie noch immer nicht entwöhnt? Ladon.



Schwarze Truppen.

Im letzten Augustheft dieses Jahrganges habe ich die Frage der „Schwarzen Truppen“ einer eingehenden Betrachtung unterzogen; es war meines Erachtens geboten, daß über eine Sache von so einschneidender Bedeutung endlich einmal ernsthaft und gründlich gesprochen werde. 1910 haben die vom Großen Generalstab herausgegebenen „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde“ ein im Wesentlichen kritikloses Referat gebracht. In der gesammten deutschen Militärliteratur ist über die Frage kein Wort gesagt worden; und die spärlichen Alarmartikel in Tageszeitungen waren doch zu wenig in Sachkenntniß verankert. Dabei muß bemerkt werden, daß unsere Militärliteratur sonst von geradezu tropischer Fruchtbarkeit ist. (Wir liefern die Theorie, die dann die Anderen so gut wie wir selbst verwerthen.)

Das Schweigen ließe sich aus taktischen Grundsätzen erklären; auch wo sichs um die Frage handelt, ob Frankreich mit der Schaffung einer für kontinentale Zwecke verfügbaren Schwarzen Armee begonnen hat oder nicht. Aber vorausgesetzt müßte dann werden, daß die Regirung die Thatsachen kennt und den Volksvertretern, deren Wissensdurst gestillt sein will, reinen Wein einschänkt. Nun

ist Dreierlei möglich: entweder war Staatssekretär von Kiderlen-Waechter auch über diesen wichtigen Gegenstand nicht informirt; oder es gab bisher, auch im preußischen Kriegsministerium, dessen Vertreter in der Kommission zum Wort kam, überhaupt keine „Schwarzseher“; oder man wollte vor den Reichsboten „diplomatisch“ über die Angelegenheit hinweggehen.

Um die Gemüther wieder etwas aufzurütteln, möchte ich mir zunächst den Ausdruck Mommsens aneignen, daß mit dem Werbesystem der Krieg stets zu einer großartigen Geldspekulation gemacht werden kann. Danach möchte ich an die Thatsachen erinnern. Ein neugeschaffenes Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann steht seit 1910 in Südoran; 1600 Negerrekruten wurden in die schon bestehenden Senegaltruppentheile eingestellt und mit ihnen hat man das Bataillon in Südoran zu einem Regiment in der Stärke von 2400 Mann ausgebaut. Zwei Bataillons Senegalneger standen schon im Corps des Generals d'Amade; ich habe erzählt, daß der Transport dieser beiden Bataillons von Westafrika nach Casablanca überhastet werden mußte und es besonders an Kleidungstücken fehlte. „In ihren leichten tropischen Uniformen wurden die an tropisches Klima gewöhnten Neger zur Regenzeit in das rauhe marokkanische Bergland versetzt; wacker wußten sie dennoch dort auszuhalten. Märsche von 45, 60, ja, wie versichert wird, von 75 Kilometern in 24 Stunden sollen bei der Verfolgung marokkanischer Banden von den Negern geleistet worden sein.“ D'Amade ist des Lobes voll. Ich schloß mit dem Satz: „In Marokko werden die Schwarzen Truppen ihre Feuertaufe erhalten. Marokko wird der Ambos sein, auf dem sich Frankreich eine starke Waffe schmiedet.“ In der pariser Deputirtenkammer ist am fünften Dezember auch von diesen Truppen gesprochen worden. Vaillant erwähnte die außergewöhnliche Sterblichkeit der Schwarzen, die in Südalgerien verwendet worden waren. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann ich jetzt nicht nachprüfen; gewiß ist aber, daß Senegalneger bis an den Kongo und den Tschadsee, auch mit General Gallieni in Madagaskar, mit D'Amade in Marokko erfolgreich kämpften, also in den klimatisch verschiedensten Gegenden sich bewährten. Aber Vaillant sagt (und Jaurès stimmt zu), daß sie sich in Algerien nicht akklimatisiren lassen. Auch der Kolonialminster erklärt, daß die Verwendung von Senegalesen auf den trockenen Hochebenen von Südoran selbst unter günstigen Umständen nicht geglückt sei. Die Versuche müßten an der Küste des Mittelmeeres fortgesetzt werden (von dort ists nämlich nicht so weit nach Marseille); sollten sie, so fährt er fort, auch dort mißlingen, dann könn-

ten die Truppen jedenfalls in Marokko verwendet werden, wo sie sich sehr wohl gefühlt haben (direkter Seeweg nach Bordeaux). Der Berichterstatter Raiberty betonte, daß diese vorzügliche Nigertruppe überall, wohin sie kam, Sicherheit und Civilisation mit sich gebracht habe. Wir sind so weit, daß uns auch das französische Parlament eine Nase drehen kann.

Was sagt Herr von Kiderlen? Er bezichtigt den Abgeordneten, der sich eine Frage nach den Schwarzen Truppen erlaubt hat, der Gespensterseherei und ist selbst, wie man zu sagen pflegt, durchaus nicht im Bilde. Er spricht von den afrikanischen Truppen des siebenziger Feldzuges, stellt mit Hilfe des Generalstabes fest, daß die Gesammtsumme der damals verwendeten eingeborenen Truppen nach Hinzuziehung der französischen Truppen, die man aus Afrika herüberrief, in den beiden Jahren 19 000 Mann betragen, in Algerien aber ein Corps von 50 000 Franzosen gestanden habe, und schließt mit dem Diktum, daß es immer so sein werde. In der Budgetkommission sprach er, am zwanzigsten November, dann wieder von der „Schwarzen Gefahr". Man traut seinen Augen nicht, wenn man den (freilich nur skizzirenden) Zeitungbericht liest. Der Staatssekretär redet über die allgemeine Wehrpflicht in Algerien. Er meint, daß es sich da zunächst nur um einen Versuch handle, der bei einem großen Theil der Kolonisten auf starken Widerspruch stoße; diesen Kolonisten scheine die militärische Ausbildung der Farbigen eine Gefährdung der Kolonien. Und der Vertreter des preußischen Kriegsministeriums meint, es werde wohl noch viele Jahre währen, bis große Truppenmassen in Marokko auf die Beine zu bringen seien; allerdings scheint er doch angedeutet zu haben, daß die militärische Macht Frankreichs durch den Besitz Marokkos als eines Rekrutirungplatzes verstärkt werde.

Der Kern der Sache wurde von diesen Reden gar nicht berührt; man schlug ein Thema an, das nicht zur Diskussion stand. Heute handelt sichs um ein Negerheer. Die Militarisirung der Tunesier, Algerier und Marokkaner, die Schaffung einer Braunen Armee hat mit der Anwerbung einer Schwarzen Armee zunächst ganz und gar nichts zu thun. In Algerien und Tunis, wo sieben Millionen Eingeborene gezählt wurden, hausen keine Schwarzhäutigen, keine Bantus und keine Nigritier (wenn man nicht die Mauren der westlichen Sahara, weil sie Negerblut in den Adern haben, zu den Nigritiern rechnen will). Haben Sie, Herr Staatssekretär, auf der Schulbank etwa Masinissa für einen Negerhäuptling gehalten? Das Generalgouvernement Westafrika und Französisch-Kongo dagegen zählen zusammen mehr als zweiundzwanig

Millionen Einwohner. Dort, besonders am Senegal und am Niger, wächst den Franzosen die schwarze Soldateska, von der ich sprach; dort kann im Lauf der Jahre eine Gefahr entstehen, von der dem Deutschen jetzt eine leise Ahnung aufzudämmern beginnt. Und der Leiter des Auswärtigen Amtes? Statt seine Landsleute mit ruhiger Würde auf ernste Möglichkeiten vorzubereiten, statt im Herzen des ganzen Volkes den stillen Willen zur Fügung in Unabwendbares leise anzuregen, poltert er, spaßt, behandelt die Sache als Boutade, schiebt ein anderes Thema unter und ergießt seinen Wortschwall über die braune (nicht über die schwarze) Gefahr.

In Algerien und Marokko (ich sagte es schon) stehen zusammen mindestens viertausend ausgebildete Senegalneger. Das ist für den Anfang doch schon ein recht hübscher Brocken. Die Eroberung Marokkos wird Frankreich noch außerordentliche Opfer an Blut kosten. So kann die Regirung, ohne die Nation oder das Ausland zu beunruhigen, Anwerbung und Eindrillung neuer schwarzer Truppentheile beschleunigen. Ein in der zunehmenden Demokratisirung des französischen Offiziercorps wurzelndes Nebenmoment habe ich nur angedeutet: beträchtliche europäische Neuformationen kann und wird der Franzose nicht aufstellen. General Langlois hats vor Kurzem erst betont. Eine (von Posadowsky übrigens auch für uns bezeugte) französische Heeressorge aber ist die Ueberalterung des Offiziercorps. Das nach der Errichtung schwarzer und brauner Truppentheile dem Franzosen aller Stände ermöglichte raschere Vorrücken in die höheren Offizierstellen wird Neuformationen den Wählern des ganzen Landes schmackhafter machen. Das erleichtert ein schnelles Handeln.

Herr von Kiderlen ignorirt auch das Stärkemoment, das die Ausnützung der nicht negroiden Bevölkerung Nordafrikas der Republik bietet. Herr Messimy hat, ehe er Kriegsminister wurde, vorgeschlagen, in Algerien die Araber und Berbern, also die Enkel der Turkos von 1870, in größerem Umfang auszuheben. Diesen Gedanken hat er neulich in Rouen auf dem congrès des sociétés de préparation militaire wiederholt. Schon bisher gab es in Algier aus geworbenen Eingeborenen zusammengesetzte Turko- und Spahi-Regimenter. Gute Behandlung und klingende Münze hatten vermocht, daß schon in den vierziger und fünfziger Jahren, trotz der feindlichen Haltung der Bevölkerung, sehr viele Eingeborene sich in französische Truppentheile einreihen ließen. Turkos und Spahis ließen sich auch in Marokko 1907 unbedenklich gegen ihre Stammes- und Glaubensgenossen verwenden. In Algerien allein könnten, bei allgemeiner Wehrpflicht, leicht nach und nach

hunderttausend Mann aufgebracht werden. Doch wird eine beträchtliche arabische Heeresmacht nur dann den weißen Ansiedler nicht gefährden, wenn Fetischisten den Mohammedanern das Gegengewicht halten. So wird die Schaffung einer schwarzen Heeresmacht auch hier zum Schlüsselpunkt. Herr von Kiderlen hat erwähnt, daß 1870/71 nur Theile der in Algier stehenden Kräfte herübergezogen werden konnten. Die Eingeborenen haben die Entblößung des Landes damals zum Aufruhr benutzt; brachten aber kaum zehntausend Mann zusammen. Wo die Organisation fehlt, bleibt eben der Sieg aus. So wurden die Franzosen denn auch mit sehr geringen Kräften des Aufruhrs rasch wieder Herr (Sieg bei El Fourniak am vierzehnten Oktober 1870). Seit 1870 hat die Pazifizirung von Algerien und Tunis beträchtliche Fortschritte gemacht. Auch dürfen wir Frankreich heute eine bessere Strategie oder Kriegsleitung (das Wort im Sinn Scherffs genommen) zutrauen, als sie unter Louis Napoleon 1870 möglich war und als Herr von Kiderlen, zu dessen Geschäft eine lebendige Vorstellung von der „Alles zerschmetternden Energie des Krieges" (Clausewitz) gehört, zu ahnen scheint. Hat Frankreich beim Beginn des europäischen Völkerkampfes in Tunis, Algier und Marokko (von dem wir annehmen, daß es dann einen Aufstand erlebt) eine starke weiße, braune, schwarze Truppenmacht, so wird es entschlossen alle militärische Kraft vom zärtlich gehegten Kolonialbesitz herüberziehen und, wenn die Stunde es erheischt, das Land dem Aufruhr preisgeben. Le bon Dieu est avec les gros bataillons, pflegte der Alte Fritz zu sagen. Ueber Afrikas Schicksal kann eines Tages zwischen Mosel und Maas entschieden werden.

Ich schließe mit einer Erinnerung an Napoleon den Ersten. Bourienne erzählt, Bonaparte habe schon in Egypten von einem Feldzug nach Deutschland geträumt. Er wollte in der bayerischen Tiefebene eine große Schlacht liefern, Frankreichs Niederlage bei Höchstädt rächen und sich dann, wie weiland Diocletian, in heiterer Ruhe zurückziehen. Diesen Gedanken, berichtet Bourienne, folgten stets bis ins Unendliche ausgesponnene Betrachtungen, weshalb Deutschland als Kriegsschauplatz den Vorzug verdiene, Bemerkungen über den gutmüthigen Charakter der Deutschen, über das Gedeihen und den Reichthum Deutschlands und die Leichtigkeit, mit der dort die Heere zu verpflegen seien. In diesen Instinkten ist noch heute der französische Soldat, ist auch Frankreichs braune und schwarze Soldateska morgen wohl zu packen. ***

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

ie Ankunft
Herausgeber:
MaXinnlian Harden.
Siebenundstebenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
im.

Inhalt.

Berlin, den 7. Oktober 1911.
Kein Wort über Tripolis!
M? eitdreiWochen werden die Folgen unseres Hochsommerabenteuers fühlbar; seit acht Tagen sichtbar. Die schroffste Kritik fände jetzt, der grausamste Hohn lauten Beifall. Doch hat nicht gerade das Trauerquartaluns wieder gelehrt, daß des Politikers wichtigste Pflicht ist, sich gegen die Lockung der Applaussucht zu steifen? Italiens jäher Vorstoß nach Nordafrika zwingt dem Deutschen Reich eine Wahl auf, die seiner nächsten Zukunft Schicksal werden kann. Wie es optirt hat, werden wir wissen, ehe der siebente Oktobertag graut, an dem Don Juan d'Austria einst die Türken schlug, Franz Joseph, ein Dritteljahrtausend danach, den TürkenzweiProvinzen nahm. DieseWoche muß zeigen,ob planlose Ruhmgier in die Falle tappt oder ob die Maske des Abenteurers den kühnen Blick eines klugen Helden zu bergen hatte. Der weiseste Rath käme zu spät und die pfiffigste Rede könnte nur schaden, nicht nützen. Jetzt muß gehandelt, darf nicht geurtheilt werden. Kein Wort soll die Verantwortlichkeit des Mannes mindern, der sich zur Führung der deutschen Menschheit berufen glaubt. Noch einmal ward ihm eine Frist gegönnt. Versäumt er auch diese? Die oft Enttäuschten selbst dünkt es unmöglich.
<?4P

Die Zukunft,
Kandidatenauslese.
die Zeitungwelt rauscht seit Monaten ein großes Hoffen auf den neuen Reichstag. Der alte hat, obwohl wir seine Geburt einst in bitterkalten Winternächten mit südlichen Serenaden begrüßt hatten, uns Alle enttäuscht. Nun soll der kommende gut machen, was der sterbende versäumte: der deutschen Freiheit «ndlich eine Gasse bahnen und das Bild einer Volksvertretung zeigen, an der die Nation sich erheben kann; deren Lebensäußernngen die Besten nicht mehr mit leisem Spott und stiller Verlegenheit zu überschlagen brauchen. Es giebt Leute, die Dergleichen wirklich glauben. Wie es ja auch Millionen giebt, die in jeder Silvesternacht gerührt dem neuen Iahr ans Herz sinken und, nicht nur vor Freude trunken, ihm zuflüstern: es werde doch sicher besser sein als seine fämmtlichen Vorgänger. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf": Das ist menschlich und ist, wenn man will, auch rührend. Nur ist es leider zugleich auch einigermaßen kindlich, wenn bei Dingen, die bis zu einem gewissen Grade in unsere Hand gegeben sind, unsere ganze Bethätigung sich in dem Aufpflanzen von Hoffnungen erschöpft.
Im deutschen Volk, das doch schließlich mehr ist als ein Nebeneinander von Parteien und politisch organisirten Individuen, lebt (Das wird, auch wer beim Abschätzen allgemeiner Strömungen zur Vorsicht neigt, wohl behaupten dürfen) seit manchem Iahr eine starke, ungestillte Sehnsucht nach einer wirklich repräsentativen Repräsentation. Bewußt oder unbewußt ist in uns Allen noch die Vorstellung wach, daß die Parlamente die Erlesensten der Nation zu vereinigen hätten. Männer von weitem Blick und umfassendem Wissen; Leute, diö, auch auf sich allein gestellt, schon Etwas bedeuten und als Persönlichkeiten wie als Charaktere für die Millionen als Musterbeispiele wirken könnten, deren Willen (den „Volkswillen") sie hinterher im Parlament darzustellen haben. Kann sein, daß auch Dies nur eine Fiktion ist; einer von den vielen „der Wirklichkeit nicht entsprechenden Idealtypen", auf denen nach des jüngst verstorbenen Iellinek ätzendem Wort die Volksrepräsentation sich aufbaut. Immerhin sind wir seit Iahren nicht müde geworden, in den Stunden dumpfer Auflehnung gegen das allzu Triviale, die uns immer öfter aufsuchten, diese ideale Forderung anzumelden. Wer aber mit ihr in der Hand die Liste der komMenden (oder kommen sollenden) Männer mustert, Der kehrt vom freudigen Ausblick in die Zukunft leicht sich in stille Verzweiflung. Eigentlich ist es doch, wie es immer schon war: der selbe Iahrmarkt

der Mittelmäßigkeiten. Kaum ein halbes Dutzend unter all diesen Kandidaten, die der Nation eine Hoffnung sein könnten; keine zwanzig, deren Name über die Cirkel der so oder so politisch Thä» tigen hinausdrang. Ich will annehmen: Leute, die sich in ihrem kleinen Kreis allerlei Meriten erwarben und mit den Schmerzen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher wohl vertraut sind. Aber in der Hauptsache doch eben die avancirten politischen Vereinsmeier, die wir schon in der Neberzahl haben, oder die Erwählten des örtlichen Vertrauens, für die man die wohllautende Bezeichnung der „bodenständigen Kandidaten" gefunden hat.
Nun weiß ich wohl, daß man zur Noth auch hier sich auf Otto von Bismarck berufen kann. Der hatte, als er 1878 den Reichstag auflöste, um die Macht des nationalen Liberalismus zu zerbrechen, zur Orientirung der Behörden für die Wahlen ein Aktenstück entwerfen lassen, in d.em es hieß: „Das bisherige Vorherrschen der Juristen, Beamten und Gelehrten ohne produktive Beschäftigung hat unserem Parlament eine unpraktische Richtung gegeben. Der Parteihaß, der Machtstreit der Fraktionen, der Ehrgeiz ihrer Führer, die Zeitverschwendung mit oratorischen Schaustellungen, die Gleichgiltigkeit gegen wirthschaftliche Schäden, die philosophische, humanistische Neigung, den Verbrecher auf Kosten des ehrlichen Mannes zu schützen, die gesamMte unpraktische Richtung unserer Parlamentsverhandlungen hängen wesentlich mit dem Umstand zusammen, daß die Mehrzahl der Vertreter keinen produktiven B«» ruf hat, weder ein Gewerbe noch Handel, weder Industrie noch Landwirthschaft treibt oder auch nur einen klaren Begriff davon hat. Die Leiden unsrer Produktion sind den Herren nicht fühlbar. Die Männer sind bei uns selten, welche, produktiv thätig, dennoch Zeit haben, in den Parlamenten zu sitzen. Die Vertretung unserer wirtschaftlichen Interessen ist daher in den Händen Solcher, die von Gehalt, Honorar, von Diäten und vom Preßgewerbe oder von Zins tragenden Papieren leben."
Das war in erregter Stunde die Stimme eines großen, aber auch dämonisch leidenschaftlichen Mannes. Die Autoritätsucht der Neudeutschen, die sich in z>o1itic:is gern des eigenen Nachdenkens entschlagen, machte daraus ewige Wahrheiten. Seitdem wurden unsere Parlamente zu Tummelplätzen wirthschaftlicher Interessen» kämpfe, ohne daß darum Ehrgeiz, Parteihaß und Machtstreit der Fraktionen sich minderten. Dafür verschwanden dann freilich die Philosophen und die Humanisten und nur die Praktiker, die wir riefen, wurden wir nicht los. (Wenn es auch oft Praktiker von jener besonderen Art waren, die man außerhalb des Machtberei»

ches der präfidialen Rüge weniger ehrerbietig Banausen zu heißen pflegt.) Mir hat ein verehrter, über jeden kleinen Hochmuth erhabener Mann, der ein Jahrzehnt mit an der Spitze der Reichsgeschäfte stand, erzählt: er habe sich mitunter geradezu über die Fragen geschämt, die in den Kommissionen von solchen „Praktikern" an ihn gerichtet wurden. So fremd waren ihnen alle historischen und selbst alle wirthschaftlichen Zusammenhänge. Es ist nämlich nicht wahr, daß die Politik eine Hantirung ist, für die jeder mit einem geläufigen Mundwerk Ausgerüstete den Marschallstab im Tornister trägt. Was so und so vielen reifen, weit über den Durchschnitt begabten Männern Gegenstand eines sehr ernsthaften Berufes und über ein ganzes Leben sich dehnender Studien ist, kann unmöglich von Hinz und Kunz so nebenher aufgelesen werden. Gesunder Menschenverstand und praktische Erfahrung sind gewiß sehr nützliche Dinge und es ist an sich gar nichts dagegen zu sagen, wenn in die Parlamente auch Leute dringen, deren ganzes Rüstzeug sich in diesen Qualitäten erschöpft. „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth": zur Kontrole der Theoretiker (Kontrole hier nicht nur im Aufpassersinn begriffen) werden sie wohl zu brauchen sein. Sie werden sie auf der Erde festhalten, wenn die höher Strebenden sich in Spekulationen zu verlieren drohen, und sie immersort an die Bedingtheiten des kleinen Lebens gemahnen, die für die Mehrzahl von uns schon die großen Lebensmächte bedeuten. Deshalb taugen der Bauer in mehr oder minder gehobener Lebenslage und der Handarbeiter aber noch nicht zum Normaltypus des deutschen Parlamentariers; und ich meine: man kann recht liberal und aufgeklärt sein (was übrigens noch nicht nothwendig das Selbe ist), man kann sogar den Demokraten sich zuzählen und wird Das doch als eine Ungeheuerlichkeit empfinden dürfen. Es ist nicht anders: der Parlamentarismus, der aus den Millionen ein paar Hundert erwählt, damit sie für die Vielheit denken, reden und stimmen, ist eine aristokratische Einrichtung und durch die fortschreitende Demokratisirung, die natürlich nicht blos von dem erwähnten bismärckischen Erlaß datirt, vielmehr auch anderswo (in besonders erschreckenden Formen im stammverwandten Oesterreich) wahrzunehmen ist, geräth er in die Gefahr, sich selber aKsuräuin zu führen. In die Volksvertretung gehören die Führer der Nation. Im Heroenalter unseres Parlamentarismus hat man dafür auch das richtige Gefühl gehabt; deshalb waren selbst bei Liberalen und Demokraten so viele Träger adeliger und gelehrter Namen zu finden. Heute zieht man die durchaus Namenlosen vor. Die zerrt man aus dem

ihnen wohlthätigen Dunkel und stellt sie an einen Platz, an dem sie zunächst die ungeahnte Lichtfülle blendet. Eines schönen Tages erfahren diese wackeren Leute, vermuthlich zu ihrer eigenen Reberraschung, daß sie auch „wer" sind. Der mittlere Postbeamte, der visher gewohnt war, in mürrischer Verdrossenheit Briefmarken zu verkaufen, entdeckt plötzlich in sich das Talent, seinem höchsten Chef in aller Derbheit die (nebenbei: redlich verdienten) Leviten zu lesen. lind der Journalist zehnten bis zwölften Grades (er kann auch einen anderen Hauptberuf haben), der bis gestern froh war, wenn ihm das Heimathblättchen die Spalten öffnete, findet seine Anmaß geblichkeiten auf einmal als umworbene „Kulturbeiträge" gewerthet. Kein Wunder, daß sie nun nicht wieder in das Dunkel zurück möchten, Sie wissen nur zu genau, daß sie Alles, was sie wurden und gelten, dem Mandat zu verdanken haben. Darum klammern sie sich an ihren Reichstagssitz und sind, ihn zu vertheidigen, zu jedem Opfer fähig. Am Leichtesten zum Opfer des eigenen Intellektes. Was potente und emflußreiche Wählerschichten mit steigendem Nachdruck heischen, dafür spricht und dafür stimmt man. Die Besten mit einem leisen Gefühl der Scham. Die Anderen schlugen auch solche Regungen längst siegreich in die Flucht. Alles; nur nicht wieder ins Dunkel zurück! Doch sind die Folgen der demokratischen Kandidatenauslese nicht immer so demokratisch. Diese von der Ackerfurche, aus der Werkstatt und dem Kleinbürgerheim herbeigeholten Abgeordneten sind nämlich nicht nur nach unten unselbständig; sie sind es auch nach oben. Im großen Durchschnitt werden sie von den Mitgliedern der Regirung an Kenntnissen und Einsicht hoch überragt: und so geschieht es ganz von selbst, daß, den demokratischen Tendenzen zum Trotz, der Einfluß und die Macht der Regirung ständig wachsen.

Das Alles ist im Grunde Gemeingut Aller, die über unsere staatlichen Zustände ernsthafter nachzudenken bemüht sind. Und dennoch bleibt es beim Alten. Wird es, trotzdem wir nicht müde werden, Hoffnungen aufzupflanzen, von Wahl zu Wahl eigentlich schlimmer. Woran liegts? Ein Wenig vielleicht an den Parteileitungen. Man sieht die Hechte nicht gern im Karpfenteich; scheut wohl auch den Bethätigungdrang starker Begabungen, denen, fanden sie dennoch Eingang, man mit Vorliebe bescheinigt, daß sie bei der „positiven Arbeit versagten". Als ob die sich schon darin erschöpfte, daß man in der Kommission die gesetzgeberischen Absichten der Regirung umbiegt und verschlechtert, und (warum horchten wir sonst auf bei den Stimmen, die gelegentlich aus dem Herrenhaus zu uns herüberdringen ?) nicht auch das wuch tig aufrüttelnde Wort

eines Mannes von Eigenwuchs und schöpferischen Gedanken unter Umständen eine That bedeuten könnte. Aber schließlich stößt man überall auf ersessene Besitzrechte, mit denen man auf irgendeine Art sich auseinanderzusetzen hat. Viel nachdrücklicher ist der Widerstand, der Einem in den Wahlkreisen und bei der Masse der Wähler begegnet. Auch dort scheint manchmal freilich sich das Verlangen zu regen, einen verdienten, hervorragenden und bekannten Mann mit dem (so heißt es ja wohl noch immer?) „höchsten Ehrenamt, das die Nation zu vergeben hat", zu schmücken. Sieht man dann näher zu und sucht die Probe auf das Exempel zu machen, so findet man bald: Das souveraine Volk hat den Wahlkreis der Anderen gemeint. Die sollen den Grafen Posadowsky wählen. Oder irgendeinen oa,z>ta,in o5 inänsti^ oder hervorragenden Gelehrten. Für sich selbst aber will man den „Bodenständigen"; einen, der (was noch nie einem selbständigen Kopf gelang) das Parteiprogramm bis zum letzten Bodensatz schluckte. Der sich in hundert Versammlungen geduldig ausfragen läßt und Jedem Jedes verspricht. In einem nationalliberalen Blatt las ich vor einiger Zeit (der Kandidat der Partei, der straßburger Professor van Calker, ein grundgescheiter, vortrefflicher Mann und als Staatsrechtslehrer gerade in politischen Dingen wohlerfahren, war kurz zuvor unterlegen) die folgende Betrachtung: „Mit Akademikern hat die Partei bei den letzten Reichstagsersatzwahlen überhaupt keine günstigen Erfahrungen gemacht. Das sind Thatsachen, die in einer Zeit der Fortdauer heftigster wirthschaftlicher Interessengegensätze nicht übersehen werden sollten." Diese Interessengegensätze werden vermuthlich noch recht lange fortdauern. Aber zur Nationalliberalen Partei zählt vielleicht der größte Theil unseres studirten Bürgerthums. Auch die ihr nicht formell Zugehörigen leben, bewußt oder unbewußt, in den Anschauungen des gemäßigten deutschen Liberalismus. Haben sie, die mit ihren reizbaren Nerven dem Staat besonders intensiv dienen, kein Anrecht, im Reichstag gehört zu werden? Und ist der Reichstag wirklich nur noch die Städte, an der um Vieh» und Getreidezölle gerungen wird?

Natürlich ist Das Heller Widersinn: was wir als „Sinken des parlamentarischen Niveau" beklagen, lehrt es uns alle Tage. Manche erhoffen die Besserung von einer Fortbildung unserer parlamentarischen Institutionen; von einem allmählichen Nebergang in den Parlamentarismus. Das erinnert mich an die persönlich sehr wohlmeinenden Männer vom selig entschlafenen Volkswirthschaftlichen Kongreß, die als Mittel, das Volk von den sozialen Nöthen zu befreien und die märchenhafte Harmonie der In-

teressen zu verwirklichen, Bildung und immer mehr Bildung zu verschreiben pflegten. Einstweilen sehen wir ringsum in allen festländischen Parlamenten ähnliche, wenn auch nicht genau gleiche Zeichen des Niederganges; und so ist der Schluß nicht ganz abzuweisen, dasz es am Ende sich um allgemeine Verfallserscheinungen handeln könnte. Wer sagt uns denn, daß wir die Leistungfähigkeit der Parlamente nicht überschätzten? Daß sie gar nicht im Stande sind, für das Glück der Völker die Bürgschaft zu bieten, die man vor hundert Iahren ihnen zutraute? Bei Behauptungen, die zugleich ein Stück noch ungeborener Zukunft vorwegnehmen, soll man vorsichtig sein. Gewiß. Aber man soll, scheint mir, sich auch zu rechter Zeit mit der Resignation waffnen, die doch nun einmal aller menschlichen Weisheit letzter Schluß bleibt.

Or. Richard Bahr.

Kinematograph und Erkenntnißlehre.

^^an kann den Kinematographen-Theatern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie neben Lehrreichem und Ergötzlichem viel Schlechtes und Widerwärtiges bieten. In den „Dramen" pflegt es zwar sehr dramatisch, aber sonst nicht schön herzugehen; neben der widerlich verlogenen Rührsäligkeit macht sich die überspannteste Räuberromantik breit und um den Humor ists auch oft übel bestellt. Die berliner Urania hat den dankenswerthen Versuch gemacht, den Kinematographien in den Dienst der Naturbeobachtung zu stellen. Was, als erste Probe dieser Bemühungen, in den „Lebenden Thierbildern" gezeigt wurde, ist des höchsten Lobes werth. Hier wird die Freude an der Beobachtung lebendiger Natur geweckt und der Kinematographie ein neues Ziel gewiesen. Könnte denn aber der Kinematograph nicht sogar in den Dienst der höchsten theoretischen Naturerkenntniß, in den Dienst der Philosophie gestellt werden?

Wir wollen von der großen Thatsache ausgehen, daß uns die Sinnenerfahrung etwas ganz Anderes zeigt, als das wissenschaftlich abstrakte Denken uns lehrt. Für unsere Sinnenerfahrung steht die Erde still und die Sonne bewegt sich: die Wissenschaft lehrt, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Nehmen wir ein noch näher liegendes Beispiel, unseren eigenen Leib. Er scheint sich für unsere Sinnenerfahrung lange Zeit hindurch nicht zu verändern. Das

abstrakte Denken aber lehrt uns, daß unser Leib in unaufhörlicher Veränderung und Bewegung begriffen ist. Herakleitos hat gesagt: Wir können nicht zweimal in den selben Fluß steigen; heute wissen wir, daß wir auch nicht zweimal mit den selben Angen sehen, nicht zweimal mit der selben Hand greifen können. Unser Körper bleibt nicht einen Augenblick unverändert. Der Blutumlauf wandelt fortwährend alle Theile unseres Leibes; wir nehmen unaufhörlich Stoffe in uns auf und scheiden unaufhörlich Stoffe aus. Wir sehen aus diesen Beispielen, daß uns in der Sinnenerfahrung ein isolirtes, dingliches Sein und Beharren vorgetäuscht wird, das sich dem abstrakten wissenschaftlichen Denken in unaufhörliche Bewegung auflöst.

Die Wahrheit von der einen, ewigen Bewegung der Welt ist keine neue Wahrheit, liegt sie doch schon eingeschlossen im heraklitischen Wort: „Alles fließt." Ihre Universalität aber, ihre „Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit" haben wir lange nicht erkannt und ihr deshalb auch nicht auf das Ganze unseres Denkens den bestimmenden Einfluß eingeräumt, der ihr gebührt. Konstantin Brunner hat uns in seinem Hauptwerk, in der „Lehre von den Geistigen und vom Volke" die Universalität der Bewegunglehre gezeigt und ein grandioses Weltgemälde entrollt, dem ich nichts, Mher aus der älteren noch aus de/neueren Literatur, an die Seite zu stellM^wMte. Brunner hat zum ersten Mal den Bewegungsgedanken in feiner ganzen Fülle und Tiefe gedacht und uns gezeigt, daß das Wesen dieser Welt der Dinge, dieser relativen Wirklichkeit, Bewegung ist.

In den Dienst der Bewegunglehre, der letzten und höchsten Naturerkenntniß, muß die Bewegungphotographie gestellt werden; und ich will zu zeigen versuchen, daß hier die Kinematographie eine bisher ungeahnte Bedeutung erlangen wird.

Wir wissen, daß unserer Sinnesorganisation natürliche Grenzen gesetzt sind, und wir suchen im Interesse einer immer besser werdenden Naturerkenntniß diese Grenze nach Möglichkeit zu erweitern, um uns Manches mittelbar in die Anschauung zu bringen, was unmittelbar nicht angeschaut werden kann. Solcher Mittel zur Erweiterung unserer Sinnenerfahrung giebt es schon viele: Fernrohr, Mikroskop, Spektroskop. Auch der Kinematograph kann uns zu einer erweiterten Sinnenerfahrung verhelfen: zur Wahrnehmung einer Bewegung, die uns ohne ihn unwahrnehmbar bliebe. Bewegung ist uns nur erkennbar, wo wir Ortsveränderung, „Veränderung des Nebeneinander, Zustandekommen eines anderen Nebeneinander", wahrnehmen. Unter Ortsveränderung ist

nicht etwa nur die Versetzung eines ganzen Dinges von einem Ort an den andern zu verstehen, sondern jede Veränderung des Dinges selbst, jede Zustandsveränderung ist Ortsveränderung oder Bewegung der Theile eines Dinges. Nehmen wir die Bewegung der Pflanzen. Sie ist uns nicht unmittelbar als Bewegung anschau» lich; die Pflanzen erscheinen unserer Sinnenerfahrung als unbewegt. Deshalb gelingt es so schwer, die Kinder davon zu über» zeugen, daß die Pflanzen Leben haben. Mein fünfjähriger Junge hat mir einmal ganz empört entgegnet: „Die leben? Die rühren sich doch nicht!" Die Bewegungen des Wachsthums, des Heliotropismus, des Geotropismus werden uns nicht unmittelbar anschaulich, weil sie so langsam und im für unser Auge so Kleinen sich vollziehen, daß wir sie nicht mit den Sinnen als Bewegung auffassen können. Nur wenige pflanzliche Bewegungen verlaufen so, daß wir sie als Bewegung erkennen; bekannte Beispiele sind die Bewegung derNiinoss. puäios,, der Divises. musOiziuIa,,derStaubfäden der LsrKsris vulgaris und ähnliche.

Wir kommen der Vorstellung pflanzlicher Bewegung schon näher, wenn wir das Mikroskop zu Hilfe nehmen; da sehen wir das Protoplasma der Zelle sich bewegen und die Chlorophyllkörner der belichteten Seite sich zuwenden. Das sind aber im günstigsten Fall kleine Ausschnitte aus der Gesammtbewegung des pflanzlichen Organismus. Wenn wir den ganzen, für uns unmerklichen Bewegungvorgang in der Pflanze als Prozeß anschaulich machen wollen, müssen wir die Pflanze kinematographiren.

Das läßt sich an einem Beispiel, das ich selbst in einer guten farbigen Kinematographie gesehen habe, erläutern. Dargestellt wurde das Erblühen einer Chrysanthemum-Knospe. Wollten wir diesen Vorgang, der etwa acht Tage dauert, wirklich ohne Pause beobachten (was ja an sich unmöglich ist), so hätten wir noch immer nicht die Anschauung eines kontinuirlichen Bewegungprozesses. Wurde aber dieses Erblühen der Knospe kinematographirt, so spielt der Vorgang in wenigen Minuten sich vor unserem Auge ab. In der noch geschlossenen Knospe regt es sich; sie schwillt und schwillt, wie von einem starken inneren Drang erfüllt. Nun bricht sie auf . und die ersten Blüthenblätter zeigen sich. Sie wachsen vor unserem Blick, dehnen und strecken sich: und schon prangt die Blüthe in all ihrer Schönheit. Wir müssen freilich, bei so überraschendem Anblick, an Brunners Warnung denken und dürfen es nicht „menscheln" lassen. Aber der Kinematograph macht uns mittelbar anschaulich, daß auch dieses uns so fremde Leben der Pflanze von innen heraus gelebt und getrieben wird und daß sie, wenn auch in

anderem Grade des Bewegtseins, im Wesentlichen eben so Beseeltheit und Spontaneität besitzt wie das uns vertrautere thierische Leben. Das ist ein Beispiel. Welche Fülle von Möglichkeiten bietet sich hier! Wenn wir eine Sonnenblume aufnahmen, würde das Bild uns darstellen, mit welcher Beharrlichkeit und, wenn ich so sagen darf, mit welcher Sehnsucht die Blume sich der Sonne zuwendet. Wenn man unseren Sonnenthau, Drosers, rotunäikolia, beim Insektenfang kinematographisch belauschte, würde man sehen, mit welcher Macht und Energie die Drüsenhaare das zappelnde Insekt am Entkommen hindern, wie sie es schließlich töten und derbauen, so weit es für die Pflanze verdaulich, also löslich ist, und dann, nach gethaner Arbeit, sich zu neuem Fang aufrichten. Wir könnten die Ranke unseres Weinstocks beobachten, wie sie sich tastend in der Runde bewegt, um einen Stützpunkt zu suchen; wir könnten das schnelle Wachsthum mancher Pflanzen (zum Beispiel: das „Schießen" des Spargels) lebendig im Bilde sehen. Und auch das Welken und Sterben würde uns anschaulich: als Aebergang einer Bewegung in eine andere. .

Wir brauchen uns aber nicht etwa auf die belebte Welt zu beschränken; auch gewisse Vorgänge in der anorganischen Welt sind vom Kinematographen erfaßbar. Ein besonders geeignetes Objekt wäre die Kristallbildung. Wir könnten das Wachsen eines Kristalles in seiner Mutterlauge deutlich sehen. Wenn man ein kleines Alaunkriställchen an einem feinen Faden in die Alaunlösung hineinhängt, lassen sich wahre Prachtexemplare von Kristallen erzielen; und dieser Prozeß der Kristallisirung würde uns als Bewegungvorgang anschaulich werden und der Kristall, das Individuum der anorganischen Welt, wie einLebendiges erscheinen.

Der Kinematograph kann ein Mittel zur Erweiterung unserer Sinnenerfahrung werden und uns eben solche Dienste leisten wie Fernrohr und Mikroskop. In der besseren, deutlicheren und vermehrten Anschauung, die uns der Kinematograph vermitteln könnte, würde das Fundament aller Naturwissenschaft immer klarer und sichtbarer. Wir werden mit erweiterten Sinnen auch da Bewegung erkennen, wo uns das unbewaffnete Auge keine Bewegung wahrnehmen ließ, und immer mehr von den Naturvorgängen erklärlich finden. (Eine neue Gesellschaft, die in Berlin gegründet worden ist, stellt sich die Aufgabe, den Kinematographen der Wissenschaft dienstbar zu machen. Ihre Leistung erst kann erkennen lehren, ob sie die hier angedeuteten Wünsche erfüllen will.)

Dr. EduardBäumer.

Neoslavismus.

Neoslavismus.

DMech, Czech, Ruß: so heißen die drei sagenhaften Brüder, die in vorhistorischer Zeit durch die Völkerpforte nach Europa gelangten, die sarmatische Ebene besetzten, die brachliegenden Felder theilten und den mit Dornen besäten Weg in die Länder westlicher Kultur einschlugen. Polen, Czechen und Russen können jedoch nach tausendjähriger Existenz auf den Gefilden Sarmatiens nicht mehr denBrudergruß austauschen, können weder am grünenBerathung»tisch zusammenkommen noch bei fröhlicher Banketstimmung in der»wandtschaftlichen Gefühlen schwelgen. Und doch sind kaum drei Jahre seit der denkwürdigen Zusammenkunft in Prag vergangen, wo den slavischen Nationen von den politischen Führern eine Ver»brüderung vorgegaukelt wurde. Der Czeche Kramarz, der Pole Dmowski, der Russe Bobrinskij umarmten einander und liebäugel»ten zärtlich mit den slavischen Cousins: den russophilen Ruthenen, den Abgesandten westlicher Südslaven und den Vertretern aus den Balkanländern. Das war einmal. Jetzt haben die Polen die Freundschaft gekündigt; sie entziehen sich den Umarmungen der „Brüder".

Um diese Wandlung richtig zu würdigen, muß man ins We«sen der slavischen Idee eindringen und die Absage der polnischen Nation an die Stammesbrüder als den Endpunkt einer Evolution betrachten, die schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts anhub. Die allslavische Idee ist in einer Stunde geboren worden, die in Rußland und in Polen eine radikale Umgestaltung der Ansichten brachte. Die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sahen Polen unmittelbar nach dem Verlust der staatlichen Unabhängig»keit und Rußland in den Wirren der napoleonischen Kriege, der großen Umwälzungen auf dem Kontinent. Bisher hatte Rußland zu Frankreich als zu dem Kulturbringer aufgeblickt. Französische Sitten bürgerten sich am Hof und auf den Höhen der Gesellschaft ein, die Bildungsprache war Französisch, der Adel unterschied sich von den Bauern dadurch, daß er sich in modische Gewänder hüllte und fremdländische Gebräuche nachahmte. Nun kam dieses Frankreich als Feind. Wollte das Riesenreich an der Wolga unter»jochen. In allen Patrioten regte sich auch innerlich der Wille zum Widerstand. Schon im Jahr 1808 fordert ein nationales Organ, „Ruskij Wjestnik", unter der Leitung des Patrioten Glinka, die Rückkehr zur alten Sitte und verdammt jeden Kontakt mit dem eu»ropäischen Westen. Rußland brauche keine europäische Kultur und

keine fremden Muster; könne den erzieherischen Einfluß eines Voltaire, Rousseau, Condillac entbehren, da es kongeniale Geister wie Simon Polockij, einen Publizisten aus dem achtzehnten Jahrhundert, oder Zotow, den Lehrer Peters des Großen, habe. Rußland wolle nicht in den Ozean westlicher Kultur untertauchen, sondern sein östliches Sonderwesen wahren, seine Volksseele vor dem Verflachen und der Nachäffungfucht retten. Dies war die Ideologie der ersten Allslaven; eine Ideologie, die, in schwerer Kriegszeit geboren, im Volk das Selbständigkeitbewußtsein und den Glauben an die eigene Lebenskraft rasch wachsen ließ.

In der selben Zeit machten zwei andere slavische Nationen, die Polen und die Czechen, eine ganz andere Evolution durch. Während Rußland als einzige slavische Großmacht ein politisch und staatlich unabhängiges Dasein führte und aus den napoleonischen Kriegen eigentlich gestärkt hervorging, mußten Polen und Czechen, als politisch abhängige Völker, alle Probleme der nationalen Existenz aus dem Bezirk der realen Werths in den der geistigen verlegen. Um sich, von fremden Nationen umzingelt, nicht entnationalisiren zu lassen, mußten sie die geistigen Nationalgüter retten, die Sprache pflegen und durchforschen, in dichterischen Produkten Trost und Hoffnung suchen. Das erklärt, warum in der erstenHSlste des neunzehnten Jahrhunderts in diesen Völkern die Renaissance der Dichtung ersehnt und gefördert wurde. Nun keimte eine neue Idee: der Glaube an die gemeinsame Basis aller flavifchen Geistesprodukte, das Stammverwandte, das Urslavische. Ein großes Arbeitgebiet wird durchackert. Wenzel Hanka kämpft um die Echtheit der berühmten (gefälschten) Königinhofer Handschrift; die Forschungen eines Szafarik, Georg Kollar und Dombrowski bahnen den Weg zu den Gebieten künftiger slavischer Philologie. Alle Slaven stellen für diese Aufgaben bedeutende Forscher, sogar die Serben in der Person des Vuk Stefanowicz Karadzic;. Die vorhistorische Zeit wird durchleuchtet und man versucht, die Geschichte der slavischen Nationen auf eine gemeinsame Basis zu gründen.

Die Polen haben an diesen Bemühungen in regstem Eifer mitgearbeitet. Die Idee der slavischen Brüderlichkeit fand, trotz der noch nicht vernarbten Wunden, trotz der unlängst erfolgten Drei» theilung, begeisterte Anhänger. Der polnische Herder, Kasimir Brodzinski, stand in engem Verkehr mit Hanka und Czelakowski; intim war ihnen der große polnische Gelehrte Bandtke befreundet; in Rußland hatte Adam Mickiewicz, der Nationaldichter Polens, viele Bewunderer; der Böhme Kopitar untersuchte in langwieriger Arbeit eins der ältesten polnischen Schriftdenkmale, das Psalter-

buch von Sankt Florian; der erste polnische große Lexikograph, Bogumil Linde, war ein leidenschaftlicher Slavophile, plante eine allen Slaven gemeinsame Schrift und zog aus dem Panslavismus Schlüsse, die noch heute unverzeihlich sind.

In der Geschichte der polnischen Literatur haben die Forschungen aus slavischer Vergangenheit tiefe Wurzeln gefaßt. Sie fanden Förderung in den Bestrebungen des „Warschauer Pereins der Freunde der Wissenschaften" (1800 bis 1832), der ersten Akademie der Wissenschaften in Polen, die schon im Iahr 1824 eine Lehrkanzel der slavischen Wissenschaften an der warschauer Universität schuf. Dazu kamen, seit 1803, Forschungreisen und Reiseberichte, die in dem Werk Czarnockis über das „Vorhistorische Slaventhum" ihren Höhepunkt erreichten. Durch die Wissenschaft, durch den Geist schienen die slavischen Völker zur Einheit verbunden.

Die allslavischen Bemühungen der ersten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts waren fast ausschließlich rein theoretisch und wissenschaftlich; ihnen fehlte, besonders in Polen, die politische Zuspitzung, der Wille, die intellektuelle Gemeinbürgschaft in Werthe der Wirklichkeit umzusetzen. Da kam das Iahr 1863, kam verletzte blutige Konflikt mit Rußland, der letzte Versuch, mit der Waffe die Fehde zwischen beiden Nationen auszufechten. Die in der ersten Hälfte des Iahrhunderts gehißte Fahne slavischer Brüderlichkeit wurde in Fetzen zerrissen. Die slavophile Idee verlor den festen Wurzelboden. Unmittelbar nach dem Aufstande brach eine Slavophobie aus. Die beiden Völker hatten keinen Berührungpunkt mehr. Der Druck, den Polen unter Rußland zu erdulden hatte, lichtete selbst die Reihen der Schwärmer und Phantasten und der allslavische Gedanke war, in der Prägung, die ihm die Theoretiker der voraufständischen Zeiten gegeben hatten, bald nach dem blutigen Zusammenbruch von 1863 ein Stück toter Vergangenheit. Nach geraumer Zeit erst regte sich die Idee, langsam und vorsichtig, wieder auf polnischem Boden. Strebte sie vorher nach wissenschaftlichen Banden, die alle Slaven verknüpfen sollten, so griff sie jetzt ins reale Leben hinein und trachtete nach friedlicher Lösung der russisch-polnischen Differenzen; spukte sie vorher in Gelehrtenköpfen und Dichterherzen, so gelangte sie jetzt in die Hände von Berufspolitikern. Aus dem Brüderlichkeitgedanken erwuchs eine Ausgleichspartei. Der Traum sollte Wirklichkeit werden.

Zwei Strömungen durchkreuzten die polnische Gesellschaft nach dem Ende des letzten Aufstandes, zwei Programme für die Zukunft: das der positiven Arbeit und das des Ausgleiches. Die „Posittvisten" gingen von der Meinung aus, daß man weder mit Ruß-

land kämpfen noch sich vor ihm zu erniedrigen brauche, sondern in stiller Arbeit den Um- und Ausbau der Natiqn erstreben müsse. Ohne sich um die hohe Politik zu kümmern, ohne sich nach fremdländischen Interventionen umzuschauen, gingen sie zu praktischer Arbeit über. Bald stand ganz Polen in ihrem Lager. Nur eine dünne Volksschicht fehlte: der Hochadel. Der hatte die soziale Umwälzung nicht mitgemacht, war von dem Demokratisirungprozeß unberührt geblieben. Er sah sich vereinsamt und um seine alte Einflußmöglichkeit gebracht. Er suchte Stützpunkte: und fand den Neoslavismus. Der kam nicht aus der Gelehrtenstube, ergoß sich nicht in dichterische Dithyramben, war nicht durchgeistigt und utopisch sondern sehr nüchtern und praktisch. Das Volk wollte davon nichts wissen und ächtete die Ausgleichsunterhändler, die zwischen Warschau und Petersburg mit ihrer „Mission" hin und her zogen. Aber die Ausgleichspartei war da und spann immer neue Fäden zwischen beiden Nationen.
Wie sah es in Rußland aus? Wir sind in der Regirungzeit Alexanders des Dritten. Oben und unten ist Alles fest von der Uebermacht Rußlands überzeugt. Man träumt von einer Universalmonarchie slavischer Völker unter der Oberhoheit Rußlands, schwärmt von einer Expansion des Slaventhums nach Ostasien, nach China und Indien, hofft auf die nahe Erfüllung des alten Wunsches nach Rußlands Herrschaft über die Balkanstaaten und blickt gierig nach Konstantinopel hinüber. Die panslavMsche Idee steht im Zenith. Da kam der russisch-japanische Krieg und zerstörte alle diese Pläne und Träume. Mit Recht führt der beste Kenner der slavischen Probleme, Professor Zdziechowski, die letzten Wandlungen des Neoslavismus auf die Folgen des Krieges zurück. Die Wendung vom „Fernen Osten" zum europäischen Südosten, zum Balkanslaventhum war unvermeidlich. Das in Ostasien geschwächte Rußland mußte die allslavische Fahne hissen, um zu versuchen, in Europa wieder zu dem alten Ansehen zu gelangen.
In Petersburg wurde der „Verein slavischer Gegenseitigkeit", in Moskau der „Verein slavischer Kultur" gegründet. Fürst Ferdinand von Bulgarien durfte die Königskrone aufs Haupt setzen. Der serbische Kronprinz ließ sich zu Provokationen mißbrauchen. Unter den galizischen Ruthenen entstand eine russophile Partei. Selbst in den Polen kam die Ausgleichspartei zu Einfluß und die prager Konferenz sah im Iahr 1908 verirrte Polenführer in den Armen russischer Emissäre. „Ein Schauspiel nur!"
Doch nicht lange währte im Herzen der Polen dieser neoslavische Wahn. Als in der Duma eine offizielle Vertretung entstand

und ein legitimer Meinungaustausch möglich wurde, platzte die in Regenbogenfarben schillernde, aber hohle Seifenblase der all- und neoslavischen Idee. Man sah ein, daß der russisch-polnische Streit durch keinen „Ausgleich" geschlichtet werden könne. Die Verweigerung der Autonomie für Russisch-Polen und die Absonderung des Gouvernements Chelm mußten selbst kurzsichtigen Slavophilen die Augen öffnen. Die Polen wissen, woran sie sind, und haben unzweideutig ausgesprochen, daß sie in allen Versuchen, auf Kongressen und Festen eine Verbrüderung der beiden Völker vorzuführen, nichts Anderes mehr sehen als ein Gaukelwerk und daß sie zum Komoedienspiel weder Lust noch Zeit haben.

Lemberg. Professor Dr. Berthold Merwtn.

Der Aufruhr.

hing der Himmel über der Stadt. Das Kirchengeläute, das morgens zur Messe rief, verhallte dünn uich ängstlich in Brodem und Nebelschwall. Dumpf schlugen die Uhren. Pferdegetrappel knatterte über den Asphalt. Als ^>ie blinkenden Reiter vorüber waren, wurde es still, denn die Menschenkolonnen schoben sich schweigend einher, daß ihre Woge zag und lautlos die Straßen überschwemmte. Keiner, der konnte, blieb zurück. Sie verließen ihre Häuser, .ihr Hab und Gut und die Geschäfte des Tages, als gehorchten sie einer rufenden Stimme: und es war doch nur die leise Sprache ihres Inneren, ein unruhiges Pochen und Drängen, das sie willenlos trieb. Die alten Männer schritten bedächtig, die jungen hatten den Blick starr und glänzend in die Ferne gerückt. Die Mütter wandelten kummervoll. Waren nun solche unter ihnen, die gesegneten Leibes gingen, so stand ein zärtliches Lächeln in ihren Gesichtern; denn sie meinten, das Ungeborene würde aus den Geschehnissen dieser Tage Muthiges und Heldenhaftes empfangen. Was aber an jungem Weibsvolk war, das wiegte sich in den Hüften, trug seidene Bänder, Schürzen und sonstigen Tandi der die Blicke auf sich lenkte; jede wollte heute nach einem Liebsten haschen: wußte man denn, ob er, dem sie sich heute boten, nicht abends schon mit dem Geheimniß hinüber gegangen war?

Die Kinder fragten ungeduldig, warum noch nicht geschassen werde. Mitten aus dem Menschenknäuel hob sich ein Reiter und verharrte Stunden lang regunglos. Nur seine scharfe, junge Stimme

klang, theilte die Massen und leitete sie nach anderen Straßenzügen ab. Die Leute thaten nach seinem Geheiß; sein Blick folgte Denen, die dahinzogen, und er wußte, daß sie wiederkehren würden, wenn die Leidenschaft um sich gegriffen, eine tückische, zügellose Horde, und barscher klang die Stimme, die den Massen gebot. Im Thorweg eines alten Hauses standen ein Student und seine Geliebte. Das blasse Frauenzimmer hing an seinem Hals, er aber achtete der Thränen nicht, die um ihn flossen, sondern sagte Worte zu ihr, die im bauchigen Flur mächtig einherrollten. Was galt ihr Freiheit und Bruderschwur? Leicht wie ein Vögelein hob sie sich und legte ihm die zerstochenen Finger an den Mund. In der selben Gasse räumte ein Iude sein Geschäft. Barg Meßgewänder und ciselirte Kannen, phantastischen Zierrath und die dunkle Gluth wunderlich gefaßter Iuwelen in eine Truhe, daß mählich aller Schimmer in dem kleinen Laden erlosch; selbst die Portraits in blinkendem Rahmen kehrte er der Wand zu. Als der Raum finster und trüb lag, erkletterte er die Truhe, deckte sie mit zitternden Gliedern und that, als hielte er Rast.

Nicht allzu weit davon wohnte eine blinde alte Frau. Fein gekleidet, saß sie in ihrem Salönchen und schellte ohne Unterlaß mit einer silbernen Klingel nach dem Gesinde. Niemand kam. Die Weibsleute waren mit auf die Straße gelaufen. Aber sie schellte immerzu in ihrer Verlassenheit. Hoch über Dächern und Schlotten fiedelte ein Geiger in seiner Kammer. Er suchte nach einer Melodie, die in seiner Brust anschwoll, daß sie war wie eine platzende Frucht. Und vermochte die einfache Süße des Liedes nur in stümpernden Tönen wiederzugeben. Diese Noth erfüllte ihn, daß er nicht Dessen achtete, was um ihn vorging. Er sah auch nicht, wie die Vögel aufgestört und angstvoll an seiner Dachluke vorbeiflatterten. Denn an jenem Tage wußten die Vögel nicht, wo sie sich zwischen Himmel und Erde niederlassen sollten, und hingen, einer schwirrenden, dunklen Wolke gleich, über den Dächern der Stadt.'

Die Straßen waren nun ganz und gar von der Menge erfüllt. Plötzlich gellte ein Pfiff über sie hin. Dieser eine schneidende Ton war schreckhaft und seltsam zugleich. Es war, als käme ein Orkan heran, sein erster grimmiger Auftakt sause durch Kamin und Schlüte, fege den Luftschacht der engen Straßen hinab, ein Vorbote der Wetter, die über die Stadt einbrechen würden. Aber schwer und drückend lagerten die Wolken, gqlber Schein kroch träg an ihrem Saum. Die Luft regte sich nicht. Und Keiner wußte, woher der Pfiff kam. War es das Signal, das sie zu That und Abwehr befeuern sollte, oder drang er aus den Reihen der Widersacher? Die Menge gerieth in Unruhe; die Einen drängten vor, die Anderen suchten seitwärts Bahn, bildeten einen Knäuel, ballten sich zu hastenden Wirbeln und stürmten, einem Stupbach gleich, die Straßenzeilen entlang. Der Nachbar blickte den Nachbar nicht an, die Nähe ihrer Leiber entfachte, wie eine Flamme, die von Einem zum Anderen überspringt, eine Beiden gemeinsame blinde

Gereiztheit. Wie böse Thiers gingen sie, ihre Nüstern blähten sich und ihre Blicke flammten. Sie wußten selbst nicht genau, wohin ihr Weg führte, noch, ob es Wuth oder Angst war, die sie trieb.
Nun fing einer der Stürmenden eine Rede an; seine Brust keuchte, schon der Nächste verstand nicht mehr, was er sprach, aber Alle johlten hellauf. Und plötzlich sangen sie. Und wenn der Text des Liedes auch aufrührerische Worte enthielt, so schien die Melodie ihre Bewegungen zu ebnen und zu tragen; sie schritten nun maßvoll im Takt und die brausenden Tonwellen umhüllten sie in frohem Glanz. Das offene Maul gab Manchem das Aussehen, als lache er; und da Ieder bedacht war, seine Stimme mächtig und klangvoll in das Ganze zu fügen, wiegten sie sich unbekümmert in den Wogen der Musik. Plötzlich aber, bei einer Wendung des Weges, starrte ihnen ein Wall blitzender Säbel entgegen. Und weil sie in dieser Minute eben nichts Böses sannen, war der Ueberfall um so unerwarteter und stachelte ihren Trotz auf. Die Menschenmassen stauten sich, die Soldaten drängten blind nach; so gab es nur: die Brust der blanken Wehr zu bieten. Mit dumpfem Kehllaut warfen sie sich vorwärts und ein Gemetzel begann.
Stunden lang wogte der Kampf auf und nieder. Nnd so zahlreich waren die Verletzten, als wäre eine Schlacht geschlagen worden. Später qualmten Rauchschwaden und rothe Rosen rankten sich an Fenster» simsen auf. Es war der Laden des Juden, den sie angesteckt hatten. Wie eine pfauchende Katze war er von seiner Truhe hinabgeglitten und versuchte, sie davon zu schleppen. Seine Kräfte reichten nicht, er wölbte den schmalen Rücken, spannte die Glieder, aber zwischen Thür und Angel klemmte sich die Kiste und Plündernde leerten sie. In dieser Gasse siedelten die Hebräer beisammen in einem Trüpplein. Ietzt war es, als kehrte sich die Feindseligkeit nur gegen sie. Ihre Habe zerstob wie Spreu im Wind; was blieb, fraßen die Flammen. Die Blinde saß immer noch verlassen. Sie war eingeschlummert: da schreckte sie der wüste Lärm empor. Tastend erreichte sie ihre Stubenthür, schwankte die Treppe hinab und war im Gedräng der Straßen angelangt, das sie aufhob und sacht hinwegspülte. Die Brandsackel stand in starken Säulen gegen Himmel, als trüge sie sein niederes Gebälk. Wagen rasselten, Glocken heulten, Menschenstimmen gellten. Verstummte aber das Getöse einen Athemzug lang, so konnte man aus den Lüften einen bebenden Geigenstrich vernehmen: denn das arme, stümpernde Geigerlein wußte noch immer nicht, was vorging. Besonnene versuchten, den Brand zu dämpfen. Andere zogen plündernd von Haus zu Haus; und bald galt ihnen gleich, ob sie, Iud oder Christ, das Seine wegschafften. Auch an einer Klosterpforte trommelte ein Haufe. Da drehte sie sich in den Angeln, die alte Oberin stand mit zornrothem Gesicht und verschobener Haube in der Oeffnung und warf dem Ersten, der eindrang, das schwere Wandkruzifix an den Kopf.
Am Ende dieses Tages begab es sich nun, daß an der letzten Stadtgrenze, die sich gegen die Felder zu öffnete, unter der bäuerlichen Be»

siedelung ein Akrobat mit höflicher Rede und vielen Bücklingen auftauchte. Wohl drang der Tumult bis hinüber in die ländliche Unberührtheit und der rosenrothe Himmel, der das Stadtbild einwölbte, hatte Neugier und Besorgnis geweckt. Sonst aber kümmerten sich die Menschen, die in Schweiß und Sorge den Boden bearbeiteten und der Natur nah waren wie die Pflanze, die sie zogen, nicht um Das, was die Müßiggänger und Raufbolde ihnen im Rücken trieben. Als ihr Tagewerk gethan war, schaarten sie sich willig um den Fremden, der ihnen zu Häupten in schwindelnder Höhe ein Seil gespannt hatte und leicht und licht darüber hinweg tänzelte. Ihre rothen, groben Gesichter drückten ein unbehilfliches Entzücken aus, als der Iüngling, schlank wie ein gespannter Bogen, bald dem Sturme glich, der dahinrast, bald dem stummen Wunder der Blume, die sich faltet und ruht, und bald einer einsamen, steilen Flamme, die züngelnd nach dem Wolkensaum schwebt. Mit zurückgelehntem Kopf saß die Menge, völlig hingegeben der Offenbarung einer Schönheit, die sie kaum begriff, da sie zweck- und ziellos war und einzig dazu ersehen schien, eine heimliche und wunderbare Freude in ihren harten Gemüthern zu entzünden. Die Wellen dieser Freude ebbten in hastenden Athemstößen von Einem zum Anderen, und wie ihnen im Rücken die Gährung durch den Kontakt von Menschenleibern blitzschnell um sich gegriffen hatte, so ging von Seele zu Seele das selbe beglückte Staunen und breitete einen Mantel der Bezauberung um sie.

Plötzlich aber stieß der Akrobat einen kleinen, schwachen Seufzer aus, verlor das Gleichgewicht und sauste hinab. Mit gebrochenen Gliedern lag er in ihrer Mitte. Totenstille umfing ihn wie ein weites kühles Bahrtuch; kein Laut regte sich. Das Grauen und die jählings getötete Freude schlug Alle in Bann. Dabei begab sich sehr Seltsames: denn zur selben Zeit breitete sich über die ganze große Stadt Ruhe. In diesem selben Augenblick erstickte dort drüben der Aufruhr; der grimmige Zorn, der die Kämpfenden auf einander lospeitschte, erlosch. Keiner hob noch den Arm wider den Nächsten. Gleichgiltig oder beschämt gingen sie auseinander, schlichen in ihre Häuser. Und Keiner wußte, was plötzlich und räthselhaft an sein Herz gerührt hatte. In Spitalen und Palästen, auf der Straße und auf dem Pfühl waren den Tag über Etliche gestorben. Der fremde junge Landstreicher schien, wie in alter Zeit eine makellose Opfergabe, die im Dunkel zürnenden Schicksalsmächte versöhnt zu haben. Der Friede, den die Kämpfenden mit einander schlossen, mochte aber auch irgendwie damit zusammenhängen, daß über allen Dingen der Welt die Freude ist und Zorn und Mannesmuth, Kampf und Sieg nichts sind gegen die Trauer, die unsere Welt erfaßt, wenn ihr ein Gefäß reiner, zweckloser und dadurch vollkommener Schönheit zerschlagen wird.

Wien. E manuela Baronin Mattl-Löwen kreuz.

Kultur und Anarchie.*)
ür viele Leute bedeutet ohne Zweifel die sogenannte ostasiatische Frage nichts Anderes als die Gestaltung der unmittelbaren Zukunft des chinesischen Reiches. Wer Iedem, der sich ernstlich mit der Sache beschäftigt, muß bald klar sein, daß die Frage damit nicht zu Ende ist. Denn hoch über den rein ökonomischen Fragen des Friedens und des Krieges, die sich aus den internationalen Streitigkeiten um materielle Interessen ergeben, enthält die ostasiatische Frage auch eine moralische Seite; und diese Seite der Sache ist unendlich wesentlicher und vielleicht sogar wirklicher als die politische Zukunft des chinesischen Reiches.

Wenn wir die christlichen Kreuzzüge im Licht dieses Jahrhunderts betrachten, so erscheinen sie uns als ausschweifende und thörichte Unternehmungen der Völker Europas, um die Völker des Ostens böswillig zu beunruhigen. Wer wenn wir die intellektuelle und moralische Entwickelung der Völker Europas studiren, müssen wir zugeben, daß die christlichen Kreuzzüge dennoch einen wichtigen moralischen Zweck im Schicksal des Menschengeschlechtes erfüllten. In dieser Bewegung, die dem Anschein nach nur aus Bigotterie und Habsucht hervorging, war dennoch ein wirklicher Wille Gottes; denn das endliche Ergebniß der mittelalterlichen Kreuzzüge war, wie wir heute wissen, der erste Anlaß für den Zusammenbruch der mönchischen Kultur Europas. Nach den Kreuzzügen kam Martin Lnther und die protestantische Reformation. Das Schlnßergebniß der Kreuzzüge war, wie Guizot in seiner Kulturgeschichte sagt, ein Schritt zur Befreiung des menschlichen Geistes.

Wenn wir nun die Bewegung der europäischen Nationen nach Ostasien zu, die man in Deutschland Kolonialpolitik nennt, betrachten, so kann kein Zweifel darüber sein, daß auch dieser moderne Kreuzzug, obwohl er dem Augenschein nach nur rein materielle und selbstsüchtige Handelsinteressen im Auge hat, dennoch einem wichtigen moralischen Zweck für die Kultur des Menschengeschlechtes dient. Die Szene in Kiel und die seltsame mittelalterliche Sprache des Deutschen Kai-

*) Ku-Hung-Ming, dessen Name durch den Offenen Brief Tolstois an ihn in Europa bekannt wurde, ist einer der ersten Gelehrten Chinas; einer, der auch die deutsche Kultur kennt. Nächstens erscheint (bei Eugen Diederichs) sein Buch „Chinas Vertheidigung gegen europäische Ideen", dem dieser Abschnitt zugehört. Ku-Hung-Ming hat sich in dem Buch die Aufgabe gestellt, Deutschland über die Psyche seines Volkes, der viel verkannten Chinesen, aufzuklären, und mißt die europäische Civilisation an den Ideen des Konfuzianismus. Gedanke und Ausdruck sind echt asiatisch; und der Europäer darf beim Lesen nie vergessen, daß zu ihm ein Geist spricht, der von seinem in Wesen und Kleid völlig verschieden ist.

fers, als er feierlich das „Dsus vult" über den modernen Kreuzzug aussprach, erinnerte merkwürdig an die Szene in Clermont vom Iahr 1V9S. Wer kann deshalb sagen, ob der moderne Kreuzzug der Kolonialpolitik nicht eben so wie die mittelalterlichen Kreuzzüge der Christenheit schließlich dahin führen wird, die Kultur und den gesellschaftlichen Aufbau des modernen Europas zu beeinflussen oder gar vollständig zu verändern? Dieser Gedanke, mehr als die Vorstellung einer wahrscheinlichen künftigen Aggressivität der gelben Rasse, mag den, wie es scheint, letzten der mittelalterlichen Kaiser Europas zu seinem bekannten Bild von der gelben Gefahr inspirirt haben.

Im Ernst: Iedem, der sich die Mühe nimmt, die moralische Kultur und gesellschaftliche Ordnung Ostasiens zu studiren, ist unverständlich, inwiefern die Kultur, der gelben Rasse an sich eine Gefahr für die Völker Europas sein soll. Den Europäern und besonders den gedankenlosen praktischen Engländern, die gewöhnt sind, in der Höhe der Lebenshaltung den Maßstab für dieKultur einesVolkes zu sehen, muß ja gewiß dasLeben der Chinesen und der heutigenBölker des Ostens sehr schmutzig und wenig wünschenswerth erscheinen. Aber die Höhe der Lebenshaltung als solche ist nicht der richtige Maßstab für die Kultur einer Nation. Wir wissen, zum Beispiel, daß heutzutage die Lebenshaltung in Amerika viel höher ist als in Deutschland. Aber wenn auch der Sohn eines amerikanischen Millionärs, der die einfache und verhältnißmäßig niedrige Lebenshaltung der deutschen Universitätprofesforen ansieht, über den Werth der Bildung an einer solchen Universität Zweifel hegen mag, so wird doch sicher kein gebildeter Mensch, der beide Länder bereist hat, zugeben, daß das deutsche Volk weniger kultivirt sei als das amerikanische.

Man mag die Höhe der Lebenshaltung mit Recht als Vorbedingung der Kultur bezeichnen, keineswegs aber ist sie an sich schon Kultur. Die Höhe der Lebenshaltung eines Volkes mag aus wirthschaftlichen Gründen sinken, doch ließe sich damit noch nicht beweisen, daß auch die Kultur dieses Volkes im Sinken sei. Eine Mißernte in Irland oder eine lange dauernde Handelskrisis in England kann unter Umständen die Lebenshaltung dieser Länder beträchtlich herunterdrücken; aber man kann aus diesem Umstand allein unmöglich den Schluß ziehen, daß die irische oder die britische Nation in ihrer Kultur gesunken sei.

Doch wenn die Höhe der Lebenshaltung nicht Kultur ist: was ist dann Kultur? Es ist eben so schwierig, genau auszudrücken, was Kultur im Leben der Völker ist, wie, einen präzisen Ausdruck dafür zu finden, was wahre Bildung im Leben der Einzelnen ist. Dr. Macgowan sagt über den Einfluß der Kultur auf die breite Menge des Volkes in China: „Ein besonders hervorstechender Zug an diesen Leuten ist ihre Fähigkeit, zusammen zu arbeiten, was eins der Hauptmerkmale kultivirter Menschen ist. Organisation und Zusammenarbeiten fällt ihnen leicht, wegen ihrer angeborenen Achtung vor Autorität

und Gesetz. Ihre Lenksamkeit ist nicht die eines geistig gebrochenen un männlichen Volkes, sondern sie entspringt der Gewöhnung an Selbst, beherrschung und dem Umstand, daß sie seit Langem in lokalen An, gelegenheiten Selbstverwaltung geübt haben. Auf diese Weise lern«, sie dem Staat gegenüber Selbstvertrauen. Wenn man die ärmsten und ungebildetsten dieser Leute auf eine einsame Insel im Meer versetzen würde, so würden sie sich eben so rasch zu einer politischen Organisa» tion zusammenschließen wie Leute, die ihr Leben lang unter dem Schuh einer vernünftigen Demokratie gestanden haben."

Man muß zugeben, daß sich jetzt ein Kampf der Kulturen Europas und des fernen Ostens abspielt. Dieser Kampf scheint mir jedoch nicht ein Kampf der Kultur der gelben Rasse und der Kultur der weißen Rasse zu sein: man könnte ihn eher einen Kampf zwischen der ostasiatischen Kultur und der mittelalterlichen Kultur Europas nennen. Wer sich mit dem Geist der modernen Einrichtungen Europas beschäftigt hat, muß bemerken, daß im Lauf der letzten hundert Iahre in Europa, unter dem Sammelnamen des Liberalismus, sich das Bewußtsein von einer neuen moralischen Kultur und einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entwickelt hat, die von der alten mittelalterlichen Kultur und gesellschaftlichen Ordnung gänzlich verschieden sind. Unmittelbar vor der Französischen Revolution sprach es der Franzose Du Clos aus: „II s un gsrins äs raison <zui ooinmsnos 5 ss äsvsloppsr sn Iranos." Allgemein ist anerkannt, daßdie liberalen Ideen zuerstrichtig verstanden und verbreitet wurden durch die französischenphilosophifchen Schriftsteller des achtzehnten Iahrhunderts, aber es ist seltsam, daß bis auf den heutigen Tag noch nicht erkannt, ja, kaum geahnt wird, wi.eLM die französischen Philosophen ihrem Studium chinesischer Bücher und chinesischer Einrichtungen verdanken, deren Kenntniß damals durch die jesuitischen Missionare nach Europa gebracht wurde. Wer sich dieMühe giebt, die Werke eines Voltaire, Diderot und besonders I/ssprit gss Isis von Montesquieu zu lesen, wird merken, welchen Antrieb diese Kenntniß chinesischer Bücher und Einrichtungen, wenn nicht der Entstehung des Asrms äs raison, so doch zum Mindesten der raschen Entwickelung und Ausbreitung Dessen, was wir heute liberale Ideen nennen, gegeben hat. Dieser gsrms gs raison, der sich schließlich zu liberalen Ideen weiter entwickelte, erwirkte, wie heute allgemein bekannt ist, allmählich den Zusammenbruch der mittelalterlichen Einrichtungen im Europa des achtzehnten Iahrhunderts. Ich kann mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, welche Ironie des Schicksals darin liegt, daß die römisch-katholischen Missionare, die nach China hinauszogen, um die heidnischen Ch!ncsen"zn bekehren, das Werkzeug wurden, um die Ideen der chinesischen Kultur nach Europa zu tragen, Ideen, die den Zusammenbruch eben jener mittelalterlichen Kultur bewirkten, zu der die Chinesen zu bekehren, die Missionare sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten.

Ich war zu einer Abschweifung genöthigt, um auf mein Thema

zu kommen. Dieser Kampf der Kulturen oder, besser gesagt, des modernen Liberalismus und der Mittelalterlichkeit, ist das moralische Problem der ostasiatischen Frage. Es ist nicht ein Konflikt der weißen und der gelben Rasse, sondern ein Kampf der Völker Europas, um sich von ihrer alten, ihrer mittelalterlichen Kultur frei zu machen. Es ist der Kulturkampf der Gegenwart.

Die Quelle der mittelalterlichen Kultur Europas ist die christ» liche Bibel. Die Bibel, als Werk der Weltliteratur betrachtet wie die Ilms Homers und die Aeneis Vergils, ist ein sehr bedeutendes Buch und wird der Welt niemals verloren gehen. Die moralische Größe des Alten Testaments und die einnehmende Persönlichkeit von Iesus Christus, verbunden mit der Geradheit und Einfalt seiner Lehren: das Alles ist in Fleisch und Blut der besten Menschheitstypen übergegangen, die Europa hervorgebracht hat, und es wird stets einen kräftigen Einfluß haben auf Alle, die der Weltliteratur überhaupt zugänglich sind. Aber die Sache steht anders mit dem gewöhnlichen Mann. Denn die Durchschnittsmenschen Europas müssen, um die Kraft der Bibel voll zu empfinden, in dem selben intellektuellen Zustand sein wie die Menschen, die die Bibel hervorbrachten. Nun aber ist wohl allgemein anerkannt, daß der germs äs raison, von dem Du Clos redet, den intellektuellen Zustand der europäischen Durchschnittsmenschen verändert hat. Für solche Leute wird die Bibel schwierig zu verstehen, wenn nicht überhaupt unverständlich, und deshalb muß sie aufhören, die Quelle wahrer moralischer Kultur zu sein. Huxley sprach einmal auf einer Schulmönnerversammlung aus, daß, wenn die britischen Inseln überhaupt keine Religion hätten, es ihm nicht einfallen würde, den religiösen Gedanken durch Vermittelung der Bibel einzuführen. Wir glauben, daß die eine wahre Kultur des modernen Liberalismus, wenn vielleicht auch nicht so streng, doch viel breiter ist als die mittelalterliche Kultur Europas, die aus der Bibel floß. Iene alte Kultur appellirt hauptsächlich an die Gefühle von Furcht und Hoffnung im Menschen. Die neue moralische Kultur appellirt an die gesummten geistigen Kräfte, an seine Vernunft eben so sehr wie an seine Gefühle. In der alten Kultur lebte in Beziehung auf die menschliche Natur die Anschauung, daß alle Menschen in Sünden geboren seien, daß also die menschliche Natur radikal böse sei. Die Anschauung der modernen moralischen Kultur ist, daß die menschliche Natur radikal gut ist und, wenn sie richtig entwickelt und in Anspruch genommen wird, ganz von selbst moralische Wohlfahrt und gesellschaftliche Ordnung in der Welt herbeiführen muß. Die Methode der alten Kultur begann mit dem Satz: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfangs die Erziehungmethode der modernen Kultur sagt: „Die höhere Erziehung.besteht darin, die geistigen Kräfte der menschlichen Natur zu entfalten." Die Sprache der alten Kultur, die aus der Bibel stammt, ist bildlich, sie benutzt Symbole und Gleichnisse. Die Sprache der modernen Kultur ist konkret wissenschaftlich. In der Sprache der einen heißt es: „Wer

rechtschaffen wandelt, Der soll das Heil Gottes schauen." In der anderen Sprache heißt es: „Wer gute Regirung in seinem Staat zu haben wünscht, muß damit beginnen, sein Haus in Ordnung zu bringen. Um Das zu erreichen, muß er damit beginnen, in richtiger Weise auf sein persönliches Benehmen zu achten."

Damit haben wir einen Ueberblick über den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Kultur Europas. Die Wirkung der beiden Kulturen auf das Leben der Menschen und ihre gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen muß natürlich verschieden sein. Die Wirkung der einen ist blinder passiver Gehorsam gegenüber der Macht und Autorität. Die Wirkung der anderen ist Das, was Dr. Macgowan als Eigenthümlichkeit der Chinesen bezeichnet, nämlich: Selbstvertrauen der Bevölkerung gegenüber dem Staat. Das Resultat der mittelalterlichen Kultur war: Feudalherrschaft. Das Resultat der modernen Kultur des Liberalismus wird eine Regirung durch freie Einrichtungen sein.

Nun sind ja die europäischen Schriftsteller daran gewöhnt, von der christlichen Kultur als einer höheren zu sprechen, im Vergleich mit der (so genannten) konfuzianischen Kultur im fernen Osten. Das Ziel der beiden Kulturen ist zweifellos das selbe: die moralische Rechtschaffenheit des Menschen und die Aufrechterhaltung staatlicher Ordnung in der Welt. Wenn aber wahr ist, was ich soeben von der alten und neuen Kultur Europas gesagt habe, so muß man auch wohl zugeben, daß eine auf die Gefühle von Furcht und Hoffnung begründete Kultur stärker und strenger sein mag, während eine Kultur, die an die ruhige Vernunft des Menschen appellirt, ganz sicher (wenn nicht höher, so doch) breiter sein wird. Sie mag schwieriger zu erreichen sein, aber wenn sie erreicht ist, hat sie längere Dauer.

Tatsächlich scheint mir die wirkliche Gefahr nicht nur für die Völker Europas, sondern für das Schicksal und die Civilisation des gesammten Menschengeschlechtes darin zu bestehen, daß die Völker Europas Schwierigkeiten haben, die neue moralische Kultur sich anzueignen, nicht aber in der Kultur der gelben Rasse. Die Bevölkerung Europas, deren größter Theil den Sinn für die Kraft und Heiligkeit der mittelalterlichen Kultur verloren hat und der neuen Kultur noch nicht in genügendem Maße theilhaftig ist, um sie als beherrschende Kraft zur Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung zu benutzen, muß in Ordnung gehalten werden, nicht durch eine moralische Kraft irgendeiner Art, sondern durch die rohe physische Kraft der Polizei oder des sogenannten Militarismus. Carlyle sagt: „Der Zustand des modernen Europas ist Anarchie unter einem Gendarme." Ein französischer Schriftsteller sagt noch besser: „<?sst torss sttsnSsvt Is groit".

Aber die enormen Kosten, die nöthig sind, um den Militarismus in Europa in diesem ungeheuren Umfang aufrecht zu erhalten, werden verderblich für das wirtschaftliche Wohlbefinden der Bevölkerung, Um diesem Perderben zu entgehen, haben, wie mir scheint, die Völker

Europas zwei Wege vor sich: entweder mit allen Kräften die Erreichung der neuen Kultur zu erstreben oder ins Mittelalter zurückzukehren. Aber die Völker Europas sind nicht gewillt, ins Mittelalter zurückzukehren. Der große Fürst Bismarck hat es ausgesprochen: „Wir gehen nicht nach Canossa". Und selbst wenn sie wollten, so wäre es für die Völker Europas gar nicht mehr möglich, zu dem wirklichen mittelalterlichen Geist der Vergangenheit zurückzukehren. Wollten sie dahin zurück, so würden sie entweder bei den Extravaganzen der Heilsarmee oder bei der Betrügerei des jesuitischen Ultramontanismus ankommen. Wer sich überzeugen will, wie zerstörend die Extravaganzen der Heilsarmee eines Tages in Europa werden könnten, sollte die Geschichte des Taipingaufstandes in China lesen. Die chinesischen Christen dieser Revolution hatten ihre nationale moralische Kultur, die sich an die Vernunft wendet, verloren und wandten sich zurück zur mittelalterlichen europäischen Kultur, die sich an die Leidenschaften der Furcht und Hoffnung in den Herzen der Menge wendet. DieErgebnisse waren: verwüstete Provinzen und der Verlust einer Million Menschenleben. Was den jesuitischen Ultramontanismus anlangt, so ist er noch schlimmer als die Extravaganzen der Heilsarmee. Der geistige Schwindel des Ultramontanismus ist ein Verbrechen an der menschlichen Natur. Die Reaktion gegen solch ein Verbrechen wird nach Carlyles Worten immer zu ausgedehnten Leiden, Aufstand und Wahn führen, zu heißer Wuth sansculottischer Insurrektion, zu kalter Wuth der wieder eingesetzten Tyrannen, zu brutaler Erniedrigung der Millionen, zur satten Frivolität der Einzelnen, zu jenem schrecklichen Schauspiel, da der Thron des Bösen Ungerechtigkeit zum Gesetz macht. Mit einfachen Worten: das praktische Resultat des Iesuitismus mag bezeichnet werden als die Heilsbotschaft der Kenntniß davon, auf welcher Seite das Brot mit Butter bestrichen ist. Die gesellschaftliche Ordnung, die auf eine so niedrige geistige Verfassung gegründet ist, kann nicht von Dauer sein. Auf Louis Napoleon folgte der Zusammenbruch und die Commune von Paris. Wer weiß, was das Schicksal der Völker Europas sein würde, wenn sie versuchen wollten, ins Mittelalter zurückzukehren, und beim jesuitischen Ultramontanismus ankämen?
Ich habe schon gesagt, daß die Kultur der gelben Rasse niemals eine Gefahr für die Völker Europas werden kann. Die Gefahr liegt, wie mir scheint, in der unwissenden und ziellosen Art, in der die übersättigten Einzelnen Europas ihre Regirungen antreiben, diese Kultur zu behandeln. Die Presse in Europa und besonders in England ist einig darin, für China die „Kanonenbootpolitik" zu fordern, und schreibt mit Gleichmuth über Chinas Auftheilung. Aber ich möchte wissen, ob es je Einem eingefallen ist, zu berechnen, wie viel es die Völker Europas kosten würde, Ordnung herzustellen und die vierhundert Millionen Menschen von China unter Polizeireglement zu halten, wenn erst einmal die Herrschaft der Mandarinen zertrümmert ist und die Bevölkerung rabiat wird, wie vor einigen Iahren in Armenien. General Gor-

don sagte einmal: „Man muß bedenken, daß ein unzufriedenes Volk Truppenvermehrung bedeutet." Was man auch-immer über die Hilflosigkeit und die Mißbräuche der Mandarinenherrschaft in China sagen mag: ihre Herrschaft ist doch immer eine moralische, nicht eine polizeiliche, Militarismus ist nothwendig in Europa, aber nicht in China. Die Kanonenbootpolitik ist in Vergangenheit und Zukunft nur schädlich für alle Betheiligten, Fremde wie Chinesen. Meiner Meinung nach würde die Errichtung einer internationalen Schule für das höhere Studium chinesischer Geschichte und Literatur in Shanghai und die Entsendung einer großen Anzahl von chinesischen Studenten nach Europa und Amerika mehr dazu beitragen, selbst die fremden Handelsinteressen zu fördern, als die mächtigste Flotte, die europäische Nationen heraussenden können. Wenn einmal Militarismus in China nothwendig wird, dann müssen die Chinesen entweder selbst eine Militärmacht werden oder durch Militärmacht von außen niedergehalten werden. In jedem Fall aber wird die ganze Welt für diese neu hinzukommende militärische Belastung zu bezahlen haben.

Militarismus ist nothwendig in Europa, weil die Völker mißvergnügt sind. Er ist der Ritter und Schützer der Kultur. Seine wahre Thätigkeit besteht, in der mittelalterlichen Sprache Tennysons ausgedrückt, darin: „Die Heiden zu zerbrechen und den Christus hochzuhalten", also Roheit und Anarchie niederzuhalten. Aber der Militarismus Europas wird neuerdings verwendet nicht gegen Anarchie und Roheit, sondern gegen eine wahre Kultur, gegen die gute Regirung des chinesischen Volkes. Ie mehr der Militarismus Europas auf diese Weise mißbraucht wird, um so schwerer wird die Last werden, die seine Kosten verursachen.

Der einzig mögliche Weg für die Völker Europas, um dem Ruin zu entgehen, der aus der Last ihres Militarismus entspringt, ist daher der Kampf um die Erreichung Dessen, was wir die neue moralische Kultur genannt haben, die unter dem Namen Liberalismus geht. Wie lange es dauern wird, bis die Völker Europas dies Ziel erreichen, kann heute Keiner sagen. Fast scheint es, als habe der Liberalismus Europas um das Ende des neunzehnten Iahrhunderts Rückschritte gemacht. Lord Beaconsfield sagte von dem englischen Liberalismus, er sehe zu seiner Ueberraschung, daß eine Oligarchie daraus geworden sei. Auch der Liberalismus des heutigenEuropas scheint mir nachgeradeeineOligarchie geworden zu sein: eine Oligarchie gesättigter Einzelner. Der europäische Liberalismus des achtzehnten Iahrhunderts hatte Kultur; der Liberalismus von heute hat seine Kultur verloren. Der Liberalismus der Vergangenheit las Bücher und verstand Ideen; der moderne Liberalismus liest höchstens Zeitungen und benutzt die großen liberalen Phrasen der Vergangenheit nur als Schlagwörter für seine selbstischen Interessen. Der Liberalismus des achtzehnten Iahrhunderts focht für Recht und Gerechtigkeit; der Pseudo-Liberalismus von heute ficht nur für Rechte und Handelsprivilegien. Der Liberalismus der Vergangenheit kämpfte

für die Sache der Menschheit; der Pseudo-Liberalismus von heute sucht nur die Interessen Awn Kapitalisten und Finanzleuten zu fördern.

, Wenn wir uns vorstellen, daß einer der großen Liberalen des achtzehnten Iahrhunderts, die das grausame Werk des Königsmordes, ja, beinahe die Zerstörung des Königthumes zu vollbringen hatten, von den Toten auferstünde, so würde er über den Pseudo-Liberalismus unserer Tage wohl, mit den Worten von Shakespeares Brutus, ausrufen:

„Wie, soll nun Einer Derer, die den ersten
von allen Männern dieser Welt erschlugen,
blos weil er Räuber schützte: sollen wir
mit schnöden Gaben unsre Hand besudeln
und unsrer Würden weiten Kreis verkaufen
für so viel Plunders, als man etwa greift?
Ein Hund sein lieber und den Mond anbellen
als solch ein Römer!"

Aber wir wollen nicht ganz verzagen. Ich glaube, daß das unmittelbare Ergebniß der Kolonialpolitik von heute ein Wiedererwachen des echten Liberalismus in Europa sein wird. Guizot sagt in seinen Vorlesungen über europäische Kultur von dem Zweck und Nutzen der mittelalterlichen Kreuzzüge für die Christenheit: „Für die ersten Chronisten und folglich auch für die ersten Kreuzfahrer, deren Anschauungen Iene nur ausdrückten, waren die Mohammedaner nur Gegenstände des Hasses und der Verachtung. Es ist klar, daß die Menschen, die so von ihnen sprachen, sie nicht kannten. Die Geschichte der späteren Kreuzzüge redet eine ganz andere Sprache. Man sieht, daß die Christen bis zu einem gewissenGrade in dieGedanken der Mohammedaner eingedrungen waren, daß sie mit ihnen zu leben anfingen, daßBeziehungen und selbst eineArt von Sympathie zwischen ihnen entstanden. Auf diese Weise wurde der Geist der beiden Parteien, namentlich aber der Kreuzfahrer, befreit von den Vorurtheilen, die eine Frucht der Unwesenheit waren. Ein Schritt zur Befreiung des Menschengeistes war so gethan."

Der moderne Kreuzzug Europas, den man Kolonialpolitik nennt, wird schließlich die Befreiung des Menschengeistes in Europa und Amerika vollenden. Die vollendete Befreiung desMenschengeistes wird dann zuletzt auch eine allgemein menschliche Kultur hervorbringen. Diese Kultur wird auf eine Geistesverfassung gegründet sein, die sich an die ruhige Vernunft des Menschen wendet, die ihre Heiligkeit nicht von irgendeiner Macht oder Autorität außerhalb ableitet, sondern, wie Menzius sagt, von der angeborenen Liebe der menschlichen Natur zu Güte, Gerechtigkeit, Ordnung, Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Innerhalb dieser neuen Kultur wird Freiheit für den Gebildeten nicht bedeuten, daß er thun kann, was er mag, sondern, daß er thun kann, was Recht ist. Der Sklave oder der noch nicht kultivirte Mensch thut nichts Böses, weil er in dieser Welt die Knute oder die Polizei fürchtet und das höllische Feuer in der nächsten. Aber der freie Mann der neuen Kultur ist ein Mensch, für den weder Knute noch Polizei

noch höllisches Feuer mehr nöthig ist. Er thut das Rechte, weil er das Rechtthun liebt; er thut nichts Böses, nicht aus knechtisch gemeiner Furcht, sondern, weil er das Böse verabscheut. In allen Dingen der Lebensführung macht er nicht das Gesetz einer äußeren Autorität, sondern das der inneren Vernunft und des Gewissens zu seinem Herrn. Er kann leben ohne Herrscher, aber er lebt nicht ohne Gesetze. Daher nennen die Chinesen einen Gebildeten Köntzu. Kön ist das selbe Wort wie das deutsche König und bedeutet einen königlichen Mann.

Der Amerikaner Emerson erzählt von einem Vorgang, den er sah, als er während seiner Reise in England mit Carlyle zusammen Stonehey besuchte: „Sonntag, an einem Regentag, hatten wir viel zu bereden. Meine Freunde fragten, ob es Amerikaner gebe, Amerikaner mit einem amerikanischen Gedanken. So herausgefordert, besann ich mich weder auf einen Caucus noch auf Kongresse, weder auf Präsidenten noch auf Kabinetsminister noch auf andere Dinge, die aus Amerika nur ein zweites Europa machen würden. Ich dachte nur an die einfachsten und reinsten Geister. Ich sagte: Gewiß, es giebt Amerikaner mit solchem Gedanken. Aber Alle, die ihn haben, sind Fanatiker eines Traumes, den ich Euren englischen Ohren kaum anzuvertrauen wage, da er für Euch vielleicht nur lächerlich ist. Dennoch ist es der einzig wahre. So leitete ich die Lehre vom Nicht-Regiren und Nicht-Widerstand ein. Ich sagte: Es ist wahr, daß ich noch in keinem Land einen Menschen gesehen habe, den sein Werth berechtigt, für diese Wahrheit einzutreten. Und dennoch ist mir klar, daß mir kein geringerer Werth als dieser Achtung abnöthigen kann. Ich kann ruhig mitansehen, wie der vulgäre Gottesdienst, der den Kanonen gewidmet wird, zusammenbricht; und so sicher, wie Gott lebt, ist, daß nur das Gewehr, das keines anderen Gewehres bedarf, daß nur das Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit eine Umwälzung hervorbringen kann."

Die künftige Kultur der Welt liegt als entwickelungfähiger Vernunftkeim in diesem Gedanken Emersons. Und auf ihm beruht auch die konfuzianische Kultur der ostasiatischen Völker, Hierin nun liegt das moralische Problem der ostasiatischen Frage. Die Lösung dieses Problems ist nicht die Sache von Kongressen oder Parlamenten, nicht von Kaisern, Präsidenten, Königen oder Kabinetsministern, sondern, um mit Emerson zu sprechen, die Sache der einfachsten und reinsten Geister, die in Europa und Amerika zu finden sind. Die Dichter haben dieser neuen Kultur Hymnen gesungen und der Deutsche Heine, der sich einen Mitkämpfer im Menschheitbefreiungskrieg nannte, rief stolz und zuversichtlich:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten;
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Ku-Hung-Ming.

Ein Lebensbuch.
^^an kann die längst nicht mehr zu zählenden Liebeshandlun-
WA? gen, die in irgendeine Landschaft gesetzt und dann Roman genannt werden, kaum noch lesen. Es ist eine Rettung, daßSchreibende wie Norbert Iacques, Iohannes V. Iensen, Wilhelm Schäfer, Kellermann und (in seinem neuen Buch „Unser Haus") Felix Hollaender einfach das Leben einmal selber sprechen lassen. Ohnehin spielt ja das Leben immer seltsamer und launischer mit Menschen, als eines Dichters Vorstellungskraft vermöchte. Nur bleibt das Leben immer ein Meister und zieht selbst, was Zufall scheint, in das Organische eines Schicksals hinein. So wächst den Erzählern aus der bloßen Thatsache, daß sie das Leben Menschen zu Menschen bringen lassen, eine Kraft zu, die sie aus ihrem Hirn in keiner Weise ersetzen könnten. Außerdem findet die gut handwerkliche Kunst der Menschendarstellung auf diese Art mehr Raum und Möglichkeit als in irgendeiner auserdachten Handlung. In Hollaenders Buch gilt die Erzähllust und Erzählkunst nicht so sehr dem Erzähler selbst. Das bewegte Bild des Knaben, der durch Fürstände und Widerstände des Familienkreises, der Schule, der Freundschaft, der Liebe zum Mann gehämmert und gefeilt wird, steigt bescheiden aus dem Wettlauf der Tage hoch; immer zwar so, daß man einen anfaßbaren Menschen vor sich hat. Aber es ist hier mehr auf die Um--Menschen abgesehen. Und da zeigt sich denn gleich der Vortheil einer einfachen Lebensschilderung: in einer ganz ungewöhnlichen Lebendigkeit stehen, vor allen Anderen, der Bater und seine zwei Brüder da. Schon durch das Leben prachtvoll ge^ schnitzte Gestalten: der mit Worten allzu sparsame Vater, der die behaglich-kümmerliche Existenz eines Arztes in einem verlorenen Städtchen aufgiebt und nach Berlin übersiedelt, um hier aus seinen vielen Kindern leichter Das zu machen, was zu machen ihm Pflicht scheint. Denn immer steht das durch nichts zu erschütternde Pflichtgebot über diesem Mann, dem schon die Haare weiß bis zu den Schultern fallen und der nicht eher müde wird im Kampf gegen die fremde Stadt, bis Krankheit ihn leise und unabwendbar vom Familientisch, den die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, längst zum öffentlichen Pensiontisch gemacht hat, weghebt. Jetzt endlich, vor dem Sterben, kommen aus dem Mund dieses mit Liebe, Sorge und Treue überangefüllten, harten Greisen die ersten dankbaren und zarten Worte für die unermüdlich neben ihm thätige, aber unter

ihm, dem Gewichtigen, verscheut gewordene Lebensfreundin. Dann ist da der Onkel Fakob, mit einem zerfetzten, listigen und immer noch kampftollen Gesicht, der sich Millionen erworben hat, der König von Breslau wird, die Millionen wieder verspielt, sich ungebeugt hundertfünfzig Thaler borgt, für die er schwedische Streichhölzer kauft, um sie in Amerika mit Gewinn wieder zu Geld zu machen, der aber Schiffbruch leidet und, kaum zu erkennen, eines Abends vor der Thür des Bruders steht, ohne einen Pfennig in der Tasche. Der dritte der Brüder ist der Onkel Isaak. Ein Lebenswisser und Lebensweiser. Während dem Vater der starrnackige Kampf um die Ueberzeugung Alles ist, wünscht und weiß Isaak mit aller Welt ohne Streit fertig zu werden. Als alter Mann sitzt er noch unter den Studenten auf der Holzbank. Ihn beim Festmahl zu sehen, in seinem gesunden Behagen an dem sehr erdhaften Genuß des Gut- und Vielesfens, ist eine Freude für den Zuschauenden. An den Vater und seine Brüder, die Mutter, die selten aus der Küche kommt, schließt sich der Kreis der Geschwister; Lebensernst, Lebensangst, Härte, Trotz, Arbeit: so klirrt der Kreis; und nur die Schönheit singt darüber, die allein dem eisernen Gesetz entrückt scheint, unter dem all diese jungen, aufwachsenden Menschen stöhnen, dem Willen des Baters, der, ohne daß die Kinder darum wissen, für sich wieder unter dem noch härteren Gesetz des Lebenskampfes nach-Luft würgt. Abeer es giebt nur Eins: durch alle Noth hindurch tüchtige Männer und Frauen werden.

Ilm diesen engeren Kreis des einen Stockwerks zieht sich die Welt des ganzen Hauses, mit seinem Hof, auf dem der Kastanienbaum blüht oder blätterleer steht, und mit all seinen Insassen. Ehrgeiz, Enttäuschung, Verzweiflung, Selbstmord, Armuth, Schande: es ist wie ein Stück Erde mit einem Urwaldgewirr von Blumen aller Art bestanden, aufblühenden, welkenden, hingesunkenen; und über Allem singt wieder der Vogel der Liebe. Die Schilderung all dieser Menschen aber giebt von selber die Schilderung der ganzen Stadt, eines ganzen Volkes, des Deutschlands in der keuchend ringenden Zeit nach den nachsiebenziger Iahren. So wächst schließlich aus dem Buch Das auf, um Dessen willen sein Erzähler es schreiben mußte: die Liebe zu allem Menschlichen, Leidenden und Kämpfenden. Es ist wie ein Hochgesang auf Pflicht, Arbeit, Muth, ein Hochgesang auf ein Geschlecht, das sich hochzuzwingen wußte, und eine Mahnung für Die, die jetzt jung sind. Die Theilnahme an all den Menschen des Buches ist eben so stark (nur edler, nicht beschämend, sondern froh machend und lange nachwirkend) wie die merkwürdige und zweifelhafte Spannung, in die der erfundene Roman

verwickelt. Das ist nicht mehr Verdienst des Gestalters Leben, fondern Verdienst des Erzählenden, der die Form, in der dieser Inhalt zu geben war, mit unverirrtem Instinkt gefunden hat und ihrer Herr ist, der das ungegliedert zusammengepackte Stück Wirklichkeit aufzulösen und zusammenzuziehen verstand, der keine leere Stelle läßt, in jede das menschliche Innere hineinzieht, es in seiner Entwickelung zu verfolgen und endlich das Alles zu „erzählen" weiß,
Hiddensee. Wilhelm Schmidtbonn.
nennt der Börsenjargon die Aktien des amerikanischen Stahltrusts, der United States Steel Corporation. Sie sind seit ein paar Wochen der Gegenstand einer Börsensensation. Die Stammaktien des Stahltrusts (500 Millionen Dollars) entwertheten sich um 23 bis 30 Prozent vom Maximalpreis dieses Iahres. Auch die Vorzugsaktien, die mit ihrer stetigen Dividende von 7 Prozent als Anlagepapier gelten, sanken im Kurs. Die Shares des Stahltrusts haben in Deutschland viele Liebhaber gefunden und sich, neben den Werthen amerikanischer Eisenbahnen, eine gläubige Gemeinde erworben. Daß in den schwarzen Septembertagen etliche Millionen auf amerikanische Effekten gezahlt wurden, ist bekannt. Und neue Hekatomben mußten den Steels geopfert werden. Was war geschehen? Im Grunde nichts Neues. Präsident Taft hat in Detroit eine Rede gehalten, die ihn als Feind aller Monopole und als Freund der freien Konkurrenz zeigte. Sein Zorn gegen die Trusts äußert sich um so stärker, je näher der Termin des Thronwechsels kommt. In seinen ersten Ansprachen wandte er sich nur gegen die gesetzwidrigen Korporationen. Heute verwirft er jedes Monopol. Aber die Begeisterung für den Freihandel, für den ungehemmten Wettbewerb hat einen Stoß erlitten. Eine der Thaten des Präsidenten, welche die Weltgeschichte mit ehernem Griffel in ihre Tafeln einzeichnen sollte, war der viel besungene Reziprozitätvertrag mit Kanada, Die Union wollte den Strom ihrer industriellen Kraft in das breite Bett der kanadischen Ebene leiten und öffnete dafür der Landwirthschaft des Dominiums die Thür der Vereinigten Staaten. Doch die Konservative Partei Kanadas fegte die Liberalen mit ihrem Reziprozitätvertrag weg und half dem bedrohten Gefühl für das Mutterland wieder in die Höhe. Britanien blieb Sieger und Präsident Taft erklärte, daß er enttäuscht sei. Aber noch winkt ihm blühender Lorber.
Steels.

Steels.

Im Kampf gegen die Trusts sind immer Ehren zu holen. Nachdem die Standard Oil Company und der Tabaktrust durch richterlichen Spruch getroffen worden sind, soll der Stahltrust gepackt werden. So sagt man; und die Börse scheint es zu glauben, da sie die Aktien der Steel Corporation purzeln ließ. Vielleicht that sies auch nur, um der Regirung eine drohende Geste zu zeigen. Denn geraume Zeit verging, bis die Großen intervenirten. Diese Zurückhaltung (und das lange Schweigen des sonst so beredten Trustpräsidenten Elbert H. Gary) sieht wie wohlerwogene Taktik aus. Auch der starke Mann im Weißen Haus, denken die Börsenherrscher, kann allzu jähen Kurssturz nicht vertragen.

Der amerikanische Stahltrust ist nicht die älteste, aber die größte unter den amerikanischen Kapitalburgen. Seine Auflösung würde das Ende der alten Weltordnung ankünden, das schon nach dem Todesurtheil gegen den Rockefellertrust nah zu sein schien. Aber hat man das Recht (von der Macht gar nicht zu reden), eine Reorganisation der United States Steel Corporation zu fordern? Präsident Gary, der sich gern vernehmen läßt (die Gary Dinners, die er mit schönen Reden würzt, sind berühmt), hat erst neulich betont, wie hoch er das Gesetz achte, und hat die Antitrustpolitik der Regirung gebilligt. Daraus könnte man schließen, daß er sich frei von Schuld fühle oder bereit sei, entstandene Mängel zu beseitigen. Als kluger Mann arrangirte er die Friedenskonferenz in Brüssel, die den Weltstahlbund vorbereiten sollte.

Von dem Ergebniß dieser Zusammenkunft sprach ich hier schon. Die Hauptsache war der Eindruck auf die Regirung, die gerade einige an der Gründung des Stahltrusts betheiligte Personen, darunter den Großmeister.der Effektenspekulation, Iohn W. Gates, vernehmen ließ, Gary machte den Vorschlag, die Bundesregirung solle eine besondere Kommission zur Kontrole der Preise einsetzen und sich so endgiltig mit dem Trustproblem abfinden. Das war kein Eingeständniß der Schwäche, sondern ein von dem Wunsch nach Ruhe diktirter Rath. Der erste Mann im Stahltrust kann die Folgen unausgesetzter Störung der Wirthschaft durch unklare Politik des Staates am Besten beurtheilen. Deshalb zeigte er den Beamten die Möglichkeit, den Trusts eine wichtige Funktion zu beschneiden. Aber die Regirung braucht drastische Schlagwörter, um sich vor der veränderten Gruppirung der Parteien zu behaupten. So ging sie auf den Vorschlag der Preiskontrole nicht ein. Die International Harvester Company, der Trust für die Herstellung landwirthschaftlicher Maschinen, wurde aufgefordert, sich, gemäß den Vorschriften des Gesetzes, zu reorganisiren. Da die Company zum Concern der Steel Corporation gehört, schien die neue Verfügung den Kreuzzug gegen den Stahltrust einzuleiten. Die Harvester Company, hieß es, habe freiwillige Unterwerfung gelobt. Auch andere Gesellschaften (Sugar Refining Company, Metals Selling and Refining Co.) seien zur Umwerthung bereit, um gesetzlichem Zwang zu entgehen. Also eine Massenflucht vor der Shermanbill. Wenn Frau Fama nicht lügt, Was sie manchmal bekanntlich gern thut.

Ob die "Yankees wirklich ein so schlechtes Gedächtnis haben, daß sie nicht mehr wissen, auf welchen Umstand das Gesetz und die höchste richterliche Instanz den Nachdruck legten? Die Standard Oil und die American Tobacco Co. wurden verurtheilt, weil ihr Wettbewerb nicht „rsssonsbls" war. Sie haben, nach der Ansicht des Gerichtes, die freie Entwickelung der Konkurrenz künstlich gehemmt. Die monopolistische Tendenz allein ist noch nicht strafbar; jeder Geschäftsmann hat ja das Bestreben, sich selbst ein möglichst großes Stück des Marktes zu sichern. Nur wo Handel und Konsumenten unter dem Druck eines Monopols leiden, liegt eine strafbare Verletzung des Antitrustgesetzes vor. Hat es der Stahltrust verletzt? Amtliches Material zur Beurtheilung seines Wesens giebt es, seit der vom Kongreß eingesetzte Untersuchungausschuß, nach dreijähriger Thätigkeit, den ersten Theil seines Berichtes veröffentlicht hat. Die Publikation erfolgte vor etwa zwei Monaten. Kurz vorher hatte das Repräsentantenhaus, dem die Arbeit der Untersuchungskommission zu lange dauerte, die Trustgründer von Abgeordneten vernehmen lassen. So wurde aus zwei Quellen die Neugier gespeist. Der offizielle Bericht, der vom Bundeskommissar Herbert Knox Smith ausgearbeitet worden war, gipfelte in der Feststellung, daß die Anlagen der United States Steel Corporation bei der Gründung zwar mit 1325 Millionen Dollars bewerthet wurden, in Wirklichkeit aber nur 625 Millionen werth waren. Ist diese Schätzung richtig, dann war in der Bilanz ein Ozean von 700 Millionen Dollars, der sich freilich seit dem Geburtjahr des Stahltrusts (1S01) schon bis auf 280 Millionen verlaufen hat, denn der Bericht konstatirt, daß der heutige Werth des Besitzes der Korporation 1187 Millionen Dollars (bei einem Effektenkapital von 1468 Millionen) beträgt. „Taxen sind Faxen", hat mal Einer gesagt. Die Zahlen des Untersuchungrichters sind für die Bemessung der Distanz des Trusts zum Gesetz eben so bedeutunglos wie die Ermittelung des Gründergewinnes, der 62 Millionen Dollars betragen haben soll. Was Iohn W. Gates über die Entstehung der Steel Corporation erzählte, war amusant, hielt sich aber in den Grenzen der bekannten Tradition, nach der sich alle Großspekulanten im Dollarland richten. Wie sich die richtigen Leute schließlich fanden, nachdem sie erst heimlich zusammen, dann offen gegen einander operirt hatten, ist höchst erbaulich zu lesen. Der Stahltrust sah die gewichtigsten Namen um seine Wiege vereint: Andrew Carnegie, Iohn Pierpont Morgan, Iames I. Hill, Iohn W. Gates, H. C. Frick, W. H. Moore, Charles M. Schwab. Und er hat durch seinen Sieg über Gefetz und Regirungsgewalt im Krisenjahr 1907 gezeigt, daß der Geist dieser starken Männer in ihm lebendig geblieben ist. Die Uebernahme des größten Stahlwerkes im Süden, der Tennessee Coal and Iron Co., könnte als Argument gegen seine Redlichkeit verwerthet werden. Wenn nicht wenigstens das Bewußtsein einer Gesetzesverletzung vorhanden gewesen wäre, hätte Roosevelt nicht sein amtliches Plazet zur Verbindung beider Gesellschaften zu geben brauchen. Damals bebten die amerikanischen Ban-

ken in ihren Grundfesten. Der Knickerbocker Trust war zusammena«-
Krochen und mit ihm stürzten andere Finanzinstitute. Das selbe Schick-
sal drohte der Trust Company of America, bei der die Aktien der Ten-
nessee Co. verpfändet waren. Sie erklärte, daß sie die Papiere verkau-
fen oder ihre Schalter schließen müsse. Morgan erbot sich, die Aktien
zu übernehmen, wenn Roosevelt verspreche, gegen die Fusion der Ten-
nessee-Gesellschaft mit dem Stahltrust die Shermanbill nicht anzuwen-
den. Der Präsident erklärte sich, um eine Ausdehnung der gefährlichen
Börsenpanik zu verhüten, bereit, die Gesetzesverletzung nicht zu ahn-
den. Cr that es, wie er vor der parlamentarischen Kommission zugab,
unter dem Zwang der Verhältnisse. Immerhin darf der Stahltrust für
sich die Thatsache verwerthen, daß der Präsident ihm für die Angliede-
rung des mächtigsten Konkurrenten im Süden Amnestie ertheilt hat.
Wurde durch diese Begnadigung bindendes Recht geschaffen? Dürfen
die Stahlmänner sich auf die Zusage Roosevelts berufen? Ist der Stahl-
trust absoluter Herrscher? Monopolisirt er die Eisen- und Stahlproduk-
tion der Vereinigten Staaten in einer das Gesetz verletzenden Weise?
Der amtliche Bericht sagt: Nein. Die Kontroleure haben festge-
stellt, daß der Trust zwar 75 Prozent der Erzreichthümer der Union in
seinen Besitz gebracht hat, daß aber sein Antheil an der Produktion
von Eisen und Stahl, von Schienen, Blechen, Draht, Röhren heute
nur noch 50 Prozent der Gesammtmenge beträgt. Im Gründungjahr
waren es 60 Prozent; und der Trust hat seine Quote verringert, um der
Produktion der „unabhängigen Werke" den Weg nicht zu sperren.
Möglich, daß schlaue Taktiker ihm riechen, für kommende Ereignisse
klug vorzusorgen. Iedenfalls hat die „Konjunktur" des amerikanischen
Eisenmarktes die Politik der Steel Corporation sehr gefördert. Sie
war niemals gezwungen, ihre Hochöfen und Walzenstraßen restlos aus-
zunutzen. Daß der Trust die Entwickelung der Preise leitete, ergab sich
aus dem Ansehen der ihn führenden Persönlichkeiten, die als glaub-
hafte Meteorologen von den Kollegen geschätzt wurden. Erst in letzter
Zeit mußte sich Präsident Gary einmal dem Willen der im SsllUsmsn's
sgrseinsnt vereinigten Stahlproduzenten beugen und auf seine starre
Politik des hohen Preises verzichten. Die Organisation des Stahltrusts
wird auch von seinen Gegnern als eine technische Meisterleistung an-
erkannt. Er wurde gegründet, um einen zwischen Eisen-, Stahl- und
Walzwerken drohenden Existenzkampf zu verhindern. Man vereinigte
die Gegner in einer Korporation, die ihnen rentables Arbeiten sicherte.
Die dem Stahltrust gehörenden Werke ergänzen einander und reprä-
sentiren eine ungeheure fabrikatorische Macht. Die gesammte Eisen-
erzverarbeitung, vom rohesten Material bis zum Drahtstift, geht im
Reich der Steel Corporation vor sich, das in ein Netz eigener Eisen-
bahnen eingesponnen ist und einer großen Dampferflotte gebietet. Die
Beherrschung der Transportwege behagt den strengen Auslegern der
Shermanbill aber nicht. Im Netz der Stahlschienen, sagen sie, soll der
Konkurrent gefangen werden. Man will ihm den kürzesten Weg vom

Werk zum Markt abschneiden und sichert sich deshalb die Streckenaufsicht. Vielleicht muß der Stahltrust dieser Auffassung ein Opfer bringen und auf die Eisenbahnen verzichten. Er würde an der Operation nicht sterben, da die Schienen, die Lokomotiven und Wagons ihm nicht verloren wären, sondern nur die Firma wechseln müßten. Sie könnten als Inventar einer besonderen Gesellschaft, die offiziell mit dem Trust nichts zu thun hätte, ihrem Zweck weiter dienen. Immerhin: die Körperkraft wird gemindert, wenn einzelne Glieder herausgeschnitten werden; selbst nach günstigem Verlauf der Operation. .,
Wird die Regirung einen so gründlichen Umbau der größten Kapitalspyramide des Landes wagen? Wenn der Stahltrust intakt bleibt, so ist damit noch kein Praejudiz zu Gunsten anderer Gefellschaften gegeben. Der Staat bliebe freier, als wenn er den Stahltrust zerschlüge; denn solche That zwänge ihn, auch die anderen Kombinationen zu vernichten. Löst man den Kampf gegen die Trusts von allen Sentiments und Ressentiments, so bleibt ein nüchternes Exempel, dessen Fazit nicht gegen, sondern für die Steel Corporation ist. Eine Auftheilung des Effektenkapitals und eine Trennung der Untergesellschaften, über die als Schutzhaube die Trustform gestülpt ist, kann man sich schwer vorstellen. Die Aktien der verschiedenen Gesellschaften mußten an die Shareholders des Trusts, pro rsts ihres Besitzes, vertheilt werden. Nun giebt es allein fünf Millionen Stück Stammaktien, von denen ungefähr der fünfte Theil in Europa ist. Die Zahl der Aktionäre hat sich im selben Maß vergrößert, wie die Insiders, die Gründer, sich entlasten konnten. Die Großaktionäre vom Schlag Morgans und Garys haben heute leichteres Steelgepäck als noch vor wenigen Fahren. Und dieser Atomisirung müßte die Vertheilung des Trustbesitzes entsprechen. Ob Das mehr rsssovadls wäre als die Existenz des Trustriesen? Die Eisen- und Stahlwerke, die jetzt Glieder eines großen Körpers sind, werden zu selbständigen Einzelwesen, die einander, in freiem Wettbewerb, zu bekämpfen hätten. Wer hält Das für möglich? Die Grundidee, die Stütze der Trustherrschaft bringt keine Gewalt aus der amerikanischen Wirthschaft und deren Kapitalgebilden. Das Monopol der überlegenen Kraft bleibt bestehen, selbst wenn der Staat das Vermögen des Trusts konfiszirt. Wird er Unternehmer, so ist auch er auf den Weg gewiesen, den die Korporationen gegangen sind. Ohne Unterdrückung des Wettbewerbes keine Rentabilität des Kapitals: Das ist drüben die Losung, Will man dem Großkapital das Leben unmöglich machen, dann kommts zur Revolution. Davor aber werden sich Alle hüten, die auch nur ein Werthpapierchen im Schrank haben. Und Deren Zahl ist in den Vereinigten Staaten besonders groß. Wahrscheinlich werden also die Weisen wieder Recht behalten, die sagen, auch im Taftreich werde nichts so heiß gegessen, wie es auf dem Herdfeuer war. Ladon.
ßerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von PoK « Sarleb S, m, o, S- in Berlin.
/

Berlin, den 14. Oktober 1911.
Moritz und Rina.
Kressin, Ephraim 1911.
Wali meines Herzens!
^ein: länger trag' ich nicht die Qualen, die Angst, die jede Hoffnung raubt! (Niemann. Unter dem grünen Hütchen als Iägerbursche etwas völlig; mit der blonden Mähne auf dem Hünenrumpf aber der deutscheste Bengel, der sich denken läßt. Links der alte Herr; nicht sehr interessirt, weil Weber, mit Landmädchen.kaum noch seinFall, doch pflichtgemäß hausherrlich nett. ProszeMum rechts: Bismarck; anderthalb Akte lang. Habe ihn nachher nie wieder im Theater gesehen. Deshalb unvergeßlicher Abend. Oü sont leg neiges ä'antan? Heute wärs der gräuliche Generalmajor, der, bei solchem Anlaß im Dragonerrock, Kanzler mimt und in jeder Gruppe, sobald er den langen Rücken zeigt, bewitzelt wird. Wissen wir endlich, wie tief wir heruntergekommen sind?) Bist ja natürlich, wie fast immer, im Recht mit Mahnung zuwürdigerGeduld; Alles inFluß,inGährung,nichtsvoneinem zum anderen Tag Haltbares zu sagen etc.pp. Doch sitze mal hier, meilenfern von Madrid, mit Einem, der früh und spät über verkümmerte Kartoffeln und andere Weltuntergangszeichen zetert, und stelle Dir vor, daß draußen Alles drunter und drüber geht, Du aber, wie blind und taub, nichts davon siehst und hörst. Die sanftmüthigste Geduld des Christenmenschen kriegt schließlich einen Henkelsprung. Zeitungen?Umzulesen,welcheWichtigkeitirgendeinem Quatsch des Herrn Bebel oder seiner Leute gegeben wird,

oder mir vorschwatzen zu lassen, der Iudenjunge, der den armen Stolypin gemordet hat, sei, beim rechten Licht besehen, gar kein übler Kerl gewesen? Danke fürBackobst. Zu alt und, vor grauen Iahren, zu verwöhnt. Als Gänschen den klügsten Männern gelauscht, die den Kram leiteten, und mit weißem Haar auf Hinz und Kunz, Cohn oder Ephraimsohn angewiesen? Lieber noch nichts als das abgestandene Alltagsfutter aus derKiste fürIedermann aus dem Volk. Gnädiger Herr, o habt Erbarmen: kommt auch in dem gemeinsamen „Freischütz" vor. Gieb dem Herzen ein Stößchen und sage mir, balde, was ich übermorgen denken soll. Sämmtliche Teufel und Beelzebuben scheinen los. Mir war schon Marokko so ekelhaft wie ranzige Butter. Drei Monate. Ohne die Spur von Sinn und Verstand. Donnerstag die pariser, Sonnabend die berliner Antwort. Diese dicken Titel! Zuerst las ichs. Was vor die Brille kam. Dein Schwager tobte lautlos. In der siebenten Woche ließ er, mit Trauerrand um die Aeuglein, verlauten, unser Besitz, der papierne, sei um ein Viertel entwerthet. Kenne die Melodie, bin nicht schreckhaft und habe für Spieler nichts übrig. Las also weiter. Bis ich dahinter kam, daß wir eine Iammerrolle spielen, und der Junge aus Paris,wo er, Gott seis geklagt, Geschäfte hat, schrieb, von Furcht oder auch nur Respekt sei dort nichts mehr zu merkenund derTonschwankezwischenUnverschämtheit und verächtlicher Herablassung. Hast deH Brief ja gelesen. Da machte ich Schluß. Ob wir irgendwo am Aequator viel oder wenig bekommen, ist mir Jacke wie Hose. Anständig sollen wir sein. Gefürchtet. Nur wollen, was die eigene Kraft erlangen kann. Nicht bei Zwielicht mit dem Schnappsack herumstrolchen. Nach der leisesten Andeutung glänzte das Ehekreuz. Ganz sein Standpunkt. Längst. Nnd entzückt,daß auch ich nun so weit. »Kiderlen als Erlöser! Nnser Fürst würde sich im Tollhaus glauben. Gehts denn seit Juli etwa anders zu?" Das pfauchte, donnerte, raste.Neberall sei man wüthend, weil wir die Ruhe stören, die Leute um ihrGeld bringen und obendrein noch denFriedensschirmaufspannen. Was könne herauskommen? Tropenland, das uns zur Last wird (für Kolonisation dieser Sorte nicht mehr Talent als Mutter Patzke fürs Tischdecken), und Verlust des guten Namens, dessen Erwerbung so niederträchtig theuer war. Auch der Herr Kanzler hatte einen, könne ihn jetzt aber nur noch durch Selbst-

mordretten;und seinSekretarius gehörevor den Staatsgerichts-
Hof, der uns leider fehle. Hörst den Liebling toben? Vis Nebel
dieFenster beschlug. DeineSchwester ist abgehärtet; Vater,Bru-
der, Mann: Alle nicht satinirt. Trotzdem wurde ihr diesmal flim-
merig. VerrücktistAdolfnicht, hatte auch, außer derüblichen halben
Treppchen, nichts im Kopf; und selbst derIunge, der sich inKan-
dare hat und selten laut knirscht, war mit der Feder höllisch wild
geworden.In solchenStunden sperrt ein alterMensch sich in sein
stillstes Zimmer und überlegt. MAAuMen (scheint mir manch-
mal) haben ein anderes Gehirn als wir; sind in Ehrensachen aber
nicht hinter uns. Sonst hätten sie, mit ihrem über die Puppen ge-
henden Reichthum, Elsaß-Lothringen schneller verschmerzt. Die
sollen, ohne geschlagen zu sein, Land hergeben? Wenn daraus
Gutes entsteht, will ich im Winter mit Fliegenstöcken hausiren.
„Vogesen in Afrika": Ausdruck ist gar nicht so dumm. Die Leute
werden nicht schwächer, aber rabiater; müssen mit unseren Fein-
den von gestern und morgen durch Dick und Dünn laufen. Hätten
wir wenigstens einen ordentlichen Happen davon! Nuscht, sagen
sie hinter Dirschau. Kongoknochen mit unansehnlicher Beilage.
Kann mir nicht vorstellen, daß von Anfang an kein anderes Ziel.
Behauptet wirds ja; morgens und abends. Von denUebeln.fast
das übelste ist heute aber, daß keine Seele mehr glaubt, was die
Regirung in die Zeitung setzen läßt. Nicht mal hier in Pommern-
land. Möchte sie rasend gern vertheidigen.Geht nicht; bei bestem
Willen. Oder zeigt der Weiseste morgen eine Möglichkeit?
Vielleicht ist ihm die Platte zu abgespielt. Würde begreifen.
Wir nehmen, mit dem besten Heer und einer, nach des Eidams
Betheuerung, höchst achtbarenFlotte, jede Maulschelle und jeden
Tritt hin; lassen uns von englischen Ministern kommandiren, was
wir thun und nicht thun dürfen, von einem Botschafter Seiner
Huldvollen Majestät schonunglos hohnigeln und halten geduldig
denSchnabel. Wir streichelndieFranzosenwie ein Predigtamts-
kandidat sein Flanellbräutchen (lothringisches Parlament; seit-
dem Bethmann begraben): und bohren ihnen dann plötzlich heiße
Stecknadeln ins Fleisch. Abgemacht; längst nichts Neues drüber
zusagen. Ein anderes Stück: Tripolis. Sei csnto? Jedenfalls
neu; und neuer Anlaß zu majoratsherrlicher Tobsucht. „Wenn
wir jetzt einen Staatsmann hätten! Die Situation bietet uns ein

Schwert. Bleiben wir wieder pflaumenweich, dann können am Goldenen Horn einpacken. Nnsere Leute müßten sich aufraffen und die faulen Römerköpfe abschütteln. Ein wahrer Segen, diesen traurigen Bundesgenossen loszuwerden. Was wollen die Kerle? Jubiläum angeblicher Einheit feiern? Auf unsere Kosten? Sähe ihnen ähnlich. Bis gestern war ihre Mittelmeerpolitik jammervoll kurzsichtig und schlapp. Als sie mit England zusammen in Egypten Ordnung schaffen sollten, hatten sie keine Lust. Tunis, das eigentlich zu Süditalien gehört und ein fetter Bissen ist, ließen sie von den Franzosen verschlucken und wagten, trotzdem dieNmklammerung des Tyrrhenischen Meeres verdammt eklig werden mußte, nicht einmal, eine Entschädigung zu fordern. Denn denWeg nachTripolis hat ihnen Frankreich erst geöffnet, als es selbst ernst» haft an Marokko zu denken begann. Geheimvertrag: Frankreichs äesinteressement in Tripolis, Italiens in Marokko. Die Abruzzenhelden brüllen, ihrRecht aufTripolis sei auch von anderen Großmächten anerkannt worden. Möglich. Für den Fall des Zusammenbruches der Türkei hatte Eduards G.m.b.H. ihnen eineHy» pothek auf Tripolis gegeben. Seit 1908 gehts den Türken besser. Machen sie ihre Finanzen gesund und bauen brauchbare Schiffe, dann mag Italien seinen Anspruch in den Schornstein schreiben. Inzwischen nahmen Franzosen und Engländer vom tripolitanischen Hinterland ein Eckchen nach dem anderen.Wenn Rom sich nicht sputete, kamszuspät. UnsereAgadir-Dummheit brachte also den ersehnten Vorwand. Neun Zehntel der Nation wurden toll» wüthig und verloren jedes Augenmaß. Weil ihre Marine ziem» lich stark ist und das heimlich auf Kriegsfuß gestellte Corps den schmalen fruchtbaren Küstenstrich leicht besetzen kann, meinen sie, die Sache sei ohne besondere Mühe zu machen. Werden sich wundern. Der Marsch ins Innere wird Hunderte von Millionen kosten, die vielleicht nie wieder herauskommen und sich auf absehbare Zeit sicher nicht verzinsen. Aber man istRömer, Enkel von Caesar und Scipio und muß ,Kultur verbreiten'. Warum fängt diese Wohlthätigkeit nicht in der lieben Heimath an, deren halbe Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann und deren Süden vonHalbwilden bewohnt wird ? Im ehemaligen reZno (Neapel) und in Sizilien sind die Zustände mindestens so schlimm wie inderTürkei.die mit Camorra und Maffia bisher nicht beglückt worden ist. Da geschieht nichts; aber das türkische Afrika muß kultivirt werden. Des-

halb aus heiterem Himmel das grobe Ultimatum und nach der vielzusanftenAntwortderUeberfall. Unser Bundesgenosse greift unseren Freund an und entreißt ihm munter eine Provinz; ein Bundesgenosse, der uns in jeder Noth der letzten Iahre im Stich gelassen hat und ins Lager des Feindes geschlichen ist. Worauf wartet nun dieser p. t. Kanzler noch? Aus Italien ist für uns nichts zu holen; das Bündniß werthlos und sogar lästig. In der Türkei habe« wir große Interessen, in Kleinasien Zukunftch ancen, für die alle erdenklichenOpfergebrachtwordensind; und wenndie Abrechnung mit England nicht zu vermeiden ist, müssen wir wünschen, daß ihr Schauplatz nicht das Weltmeer sei, wo nur Zufall dem Schwächeren helfen kann, sondern Egypten. Dazu brauchen wir die Türken. Ist uns ja tausendmal zugeflüstert worden. Die müssen wir also jetzt für die Dauer verpflichten. Könnens auch; obendrein noch die größten europäischen Gesammtinteressen vertreten und einen Anhang abtrennen, der uns auf jedem Marsch hemmt. Aber ein Bischen schnell: sonst sitzen wir noch im Oktober wieder allein in der Kälte." Habe mirs aufschreiben lassen; weil der Unermeßliche behauptete, sei ganzDeine Meinung. Auch türkisch bis in die fidelen Knochen?Kalchas, Du weißt wohl,warum. Aber auf die Route kriegt Ihr mich nicht. Für Italiener, wenn nichtCaruso oderGondoliere, nicht viel übrig; für Harems-Herren noch weniger. Das Getechtel mit ihnen hat mir nie gefallen. Dürfen nicht wieder stark werden. Preußen und Paschas: giebt keinen Reim. Will auch nicht leugnen, daß die Kühnheit (Frechheit, sagtAdolf) der Sache mir imponirt. Ein Land erobert, in das unserDeutschesReich zweimal hineinginge; rasch, muthig und ohne Federlesen. Der kleine Victor Emanuel ist nicht von Pappe und die Volksbegeisterung für den nationalen (und, bitte, doch auch christlichen) Krieg wahre Wonne für Eine, die das ewige Gegurr der Friedenstauben kaum noch ertrug. Wir verschwatzen dreizehn Wochen um allerlei Quark (die berühmte Kompensation soll ja jetzt erst drankommen) und Italien hat nach acht Tagen seine Fahne, wo es sie haben wollte. Geht über meinen Horizont. In Rußland wird im Theater, inWien,weils bequemer ist,im Reichsrath auf die Minister geschossen. In Amerika muß die Regirung sich mit Millionenräubern und unhöflichen Kanadiern balgen. In Frankreich fliegen die stärksten Panzerkähne mit Mann und Maus in die Luft und aus dem Staatsmuseum werden am hellen

Tag die kostbarsten Bilder gestohlen. Auch England (sagtest es selbst) hat ein dickes Sorgenpäckchen. Bei uns ist Alles in Ordnung (für Kriegsfälle, meine ich). Und gerade wir bleiben im Hintertreffen und thun, alsmüßtenwiruns ducken. Was ist denn mit Kiderlen? Kann in Bukarest doch nicht dumm geworden sein. Erinnert aber an den Bullen im Porzellanladen; rechts und links lauterScherben.Dietrich,der, strebsam und auf Ansehen als Kreisorakel erpicht, Schnüffelns halber inBerlin war, kanz mit der gewohnten Miene des Wissenden zurück und ließ sich vonAndächtigenherumreichen.SchlimmkönnederHandelnichtwerden.Maßgebende hoffen sogar auf ein besseres Verhältniß zu Frankreich, gegen das, weil es uns eine Extrawurst brate, die Algesirasfreunde verstimmt seien und das deshalb versuchen müsse, sich mit uns gut zu stellen. Die Kongostückchen (die nicht Kiderlen verlangt, sondern Cambon angeboten habe) finde kein Mensch schmackhaft; in der Wilhelmstraße werde aber behauptet, der Tag, der uns den portugiesischen Küstenstrich beschere, rücke heran und werde die wahre Bedeutung der Errungenschaft zeigen. Hokuspokus. Blind und taub ist auch eine alte Frau vom Lande nicht. England und Rußland sollen auf Frankreich wüthend sein? Arbeiten ja in schönster Eintracht gegen uns. Von Küstenstrichen verstehe nichts; muß sie aber erst schwarzweißroth angestrichen sehen,ehe ich dran glaube. Ob ichs erlebe? Der Preis bliebe trotzdem unsinnig hoch.
Schluß. Nichts Familiäres heute (außer einem sehnsüchtigen Gruß anDein sanftes Lottchen). Keine Frage nach Reiseerlebniß des stummen Bruders, der hoffentlich schon im Warmen saß, als in seinem Holland Bäume und Dächer krachten. Aeberhaupt nichts weiter. Daß der künftige Regent der theuren Bundesbrüder in Bayern öffentlich Witzchen drechselt, die S. M. ärgern müssen, wäre der Rede werth. Und der Metternichpfuhl, der zum Himmel stinkt! Noch manches Andere. Später peut etre. Ietzt gehts nicht. Zu aufgeregt. Theuerung (die uns Agrariern, weiß Gott, nicht angenehmerist als derTrottoirsippe), Alles, bis auf dieHöhenund in die Tiefen, verhetzt, draußen nurNackenschläge: und dabeiWahlen! WennBethmannseinWerk besieht,muß er schaudern lernen.
Was wird? Was kann werden? Das Bischen Altweiberhumor ist in diesem gräßlichen Herbst abgewelkt. Manchmal ziehts durch mein Gemüth, das Alles könne garnicht wirklich sein; nur ein blödsinnig quälender Traum. Ja? Dann wecke schleunig die uralte
Rina.

Moritz und Rina.
Berlin (fast schon) Orleanstag 1911.
Liebste!
Von derReise zurück. Annonciren, wie die Hausärzte, lasse ichs nicht. Muß. es Dir aber melden; um entschuldigt zu werden. Erst heute; genau zwölf Stunden vor der Konjunktion des Saturn mit dem Mond. Nur zwei Wichtige gesprochen: also noch beinahe jungfräulich. (Keine Grimasse! Bitte um würdigenErnst. DieSache wills.) Habe manchen Sturm erlebt; nie einen, der dem aus der ersten Oktobernacht auch nur ähnelte. Zum Entsetzen schön. Die Nervenzitternnoch.HättemirabernichtdieReise verdorben. Das konnten nicht einmal drei Regenwochen. Nein: einfach krank von unsererPolitik. Nichtig krank. Von früh bis spät unterDruck und Schlaf kaum ziemlich genügend. Schreiben? Um keinen Futter-preis. Lesbares noch heute unmöglich, wo wieder das ganze Stadt-getöse um den Schädel dröhnt. Geheizte Stuben, Telephon und frische Zeitungen. (Die nachgeschickten, einen Tag alten schmecken wie Semmel von gestern und man beknabbert sie nur mit trägen Zähnen; die meisten Nachrichten sind, in so wilder Zeit, ja doch schon überholt oder widerrufen.Most K«rrible.Kann mich noch nicht zurechtfinden. Die Einzige aber auch nicht warten lassen. Kurz und schlecht also; ohne Schnörkel und ohne Seelsorgersalbung. Wo anfangen? Die Kette unserer Tölpeleien scheint endlos.
Das Geprahl mit dem Russenvertrag, das den bequemen Pichon stürzte, die Republikaner, die Rußland treulos glaubten, noch .schneller den Briten zutrieb und, als die Seifenblase geplatztwar, uns vor sämmtlichen Erdtheilen blamirte. Allgemeines Wahl-recht für die verehrlichen Lothringer; doch wohl auch ein Gegen-stand internationaler Politik. Agadir. Hier stock'ich schon. Schäme mich, noch drüber zu reden. Kein fester Plan; die Sachverständi-gen nicht gehört, dieBotschafter nicht vorbereitet. (Wenn der selbst-herrliche Schwabe von Metternich und Schoen nichts hielt, mußte er sie wegjagen; durfte sie aber nicht ohne Information und In-struktion lassen und vor derRegirung.bei der sie beglaubigt sind, lächerlich machen.) Keine Fühlung mit Finanz und Presse. Ueber dasHochpolitisWe,denwahnwitzigenEinfall,französischesTropen-land haben zu wollen, sind wir einig. Alle vom Bau darüber, daß man technisch so erbärmliche Arbeit in der Geschichte der Diplo-matie lange suchen müßte. Ergebniß: wir helfen den Franzosen

ins Protektorat, in das nächste und aussichtvollste Kolonialreich,
das einemoderneFestlandsnlachtjehatte.undzwingensiezugleich,
uns neue Todfeindschaft zu schwören, die jetzt gefährlicher ist als
vor vierzig.dreißig, noch zwanzig Iahren. Ein Pfahlblinder konnte
die Folgen voraussehen. Der Kanzler ist ahnunglos und der
Staatssekretär scheint von Eigensinn und Ruhmgierum seinen der-
benMenschenverstand gebracht. Von englischenMinisternwerden
wir wie diebische Landstreicher behandelt und wagen nicht die be-
scheidenste Abwehr. Wir verlieren Milliarden, den Rest unserer
Reputation und haben auf der weiten Erde nicht eine Stimme für
unsere Politik, die Brutalität und Schwächlichkeit vereint.
Alle gegen uns; laut oder leise. Nun ists so weit. Drei Bot-
schafter, zweiMinisterund einAnterstaatssekretär stecken die Köpfe
zusammen. Woher droht noch Gefahr? Eingebildete vom Drei-
bund, an den der französische Kleinrentier bei dunklem Himmel
glaubt; ernstere von der deutsch-türkischen Intimität. Mindestens
eine muß geschwind aus derWelt; glückts, mit einem Schlag beide
Gespenster zu treffen,: wntmieux. Italien fordertTripolitanien und
die Kyrenaika. Eine türkische Provinz. Von Frankreich und Eng-
land ihm zugesagt, vonOesterreich-Angarn,annoBosnien, zu ge-
fälliger Expansion empfohlen. Deutschland? Selbst wenn sein
Kaiser nicht irgendwo einmal geschrieben, gesagt, angedeutet hat,
daß er nichts einwendenwerde,wirdes sich stillhalten undinKon-
stantinopel betheuern, daß es überrascht worden sei, für die Habgier
seiner Genossen nicht haftbar gemacht werden dürfe und in Rom
zu vernünftigerMäßigung rathen wolle. Da.heißt es dann,seht Ihr
TürkendenWerth der deutschenFreundschaft. Sie hatAbd ulAziz,
derindemunabhängigenKaiserreichMarokkosouverainseinsollte,
nicht geschützt, Muley Hafid nicht vor dem Ioch bewahrt: das Land
Wilhelms, der für Integrität und Souverainetät seinWort ver-
pfändet hat, schafft den Franzosen die Protektoratsmacht. Auf
Saladins Grab nannte der Deutsche Kaiser sich Euren Freund;
Euren Thronfolger lud er nach Berlin und gab ihm einen hohen
Orden. Bosnien, Herzegowina, Tripolitanien läßt er von seinen
Sozien verspeisen.Rache fürAgadir und die peinlichen Gespräche!
Schimpfen nütztnicht. Fein gedreht war das Ding (so fein, daß man
in der Wilhelmstraße die Haltung verlor und die Mittagsnoten
abends dementirte); von einer länglichen Hand. Warum sitzt Kit-
chener, Britaniens Bester, als Agent in Kairo? Nach der indi-

schen Herrlichkeit eigentlich keine Stellung. Aber Egypten könnte, wenn die Iunge Türkei sich auf ihr Suzerainrecht besönne und die zur Verstärkung der tripolitanischen Division bestimmten Truppen durchsPharaonenlandschickenwollte,plötzlich Reichsfortwerden. Des halb der Held von Khartum alsNachfolger Gorsts, die Britencadres in der Stille aufgefüllt und die tüchtigen Sudanesen, die gegen den Khalifen nicht ins Feuer zu bringen wären, sacht abgeschoben. DannAltimatum, Kriegszustand, Okkupation und britische Preßempörung über den»ungeheuerlichen Fricdensbruch". Billig; undschmutztnicht.Balkanruheist, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, garantirt, Schwächung der Türkei, die recht übermüthig geworden war, nur willkommen. Ein Regime, das die letzteFestung auf afrikanischem Boden räumen muß, ist schonhalb gestürzt. Fällt Arabien ab, so öffnet ihm Bri tania die Mutterarme, ist aufbeidenFlanken Egyptens den unbequemen Türkenlos und der Herrschaft im Indischen Ozean noch sicherer als gestern. Was wir thun sollen? Eine Nesselfrage, ma mie. Dein Nnvergleichlicher denkt wie andere kluge Leute: Italien abhalftern und mit dem ganzen Einsatz auf die Türkenseite gehen. Von zehn Diplomaten schwereren Kalibers sind neun dafür. Sehen den Himmeloffen:Türkeimobilisirtsyrische und arabische Corps, erzwingt, gegen diepaarTausendTommies.denMarsch durch Egypten(nach Tripolis), ruft in Afrika und Asien alle Mohammedaner zumHeiligenKrieg widerAlbion,denErzfeind,den wirinzwischen aufseinem Stammsitz angreifen, und nach fünf Bierminuten muß der Löwe um Gnade winseln. Ganz unmöglich wärs nicht. Wie aber sähe nachsolchemSieg unsere Welt aus?DerIslam wäre stärker alsje, hätte sich denHindu verbündet, Europa könnte seineKultur für newyorker Museen einkamphern und ein neuer Abschnitt der Erdgeschichte begönne. Wir aber würden nur gerade so lange respektirt, wiewir unentbehrlich sind. Nicht eine Stunde länger; denn die Kerls können uns nicht riechen. MahmudSchewket soll, via Colmar Goltz, anS.M. geschrieben haben, das DeutscheReich, dem Italien doch verloren sei, müsse jetzt der Türkei aus der Klemme helfen; sonst habe es auch am Goldenen Horn ausgespielt. Leider. Sein Wunsch ist aber nicht zu erfüllen. Anstand, Interesse und Kulturpflicht hindern uns, mit den Türken gegen Westeuropa zu ziehen. Das Schauspiel wäre noch toller als eines mit Iapan gegen die Vereinigten Staaten verbündeten Britenimperiums. Nicht

zu machen. Die Turbanspekulation, die nicht überLevantehandel und Bagdadbahn hinaussah, war eben immer falsch. Statt englischer morgen islamische Tyrannei: Danke ergebenst; als Europäer und Christ (ohne Glauben, murmelt, nicht ohne Grund, mein Engel). Um Deines Gottes willen liefern die Musulmanen nichts; und wenns einst drauf und dran kommt, können wir sie doch nicht brauchen. Also Italien? Noch weniger. Das muß sich, wenns an der tripolitanischen Küste festsitzt, erst recht dicht an England und Frankreich lehnen, von deren Willen seine Mittelmeerstellung abhängt;kannsich,daihm,mitsolchemBissenimHals,derAppetitauf Südtirol, TriestundAlbanienschwindet,mit.Oesterreich vertragen (scheint mir schon ziemlich) und übermorgen auch oMiell aus dem Dreibund scheiden, der kaum arme Spatzen noch vom Schotenfeld scheucht. Alles aus. Mit den alten Mittelchen gehts nicht weiter; Versöhnungdiners, Oelzweig, Türkentrumpf: Alles abgethan. In dieser traurigen Zeit ists mein einziger Trost. Ietzt wird es anders werden; weil es anders werden muß.
Dein Iunge hat gute Augen und Ohren. Die Franzosen haben keineFurcht mehr; und werden dasRisikoniesonüchtern abwägen wie der bedächtige Brite. Sie finden unsere Art, denNachbar zu behandeln, unerträglich und würden jauchzen, wenn sie, unter ihremAviatikerschwarm, gegen uns marschiren dürften.England, sagen sie sich, muß mit und Rußland alles irgend Mögliche zur Abwehr deutschen Machtzuwachses thun; die Berliner finden für diesen Krieg keinen Helfer. Und diesem Kieg sind wir, Amazone, ganz nah, wenn wir französisches Tropenland nehmen. Jede Täuschung wäre Verbrechen. BehutsameVermittlungzwischenItalien und der Türkei das Dümmste, was sich erdenken ließe. Ietzt muß gehandelt werden. Wir sind klotzig stark und haben mehr zubieten als ringsum ein Konkurrent. Nützt nicht, so lange Keiner glaubt, daß wir bis aufs Aeußerste durchhalten. Nur da ist die Gefahr. Die kindisch plumpen Fehler, die seit elfMonaten gemacht worden sind, brauchten uns keine Nacht zu verderben, wenn uns draußen noch der alteBlüchermuth zugetraut würde. Zage nicht! Deutschland wirdleben; undnichtimmergeduldigbleiben. GrüßeDeinen Türken undmahneihn.sichinBereitschaftzuhalten.Morgenbraucht das Reich jedes tapfere Herz. Dem tapfersten erquickende Rast!
Moritz.

Kapuzinerpredigt.
Kapuzinerpredigt.
A^ört, so sprach im preußischen Abgeordnetenhaus Herr von Schorlemer-Lieser, Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, als der Antrag Ecker, von Staates wegen an der Verwirklichung des lüneburger Naturschutzparkplanes mitzuhelfen, auf der Tagesordnung stand: „Dem Ziel der Herren Antragsteller gehört auch meine Sympathie. Aber gegenüber der großen Begeisterung für die Begründung eines Naturschutzparkes, die sich nicht allein in dem Verein selbst, sondern auch in der Presse und, wie mir scheint, auch in diesem Hause geltend macht, halte ich mich auch heute schon für verpflichtet, auf gewisse Bedenken hinzuweisen, die der erhofften, besonders reichhaltigen Unterstützung dieses Vereins und seines Unternehmens durch die preußische Staatsverwaltung entgegenstehen."

Und er wies hin.

Er sagte, daß das in Aussicht genommene Gebiet zwischen Soltau und Hamburg doch „eine zum Theil sehr wenig fruchtbare Fläche" sei und eben aus diesem Grund das Land für Naturschutzparkzwecke sich wohl nicht so ohne Weiteres eigne. Er erklärte weiter, es handle sich, „was die Thierwelt angeht, wesentlich um die Erhaltung des schwarzen Storchs, des Kolkraben und, wie ich glaube, einer Art von Eidechsen", während für „das übrige Wild" in einem großen Theil des Gebietes ohne Kultur die nöthige Nahrung überhaupt nicht zu finden sein werde. Er versicherte endlich, daß an die preußische Staatsregirung fortwährend große finanzielle Anforderungen gestellt werden, und da wisse er doch nicht, ob man auch für ein solches Unternehmen noch so tief in den Beutel greifen dürfe, wie gewünscht werde. Er bestätigte, daß der Bitte um die Erlaubniß zu einer Park-Lotterie die Kaiserliche Genehmigung versagt worden sei und wahrscheinlich auch ferner versagt werden müsse, und rieth, mit der ganzen Geschichte ein Iährlein noch mindestens zu warten. Dann werde man ja sehen, was man für diese Bewegung thun könne, die, wie gesagt, auch ihm durchaus sympathisch sei... Hört: so sprach der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten.

Sprach er geistvoll, witzig, sachkundig? Viel besser als geistvoll hat er gesprochen. So, daß es im deutschen Volk einen Widerhall wecken muß. Ist der Park nicht mit der Hilfe der Regirung zu machen, dann mutz es halt ohne sie gehen. Danach hätte man von vorn herein trachten sollen. Aber habt Ihr in den Beutel gegriffen, wie sichs gehörte? Ach ja, einzelne Männer haben zehn-

oder fünfzehntausend Mark auf einen Hieb in die Wäsche gegeben. Von den hunderttausend Mark, die so (über Nacht fast) zusammengekommen sind, wurden im November vorigen Iahres der Wilsede? Berg und der anschließende Totengrund angekauft. Der Grundstock für den norddeutschen Park war damit geschaffen. Aber von den übrigen dreißig Millionen zahlungfähiger Einwohner Deutschlands: was ist von denen verlautbart worden? Ganze siebentausend Männlein haben sich greifen lassen; ganze siebentausend Entzückte sprangen dem Verein als Mitglieder bei.

In mir sitzt eine Stimme, die sagt, man könne froh sein, daß sich so Viele haben aufrütteln lassen; daß unter sechzig Millionen Siebentausend sind, denen es jedesmal ist, als sei von ihnen selber ein Stück auf elendeste Art unters Rad gekommen, wenn sie hören, daß wieder ein stolzes Thier zertrampt worden sei, blos weil ihm nicht gegeben war, sich nach Hase und Huhn das Maul zu verbinden und dem hochmüthigen Abkömmling der bananenlutschenden Uraffenheerde, dem Sohlengänger mit dem Wiederkäuerdarm, dem Schwanzstummel hinten und den Karieszähnen dadurch zu Gefallen zu sein, daß es Häcksel fraß, Speckschwarten ansetzte, mit milden Kuhaugen in die Welt hineinguckte und sich ein Euter so groß wie drei Pompadourbeutel zwischen die Beine, hing. Woher solls auch kommen, das nagende Weh über die zunehmende Zertrüm-, merung jener Geschöpfe, die seit tertiärlichen Zeiten Zeugen der EntWickelung des Menschen und all seiner irdischen Drangsale gewesen sind? Mitgeschundene, Mitgeschleppte, Mitbekriegte, Gefährten bitterster Eiszeitnoth und schläfrigen Höhlenlebens, Zeugen dumpfer, drückender Steinbeilthaten und Zeugen der größeren Thaten der Bronzeaxt, der Wiederkehr einer wörmeren Sonne und des Aufgehens einer Art Zuversicht? Und auch später immer mit dem Menschen Seite an Seite: Kameraden der Steppen- ynd Wanderjahre, des würgenden Suchens nach einer Heimath und nach einem Gott?

Man sollte glauben, die Naturwissenschaft habe längst Seide gesponnen und durch Fleisch und Blut hindurch den Menschen mit jedweder Kreatürlichkeit dieser Erde fest verbunden, so daß er in ihr Stufen sieht, über die er hinweggegangen, Larvenstadien seiner Entwickelungzeit, die im Iugendzustand schon reif geworden sind, oder Träume: Träume, die irgendwann in seine Entwickelungzeit von näher oder ferner her htneingespielt und hineingespukt, dann mit einem Winken sich von ihm entfernt haben und wie Wolken ihre eigenen Wege weitergezogen sind durch das All. Man sollte auch erwarten, daß der Mensch diese Träume grüßt,

wenn er ihnen begegnet, weil'sie ein Stück seiner Kinderzeit sind, und datz er sich gegen Ieden auflehnt, der aus Dreistigkeit oder Dummheit sich an ihnen vergeht. Oder könnte der Mensch die Welt, die er in neunzehnhundertjährigem Ienseitstaumel auf so elende Art verlor, anders wiedergewinnen als dadurch, dasz er (im Geist) demüthig untertaucht in Fischhaut, Reptilienpanzer und Säuge- thierfell und sich da unten ein Wiedersehen mit den Kräften, d'.e ihn emportrugen, verschafft? Ich sehe nicht, auf welchem Boden sonst noch das Gefühl der Untheilbarkeit zwischen dem Menschen und seiner Erde erwachsen könnte, wenn es nicht aus dem erneu- ten Durchlebniß seiner Aeonengeschwisterschaft zu Pflanze und Thier kommen soll.

Aber das Kapitel, in dem der Einfluß der Naturwissenschaft auf das ethische Handeln des Menschen erörtert werden könnte, ist vorläufig noch ein Kapitel der Schande. Millionen laufen heute im Land als überzeugte Anhänger der Entwickelunglehre herum, thun fürchterlich aufgeklärt, verbrennen jeden Tag einen Pfaffen, sind Darwinianer, Lamarckianer, Haeckelianer und tragen im Knopf- loch das Abzeichen des Freidenkerbundes; aber wie Viele sind wiedergeboren aus dem Geist der Lehre, zu der ihr Mund sich be- kennt? Ich müßte nicht abermals betteln gehen für unsere nord- deutschen Kameraden aus Thier- und Pflanzenwelt, wenn nicht neunzig von hundert dieser Bekenner tönende Erze und klingende Schellen wären. Ich bin kein Rousseaujüngling mit Flausen im Kopf und Lämmerpoesieidealen. Ich träume nicht von einer Wie- derherstellung der Natur, von einer Aufrichtung des Zustandes früherer Zeiten oder von einer Einschränkung der jetzt üblichen Ausbeutungart. Da draußen giebt es nichts wegzuheilen und nichts wiedereinzurichten. „Denn an die Schläge, die der Mensch hineinprasseln ließ in die Umwelt, sind jene Siege geknüpft, deren Ertrag unser Leben so heiß gemacht hat, daß es dahinzuckt wie ein prickelndes Fieber. Ob wir dies heiße Leben lieben, wissen wir nicht, aber gewiß ist, daß wir nichts preisgeben dürfen. Der Bach hat einmal seine Pferdekräfte zum Betrieb einer Fabrik herge- geben. Nun muß er sich auch gefallen lassen, daß wir sie zurDurch? tunnelung des Simplon in Anspruch nehmen und von ihnen for- dern, daß sie uns im Flug nach Italien tragen, wenn wir so vieler Erfolge so müde sind. Der Wald darf auch nicht mehr wachsen, wie er gern wachsen möchte. Er muß die Axt zu fühlen bekommen, weil wir jeden Baum brauchen, bevor er für Spechte bewohnbar ist, und auch jeden Platz brauchen für einen Baum. Und so müssen an den Folgen moderner Waldwirthschaft Schwärme von Thieren und

Pflanzen zu Grunde gehen oder fortwandern, weil sie im Wald
von heute nicht mehr die Bedingungen finden, die ihnen nur das
nackte Dasein gestatten. Ja, es wird sogar weitergehen müssen mit
Hinrichten, Auflösung und Abbruch und die Führer der Arbeit-
regimenter werden nicht hindern können, daß der Beschränkte, das
Barbärchen und der halbcivilisirte Rentenpolitiker, der Rohling
und Franctireur, die (als Mitläufer) in den Reihen der Kultur-
pioniere stehen und immer dort zu treffen sein werden, Dinge thun,
die so wenig nothwendia. sind wie das Mordbrennen im Krieg.
Aber wie es mitten im Schlachtfeld Orte giebt, über denen die weiße
Flagge weht, dem Soldaten ein Zeichen, daß auf diesen Ort nicht
geschossen werden darf: so muß es in der Natur einen Platz geben,
wo die Macht des Zerstorerthums zu Ende ist und alle Ausbeu»
terinteressen zu schweigen haben."
Seit ich Dies schrieb, ist festgesetzt worden, daß der Ort mit der
weißen Flagge am Pfahl für die Thier- und Pflanzenwelt Nord»
deutschlands im soltauer Haidegebiet liegen soll. Er wird eine ge-
schlossene Fläche von nahezu vier Quadratmeilen Land umfassen;
zwei Millionen Mark werden zum Ankauf, vierzigtausend Mark
(jährlich) für die Verwaltung nöthig sein. Aber hat der Minister
nicht gesagt, daß dieses Gebiet sich nicht so ohne Weiteres für die
Reservation eignen dürfte, weil es zu unfruchtbar sei? Jedes
Kind erräth, daß nur ein Kindermann ihm diese Ergötzlichkeit zuge-
raunt haben kann, ein darwinistisch aufgeklärter natürlich, dessen
Rasse das ewige Leben verbrieft hat. Daß die soltauer Haide ge- ,
rade wegen der geringen Ertragsfähigkeit ihres Bodens ins Auge
gefaßt worden war, daß es geradezu ein Frevel gewesen wäre, an
Pflanzen und Thiers ein Stück Land verschenken zu wollen, das
wegen seiner Fruchtbarkeit auf kleiner und kleinster Fläche vielen
Menschen ein Auskommen bieten kann: Das begriff der Minister
für Landwirthschaft, Domänen un>d Forsten nicht. Er sah auch nicht
ein, daß die Abgelegenheit der Gemarkschaft und ihre dünne Be-
völkerung (auf vier Ouadratmeilen Boden leben dreihundertMen»
schen beisammen) die Wahl der soltauer Ecke als richtig erscheinen
läßt; denn die dünne Bevölkerung erleichtert nicht nur den Erwerb
des Gebietes, sondern weist auch darauf hin, daß seit Urzeiten Um»
stände vorhanden gewesen sein müssen, die die Kultur vom Vor-
dringen in diese Niederungstriche abhielten. Wo aber die Kultur
noch wenig kolonisirt hat, sind Fauna und Flora gewiß noch in ur»
sprünglicherem Zustand zu finden als dort, wo der Mensch den Bo-
den an sich gerissen und durch intensive Bewirthschastung für
Zwecke hergerichtet hat, die von den Interessen der pflanzlichen
und thierischen Ureinwohnerschaft weit abliegen.

Kapuzinerpredigt.
Auch hat der Minister angedeutet, daß die Thier- und Pflanzenwelt sehr armsälig, fast reizlos sei. Kolkrabe, schwarzer Storch und eine Eidechsenart wären so ziemlich Alles? Ia, Nilpferde giebt es nicht mehr zu thesauriren und der letzte Auerochs, den man zur Verbesserung der heimischen Rindviehrasse verwenden könnte, ist auch schon seit elfhundert Iahren tot. Aber wie wärs, wenn wirklich nur Kolkrabe und schwarzer Storch zu retten wären? Ware nicht jeder von ihnen werth, daß jeder Deutsche jährlich zwei Mark hingäbe? Ist nicht der eine nach langer, langer Abwesenheit in die von Gletschern zermahlenen norddeutschen Niederungen zurückgekehrt und hat dem mürbe gewordenen Steinbeilmenschen die frohe Botschaft gebracht, daß es nun mit Sintfluth und Kälteherrschaft zu Ende sei und hinter ihm auf Millionen Vogelschwingen ein neuer Erdenfrühling heranbrause über den geräderten Norden? Daß er arbeiten möge und nicht verzweifeln? Datirt von dieser Stunde her nicht aller Aufstieg? Und der Kolkrabe? Hat er nicht die Wanderzüge des Bronzezeitmenschen begleitet und das Aas aufgefressen, das der Mensch am Wege ließ? Soll der Kolkrabe nun sterben müssen, weil wir es zu Gesundheitpolizei und Müllverbrennunganstalten gebracht haben, und der Storch verschwinden dürfen, weil wir an den Reden im preußischen Abgeordneten-Haus merken, wann Frühling wird? Oder schämt man sich in Preußen, einen Aasfresser in der heimischen Fauna zu haben, als Erinnerung an Zeiten, wo dieser Vetter in Gott einmal nöthig war, und will drum sein Geld lieber für Ausgrabungen in Niniveveh und zur Unterstützung von Renn!vereinen hergeben?
Oder das kleine stählerne, struppige Haidekraut? Freunde, wir hätten nicht das Automobil, wenn nicht vorher der Mensch auf vier ungefügenHolzrädern, herausgesägt aus einem dicken Eichenstamm, über die Steppe gepoltert wäre. Nun: an dem Tag, an dem Dies geschah, ist das kleine struppige Haidekraut von Finland bis an die Zuydersee insGlühen gerathen und hat das Land wie Morgenrothschein überzogen. Seitdem flammt es alljährlich, wenn dieser Tag wiederkehrt, auf. Aber die Menschen verstehen Das nicht mehr. Sonst müßte es unter sechzig Millionen Deutscher mehr als siebentausend Seelchen geben, denen dieser Feuerschein zehn Pfennige Werth ist.
- Sechzig Millionen Zehnpfennigstücke, einmal in die Opferbüchse gelegt: und das Haidekraut hätte wenigstens einen Platz, wo es sich noch heute ungenirt an den großen Vergangenheitstag zurückerinnern darf, ohne daß es vor dem Förster zittern müßte, der verwegen sagt: „Unkraut."
Aber was seid Ihr für Leisetreter? Neulich, seht, las ich in

einem Essai, der Mensch sei das einzige Wesen auf Erden, das für die Leiden der übrigen Kreatur Mitgefühl zu empfinden vermöge und sich empören könne, wenn unter ihnen der kleinsten ein Un» recht geschieht. In welchem Schneckenhaus lebt dieser Einsiedlerkrebs? Auf welcher Schäre? Ja, Ihr seid empört, wenn Ihr in den Zeitungen lest, daß bei einer Feuersbrunst in New Vork hundert Menschen ihr Leben lassen mußten, weil die Rettungeinrichtungen zur Bewältigung der Gefahr nicht genügten, und Ihr lauft zum Kadi, wenn ruchbar wird, daß ein Viehhändler zur Erhöhung seines Profites hundertzwanzig Hammel in einen Eisenbahnwagen zusammengepfercht habe, der nur für achtzig Raum bot: also daß ein Drittel nach qualvollen Stunden erstickte. Aber was ist Eure Entrüstung werth, wenn sie Euch nicht antreibt, beim nächsten Mal zuvorzukommen, statt immerzu Hintennach? Ein Iährlein noch, sagt der Minister, und meint es so gut, wie der Staat mit einer Privatsache es meinen kann. Ich bitte: meint Ihr es besser!
Oder soll man von Euch sagen können: Daß sie einen Darwin hatten und daß von ihm Kontakte zur Umwelt, die im Trubel der Jahrtausende verloren gegangen waren, wiederhergestellt worden sind, war vergebens? Die Wissenschaft zeigt Euch, woher Ihr kommt und wo Eure Heimath liegt. Was, glaubt Ihr wohl, hätten vor hundert Iahren die Menschen gethan, wenn ihnen die Wissenschaft so viel über ihre Herkommen- und Brüderschaft zu erzählen vermocht hätte? Sie hätten die Welt in den Arm genommen und sie ans Herz gedrückt. Es hätte Ströme und Kraftentfaltungen gegeben über den ganzen Erdball hin bis zum Himmel hinauf und in ihrer Seele wäre Etwas gewachsen. Ihr verspürt, wenn Ihr von neuen Entdeckungen hört, nur einen Kitzel. Der Eindruck ist ungefähr so, wie wenn Ihr im Variets einen vervollkommneten Akrobatentrick zu sehen bekommt...
Und deshalb, weil Ihr so seid, waren harmlose Menschen gezwungen, einen preußischen Minister zu bemühen und zu etwelche» gar nicht sachkennerhaften Aeußerungen zu verleiten. Sorgt dafür, daß Aehnliches nicht mehr vorkomme, und dekrettrt, daß Preußen die vierzigtausend Mark, die gutgläubige Männer von ihm für den Naturschutz erbeten haben, lieber zur Aufbesserung seiner Schullehrergehälter verwende. Dekretirt Das alsVolkswillen durch einen kleinen Mammonschub in die Kasse des Naturschutzparkvereins, Stuttgart, Pfizerstr. ö.
Kilchberg. Adolf Koelsch.

Im türkischen Parlament.

Im türkischen Parlament.

Erinnerungen an Frühlingstage des Iahres 1910.

er prachtvolle Tschiraganpalast ist nach dem Brand eine Ruine. Schnell genug hat sich das Parlament in dem ungleich bescheideneren Palais in Funukli niedergelassen. Ein Unnachahmliches hat dieses Parlament: die Lage. Vom Bureau des Präsidenten hat man den Blick auf die asiatische Küste mit Scutari und von der anderen Seite sieht man den Bosporus. In unmittelbarer Nähe des Parlamentsgebäudes, dessen Trottoir von der See bespült wird, erblickt man die Stationschiffe der Botschafter. In den Räumen dieses Palastes hat früher eine kaiserliche Prinzessin gewaltet und einzelne Gemächer scheinen eher Boudoirs als Berathungzimmer. Dies Haus ist ein west-östlicher Divan. Die parlamentarischen Einrichtungen kommen aus dem Westen; die Farbe ist morgenländisch. Es ist Nachmittag; und beim Eintritt höre ich die näselnde Stimme des Muezzin, der die dem Parlament angehörenden Gläubigen zum Gebet auffordert. Laut, feierlich und durchdringend ist sein Ruf. Ich leugne nicht, daß diese zum Himmel gerichteten Schreie mich ergriffen haben. Und die Stimme dieses Mnezzin, der mit verzerrtem, nach oben gerichtetem Blick dasteht, ist nicht einmal die beste. Ein Abgeordneter sagte mir: „Mancher Muezzin hat einen edleren Timbre. Der Koran fordert eigentlich, daß der Muezzin schon durch seine schöne Stimme die Seele rührt."

Ich melde mich beim Kammerpräsidenten Achmed Riza Bey an, der mich, da er eben präsidirt, einladen läßt, einstweilen von einer Loge aus der Sitzung beizuwohnen. Ich kenne Achmed Riza von früher her, denn ich hatte, als er in Wien war, Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Er ist seitdem etwas voller und viel grauer geworden. Die anderthalb Iahre politischen Lebens in Konstantinopel sind an dem jetzt dreiundfünfzigjährigen Manne nicht spurlos vorüber gegangen. In den letzten Tagen Abd ul Hamids, als die eben erst zum Leben auferstandene Konstitution bedroht schien, war auch Achmed Riza schwer bedrängt. Hätte er sich nicht Tage lang unauffindbar versteckt gehalten, so wäre er dem Tod kaum entgangen. Ich schaue von der Loge auf einen Wald von Fez hinunter. Das Roth wird aber wohlthätig unterbrochen von einigem Weiß und Grün. Einige Dutzend Hodschas, auch andere Abgeordnete tragen weiße Turbans und mancher Turban hat eine grüne Umrandung. Das Grün bedeutet: Abstammung vom Propheten.

Heute ist gerade eine stürmische Sitzung. Die einer englischen Gesellschaft zu gewährende Schiffahrtkonzession steht auf der Tagesordnung. Ein Redner spricht sehr erregt. Von den Bänken werden heftige Zwischenrufe laut. Die Herren in Turban und Talar machen nicht selten den meisten Lärm. Auch mancher Abkömmling des Propheten schreit mit.

Die Zukunft.
Der Präsident verliert nie seine Ruhe. Manchmal schwingt er die Glocke. Diesem Achmed Riza fehlt es nicht an Grandezza. Er trägt das früh ergraute Haupt mit der Adlernase hoch. Sein Profil ist echt türkisch, obwohl europäisches Blut durch seine Adern rollt. Seine Mutter, die mit ihm in einem Haus lebt, ist eine Wienerin. Ginmal hatte ich ihn in Wien in die Stephanskirche begleitet. Da sagte er zu mir: „Ich muß die Stätte sehen, auf der meine Mutter in ihren Kinderjahren kniend gebetet hat."
Die Sitzung zieht sich ungewöhnlich lange hin. Dann empfängt mich Achmed Riza in seinem Bureau. Es ist ein heller, schöner Raum, Man hört von draußen das Pfauchen der Dampfer, man sieht viele weiße Möwen in edlem Schwung über dem Wasser ihre Kreise ziehen. Der Kammerpräsident findet den Schreibtisch voll von Briefen und Druckschriften, die sich im Laufe einiger Stunden angesammelt haben. Seine Stimme ist belegt. Es ist keine Kleinigkeit, Stunden lang einer lärmenden Sitzung zu präsidiren. Wir plaudern diesmal nicht lange, sondern verabreden uns für den nächsten Zag,
Da ist Sonntag und aus Rücksicht für die christlichen Mitglieder der Kammer unterbleibt die Sitzung. Nur die Kommissionen tagen. Ich treffe im Bureau des Präsidenten einen Deputirten von Adrianopel. Er hört unserem Gespräch zu. Wir reden zunächst von den Arbeiten des Parlaments. Achmed Riza beklagt, daß das Budget noch nicht erledigt ist, obwohl das Haushaltsjahr hier am ersten März beginnt. Ueber die Chancen der Iungtürken spricht er optimistisch. „Die Partei,Um«n st progrss' ist stark. Es giebt im Haus keinen einzigen Gegner der Verfassung. Fast Siebenzig tragen den Turban; darunter ist der Vicepräsident der Kammer und der Iustizminister. Auch sie gehören unserer Partei an. Die Leute mit den Turbans sind aber nicht alle Hodschas und ganz und gar nicht reaktionär. Wir Alle wollen die Traditionen geschont wissen; arbeiten aber an einer langsamen und sicheren Entwickelung der Türkei. Auch für die Frauen soll etwas geschehen. Konstantinopel bekommt eine große Mädchenschule, die allen Konfessionen offen sein wird. In der auswärtigen Politik arbeite ich schon lange für eine Verständigung der Türkei mit den kleinen Balkanstaaten. Der Plan eines Balkanstaatenbundes scheint mir ausführbar. An Rachepolitik denken wir nicht. Keiner von uns wünscht, an Oesterreich-Ungarn oder Bulgarien für die Annexion osmanischer Gebiete sich zu rächen. DaßKreta jemals griechisch werde, ist ausgeschlossen. Die Kreter sind heute übrigens die glücklichsten Staatsbürger der ganzen Erde: sie zahlen keine Steuern, stellen keine Soldaten und ihre Insel hat volle Autonomie. Kreta könnte unter griechischer Herrschaft nur verlieren. Wir werden weder die Autonomie noch die Privilegien Kretas antasten. Wir würden auch Griechenland in einen Balkanbund aufnehmen, wenn es ohne Hintergedanken beitreten will. Dann wird sich auch das Schicksal der Millionen Griechen, die im Osmanenreich

leben, glücklich gestalten. Das Ziel unserer Politik ist die Erhaltung des ststus quo; darum bringen wir auch so grosse Opfer für die Armee, die fortan berufen sein soll, die Unverletzlichkeit unseres Besitzstandes zu wahren. Wenn uns Europa in Ruhe läßt, uns nicht durch seine Absichten auf den Orient oder durch seine Nebenbuhlerschaften in Spannung hält, leistet es auch sich selbst einen Dienst, weil es der Welt den Frieden sichert. Wir würden, wenn unsere ruhige Entwickelung derbürgt wäre, am Liebsten das Kriegsbudget ganz abschaffen und unsere Einnahmen nur Kulturzwecken widmen. Will uns denn aber Europa in Ruhe lassen? Wir wollen Thaten sehen, nicht nur Worte hören."

Damit schloß unsere Unterhaltung, die aber Freitag, am Festtag der Moslim, fortgesetzt wurde. Sonst pflegt der vielgeplagte Kammer» präfident diesen Tag am Bosporus zuzubringen, wo er sich auf der Iagd erholt. Diesmal aber war er einer Einladung Sir Max Waschters zum Dejeuner auf dessen Pacht „Rovenska" gefolgt, die sich vor dem Arsenal von Tophane neben den Stationären der Botschafter verankert hatte und als deren Gast ich den Orient besuchte. Es war ein strahlend schöner Tag und unter dem blauen Himmel, der sich über uns wölbte, spielte sich gerade eine farbenreiche Scene ab.

Im Arsenalhof der Moschee Mahmudije sollte diesmal der Selamlik abgehalten werden. Als ich, wie zwischen uns verabredet worden war, den Kammerpräfidenten mit dem Boot an der Landungstelle erwartete, um ihn zu der in der Nähe verankerten Pacht zu bringen, waren im Arsenalhof schon die Truppen aufgestellt, die der Ankunft des Sultans harrten. Er sollte zu Wasser von Dolmabagdsche kommen. Schmuck und stattlich präfentirte sich namentlich die berittene Leibwache des Sultans. Ietzt tönen schon von der Wasserseite her Salven. Auf den Stationschiffen, die in Flaggengala prangen, haben sich die Matrosen in Reihe und Glied aufgestellt. Hurras, Cheers, Evvivas, Hochs erschallen. In einem eleganten Kail, das von vierzehn Ruderern in stilvoller Tracht gezogen wird, naht der Sultan, der unter einem großen rothen Schirm sitzt, dem Ufer. Nur ein Offizier ist bei ihm; hinterdrein kommen noch zwei Kaiks mit dem Gefolge des Sultans. Ich erkenne den stattlichen Ceremonienmeister Ghalib Pascha und den glatten, feinen Ersten Kammerherrn Lutfi Bey, der einst Generalkonsul in Budapest war. Der Sultan geht über Teppiche ans Land; hinter ihm sein Hof. Mohammed V. wandelt etwas müde dahin, und wie er sich der Moschee nähert, erscheint schon auf der Altane des schlanken Minarets der Muezzin in weißem Turban und schmettert seinen melancholisch einförmigen Sang in die helle Frühlingsluft. Der Sultan und sein Gefolge haben ihren Einzug in die festlich beleuchtete Moschee gehalten. Da naht mir vom Lande her die stattliche Gestalt des Kammerpräsidenten. Steif, kühl, fast ceremoniös tritt er heran. Unser Boot, geführt von wackeren englischen Matrosen, bringt uns schnell auf die Pacht, auf der schon andere Gäfte warten: der griechische Gesandte Gryparis und seine schöne junge Frau, eine Griechin aus

Egypten. Trotz Kreta begrüßen der jungtürkische Führer und der griechische Gesandte einander sehr herzlich.
Bei Tisch gehts lebhaft zu. Achmed Riza erzählt von seinem vieljährigen Exil in Paris, wo er das jungtürkische Organ, den „Meschweret", redigirte. Abd ul Hamid setzte Alles in Bewegung, um ihn nach Konstantinopel zu locken. Dem Botschafter Munir Pascha, der die Aufgabe hatte, die Iungtürken zu überwachen und durch Lockungen aller Art zur Versöhnung mit dem Sultan zu bekehren, gelang es nicht, Achmed Riza zu fangen. Da meinte der Großherr: „Was kann den eigensinnigen Mann in Paris festhalten?" Und der Großherr, dessen Zauberkerker von Bildiz-Kiosk fast so viele Frauen herbergte wie der Palast des weisen Königs Salomo, sagte sich: „Nur eine Frau kann es sein, die den unverheiratheten Iungtürken an Paris fesselt. Suchen wir diese Frau von Paris wegzubringen; ist dieser weibliche Köder einmal nach den Gestaden des Bosporus gelockt, so wird auch Achmed Riza nicht länger in Paris bleiben". Doch alle Künste versagten. Fast zwanzig Jahre lang sah Achmed Riza weder Konstantinopel noch seine Mutter, die inzwischen eine alte Frau geworden war. Dann kehrte er, als die Sonne der Freiheit über der H'agia Sofia aufgegangen war, in sein Vaterland zurück. Abd ul Hamid, der zum Ober-Iungtürken geworden war, liefz ihm nun seine Gnade leuchten. „Er bot mir das Palais von Kandili am Bosporus mit seinem herrlichen Park als Geschenk an. Ich nahm es dankbar an, in der Absicht, eine Mädchenschule daraus zu machen; längst ersehnte ich ja die Gelegenheit, die Bildung der türkischen Frau zu fördern . . ."
Wir sind die Gäste Sir Max Waechters; über dessen Agitation für eine europäische Zollunion sagt Achmed Riza: „Ich hoffe, daß dieser Gedanke sich verwirklichen läßt. Wenn ein Mann sein Talent und seine Begeisterung an ein solches Ziel setzt, so muß man ihn darin unterstützen". Wir waren noch nicht beim Dessert, als von draußen her durch die offenen Fenster des Speisesaales laute Rufe drangen. Der Sultan kehrte vom Selamlik zurück. Wir eilten auf Deck. Der Sultan schwebte in seinem Kaik an unsere Pacht heran. Der rothe Schirm war verschwunden. Von einem türkischen Schiff wurden Rufe laut: „Lange lebe der Padischah!" Vom Verdeck aus grüßten wir den Sultan. Einige von uns glaubten, zu merken, daß Mohammed V. dem Kammerpräsidenten besonders freundlich zuwinke. Der aber lächelte und sprach: „Das hat nicht mir gegolten, sondern der schönen Frau Gryparis, die der Sultan erkannt hat".
Während ich im Wagen durch die große Straße von Galata fahre, erblicke ich einen alten Bekannten. Es ist der Marschall Ghazi Mukhtar Pascha, ein graubärtiger Greis mit Brillen, stattlich anzuschauen, wenn auch etwas gebückt. Ein Freund geht mit ihm und ein Diener folgt ihm. Ich begrüße Mukhtar, den „Siegreiche^", den ältesten Marschall des. Reiches, der sich bereits im russisch-türkischen Krieg hervor--

gethan hat und zuletzt Kaiserlicher Kommissar in Egypten war. Mukhtar Pascha ladet mich zu einem Besuch ein. Da sein Konak weit draußen in Haidar Pascha ist, erbitte ich mir die Erlaubniß, lieber im Senat, dessen Vicepräfident er ist, bei ihm vorsprechen zu dürfen.

Das Senatsgebäude steht neben dem Kammerpalast. Die Dampf» pinasse setzt mich an einem Nachmittag an der Landungstelle ab. Mukhtar Pascha empfängt mich sofort in seinem Bureau. Zwei Senatoren sind gerade bei ihm. Er stellt mich den Herren vor. Der hochgewachsene, weißbärtige Mann ist Marschall Fuad Pascha. Der kleine Herr mit dem dünnen Schnurrbärtchen in einem etwas verwitterten Gesicht und dem ziegelrothen Fez, der von den dunkelrothen Fez aller anderen absticht, ist Said Halil Pascha, der Onkel des Khediven und ein Urenkel des berühmten Mehemed Ali. Mukhtar und Fuad tragen die kakifarbene Marschallsuniform mit den goldenen Schulterspangen. Said Halil Pascha spielt ununterbrochen mit einem bernsteinernen Rosenkranz, den er durch die Finger gleiten läßt. Der Raum, in dem wir sitzen, ist einfach. Rothe Teppiche bedecken den Boden. Aber das ganze Milieu ist aristokratisch. Said Halil Pascha erscheint wie das Produkt von Geschlechtern, die in Wohlleben und Luxus ihr Dasein hingebracht haben. Man denkt bei seinem Anblick mehr an seinen Verwandten Ismail Pascha, unter dessen Khediviat sich Kairo in ein Zaubermärchen verwandelt und für den Verdi die „Aida" komponirt hat, als etwa an Mehemed Ali, den Kriegshelden. Er spielt noch immer mit dem Rosenkranz; und ich erinnere mich dabei an Novellis „Shylock", durch dessen Finger öie Perlen gleiten. Als ich den großen italienischen Schauspieler einmal fragte, warum er den venezianischen Iuden immer mit den Perlen spielen lasse, antwortete er: „Die Reichen der Vorzeit Venedigs, insbesondere die Iuden, hatten die Gewohnheit, mit solch einem Rosenkranz zu spielen".

Die beiden anderen Senatoren haben sich entfernt und ich bin mit Ghazi Mukhtar allein. Wir sprechen von der neuen Aera. Der Marschall sagt: „Einen Rückfall in die alte Zeit der Autokratie halte ich für ausgeschlossen. Die Konstitution wird aufrecht bleiben. Dessen bin ich gewiß. Freilich fragt sich, ob Alles richtig ist, was geschieht. Sorgsame Schonung der Traditionen wäre zu empfehlen". Ich frage ihn, ob es auch im Senat Parteien gebe. Der Ghazi erwidert: „Nein, Gott sei Dank. Wir sind die Bremse an der Staatsmaschine. Wir müssen objektiv prüfen und statt der Parteileidenschaft, die heftig genug in der Kammer wüthet, das sachliche Artheil walten lassen. Im Senat, der übrigens nur aus etwa fünfzig Mitgliedern besteht (und davon sind meist Einige krank), haben wir Sachverständige für alle Hauptgebiete staatlichen Lebens: Militärwesen, Finanzen, Iustiz und Verwaltung".

Während wir so miteinander sprechen, öffnet sich die Thür. Ein kräftiger, graubärtiger Mann mit energischem, klugem Gesichtsausdruck tritt ins Zimmer: Ferid Pascha, der Großwesir war, Ich kann ihm

einige einführende Zeilen überreichen und werde gebeten, ihn in fei-
nem Konak, im Quartier von Nifchantasch, morgen zu besuchen.
Ferid Pascha hat die Güte, mich persönlich dem Präsidenten des
Senates, dem ehemaligen GroßwefirSaidPascha.vorzustellen. Nun sitze
ich zwei gewesenen Großwesiren gegenüber. Ferid Pascha sieht wie ein
Mann aus, dem noch eine Zukunft blüht. Said Pascha ist nur Ver-
gangenheit, wie Kiamil Pascha, der, ein fünfundachtzigjähriger Greis,
soeben eine Lungenentzündung durchgemacht hat. Said Pascha ist um
zehn Iahre jünger als Kiamil, sieht aber greisenhaft aus. Ein zusam-
mengefallenes Männchen („Kütschük", der Kleine, wird er genannt),
das wenig auf sein Aeußeres zu halten scheint. Ein struppiger, weißer
Bart umrahmt sein Gesicht, aus dem kleine tiefdunkle Augen leuchten.
Seine Stimme klingt schwach. Er spricht langsam und bedächtig. Er
wägt die Worte und ergeht sich in Abstraktionen und Allgemeinhei-
ten. ‚M czuslls sst votrs opivioii?" Mit dieser Frage schließt er fast jeden
Satz. Er zeigt eine ängstliche Höflichkeit und scheint sich vor jedem An-
stoß sorgsam zu hüten. Vielleicht käme er in die Versuchung, ein Lob-
redner der alten Zeit zu werden, wenn diese Zeit Hamids nicht gar so
verpönt wäre.
„Sie sind so freundlich," sagt er, „an meine angeblich reichen Er-
fahrungen ans der Vergangenheit zu appelliren und mich aufzufor-
dern, über Gegenwart und Zukunft der Türkei Etwas zu sagen. Aber
die Erfahrungen, die ich in einem vieljährigen und wiederholten Groß-
wesirat gesammelt habe, passen weder auf die Gegenwart noch auf die
Zukunft. Ich habe in Verhältnissen und unter Bedingungen regirt, die
denen von heute nicht ähnlich sind. „Lt quells sst votrs opiiiioii?" Seine
Augen, die zu Boden blickten, so lange er seine Gedanken sammelte
und entwickelte, öffnen sich und schauen unter den buschigen Brauen
forschend auf mich,
„Könnte meine Meinung denn irgendein Interesse für Männer
haben, die in Entscheidungstunden an der Spitze des Staates standen?
Das anzunehmen, wäre wohl unbescheiden. Eure Hoheiten erscheinen
mir ja wie die Chroniken einer ganzen Zeit." Ich wandte mich zu Said
Pascha und sagte: „Ihre Persönlichkeit ist ja ein Iahrzehnt osmani-
scher Geschichte".
„Sagen Sie lieber: zwei Iahrzehnte", rief Ferid Pascha; und er-
innerte daran, daß Said Pascha schon vor dreißig Iahren zum ersten
Mal Großwesir gewesen war.
„Ich blättere in der osmanischen Geschichte. Ein Kapitel,Said
Pascha' ist abgeschlossen und das Kapitel,Ferid Pascha' fängt an. Auch
dieses schließt; und das nächste heißt ‚Said Pascha oder die wiederer-
standene Verfassung'.
Said Pascha: „Die Geschichte wird sagen, wo wir Gutes gethan
und worin wir gefehlt haben."
„Wie denken Eure Hoheit über ein freundliches Zusammenwirken

zwischen Ihrem Kaiserstaat und der österreichisch-ungarischen Monarchie?"

Said Pascha (nach kurzem Zögern): „Welche Gefühle hegt man in Oesterreich-Ungarn für uns?"

„Eure Hoheit, ich mache keine Phrasen, wenn ich sage, daß alle Volksstämme, besonders aber Deutsche And Ungarn Freundschaft für die Osmanen hegen."

Said Pascha: „Das höre ich gern. Auch ich habe immer gern mit Oesterreich-Ungarn zusammen gearbeitet; schon in den Tagen, als Baron Haymerle und nach ihm Graf Kalnoky die auswärtige Politik leitete. Ich glaube, das herzliche Einvernehmen der beiden Nachbarn wird fortdauern. Nichts, gar nichts trennt uns mehr nach Ueberwindung der früheren Mißverständnisse. Mir liegt auch daran, zu betonen, daß Deutschland nnd Oesterreich-Ungarn für die Erhaltung des Friedens von größter Bedeutung sind; schon deshalb müssen wir ihnen freundlich gesinnt sein. Ich hoffe, daß wirthschaftliche Aufgaben Oesterreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei einander immer näher bringen werden, und glanbe, daß auch die Regirung so denkt. Doch erfährt der Senat, dessen Präsident ich bin, über die internationale Politik nicht genug, um genau Bescheid zu wissen."

Said Pascha geleitete mich artig bis an die Thür und schlich dann auf den Präsidentensitz, wo er mit schwacher Stimme die Sitzung eröffnete. Aus der großen Loge, in die Ferid Pascha mich geleitet hatte, sah ich hinunter auf die Versammlung der Senatoren. Vornehme Würde schien über diesem Kreis zu liegen. Man merkt: da sitzen die konservativen Bremser des Reiches; darunter auch fromme Herren, die an den alten Satzungen festhalten. Der Präsident sitzt fast theilnahmlos da. Ist ers wirklich? Es gibt Leute, die behaupten, er könne sogar noch einmal Großwesir werden und sei gesünder, kräftiger und jünger, als er scheine. Dann würde er ja dem Kardinal Peretti gleichen, dem ehemaligen Sauhirten, der auf Krücken ins Konklave humpelte und sie als erwählter Papst Sixtus dann von sich warf. Wird Said Pascha noch einmal die Welt verblüffen?

In der Versammlung sehe ich einen ehemaligen Botschafter: Galib Bey. Er war kurze Zeit in Wien, von wo er nach Berlin versetzt wurde. Eine Weile blieb sein Gehalt aus, dann fiel er beim Großherrn in Ungnade, ward in Konstantinopel von Spionen überwacht nnd seine Freunde wagten es nicht einmal, ihn öffentlich zu grüßen. Und so hat die Mehrzahl dieser Senatoren ihre Leidensgeschichte. Vielleicht haben manchen erst die Leiden fromm gemacht. . . .

Ich plaudere dann in einem kleinen Raum mit Ferid Pascha. In einerEckekauerteinerseinerKollegenvomSenat; aucheinMinistera,D,
„Er betet," sagt Ferid Pascha zn mir; „er ist ein braver Mann."

Wien. Sigmund M ü n z,

'?_^,

Tommaso Grossi.*)

ie meisten Engländer, die in Italien reisen, kommen mir vor wie Leute, die öfterTitus Livius, Horaz und andere klassische Autoren lesen, als sie ihre Augen vor der Welt aufthun. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Reisenden dieser Sorte nicht gemerkt haben, das; man unter dem Namen Italienisch ein Dutzend verschiedener Sprachen versteht, wie das Piemontesische, Genuesische, Venezianische, Bolognesische, den mailänder Dialekt und so weiter. Nnr sehr widerwillig entschließt sich ein großer Dichter, in einer toten Sprache zu schreiben, einer Sprache, in der er nie mit seiner Geliebten, seinen Freunden und Nebenbuhlern gesprochen hat. Der literarische Stolz nimmt an dieser Wahrheit Anstoß; ich will ihm mit Thatsachen antworten. Welche Namen Italiens könnte man heute denen Grossis und Burattis entgegensetzen? Ich sehe nur Monti und Foscolo. Monti ist in ehrwürdiges Alter gelangt und schreibt nicht mehr; und wenn dichterische Gluth der Lebensnerv der Poesie ist, so zögere ich nicht, die Literaten der Akademie durch die Behauptung zu ärgern, daß man sich der Dichtungen von Buratti und Tommaso Grossi noch lange Zeit entsinnen wird, wenn die „Gräber" von Ugo Foscolo längst vergessen sein werden. Leider werden Grossi und Buratti nur von einer Million Italiener verstanden, die Mailändisch, und von zwei bis drei Millionen, die Venezianisch sprechen. Allerdings ist der Despotismus hier so furchtbar, daß die köstlichen Satiren dieser großenDichter vielleicht nie gedruckt werden. Meine heutige Absicht ist, von „Prina, eine Vision", zu reden.

Dos ist ein Gedicht von zweihundertsechsundvierzig Versen, das in Mailand 1816 eines Tages auf dem Pflaster gefunden wurde. Noch waren wenige Stunden verstrichen, als Bevölkerung und Regirung Mailands sich nur mit dieser liebenswürdigen Satire beschäftigten. So groß ist die Erregbarkeit dieses Volkes, so groß seine Sorglosigkeit gegenüber blos nützlichen Dingen; ein schönes Kunstwerk entreißt sie völlig den materiellen Interessen. Um die magische Wirkung dieses Gedichtes zu verstehen, müssen Sie sich einige Ereignisse ins Gedächtniß rufen, deren Schauplatz die Lombardei war, dieses Land, das dem

*) Tommaso Grossi (1791 bis 1853), Notar und Schriftsteller, vermählt mit Giovanna Alfieri, des Dichters Tochter. Er schrieb Mailänder Dialektgedichte (?ossis soelts gi (Zrossi « äi OsrI« Ports, Mailand 1817, erweiterte Auflage 1827; vollständig in „?oegis Nilsnssi g! Osrlo ?orw s lommas« Oross!", Mailand 1903), Versnovellen (NSsZong», 182«, Ulriea s 1837, I^s kuMtivu, 18tt), das Epos „I I^nmbsrgZ slls priins Ooecisw (Mailand 1826) und den historischen Roman ..Nare« Visconti" (Mailand 18R) im Stil von Mainonis „Verlobten" (deutsch von Czernowski, Köln und Aachen 1835), Ueber „Ildegonda": „Tag- und Iahreshefte" (1821) von Goethe, der an dieser Dichtung das Danteske bewundert, aber das Gruselige tadelt,

übrigen Italien seit vierzig Iahren um ein Iahrhundert in der Kultur voran ist.
Am zwanzigsten April 1814 wurde der Finanzminister Prina vom mailänder Pöbel, der von den Reichen und Adeligen bestochen und aufgehetzt war, mit Regenschirmen erschlagen. Er war der einzige geniale Mensch, den Napoleon in seinem Königreich Italien angestellt hat. Der fürchtete stets, daß dieses Königreich, dessen gesetzgebende Körperschaft er 1803 aufgelöst hatte, sich vonFrankreich losreißen werde. Zu Prinas Ermordung thaten sich drei Parteien zusammen: die österreichische Partei, die Partei Derer, die der Hochmuth des Vicekönigs Eugen (Veauharnais) verletzt hatte, und schließlich die ganz kleine Partei, die liberale Institutionen forderte. Die österreichische Partei, von den Priestern geführt und geschickter als die beiden anderen, täuschte sie mit einer Schlauheit, die dem vielgerühmten italienischen Scharfsinn wenig Ehre machte. Die österreichische Partei ließ sich von den reichen Kaufleuten, die der Vicekönig in seiner Bevorzugung des Adels vor den Kopf gestoßen hatte, große Summen vorschießen. Mit diesem Geld bestach man zweihundert Habenichtse; doch obwohl diese Leute ihr Geld in der Tasche hatten und durch die Gegenwart der vornehmsten Adeligen angefeuert wurden, die mit dem Schirm in der Hand (denn es regnete stark) mitten unter den Mördern standen und schrien, so hatte doch Keiner von ihnen den Schneid, Prina zu töten. Man riß ihn aus seinem Palazzo, schlug ihn nieder und ließ ihn fünf Stunden lang halbtot am Boden liegen, während man ihm alle Viertelstunden einen Hieb mit dem Griff eines Regenschirmes versetzte. In diesem Zustand schleifte man ihn vierhundert Schritt weit. Zwei Dragoner zu Pferde kamen vorüber; sechstausend Mörder ergriffen die Flucht. Die Dragoner ritten weiter, da sie keinen Auftrag hatten. Die sechstausend Habenichtse, darunter die zweihundert gedungenen Mörder, schaarten sich von Neuem um den armen Prina und schleppten ihn weiter. Sie kamen an der Kirche San Giovanni alle Case rotte vorbei. Der Priester dieser Kirche, obwohl nicht zur Verschwörung gehörend, ließ die Kirchenthüren schließen, als einige mitleidige Menschen, die den Körper Prinas umgaben, ihn dorthin tragen wollten. Er konnte noch sprechen und hatte keine tödliche Wunde; er rief mit ziemlich fester Stimme: „Um Gottes willen, macht ein Ende mit mir!" Eine jetzt von Buratti verherrlichte Persönlichkeit, der Marchese Marucci (Grieche von Geburt, russischer Spion und wilder Ultra), der Held der „Elefanteide" des venezianischen Dichters, nahm diese Bitte mit dem wüthenden Ruf auf: „Macht ein Ende! Macht ein Ende!" Endlich, um fünf Uhr, hörte der unglückliche Prina, den man mittags aus seinem Hanse gezerrt hatte, zu leben auf. Als der Pöbel ihn tot sah, verdoppelte sich seine Wuth; man schleifte den Leichnam durch die Straßen, bis er jede menschliche Gestalt verloren hatte. In der selben Nacht ward er heimlich auf den großen Kirchhof von Mailand an der Straße nach Como, genannt Il Foppon, gebracht,

Kaum war Prina ermordet und der mailänder Pöbel durch ein Verbrechen blosgestellt, so machte sich die österreichische Partei eben so lustig über die Bürger, die mit der Bevorzugung der Aristokraten durch den Vicekönig unzufrieden gewesen waren und die das Geld hergegeben hatten, wie über die geringe Anzahl junger kopfloser Liberaler, die nicht einsahen, daß die Lombardei, ehe sie zu einer Verfassung reif wurde, vierzig Iahre lang den aufgeklärten Despotismus eines Napoleon nöthig hatte.
Ich brauche nicht zu betonen, daß alle alten Mißstände mit der österreichischen Verwaltung wieder einkehrten. Diese Verwaltung war zwischen 1814 und 1820 klug und menschlich; der Statthalter von Belleville und nach ihm der Graf Saurau waren gemäßigt und anständig; nur wurden sie vielfach vom Adel beeinflußt, der sich nach seinen alten Vorrechten zurücksehnte und diesen besonnenen Statthaltern zu sagen schien: „Wozu haben wir Prina denn ermordet?"
Die Unzufriedenheit war im Iahr 1816 groß, als man eines schönen Morgens auf dem Straßenpflaster mehrere Kopien des berühmten Gedichtes fand, zu dem ich jetzt von den politischen Erörterungen übergehe. Es betitelt sich in mailandischem Dialekt „LI äi Ä'ineosu" (Der heutige Tag), Vision. ,M Si g'moosu" bedeutet auf Mailändisch auch: „So weit sind wir gekommen". DerDichter läßt einen gutmüthigen Mann von gesundem Verstand, doch abergläubig und voll Haß gegen jede Regirung, reden. Das ist nngefähr die Personifikation des heutigen Lombarden; wenigstens ist es die Menschenart, der ich in Venedig täglich begegne. Der gute Mailänder spricht im familiärsten Stil, dem malerischsten, den ich kenne, im Stil des Engländers Crabbe,*) doch hundertmal feuriger.**)

Es war in einer gruseligen Nacht,
Schwarz wie ein Wolfesschlund, ganz ohne Sterne.
Kein Schritt und Tritt, den was Lebendiges macht,
Kein Athemzug, Ein Hund nur heulte ferne,
Als meldet' er was Fürchterliches an
Und sähe den leibhaften Sensenmann.
Ich stapfte heim nach Mailand; auf der Straße
Von Como kam ich mutterseelallein.
Ich lief drauf los und wahrlich nicht zum Spaße:
Bei dem Geheul ging mirs durch Mark und Bein.
'ne ferne Thurmuhr hört' ich durch die Nacht,
Ich horchte; ausgerechnet: Mitternacht.
Da eben tauchte dicht vor mir empor
'ne niedre Mauer: ich erkannte sie.

^) George Crabbe bis Z832), englischer Dichter von kräftigem Realismus.
**) Stendhal giebt das folgende Bruchstück in Prosaübersetzung. Es ist von mir in deutsche Verse übertragen worden.

Tommaso Grossi.

Es war die vom Foppon; das Gitterthor
That sich schon auf; mir schlotterten die Knie.
Ich sah hindurch: dort schlief mein Mütterlein. . .
Auf einmal puffts — ein greller Flammenschein.
Und auf den Kirchhofskreuzen all im Rund
Juckt fahler Widerschein (wie ward mir bange!),
Die Kreuze bebten und es barst der Grund.
Und eine Stimme, schwach, doch lang, o lange,
Scholl irgendwo hervor aus Grabestiefe,
Wie wenn ein Sterbender um Hilfe riefe.
Doch schließlich ward sie klarer und zuletzt
Rief sie: „Freund Rocco, komm doch einmal her!"
Als ich Das hörte, war ich baß entsetzt,
Denn Rocco hieß ich selbst. Wie Blei so schwer
Ward jedes Glied mir und verwirrt der Sinn,
Und wie 'ne Faschingspuppe plumpst' ich hin.
Was dann geschah? Ich weiß nichts als das Eine:
Als ich zu Sinnen kam, befand ich mich
Im Dunkeln auf 'nem Saufen Tatenbeine.
Und diese Knochen, hu, die regten sich
Iust unter mir und, meiner Treu, ich rollte
Fast in ein Grab, als ich aufstehen wollte.
In dieses Grabes Schoß sah ich 'nen bleichen
Schein, der sich sacht erhob. Ich starrte hin:
Lag ich im Traum? Wacht' ich? War da 'ne Leiche?
Endlich erkannt' ichs: ein Gespenst lag drin
Und reckte sich, ein Lichtlein in der Hand,
Allmählich hoch, halb über Grabesrand,
Gott, wie es aussah! Rühren konnts 'nen Stein!
Der blut'ge Mund, zahnlos und arg verschwollen,
Die Lippen ausgefetzt, das Nasenbein
Zertrümmert und die Augen vorgequollen.
Der Schädel eingedrückt, verrenkt die Arme,
Die Brust voll Beulen, daß es Gott erbarme!
Dem unglücklichen Geiste fiel das Haar
In wirren Strähnen nieder in das wunde
Gesicht, mit Blut, das dick geronnen war,
Und Schmutz verkleistert, festgeklebt am Munde,
Den Schlamm und Blut erfüllten; das Gebiß
Nur ein paar wackelige Zähne w'ies.
Mir war ganz wunderlich zu Muth, Ich stand
Noch immer da und wußte nicht, obs wahr,

Die Zukunft,
Ob es ein Traum war, starrte unverwandt
Auf die Gestalt; mein Athem stockte gar,
Als ich so sah, wie dieser arme Wicht
Die Arme regen wollt' und konnt' es nicht.
Denn wie er sich auch quälte mit den Knochen,
Das Fleischgeklump erhob sich nicht vom Rumpf
Und seine Glieder sanken wie gebrochen
Wieder zurück; er konnte nur den Stumpf,
Der an den Schultern saß, ein Wenig heben
Und baumelnd hing der Rest wie ohne Leben.
Als Das nun eine Weile so gewährt,
Merkt' er: es war umsonst. Da, voller Wuth,
Warf er den Kopf zurück. Das Haar, beschwert
Mit all dem Schlamm und dem verdickten Blut,
Fiel ins Genick. Nicht so zum Gruseln mehr
Schaud er nun aus; und also redet' er:
„Wie geht es heuer denn in Mailand zu,
Seit anno Vierzehn, zwanzigster April?"
Als ich Das höre, schwant' es mir im Nu:
Das ist wohl gar. . . Ich starr' ihn an und will
Die Iüg' erkennen, wissen, wie er heißt:
Bei Gott, es ist Minister Prinas Geist!
„Ach Excellenz, ich bitte, mir zu glauben,
Bei diesem Schurkenstreiche war ich nicht;
Ich machte mich gleich anfangs aus dem Staube."
Und er darauf: „Deswegen frag' ich nicht.
Was profitirte Mailand? War es klug,
Daß man mich, schnöder als 'nen Hund, erschlug?"
„Gebs Gott, Herr Graf, daß dieses Bubenstück
Zum Himmel Sie befördert aus der Gruft!
Was uns betrifft, so wars kein großes Glück;
Bei San Fedele gabs ein Bischen Luft, , ."*)
„Wie?" rief der Geist. „Die Freiheit..." „Leise doch
Pst! Excellenz, sonst steckt man Sie ins Loch!"
Da sah ich, wie sein blutiges Gesicht
Zur Fratze sich verzog, als wollt' er lachen.
Nun faßt' ich mir ein Herz und gab Bericht
Von allen mittlerweil passirten Sachen.

*) Anspielung auf den öffentlichen Platz, der an der Stelle von Prinas zerstörtem Palast angelegt wurde. Dieser Platz liegt gegenüber der Kirche San Fedele. Das war der einzige Vortheil, den Prinas Ermordung den Mailändern brachte (Stendhal),

Tommas« Gross!. l)J
Von Anfang an, geordnet sagt' ichs her,
Beginnend mit der Deutschen Wiederkehr . .,
„Kaum waren sie im Land, so wirkt der Baß
Ihrer Teutonenstimmen so sehr auf die Esser
Der kleinen Brote/) daß ein Aderlaß
Vonnöthen war und sie nun ganz ans Messer
Geliefert sind; sie waren ja durch Darben
Längst so entkräftet, daß sie beinah starben . . .
Derweilen füllen sich mit unserm Brot
Und Korn die Speicher, fremdem Volk zum Lohn;
Und wenn die Armen schrein in Hungersnoth,
So thut man nichts, als eine Petition
Nach Wien an den Reichshofrath abzufassen:
Ob man sie soll, ob nicht verhungern lassen.
Doch da besagter Hofrath „Eil mit Weile"
Zum Grundsatz hat und sich gar lang besinnt,
So speist man uns mit Glauben mittlerweile,
Lehrt Gottesfurcht, damit wir ruhig sind.
Die Religion ist ja recht schön und gut,
Wenn man dabei nur nicht verhungern thut,
Derweil ist Mailand nun voll Eitelkeit,
Voll Grafen, Rittern, Lumpen jeder Sorte,
Ganz ohne jeden Grips, doch stets bereit
Zu Fußtritten, den Mund voll frecher Worte.
Verdienst, doch arm und ohne Adelsbrief,
Verkriecht sich in den Kehrichtwinkel tief. . ."
So lang und breit klagt' ich ihm unser Leid,
All das enttäuschte Hoffen, seit der Stunde,
Wo uns die Deutschen, wie es heißt, „befreit".
Er rührte nicht ein Glied, hing mir am Munde,
Hielt selbst den Athem an. Iedoch ich spürte,
Daß ich damit nur seine Freude schürte.
Denn wer Minister war, hat auch im Grabe
Das Herz von einem; und man findet nicht
Für solche Ohren eine bessre Labe
Als Klag' und Leid. Indeß dem armen Wicht,
Nach den Erfahrungen, die er gemacht,
Sei seines Herzens Härte nicht verdacht!

*) Das Brot wurde theurer und die Brötchen um die Hälfte kleiner (Stendhal).

Die Zukunft,
Genug, kaum merkt' ich Prinas Wohlbehagen,
Flugs wandte ich das Segel, denn, bei Gott,
Nie werd' ich 'nem Minister Etwas sagen,
Das ihm gefällt, ob lebend oder tot.
Den Faden meiner Rede spann ich fort,
Doch anders nun; ich sagte, Wort vor Wort:
„Herr Graf", begann ich, „müssen nämlich wissen,
Daß wir in Mailand, trotz den deutschen Bauern,
Zufrieden sind mit unfern Leckerbissen,
Ia, lustig wie der Papst und ohne Trauern
Die bittren Pillen schlucken wie Konfekt,
Weil Kaiser Franz uns liebt und Liebe weckt.
"
> '! ^ i' !! ^'!'
Hier wird der Satiriker maßlos, ohne einen Augenblick aufzuhören, lustig zu sein. Diese Farbe bringen wir in unserer blassen Wievergabe nie heraus. Der Dichter ist da unvergleichlich, wo er von den allgemeinen Klagen der Lombardei zur Persönlichkeit der Tyrannen, der großen und kleinen, übergeht, die sofort nach Napoleons Sturz wieder auftauchten. Alle Erbärmlichkeiten kamen wieder zum Vorschein (genau wie in Frankreich nach der Rückkehr der Bourbonen anno 1814). Der Dichter schildert sie mit äußerster Energie und vermeidet doch stets sorgsam den gehobenen Stil. Seine Beschreibungen wären in der Uebersetzung oft furchtbar. Das kommt von dem Unterschied zwischen unserem Phlegma und der Erregbarkeit dieses Landes, das zweitausend Iahre vor uns eine Kultur besaß. Die Energie mißfällt in Italien nie; sie kann nicht mißfallen. Die Gefühlsweise dieses Volkes ist wunderbar; seine erste Regung den Künsten gegenüber ist stets richtig. Lächerlich ist nur, wie es über die Künste redet. Kürzlich hörte ich Canova in Rom alle Bildhauer loben, die man erwähnte; selbst an den erbärmlichsten Steinmetzen, welche die menschliche Gestalt kaum wiederzugeben wissen, fand er Etwas zu bewundern. Obwohl vom Papst und von dem Kardinal Consalvi protegirt, fürchtete er doch, sich Feinde zu machen. Der Einfluß der Iesuiten und der Regirung hat die Kunstkritik der Italiener jämmerlich erniedrigt. So ist es den Iesuiten seit zweihundert Iahren gelungen, Dante als „schauderhaft" empfinden zu lassen. Erst seit dreißig Iahren wagt man, diesen Großen wieder nach seinem Verdienst zu bewundern.

Der Dichter, dem man die „Vision Prina" verdankt, hat sich offenbar an Dante gebildet; es ist die selbe Energie und die selbe erschreckende Wahrheit des Ausdruckes. Ich habe sechs Monate gebraucht, um das Mailändische gut zu verstehen, doch ich habe diese Mühe nicht bereut, da sie mich in den Stand setzte, diese köstliche Satire zu lesen; weder Crabbe noch Lord Byron besitzt die selbe Energie. Der Dichter vermeidet die pomphaften, abstrakten, philosophischen Ausdrücke, mit denen Lord Byron prunkt; er wählt stets das familiärste, komischste,

malerischste Wort; er wendet sich nie an den Geist; er malt.Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das ganze Geschlecht der Pedanten, die Petrarca anbeten, alle die geistlosen Nachahmer, auf den lombardischen Dichter wüthend sind. Diese armen Eunuchen hassen vor Allem die Energie. Es giebt hundert Dichter von dieser „Kraft", die Sie zum Gähnen bringen würden.

Ich zweifle nicht, daß Lord Byron in seinem Beppo und Don Iuan den Stil Burattis stark nachgeahmt hat. Nach einjährigem Aufenthalt in Venedig, wo alle Welt von Buratti redet, hat Byron in dessen Stil geschrieben.*) Die Vision „Prina" war ihm nicht unbekannt; mehrere Stellen in seinem „Don Iuan" erinnern mich daran; doch da kein Engländer Mailändisch spricht noch es je einer lernen wird, so wird alle Welt diese Nachbildungen leugnen. Stendhal.

Das ist ein Abschnitt aus Stendhals Buch „Reise in Italien", das Herr von Ovpeln-Bronikowski, „in deutscher Bearbeitung", bei Diederichs erscheinen läßt. Der Autor (Henry Beyle, genannt Stendhal) hat ihm das Motto gegeben: „Die Welt ähnelt einem Buch, von dem man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nur seine Heimath kennt. Wer außer einem Herzen auch nur noch ein Hemd besitzt, verkaufe es, um die Landschaft am Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, in Rom den Vatikan und bei Neapel den Vesuv zu sehen". In einer sorgsam vorbereiteten „Einleitung" sagt der Uebersetzer: „Dieses Werk ist subjektiver als die.Römischen Spazirgänge'. Stendhal war jünger, rascher fertig mit seinem Wort und trat mit seiner freien, frechen Art, wie Goethe es nennt, so recht als der Kavallerieoffizier auf, der, als Dilettant, alle Dinge nur nach ihrem Vergnügungwerth abschätzt und gern von oben herab auf sie blickt. Diese kecke, lässige Grazie, die manchmal auch ins Schrille und Aninaßliche umschlägt, giebt dem Buch einen besonderen Reiz. ‚Er zieht an, stößt ab, interessirt und ärgert: und so kann man ihn nicht mehr loswerden.' Das hat Goethe über Stendhal gesagt. Der saß, als Kind einer Uebergangszeit, zwischen zwei Stühlen. Trieb und Kunstgeschmack zogen ihn in ein anderes Zeitalter als sein Kopf; in seinem widerspruchsvollen Ich wurde eine tote und eine kommende Kultur geherbergt. Der Egotismus war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung: ohne ihn wäre seine Persönlichkeit zerfallen".

*) Die unmittelbare Anregung zu „Beppo" bot wohl ein Gedicht des Pseudonyms Whistlecrast (Iohn Hookham Frere) „König Arthurs Tafelrunde", das, wie Byrons Dichtung, in scherzhaften ottavs rims geschrieben war und in Venedig im Oktober 1817 in seine Hände gelangte. Er war von der vis eomios dieser Versart so betroffen, daß er sofort einige achtzig Strophen aufs Papier warf. Aus ihnen entstand „Beppo" im Karneval 1»l« nnd erschien im selben Frühjahr in London.

Opfer.
Provinzbanhen, deren Selbständigkeit durch berliner Kredite
SM beschränkt ist, haben einen schweren Konkurrenzkampf zu führen; und die Wahl vertrauenswürdiger, geschäftlich tüchtiger Personen, denen man die Leitung einer Filiale anvertrauen darf, wird immer schwieriger/ Allmählich zeigt sich eben die Schattenseite der Konzentration. Wie kann die Gefahr persönlicher Mängel ausgeschaltet werden? Der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes rief die Interessenten zu einer Besprechung über die Mög, lichkeiten der Bekämpfung von Veruntreuungen der Angestellten. Man sprach vom lockeren Lebenswandel, von den verführerischen Reizen der Börsenspekulation und von Fehlern der Kontrole. Die müssen besonders scharf aufs Korn genommen werden. Wer sich von Schuld und Fehle frei weiß, wird keine Kontrole scheuen. Die Betrugsfälle, von denen in den letzten Iahren gesprochen wurde, zuletzt der Fall Willhardt bei der Mitteldeutschen Kreditbank, ließen Lücken im Kontrolsystem erkennen. Ob es möglich sein wird, den Beamten das Spekuliren ganz abzugewöhnen, ist mindestens fraglich. Aber die exponirten Leute müßten unter strengster Aufsicht stehen. Die Bank muß der Beamten, denen sie die Verwaltung ihrer Niederlassungen anvertraut, ^ unbedingt sicher sein. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank in Nürnberg, die von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und von der Diskontogesellschaft gegründet wurde, hat mit einem Stellvertretenden Direktor ihrer augsburger Filiale böse Erfahrungen gemacht. Durch Fälschung und Briefunterschlagung brachte der Mann (Hetzler heißt er) eine volle Million an sich. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank hatte sich bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen um Ueberlassung von Reportgeld beworben und die Gesellschaft erklärte sich bereit, eine Million Mark herzugeben. Die Transaktion war nichts Außergewöhnliches, sondern ein Geschäft, wie es im Verkehr zwischen Banken und industriellen oder anderen Unternehmungen, die über liquide Mittel verfügen, oft vorkommt. Der Abschluß des Geschäftes wurde der Bank in Augsburg von Ludwigshafen aus schriftlich bestätigt und erst acht Tage nach diesem Schreiben kain das Geld zur Auszahlung. Die Centrale in Nürnberg hätte von diesem Handel erfahren, wenn Hetzler den ludwigshafener Brief nicht unterschlagen hätte. Eben so verfuhr er mit dem Schreiben, das die Absenkung der Million bestätigte. Unter die Dokumente, die nach Ludwigshafen gingen, setzte er den Namen des zweiten Prokuristen; die Briefe, die an die Badische Anilin- und Sodafabrik kamen, boten also keinen Grund zur Beanstandung. Die wesentlichste Chance, mit der Hetzler rechnen durfte, war die Abwesenheit des Mitdirektors. Aer war auf Urlaub und wohl nicht voll ersetzt; Hetzler hatte drum ein ziemlich leichtes Spiel. Wie weit seine Vollmacht ging, zeigt die Art, in der er über die Million verfügte. Er ordnete telegraphisch an, das Geld

solle zunächst der frankfurter Filiale eines berliner Institutes überwiesen und von diesem an belgische und französische Banken weitergegeben werden, bei denen Hetzler große Engagements in Goldshares und amerikanischen Papieren laufen hatte.
Auch die Bank hat einen Fehler gemacht. Sie erklärte, der Schade, den Hetzler angerichtet hat, sei nicht von ihr zu tragen. Die Vadische Anilin- und Sodafabrik und die Banken, bei denen Hetzler die gestohlene Million hinterlegt hatte, wären also die Opfer geworden. DerWiderhall, den diese Ankündung fand, mußte die Bayerische Diskontobank lehren, daß sie ihren Kredit gefährde. Sie hat die übereilte Wahl ihres Standpunktes bald aufgegeben und in einer Sitzung des Aufsichtrathes beschlossen, die ludwigshafener Gesellschaft schadlos zu halten. Das ist die für ein angesehenes Finanzrnstitut einzig mögliche Konsequenz. Kunden für Betrügereien der Angestellten haftbar zu machen, ist undenkbar. Wenn auf beiden Seiten die Voraussetzungen eines rechtlich wirksamen Geschäftsabschlusses gegeben waren, wenn insbesondere der Angestellte zur Vornahme der Transaktion legitimirt war, muß die Bank den Schaden tragen. Die Dividende der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank soll von 6 auf 6 Prozent herabgesetzt werden, damit schon aus dem Gewinn des letzten Iahres eine Rücklage zur Deckung des Verlustes gemacht werden kann. Die Aktionäre spüren also die schmerzhafte Wirkung des Millionendiebstahls. Auch diese Art der „Risikovertheilung" fordert zu Widerspruch heraus; denn verantwortlich sind nicht die Eigenthümer der Bank, sondern die Personen, die von ihnen zur Verwaltung berufen wurden. Vielleicht können sie nachweisen, daß alle erdenklichen Kautelen vorhanden waren und die Unterschlagung einer vis viszor zuzuschreiben ist. Doch zunächst müßte untersucht werden, ob der augsburger Filialdirektor unter genügender Aufsicht stand. Die Mitteldeutsche Kreditbank bekam keine Lobsprüche zu hören, als sie ihre Aktionäre an der Deckung der vom „süßen Harry" unterschlagenen 700 000 Mark mitwirken ließ. Nun stelle man sich vor, wie die erste Erklärung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank wirken mußte, die sogar den Kunden für das Vergehen des Angestellten haftbar machen wollte. Die Banken sind auf fremdes Geld angewiesen und müssen deshalb für die ihnen anvertrauten Kapitalien bürgen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik zog aus der ersten Erklärung der Bayerin den richtigen Schluß: sie sagte den mit ihr arbeitenden Banken, daß sie den Verkehr mit ihnen nur fortsetzen könne, wenn sie die Unterschriften auf ihren Briefen notariell beglaubigen lassen. Nette Aussichten. Telephon und Telegraph wären für diesen Verkehr also ausgeschaltet. Ein anderer Kunde, der mit dem bayerischen Bankinstitut Iahre lang gearbeitet hatte, fragte, ob die Bank etwa darauf bestehe, daß die Echtheit ihrer Unterschriften besonders geprüft werde, und drohte für diesen Fall mit dem Abbruch der Geschäftsverbindung. So unerquickliche Auseinandersetzungen hätte sich die Verwaltung der Bank erspart, wenn sie weniger schnell mit der „Regelung" des Schadensersatzes bei der Hand gewesen wäre.

Die Württembergische Vereinsbank, die sich in den letzten Iahren durch eine ziemlich rasche Expansion hervorthat, ist durch eine ihrer ältesten Zweigniederlassungen (in Heilbronn) geschädigt worden. Der Verlust wird die Dividende nicht verringern, zeigte aber Kontrolmängel, deren Eingeständniß nicht angenehm ist. Die heilbronner Filiale gewährte einer Firma, die in Schwierigkeiten gerieth, einen Kredit von einer Million Mark, obwohl die Centrale in Stuttgart nur 200000 Mark bewilligt hatte. Ueber 800000 Mark gab der Filialdirettor auf eigene Faust gegen Accepte, die in die Obligobücher und Auszüge nicht eingetragen waren, so daß bei Revisionen die Kompetenzüberschreitung nicht entdeckt werden konnte. Die stuttgarter Direktion sagt, daß sie „durchaus berechtigt" gewesen sei, dem heilbronner Beamten „weitgehendes Vertrauen" entgegenzubringen, läßt aber merken, daß auch ihr das Aufsichtsystem mangelhaft scheint. Man darf eben den psychologischen Einfluß des Wettbewerbes unter den Konkurrenten auf den Außenposten nicht unterschätzen. Ieder im Feld stehende Beamte will der obersten Armeeleitung zeigen, was er kann. Das bringt nicht nur Anerkennung, sondern auch Gewinn. Und dieser Kampf um die Tantieme rückt schließlich die Grenzen der Vorsicht bei der Kreditgewährung allzu weit hinaus. Die ganz guten Objekte sind meist schon in festen Händen. Die Großbanken mit ihren überall verstreuten Außenforts lassen so leicht keinen Gegner aufkommen. Der kleine Souverain muß lange nach einem Angelplatz ausspähen und fängt dann natürlich nicht lauter Goldfische. Wer seiner Geldquellen nicht ganz sicher ist, darf zufrieden sein, wenn er ohne böse Erfahrungen auskommt. Die stellen sich ein, sobald der Himmel sich bewölkt. Ein Opfer der marokkanischen Krisis nennt sich die Göttinger Bank, die gezwungen war, ihre Iahlungen einzustellen. Sie hat viel mit dem Geld kleiner Leute gearbeitet,die ihr dieErsparnissebrachten. Die Summe der Spargelder allein (ohne Kontokorrentkreditoren) war in der letzten Bilanz mit 3,68 Millionen ausgewiesen. Die zur Verfügung stehenden Guthaben wurden zum Theil in Engagements gesteckt, die erhebliche Verluste brachten oder schwer lösbar waren. Der Wunsch, die Rentabilität des im Betrieb arbeitenden Kapitals zu steigern, ließ die Gebote der Vorsicht vergessen. Daß die Kundschaft einer Bank, die gern und reichlich giebt, vor Spekulationpapieren nicht zurückschreckt, läßt sich denken. Und die hastigen Schlingerbewegungen der newyorker Börse sind an mancher „Verstimmung" in den Konten deutscher Finanzinstitute schuld. Aber die Göttinger Bank hätte sich, trotz früheren Verlusten, zu halten vermocht, wenn ihr nicht in letzter Zeit erhebliche Posten von Depositengeldern entzogen worden wären. Sie hat in sechs Monaten mehr als 1V^, Millionen zurückgezahlt. Das hat Marokko verschuldet. Ein Opfer der Politik; noch kein zu schweres. Oiseits: welche Gewalt das Volk mit seinen Spargeldern besitzt. Ginge es ohne die, so brauchtedieWirthschaft nicht bei jeder Sensation um den Lebenssaft zu zittern. Ladon.

Herausgebe: und Verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden In Berlin. — Verla» der Zu.'unft in Berlin. — Druck von Paß S Sarlcb <S, m. b S, in Berlin.

Berlin, den 21. Oktober 1911.
Trisektion.
?us der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk
GM der Mittelmeerbahn gerefft. Durch die Dardanellen durfte,
über Odessa-Budapest-Benedig wollte er nicht fahren. Als er in
Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium
gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: »Was
kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar
sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem
Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbe-
theuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wich-
tigen Entscheidungen der letzten Iahre sind, in Ostasien und am
Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren
Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß ge-
worden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt,
verschwatzt, verzaudert. Ansere Berhandlungfähigkeit reicht nur
just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte
Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deut-
scher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Briten-
concern für ein Weilchen zurück. Darin sah Herr Bassermann,
Parteihaupt und Quaestor, einen Erfolg, »der an die glänzend-
sten Zeiten bismärckischer Staatskunst erinnert". Weniger Kurz-
sichtige stöhnten: So tief sind wir nun unter der alten Höhe, daß
wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern müssen?
Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdring-
licher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der
Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen
als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den

Tag, der Deutschlands Kolonien nnter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeres» grund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würdenvergnügt dieHände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite tzeimath liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesenTag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig inNord und Süd. Nnd nur ein Tropf oder ein Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.
„Aber wir haben, Du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und Du hast eben erst wieder gelesen, daß die italienische Regirung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Werth kein anderes Bündniß ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuenAbkommen Italien nicht im Geringstenhindern,einzuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben.Was ist in Cowes, Cherbourg.Racconigi denn erstrebt worden?DieErhaltungdesFriedens; die Sicherung des Status quo. Warum.Du närrischer Jeremias,soll mit solchenTendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund unvereinbar sein?" Darauf antworte ich: Diesen albernen, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwatz haben wir allzu lange schon gehört. Schluckt ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß Euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüsselt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens neue Verträge, Pools, ententes nöthig seien. Lüge das Leierlied, das in hundertStrophen betheuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissentliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund... So derb und grob muß man zu Denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.
»Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichtsderzurZeitscinesAbschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war; aber einfür jcdenWechselhaltbares.ewigesFundamentbildet er eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und 5cr Deutsche Bund." Diese Sätze hatBismarck nach der Entlass-

unggeschrieben;er hielt das Bündnißinstrument für ziemlich verbraucht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Ängliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffetgefährde die italischeFreiheitund die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den Nsurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darinAndank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischerList sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübe, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon ci'amour nach Monza ging. »Folge des caprivischen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Oesterreich die alte Irredentarechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschutz angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wirds Zeit, diese Seite unseres Festungdreiecks mit ziemlicherVorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Nnd so lange wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen." Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-italo-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden? Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zurWaffenhilfe gegen französischen

Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die seinWirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. SchonNigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit Conrad von Hötzendorff einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. FürItalienhatderDreibundvertragden Werth einerWartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegenitalienischen.(Bis aufWeiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Iahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischenHerrendarum schelten? Nein. Sie hand ein, wie sie müssen; zu müssen wähnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie möchten ihren unter österreichischerHerrschaft lebendenLandsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in einItalermeer wandeln und vonAlbanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn derschwarzgelbeWall überklettert ist. Wirkönnennichts fürsie thun; sie auch nichtmehrmitderDrohungschrecken, Oesterreich werde uns beiAbwehr undAngriff an seinerSeite finden. Wirkönnennichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britaniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zumletztenWankimKleinstennochTreuehalten.SeitsiemitFrankreich in Eintracht leben, gehts ihnen gut und sie haben den größten Theil ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft.KeintriftigerGrundalsozumTadel.NichteinmalderUnauf-

richtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft mit künstlich hergestellten Blumen in reicherer Fülle noch alsAndere bedacht. Längst aberihresHerzensWollennichtmehrgeborgen. Bisconti-Venosta war in Algesiras der Organisator unserer Niederlage. Im Balkanstreit stand Italien gegen die Verbündeten. Als Herr von Bethmann sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, hagelt es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von Barrere herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikitas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Ist dasAlles noch nicht deutlich, nicht aufrichtiggenug? Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzelnd aufschaut und fragt: »Regnets?" Herr von Bethmann-Hollweg mußte, ruhig und artig, doch deutlich, zu dem Herrn derConsulta sprechen. »Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern,nicht überall und immer mit unserenidentisch. Italien wünscht für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch dieMinderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben,noch, vonIhnenBeträchtliches erlangen zu können. DasBündniß, das in derZeitRobilants undCrispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerischeRücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Ans bringt es in eine unbequeme Lage,diedasdeutscheVolkmitseinerWürdenichtmehrrechtvereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wennmanbeiuns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte. Olissons... Iedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes.auch die winzigste,fortannichtmehr zudenken.Aber empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem vei -

ständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten VertragesFortdauer stifte doch keinen Schaden. Wittern SieindemWiderspruche eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immerhin besser aussieht als die kahle graue Mauer, äemeurant les ineilleurs n'Is 6u monäe. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete weder gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. And fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Anwerth doch jeder Sachverständige kennt. ,Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!' So mag derSchwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Afern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt."
Dürfen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und dicFetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar so paßt,denFluchderLächerlichkeit aufuns laden? Wir müssen nicht: wenn die Volkheit noch die Kraft hat, ihren Dienern den nationalen Willen aufzuzwingen. Fordert neue Schmach einen neuen Treubund? Noth wird ihn noch einmal gebären.
Vor dem Sumpf, in den die Reichswürde zu sinken droht, kann nur eine entschlossene Schaar tapferer Patrioten sie bewahren.

Das wurde vorzwei Iahren hiergesagt; schonseit 1892, immer wieder, auf die Entwerthung des Dreibundes hingewiesen. Vergebens. Jetzt hat Italienchem Türkenreich Tripolitanien und die Kyrenaika entrissen, durch diesen kecken Streich (auf den London und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundes» genossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie niedrig es den Nutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches zurücksehnt? Als (gerade vor dreißig Iahren) Mancini und Blanc über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus langende Bürgschaft; fürs Miltelmeer wollte er nichts versprechen, mit der Sorge für die interets primorcliaux Italiens nicht bclaHet sein. Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freundliches Verhältniß zum Deutschen Reich eben so unentbehrliche Voraussetzung des Dreibundes war wie der franko-italische Zwist. Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht, seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen, konnte niemals bestritten werden. Daß Baratieris Heer bei Adua vernichtet, Italien durch den von England geförderten Aufstand der Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kassala den Briten zu räumen, trübte die Stimmung zwischen den durch „traditionelle Freundschaft" (Rudini) verbundenen Völkern. Italien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten Und möchte sich in Tripolitanien entschädigen. England erlaubts nicht; und giebt, in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Franzosen, als Pflaster fürFaschoda,dastripolitanischetzinterland.ImnächstenIahrsind Hanotaux undVisconti-Venosta eiing.Frankreich leiht denItalienern wieder Geldund kauft ihnen Waaren ab: die ententefranco'iw. lienneistEreigniß.Frankreich wird inTripolis,Italien inMarokko denwiedergefundcnenlateinischenBrudernichtamVormarschhindern. DerDreibund? „DerVertragenthältnichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringstenzuhemmen."(MinisterPrinetti.),,InkeinemFall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen unser Land gerichteten Drohung werden." (Minister Delcasse.)So weitsind wir im Sommer 1902. Noch im Januar hat Eng-

land vonMalta die Kreuzerl'Keseus-und«Surprise «nach Bomb« und Tobruk geschickt, um an Tripolitaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer Expansion in türkisches Land zu warnen. Laut ist in Rom ja schon gefragt worden: ^nciiamo a l'npoli? HerrDelcasse wirkt bei seinenlondonerGönnernfürItaliens Sache. Unterstaatssekretär Bacelli muß im Parlament erklären, die Regirung denke nicht an die Annexion Tripolitaniens und derKyrencrika. Das genügt; Italiens «Rechtekauf dieseGebiete werden von dem Ministerium Salisbury anerkannt und King Edward giebt der Zuversicht Ausdruck, daß die alte anglo-italische Freundschaft nie enden werde. Mit Rußland (Giers, Iswolskij), Frankreich, England hat Italien seinen Handel im Reinen; der Dreibundvertrag schließt solche Geschäfte nicht aus. Die Abwickelung ist nicht eilig. Wenn dieTürkei aber zu erstarken scheint,Frankreich mit deutscherNachhilfeMarokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so empfindlich geworden ist, daß Britanien den seinem Concern Zugehörigen nichts versagen darf.dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum ließen wir den Text desVertrages vom zwanzigsten Mai 1882 ändern, das Vertragsinstrument völlig entwerthen? I^ostra maxima culpa.
Noch aus Fehlern weiß derKlugeZins zu ziehen. Nach dem italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den Vertrag kündigen. Höflich; der Botschafter durfte kein nach Tadel schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeuten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Consulta gebeten habe, dastripolitanischeAbenteuer noch aufzuschieben. Da wir nichtArminArm mit denTürkendieWestmächtesammtRußland in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Islam, der aus Deutschland zwar oft schöneWortegehört, in Deutschland aber noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat, mindestens zeigen, daß unserWeg von Italiens abbiegt. Die Demonstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet. Zugleich in Rom und in Konstantinopel «sympathische" Gefühle ausdrücken, gar (nach Englands Herzenswunsch) den Schutz der in der Türkei lebenden Italienerübernehmen: Dümmercswarnichtzu ersinnen. Wird solche Pfuscherei von deutscher Geduld noch lange ertragen?

Der Kampf um den Stil.

M8n seinem Buch „Der Kampf um den Stil" verräth uns Kurt Hermann ein großes Geheimniß, ein „Gesetz" seiner Kunst, das als ein Leitstern über allen seinett Gemälden leuchtet. Seit langen Iahren schon sucht er in seinen Kompositionen stets das Verhältniß des „Goldenen Schnitts" zu verwirklichen, „und auch bei anderen Künstlern scheint erfreulicher Weise die Bedeutung dieses Goldenen Schnittes für die Kunst neuerdings mehr erkannt zu werden." Ein Freund von ihm, Dr. Goeringer, Arzt und Künstler, hat, wie uns Hermann sagt, „schon vor achtzehn Iahren die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit dem Goldenen Schnitt festgestellt".

Kurt Hermann und Dr. Goeringer gehören offenbar zu jenen hochbegabten Leuten, die, trotzdem Iames Watt schon lange tot ist, immer wieder zum ersten Mal die Dampfmaschine erfinden. Von dem Mysterium des Goldenen Schnittes erwartete man ja schon in pythagoreischen Tagen alle Einblicke in die Natur der Dinge. In den fünfziger und sechziger Iahren des vorigen Iahrhunderts hat man allerdings über diesen „Goldenen Schnitt" lebhafter hin und her gestritten; als der Aesthetiker Zeising „die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit ihm festgestellt", in ihm die schon feit Giottos Tagen stets gesuchte Idealproportion gefunden zu haben glaubte. Der Künstler braucht nur diese Idealproportion zu wissen und nach ihr mors Ws.tQeinatiOo sein Gemälde zu konstruiren: und er kann gewiß sein, daß fein Werk alle Formgefühle der gesammten Menschheit vollkommen befriedigt und entzückt, Und sollte es dennoch einen Menschen geben, einen unverbesserlichen Individualisten, der hier nur nicht sieht, wie die Anderen sehen, so wird ihm einfach bewiesen, daß er gar nicht anders sieht, sehen kann und darf, als der Goldene Schnitt befiehlt. Beharrt der Mensch trotz Alledem auf seinem Widerspruch, so besitzt jeder Aesthetiker das heiligste Recht darauf, ihn ins Irrenhaus stecken zu lassen. Auch Kurt Hermann wird jeden Kritiker, der einen Einwand gegen eine seiner Kompositionen erhebt, zu Boden schmettern: „Sie Ignorant, ich habe ja doch nach der goldenen Regel vom Goldenen Schnitt mit Elle und Millimetermaß gearbeitet!" Die mathematische Kunstformel 3:3^ S: (3 5) ist demnach ein über alle Rafaels und Rembrandts erhabenes, Diese bestimmendes und beherrschendes Kunstgesetz, eine göttliche Macht, die sofort aus jedem Stümper, aus einem Menschen ohne alle Formgefühle ein Genie des feinsten und höchsten

Formempfindens machen kann. Eigentlich brauchen wir uns überhaupt kein Gemälde mehr anzugucken. Beseligt und entzückt starren wir auf diesen Satz 3:5^-5:(3'l.ö). Denn die Idealproportion, die uns bei den Meisterbildern in solche Begeisterung und solches Staunen zu versetzen vermag, ist ja doch von vorn herein schon in diesem „Gesetz" enthalten. Wir sagen mit Plato, daß, wer die Idee selber zu schauen vermag, in ein viel erhabeneres Reich eingetreten ist, als diese Welt der sinnlichen Erscheinungen sein kann.
Leider aber zerfloß Zeisings Wonnetraum sehr bald wieder ins Nichts. Und längst ist der Glaube an die Heiligkeit und grundlegende Wahrheit des Gesetzes vom Goldenen Schnitt aus der Aesthetik wieder verschwunden. Solche Gesetze haben bisher immer nur eine sehr beschränkte Lebenskraft bewiesen. Die Aesthetik, die Kunstphilosophie, hat freilich von je her ihr letztes Ziel, ihr höchste Aufgabe darin gesucht, das Kunstgesetz oder solche Kunstgesetze zu entdecken, die uns die Herstellung von lauter Meisterwerken ganz sicher verbürgen und Jedermann befähigen, solche Werke unverzüglich herzustellen. Es wäre, so sagt sie, für uns Menschen doch gewiß das höchste Glück, wenn wir etwa den Schlüssel zur Idealproportion gefunden hätten, jedem Künstler einfach einen mit der Maschine herstellbaren Maßstab in die Hand drücken könnten, mit dessen Hil^e er bequem jedes seiner Werke zum Ausdruck der höchsten und >egeisterndsten Formenharmonien macht. Natürlich ist dieses von der Aesthetik gesuchte Gesetz, die ideale Formel der Proportion, wiederum nichts Anderes als ein Theilgesetz, eine Theil» forme! der allumfassenden mathematischen Weltformel, von der unsere Naturwissenschaften phantasiren und mit der sie sich in den Besitz der Allmacht und Allwissenheit zu setzen gedenken.
Doch nehmen wir einmal an, Zeising habe wirklich Recht gehabt. Der Goldene Schnitt sei in der That die Proportion aller Proportionen, eine ganz besondere, aufs Höchste beglückendeIdeal» Harmonie. Der Künstler weiß es, wir Alle wissen es. Und wenn wir von nun an eine Gemälde-Ausstellung betreten, so hängt dort Bild an Bild und jedes ist, wie die Kurt Hermanns, auf Grund der unbedingten Schönheit von a,: b ^ b: (». .j. K) konstruirt und damit von einer geradezu hinreißenden Schönheit der Formenverhältnisse. Bei jedem Bauwerk, jeder Plastik, jedem Drama, jeder musikalischen Komposition sagen wir: „Aha, der Goldene Schnitt!" Und wohin wir sehen, worauf wir treten, überall jubelt es uns entgegen: 3:5^5:(Z^5). Alle Menschheit wandelt selig entzückt durch diese Welt der Goldenen Schnitte dahin und singt: Es ist erreicht! Wir leben im Himmel! Das Reich der vollkommenen Schön-

heiten, der absoluten Platonischen Harmonien ist wirklich und wahrhaftig zu uns gekommen.
Doch wenn alle Menschheit so jubelt und entzückt ist und in alle Ewigkeiten hinein nie wieder etwas Anderes sehen will und sehen mag als immer nur Goldene Schnitte: ein Mensch, so glaube ich, blickt mit jammervollen Mienen darein und wartet keine Ewigkeit ab, sondern schon nach zwei, drei, fünf Iahren wird er stöhnen: Ein Königreich für ein Bild, das kein Goldener Schnitt ist.
Komm, Genius, der nicht mehr sieht. Laßt uns
Prometheus sein! Einen neuen Menschen wollen wir erfinden.
Eine neue Erde, eine neue Welt schaffen, welche nur nicht von diesem Schönheitgesetz mehr regirt wird. Nur die eine Bedingung stelle ich an diesen neuen Menschen, diese neue Welt, daß er kein Zeising-Mensch, sie keine Zeising-Welt mehr sei. Dieser eineMensch aber, der so fühlt und denkt, er allein ist, wie ich glaube, der künstlerische Mensch. Und zwischen diesem Künstlermenschen, dem ewigen Gesetzesbrecher, dem Umwandle? und Neugestalter der Dinge, dem schöpferfreudigen Wesen, und dem anderen Menschen, der dem Thorenwahn von einer mathematischen Weltformel nachläuft und unwandelbare, unveränderliche Gesetze für die Weltregenten erklärt, hat sich eine nie zu überbrückende Kluft aufgethan.
Die alte Aesthetik, die ganz unbeirrt eine Kunstgesetzeslehre war und sein wollte, in ihren dogmatischen Voraussetzungen sich völlig sicher noch fühlte, hatte mit Zeisings Theorie vom Goldenen Schnitt noch einmal einen letzten Trumpf ausgespielt. Doch der Zusammenbruch auch dieser Theorie trug zuletzt noch besonders dazu bei, daß eine „neue" Aesthetik aufkam, die mit der alten grundsätzlich brechen wollte. Sicher wird diese neue Aesthetik unserer Zeit von einem weitverbreiteten Empfinden beherrscht, daß es Kunstgesetze überhaupt nicht giebt, daß die Wissenschaft nicht im Stande ist, irgendwie ein Gesetz nachzuweisen und aufzustellen, dem sich der Künstler unbedingt zu unterwerfen habe. Der dogmatische Glaube an das Absolute, ein Ding an sich begegnet heute vielfach einem herben Spott; und die Reden von der Freiheit der iünstlerischen Persönlichkeit, der einzigen Schönheit dieser Persönlichkeitkunst, vom individuellen Schaffen, pfeifen heute die Spatzen von denDächern. Doch in That und Wahrheit hat auch diese neue Aesthetik grundsätzlich mit der alten ganz und gar nicht gebrochen und das Ding an sich, das Absolute, das Gesetz, von dem man angeblich nichts wissen will, stecken doch aus allen Untersuchungen wieder den Kopf hervor. In den Kreisen unserer Künstler, Kritiker und Aesthetiker herrscht heute nur die allergrößte Verwirrung; und das

Buch des Malers Kurt Hermann „Im Kampf um den Stil" ist ein einziger Ausdruck dieser Konfusionen. Hermans Ansichten und Behauptungen geben einen vorzüglichen Stoff für eine der beliebten Diskussionen in der Künstlerkneipe, die allemal vollkommen fruchtlos verlaufen wie das Hornberger Schießen. Denn Alles, was uns unser Maler vom Stil aussagt, fließt, sobald wir es festzuhalten suchen, völlig in Dunst und Nebel auseinander; und vergebens sucht er uns, vergebens wie alle bisherige Aesthetik, klarzumachen, was eigentlich Stil oder Stildarstellung ist, und die vollkommenen Widersprüche zu beseitigen, die in diesem Begriff eingeschlossen liegen. Er kann es uns eben so wenig sagen, wie uns Philosophie und Wissenschaft zu sagen vermögen, was und wie eigentlich das „Ding an sich" ist: denn der Stilbegriff und der Ding-an-sich-Begriff sind im letzten Grunde identisch. Was Hermann als „Stil" sucht, ist wiederum nichts Anderes als das „Absolute", „das Gesetz". „Die Natur und die gesammte Kunstgeschichte weisen darauf hin, daß es einen von allen nebensächlichen, materiellen und persönlichen Momenten und vom Objekt unabhängigen latenten Stilbegriff geben muß, der gewissermaßen das Endziel aller Kunst, die reine Harmonie bedeuten würde." Nach solchen Sätzen Hermanns stehen wir allerdings wieder jenseits aller „neuen" Aesthetik, am Anfang und Ausgangspunkt aller alten Aesthetik, beim „Ding an sich", mitten in der Spekulation und Metaphysik. Was Zzising im Goldenen Schnitt gefunden zu haben glaubte, war eben dieses „Endziel aller Kunst", die „reine Harmonie", der „latente Stilbegriff", sonst auch unter dem Namen „Der Nürnberger Trichter" in der Geschichte der Kunst allgemein und rühmlichst bekannt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!" Nageln wir Hermann, den Maler und Künstler, auf diesen Satz fest! Alles künstlerische Streben unserer Zeit muß also darauf gerichtet sein, daß sie zu einem Stil hingelange, einen Stil sich bilde. Das ist eine Behauptung, die wir immer wieder hören, die nicht nur Hermann aufstellt. Weil es aber nicht nur Hermann sagt, sondern weil unsere Aesthetiker, Kritiker und Künstler mit solchen durchaus nichtssagenden Sätzen und unverständlichen Forderungen sich und uns täglich die Köpfe verwirren, darum ist es so nothwendig, daß wir diesen „Kampf um den Stil" mit dem Licht einer neuen Aesthetik beleuchten. Und die Forderung, die ich an den Künstler stelle, geht dahin, daß er seine Werkstätten endlich einmal dem Schwätzer aller Schwätzer verschließt, dem großen Gallimathiasredner, dem Aesthetiker, und nicht länger sich in so völlig unfruchtbaren, nutzlosen Dunst- und Nebeldiskussionen verstrickt, wie sie uns Kurt Hermann in seinem Buch zumuthet.

Der Kampf um den Stil,
S1
Diesem Autor gelingt nicht einmal, uns zu erklären, was er mit dem Wort Stil meint. Bald sagt er so, bald so, vertauscht und verwechselt immer wieder die Wortwerthe, bringt in den selben Begriff einander entgegengesetzte und widerspruchsvolle Vorstellungen zusammen. In seinem „Ding an sich", in Dem, was er den „latenten Stilbegriff", die „reine Harmonie" nennt, steckt von vorn herein ein absoluter Widerspruch und vergebens haben sich Philosophie und Wissenschaft seit Jahrtausenden bemüht, sich von diesem Widerspruch, diesem Gallimathias ihrer Behauptungen zu erlösen. Wenn, so sagte ich, der „latente Stilbegriff" von Zeising wirklich gefunden wäre, die Aesthetik in der That den von ihr stets gesuchten Nürnberger Trichter, das Alles beherrschende Kunstgesetz entdeckt hätte, so würde der künstlerische Mensch nur noch das eine Interesse haben, eine andere Welt, einen anderen Menschen hervorzubringen, in denen dieser „latente Stilbegriff" keine regirende Gewalt mehr ausübt. Im Zeichen des Nürnberger Trichters könnten Goethe und Pustkuchen, Velazquez und Fritz Triddelfritz die selben Meisterwerke herstellen. Selbst Kurt Hermann hat eine Ahnung davon, daß das Land seines künstlerischen Strebens, das Idealreich seiner künstlerischen Sehnsucht, das Reich des latenten Stilbegriffes, das Todesland aller Kunst sein würde: „Mit der Erreichung dieses letzten Zieles, nämlich eines absoluten Stiles, wäre das Leben der Kunst erschöpft." So sagt er. Doch, Gott sei Dank dafür: der Mensch irrt, so lange er strebt! Dank diesem Irrthum ist er glücklicher Weise davor bewahrt, in das Reich des absoluten Stiles hineinzugelangen. Der Engel des Herrn steht mit dem flammenden Schwert vor Hermanns Künstlerparadies. Entweder bleibt der Künstler draußen vor den Thoren und kommt überhaupt nicht herein. Er schafft dann Kunstwerk auf Kunstwerk. Doch sie alle beruhen auf einem Irrthum, sind Stümperwerke; und nur auf Grund eines Irrthums ist ein Kunstwerk möglich. Oder der Künstler vermag an dem Engel vorbeizuschlüpfen; aber sobald er das Reich der „höchsten Kunst" betritt, fällt er platt hin, das künstlerische Leben in ihm ist „erschöpft" und die höchste Kunst ist Nicht-Kunst. Die Stil-Heilslehre Hermanns läuft ganz offenbar in einen grenzenlosen Widerspruch, in eine absolute Absurdität aus. Wir wollen doch zunächst einmal vom Diesseits sprechen, im Diesseits bleiben und uns allein mit der Kunst unserer Künstler beschäftigen, die da Menschen von Fleisch und Blut sind, und das Jenseitsreich der „reinen Harmonie", des „latenten Stilbegriffes", das künstlerische Idealreich, in welchem jedoch alle Kunst aufgehoben und vernichtet ist, diese alte ewige Nirwanawelt wollen wir getrost den

Metaphysikern und Theologen überlassen. Hermanns Satz, die Natur und die gesammte Kunstgeschichte wiesen darauf hin, daß es nothwendig einen „latenten Stilbegriff geben müsse", wollen wir an dieser Stelle nur mit dem größten aller Fragezeichen versehen. In eine Absurdität, in einen Widerspruch endet die Stillehre unseres Malers. Denn sie ist überhaupt von Anfang bis zu Ende eine einzige Kette von lauter Widersprüchen und absurden Behauptungen. Diese Widersprüche zu lösen und zu beseitigen, völlig aus ihrem Denken zu entfernen, mutz die wichtigste Aufgabe einer neuen Aesthetik sein.

Kurt Hermann legt in seinem Buch das Hauptgewicht darauf, datz seine Stillehre eine schöne Einheit von Kunst und Wissenschaft vorstelle. Doch gerade diese Absicht, Kunst und Wissenschaft zusammenzubringen, wird ihm verhängnitzvoll und macht alle seine Versuche zu einem Danaidenbemühen. Ich stelle ihm gegenüber die . Behauptung auf, datz die Grundforderungen der Aesthetik, der Kunstwissenschaft und des Kunstschaffens selbst so verschieden wie nur eben möglich sind. Das, was unsere Aesthetik von der Kunst aussagt, und Das, was die Kunst von sich selber aussagt, hat nichts mit einander zu thun. Für Hermann wäre es daher viel wichtiger, zunächst einmal zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Weltbetrachtung unterscheiden zu lernen, bevor er sie vereinigt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!" Das bildet allerdings den Kernpunkt auch dieser Stillehre, wie jeder. „Die größte und gewaltigste Aufgabe für die Kunst unserer Zeit besteht darin, daß sie zu einem Stile gelangt I" Wenn man solche Lehren dem Künstler predigt, so bringt man ihn in völlige Verwirrung und er weiß ganz und gar nicht, was er anfangen soll. Diese Sätze beruhen auf einer Verwechselung und bringen zunächst einmal vollkommen konfus durcheinander, was eine Aufgabe der Kunst und was eine Aufgabe der Wissenschaft ist. Das anschaulich-sinnliche, individuell-persönliche Sehen des Künstlers und die begriffliche, abstrakte, gesetzartige Ding-Auffassung der Wissenschaft, die Vorstellungwelt des Künstlers und die ganz vorstellunglose wissenschaftliche Begriffswelt stehen gerade in einem diametralen Gegensatz zu einander. Goethe, der Dichter, denkt und schreibt nicht abstrakt, wie Immanuel Kant, der Philosoph. Der moderne Stilglaube, wie er uns bei Hermann entgegentritt, verräth deshalb nur den großen Mangel unserer Zeit am einfachen, elementaren und natürlichen künstlerischen Empfinden. Es ist eine geradezu ungeheuerliche Aesthetik, die der Kunst die Aufgabe zuweist, einen Stilbegriff darzustellen, und wir verdanken solchen Lehren nur die

grenzenlose Unkunft unserer Zeit, die in der That immer nur solche Stilbegriffe uns darstellen will, einen gothischen oder romanischen, einen Rokoko- oder Empire-Stilbegriff, je nach Bestellung. Doch was ein Stilbegriff ist, sagt uns allein die Wissenschaft; und sie sagt es uns durchaus nachträglich, wenn die Kunstwerke schon vorhanden sind, längst geschaffen wurden. Sie sagt es uns, indem sie viele Kunstwerke in Gruppen zusammenfaßt und sie auf die allen, gemeinsamen Merkmale hin untersucht, um sie zu etikettiren, zu ordnen und zu systematisiren. Diese Merkmalbezeichnung der Wissenschaft ist stets eine abstrakte, fchematische, schablonenhafte Bezeichnung, welche sich gegen die noch ganz besondere, individuelle, begrifflich völlig unfaßbare Formgestaltung, mit der es der Künstler zu thun hat, gerade durchaus blind verhält. Sage ich, man könne stilistisch die Eichen auch daran erkennen, daß sie wellenförmig gerandete Blätter besitzen, so ist Das ein abstraktes, schematischesKennzeichen. Denndiese wellenförmigeRandungdifferenzirt bei den einzelnen Blättern wieder auf mannichfachste Weise. Die heterogensten Dinge lassen sich doch immer wieder unter so gemeinsamen Merkpunkten zusammenfassen, und je weiter die Schablone, je umfangreicher, schattenhafter, vorstellungloser der Begriff, die Abstraktion ist, desto mehr Dinge und Vorstellungen lassen sich in ihr unterbringen. Wir nennen diese Schablonen, Begriffe, Abstraktionen, unter denen wir die Erscheinungen ordnen und zusammenfassen, auch wohl Gesetze. So ein ganz vages, allgemeines, überall anwendbares Stilgesetz, das für alles Mögliche paßt, ist, zum Beispiel, die Formel vom Goldenen Schnitt. Die wissenschaftliche Behauptung und Annahme ging allerdings immer dahin, daß diese Begriffe, Gesetze, Schemen und Schablonen, diese nur orientirenden Wegweiser in der Fülle der Erscheinungen die Urdinge, die Schöpfungmächte, die regirenden und lenkenden Daseinsmächte feien. Auf dem Wege dieser Stilbegriffsbildungen, der Gesetzesformulirungen in mathematischen Zeichen, des abstrakten Denkens glaubte man in die schöpferischen Kräfte der Natur einzudringen und diese sich unterthan zu machen. Aber gerade in unserer Zeit enthüllt sich mehr und mehr der große Irrwahn dieser Wissenschaft, die an Dem, was Leben, Schaffen, Schöpfen ist, stets blind vorüberging. Die systematisirende, stilbegriffbildende Wissenschaft eines Linns etwa kann uns gar nichts von dem Leben der Pflanzen verrathen und vermöchte am Allerwenigsten eine Pflanze ins Dasein zu rufen. Eben so konnte die alte Gesetzesästhetik, die auf den Voraussetzungen von einem bestimmenden und schöpferischen Wesen der Kunstgesetze beruhte, uns nie Etwas über das Wesen des künstlerischen Schaffens aussagen.

Hermanns Buch beruht auf dem allerdings weit verbreiteten und oft ausgesprochenen Grundgedanken, daß es für die Kunst unserer Zeit keine wichtigere und höhere Aufgabe gebe als die, zu einem Stil zu gelangen. Dieser Kampf um den Stil aber muß von einer neuen Aesthetik schroff abgelehnt werden. Nie kann das künstlerische Schaffen darauf ausgehen, Stilbegriffe zu bilden. Wie die menschliche Sprache, so ist auch die Kunst da, um ganz bestimmte Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, innere Bilder und Erlebnisse in materiellen Gebilden zu verkörpern. Ein Schullehrer aber geht durch die Welt hin und redet in Begriffen, Abstraktionen, Schemen und Gesetzen. Der Mensch spricht, so sagt Dieser, um Subjekt, Objekt und Prädikat zu bilden, indikative und konditionale Sätze. Und wenn dieser Schulmeister unseren Kindern Bücher in die Hand giebt, so verlangt er von ihnen, daß sie in ihnen nicht auf Das achten, was an Gefühlen, Erlebnissen, Vorstellungen ausgedrückt ist, sondern auf die grammatischen Regeln sammt deren Ausnahmen. Solch ein Schullehrer ist der Aesthetiker, der uns einreden will, die höchste Aufgabe des Künstlers fei, einen Stil zu bilden. Stil ist kein Objekt der Kunst. Kann überhaupt nicht dargestellt werden. Sondern Stilbegriffe werden gebildet auf Grund einer wissenschaftlichen Methode, mannichfache Dinge unter dem Gesichtspunkt gemeinsamer Merkmale zu gruppiren und anzuordnen. Ein wissenschaftliches Erkenntnitzprinzip wird uns als ein künstlerisches Schaffensprinzip vorgetäuscht.

Wilhelmshagen. Iulius Hart.

Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er ist ihr Herr und zugleich ihr Sklave. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze findet er aber nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn man will, das Anwehen eines befruchtenden göttlichen Odems. Der Künstler muß die Natur im Einzelnen fromm und treu nachbilden; allein in den höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch etwa ein Bild erst zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel und darf sogar zu Fiktionen schreiten. Die Kunst ist der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen, sondern hat ihre eigenen Gesetze.
(Goethe.)

Ein Grabbe-Denkmal.
hat fast zwei Jahre in Düsseldorf verbracht, die beiden letzten werthvollen Jahre seines kurzen, nicht ganz fünfunddreißigjährigen Lebens. Er hat seinen „Hannibal", der mehr werth ist als alle anderen Römerstücke des vorigen Iahrhunderts zusammen addirt, hier gedichtet und seine „Hermannsschlacht", die heute noch so köstlich kräftig wie westfälischer Schinken schmeckt und neben Kleistens teutonischem Rachewerk als ebenbürtiges realistisches Gegenstück mit seinen Lichtern und Schlagschatten bestehen wird in sssculs szseuloruni. Ich kann verstehen, warum Düsseldorf sich nicht gern durch ein Monument mit dem Andenken Robert Schumanns verbinden mag. Denn Schumanns Beziehungen zu unserer Stadt sind keine glücklichen gewesen und er hat, lange bevor dem größten Sohn Düsseldorfs, Heinrich Heine, hier sein Denkmal verweigert wurde, als Erster das Wort vom „Undank Düsseldorfs" geprägt. Aber Grabbe hat, so weit sein zertrümmertes Gemüth es ihm gewährte, sich wohl gefühlt in unserer Stadt. Er hat hier Freunde und Verleger gefunden und einen kleinen Kreis, dem es freilich nicht klar wurde, aber doch dämmerte, welch ein Genius in diesem dämonischen verlotterten Zwerg lebte. Es brauchte darum nicht nach verspätetem schlechten Gewissen auszusehen, wenn Düsseldorf diesem eigenartigsten deutschen Geist, der im vorigen Iahrhundert in seinen Mauern gelebt und gewirkt hat, jetzt einen Denkstein weihen würde. Hat man doch in den letzten Iahren eigentlich eine Nase und ein Verständniß für die reizvolle Poetenerscheinung Grabbe und für die tiefere Bedeutung seiner dramatischen Dichtungen mit ihrer Ueberfülle von Geist und Witz und Schönheit bekommen. Sieht man doch in den Tagen Shaws, der ihm nicht das Wasser zu seinem Punsch reichen kann, erst ein, wie uns Deutschen in diesem Bündel voll von Scherz, Satire und Ironie wieder einmal der Lustspieldichter entgangen ist, den wir gebrauchen könnten. Merken wir doch jetzt erst bei den tollschönen Stellen seiner Stücke, welch eine titanische Tatze dieser Heldenerschaffer hatte, der einen Sulla, einen Hannibal, einen Barbarossa, einen Napoleon würdig und groß auf die Bühne stellen konnte. Und wenn ihm auch nicht in unserer Zeit eine solche glorreiche Wiedergeburt wie seinem besonneneren Zwillingbruder Hebbel widerfahren ist, so würde doch kein Literaturprofessor heute mehr wagen, diesen „Buonarotti des deutschen Dramas", wie der maustote Scherer noch gethan hat, unter die „Genieaffen und dramatischen Stümper" herabzusetzen. Bedenken aus Gründen der Rasse, wie bei Heine, liegen bei einem Denkmal für Grabbe auch nicht vor. Dieses psnaämonium tsutonieum war so urdeutsch wie kaum Einer, sprach westfälisch wie ein Bauer, wenns sein mußte, und erwuchs aus dem Teutoburgerwalde, dem Boden der Hermannsschlacht. Anch moralische Einwände gegen ein Monument von ihm dürften kaum mehr laut geltend gemacht werden. Denn wenn etwa wegen allzu großer Vorliebe für den Alkohol ein
s

Dichter sich um seine Denkmalsberechtigung bringen könnte, so dürfte es kein Scheffel- und kein Reuter-Denkmal in Deutschland geben. Und Beide, die er an Genialität und Kraft um einige beträchtliche Ellen überragt, haben ihrer mehrere (und noch dazu an den schönsten Punkten unseres Vaterlandes) gefunden. Wir kommen schließlich ganz langsam ja zu der Erkenntnis, daß ein Poet nicht durchaus, wie es uur noch bei jedem seligen Fürsten als selbstverständlich vorausgesetzt wird, alle Tugenden in sich vereinigt prästiren müsse. Und man lernt auch in Deutschland allmählich einsehen, daß nicht hinter jedem Denkmal eines Künstlers die Einmeißelung eines Führungzeugnisses unbedingt nothwendig ist. In Paris hat man jüngst sogar, im Luxembourg-Garten, Verlaine eine Herme gesetzt, Verlaine, dem Verbrecher, dem poöte mauait, einem der wüstesten Pornographen aller Zeiten, der wegen widernatürlicher Laster im Gefängniß gesessen hat, aber, nebenbei gesagt, das größte lyrische Genie gewesen ist, das Frankreich jemals beschieden wurde. Wagen wir also ruhig, einem so gewaltigen dramatischen Dichter wie Grabbe ein Denkmal zu setzen, trotzdem es zuweilen vorgekommen sein soll, daß er, dem seine Kunst nur ein paar lumpige Thaler und bei hundert Menschen gegen einen nur Gelächter und Hohn eingebracht hat, in seiner Verzweiflung zum Branntwein griff. Der bedeutunglosen Denkmäler haben wir genug. Setzen wir diesem eigenartigen Künstler und Menschen den ersten besonderen Stein in Deutschland, eine schöne Herme irgendwo im Grünen, wie sie die Griechen Einem, der den olympischen Sieg errungen hatte, zu setzen pflegten. Welch eine schöne Aufgabe wird es für einen unserer jungen Bildhauer sein, die zerrissenen Züge dieses Genies mit „dem Mund, der sich nie gleichgiltig bewegte", wie Immermann später bekennen mußte, in Stein auszuhauen, dieses ergreifende Gesicht mit dem Kainsstempel des Dichters, das Danton ähnlich sieht und zur Zeit der Französischen Revolution hätte wachsen können! ...So lange dieser Traum von einem Grabbedenkmal in Düsseldorf noch nicht marmorne Wirklichkeit geworden ist, mögen hier im Namen der Hoffnung diese Verse stehen:

Oft in den schmalen und verwachsenen Gassen
Der Altstadt glaubt' ich, Freund, Dein Bild zu sehen.
Es kam gekrochen, konnte kaum mehr gehen,
Den Tod schon im Gesicht, dem magern, blassen.
Doch tapfer schnittst Du dem Feind Hein Grimassen
Und bliebst dann zitternd an den Häusern stehen.
Sahst lachend diese Welt sich um Dich drehen,
Dem wilden Geist in Dir ganz überlassen.
Dich rühmte Keiner einst, verirrter Sänger,
Ein Fuseldunst umwehte Dich, ein trüber,
Und Schatten tanzten um Dich Rattensänger,
Der Rhein floß vor Dir wie die Zeit vorüber.

So mög ein Stein hier Deinen Ruhm bezeugen,
Vor dem sich heut die besten Deutschen beugen.
Dein mächtiges Hirn, das einst Heroen speiste,
Grüßt dann vom Sockel uns mit hohem Leuchten.
Wie Viele starben, die sich besser beuchten,
Nicht voll des Gottes, der Dein Blut durchkreiste!
Dein herber Mund mit seinen schmalen Lippen,
Er würde noch im Tode sie verlachen,
Die Alles fertig, doch nichts herrlich machen
Und ängstlich an dem Born des Bacchus nippen.
Und nächtlich, wenn rings Alles um Dich schliefe,
Die Bäume wie die Menschen satt vom Leben,
Dann wüirde aus vergangner Zeiten Tiefe
Sich Dein zerrissenes Marmorhaupt erheben.
Und wie ein mitternächtiger Zaubermeister
Riefst Du aufs Neue wach die jungen Geister.

Düsseldorf. Herbert Eulenberg.

Der Dichter der „Leidenschaft", der „Anna Walewska", des „Natürlichen Vater" und anderer starken deutschen Dramen hat mich gebeten, diesen Aufruf auch hier zu veröffentlichen und den Lesern der „Zukunft" zu sagen, daß die Rendantur des düsseldorfer Schauspielhauses Beiträge zu einem Grabbe-Denkmal annimmt. Seinen Wunsch habe ich gern erfüllt; trotzdem ich, leider, den Hannibaldichter nicht so hoch schätzen kann, wie Herr Eulenberg thut. L'il xouvsit: das böse Wort bleibt, als trauriges Motto, über dem Lebenswerk Grabbes unverwischbar. Ob er ein Säufer und Lüdrian war, kümmert mich nicht. Daß ein Dämon in ihm wühlte und ihn manchmal kleine Geniewunder wirken ließ, kann kein Wacher leugnen. Keiner, der Dichtung zu schmecken, zu wittern vermag. Daß er nicht arbeiten, titanisch Geschautes nicht in Klarheit gestalten konnte, hat ihn um den Preis, um die Poetenkrone gebracht. Wenn er gekonnt hätte! Vielleicht dürften wir dann eines zweiten Heinrich Kleist, eines an Farbenfülle noch reicheren, uns freuen. Ihm fehlte die Geduld des Gärtners und Krankenpflegers, der unermüdliche Fleiß des Imkers, des Ibsen. Und den Kranz des Dramatikers hat kaum je ein trällernd durch des Lebens Weite und Enge Spazirender sich gewunden. Auf dem plump gezimmerten Schaugerüst versagt der feine Skizzenreiz allzu oft. Arbeit: vor jeder Bühnenpforte dräut das Gebot. Was auf den Brettern dauern soll, muß bis ins Kleinste ausgearbeitet und gegen den Zugwind der allem Kunstgebild widerspenstigen Skepsis gedichtet sein. Die herrlichste Vision,
s-

die verwegenste Traumkraft, der männlichste Volksliedton sogar, lieber Herr Eulenberg, genügt da nicht; das Erschaute, Erfühlte muß so lange in neue Formen umgegossen werden, bis es den besonderen Daseinsbedingungen der Schaubühne genügt und die hereingewinkte Menge sich, in der kurzen Frist eines Theaterabends, in das Werk einblicken, einfühlen, einhorchen kann. Verführer war Grabbe, nicht Führer, Dennoch: warum nicht ein Denkmal? Und warum versuchts Herr Max Reinhardt nicht einmal mit einem Grabbe-Fragment?

en grau und schwarz ragenden Grabmälern nahte ein Leichenzug, Hinter dem Sarge ging als Erster allein der Sohn. Er hielt sich gerade, aber sein Blick schlich unten auf dem Weg hin, in dessen weißen Bewurf die Tritte der Träger vor ihm ein immer wiederkehrendes Muster gedrückt hatten. Er sah auf seine Füße: wie einer nach dem anderen in den knirschenden Sand trat und es immer gleichmäßig weiter ging. Wenn er jetzt plötzlich stehen bliebe! Er hatte ein leeres Verlangen, nichts zu thun, keine Bewegung zu machen. Wie da dieser Zug stocken würde, den seine Gedanken mit ihrer unverändert kühlen Klar-, heit in seiner ganzen Länge sahen: zuerst, Arm in Arm, Hand in Hand oder mit den Blicken zusammenhängend, die Verwandten, in deren Aehnlichkeit mit ihm und in deren vertraulich gerührter Haltung sich die Nothwendigkeit ihrer Theilnahme zeigte; dann die Freunde, die gern mit ihm trauerten, und andere Bekannte, in gedämpften Gruppengesprächen nachschlendernd oder zu beiden Seiten aus dem Zug sich lockernd, um an die Spitze zu kommen. Wenn er eine Stockung in die feierliche Gleichmütigkeit brächte! Er blieb stehen. Der Onkel ^ faßte von hinten den Arm Kes jungen Mannes und zog ihn stützend weiter, während er ihm mit der anderen Hand über das Haar strich. Sie kamen an das Grab. Er sah das Loch in der Erde und der Sarg, der es ausfüllen sollte, wurde von den Trägern auf den Boden gestellt. Und er dachte, daß seine Mutter darin liege, die vor ein paar Tagen noch vor ihm gestanden hatte, ihre schlanke, kraftvolle Gestalt, und ihm die Hände auf die Schultern gelegt und sie zärtlich lächelnd zurückgedrückt hatte; er dachte, daß sie jetzt ausgestreckt in diesem Kasten liege und vielleicht bei der Bewegung des Sarges hin nnd her falle, die Tote. Da war ihm, als würde er auf den Boden hingeschleudert, und er hoffte, zerschmettert zu werden. Doch als er sich kniend, auf die Fäuste gestützt, wiederfand, wußte er Alles, was um ihn war. Während er an den Schatten, die auf dem Boden hin und her krochen, und den murmelnden Stimmen den Fortgang der Ceremonie verfolgte, starrte er in den Abgrund hinein und ihm schien, er habe immer darauf

Die Mutter.

gewartet, Das einmal zu sehen, und dürfe nun nicht mehr geduldig oben bleiben. Ein Bild trat fest hervor, das schon lange auf sein Bewußtsein gelauert hatte. Als Knabe hatte er sich einmal, ehe er schlafen gehen mußte, auf den Schoß der Mutter geworfen und, wie ein Erwachsener ihr Gesicht in beide Hände nehmend, gesagt: „Wenn Du stirbst, dann erschieße ich mich!" Sie lächelte, drückte ihn an ihre Brust und begegnete seinem begeisterten Auge noch einmal mit einem etwas spöttischen Lächeln. In der Nacht hatte er es wirklich geträumt und war aus dem Schlaf emporgefahren. Er zuckte zusammen und sprang auf. Die Träger hatten die Taue gepackt, der Sarg hing über dem Loch, er schwankte, schaukelte, senkte sich. Die Verwandten umringten den Hinstarrenden; er sah den Sarg nicht mehr und wollte sie fortschieben, er mußte vorwärts, sehen Aber er stand noch aus seinem Platz. In seinen Händen, auf der Schulter, überall fühlte er fremde Finger. „Erschieße ich mich?" dachte er; und die Unfähigkeit, Etwas zu thun, brach ihm fast das Herz. ‚Er merkte, daß man ihm einen Haufen Erde in die Hand schütte, aber er rührte sich nicht. Ein Schweigen entstand um ihn. Dann schlugen schnell hinter einander hinabgeworfene Erdschollen auf den Grund. Die Bewegung um ihn wurde plötzlich lebhafter, der Hall der Stimmen lauter. Er sah dann, daß die Schatten, einer nach dem anderen, verschwanden, und fühlte sich mit Befriedigung allein. Bald brannte die Sonne frei auf seinen Platz.
Er hob langsam das Gesicht: Niemand war da. Vor ihm wölbte sich ein Hügel. Er schob sich heran, drückte den Kopf hinein und weinte um die verlorene Mutter.
„Wenn eine Pflanze von der Erde getrennt wird, muß sie zu Grunde gehen." So waren die Gedanken, die sich nach der ersten Erleichterung durch seine Thränen an ihn hängten. Er stand auf. Die Sonne versank mit triefend rothen Farben in den heißen Dunst des Horizontes. In seinem Gehirn lag es wie ein fester Klumpen und drückte das Blut in ein dumpfes Fieber; aber es war auch, als bewegten sich da bestimmte spitze Gedanken und stächen ihm in das Schwere hinein. Er bekam ein Verlangen, den Hügel aufzureißen, wieder das Loch zu sehen; er nahm einen Kranz weg Da kam ihm ein Klang zum Bewußtsein; er erschrak fast: „Rom!" Lebendig und schön tönte es. Ietzt wußte er, daß neben seinen Schmerzen in all den Tagen auch immer dieser Klang bei ihm gewesen war.
Morgen war der Tag, an dem er nach Italien abreisen wollte.
Die besorgten Verwandten hatten ihm gerathen, die Reise trotzdem bald anzutreten. Welcher praktische Rath! Nicht in jedem Augenblick an diesen Ort eilen zu können, wenn Unruhe und Einsamkeit ihn mit ihren vernichtenden Qualen ergriffen! Dann würde es kommen wie damals, als er zum ersten Mal auf längere Zeit fortgegangen war, in die Universitätstadt. Dort hatte sich gleich von der Ankunft an eine beängstigende Unfreiheit seiner bemächtigt, er mußte sich in jeder Minute die gewohnte Umgebung, in der seine Mutter sich zur Zeit bewegte,

vorstellen; ihre vertrauten Beschäftigungen und Gespräche. Er war unfähig, sich dem Fremden um ihn anzupassen und irgendetwas unter den neuen Umständen zu thun. Bis die Stunde immer näher kam, wo sie ihm sonst den Gutenachtkuß gegeben hatte. Da lief er nach dem Bahnhof; und erst der Anblick des Fahrplanes und das Bewußtsein der Möglichkeit, in wenigen Stunden zurückzugelangen, milderte seine Verwirrung. Ietzt kam ihm unglaublich vor, daß er sich damals noch so leicht bezwungen hatte. Der Gedanke, daß sie da unten liege, würde ihm in der Ferne jede Bewegung unmöglich machen. Wie konnte er abreisen, da er sich nicht einmal fähig fühlte, von hier fort zum Thor hinaus zu gehen!

Als er so stand und bald auf das Grab, bald über den großen Friedhof mit schmerzenden Augen blickte, sah er den Zotengräber mit einer Gießkanne in der Hand herankommen. Unwillkürlich machte er eine Bewegung, sich zu verstecken. Und da ihm gleich darauf seine innere Absicht klar wurde, trat er hinter einen hohen Leichenstein. Er wollte die Nacht hier verbringen.

Der Mann kam heran; er trug eine Pfeife im Mund und stieß mit leise paffendem Laut kurze Rauchwolken aus. Er besprengte die Kränze und begoß die Blumen, nahm seine Pfeife aus dem Mund und roch an ihnen. Endlich ging er. Nun aber kamen Arbeiter und der Verborgene zog sich von Grabmal zu Grabmal in den hinteren Theil des Friedhofes zurück. Bald wurde es schwer, den Weg unter den Füßen zu finden. Er wollte vermeiden, auf Gräber zu treten, aber die meisten hier hatten keinen Hügel mehr; ihr Umriß war von den Steinen aus nur zu ahnen. Vorn, im neuen Teil, wo die Verwesung noch um sich greifen konnte, erhoben sich die grauen und dunklen Kreuze, die glänzenden Monumente, die künstlich abgebrochenen Marmorsäulen, die das vorzeitige Ende eines jungen Lebens anzeigen sollten, steil und glatt vor ihren gewölbten Gräbern. Blühende Pflanzen standen auf jedem Hügel in besonderer Anordnung. Manchmal schloß ein Gitter mehrere Gräber wie eine Wohnung ein, blanker Kies umgab sie und eine Bank stand daneben. Die Sonne hatte dort ungehindert geleuchtet, während des ganzen Sommertages wehten Schmetterlinge weiß und gelb durch die Luft und das vielfältige Summen der Insekten belebte den Ort auch für das Ohr. Es war, als habe der Tod dort noch nicht ganz gesiegt, Hier hinten war es still. Schiefe, zermürbte Steine, deren Inschrift sich kaum von ihren Runzeln unterschied, hielten sich mühsam in geringer Höhe über dem nackten Boden. Braune Grasbüschel und dürrer Epheu zeigten sich an ein paar Stellen. Ueber die ganze alte Stätte streckten riesenhafte Rüstern finster ihre dicken, dichtlaubigen Zweige.

Er lehnte sich an einen der Bäume, sah nach dem neuen Theil des Friedhofes hin und beobachtete, wie das Licht abnahm. Er hörte von den Thürmen in der Stadt neun Uhr dröhnen. Dann versank der Tag wie mit einem Schlag. Wolken waren auf den Himmel gezogen. Hoch oben pfiffen Winde. Es schlug Zehn. Er hatte sich noch nicht gerührt;

seine Muskeln waren lahm, während die Gedanken hin und her eilten und die Vergangenheit Stück vor Stück zurückholten. Ietzt gingen sie zu Haus ins Bett.
Ihm grauste bei dem Gedanken, jemals wieder schlafen zu sollen, auf federnden Matratzen, in warmen Kissen; er war zufrieden, hier draußen zu sein. Eine zärtliche, bange Sehnsucht, wie aus seiner Kindheit, überkam ihn. Er machte seinen Rücken von dem Baum los und schritt vorwärts. Die Nacht war so schwerz, daß der Friedhof wie ein leerer Raum um ihn lag; aber er wußte noch die Richtung und ging so schnell, wie er konnte. Einer Nacht erinnerte er sich, wo er, in plötzlich aufjubelnder Erkenntniß des Glückes, eine Mutter zu haben, aufgestanden und an die Thür ihres Schlafzimmers gegangen war; da stand er, bis er die ruhigen Athemzüge ihres Schlummers hören konnte. Dann war er doch froh gewesen, daß sie ihn nicht bemerkt hatte; sie hätte gewiß über ihn gelacht, zurückhaltend und aufrecht, wie sie in all ihrer Mütterlichkeit war. Er trieb sich selbst zu äußerster Eile an. Da stieß er so heftig gegen einen Stein, daß er laut stöhnte und gebückt sein Knie rieb. Als er sich wieder aufrichtete, wußte er nicht mehr, in welcher Richtung er gegangen war.
Er versuchte, das Dunkel zu bewältigen; er sah in der Ferne ein Licht, aber er hatte es vorher nicht bemerkt und wußte nicht, wo es war. Der Friedhof war wie von der Erde verschwunden, sein Inhalt war nur noch in der Erinnerung vorhanden. Eine brodelnde Masse ohne Halt, ohne Form wogte um ihn. Er machte einen Schritt hinein; und blieb wieder stehen. Sein Herz schlug bald wie mit Keulenschlägen gegen seine Brust, bald sank es wie betäubt zusammen. Seine Aufregung nahm um so heftiger zu, je weniger er sie verstand nnd berechtigt glaubte. Endlich raffte er sich auf. Doch nach wenigen Schritten mußte er immer wieder Halt machen; er sprang hoch, wenn er ein Hinderniß in der Dunkelheit zu spüren meinte, stieß sich im Eilen an Steinen und Bäumen, fiel hin, richtete sich mit zusammengebissenen Lippen wieder auf und hastete in steigender Verzweiflung weiter. Der Wind war jetzt aus der Höhe herabgestürzt und fuhr ihm in das vom Schweiß nasse Gesicht. Da glaubte er, ein großes Monument wiederzuerkennen, er bückte sich, tastete um das Grab, das daneben lag, herum: und sank, in befreitem Schmerz aufschluchzend, hin und umfaßte den Hügel mit seinen Armen. Doch wieder riß es ihn auf. Die Blumen, die er berührt hatte, waren vertrocknet; metallene Kränze: ein fremdes Grab.
Fassunglos wandte er sich um. Dann aber sagte er, laut vor sich hin, daß er bisher zu unbeherrscht gewesen sei und nun planmäßig suchen wolle. Er ließ sich auf die Knie nieder und begann, auf Händen und Füßen durch die Wege zu kriechen. Er wurde ruhiger bei der langsamen Bewegung und dem Gefühl des nahen, gebahnten Weges. Er befühlte die Gräber und bekam allmählich Uebung, so daß ein Ausstrecken der Hand im Vorbeikriechen genügte. Er erinnerte sich mit einem Mail genau an die Blumen des Grabes, das er suchte; er würde es jetzt schon am Geruch erkennen, wenn er ihm nahe käme. Seine Fin-

ger und Knie wurden feucht und schmutzig, das Genick schmerzte ihn. Aber er ruhte nicht; er fürchtete die Stille ringsum.

So schleppte er sich lange hin. Er hörte keine Uhren mehr schlagen. Und plötzlich, mitten aus dem Kriechen und Tasten, stand er auf. Er merkte erst durch dieses Aufstehen, daß er schon seit einiger Zeit keine Hoffnung mehr gehabt hatte, noch ans Ziel zu kommen.

Er hatte seine Hand auf einen Grabstein gelegt und stand still. Alle seine Sinne erstickten in der schweren, schwarzen Masse. Ihm war, als habe bisher der Mond geschienen und ein Vogel gesungen und als sei es jetzt erst ganz wüst um ihn geworden. Kein Funke war da, um in diese Nacht zu leuchten; er blinkte mit den Augen; er räusperte sich: und ihm war, als thue Das auch den Augen wohl. Aber schon starrten sie gleich wieder ins Dunkel. Eine Angst, als sei er blind, kam über ihn; eine wüthende Sehnsucht, zu sehen, einen Stern an den Himmel zu zwingen. Doch er rührte sich nicht mehr; sein Wille war betäubt. Er zählte in allen Sprachen Zahlen her und hörte sich immer wieder verstummen und fand sich mit seinem tollen Herzen allein in dem leeren Raum, über den Toten.

Da klapperte Etwas in seiner Tasche: eine Streichholzschachtel. Aber er zog sie nicht heraus; gebunden durch einen unbezwinglichen Widerwillen gegen jedes Handeln, gegen jede Peränderung durch ihn selbst. Der Tag sollte kommen; die Sonne. Das Leben mit seinem ewigen Gang sollte ihm helfen. Wie es immer gewesen war, so sollte es auch jetzt sein: die Sonne heraufsteigen und die Nacht enden. Und-plötzlich war, noch leise, eine neue Hoffnung da, eine Ahnung. Er konnte hier stehen bleiben; bald würde Hilfe kommen, Erlösung aus diesem Dunkel. Seine Knie hoben sich. Er sah die leuchtenden Himmelsfarben, den leichten Schwung der Sommerwolken, und sah sich durch die Landschaft wandern, die der Sonne, schön und kraftvoll gegliedert, entgegen schwillt. Thränen stiegen ins Auge. Ihm war, als könne er nun warten, als sei da ein Ziel: den Morgen zu erwarten.

Er streckte sich auf den Boden und legte seine Stirn auf den Arm.

Als er nach einiger Zeit den Kopf erhob, blickte er in graue Dämmerung. Der Friedhof zeigte schattenhaft seine Gräber und Steine. Er richtete sich auf. Und erblickte, nicht weit von seinem Platz, das Grab der Mutter. Er sah eine Weile hinüber.

Dann erhob er sich und ging langsam hin. Schweigend stand er davor. Die Blumen hauchten einen frischen Duft aus. Er pflückte ein, Blatt ab und richtete sich auf.

Er sah in das steigende, schwellende Licht. Die Luft schwebte so mild heran. Er athmete tief. Die Vögel wurden laut. Er wandte sich und ging nach dem Friedhofsthor. Er wußte, daß es noch geschlossen war. Aber es machte ihm Freude, dort zu stehen, die Klinke zu berühren. An die eisernen Flügel gelehnt, wartete er, bis das Thor sich aufthat, das ihm den Rückweg in die Stadt wies.

Charlottenburg. Alfred Wolfen st ein.

Selbstanzeigen.
Die Willensfreiheit. Quelle S Meyer in Leipzig. 3,40 Mark.
Der Verfasser beginnt mit der logischen Zergliederung, der wissenschaftlichen Beschreibung der allbekannten einfachen Thatsache „Ich will Das" und tritt von diesem sicheren Boden aus vor die Frage nach der Willensfreiheit. Er zeigt, daß die Worte „Ich will Das" ein Bewußtsein in einer besonderen Bestimmung, nämlich als „wollendes" zum Ausdruck bringen, und zeigt weiter, als was sich dieses wollende Einzelwesen, als was (mit anderen Worten) die Seele als Wille sich darstellt. Daran schließt sich die Erörterung.«er Willensfreiheit; sie weist nach, daß der berüchtigte Gegensatz „Determinismus, Indeterminismus" seinen Sinn überhaupt verliert, sobald nur die Thatsachen des Seelenlebens ungeschmälert zum Wort kommen. Wer aber an die Willensfreiheit sich macht, ohne über den Willen zunächst zu Klarheit gekommen zu sein, wird rettunglos im Dunklen tappen. Und wer immerhin über den Willen sich verbreitet, ohne an der allein unmittelbar ihm vorliegenden Thatsache „Ich will Das" sich zu unterrichten, wer insbesondere, ohne das Einzelwesen, das doch zweifellos in dem „Ich will Das" immer zum Ausdruck kommt, zu beachten und zu Grunde zu legen, „Wollen" und „Wille" klar erfassen zu können glaubt, Der wird bald erfahren, daß er aus den lichten Thatsachen heraus in den Nebel der Dichtung gerathen ist. Eine Psychologie, die von der phantastischen, den Thatsachen unseres Seelenlebens hohnsprechenden Behauptung anhebt, daß „Empfindungen" und „Gefühle" die Elemente seien, aus denen, was „Seele" sei, bestehe, und das Seelenleben als „Porgänge" begreift, in denen „Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen", so zu sagen, als „seelische Atome und Moleküle" sich ausleben, eine solche Psychologie wird, wenn nicht früher, so doch mit Sicherheit an der Thatsache „Ich will Das", also am Willen Schiffbruch leiden und darum auch mit der Frage der Willensfreiheit nichts anzufangen wissen. Die letzte Probe auf die Wissenschaftlichkeit einer Psychologie ist immer ihre Willenslehre. Wer aber das besondere Einzelwesen „Seele" nicht anerkennt, wird niemals der Thatsache, der er selbst in dem Satze „Ich will Das" Ausdruck zu geben gewohnt ist, gerecht werden können.
Greifswald. Professor Dr. Iohannes Rehmke.
>»>
Der Ultranrontanisinus in Theorie und Kraxis. Berlin, Hugo Bermühlers Verlag. 10 Mark.
Dieses Buch ist als „Lehrbuch des Ultramontanismus" gedacht. In zehn umfangreichen Kapiteln giebt es einen wissenschaftlichen und historischen Ueberblick über den Werdegang des Ultramontanismus und seine jetzige Bethätigung. Wir sehen, wie sich alle seine Ansprüche auf alte Grundsätze stützen. Die Schuld des Staates ist, daß er diese

Lehren zugelassen hat, daß er sie heute noch den katholischen Theologen vortragen läßt. Rom versteht seine Sache. Von Iugend auf wird der Mensch am Gängelband geleitet. Der Kleriker unterrichtet ihn, führt ihn zur Beichte und schaut in sein Inneres, der römische Priester drückt dem Manne den Wahlzettel in die Hand, überwacht seine Zeitunglecture, gründet die Vereine für seine Schutzbefohlenen. Der Index sorgt für die Dauer der geistigen Betäubung. Dafür lockt all der Zauber mystischer Wunder und des religiösen Kultus den Katholiken, daß er sich seinen Priestern willenlos unterwerfe. Das Buch ist durchaus nicht polemisch gehalten, sondern erörtert in akademischer Würde und Gründlichkeit die Streitprobleme, zu denen eine gewaltige Fülle zum Theil bisher unbekannten Quellenmaterials geboten wird.

Ioseph Leute.

Rafael von Nrbins. Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern.
Schulze S Co. in Leipzig.

Wie ich in meinem vor drei Iahren erschienenen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri" den Versuch wagte, den genialen Caesar zu schildern, nicht nach dem von der Schultradition übermittelten Bild, sondern mit all den Wesenszügen, welche die moderne Geschichtforschung dem von Parteihaß gefälschten Portrait wiedergegeben hat, so biete ich heute in dem kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino" ein auf der Grundlage sorgsamer Studien gezeichnetes Bildniß, das den großen Urbinaten darstellt, wie die Geschichte ihn sieht. Denn auch das überlieferte Bild Rafaels hat mancher Zug entstellt, besonders unter dem Einfluß der Romantischen Schule. Namentlich auf Tieck und seinen „Sternbald" ist der schmachtende, sentimentale Typus und das „ewige seraphische Iünglingsthum" Rafaels zurückzuführen, das durch seine ungesunde, charakterlose Weichlichkeit so viel Unheil in den Köpfen der Künstler anrichtete und das kraftlose Nazarenerthum zeitigte, gegen das sich schon Goethe mit grimmiger Erbitterung wandte. Die Bewunderung Rafaels artete zuletzt in einen förmlichen Kultus, in Vergötterung aus. Ingres erblickt in ihm geradezu ein „vom Himmel gestiegenes geistiges Wesen". „Man erfindet für ihn", sagt Hermann Grimm, „eine gewisse engbrüstige Durchschnittsgestaltung von nervöser Magerkeit, während er in Wahrheit ganz anders aussah." Sein künstlerisches Schaffen wird zu einem traumwachen, unbewußten Improvisiren. So läßt Achim von Arnim in einer Novelle ihn, versunken in eine Art magnetischen Schlafwachens, die Malerei eines Bildes seinem Gehilfen Baviera diktiren, der, indem er begeistert Strich vor Strich den Weisungen des Meisters folgt, dadurch ein herrliches Werk schafft. Von solchen und ähnlichen Ueberschwänglichkeiten wird man in meinem Buch nichts finden; wohl aber den Werdegang eines in rastloser Arbeit durch unermüdliche Studien und konzentrirte Geisteskraft sich emporringenden Genius. Denn Rafael Santi war das

Genie, das in seinem gewaltigen Können alle zerstreuten Zeitkräfte sammelte und repräfentativ für sein Zeitalter offenbarte.

Nürnberg. Dr. Heinrich von Schoeler.

Die Bewegung in der französischen Sizrik der Gegenwart.
Eugen Diederichs, Jena 1911.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung der Liebe zu einem Lande, das uns nicht nur glücklich gemacht hat, sondern uns vornehmlich durch seinen ernsten, großen und maßvollen Kunstwillen neue Schönheiten erschlossen und eine eigene Art des Lebensgenusses gelehrt hat. Dieses Buch will ein Zeichen dankbarer Verehrung bedeuten für die französische Dichtung der Gegenwart und eben so für französische Künstlernaturen. Es erscheint uns angemessen, diesem letzten Wort einigen Nachdruck zu verleihen. Mit warmer Stimme nur können wir die Erinnerungen wachrufen an die Stunden innerer Gemeinschaft, in denen wir die Dichter, welche wir einem größeren Publikum näher bringen möchten, als Charaktere erkannten. Wenn dieses Wort auch heute bei Vielen Geringeres bedeutet als gleißendere Merkmale, so scheuen wir uns doch nicht, mit diesem edelsten Lob Menschen zu grüßen, die sich in harten Lebenskämpfen den schlichten Gleichmuth einer erhabenen Gesinnung bewahrten, ohne daß Einer von ihnen sich jemals eitel in die Brust warf. Bescheidenheit und Stolz können nicht gerechter, nicht maßvoller gegen einander abgewogen sein als in den Kreisen dieser Künstler, die durch keine geheuchelte Sentimentalität, keinen falschen Idealismus blenden, sondern durch umfassende Bildung, geklärten Geschmack, ruhiges Urtheil, lichte Denkungart und Selbstsicherheit gelassen in sich ruhen. Wir grüßen unsere Freunde. Und während wir die guten Stunden in ihrem Kreis beschwören, athmen wir wieder den Duft des verwachsenen Gartens am Rande des Waldes von Noisy, in dem Leon Bazalgette zuerst unsere Liebe zu dieser geistigen Gemeinde Frankreichs weckte. Wir fühlen die großen und ruhigen Blicke Verhaerens aus seinem durchfurchten Antlitz auf uns und sehen ihn mächtig und weisend inmitten Nachstrebender, die der Wahn früher Iahre jugendlich durchschüttert. In dem hohen und lichtgedämpften Atelier des Norwegers Edward Diriks war es, wo in später Nacht Paul Forts leicht gleitende Worte wie Schwingen eines farbigen Falters an uns vorüberflatterten und klingende Rhythmen der Iüngsten durch das Halbdunkel zogen. Und wieder eine andere Wirklichkeit weitete sich in der idyllischen Villa des Andrs Spire, der uns die abgemessene Wärme des französischen Temperaments ehren lehrte. Rens Ghils ernste Art ließ uns viele Gestalten fester ins Auge nehmen. Und die dialektische Schärfe des Philosophen Iean Royere zerschnitt manche Dunkelheit vor aufblitzenden Lichtern. Iules Romains hob uns in den Dom einer neuen Gedankenwelt; Arcos und Mercereau erschlossen uns im Vortragen rhythmische Schönheiten der Iüngsten. Durch Henri Guilbeaux wurden uns Beziehungen dieses Kreises zu Deutschland aufgedeckt und in dem trauten Haus Vildracs und Duhamels athmeten wir franzö-

fische Träumerei und Versonnenheit, Alle diese Eindrücke von bunter Vielheit half uns der schlichte und weise Adolphe Malye wie ein guter Vater ordnen und ineinanderfügen. Die Uebersetzungen haben also erst durch mannichsachen Rath ihre endgiltige Form gefunden. Dennoch geben wir diese Arbeit zögernd aus der Hand, da wir wissen, dag sie nicht vollkommen ist. Bestinimte uns der Wunsch, den Deutschen das vollständige Bild (nicht der gesammten Dichtkunst, sondern) einer großen und fortschreitenden Bewegung zu geben, so fühlen wir doch selbst, daß es dem Fremden schwer ist, dieser reichen und köstlichen Blüthe in ihrem innersten Wesen ganz gerecht zu werden. Wir fürchten zwar nicht den Vorwurf Derer, die theure Namen der Vergangenheit in unserer Sammlung vermissen; denn wir haben uns an die Lebenden gehalten und haben dem Buch nur die Toten eingereiht, die in den Iahren der vorbereitenden Arbeit aus dem Leben schieden. Aber wir müssen um Nachsicht bitten, wenn unter den Zeitlichen Namen vermißt werden, die auch für uns guten Klang haben. In den Uebertragungen haben wir Inhalt und Form streng zu wahren getrachtet.

Paris. Otto und Erna Grautoff.

Mkn den Listen der Reserveoffiziere, nicht nur der Kavallerie und Infanterie, sondern auch der Spezialtruppen, findet man viele Iuristen und wenige Techniker. Gerade ihre Vorbildung müßte die Ingenieure und Techniker doch als Reserveoffiziere für unsere Spezialtruppen empfehlen. Aber schon der als Einjähriger ins Heer eintretende Techniker merkt bald, daß eine tiefe Kluft ihn von anderen Akademikern trennt.

In ein Artillerieregiment sind sechzig Einjährig-Freiwillige eingestellt. Der blutjunge ausbildende Offizier möchte schon in den ersten Tagen, wo über die militärische Brauchbarkeit und moralische Bewerthung des einzelnen Mannes noch kein Urtheil möglich ist, die Einjährigen, die er als Gattung nicht liebt, klassisiziren. „Wer sind Sie? Was sind Sie? Woher sind Sie? Was ist Ihr Vater? Was haben Sie für eine Vorbildung? Was können Sie denn mal werden?" Mit streng kritischem Blick werden die Schafe von den Böcken geschieden. Nach wenigen Tagen steht für die ohne Scheuklappen durch das militärische Leben gehenden Einjährigen fest, wer auf Beförderung und Qualifikation zum Reserveoffizier zu rechnen hat.

Der Lebenslauf der einzelnen Schwarzweißen wird einer peinlichen Durchsicht unterzogen. Weh Dem, in dessen Laufbahn ein Pünktchen ist, über das der Rekrutenoffizier nicht klar werden kann! Da ist Offizierauslese.

der Einjährige A., Sohn eines Großkaufmannes und Fabrikanten. Sein Lebenslauf wird von einem Satz umschrieben: „Geboren in Ixstadt, besuchte daselbst das Gymnasium, bestand das Abiturientenexamen und trat in das Geschäft seines Vaters ein". Ein schöner, glatter Lebenslauf, gegen den Niemand Etwas sagen kann und der die Frage nach der Eignung zum Reserveoffizier unbeantwortet läßt. Der junge Herr ist von seinen lieben, fürsorglichen Verwandten mit den Röthigen Instruktionen versehen worden. Er weiß, wie mans zu machen hat, um sich von vorn herein einige Nasenlängen Vorsprung vor seinen neuen Kameraden zu sichern. Drum fügt er der Lebensbeschreibung noch ein Hängsel an. „Ich habe sieben Geschwister: 1. Dr. Philipp A., Amtsrichter und Oberlieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. 2. Dr. iuris Ernst A,, Assessor und Oberlieutenant der Reserve im Feldartillerieregiment Nr, V; 3, Dr. pKil. Max A., Gymnasialoberlehrer und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. Z; Erna A., vermählt mit Herrn T, Rechtsanwalt und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. O; außerdem habe ich noch drei jüngere Geschwister. " Ietzt sieht die Sache schon anders aus.

Was würde nun ein ausbildender Offizier von strenger Gerechtigkeitliebe mit einem solchen Machwerk anfangen? Es dem naiven Verfasser mit einigen Wendungen zurückgeben, die an urwüchsiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Denn dieser Lebenslauf ist im Grunde ein plumper Bestechungversuch, also eine Beleidigung des Vorgesetzten. Denn was gehen, in Kuckucks Namen, den ausbildenden Offizier die Verwandten seiner Einjährigen an? Damit hat sich später das Bezirkskommando vor der endgiltigen Wahl zum Offizier zu befassen; für die Beurtheilung der rein soldatischen Eigenschaften des Einjährigen hat diese Liste nichts zu bedeuten. Der Nachsatz von den drei jüngeren Geschwistern wirkt geradezu lächerlich. Diese Rangliste soll dem ausbildenden Offizier zurufen: Sieh, einer so feudalen Familie bin ich entsprossen! Du wirst ihr doch nicht den Schmerz anthun, mich diesem Ehrenblatt unseres Hauses fernzuhalten! Was geschieht aber gar nicht selten? Die Kalkulation des Verfassers erweist sich als richtig. Der Herr Lieutenant läßt sich durch die vornehme Verwandtschaft blenden und der Herr Einjährige A. hat von diesem Tage ab die beste Konduite. Militärisch ist er zwar nur mittelmäßig, aber dafür gesellschaftlich Lomins il Kut. Und diese Eigenschaft giebt den Ausschlag.

Da ist der Einjährige B., seines Zeichens Dr. iuris. Er ist als Soldat eine unmögliche Figur und erweckt schon in den ersten Zagen ob seiner Haltung, die nicht gerade an griechische Skulpturen erinnert, allgemeine, freilich aus disziplinarischen Gründen versteckte Heiterkeit. Aber er ist Doktor iuris und damit der liebevollen Nachsicht des ausbildenden Offiziers sicher. Der Einjährige könnte bei der Besichtigung durch denRegimentskommandeur dieBatterie bis auf dieKnochen blamiren: deshalb schickt man diese Karikatur eines Artilleristen am Tag der Batteriebesichtigung auf Wache. Auf der Liste der Offizieraspiranten aber steht in erster Linie der Herr Dr. iuris B. Welche Dienste

er als Offizier des Beurlaubtenstandes seinem Truppentheil leisten soll und kann, bleibt Geheimniß des ausbildenden jungen Lieutenants. Bei den Uebungen sieht man diese artilleristisch unmöglichen Herren manchmal in rötlichster Verlegenheit. Hinter einer Hügeldeckung soll eine Batterie Feldhaubitzen auffahren und in indirektem Schuf; ihre Granaten auf eine befestigte Feldstellung des Feindes, viertausend Meter entfernt, werfen. Der Batteriechef hat dem Reserveoffizier die nöthige Belehrung über das Ziel, feine Lage, seine Entfernung und seine Ausdehnung gegeben. Er überläßt ihm, die Batterie in Feuerstellung zu bringen, einzurichten und zu kommandiren. Mit reichlich bemessener Nachhilfe des Vicewachtmeisters ist die Batterie endlich aufgefahren. Rathlos streift der Blick des plötzlich zum Batteriechef avancirten Reserveoffiziers über die Schar der Unteroffiziere hin nnd bleibt an dem Viceivachtmeister haften. „Hilf mir, ich gehe zu Grunde!" Aber schon erscheint der wirkliche Batteriechef mit einigen Kernflüchen auf dem Schauplatz. Er kennt seine sommerlichen Pappenheimer und ihre schwachen Seiten und führt den Vicewachtmeister am Arm hundert Meter weit nach hinten in das Gelände. „So, hier bleiben Sie stehen, Wachtmeister, und hüten Sie sich, näher als hundert Schritte an den Herrn Lieutenant der Reserve heranzutreten!" Der, seines rettenden Engels beraubt und am Ende seiner Kenntnisse angelangt, giebt falsche Kommandos, bei denen sich die peinlich berührte.Batteriebedienung unschlüssig ansieht und nicht weif;, was sie beginnen soll. Hier und da schnappt der Herr Reservelieutenant noch ein von den Unteroffizieren oder Gefreiten vorgesagtes richtiges Kommando auf; dann naht der wüthende Batteriechef und macht der unwürdigen Szene ein Ende. Wenn aber ein Reserveoffizier dieser Gattung schon in reinen Reglementsfragen versagt, wenn er schon auf taktischem Gebiet nicht Bescheid weiß: wie wird es da erst aussehen, wenn im Gefecht plötzlich, in Folge von Treffern oder aus anderen Gründen, das Geschütz den Dienst weigert? Die Feuerpause für seine Untersuchung und Instandsetzung muß auf eine minimale Zeit beschränkt werden. Wie nun, wenn der Batterieschlosser anderswo thätig ist und einReserveoffizier der eben beschriebenen Art als einziger verantwortlicher Macher dasteht? Sein Mangel an technischem Wissen, die Thatsache, daß ihm der Mechanismus des modernen Rohrrücklaufgeschützes ein Buch mit sieben Siegeln ist, bedeutet in einer schwierigen Gefechtslage den dauernden Ausfall eines Geschützes, wenn nicht gar Schädigung der ganzen Batterie. Was der ausbildende Offizier, für den nur das gesellschaftliche Moment maßgebend war, bei der Beförderung des ehemaligen Einjährigen B. gesündigt hat, muß an den Tagen eines heißen Artilleriekampfes vielleicht eine brave Truppe büßen.

Nun die Kehrseite der Medaille.

Unter den Einjährigen des Regimentes sind einige Techniker; akademisch gebildete und andere. Da ist zunächst der Regirungbauführer C. Dem ausbildenden Lieutenant ist die Art dieses Berufes nicht klar. Regirung? Das Wort ja deutet darauf hin, daß der Mann so eine

Art von Staatsstellung hat, also am Ende würdig ist, das Ehrenkleid des Reserveoffiziers zu tragen. Fragen wir einmal! „Einjähriger C., Sie sind Regirungbauführer?" „Zu Befehl, Herr Lieutenant." „Sagen Sie mal, was können Sie da eigentlich noch werden?"
Bald danach, als Patrouilleführer, läßt sich der Lieutenant, gegen seine Gewohnheit, mit dem selben Einjährigen in ein Gespräch ein und befragt ihn über die Kameraden. Da ist der Diplomingenieur D. „Diplomingenieur? Na, Das ist doch wohl ein ganz gewöhnlicher Techniker?" Der Regirungbauführer muß dem Herrn Lieutenant klar machen, das ein Diplomingenieur nach mehrjährigem Hochschulstudium ein akademisches Schlußexamen machen muß.
Da ist der Einjährige E. Einige Schmisse dienen als Beweis seiner akademischen Bildung. Er hat, wie der Volksmund sagt, seine Visitenkarte im Gesicht. Aber der Mann eignet sich doch nicht zum Offizieraspiranten: denn mit einem unbehaglichem Gefühl stellt der ausbildende Offizier fest, daß dieser im Uebrigen ganz famose junge Mann früher Hilfschlosser war. „Denken Sie sich nur, meine Herren/ heißts im Kasino, „wir haben unter unseren Einjährigen einen Schlosser! Ganz patenter Mensch, guter Soldat, aber für den Offiziersunterricht unmöglich. Man muß da unwillkürlich an den Geruch von Seifenwasser und Eisenspähnen in einer Schlosserwerkstatt denken." Einige Iahre nach seiner Dienstzeit erfährt dieser frühere Einjährige durch Zufall von einem befreundeten Reserveoffizier des selben Regimentes, warum er damals so plötzlich von der Liste der Aspiranten gestrichen wurde. Er hat den bekannten dunklen Punkt in seinem Lebenslauf gehabt. Nein: die Zugehörigkeit zum Deutschen Sprachverein war ihm zum Verhängniß geworden. Statt der üblichen Bezeichnung „Volontär" hatte er das Wort „Hilfschlosser" angewandt; die weltbekannte Firma, bei der er seine praktische Arbeitzeit durchmachte, nannte die nach dem Abiturientenexamen eingetretenen jungen Herren, je nach dem Handwerkszweig, in dem sie gerade beschäftigt wurden, „Hilfschlosser, Hilfformer, Hilfschmied". Alle diese unwürdigen Berufszweige aber hat der Einjährige E. vor dem Besuch der Hochschule und vor der Meldung zur Militärpflicht durchklettert. Der Ausbildende hat von der Laufbahn eines Ingenieurs keinen blassen Schimmer und läßt den mit dem Makel des Hilfschlossers behafteten Einjährigen glatt fallen. So ahnunglose Offiziere giebt es wirklich.
Der Techniker ist den nicht ganz sattelfesten jungen Offizieren der Spezialtruppen manchmal recht unbequem. Mit Schwung spricht der Herr Lieutenant bei dem Unterricht über die Flugbahn des Geschosses von den fundamentalen Lehrsätzen der Mechanik. „Kraft ist Geschwindigkeit." Dieser Satz ist das Alpha und Omega seines Vortrages. Weiter heißt es: „Beim Krepiren eines Schrapnells werden durch die Centrifngalkraft die stählernen Füllkugeln zusammengehalten." Solche Sätze tiefer mechanischer Weisheit setzt der vortragende Lieutenant seinem erstaunten Auditorium vor. Daß ein Steinchen von 50 Gramm, dem man eine Geschwindigkeit von 500 Meter gäbe, nicht die selbe

Wirkung haben kann wie ein Geschaß von 73 Kilogramm mit nur 300 Meter Anfangsgeschwindigkeit, überlegt der Herr Professor der Mechanik nicht. Für ihn ist Kraft ^- Geschwindigkeit. Ein Iurist betet die neuen Theorien über die Flugbahn des Geschosses kritiklos nach. Die Ingenieure lächeln; zwar diskret, aber sie lächeln. Die Sache wird fatal. „Nun, Einjähriger/ fragt der Vortragende einen seiner technisch gebildeten Hörer, „ist Das richtig, was Ihr Kamerad soeben sagte?" „Nein, Herr Lieutenant," „Wie muß es heißen?" „Kraft ist das Produkt aus der Masse, die geschleudert wird, und der dieser Masse ertheilten Anfangsgeschwindigkeit. Beim Krepiren des Schrapnells werden die Füllkugeln kegelförmig nach vorn auseinander gestreut.- „Na, natürlich, Einjähriger", spricht der Lieutenant; und zu dem Iuristen: „Ihr Kamerad hat natürlich Recht; was Sie soeben sagten, ist selbstredend Blödsinn. Verstehe nicht, daß Sie sich so aufs Glatteis locken lassen!- Ein paar Kerls hatten vorher so verschmitzt in sich hineingelächelt. Das sollen die verdammten Kerls sich schon abgewöhnen. Das Vaterland ist gerettet, das Ansehen des Herrn Lieutenants, nach seiner Meinung, wieder hergestellt. Von diesem Tag ab unterzieht er allerdings seine fundamentalen Lehrsätze der Mechanik einer gründlichen Revision. Aber auch die Liste der Offizieraspiranten wird revidirt; langsam, aber sicher verschwinden die Techniker von ihr: denn es ist doch zu fatal, solche Besserwisser im Zuhörerraum zu haben. Eine schriftliche Arbeit über die Flugbahn des Geschosses giebt die äußere Veranlassung. Einjährige, die auf höheren Technischen Königlichen Anstalten ihre Schlußprüfung „mit Auszeichnung-, Diplomingenieure, die ihre akademischen Examina mit „Vorzüglich- bestanden haben, können mit ihrem Wissen vor dem Richterstuhl eines gestrengen zweiundzwanzigjährigen Lieutenants nicht bestehen. Die Arbeit über ein Thema, das jeder Fortbildungschüler erschöpfend behandeln könnte, wird ausgebildeten Ingenieuren mit „Nicht hinreichend- censirt. Die unter irgendeiner Begründung aus dem Unterricht der Aspiranten entfernten, früher diensteifrigen Einjährigen verzichten wohlweislich auf Berufung an die höhere Instanz und dienen den Rest ihres Iahres in einer gewissen Simplizissimusstimmung ab.
Da ist besonders der Einjährige F., der eine mehrjährige Thätigkeit als Ingenieur bei einer bekannten Waffenfabrik hinter sich hat. Er kennt die modernen Rohrrücklaufgeschütze, den komplizirten Mechanismus ihrer hydraulischen Bremseinrichtung, ihre Behandlung und Instandhaltung. Er ist mit all diesen Dingen durch seine berufliche Thätigkeit enger verwachsen als irgendein junger aktiver Artillerieoffizier. Man könnte von ihm lernen. Aber dem ausbildenden Offizier ist dieser superkluge Iüngling ein Dorn im Auge. Es ist zu peinlich, gegenüber solchen kritischen Kennern immer auf der Hut vor einem Lapsus sein zu müssen. Ein Grund zur Entfernung ist schnell gefunden. Der Mann wird abgeschoben und erlangt, weil er Liebe zur Sache hat, nach persönlichen schweren Opfern später im Osten der Monarchie, wo Mangel an Reserveoffizieren ist, das Porteepee. Nun bedenke

Offizierauslese.
man, welche unschätzbare Kraft solcher waffentechnisch durchgebildete Offizier im Kriegsfall wäre. Er kennt alle Einzelheiten der Konstruktion moderner Kriegsmaschinen (als solche müssen heute sogar die Feldkanonen und leichten Haubitzen der Artillerie bezeichnet werden); er kennt die kleinsten Ventile innerhalb des Mechanismus der Rohrrücklaufbremsen, ihre Lage, ihren Zweck, ihre Wirkung. Versagt das Geschütz auf die eine oder andere Weise, so ist er im Stande, festzustellen: „Hier liegt der Fehler, an dieser Feder, an diesem Ventil, an dieser Dichtung". Wenn der Batterieschlosser abwesend oder gefallen ist, kann dieser technisch gebildete Offizier ohne Zögern und zeitraubendes Neberlegen die nöthigen Anweisungen zum Auseinandernehmen, Instandsetzen und Wiederzusammenbauen der Kriegsmaschinen geben. Unter seiner fachmännischen Leitung ist das Geschütz in kürzester Frist wieder feuerbereit. Denn der Mann ist ja Ingenieur und in einer schwierigen Gefechtslage unter Umständen ein Iuwel für eine Batterie. Sein Wissen aber war, da er noch als Einjähriger F. Stechschritt übte, für die Begriffe des Ausbildenden zu umfangreich, und hätte ihm nicht ein besonders günstiger Stern im Osten gestrahlt, so wäre er höchstens als Unteroffizier ins Feld marschirt.
Noch ein Techniker. Als der fähigste und intelligenteste aller Einjährigen in der Batterie anerkannt. Eines Tages scheidet er ohne Angabe von Gründen aus dem Unterricht der Aspiranten. Sein gerecht denkender Wachtmeister, verärgert, weil man seinem besten Einjährigen die militärische Laufbahn sperrt, theilt ihm am Schluß der Dienstzeit die Gründe vertraulich mit: „Ihr Vater ist politisch thätig gewesen". Für die Sozialdemokratie oder gar die Propaganda der That? Gott bewahre! Der alte Herr, einer der angesehensten Bürger seiner Heimathstadt, war Vorsitzender der Centrumspartei in einem großen rheinischen Wahlkreis. Die Ironie des Schicksals wollte obendrein, daß sein Filius, als Alter Herr einer Burschenschaft, wenig Lust spürte, als politisches Thier in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Aber Offizier? „Is nich. " Das ist im Deutschen Reich möglich.
Noch ein Wort aus dem leidigen Kapitel der Iudenfrage. In einer Batterie dient der Sohn eines jüdischen Bankiers. Der junge Mann ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist bei seinem Eintritt fest entschlossen, die Vorurtheile über seine Glaubensgenossen bei den Vorgesetzten durch die beste Haltung in und außer Dienst zu entkräften. Gleich im Anfang der Ausbildung zieht die ungewohnte Anstrengung dem jüdischen Einjährigen ein schweres Fußleiden zu, womit jeder andere in die Revierkrankenstube oder ins Lazareth gegangen wäre. Der verachtete Iude aber thut mit zusammengebissenen Zähnen noch Dienst, als er bereits ein respektables Loch in der Ferse hat. Die anderen Einjährigen bewundern ihn und mancher mag ob seiner bisherigen antisemitischen Neigungen dem Iuden im Stillen Abbitte geleistet haben. Eines Tages wird einer seiner Glaubensgenossen von einem Unteroffizier „Iudenbengel" geschimpft. Nicht der Beschimpfte, aber sein in punoto Ehrgefühl empfindlicher jüdischer Kamerad wendet

sich mit einer Beschwerde an den Hauptmann, der, streng und gerecht, sofort für gründliche Abhilfe sorgt. Er ist von der Befangenheit gegen jüdische Untergebene frei und befördert den Beschwerdeführer am ersten April zum Gefreiten und am ersten Iuli zum Unteroffizier.

Der jüdische Einjährige ist ein außergewöhnlich gewandter Turner, hält feste Mannszucht und seiner Geschützbedienung ist die beste in der Batterie. Sein Hauptmann, später Major in einem Garderegiment, war ein gerechter Mann und ließ ihn Unteroffizier werden. Aber den Aspirantenunterricht hat dieser Einjährige nur pro korins einmal besucht; dann tauchte er ins Dunkel unter.

Die Angabe, daß diese Dinge alltäglich seien, würde graß übertreiben. Ieder Gerechte wird zwischen Mißgriffen und der Norm unterscheiden. Wo so viele junge Menschen Befehlsgewalt haben, kanns nicht immer ganz korrekt zugehen. Man bedenke aber, was der Einzelne empfindet, dem ein Erlebniß dieser Art die Dienstzeit trübt: und man wird finden, daß auch die schlimme und schädliche Ausnahme verhindert werden muß.. Mit jedem irgendwie erreichbaren Mittel.

Wie ist solchen Uebelständen vorzubeugen? Man lege den Aspirantenunterricht nicht in die Hände eines jungen, unerfahrenen Offiziers, der vielleicht auch noch mit gesellschaftlichen Vorurtheilen vollgepfropft ist. Aus den Leistungen eines Herrn, der sein Menschenmaterial nicht abzuwägen vermag, kann nichts Gutes für die Armee herauskommen. Im Lauf des einen Dienstjahres sollen zunächst die militärischen und moralischen Eigenschaften der Einjährigen gewerthet und danach Offizier- und Unteroffizieraspiranten von einander geschieden werden. Aber die Scheidung beginnt bei manchen Regimentern schon gleich nach dem Eintritt. Als Maßstab für die Bewerthung dient dann die gesellschaftliche Stellung des Vaters und die Aussicht des Einjährigen auf eine „Carriere". Werthvolle Kräfte gehen auf diesem Weg der Armee verloren, eine große Zahl brauchbarer Anwärter wird verärgert und drückt sich nach der Dienstzeit auf die eine oder andere Art von den Uebungen. Mancher junge Offizier steht hinter fünfundsiebenzig Prozent der Einjährigen, die er unterrichtet, im Lebensalter, hinter fünfzig in der Allgemeinbildung zurück. Man beauftrage mit dem Unterricht einen mit genügender Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgerüsteten älteren Offizier, der aufrichtigen Willen mit strenger Gerechtigkeit eint. Damit würde die Brauchbarkeit des Reserveoffiziercorps für den Kriegsfall erhöht.

Der Gesellschaftlöwe, der eine gut gebügelte Hose und ein Monocle mit Anstand zu tragen weiß, der mit gigerlhaften Alluren sein Schlachtschwert rasselnd durch die Straßen zu schleppen und einer Batterie Sekt mit Verve den Hals zu brechen versteht, wiegt gerade bei der Spezialtruppe, wenn es heißt, im männermordenden Kampf seine Waffe mit Klugheit und Verständniß zu führen, federleicht gegen den Fachmann, der mit kühlem Herzen und berechnenden Verstand die Funktion seiner Maschine bis zum letzten Athemzug zu überwachen, zu regeln und bis zur höchsten Leistungfähigkeit auszunützen weiß. *,*

Herausgeb« und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Karde» in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb S. m. b. g. in Berlin.

Die Juden in der Wirtschaft.

s ist keine Uebertreibung, wenn gesagt wird, daß der gebildete Europäer, dessen Wiß- und Neubegier sonst keine Grenze kennt, von der Beschaffenheit irgendeines in den entferntesten Welttheilen existirenden Volksstammes sicherere Kenntnisse besitzt als von dem Charakter der seit Iahrtausenden in seiner unmittelbaren Nähe wohnenden Iuden. Finsteren Aberglauben, barbarische Sitten, Haß gegen die nicht jüdische Menschheit, Vaterlandlosigkeit, Feigheit und Gewinnsucht werfen ihnen die Einen vor. Eine dogmenlose Religion, eine unübertroffene Ethik, Schwärmerei für Schönheit und Wahrheit, Weltbeglückungsucht, Vaterlandliebe, unerschütterlichen Muth und selbstlosen Idealismus rühmen ihnen die Anderen nach. Beide haben Recht und Beide haben Unrecht. Alle diese Eigenschaften und Begriffe bedeuten für das Iudenthum das Selbe wie die Wogengebilde für das Meer. Sie haben mit dem in der Tiefe herrschenden Leben nichts zu lhun. Unzählige Versuche sind unternommen worden, um in diese Tiefe einzudringen, das Wesen des Iudenthums zu ergründen. Alle Bemühungen aber scheiterten an der instinktiven Neigung der Iuden, ihr inneres Seelenleben vor der Außenwelt zu verbergen. Selbst die Gebildetsten unter ihnen konnten bei der eifrigsten und aufrichtigsten Hingabe an die fremden Kulturen stets mit dem stolzen Griechen ausrufen: Ich besitze die Lais, sie aber besitzt mich nicht. Kein Reiz, kein Taumel, keine Macht der Welt hat je vermocht, sie ganz gefangen zu nehmen. Stets blieb auf dem Grunde ihrer Seele ein unfaßbares, reflektirendes Etwas, das sie vor einem restlosen Aufgehen in den Dingen bewahrt hat. So wanderten sie Iahrtausende lang, einem Proteus gleich, unter den Völkern umher. Was man von ihnen sah, waren nur die Gestaltungen und

Gewandungen, die sie nach außen hin, den Verhältnissen entsprechend, angenommen hatten. Ihr Wesenskern aber blieb eben so unsichtbar wie unverändert.

Mit dem Auftreten der an Moses Mendelssohn anknüpfenden modernen Iuden schien dieser unversöhnliche Zwiespalt zwischen dem Sein und dem Schein, dem Leben nach innen und dem nach außen, ein Ende zu nehmen. Die aufgeklärten Iuden der früheren Epochen hatten sich von den orthodoxen nur dadurch unterschieden, daß sie ihre Religion für eine grotzmüthige Herrin ansahen, die, nach dem Beispiel Saras, fremde Kulturen als Sklavinnen neben sich duldete. Sonst hielten sie, wie die Orthodoxen, die Tradition ihrer Väter in ihrem ganzen Umfang für verbindlich, betrachteten sie ihren Aufenthalt in der Diaspora als ein Provisorium, sahen sie mit Perachtung auf die nicht jüdische Menschheit hinab und suchten sich möglichst von ihr fern zu halten. Von ihnen war eine offene, ehrliche Aussprache mit der nicht jüdischen Menschheit nicht zu erwarten. Die modernen Iuden aber haben mit der Tradition ihrer Väter gebrochen und unzweideutig erklärt, dauernd unter den fremden Völkern bleiben und in deren Kultur restlos aufgehen zu wollen. Auf dem Grund dieser Willenserklärung haben sie die Gleichberechtigung verlangt und erhalten. Nun war zu erwarten, daß sie den Wirthsvölkern ein Inventarium ihres väterlichen Erbes vorlegen, ihnen offen und ehrlich sagen würden: „Diese und jene Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind durch uralte Tradition auf uns gekommen und werden uns wohl noch Generationen lang anhaften. So sind wir und so müßt Ihr uns verbrauchen, wenn Ihr uns in Eure Kulturgemeinschaft aufnehmen wollt. Wenn Ihr aber Bedenken hegt, bleiben wir lieber draußen. Denn besser eine gescheiterte Partie als eine unglückliche Ehe." So mußten sie sprechen und handeln. Aber aus jener Respektlosigkeit vor den Thatsachen, die sich in der Dialektik der biblischen Propheten eben so wie in der ganzen jüdischen Apologetik, von Philo und Iosephos bis in die Gegenwart, offenbart, aus jenem tiefwurzelnden Glauben, man dürfe eines gutscheinenden Zweckes wegen die Wahrheit nach Belieben modeln und färben, haben die modernen jüdischen Geschichtforscher systematisch getrachtet, die ohnehin unzugängliche Wissenschaft vom Iudenthum in einer kaum zu überbietenden Weise zu verdunkeln und zu verwirren. Der Talmudismus, das Centralorgan, in das alle religiösen Lebenssäfte aus der biblischen Zeit hineingeflossen sind und das bis in die Gegenwart hinein das gesammte Iudenthum, das moderne nicht minder als das orthodoxe, ernährt und

das beispiellose Wunder vollbracht hat, ein Volk ohne Land Jahrtausende lang geistig und physisch gesund zu erhalten, wurde für eine durch der Zeiten Mißgunst am Körper des Judenthums entstandene Wucherung erklärt. Man wies haarscharf nach, daß die der Tradition treuen Juden, die doch die überwiegende Mehrheit der Nation bilden, aus der Art geschlagen seien; daß das Ghetto, die zur Erhaltung der Eigenart nothwendige Absonderung, in der die Juden seit ihrem Eintritt in die Geschichte überall, im Lande Gosen wie in Kanaan, in Alexandrien, Rom, Spanien, Portugal, Amsterdam und sonstwo, gelebt haben, eine Erfindung derWirths» Völker sei; daß das jüdische Martyrium, das doch aus der Absonderung nothwendig folgen mußte, eine in allen Zeiten stets wieverkehrende Herzensroheit der Wirthsvölker zur Ursache habe. Um das Maß vollzumachen, wurde am Ende das Iudenthum aus der Tafel der Nationen gelöscht und als eine Menschengruppe hingestellt, die einzig durch das lose Band der „Konfession" verknüpft sei. Das verkündete man im Namen der Wissenschaft, der Wahrheit und der strengsten Objektivität.
Die Folgen erwiesen sich als nach innen und nach außen verhängnißvoll. Der Fluch der Lüge, die fortzeugend Lügen gebären muß, fraß an dem Geist des modernen Judenthums. Verschwunden war der naive, echte Ton, der in der jüdischen Literatur, so weit sie für das Iudenthum bestimmt war, stets geherrscht hat. Ein hohles, falsches Pathos drängte sich auf, eine erklügelte, stets aus den Effekt berechnete Sprache machte sich breit. Nicht minder verderblich war die Wirkung nach außen. Wenn ein Volk unter fremden Völkern leben und dabei seine Sonderezistenz wahren will, dann tritt ein Zustand ein, wogegen jeder gesunde Organismus reagiren muß. Diese schon Jahrtausende als Iudenfrage währende Reaktion hat sich bereits in allen möglichen Formen geäußert: als Ausrodung, Vertreibung, Einsperrung, Emanzipation und Assimilation. Aber alle Versuche blieben wirkunglos. Nun versucht man es endlich mit dem Mittel, das von Anfang an angewandt werden mußte: mit dem Streben nach Erkenntnis. Soll das Iudenproblem irgendeiner Lösung zugeführt werden, dann muß Dreierlei festgestellt werden: ob (erstens) die Kräfte, die im Iudenthum walten, nicht so werthvoll sind, daß sie, trotz der Störung, die sie im Organismus der Wirthsvölker verursachen, dennoch erhalten zu werden verdienen; ob man es (zweitens) hier nicht am Ende mit unzerstörbaren Kräften zu thun hat, mit denen man sich, als einer,: unabänderlichen Uebel, abfinden müsse; wenn sich (drittens) diese Kräfte als minderwerthig und zerstörbar erweisen: durch welche

Mittel können sie mit Erfolg bekämpft werden? Ist man nun von der Nothwendigkeit dieser Erkenntnisz überzeugt, dann wird man verstehen, welchen Schaden die modernen jüdischen Geschichtforscher angerichtet haben. Wer sich von Kindheit an gewöhnt hat, die Dinge von ihrem Gesichtspunkt aus zu betrachten, Der kann sich kaum jemals einen richtigen,klarenBegriff vomIudenthum machen. Ein Extrem erzeugt das andere. Die auf die Spitze getriebene Respektlosigkeit vor den Thatsachen hat in neuster Zeit innerhalb des Iudenthums eine Bewegung bewirkt, die, unter der Devise: I^s, verits ponr 1s, verits, darauf abzielt, mit allen bisherigen Verheimlichungen und Vertuschungen zu brechen und schonung- und rücksichtlos in die verborgensten Falten der jüdischen Seele hineinzuleuchten. Schon das wenige Licht, das diese Bewegung bisher über das Iudenthum verbreiten konnte, hat den außen Stehenden ein überraschendes Bild gezeigt. Man war bisher gewöhnt, das Iudenthum als eine Masse anzusehen, die von den Wirthsvölkern geknetet, geformt und gebildet wurde. Nun zeigte sich ein ganz anderes Verhältniß. Wohl ist das Iudenthum, wie jedes Lebewesen, von der Außenwelt dauernd beeinflußt worden. Alle Einflüsse aber haben beim Iudenthum stets nur den Charakter zu treffen vermocht. Das Wesen aber ist nicht nur unverändert geblieben, sondern hat sogar die Außenwelt, der biblischen Verheißung gemäß, religiös und wirtschaftlich unter seine Botmäßigkeit gebracht. Mit dem Christenthum und dem Islam hat der jüdische Gottbegriff seinen welterobernden Siegeslauf angetreten. Daß es den Iuden seit dem sechzehnten Iahrhundert auch gelungen ist, in das Wirthschaftleben der Völker einzudringen, es durch ihren Geist zu zersetzen und neu zu formen und zu gestalten, hat Werner Sombart in seinem Buch „Die Iuden und das Wirthschaftleben" (Leipzig, Duncker K Humblot, 1911) nachzuweisen unternommen. Schon die statistischen Daten, die Sombart anführt, frappiren. Kein Zweig des modernen Wirthschaftlebens, an dessen Schaffung die Iuden nicht betheiligt waren. In allen kolonialen Gründungen, in Indien, Afrika, Australien, besonders in Amerika, das Sombart schlechtweg „das Iudenland" nennt; in der Finanzirung der modernen Staaten und der Erhaltung ihrer Heere; in der Belebung des internationalen Waarenhandels und der Kommerzialisirung des Wirthschaftlebens: überall zeigt sich der jüdische Einfluß in einem bisher nicht geahnten Umfang.
Die Ueberraschung wächst, wenn mau durch eine genetische,Betrachtung die tiefe Wirkung dieses Einflusses erfährt. Im sechzehnten Iahrhundert lösten sich die im Süden Europas ansässigen jü-

dischen Massen und strömten nach dem Norden. In der selben Zeit erfolgt die Verschiebung des ökonomischen Energiecentrums aus dem Süden nach dem Norden, der man bisher, nach Sombarts Ansicht mit Unrecht, die Entdeckung des Seeweges als Ursache zugeschrieben hat. Fremdartige Erscheinungen tauchen auf. Das auf die Versachlichung aller Kreditbeziehung hinzielende Werthpapier in allen seinen Modifikationen, als indossabler Wechsel, als Aktie und Banknote, als Partialobligation und Pfandbrief; das Börsenwesen mit dem Terminhandel, endlich die Kommerzialisirung der Industrie: alle diese im europäischen Wirthschaftleben bis dahin unbekannten Zweige des kapitalistischen Wirthschaftsystems haben im Talmud ihre Keime und Wurzeln.

Die Schilderung, die Sombart von dem Zusammenstoß zweier im Wesen verschiedenen Weltanschauungen entwirft, muthet wie ein spannendes Drama an. Hier die Abgrenzung personaler Thätigkeitgebiete; die Verpönung des Kundenfanges; das Bestreben, möglichst gute Waare herzustellen; die als selbstverständlich geltende Auffassung, daß der Preis der Leistung entsprechen müsse; das ruhige, behäbige, aus dem Gefühl der Sicherheit heraus entstanden« Selbstbewußtsein; die stolze, über derGewinnsucht stehende Persönlichkeit. Dort die Verachtung aller zunftgemäßen Abgrenzung; die Verschlechterung der Waare durch Schaffung von Surrogaten; die Verbilligung der Herstellungskosten; das Unterbieten im Preis; der rücksichtlose Kundenfang; die Ausschaltung alles Persönlichen; der absolute Erwerbszweck. Ein Kampf um Tod und Leben entbrennt. Hell lodert die Volksempörung auf. Mit den schärfsten Matzregeln, Verordnungen und Gesetzen sucht man sich des fremden Geistes zu erwehren. Er aber räumt mit der Kraft des unabwendbaren Geschickes alle Hindernisse aus dem Weg, reißt das alte Wirthschaftsystem bis auf den Grund nieder und pflanzt auf den Trümmern die Fahne des weltbeherrschenden Kapitalismus.

Das ist der nackte Thatbestand eines in der Weltgeschichte beispiellosen Prozesses. Ein Häuflein Menschen, mißachtet, verhöhnt, unterdrückt, zertreten, hat vermocht, der ganzen Menschheit seinen Geist aufzuzwingen, sie seinem Willen zu unterjochen. Was hat diese Menschen zu einer solchen Leistung befähigt?

Stets als Fremdlinge im psychischen und sozialen Sinn sich fühlend, unter Sonderrechten stehend, aus allen genossenschaftlichen Verbindungen ausgeschlossen, hielten sie sich durch keinerlei moralische Rücksichten gebunden, die bestehende Wirthschaftordnung zn respektiren. Den unter alle Völker zerstreuten und dennoch auf das Innigste mit einander Verbundenen wurde die Or-

ganisirung des Welthandels leicht. Die einzigen Schranken, die sie fanden, waren die Gesetze und die herrschenden Anschauungen. Diese konnten aber für die Dauer dem zähen Willen und dem ungeheuren Reichthum, den die Iuden auf ihre Wanderung vom Süden nach dem Norden mitgenommen haben, nicht widerstehen. Diese Erklärungsgründe mögen zutreffend sein; aber sie streifen nur die Peripherie unseres Problems. Sombart gräbt tiefer und stößt auf die Religion.

Der gute Kaufmann darf kein anderes Interesse vor Auge haben als den Profit. Ihm muß die ganze Welt mit ihren idealen und realen Werthen nichts mehr als ein Geschäftsobjekt sein. Sein Seelenmechanismus muß einzig von drei Triebfedern bewegt werden: der Planmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Berechnung. Alle diese Grundbedingungen des Kapitalismus findet Sombart in der jüdischen Religion. Das Verhältniß des Iuden zu seinem Gott ist nicht das des Kindes zu seinem Vater, der Geliebten zum Liebenden. Hier ist keine Spur von der mystischen Verzückung, der berechnung-, zweck- und restlosen Hingabe, von dem Glauben an eine sinn- und grundlose Gnade, nichts von Alledem, was das Wesen anderer Religionen bildet. Nüchtern, mechanisch, geschäftmäßig ist der Verkehr zwischen den Iuden und ihrem Gott. Alle Handlungen werden genau im himmlischen Buch verzeichnet: die guten auf der Kredit-, die schlechten auf der Debet-Seite. Selbst Zinsen werden angerechnet. Wie die Form, so der Inhalt. Das Ideal der jüdischen Frömmigkeit ist die Unterordnung aller natürlichen Regungen unter einen plan- und zweckmäßig berechnenden Willen. Diesem gewaltigen, über allen menschlichen Schwächen stehenden Willen hat die jüdische Religion ein einziges Ziel vorgesteckt: den Erwerb. Die Bibel kennt keine andere Belohnung und Bestrafung als den Erwerb und Verlust diesseitiger Güter. Das nachbiblische Iudenthum hat den Gewinn und Verlust ins jenseitige Leben verlegt; es hält jedoch, im Gegensatz zur christlichen Religion, neben der Erfüllung der göttlichen Gebote den Gelderwerb für das auf Erden Erstrebenswertheste. Das Fremdenrecht, unter das die jüdische Religion die ganze nicht jüdische Menschheit stellte, hat diesem kapitalistischen Streben einen schrankenlosen Weg geöffnet. Die Führerschaft hat der Talmud mit seinen überraschend tiefen Geschäftskenntnissen übernommen.

Hat also die jüdische Religion den Kapitalismus geschaffen?

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Zweifellos enthält diese Religion alle charakteristischen Merkmale des kapitalistischen Wirthschaftsystems und bildet den günstigsten Boden für dessen Förde-

rung und Gedeihen. Und es giebt kaum ein Volk, das mit seiner Religion so eng verwachsen ist wie das jüdische.

Sombart glaubt, auch hier nicht stehen bleiben zu dürfen. So stark die Religion das Judenthum von je her beeinflußt hat, kann sie doch nur als etwas Sekundäres im Leben des Volkes angesehen werden. Sie ist, wie Alles, was erst ins Leben hineingetragen worden ist, dem Wandel unterworfen. Zeigt sie daher in allen Phasen ihres geschichtlichen Verlaufes Züge, die sich stets gleich bleiben, dann müssen sie aus einer tieferen Region kommen. Sombart sucht und findet den Ursprung in der in undurchdringliches Dunkel sich verlierenden Nomadenperiode, der Geburt- und Jugendzeit des Iudenthums. (Diese Nomadentheorie hatte ich schon in meinem Buch „Der Organismus des Iudenthums" aufgestellt.)

Auf dem glühenden, frucht- und reizlosen Boden, auf dem der Mensch mit seiner Habe als Fremdling herumirrt, stets nach einem fernen Ziel Ausschau haltend, hat das Judenthum seine Rasseneigenthümlichkeit, sein Wesen, die Eigenart des Blutes, konstant ans Reize zu reagiren, in die Welt gebracht. Seit ihrem Eintritt in die Geschichte bis in die Gegenwart sind die Juden überall Fremdlinge geblieben. Selbst Kanaan, das Land der Verheißung, hat sie „ausgespien", weil sie niemals an der Scholle feste Wurzeln zu fassen vermochten. Gegenwartlos, stets einer großen, herrlichen Zukunft zustrebend, wandern sie, wie einst die Patriarchen, ungeheure Schätze hinter sich herschleppend, von Land zu Land, von Volk zu Volk, alles Persönliche, fest Umgrenzte, Naturhafte und Zwecklose bekämpfend, die geborenen Verkünder einer Weltverbrüderung, eines messianischen Reiches.

Wie ein weltgeschichtlicher Witz wirkt die Thatsache, daß dieses heißblütige Wüstenvolk unter „naßkalte, schwerblütige", bodenständige Völker verschlagen worden ist. „Niemals," schließt Sombart seine Betrachtung, „wäre es zu dem Knalleffekt der menschlichen Kultur: dem modernen Kapitalismus, gekommen, wenn die Juden im Orient geblieben oder in andere heiße Länder verschlagen worden wären."

Sombart verwahrt sich mit Unrecht gegen den Verdacht, ein Thesenbuch geschrieben zu haben. Schon der Grundgedanke dieses Buches, daß die Juden den Kapitalismus geschaffen haben, ist eine These, die sich als sehr anfechtbar erweist. Lange bevor die Juden aus dem Süden nach dem Norden eingewandert sind und die Berührung dieser heißblütigen Menschen mit den naßkalten Völkern erfolgt ist, haben viele Juden im Norden gelebt, ohne hier irgendwelchen bemerkbaren Einfluß auf das Wirthschaftleben zu üben.

In der Zeit der Einwanderung hat sich der jüdische Hauptstrom in die sarmatische Ebene ergossen und ist dort lange geblieben. Bis heute aber hat sich in diesen Ländern der sombartische Satz nicht bewährt, dasz die Iuden „in entscheidenden Punkten den wirthschaftlichen Aufschwung dort förderten, wo sie erschienen, den Niedergang dort herbeiführten, von wo sie sich wegwandten".
Auch rein theoretisch betrachtet, erweist sich diese These als unwahrscheinlich. Ein guter Kapitalist muß, wie Sombart selbst hervorhebt, nicht nür ein Händler und Vermittler, sondern auch ein Erfinder und Organisator sein. Die Fähigkeit aber, eine Grundidee hervorzubringen und sie systematisch auszubauen, haben die Iuden (als Gesammtheit betrachtet) niemals besessen. Das zeigt sich deutlich, wenn man den Brennpunkt ihrer geistigen Thätigkeit, ihre Literatur, betrachtet. Da ist kein Buch zu finden, worin eine neue, voraussetzunglose Idee nach einer festen Disposition ausgearbeitet ist. Alles ist Kommentar, Alles rankt sich als Midrasch um einen Text, der wiederum ein Midrasch zu einem anderen Text ist. Selbst dem Grundstock, um den sich die ganze jüdische Literatur windet, der Bibel, fehlt jede systematische Ordnung im Aufbau. Die wenigen Theile, die eine neue, voraussetzunglose Idee enthalten, wie die Weltschöpfung- und Sintfluthgeschichte, erweisen sich bei näherer Betrachtung als ein Midrasch zn Texten, die wahrscheinlich aus fremden Literaturen stammen. Soll ein Volk von so geringer erfinderischer Begabung ein so gewaltiges, welterschütterndes System wie den Kapitalismus geschaffen haben?
Sombarts Buch leidet an dem Uebel, das der ganzen Geschichtwissenschaft anhaftet, sofern sie sich nicht damit begnügt, zu ermitteln, was irgendein Individuum in irgendeiner Zeit erlebt hat, sondern auch feststellen will, wie das Individuum in dem ganzen Verlauf seines Daseins konstant auf Reize reagirt hat und reagiren muß. Dazu reicht der tote Buchstabe, mit dem die Geschichtwissenschaft bisher allein auskommen zu können geglaubt hat, nicht aus. Hier ist, wie in allen Naturwissenschaften, die lebendige Anschauung, die selbsterworbene Erfahrung als Stütze unentbehrlich. Und doch giebt es kaum ein Volk, das eine so günstige Gelegenheit bietet, seine Vergangenheit von seiner Gegenwart abzulesen, das Wesen, das es bei seinem Eintritt in die Geschichte mitgebracht hat, durch die lebendige Anschauung zu ermitteln, wie das jüdische. Denn kein Volk der Welt hat sich so rein wie dieses erhalten. Daß alles Gerede von der Vermischung des Iudenthums mit fremden Elementen unzutreffend ist, dafür zeugt sein strenger Absonderungtrieb. Selbst in der biblischen Zeit ist die Aufnahme eines

heidnischen Mannes in eine jüdische Familie unerhört. Die böse Erfahrung, die Sichern, der Sohn des Chamor, bei einem solchen Versuche gemacht haben soll, sagt deutlich, wie man im Iudenthum von je her über diesen Punkt gedacht hat. Seit Esra scheinen auch die Heirathen mit heidnischen Frauen, die sich doch dem Iudenthum leichter anpassen konnten, nicht mehr vorgekommen zu sein. Wenigstens wissen seitdem die jüdischen Geschichtschreiber von solchen Fällen, die sie doch sonst mit aller Schärfe aufzugreifen pflegten, nichts zu berichten. Wie streng es die Iuden in der Folgezeit mit der Reinhaltung ihrer Rasse genommen haben, bezeugt die von der Geschichtforschung bisher gar nicht beachtete Thatsache, daß die ganze aschkenasische (polnisch-deutsche) Iudenheit ihre wolhynischen und litauischen Brüder auf den Verdacht hin, sie hätten sich mit den spärlichen Resten der im zehnten nachchristlichen Iahrhundert nach Kiew versprengten Chasaren vermischt, als „Voinje Chasers" (wolhynische Chasaren?) verabscheut und ihnen noch bis auf den heutigen Tag das Konnubium versagt.

Man kann also das Iudenthum mit einem einzelnen Menschen vergleichen. Er bringt ins Leben Etwas mit, wodurch er sich von allen anderen Menschen unterscheidet. Dieses spezifische Etwas pflegt man Ding an sich, Rasse, Individualität oder Wesen zu nennen. Wir wollen es die Wesenslinie nennen. Sie wird, wie Alles, was in die Erscheinung tritt, von der Außenwelt, dem Milieu, gefaßt, geformt, gebildet. Alle diese auf die Wesenslinie wirkenden Kräfte nennen wir die Einflußlinie. Aus der Wesens- und der Einflußlinie als Komponenten eines Kräfteparallelogramms kommen alle Eigenschaften, die wir an dem Menschen wahrnehmen und die zusammen die Charakterlinie bilden. Sie bewegt sich zwischen der Wesens- und der Einfluß linie und kann, so lange der Mensch lebt, weder mit der einen noch mit der anderen zusammenfallen. Damit ist gesagt, daß in Allem, was wir an dem Menschen wahrnehmen, niemals die Rasse oder das Milieu rein zum Vorschein kommen kann. Dennoch sind wir im Stande, das Wesen des Menschen aus mehreren von einander entfernt liegenden Theilen seines Charakters zu ermitteln. Zwischen der Gestalt, in der uns der selbe Mensch als Neugeborener und als Greis entgegentritt, zwischen der Art, wie etwa ein Napoleon als Kind nach dem Spielzeug und als Mann nach der Krone gegriffen hat, liegen nur Charakterunterschiede; die typischen Merkmale, die Wesenszüge aber sind die selben. Dieses im steten Wechsel unverändert Bleibende kann aber nicht aus bloßen Bildern und Berichten ermittelt werden, die sehr oft falsch beobachtet, tendenziös gefärbt oder gar er-

dichtet sind. Die lebendige Anschauung, die kontrolirend und kor» rigirend eingreift, ist hier eben so unentbehrlich wie in allen Naturwissenschaften. Die Gelegenheit aber, zum Zweck einer solchen Kontrole und Korrektur sich mit dem heute lebenden Iudenthum dort, wo die Charakterlinie der Wesenslinie am Nächsten liegt, also im Ghetto, durch eigene Anschauung vertraut zu machen, hat Sombart, eben so wie bisher alle Geschichtforscher, versäumt.
Dennoch ist Sombarts Buch für die Wissenschaft vom Iudenthum von außerordentlicher Bedeutung. Schon durch den scharfen, sicheren Blick, durch das intuitive Errathen der geschichtlichen Zu» sammenhänge, das tiefe Wissen und das redliche Streben, sichmöglichst von aller Tendenz fern zu halten, objektiv zu sehen und zu berichten, ragt das Buch über alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet hinaus. Noch viel bedeutsamer aber ist es dadurch, dafz hier zum ersten Mal ein außen Stehender durch die Irrwege der modernen Geschichtkonstruktion und durch eine fast unzugängliche Literatur bis auf den Grund der jüdischen Seele gedrungen ist. So sehr Sombart sich auch, bei dem Mangel an lebendiger Anschauung, in den Nuancen vergriffen hat: im Wesentlichen hat er richtig beobachtet und berichtet.
Wohl ist die Bedeutung, die Sombart den Juden für die Schaffung des kapitalistischen Wirthschaftsystems beimißt, übertrieben. Niemal? wäre es zu diesem „Knalleffekt der Kultur" gekommen, wenn nicht unzählige Faktoren, deren wichtigste uns als die Erfindung des Kompasses, der Buchdruckerkunst und der Dampf» Maschine bekannt sind, seine Grundbedingungen geschaffen hätten. Aber wenn Etwas in die Wirklichkeit treten soll, muß sich der Geist mit der Materie, das Wesen mit dem Einfluß verbinden. Nnd eine günstigere Verbindung hätte der seit dem sechzehnten Jahrhundert zur Gestaltung sich drängende kapitalistische Geist kaum eingehen können als die mit dem Judenthum, das durch seine Religion, seine Rasseneigenthümlichkeit und seine exceptionelle Stellung unter den Völkern tatsächlich, wie kein anderes Volk der Welt, befähigt war, den kapitalistischen Geist auszubilden und zur höchsten Entfaltung zu bringen. In diesem Sinn ist Sombarts Behauptung richtig: das Judenthum habe den Kapitalismus geschaffen.
Eben so mangelhast in der Form, aber im Wesentlichen eben so zutreffend erweist sich Sombarts Charakterisirung der jüdischen Religion. Fast gegen jeden Beleg in Sombarts Begründung lassen sich Stellen aus der jüdischen Literatur und Thatsachen aus dem jüdischen Leben anführen, aus denen das Gegentheil hervorgeht. Daß Sombart darüber hinweggegangen ist, ist freilich unentschuldbar. Bewunderungwerth aber, daß er, offenbar intuitiv,

das Ursprüngliche, Echte herausgriff und alles künstlich hineingetragene ganz unbeachtet ließ. Will man bei der jüdischen Religion feststellen, ob irgendein Zug ursprünglich ist oder nicht, dann Verfolge man ihn bis zu den Uranfängen der jüdischen Geschichte, also bis zu den Stammvätern hinauf (dabei brauchen wir uns nicht bei der Frage aufzuhalten, ob diese Männer je gelebt haben oder nicht; die Hauptsache ist, daß sie im jüdischen Bewußtsein stets als Gründer der Nation gelebt und vorbildlich gewirkt haben). Hört nun der Zug irgendwo auf, ohne wieder zum Borschein zu kommen, dann ist er künstlich ins Judenthum hineingetragen und kommt für das Wesen nicht in Betracht. Einen solchen unwesentlichen Zug in der jüdischen Religion bildet der Schwärmertypus, der im Ghetto heute noch durch den CHKsid repräfentirt wird. Er läuft über die Kabbalisten und die Essener und Urchristen, die Chasidim der Psalmen und des Talmud und die Ässidäer der Makkabäerzeit bis zu den Propheten hinauf. Hier verschwindet er, ohne wieder zum Borschein zu kommen. Das Verhältniß der Stammväter zu ihrem Gott entspricht genau der sombartischen Charakterisirung der jüdischen Religion. „Denn ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wegs gehen und thun, was recht und gut ist, auf daß der Herr auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheißen hat." Da geschieht nichts umsonst, nichts ohne Zweck. Dieser ursprüngliche Zug der nüchternen Frömmigkeit läuft von den Patriarchen über den Mosaismus und den Talmudismus ununterbrochen bis in die Gegenwart hinunter. Zwischen der auf dem äo ut äss System beruhenden, der christlichen Lehre von der unverdienten Gnade entgegengesetzten Religiosität des im Ghetto vorherrschenden Frommen und dem Gottesdienst des Stammvaters Abraham bestehen nur Charakterunterschiede, im Wesentlichen aber sind sie gleich.

Wie fremd und einflußlos die Schwärmerei im Iudenthum geblieben ist, dürfte aus der Thatsache zu ersehen sein, daß die Vorschriften des Schulchan Aruch im Ghetto nicht nur von dem nüchternen Frommen, dem Mitnagged und Baal Bajit, sondern auch von dem Chasid, der sich eine Weile gegen sie aufgelehnt hatte, vollkommen respektirt werden und daß dieser das gesamte menschliche Empfinden, Denken und Handeln regulirende Koder keine Spur von mystischer Schwärmerei enthält, obwohl sein Verfasser ein Verehrer der Kabbala war. In diesem die Seele des Judenthums klar widerspiegelnden Kodex ist die „Rationalisirung des Lebens", die Sombart als die Grundbedingung des Kapitalismus bezeichnet, restlos durchgeführt worden.

Daß solche religiöse Züge einer Rasfeneigenthümlichkeit ent-

springen müssen, wird kein Einsichtiger bezweifeln. Auch die Be-
hauptung, daß diese Eigentümlichkeit aus der Nomadenperiode
stamme, erweift sich als wahr, wenn man tiefer, als bisher zu ge-
schehen pflegte, in die jüdische Geschichte hineinblickt. Die ganze Zeit
der jüdischen Ansässigkeit in Kanaan ist von einem fortdauernden
Kampf zwischen nomadischer und agrikultureller Weltauffassung
ausgefüllt. Seit der Einwanderung in dieses Land war ein der
Tradition treuer Iude vor die undurchführbare Aufgabe gestellt,
Sitten, Gebräuche und Anschauungen, die in der Wüste entstanden
waren und nur unter einer lästigen, Verderben bringenden Sonne
und auf einem reiz- und fruchtlosen Boden gedeihen konnten, un-
ter ganz anderen Verhältnissen aufrechtzuerhalten. Mit unzähli-
gen Wurzeln und Fasern, mit dem Gottesdienst, mit den Festen
und der ganzen Lebensweise wuchsen die Iuden in den reizenden,
lockenden Boden Kanaans hinein. Die Warnung, die ihnen Mo-
ses vor der Einwanderung in dieses Land mit auf den Weg ge-
geben haben soll: „Daß Euch der Boden nicht verunreinige", ist
unwirksam geblieben. Vergebens zeterten die Verehrer der guten
alten Nomadenzeit gegen diese „Entartung". Stärker als prophe-
tischer Eifer erwies sich der Trieb zur Assimilation. Aber was die-
sen Männern mit ihren unzureichenden Mitteln nicht gelingen
konnte, Das haben die Pharisäer und ihre Nachkommen, die Tal-
mudisten, vollbracht. Sie haben das Iudenthum mit einer Kruste
umgeben, die es von der Scholle isolirte, und ihm jede Möglichkeit
genommen, je wieder feste Wurzeln zu fassen, mit der Umgebung
sich organisch zu verbinden. So hat sich der ursprüngliche Trieb
gegen alle sekundären Strömungen durchgesetzt.
Sombart hat Zusammenhänge aufgedeckt, die für die Wissen-
schaft vom Iudenthum von unermeßlichem Werth sein können. Das
größte Verdienst aber hat er sich dadurch erworben, daß er als der
erste nicht jüdische Gelehrte sich durch alle Irrungen zu klarer Er-
kenntniß des Iudenthums durchgerungen hat. Damit ist, nach
Iahrtausenden, der erste Schritt zu einer Verständigung zwischen
zwei einander fremd gegenüberstehenden Welten gethan worden.
Charlottenburg. Dr. Iakob Fromer.
<V4?
Ich habe meine Untersuchungen bis in die Gegenwart geführt und
habe, wie ich hoffe, für Iedermann den Nachweis erbracht, daß in wach-
sendem Maß das Wirthschaftleben unserer Tage jüdischem Einfluß un-
terworfen ist. Allem Anschein nach beginnt dieser Einfluß des Iuden-

Volkes sich in der allerletzten Zeit zn verringern. Daß äußerlich in wichtigen Stellungen (zum Beispiel: in den Direktorialposten oder in den Aufsichtrathsstellen der großen Banken) die jüdischen Namen seltener werden, ist ganz zweifellos und kann durch bloße Auszählung ermittelt werden. Aber es scheint auch eine wirkliche Zurückdrängung des jüdischen Elementes stattzufinden. Und nun ist es interessant, den Gründen dieser bedeutsamen Erscheinung nachzugehen. Sie können mehrfacher Art sein. Sie können in einer Veränderung der personalen Fähigkeiten der Wirthschaftsubjekte liegen: die Nichtjuden haben sich den Anforderungen des kapitalistischen Wirthschaftsystems mehr angepaßt, sie haben „gelernt"; die Iuden hingegen haben durch die Veränderungen, die ihr äußeres Schicksal erfahren hat (Besserung ihrer bürgerlichen Stellung, Abnahme des religiösen Sinnes), aus äußeren und inneren Gründen einen Theil der ihnen früher eigenen Befähigung zum Kapitalismus eingebüßt. Anderseits aber müssen wir die Gründe für die Verringerung des jüdischen Einflusses in unserem Wirthschaftleben wahrscheinlich auch in einer Veränderung der sachlichen Bedingungen, unter denen gewirthschaftet wird, erblicken: die kapitalistischen Unternehmungen (man denke an unsere Großbanken) bilden sich mehr und mehr in bureaukrakische Verwaltungen um, die nicht mehr in gleichem Maß wie früher spezifische Händlereigenschaften heischen: der Bureaukratismus tritt an die Stelle des Kommerzialismus. Genauen Untersuchungen wird es vorbehalten bleiben müssen, festzustellen: inwieweit die allerneuste Aera des Kapitalismus thatsächlich eine Verringerung des jüdischen Einflusses aufweist. Einstweilen verwerthe ich die von mir und Anderen gemachten persönlichen Beobachtungen, um in der allein denkbaren Begründung, die ich den beobachteten Vorgängen unterlege, eine Bestätigung dafür zu finden, daß ich mit der versuchten Erklärung des bisherigen jüdischen Einflusses in der That die richtigen Wege gewandelt bin. Die Abnahme dieses Einflusses zeigt gleichsam wie ein Experiment, worin der Einfluß selber seinen Grund gehabt haben muß... Mein Buch hat seine ganz eigenartige Note dadurch erhalten, daß es auf fünfhundert Seiten von Iuden spricht, ohne auch nur an einer einzigen Stelle so Etwas wie eine Bewerthung der Inden, ihres Wesens und ihrer Leistungen, durchblicken zu lassen. Mein Buch ist ein streng wissenschaftliches. Damit will ich ihm selbstverständlich kein Lob ausstellen, sondern, im Gegentheil, einen Mangel des Buches erklären. Weil es ein wissenschaftliches Buch ist, beschränkt es sich auf die Feststellung und Erklärung von Thatsachen und enthält sich aller Werthurtheile. Werthurtheile sind immer subjektiv, können immer nur subjektiv sein, weil sie letzten Endes in der Welt- und Lebensanschauung jedes Einzelnen begründet sind. Die Wissenschaft aber witt objektive Erkenntniß vermitteln. Vor der Bewerthung Dessen, was sie erkannt haben, sollten die Wissenschaft und ihre Vertreter fliehen wie vor der Pest. (Professor Werner Sombart im Vorwort.)

Albanien.

Versammlung der albanesischen Häuptlinge in Cetinje und der
albanesischen Komitees in Rom, Belgrad und Sofia hat die
Wünsche der Albanesen in folgende Forderungen zusammengefaßt:
Bildung einer Provinz Albanien; albanesische Nationalität aller in
dieser Provinz angestellten Beamten; Erhaltung der albanesischen
Schulen innerhalb der Provinz aus der vom Volk bezahlten Schul-
steuer; Dienstleistung der albanesischen Soldaten, den Kriegsfall aus-
genommen, innerhalb der Provinz Albanien. Als Grenze dieser Pro-
vinz wünschen die Vertreter des Volkes im Norden Montenegro, im
Osten den Wardar, im Süden Griechenland, im Westen die Adria. Das
sind die natürlich geographischen und auch ungefähr die ethnischen
Grenzen Albaniens. Innerhalb dieses Gebietes wohnen 350000 Bul-
garen, 1S0000 Griechen, 100000 Serben, 80000 Türken, 70000 Kutzo-
wallachen und nach den neusten Zählungen mindestens 3 Millionen
Albanesen (die letzte Volkszählung ergab, zum Beispiel, im Sandschak
Prixrend, für das früher 80000 Albanesen angenommen wurden, allein
210000), so daß die Albanesen in mindestens vierfacher Ueberzahl der
Summe aller fremden Nationalitäten gegenüberstehen.
Die Einmüthigkeit der albanesischen Forderungen dürfte manchen
deutschen Zeitungen zu denken geben, die, im Gefolge türkischer Blät-
ter, den albanesischen Aufstand als eine völlig unbedeutende Unruhe
hinstellen möchten. Sie übersehen in diesem Bestreben, daß dieser Auf-
stand nur ein Symptom der albanesisch-nationalen Bewegung ist, die
täglich an Boden gewinnt (nicht etwa nur bei den Bergstämmen). Einer
der Führer der albanesischen Sache schrieb mir im Mai: „Dieser heu-
rige Aufstand ist gewiß nicht das letzte Spiel. Es kommt noch nach:
Das kann ich Sie versichern. Wir Alle haben unser Lebensglück auf
diese eine Karte gesetzt: .erträgliche Verhältnisse für die Heimath'; und
wir Alle opfern gern unsere Kraft und unser Blut, um dieses Ziel zu
erreichen." Als ich im Sommer 1910 wieder für zwei Monate in Al-
banien, in einer Stadt des Südens im Albanesenklub war, konnte ich
mich mit meinen eigenen Ohren davon überzeugen, daß alle Mitglie-
der des Klubs, dem sämmtliche Gebildete und Halbgebildete der Stadt
angehören, gerade so denken. Mit Sicherheit ist also vorauszusagen,
daß die klugen, hochgebildeten und umsichtigen Führer von ihrem Vor-
haben nicht abstehen und nicht eher ruhen werden, als bis sie die Be-
dingungen erreicht haben, unter denen sich Albanien kulturell und
wirthschaftlich entwickeln kann.
Wie konnte die Kraft der Bewegung so wachsen, daß heute die
Führer im Stande sind (was noch vor drei Iahren Ieder für unmög-
lich gehalten hätte), ihre Forderungen bekannt zu machen? Ihre rast-
lose Arbeit hat in der europäischen Türkei eine Lage geschaffen, welche
die Erfüllung ihrer Wünsche, als eine That der Klugheit, wenn noch
nicht absoluter Nothwendigkeit, erscheinen läßt. So lange das natio-

nale Bewußtsein auch in den übrigen Balkanvölkern noch nicht erwacht war, haben die mohammedanischen Albanesen den Türken, bestimmt durch das religiöse Prinzip der Bruderschaft aller Mohammedaner gegenüber den Ungläubigen, gern und willig gedient. Dadurch, daß die Pforte nach der Eroberung den Theilender Bevölkerung, die den Islam annahmen, gegenüber den Christen jede Art von Vortheil gewährte, hatte sie das Gemeinschaftgefühl der Albanesen vernichtet. Schon war es so weit gekommen, daß der zum Islam bekehrte Hochadel, vom Sultan in den fünf Sandschaks Delvino, Ianina, Valona, Tirana und Skutari als Lehensfürsten, als erbliche Sultanstellvertreter mit eigener Gerichtsbarkeit, in ihren alten Besitzungen bestätigt, der Pforte nicht nur gegen die christlichen Nachbarstaaten, sondern mehr als einmal auch gegen die eigenen christlichen Volksgenossen die besten Dienste leisteten. Ich selbst las im Archiv der Delvino einen Erlaß, in dem der Großsultan einen Delvino im achtzehnten Iahrhundert als „Herrn in Toskien (Südalbanien) zum Kampf gegen die ungläubigen Hunde" auffordert und von ihm erwartet, daß er im Stande sei, viertausend Mann ins Feld zu stellen. Noch im griechischen Freiheitkampf hat Schahin Bey*) Delvino seine mohammedanischen Albanesen für den Sultan gegen die Griechen und die mit ihnen kämpfenden christlichen Albanesen ins Treffen geführt.

Der christlich gebliebene Theil der Bevölkerung, dem der Besitz, oft auch die Waffe genommen war, sank, w^nn er nicht auswanderte^ außer im unzugänglichen Norden (wo die katholischen Mirdhiten mit ihrem angestammten Fürstenhaus, dessen Vertreter jetzt Prinz Bib Doda Pascha ist, nie unterworfen wurden), in die Pariakaste)inab. Dadurch entstand Uneinigkeit und der religiöse Hader erstickte das Rationalgefühl. In Deutschland haben wir ja erlebt, wie schwer nationale Einheit unter der Herrschaft eines mächtigen und rivalisirenden Adels durchzusetzen ist, wenn diese Adelsherrschaft nicht durch ein einheimisches Königsthum für heimathliche Zwecke gewonnen wird. Leicht derständlich ist deshalb, daß Ali Pascha Tepeleni, der im Anfang des neunzehnten Iahrhunderts die Idee eines national-einigen Albaniens unter einem einheimischen Herrscher als Erster, anfangs, dank seiner Begabung, mit viel Erfolg, verfocht, durch den albanesischen Hochadel bekämpft und schließlich auch vernichtet wurde, da die einheimischen Fürstengeschlechter, insbesondere die Delvino, zu deren Lehensadel Ali Tepeleni gehörte, in ihm, von ihrem Standpunkt aus, einen Empörer und Usurpator erblicken mußten.

Die Albanesen lieferten im ganzen Reich die Kerntruppen des Sultans; sie gaben der Pforte die besten Heerführer und tüchtigsten Beamten. Sechzehn Wesire waren Albanesen; darunter war auch der letzte Wesir Abd ul Hamids, Ferid Pascha Vevra, der (wie Ismail Kemal, der Anführer der Albanesen im Parlament), dem alten Für-

*) Bey hieß ursprünglich „Fürst" (Skanderbey: Fürst Alexander).

stenhaus der Sultanstellvertreter von Valona entstammt. Spät erst, als die Türkei geschwächt und ringsum auf dem Balkan das Streben nach Selbständigkeit erwacht war, regte sich auch in Albanien wieder das Nationalbewußtsein. Dem stellten die großen Herren sich nun nicht mehr in den Weg. Die von dem Drang nach Unabhängigkeit erschreckte Pforte hatte die Macht des Adels geschmälert und Albanien seiner einheimischen Rechtspflege und Verwaltung beraubt. Der Adel verließ vielfach die Heimath, zog nach Konstantinopel und suchte dort wieder zu Einfluß und Reichthum zu kommen (was, besonders unter Abd ulHamid,derAdelshäuptergernanseinePersonfesselte,oft auch gelang). Dadurch verlor Albanien freilich zunächst noch mehr als zuvor von seiner intelligentesten Bevölkerung. Aber die Ausgewanderten, denen viele Verwandte und Freunde vorangegangen waren oder folgten, kameu in Konstantinopel leichter als in ihrer abgeschlossenen Heimath mit den Gedanken des Westens in Berührung. Viele ließen ihre Söhne in Europa oder doch durch europäische Lehrer erziehen und ihr Beispiel spornte die Begleiter an, ihnen nachzustreben. Gerade durch die immer schnellere Heranziehung der vornehmen Albanesen zu den ersten Stellen der Armee und des Civildienstes entstand eine geistige Elite, die sich für ihre engere Heimath begeisterte und in deren noch kleinem Kreis täglich das Sehnen wuchs, endlich Etwas fürs Vaterland leisten, endlich von draußen der Heimath nützen zu können.

Inzwischen waren in Albanien die Verhältnisse immer trostloser geworden. Abd ul Hamid, der in Konstantinopel die Albanesen allen anderen Nationen vorzog, wollte jeden wirthschaftlichen und kulturellen Fortschritt Albaniens hemmen, da er glaubte, das kluge, energische und tapfere Volk so am Besten in ungefährlicher Abhängigkeit zu halten. Darum wurden die Bergstämme von Steuer- und Militärdienst verschont (wie es ihren alten Vorrechten entsprach), ihre Führer mit Pensionen bedacht, wurde durch den Mangel jeder Rechtspflege die Blutrache als Selbstschutz immer tiefer eingebürgert und den Rachegegnern durch Abwesenheit jeder Polizei die Freiheit gelassen, sich gegenseitig auszurotten. Was konnte der Regirung Kurzsichtiger erwünschte? sein als die Aussicht, daß die Albanesen ihre überschüssige Kraft unter und gegen einander austobten, daß ganze Geschlechter und Stämme an der Rache verbluteten und so auch der hundertfache Zwiespalt im Volk lebendig erhalten wurde? Für Ackerbau und Gewerbe aber geschah nichts; wenn das Land noch mehr verarmte: um so besser. Diese Politik war eben so dumm wie schändlich. Albanien wurde unfähig, zum Haushalt des Reiches seinen Theil beizutragen. Und trotz aller Tyrannei, die, zum Beispiel, den Schreiber eines einzigen albanesischen Wortes mit schweren Strafen verfolgte, wars unmöglich, das begabte und unerschrockene Volk gegen die Nachbarstaaten und deren Einfluß ganz abzuschließen. Den Gebildeten, insbesondere den Christen, die, vom mohammedanisch-religiösen Zwang frei, von ausländischen Priestern eingerichtete Schulen besuchten, kam ihre arm-

sälige Lage, die viele Söhne des Volkes aus dem Land, auf die Suche
nach Arbeit, trieb, immer mehr zum Bewußtsein. Wer jedoch seine
Stimme zur Klage erhob, wurde verbannt, eben so Ieder, der irgend-
wie an der Entwickelung heimischer Kultur zu arbeiten versuchte.*)
Solche Verbannte hatten aber im Ausland Gelegenheit, sich mit Schick-
salsgenossen zu vereinigen, sich weiter auszubilden, sich mit den im
Occident studirendett Söhnen der albanesischen Adeligen oder Würden-
träger in Verbindung zu setzen und auf diese Weise die Reihen der
albanesischen Intelligenz zu verstärken, die in Boston,' Bukarest, in
Sofia, in Wien und Rom Tag und Nacht bedachte, wie sie dem Vater-
land helfen, die unerträglichen Uebel lindern könne.

Im letzten Iahrzehnt der Regirung Ak>d ul Hamids wurde über-
dies die Lage des Volkes auch noch durch die Propaganda der umlie-
genden Staaten verschlimmert. Die den Albanesen von Alters her als
Todfeinde verhaßten Slaven und Griechen, aber auch Italiener und
Oesterreicher suchten das unglückliche Land für ihre Zwecke zu gewin-
nen. Der Unwille des Volkes war kaum noch zu bändigen. Die Füh-
rer der Iungtürken, die den unerträglichen Zustand zu enden verspra-
chen, fanden deshalb bei den Albanesen die thatkräftigste Unterstützung.
Nachdem ihnen die Sicherheit der Person des Sultans und die für die
Entwickelung ihres Landes nöthigen Freiheiten vertraglich zugesagt
worden waren, zogen sie mit in den Kampf gegen die alte Ordnung;
und ihrer Hilfe war der wichtigste Theil des Sieges^u danken. Da-
mals, im Herbst 1908, sah ich Ieden hoffnungvoll aufathmen und fühlte
überall den festen Glauben an den Anbruch einer neuen Zeit. Aber
von ihren Versprechungen hielt die neue Regirung keine einzige. Nicht
eine Reform wurde eingeführt und die wirthschaftliche Lage nicht ge-
bessert, sondern verschlechtert. Nicht eine Straße oder Bahn wurde ge-
baut und kein Fluß regulirt, wohl aber selbst von den bisher steuer-
freien Stämmen Steuer erhoben und einigen Städten Nordalbaniens
sogar eine ungerechte Octroisteuer (die dann auch zum Aufstand im
Frühjahr 1910 den letzten Anstoß gab) aufgebürdet. Die Regirung
that nichts für die Volksbildung; und die gleich nach der Verkündung
der Konstitution von der ins Land zurückgekehrten Intelligenz gegrün-
deten Schulen und Zeitungen wurden sogar, unter nichtigen Vorwän-
den, von der Regirung chicanirt (wie durch die Forderung des vokal-
losen türkischenAlphabets für die indogermanischealbanesische Sprache)

*) In einer Stadt des inneren Albaniens, zum Beispiel, lebt ein
Greis, der sein ganzes Leben lang alle Gaue der Heimath durchwan-
derte, um die albanesischen Ausdrücke zu sammeln und schließlich durch
die Herausgabe eines Wörterbuches zu versuchen, seine Muttersprache
von den türkischen und griechischen Lehnworten zu säubern. Als die
Behörde davon Kenntniß erhielt, obwohl der Alte seine Arbeit sorgsam
verheimlicht hatte, wurde bei ihm Haussuchung gehalten und sein gan-
zes mit unsäglicher Mühe zusammengestelltes Material vernichtet.

und dann vernichtet. So sah es dort aus, nachdem auch die Führer, so weit sie nicht bereits eingesperrt worden waren, das Land wieder verlassen hatten. Genau so schlimm wie unter Abd ul Hamid; nur sollte jetzt auch noch den Bergstämmen ihre Freiheit genommen werden. Da ists nur begreiflich, daß die enttäuschten Albanesen. sich gegen die Iungtürken empören. Die ganze katholische Bevölkerung hält zu ihnen, die im Land gebliebenen Vertreter höherer Bildung schließen sich der Bewegung an und jeder Versuch der Osmanisirung ist aussichtlos. Heute hat die Türkei nicht mehr die Macht, die einst jeden Widerstand der unterjochten Völker niederschlug: heute fühlt mit Recht das indogermanische Albanien im Kampf um seine kulturelle Entwickelung das christliche Abendland als moralischen Rückhalt hinter sich, das Abendland, das heute wohl gern dem Sultan und dem neuen türkischen Staatswesen Freundschaft zusagt, aber längst verlernt hat, vor dem Halbmond zu zittern. Und die albanesische Intelligenz vermag, im Lande selbst und, noch ungestörter, vom Ausland aus, auch den mohammedanischen, national zum große« Theil noch gleichgiltigen Theil der Bevölkerung durch eine kluge, zähe, rastlose Agitation unter ihren Einfluß zu bringen, den sie durch geschickte Anwendung ihrer Geldmittel steigert.

Möglich, daß der Aufstand des Vorjahres nicht sorgsam genug vorbereitet war. Als Mittel zur Stärkung des nationalen Bewußtseins hat er sich^dennoch bewährt. Die Truppen Dschavids und Mahmud Thorgut Paschas haben durch ihre sinnlose Grausamkeit, auch völlig Unbetheiligten gegenüber, insbesondere durch zahllose Gewaltthaten an albanesischen Frauen und Iungfrauen, welche die sittenstrengen Albanesen als nationale Schmach empfanden, die Rachsucht der kriegerischen Stämme, aber auch die Empörung der mohammedanischen südlichen Volksgenossen geweckt. Auf diese Weise verschärften sie den Gegensatz zu den Türken, deren Beamtenschaft für das Gedeihen des Landes auch in dieser kritischen Zeit nicht das Geringste that. Der Versuch, das Volk zu entwaffnen und so den Albanesen ein Lebensrecht zu rauben, mißlang völlig. Bis zu welchem Höhepunkt die Empörung gestiegen ist, beweist die Thatsache des Bündnisses mit den altverhaßten, als Erbfeind betrachteten Slaven gegen die Türken, die Waffengefährten besserer Zeit.

Die türkische Regirung steht nun vor der Alternative, entweder die Bewegung, ohne auch die warnenden Stimmen des In- und Auslandes zu achten, in Blut zu ersticken oder die Wünsche der Albanesen zu erfüllen. Entschließt sie sich zur Anwendung von Gewalt, so darf sie nicht bei einer nothdürftigen „Beruhigung" stehen bleiben, wie im Vorjahr. Diese bestand nämlich nur darin, daß sich die Aufständigen vor den Truppen in unzulängliche Gegenden zurückzogen, um für das nächste Frühjahr besser organisirt zu sein. Das würde jetzt» nicht mehr genügen. Die Türken müßten alle Pässe und Thäler besetzen, um Herren im Lande zu sein; und zu solcher Okkupation wäre ein Heer nöthig, das viel Geld kostet. Doch dazu wird es nicht kommen. Denn ehe die

Pässe, Thäler und Kule von den Türken besetzt werden, müssen sie erobert sein: und Das ist leichter gesagt als gethan. Da sind ganze weite Gebiete, die bis heute kaum jemals eines Türken Fuß betreten hat, und die weitere Schwierigkeit besteht darin, daß diese Plätze im Kleinkampf, der den Türken heuer und voriges Iahr schon so gefährlich wurde, Schritt vor Schritt genommen werden müssen. Daß theoretisch trotzdem den Türken eine solche Eroberung möglich wäre, soll nicht geleugnet werden. Eben so wenig, daß die offenen Gebiete des Südens nnd die (nur zum Theil zugänglichen) Küstenbezirke, bei dem Mangel an schwerem Geschütz, im Fall der Ausdehnung des Aufstandes auch auf diese Gegenden den türkischen Truppen, selbst bei der größten Tapferkeit, schwerlich längeren Widerstand leisten könnten. Im weitaus größeren Theil des Landes, im Hochland aber, in das sich im Nothfall wohl auch die Bauern der Ebene zurückziehen würden, liegen die Verhältnisse ganz anders, für die Türken viel ungünstiger.

In den schmalen Thälern und Schluchten des albanesischen Gebirges ist die Entfaltung einer größeren Heeresmacht ausgeschlossen, ihre Verproviantirung ungeheuer schwierig und kostspielig, der Gebrauch schweren Geschützes illusorisch. Die Uebermacht der Zahl wird also den Türken nur insofern nützen, als sie (unerschöpfliche Geldmittel und einen idealen Frieden in allen übrigen Theilen des Reiches vorausgesetzt) die stete Ergänzung der aufgeriebenen Truppen ermöglicht, während die Albanesen nach Iahren (nicht früher) dem Kampf erlegen sein würden. Nur durch die Zahl aber sind die Türken stärker. Die Albanesen kennen jeden Pfad ihrer Berge und sind an das in der Höhe rauhe, in den Niederungen, durch das Austrocknen der nicht regulirten Flüsse, fieberreiche Klima gewöhnt. An Tapferkeit können sich die Albanesen mit den Türken sicher messen. Der Ausrottungskampf, der theoretisch möglich ist, würde sich also mindestens zu einer sehr langwierigen Sache gestalten.

In der Wirklichkeit ist nun aber die Türkei sowohl aus Mangel an Geld als durch die zahlreichen Unruhen in anderen Theilen des Reiches, beiArabern, Bulgaren undGriechen, außer Stande, ihre Armee stets kämpfend in Albanien zu erhalten und zu ergänzen; und die Tätigkeit einer kleinen Heeresmacht wird sich wieder, wie im Vorjahr, in der Hauptsache darauf beschränken müssen, die von den Männern verlassenen, an sich werthlosen Berghäuser.der Albanesen niederzubrennen, an Kindern, Greisen und Frauen Gräuelthaten zu verrichten und im Uebrigen zu warten, bis die Albanesen ihre Berge verlassen (was Die nicht thun), wenn die türkischen Truppen nicht riskiren wollen, von dem klugen Feind in einen Hinterhalt gelockt zu werden.

Was ist nun aber an den Forderungen der Albanesen für die Türkei so verderblich, daß sie, statt ihnen gerecht zu werden, vielleicht den Bestand, jedenfalls aber die ersprießliche Entwickelung des Reiches aufs Spiel setzen sollte? Die Forderung einheimischer Beamten? Die Vernunft erklärt nicht, warum die Regirung dem unglücklichen Land türkische Beamte aufzwingt, die, keines Wortes der Sprache

mächtig, der Landessitten unkundig, das leidenschaftliche Volk oft unabsichtlich, viel öfter noch durch ihren Dünkel reizen, während in allen Theilen des Reiches im Dienst der Türkei unzählige albanesische tüchtige Beamte stehen, die der Heimath und dem Gesammtreich nützen könnten. Warum soll ferner Albanien ein seiner Art und Anschauung fremdes Recht aufgedrängt werden, das für die Verhältnisse des rein türkischen Anatolien passen mag? Hat doch Nordalbanien seit Iahr-Hunderten den Kaun (Gesetz) Lek Dukaghinit, der aus den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten des eigenen Landes entstand, und das Gebirge zwischen Valona und Delvino, die Arberie, ein ähnliches Gesetz, den Kaun i Sullih. Bisher wurden stets die öffentlichen und privaten Verhältnisse in Albanien danach geordnet. Die Auswüchse der heimischen Rechtsbegriffe, die sich namentlich in den Rachebestimmungen zeigen, werden hier, wie bei anderen Völkern mit ursprünglicher Blutrache, ganz von selbst durch die fortschreitende Kultur beseitigt werden, sobald erst endlich durch die Gründung albanesischer Schulen eine elementare Volksbildung ermöglicht wird. Warum soll aber vollends ein indogermanisches Volk vom Unterricht in seiner Sprache abgehalten und zum Studium einer seinem Wesen völlig fremden Sprache gezwungen werden, da doch innerhalb des osmanischen Reiches anderen Nationen, wie den Griechen und Bulgaren, Schulen mit eigener Sprache längst bewilligt sind? Bleibts bei der Forderung des arabischen Alphabets für den albanesischen Unterricht, so ist an eine Allgemeinheit der Schulbildung gar nicht zu denken; denn während jeder Bauer das lateinische Alphabet in vier Wochen lernen kann, braucht er zum Studium des arabischen mindestens ein Iahr: und kennt dann ein Alphabet, mit dem er seine Sprache nicht schreiben kann, weil es keine Zeichen für ihre Laute hat, aber Zeichen für Laute, die im Albanesischen gar nicht vorkommen. Er wird sich vergeblich mühen, das von ihm selbst Geschriebene zu lesen. In den katholischen Theilen des Landes, die ihre eigenen christlichen Schulen hatten, wurde stets nach dem lateinischen Alphabet geschrieben. Durchaus berechtigt ist auch die Forderung, daß die Schulsteuer der albanesischen Provinz für deren eigene Schulen verwendet werde. Ich würde es sogar nur billig finden, wenn alle albanesischen Steuern, bis zur Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, im Lande selbst, für Post, Telegraphen, Eisenbahnen, Straßen, Brückenbauten und Aehnliches verwendet würden. Das in den Thälern äußerst fruchtbare Land, das in seinen riesigen Wäldern und wahrscheinlich auch Minerallagern noch ungehobene Schätze birgt, könnte später dann der Türkei solche Duldsamkeit zehnfach lohnen, je großmüthiger seine ersten Schritte auf dem Wege einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung unterstützt worden wären.

Ich komme nun zu der Grundlage aller albanesischen Wünsche: der Bildung einer einheitlichen Provinz, in der die Eingeborenen in Friedenszeit ihren Wehrdienst zu leisten hätten. Wenn die vorher besprochenen Forderungen billig sind, so versteht sich die Erfüllung dieser ersten und letzten von selbst: denn natürlich müssen die gewünschten

Borschriften für ein genau umgrenztes Gebiet erlassen werden, das Gebiet zwischen Montenegro, Griechenland, Adria und Wardar, in dem die Albanesen in mindestens vierfacher Ueberzahl sind. Die Furcht, in solcher Provinz könne der Freiheitdrang der Albanesen ins Maß? lose erwachsen, ist unbegründet. In der Vertheidigung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gegen Griechen, Slaven und Italiener bedürfen die Albanesen des Rückhaltes an einem mächtigen Reich, in dessen Gemeinschaft auch ihre wirthschaftliche Entwickelung ganz andere Möglichkeiten bietet als in einem Zustand, der Albanien zum isolirten kleinen Balkanstaat gemacht und gezwungen hätte, sich allein der Gelüste seiner Nachbarn zu erwehren und für sein zunächst noch recht beschränktes Wirthschaft- und Kulturleben zu sorgen. Außerdem hat die Albanesen Iahrhunderte langeWaffengenossenschaft und gemeinsameArbeit ganz anders mit den Türken verbunden/ als Griechen, Bulgaren oder Serben jemals mit dem osmanischen Reiche verbunden waren. Möge die Türkei nur danach trachten, dieses schon gelockerte Band nicht ganz zu zerreißen und die Albanesen in ein Bündniß mit Griechen und Bulgaren zu drängen, dessen Folgen dem Osmanenreich verhängnißvoll werden könnten.

Ich behaupte, daß ein geeintes, starkes Albanien nicht nur keine Schädigung für die Türkei bedeutet, sondern sogar in ihrem Interesse liegt. Denn dieses Albanien wird ihr die Verbindung mit dem indogermanischen Europa sichern und, mit seinen Soldaten, das nothwendige Bollwerk gegen Slaven und Griechen schaffen. Wenn die Türkei heute noch mit der Erfüllung der albanesischen Wünsche zögert, so geschieht es, weil sie sich durch die in ihrem Dienst stehenden, der Heimath völlig entfremdeten Albanesen über die Tragweite der Bewegung täuschen läßt und sie den aus lokalen Gründen entstandenen Theilaufständen früherer Iahrzehnte und Iahrhunderte gleichstellt. Möge sie den Unterschied beider Aufstandsformen früh genug erkennen lernen und Albanien die gewünschte, früher oder später doch unabwendbare Autonomie geMghren, ihr selbst, den Albanesen und dem europäischen Frieden zum Heil!

Diese Darstellung (die aus eigener Wahrnehmung entstand) war beendet, ehe der Sultan sein Reich durchreiste, seine Vertreter mit den Albanesen verhandeln ließ und Europa hörte, Albaniens Wünsche seien nun endlich, zum größten Theil mindestens, erfüllt worden. Wer solche Behauptung aufstellt, will täuschen oder ist selbst getäuscht worden. Keinem der wichtigsten Wünsche ward in Albanien Erfüllung gewährt; und mit ärmlichen Almosen ist dieses tapfere Volk nicht mehr abzuspeisen. Möglich ist, daß es sich eine Weile ruhig hält, Kraft sammelt und die zum Handeln günstigste Stunde abwartet. Aber es will sein Recht, will sich als Volk durchsetzen und wird in dem Kampf um dieses Recht nicht erlahmen, der, davon ist jeder Albanese überzeugt, dem Osmanenreich nur nützen, nicht schaden kann. Das Problem ist unverändert geblieben. Das muß auch Europa wissen.

Marie Aurelie Freiin von Godin.

Der Fels.
lauleuchtender Himmel, rauschende Bäche und Wasserfälle. Millionen von weißen Gänseblümchen und scharlachrothen Anemonen auf den saftgrünen Wiesen. Schneeiger Weißdorn, silberige Oelbäume, purpurne Cyklamen an den Halden. Eichbäume im ersten Blätterschmuck auf den Bergen. Ein Gewirr von blühenden Sträuchern längs dem Flußufer. Und in all der sonnigen Pracht lachende, singende, jubelnde Menschen. Das ist der Frühling in Caesarea Philippi, im nordjüdischen Hochland, an den Quellen des Iordan.
Dort, wo der Berg steil abstürzt, wo tiefe Grotten und Höhlen gleich Kelleröffnungen in das Innere der gewaltigen Felswand gehen, dort, wo aus schwarzer Nacht der starke, fröhliche Stromquell zum Lichte braust, ist das uralte Heiligthum des Pan, des Naturgottes Die Bewohner von Caesarea verehrten ihn früher unter anderem Namen, als ihre Stadt noch Baal-Gad hieß; erst die Griechen haben ihn Pan genannt. Daran denken die ausgelassenen Schaaren nicht, die heute zur Pansgrotte ziehen, unter dem Trillern der Flöten und dem Rasseln der Handtrommeln. Es sind ursprünglich Iuden gewesen, die hier hausten, aber sie haben sich so mit den Heiden vermischt, daß sie deren Götter annahmen und nichts mehr oder nur sehr wenig vom alten Glauben wissen. Ietzt wollen sie fröhlich sein und sich freuen. Heil Pan, dem großen Lenzbringer, der uns milde Tage, Blüthenduft und Vogelsang schickt! Laßt uns frohlocken und fröhlich sein, ihm zur Ehre!
Etwas abseits vom Weg, im Schatten blühender Bäume, sitzt ein Einsamer und blickt auf das tolle Treiben mit sinnenden Augen.
Der Saum seines weißen Gewandes ist bestaubt von langen Wand?-
*) Ein frommes Buch. „Das Licht und die Finsterniß" heißt es (nach dem Iohanniswort: „Und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen"); Anna Freiin von Krane läßt es bei I. P. Bachem in Köln erscheinen. Die Verfasserin (deren Legendenroman „Magna Peccatrix" und deren Erzählnngen „Vom Menschensohn" auf ihre Welt stark gewirkt haben) und der Verlag stehen im Geruch strengen Katholizismus. Beide muß der Moderne, der Rationalist drum, wie ansteckende Krankheit, meiden. Muß er? Ists nicht modern, nicht von jeder ratio geboten, auch das Empfinden und Trachten ganz anders gearteter Menschheit wenigstens kennen, erkennen zu lernen? Eine große katholische Literatur lebt in Deutschland: und wir wissen fast nichts davon. So darfs nicht bleiben. Die einem Volk Angehörigen müssen mindestens eine Vorstellung von den Gefühlsinhalten haben, die dicht neben ihnen athmen und wirken. Die Leser der „Zukunft" haben sich das Vertrauen verdient, daß sie gern auch einmal hören, wie Fvommheit, die zu Einfalt zurückstrebt, sich den größten Stoff europäischer Menschheitgeschichte zw gestalten strebt.

rungen, die Sandalen an seinen Füßen sind verschlissen. Er hat den schlichten braunen Mantel neben sich gelegt, zu dem Wanderstab und dem Kopftuch. Der leise Frühjahrswind spielt mit seinen langen, dunklen Haaren. Der Einsame stützt den Kopf in die Hand und schaut unablässig nach den lustigen Menschen hinüber. Einige überhängende Blüthenztveige des Gebüsches schmiegen sich an seine Schulter, silberweiße Blumenblättchen rieseln sacht, wie ein duftender Schnee, von oben auf ihn nieder, zutrauliche Vögelein hüpfen zwitschernd um ihn her. Sein Blick fliegt mit Trauer von den harmlosen Geschöpfen Gottes zu den Menschen hinüber, die eben einen Reigentanz vor der Grotte aufführen. Die Verblendeten wissen nicht, was sie thun.
Der Einsame mißgönnt ihnen ja nicht d'ie Freude. Wie gern, sähe er alle Menschen glücklich und froh! Aber diese Freude ist nicht rein. Ist nicht gut. Der Satan mischt sein Gift in ihren Becher. Als nun die Tänzer und Tänzerinnen in das dunkle Unheiligthum der Grotte hineinströmen, seufzt der stille Beobachter tief und schmerzlich. Ach, daß Ihr wüßtet nnd wissen wolltet, was zu Eurem Heile dient!
Da kommen ein paar kranzgeschmückte Iünglinge singend des Weges. Nachzügler, die sich beeilen, die Grotte zu erreichen. Ihr Blick streift den Einsamen. Sie bleiben stehen, ihn zu betrachten. Solchen Mann sahen sie noch nie. So königlich und so demüthig zugleich, mit so räthselhaften Augen, deren Blick unwillkürlich anzieht. Er lächelt zu ihrem scheuen Gruß und winkt sie zu sich heran, denn er sieht: noch haben sie nicht vom Becher Satans getrunken, der dort bei den Götzen kredenzt wird. Er lockt die armen Lämmer mit freundlichem Gruß, wie ein guter Hirt, und sie folgen seinem Ruf, denn seine Stimme klingt wie der Ton der Aeolshafe.
Nun lagern sie vor ihm im Gras und reden mit ihm. Andere ihrer Freunde kommen nach und schließen sich an. Bald ist ein ganzer Kreis von eifrigen Zuhörern um den wundersamen Fremden versammelt und hängt an seinen Lippen. Er spricht, wie es noch Niemand gehört hat. Merkwürdig, wie er weiß, was ein Iünglingsherz anziehen und fesseln kann! Wie er kennt, was ein so junger Mensch in der werdenken Kraftfülle reifender Männlichkeit denkt und fühlt. Er liest in allen Seelen wie in einer aufgeschlagenen Schriftrolle und spricht von den Dingen, die darin sind. Er ruft alle guten, tapferen, muthigen Instinkte in den Iünglingen wach. Er erzählt ihnen von einem Reich der Kraft, der Stärke, des Sieges, der Herrlichkeit, das er das Reich Gottes nennt. j !° !! ^ I
Die jungen Zuhörer meinen: es sei gut in diesem Reich wohnen.
Er nickt Beifall nnd sagt, es sei noch viel schöner darin zu wohnen, als sie nur ahnen könnten. Aber man müsse durch die enge Pforte eingehen, wenn man Dessen würdig sein wolle. Sie fragen nach der engen Pforte. Er sagt ihnen, Das sei die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung; und nach und nach dünkt sie, daß es männlicher und stolzer sei, über sich selbst zu siegen und rein, keusch, liebevoll und selbstlos zu

sein, als sich zum blinden Sklaven der eigenen Lüste und Leidenschaften zu machen. Sie sind ganz voll guter Vorsätze. Sie glühen für das Reich der Gerechtigkeit, sie wollen immer mehr davon hören; und dabei geht ein neuer, überwältigender Begriff in ihren Seelen auf: der Gottesbegriff. Das Bewußtsein von dem Einen, dem Allmächtigen, dem Allwissenden, dem Allgütigen, der seine Geschöpfe liebt, ihnen wohlthun will, nicht wehthun, und der nichts von ihnen verlangt, als daß sie die Gebote halten, die er aus Liebe zu ihrem Besten ihnen gegeben hat. Der Redner nennt diesen herrlichen Gott: den Vater im Himmel. Er hat keinen anderen Namen dafür.

Die Iünglinge sind schon längst nicht mehr allein bei ihm. Andere haben sich zu ihnen gesellt. Lauter Besucher der Pansgrotte, die, statt ins Unheiligthum zn ziehen, bei dem Fremden sich ins lenzgrüne Gras lagern und der Kunde vom Gottesreich lauschen. Aller Art Leute sind da: junge und alte, Frauen und Männer, brave und schlechte, kluge nnd dumme. Aber für Ieden von ihnen hat der Fremde ein Wort; und sie verstehen ihn Alle, ein Ieder nach seinen geistigen Kräften.

Endlich ist die Pansgotte ganz verlassen und all ihre Besucher weilen auf der Wiese bei dem Redner. Sogar die Götzenpriester sind gekommen und lauschen widerwillig seinen Worten. Sie sind böse; sie müssen für ihr gutes Einkommen zittern, wenn die Leute nicht mehr Pan opfern. Nur Einer von ihnen, ein grauhaariger Alter, steht und hört zu und nickt immer mit dem Kopf, indessen ihm die Thränen in die Augen steigen.

Nun macht der Fremde plötzlich eine Pause und lehnt sich zurück. Er ist sichtlich totmüde und erschöpft; vielleicht gar hungrig? Da strecken sich ihm viele Hände entgegen und bieten ihm schüchtern von den Erfrischungen an, die man mitgebracht hatte. Wird ers annehmen? Er ist ja ein Iude, wie sein Gewand bezeugt. Diese «der verabscheuen alle Heiden. Doch nein: er verschmäht nicht die Gastfreundschaft der Unreinen. Er theilt mit ihnen die Früchte und das Brot, er trinkt von ihrem Wein; und sie sind froh und stolz deshalb.

Während des Essens aber erhebt sich ein heimliches Fragen und Forschen unter den Leuten. „Wer ist er, der anders spricht nnd thut als seine Volksgenossen, der den Blick eines Königs hat und doch schlichtes Gewand trägt und der in den Herzen der Menschen lesen kann wie in einem Buch?"

Da fällt ein Wort (Niemand weiß, wer es zuerst gesprochen hat): „Das kann nur Einer sein! Der Eine, von dem seltsame Kunde zu uns gedrungen ist!" Und in leisem Mürmeln geht das Erzählen und Sagen von Mund zu Mund über Alles, was man schon von dem Einen gehört hat. Daß er den Blinden das Licht giebt und die Lahmen gehen heißt, daß er die Sünder mit Liebe und Güte an sich zieht und ihnen die Sünden vergiebt, ja, daß der Tod selber auf sein Geheiß die Beute fahren lassen muß. Immer wundersamer klingen die Berichte, die diese Menschen einander zuflüstern. Endlich siegt das stürmische Begehren

über die ehrfurchtvolle Zurückhaltung. Von allen Seiten schlägt die Frage an das Ohr des geheimnisvollen Mannes: „Wer bist Du, hoher Fremdling? Sag es uns! Bist Du etwa Iesus von Nazareth?"
„Ich bin es", antwortet er sanft.
Da wird es ganz still um ihn. Alle hören auf, zu essen, und starren ihn an, mit angehaltenem Athem.
Er schweigt auch und läßt die Gedanken in der Menschen Seelen auf und ab wogen. Seine Hände find leise erhoben. Segnen sie feine Umgebung? Flehen sie zum Vater im Himmel? Niemend weiß es; und Niemand wagt, zu fragen.
Es ist spät geworden. Die Bergesgipfel glühen roth, das Rauschen der Quellen ,und Masserfälle klingt lauter als am Tag durch die. Stille. Die Vögel fliegen mit süßem Lockruf ins Nest, die Blumen schließen ihre Kelche, nachdem sie noch einen duftenden Hauch in die Welt gesandt haben, der Abendwind rührt die Wipfel der Bäume, die Nachtigalen druntten am Fluß fangen zu schlagen an.
Da besinnen sich die Leute, daß sie heimgehen müssen. Sie erheben sich langsam und zögernd, immer den ehrfurchtvoll staunenden Blick auf Iesus von Nazareth gerichtet. Er entläßt sie gütig und verspricht, ihnen morgen wieder vom Reich Gottes zu erzählen. Dann wendet er sich einer kleinen Schaar jüdischer Männer zu, die von der Stadt gekommen sind und sich mühsam einen Weg durchs Gedräng zu ihm bahnen. Man hält sie auf, da man weiß, daß sie seine Iünger sind. Endlich aber gelangen sie doch zu ihrem Meister und können ihm berichten, daß sie in Caesarea für die Nacht ein Obdach gefunden haben.
Die Menge verläuft sich nun. Murrend und schimpfend ziehen die Panspriester ab. Nur der eine, der grauhaarige, bleibt noch einen Augenblick, um zu erkunden, wo die Herberge ist, die Iesus aufsuchen wird. Dann geht auch er, die Seele voll neuer Gedanken.
Iesus ist allein mit seinen Iüngern. Er steht auf der weißblumigen Wiese; die Gänseblümchen, die von der Menge niedergetreten waren, erheben ihre Köpflein, gestärkt durch seine Gegenwart, als sei ihnen nichts geschehen. Allgemach wird es dunkel. Nur im Westen spielt der Himmel noch in allen Farbentönen. Schwarz, wie ein offener Höllenschlund, gähnt die Pansgrotte in der Felswand und noch schwärzer dräut der Abgrund zu ihren Füßen, in den sich brausend und schäumend die Iordansquelle ergießt.
Da sagen die Iünger zum Meister: „Viel haben die Leute von Dir geredet, o Herr. Sie rathen hin und her, wer Du sein mögest!"
„Und wer, sagen die Leute, ist der Menschensohn?"
„Einige sagen: Iohannes der Täufer, Andere Elias, Andere Ieremias oder einer von den Propheten."
Wieder wird es still nach diesen Worten. Nur die Gewässer rauschen. In der Pansgrotte und in den vielen Votivnischen, die au der Felswand eingemeißelt sind, flammen kleine Lämpchen auf, die wie Glühwürmchen die schaurige Finsterniß der Höhle beleben.

Iesus erhebt aber die Stimme zum zweite:! Male und fragt sein? Iünger: „Ihr aber, wer, sagt Ihr, daß ich bin?"

Wie ein Hammerschlag fällt die Frage in die Seelen der Aufhorchenden. Ietzt müssen sie ihre innersten, verborgensten Gedanken bekennen. Was dünkt sie um den Geheimnißdollen, dem sie nachfolgen? Sie getrauen sich nicht, zu reden, nicht, sich zu bewegen, kaum, zu athmen, zu denken . . .

Da tritt Einer aus der Mitte der verängsteten Schaar. Offen und frei, festen Schrittes, mit leuchtendem Blick und siegreichem Lächeln. „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" spricht er; und tiefe Bewegung bebt im Tone seiner Stimme.

Wie die Worte durch den Abendfrieden weit hinaushallen! Wie sie das Echo fortträgt, in die fernsten Berge hinein! Die ganze Natur scheint aufzuhorchen.

Iesus aber blickt den Fischer Simon lange an, der da in der Kraft seiner Ueberzeugung vor ihm steht. Der ganze Mann ist wie aus Stein gemeißelt. Fest und stark, treu und ehrlich offen und, wahr, ohne Falsch und ohne Hinterlist. Ietzt wiederholt er seine Worte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

Da hebt der Herr die Hand mit einer Geberde wie ein König, der seinem Feldherrn das Heer anvertraut.

„Selig bist Du, Simon, des Ionas Sohn, denn Das hat Dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Du bist Petrus: und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und ich will Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben> Und Alles, was Dn auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein."

Die Wucht dieser unerhörten Ehre und Würde senkt sich wie eine unsichtbare Krone auf das Haupt des schlichten Mannes aus BethsaiZa, der eines Tages auszog, seinem Gewerbe obzuliegen, und dabei von einem Allerhöchsten getroffen wurde, der ihn zum Men'chenfischer mache. Petrus steht und neigt die Stirn, weiß nicht, ob er träumt, und kann die volle Tragweite feiner Erhöhung nur mühsam ahnen. Die Anderen blicken ihn sprachlos und staunend an. Der Herr aber verbietet ihnen, über dies Geschehniß zu reden oder zu sagen, wer er in Wirklichkeit ist. Dann geht er mit ihnen über die dämmerdunklen Wiesen an den rauschenden Gewässern vorbei nach der Stadt, um die Herberge aufzusuchen.

In der Heidengrotte aber sind, wie von, einem Schlag, die Lichter und Lämpchen erloschen, so daß Alles in die schwärzeste Nacht getaucht ist. Das Unheiligthum scheint ausgetilgt von der Erde und verschwunden Doch: horch! Da klagen plötzlich unirdische Stimmen aus dem Düster, schluchzen trauernde Rufe zum Sternenhimmel empor: „Weh! Weh uns! Der große Pan ist tot!"

München. Anna Freiin von Krane.

Anzeigen.

Der Mutter Blut. Roman von Robert Kurpiun. Breslau, Phoenix-Verlag. — Götzenöämmerung, ein Kulturbild aus Ungarn, neue Ausgabe; Die Glocken der Heimath, Roman von Adam Muller-Guttenbrunn. Leipzig, L. Staackmann.

Neuere Novellisten pflegen den Leser (durch Analysen kranker Seelen) mehr zu peinigen als angenehm zu unterhalten. Da ist es denn eine Erquickung, wieder einmal in Kreise von Menschen geführt zu werden, die ihre Energie nach außen entladen, statt sie in inneren Kämpfen zu verzehren. Nationale Kämpfe geben heute nicht selten Anlaß zur Bethätigung in kräftigem Handeln; und in solche Kämpfe führen die drei Bücher hinein, von denen ich reden will. Kurpiun stellt uns drei Reservisten vor, die, so ungleich sie sind, als gute treue Kameraden in ihr oberschlesisches Heimathdorf zurückkehren, und erzählt uns ihren Lebenslauf. Iosef Dendra, Sefflik genannt, ein gutmüthiger, grundehrlicher, riefenstarker, aber willensschwacher Wasserpolak, verdient sich als Kohlenhäuer sein Brot und wird von seiner in der Direktorfamilie zur tüchtigenHausfrau erzogenenMarianka beider Schnapsbude und sonstigen einem einfachen Gemüth Gefahr drohenden Klippen mit kluger Energie vorbeigesteuert. Karl Gerhardt, der Lehrersohn, tummelt sich mit der ruhigen Konsequenz und der schlichten Tüchtigkeit des militärisch geschulten preußischen Beamten in der Steigerlaufbahn. Theophil Werner, ein hochbegabter, gemüth- und phantasievoller junger Mann, der im Rentamt arbeitet, entgleist. Der Mutter Blut (sie war eine Polin) und die Verführungskünste eines polnischen Redakteurs verwickeln ihn in hie großpolnische Agitation und Geheimbündelei, entzweien ihn mit seiner Familie (er hat Karls Schwester geheirathet), bis er, die Nichtswürdigkeit seiner Verführer erkennend, an Leib und Seele gebrochen, in die Heimath zurückkehrt und sich mit den Seinen aussöhnt. Auf dem Krankenlager endet sein verfehltes Leben, früh. Meine Ansicht von der preußischen Polenfrage habe ich in der „Zukunft" gezeigt, aber ich verstehe natürlich, daß man die Sache auch anders ansehen kann. Nachdem die Dinge, einerlei, durch wessen Schuld, dahin gediehen sind, wo sie jetzt stehen, muß ein deutscher Volksschullehrer in der Wasserpolakei (Kurpiun ist Lehrer in Tarnowitz) füglich wohl mit ganzem Herzen an dem Kampf gegen die Polen theilnehmen. Und der Werth des Romans hängt nicht von der größeren oder geringeren Gerechtigkeit seiner Tendenz ab; er malt uns die Menschen und Verhältnisse des polnischen Theils von Oberschlesien, der zugleich der großindustrielle ist, mit zuverlässiger Treue: die Verbindung von Landwirthschaft und Bergbau, die Kulturarbeit, die von den Deutschen an der polnischen Bevölkerung geleistet worden ist, die Eigenthümlichkeiten dieser Bevölkerung, bei der es ganz und gar von der Leitung ab-

hängt, in welchem Grade ihre guten oder ihre schlimmen Naturanlagen zur Entfaltung gelangen, den Heldenmuth und die Kameradentreue bis in den Tod, die bei Grubenunfällen vom geringsten Schlepper wie vom vornehmsten Beamten bewährt werden. Solche getreue Schilderung dieses östlichen Winkels unseres Vaterlandes, an dem Goethes „Fern von gebildeten Menschen" vom vierten September 1790 zu Unrecht bis aus den heutigen Tag als Verrufszeichen haften geblieben ist, muß für höchst verdienstvoll erklärt und eindringlich empfohlen werden.
Bei den Erzählungen von Müller-Guttenbrunn, die in den ungarischen Schwabendörfern spielen, stört keine Zwiespältigkeit der Tendenz den völlig klaren Eindruck: hier nimmt jeder Deutsche ohne Schwanken unbedingt Partei für seine Volksgenossen. Auch hier bekommen wir eine wahrheitgetreue Schilderung von Land und Leuten, das Bild eines ganz eigenthümlichen und, abgesehen von dem Unheil, das die Magyarisirung anrichtet, erfreulichen Volksthums und Lebens; aber wir bekommen außerdem mehr: einen Einblick in die Gedankengänge der ungarischen Patrioten, in das Getriebe der Politik, der Parteien, der Verwaltung und Volkswirthschaft. Wir hören die vom Größenwahn besessenen Chauvinisten den Plan entwickeln, die durch Unfruchtbarkeit mit dem Untergang bedrohte eigene Nation durch Zwangsnmgyarisirung zu stärken und zu vergrößern und so ein von Oesterreich unabhängiges mächtiges, die Südslaven und die Balkanvölker beherrschendes Ungarreich zu gründen; wir sehen, wie die vom Magnaten bis zum Bauer träge und genußsüchtige Nation die Arbeit, die zu solcher Reichsgründung gehören würde, den Nationalitäten, namentlich den Deutschen, aufzubürden versucht, sehen die verarmten Adeligen, zu deren Versorgung die Regirung Sinekuren schaffen muß, täglich ein Stündchen in den Bureaus vertrödeln und die übrige Zeit in der Kneipe, am Spieltisch, mit gefälligen Damen totschlagen, in der Hoffnung auf ein Abgeordnetenmandat, das ihnen, namentlich von Industriellen und Banken, reichliche Schmiergelder zuführen werde; sehen die unsauberen Geschäfte der einflußreichen Advokaten, sehen, wie das Volk von der Beamtenwillkür gemißhandelt wird, sehen endlich ein paar gegen den Strom schwimmende rechtschaffene Minister sich in diesem Wust von Korruption, Unfähigkeit und Trägheit vergebens abarbeiten. Diese Beschreibung der ungarischen Zustände stimmt genau mit der Darstellung überein, die Louis Iaray (der übrigens den Schwabendörfern keinen besonderen Abschnitt widmet) in seinem ausgezeichneten Werk husstion sooisls st Is s«zis,Iisms sn HonZris" gegeben hat. Müller-Guttenbrunn, der hier ja selbst von seinen Büchern gesprochen hat, läßt einen Schwabensohn, der in Amerika als Wasserbauingenieur ein Vermögen erworben hat, zur Regelung von Familienangelegenheiten nach Haus kommen, bei dieser Gelegenheit die Donau befahren, die Dämme untersuchen, dann einen großartigen Plan entwerfen, der endlich einmal die Donau, die in ihrem Zustand jetzt die Schande Europas sei, reguliren, den verherenden Ueberschwem»

mungen ein Ende machen, zehntausend Quadratkilometer des allerbesten Bodens gewinnen und damit der den Volkskörper entkräftenden Auswanderung steuern soll. Der Premierminister Gömöry (ohne Zweifel ist Fejervary gemeint; man erkennt in der Götzendämmerung die Situation des Iahres 1906) läßt sich für den Plan begeistern; auch der Ackerbauminister und der Minister des Innern werden gewonnen. Man richtet für Trauttmann ein Bureau ein, und nachdem er seinen Plan ausgearbeitet hat, wird er angestellt. Da stürzt das Ministerium, alle seine Akte werden für ungiltig erklärt, Trauttmann fliegt auf die Straße und geht, jeder Hoffnung auf Besserung der ungarischen Zustände beraubt, nach Amerika zurück. In den „Glocken der Heimath" sehen wir, wie die nur auf Durchsetzung ihrer chauvinistischen Absichten bedachten, in der Verwaltung lürderlichen und gewissenlosen Behörden ein von Donau und Theiß bedrohtes Schwabendorf trotz Iahre lang dringenden Bitten und Vorstellungen ohne Hilfe lassen und wie das große, reiche Dorf vernichtet wird, nachdem sich die heldenmüthige Selbsthilfe der deutschen Männer, ihre viele Tage und Nächte anhaltende, eine Anzahl kostbarer Leben fordernde Dammbauarbeit in den tosendeneiskaltenFluthenals unzulänglich erwiesen hat. Wer mehr auf das Novellistische sieht, kommt in den an spannenden romanhaften Episoden reifen „Glocken der Heimath" besser auf die Rechnung als in den beinahe urkundlich gehaltenen Berichten der ‚Götzendämmerung", Den deutschen Patrioten aber erfaßt heftiger Unwille bei dem Gedanken, daß für unsere Regirung Alles, was an der unteren Donau geschieht und sich vorbereitet, gar nicht zu existiren scheint, obwohl es viel wichtiger ist als alle afrikanischen Diamantenfelder.

Neisse. KarlIentsch.

Die kriminelle Lruchtabtreibung. Von Dr. Eduard Ritter von Liszt, k. k. Bezirksrichter in Wien. Erster Band. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli.

Der Verfasser plaidirt unter eingehender Begründung dafür, die Fruchtabtreibung straflos zu lassen, wenn sie vor einem gewissen, eng zu bemessenden Termin nach der Konzeption, im Einverständniß mit allen Berechtigten, von einer sachverständigen und der Behörde verantwortlichen Person vorgenommen wird. Iede andere Fruchtabtreibung ist zu bestrafen, und zwar um so strenger, je entwickelter die Frucht schon war, je größer also die Gefahr sein muß, daß das Kind noch außerhalb des Mutterleibes leben und Schmerzen leiden oder ein geistiger oder körperlicher Krüppel werden könnte. Nicht nur die Tötung, sondern auch die Gefährdung der Gesundheit des Kindes ist nach Liszts Ansicht strafbar. Liszt stellt sich damit auf einen anderen Standpunkt als die meisten Gesetzgeber und Gelehrten, die sich mit dieser peinvollen Frage beschäftigen. Gewöhnlich wird die Fruchtabtreibung ohne irgendeine Einschränkung als ein Verbrechen angesehen. Und der

bloße Versuch, der zwar auf die Absicht der Fruchtvernichtung schließen läßt, jedoch mißlang, wird milder beurtheilt, wenn nur das Kind, einerlei, in welchem Zustand, lebend auf die Welt kam. Mir scheint Dr. von Liszt im Recht zu sein, wenn er die Gesundheitschädigung strenger bestraft wissen will als die Tötung. In jedem natürlich empfindenden Menschen wird die Vorstellung der Fruchtabtreibung einen schwer besieglichen Widerwillen erregen. Man wird für Alle, die es thun oder an sich thun lassen, verdammt wenig Sympathie aufbringen. Und wenn es sich nur um die Männer und Weiber handelte, die sich widerstandlos ihren Trieben überlassen und die Folgen ihres „Vergnügens" nicht tragen wollen, wäre man mit dem Urtheil bald fertig. Doch es handelt sich auch um die Kinder. Und wenn man bedenkt, welches Los diese armen Würmer erwartet, die, trotz allen Versuchen, sie zu vernichten, lebend geboren werden, die man mit Abneigung empfängt, absichtlich vernachlässigt, nicht selten systematisch zu Tode quält, so taucht die Frage aus, ob es nicht besser gewesen wäre, ihnen diesen Iammer zu ersparen und sie im Keim, als sie noch ohne Schmerzempfinden waren, zu vernichten. „Damit wäre aber der Unzucht Thür und Thor geöffnet!" Diesen Einwand hört man oft. Wenn die Fruchtabtreibung gewissermaßen behördlich gestattet würde, wäre die letzte Hemmung, die Furcht vor Strafe und Schande, beseitigt und die Menschen würden es noch ärger treiben als zuvor. Das bliebe immerhin abzuwarten. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Menschen sich in keiner Zeit, ungeachtet der furchtbarsten Strafen, von dem uns beschäftigenden Verbrechen abschrecken ließen. Und Dr. von Liszt will die Straflosigkeit ja auch nur unter ganz bestimmten und eng begrenzten Bedingungen zugestehen. Die Bevölkerungzahl würde auch nicht abnehmen. Denn die Sterblichkeit unter den Säuglingen erreicht in allen Ländern eine so erschreckende Ziffer, daß die Frage nah liegt: Könnten so viele Kinderchen hinweggerafft werden, wenn sie bessere Pflege hätten? Was hilft es, alle geboren werden zu lassen, wenn dann für so viele nicht gesorgt wird? Ein schreckliches Los erwartet das mit Unlust, oft mit Haß empfangene Kind. Und die von ungeschickter Hand vorgenommenen Versuche, die Frucht zu beseitigen, haben nicht selten die grausige Folge, daß aus dem Kinde ein siecher Krüppel wird, der sich selbst und Anderen eine Last ist und sich freudlos durchs Leben schleppt. Wie immer man sich zu dieser furchtbar ernsten Frage stellt: das Buch des Herrn Dr. von Liszt regt an, ihr nachzudenken; es zwingt uns, bei dem unerquicklichen Thema zu verweilen und nns in alle Für und Wider der vom Verfasser verfochtenen Ansicht zu vertiefen. Sein Werk bringt Citate aus etwa dreihundert Büchern und ungefähr zweihundert Gesetzen aller Zeiten und Völker, aus Motivenberichten und Gerichtsentscheidungen. Eine ungemeine Hirnarbeit steckt in diesem Werk, dessen Darstellung auch dem Laien leicht verständlich ist.

Wien. EmilMarriot.

Zuckerhausse.
irthschaftliche Produkte, deren Ergiebigkeit starken, von elementaren Einflüssen bedingten Schwankungen unterworfen ist, eignen sich besonders gut zu Objekten der Spekulation. Die sucht das „Gleichgewicht" durch gründliche Escomptirung aller sich bietenden Möglichkeiten (zwar nicht ausznnützen, wohl aber) zu verwerthen.
Beim Zucker hat die Finanzirung der Folgen dieses schaurig schönen Sommers zuerst begonnen. Der Zuckernapoleon, der Santa Maria heißt, aber kein Heiliger ist, hat schon mehrere Schlachten geschlagen, die, angesichts der unbedingt sicheren Voraussetzung schlechter Rübenernten in den alten Zuckerländern, besonders in Deutschland und Oesterreich (Ungarn scheint eine Ausnahme zu machen), von vorn herein gewonnen waren. Wie die europäische Ernte ausfallen wird, weiß man noch nicht. Aber dem Spieler genügt ein Segment aus dem Gesammtplan, um ihn in Thätigkeit zu setzen. Santa Maria arbeitet mit einem Riesenvermögen, das ihm jede Operation erlaubt; und seine Unternehmungen haben System. Seine Aufträge erscheinen überall, in London, Paris, Hamburg, New Vork; das Publikum weiß nicht, ob der Führer mit dem Preis oder gegen ihn spekulirt, sondern erfährt nur, daß er kauft oder verkauft. So sammelt sich ein Heer von Mitläufern, das manchmal noch, wenn der Führer gar nicht mehr voranschreitet, der alten Richtung treu bleibt. Das Spekuliren in Zucker ist, zum Beispiel, in Oesterreich „Gemeingut der Nation" geworden. Man braucht dazu keine effektive Waare, sondern „arbeitet" auf dem Papier, mit Zetteln. Die Preisdifferenzen werden dann in Barem ausgeglichen. Daraus ergiebt sich ein groteskes Bild: das Volk betheiligt sich an der Vertheuerung eines Volksnährmittels. (Hört! Hört!)
Die unsichere Etikettirung des Zuckers, die erst vor acht Iahren abgeschafft wurde, scheint sich noch immer zu rächen. Bis zur ersten Brüsseler Konvention wurde Zucker als Luxusgegenstand behandelt. Hohe Steuern und noch höhere Zölle sorgten für Luruspreise und in solcher von Steuerbakterien geschwängerten Atmosphäre gediehen Syndikate. Die Folge der künstlichen Erschwerung des Absatzes im Inland war eine Förderung des Exports. Die Regirenden sorgten durch hohe Ausfuhrvergütungen für eine Entschädigung des im Lande gehemmten Zuckerverkaufs. Sie erleichterten der Zuckerindustrie das Dasein nicht etwa durch Schaffung glatter Geschäftsbahnen im natürlichen Absatzgebiet, sondern ermöglichten ihr, das Produkt über die Grenze zu bringen. Denn das eigene Volk kann seineCichorie ungezuckert genießen. Schließlich mußten sich die Zuckerländer vor den Folgen maßlos übertriebener Prämienpolitik schützen. Die Brüsseler Konvention trat am ersten September 1903 in Kraft, Prämien und Kartelle wurden beseitigt, Steuern und Zölle ermäßigt. Zucker aus Ländern, die das System der Aussuhrvergütungen nicht abgeschafft hatten, wurde einer besonderen Abgabe unterworfen und verlor dadurch die Konkurrenzfähigkeit. Diese

Bestimmung richtete sich gegen Rußland, das sich der ersten Brüsseler Konvention nicht angeschlossen hatte, und bewirkte, daß die neue Konvention, die abermals fünfjährige Dauer hat (von 190Z bis 1913), ein anderes Gesicht bekam. England, obwohl Veranlassung des ganzen Abkommens (Chamberlain wollte dem Rohrzucker der britischen Kolonien gegen den europäischen Rübenzucker auf dem Weltmarkt Geltung schaffen), hatte die Revision des Vertrages gefordert; es wollte in der Aufnahme des russischen Zuckers ungehindert sein, da ihm die Einfuhr des prämienfreien Produktes für seine Marmeladenindustrie nicht genügte. Die Kontrahenten des brüsseler Friedensvertrages waren klug genug, Konflikte mit England und dem Zarenreich, dem größten Rübenzuckerproduzenten, zu meiden. Man ging auf die Wünsche beider Theile ein, legte aber den Umfang des russischen Zuckerexports für die Dauer der Konvention fest: auf rund eine Million Tonnen. Das sind im Iahr 200000 Tonnen. Durch die Begrenzung der Ausfuhr Rußlands war die Konkurrenz des russischen Produktes auf dem Weltmarkt, besonders in England, so eingeschränkt, daß sie den übrigen Exportländern nicht mehr läftig werden konnte. In Rußland wird bei schlechten Ernten das Kontingent nicht voll'ausgenützt, da der Ueberschuß der Bestände, nach Befriedigung des eigenen Bedarfes, hinter der bewilligten Ausfuhrmenge zurückbleibt. Wenn aber große Ernten zur Verfügung stehen, macht sich die Exportschranke als läftiges Hemmniß fühlbar. Wohl kann das Minus, das aus schlechten Iahren besteht, nachträglich ausgenutzt werden; aber oft reicht diese Ergänzung nicht aus, um das Uebermaß der Produktion zu korrigiren. So wars schon im vorigen Iahr; in diesem Iahr wird es noch fühlbarer werden. Rußland besitzt aus seiner letzten Ernte sehr beträchtliche Vorräthe und hat, durch eine konsequente Ausdehnung seines Rübenanbaues, die Produktivität weiter gesteigert; im Gegensatz zu den von Mißwachs heimgesuchten Zuckerproduzenten Deutschland und Oesterreich kann es jetzt wiederum mit einer außergewöhnlich stattlichen Ernteleistung aufwarten. Unter solchen für das Zarenreich besonders günstigen Umständen wird die Vertragtreue auf eine harte Probe gestellt. Die Brüsseler Konvention besteht noch bis ins Iahr 1913 zu Recht, Die Kontingentirung, der sich Rußland unterworfen hat, kann also durch einseitigen Willensakt nicht vernichtet werden. Sie ist läftig, rechtfertigt sich aber durch das Verlangen der anderen Produzenten, dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt anständige Formen zu wahren. Rußland könnte behaupten, es habe Opfer gebracht, weil seine Kräfte ausgereicht hätten, einen erheblichen Theil des Zuckerbedarfs im Ausland zu decken. Sein Hauptabnehmer ist England. Würde also die Konvention nicht verlängert, so käme Großbritanien, wenn es, im Einvernehmen mit Rußland bleibt, wieder in den vollen Genuß des russischen Produktes, verlöre aber die Vortheile für den Rohrzucker aus seinen Kolonien. Denn Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Holland, Italien, die Schweiz würden Alles daran setzen, sich, unter Ausschal-

tung Rußlands, den Weltmarkt zu theilen. Die Situation würde so werden, wie sie vor dem Abschluß der Konvention war. Das Volk aber hätte wieder die Zeche zu bezahlen, da ihm das Erzeugniß seines Landes vertheuert und der Bezug des fremden Produktes durch hohe Zölle erschwert würde. Dabei ist zu bedenken: Rußlands Zuckerindustrie ist durch staatliche Fürsorge so emsig gefördert worden, daß sie nicht klagen darf, wenn die weniger begünstigte Konkurrenz sich wider sie waffnet. Klagen aber dürfen die Konsumenten, denen ohne Erbarmen die Rechnung präfenrirt wird, wenn der Zahltag gekommen ist.
So braucht es nicht zu werden, wenn die Brüsseler Konvention bestehen bleibt. Aber ihre Erhaltung ist durch den Verlauf des neuen Zuckerjahres und durch das Vorrücken Rußlands erschwert worden. Der russische Handelsminister will eine außerordentliche Sitzung der Konventionmächte erwirken, um eine Erhöhung des russischen Ausfuhrkontingents für dieses Iahr zu erlangen. Das Plus sollte, nach einer Meldung, 200000 Tonnen, nach einer anderen sogar 500000 Tonnen betragen. Iedenfalls ist mit einer Forderung dieser Art zu rechnen; und die Konventionländer müssen sich über eine Antwort einigen. Die Zuckerländer des alten Regimes, besonders Deutschland und Oesterreich-Ungärn, haben in ihrer Ausfuhr schon Opfer gebracht. Rußland hat die Vortheile des Vertrages genossen und darf sich nicht allzu laut beklagen, wenn ihm auch einmal die Kehrseite sichtbar wird. Werden die Mitglieder der Konvention schroffe Ausleger des Gesetzes sein? Zuckerkriege mit richtig gehenden Kanonen wird man doch nicht führen. Bliebe nur die Waffe des Zolltarifs. Aber Zollkriege thun auch weh. Nicht nur Dem, der bestraft werden soll. Die Brüsseler Zuckerkonvention hängt vom guten Willen ihrer Kontrahenten ab. Rußland kann auf den ungünstigen Stand der Zuckerrüben in Mitteleuropa weisen und sagen, im Interesse der Zuckerkonsumenten müsse das Material ergänzt werden; es kann sich als Retter in der Noth zeigen und wird in dieser Rolle da glaubhaft erscheinen, wo man die Folgen der Zuckervertheuerung zu spüren bekommt. England muß für deutschen und österreichischen Zucker wesentlich höhere Preise bezahlen als in normalen Iahren und würde eine Vermehrung der russischen Zufuhr gewiß mit Freude begrüßen. Aber ein zu weit gehendes Zugeständniß wäre ein bedenkliches Risiko für alle anderen Exportländer. Deutschland ist auf die Zuckerausfuhr angewiesen und kann eine Beschneidung seiner Absatzmöglichkeiten nicht ruhig mit ansehen. Bei Oesterreich-Ungarn ists ähnlich. Also entsteht die Frage: „Soll man Rußland, wegen eines einzigen schlechten Iahres, den Weltmarkt ausliefern?" Das nächste Iahr kann ganz anders ausfallen; der Anbau von Zuckerrüben wird ständig vergrößert; und die Witterung war diesmal abnorm. Solche Iahre wiederholen sich nicht oft. Freilich: die Entscheidung ist schwierig und muß schnell gefunden werden. Sie wird auch für die Spekulation einen Merkstein aufrichten.
Denkt man an Santa Maria und Genossen, so könnte man wün-

scheu, durch eine kräftige Fluth die Hausseengagements weggeschwemmt zu sehen. Der russische Zucker in verdoppelter Menge auf den Weltmarkt losgelassen: Das wäre der Tod aller Preistreiber, Die ganz Großen, besonders der schlaue Chilene, würden vielleicht zur rechtenZeit das rettende Ufer gewinnen. Der Troß ersöffe ohne Erbarmen. Wären es nur Spekulanten, so könnte man ihnen das Sturzbad gönnen. Aber da sind viele kleine Mitläufer, die ihre Spargroschen auf Zucker gesetzt haben. Eine Welt der Widersprüche! Der Preis eines wichtigen Produktes muH hoch bleiben (seit Ianuar ist die Durchschnittsnotiz für Zucker um IM Prozent gestiegen), weil die Industrie sonst geschädigt wird. Das wirtschaftliche Kapital geht in seinen (berechtigten) Ansprüchen auf Schutz dem Konsumenten voran. Die Spekulation zieht Gewinn aus dem Schutz, den der Preis genießt, obwohl die Möglich» reit bestünde, ihre schädlichen Dispositionen zu durchkreuzen und diesen Preis zu korrigiren. Ein internationales Abkommen hindert einen natürlichen Ausgleich zwischen disponibler Waare und Preisskala, weil es in erster Linie dem (berechtigten) Interesse des industriellen Kapitals dient. Der Konsument hat also aufzukommen: für die treue Erhaltung eines Vertrages; für das Wohl der Industrie; für die Gesundheit des Herrn Santa Maria und seiner Gemeinde.

Nur die Natur kann helfen; sie ist die sicherste Gegenspielerin bei hoch gethürmten Hausseengagements. Allerdings trifft sie nicht immer mit so wirksamer Kraft, wie sie Leiter, Sully, Ialuzot stürzte. Der Südamerikaner Santa Maria ist bisher allen peinlichen Ueberraschungen entgangen, obwohl er schon seit mehreren Iahren in Zucker und Kaffee arbeitet. Als er seine Talente auch dem Getreidepreis widmete, wurde ihm scharf auf die Finger gesehen. Die französische Regirung holte die Bestimmungen des Code Napolson über secspsrsAs (Einsperrung von Lebensmitteln in spekulativer Absicht) hervor und drohte den Haussiers mit der Strenge des Gesetzes. Dabei blieb es; denn man konnte nicht nachweisen, daß die Steigerung der Preise unmittelbar mit den Operationen des Chilenen zusammenhing. Daß erst die Noth des Getreides den Retter Staat mobil machte, während die Hantirungen mit dem Zucker ihn kalt gelassen hatten, bewies, wie gern man den Zucker noch immer als Luxusgegenstand betrachtet. Das ist er aber, trotz dem Saccharin, in unserer Kulturzone nicht mehr. Einerlei: man muß mit Rußland ins Reine kommen. Glatte Ablehnung des Ersuchens um Erweiterung des Kontingents könnte die Verlängerung der Brüsseler Konvention in Frage stellen; denn das Zarenreich kann sich, im schlimmsten Fall, auch ohne einen Vertrag mit den Produzenten und Rivalen einrichten. Die außergewöhnlichen Verhältnisse dieses Iahres erleich-
> tcrn die Gewährung einer einmaligen „Nothstandskonzession". Vielleicht ist Rußland bereit, das ihm gewährte Plus der Einfuhr in den nächsten beiden Iahren, durch Einschränkung des Kontingents, wieder einzubringen. Ein schroffes Nein würde ein Vorausblickender den Konventionstaaten gerade jetzt in keinem Fall empfehlen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G, m. b. tz, in Berlin.

Berlin, den 4. November 1911.
Windmond.
m dritten Juli 1911 hat ein deutsches Kriegsschiff einen ma» rokkanischen Hafen angelaufen; einen, der als der beste von allen gilt, dem Verkehr aber verschlossen ist: Agadir; südlich von Mogador, einem Ladeplatz der Woermann-Linie. Dahin ist das Kanonenboot„Panther"geschicktworden,dasnachzweiTagenvon demKleinenKreuzer„Berlin"abgelöst wurde.Grund?Die imSus (Südmarokko) interessirten deutschenFirmen hatten um Schutz gebeten, weil sie fürchteten, die in anderen Theilen des Maghreb „ herrschenden Unruhen" (die noch vor ein paar Tagen vonunseren Offiziösen stramm geleugnet worden waren) könnten auf ihrArbeitfeld übergreifen.SolchenSchutz zu gewähren,istdasRecht,ist,wenn sie ihn für nothwendig hält, die Pflicht der KaiserlichenRegirung. Der Februarvertrag vom Jahr 1909 (der Herrn von Kiderlen ein Präsidialgeschenk aus Sevres eintrug) schließt nicht den Versuch aus, wirthschaftlicheInteressen mitWehrmachtmittelnzuschützen. Den Marokkanern ist gesagt worden: „Mit dem Erscheinen des deutschen Kriegsschiffes in dem Hafen ist keinerlei unfreundliche Absicht gegen Marokko oder seine Bewohner verbunden." (Auch nicht gegen die „unruhigen", vonderenAnschlägendasLebenund Eigenthum derDeutschen bedroht wird?) Den Signatarmächten derAlgesirasakte:»SobaldRuheundOrdnungwiedergekehrtsind, soll das Kriegsschiff denHafen verlassen." Der pariserRegirung: „Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß die Erfüllung der Schutzpflicht auf das Verhältnitz der beiden Nachbarreiche nicht ungünstig einwirken wird." Die zuversichtliche Hoffnung ... Je

weniger über die Aktion, ehe sie sich ausgewirkt hat, geredet wird, um so besser fürs Reichsgeschäft. Wer dieMängel ihrerAnfänge erkennt, wird schweigen, so lange ers darf. Wer sich der Rückzüge erinnert, die bald nach dem stolzen Märztag von Tanger begannen, wird die Iubelhymnen im Busen bewahren. Wir dürfen weder wünschen, daß die willkürlich»Marokko" genanntenGebiete im Zustand anarchischerHordenbarbarei bleiben, noch einem uns verfeindeten, jedem GegnerDeutschlandsverbündetenFrankreich die Ländermasse gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinemHeer braune Ersatzmannschaftvon kriegerischer Gewöhnung und tollkühnem Muth liefert. Der Erwerb einer Kohlenstation trüge Herrn von Kiderlen den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur lästige Pflichten und, ohne ausreichenden Vortheil, die stete Möglichkeit neuer Konflikte mit den Westmächten. (Bismarck hätte Ieden, der ihm einen marokkanischen Hafen als Flottenstützpunkt anbot, für einen bösartigenNarren gehalten; und das vernünftigste Wort, das Fürst Bülow je über den Scherifenstreit sprach, war, am fünften April 1906, dieses: «Wir wollten nicht in Marokko selbst festen Fuß assen; denn darin hätte eher eineSchwächung als eine Stärkung unserer Stellung gelegen.") Drei Wünsche müssen das deutsche Handeln leiten. Erster: daß Marokko rasch civilisirt und dadurch der Industrie und dem Handel einträglicher werde, als es heute noch ist. Dieser Wunsch ist, wie ein Blick auf die Saekulargeschichte uns zeigt, nur erfüllbar, wenn Araber und Berbern endlich an die starke Einheit des Europäerwillens glauben lernen. Zweiter Wunsch: daß die nordafrikanische Reibungfläche zwischen England und Frankreich nicht abermals, wie seit 1905 allzu oft, durch die Furcht vor deutschem Trachten verkleinert werde. Dritter: daß die seit vier Iahrzehnten günstigste Gelegenheit, mit Frankreich ins Reine zu kommen, nicht ungenützt bleibe. Sechs Iahre lang ist das Kabylenrif nun der Drehpunkt unserer diplomatischen Strategie, t^ugit irrepsrabile tempu8. Wir haben an dem Handel noch keinen Heller verdient; haben einen münzbaren Ansehenshort verloren. Bluffs verblüffen Keinen mehr. Wir wollen nicht mit abgegriffenen Karten ein lichtscheues Spielchen riskiren, sondern mit kühnem, unzweideutig ringsum zu kündenden Entschluß die ganze Habe der Nation an ein großes Anternehmen setzen, das uns Ruhe schafft und des Rcichshauscs Enge entriegelt.

Diese Sätze wurden am achten Iulitag hier veröffentlicht. Sie klangen wie nnter Berauschten eines NüchternenRede. War nun nicht, endlich denn nun nicht Anlaß zu lautem Jubel? Deutsch» lands Politik wird wieder aktiv, Deutschlands Macht den Nach» barn, den Feinden fühlbar. Noch lebt in manchem Gemüth der Glaube an einen in Potsdam und Berlin vorbereiteten Vertrag, der (vor sieben Monate hats der Kanzler im Reichstag angedeutet) Deutsche und Russen verbündet. In England, heißts, ist die Volks-stimmung völlig gewandelt und kein Bleibsel des Grolls aus edu-ardischer Zeit mehr zu finden; den Kaiser haben, als einen nah Verwandten, die Briten mit leiser Zärtlichkeit begrüßt, den Kron-Prinzen lärmend umj auchzt. Schoens seliger Erbe ist ganz sicher ein Genie: sonst wäre ernicht mit beidenWeltreichen so schnell einig ge-worden. Jetzt gehts gegenFrankreich.Das mußMarokko mit uus theilen oder selbst aus dem Scherifenreich weichen. Die Serie deut-scher Erfolge hat begonnen. »DerGlanz unserer auswärtigen Po» litik sichert uns gute Wahlen." Wochen lang währt der Rausch. Dann fängt Europa zu reden an. Aus dem Munde des Grafen Khuen kommt die Erklärung, ein neuer franko-deutscher Streit um Marokko könne nicht in den Bereich austro-ungarischerBündniß-Pflicht fallen.Rußland,Italien,Belgien,Holland,Schweiz: überall wird die deutsche Ruhestörung getadelt, als ein Bruch des Ver-trages vom neunten Februar 1909 bezeichnet (dessen »Hauptver-dienst", nach der Deutung des Fürsten Bülow, war, »Marokko als politische Streitfrage aus den deutsch-französischen Bezieh-ungen auszuschalten"). Aber England, das die Franzosen nicht gern gar so dicht bei Gibraltar sähe, ist mit unserem Kreuzerein-griff gewiß zufrieden?DreiRedenbritischerMinisterschaffenuns schmerzhafte Klarheit. HerrAsquith: »Wir habenunserRechtanf MarokkoderFranzösischenRepublik abgetreten; versucht eine an-dere Tracht, sich dort einzudrängen, so haben wir wieder mitzu-reden und müssen nicht nur der Republik helfen, sondern auch selbst unsere Interessen wahren." Herr Lloyd George: »Wer sich, ohne auf unsere Stimme zu hören, dem Brennpunkt der Reichsinter-essen nähert, muthet uns unerträgliche Erniedrigung zu". Der selbe Demagoge und Minister Seiner Huldvollen Majestät zeiht Deutschland schmählichen Andankes und wagt den Versuch, uns mitDrohungzuschrecken. Noch einmal sprichtdanntzerrAsquith: »Eine deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes werden wir
IS»

nicht dulden, im Westen Afrikas aber jede Verständigung zulassen, die unser Interesse nicht schädigt. Man hat uns in Berlin nicht sogleich verstanden. Jetzt wissen wir, daß der Gegenstand der franko-deutschen Verhandlung kein britisches Interesse berührt." Jetzt weiß auch Deutschland, daß seine Hoffnung enttäuscht werden muß. Wann? Am dritten Augustabend läßt das AuswärtigeAmt denSatz drucken: »In denNnterredungen zwischen dem Französischen Botschafter Cämbon und dem Staatssekretär Von Kiderlen-Waechter hat eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden." Am zwanzigsten Septembermittag beruhigt der redselige Anterstaatssekretär Banken und Börse mit der Versicherung, die leidige Sache werde in zwei, dreiTagen erledigtsein. AmletztenOktobertagistderVertragnoch nicht unterzeichnet. Am achten November soll er in Paris und Berlin den Parlamenten vorgelegt werden. Vier Monate nach der ersten »Anterredung". Daß im Sus die Ruhe gestört worden sei, ist seitdemnichtmehrbehauptetworden; aber das deutsche Kriegsschiff liegt noch vorAgadir. Von den drei Wünschen, die das deutsche Handeln leiten mußten, wird nur einer erfüllt. Frankreich ist morgen Herr über Marokko. Ein den Briten fester als je verbündetes, den Deutschen grimmiger als je verfeindetes Frankreich. Wars nicht nöthig, unter dem Iulimond nüchtern zu bleiben?

Konservative und Centrum haben den Reichstag gehindert, sich vor dem Abschluß der Verhandlung Gehör zu schaffen. (Solches Recht werde nicht einmal in London und Paris gefordert, sagen sie; und verschweigen, daß in England und Frankreich die Regirung der Ausschuß der Parlaments Mehrheit ist, von deren Willenslinie sie nicht abbiegen darf.) Konservative und Centrum tragen die Mär durchs Land, für den schlechten Ertrag unseres internationalen Geschäftes sei nicht der fünfte Kanzler verantwortlich zu machen, sondern Servierte. Dem habe England ein Bündniß und einenTheil von Marokko, Frankreich selbst stattliche Kompensation angeboten; doch er habe jede Gelegenheit ungenützt gelassen. Diese Mär, die zwei Freunde der Herren von Dallwitz, von Kroecher, vonBuch entlasten und denAerger des Kaisers auf den Mann des Novembersturmes ablenken soll, stammt aus der Wilhelmstraße;wird aber,wennsie bis in denReichtagssaal dringt,

als »ganz unbegründet und leichtfertig erfunden" von den Männern getadeltwerden,die derIrrthum des viertenKanzlers aufihre Plätze gebracht hat.WasüberdiePolitikdes Grafen,desFürsten Bülow in der marokkanischen Sache gesagt werden mußte, ist hier, oft und deutlich, gesagt worden. An der Mißernte dieses Sommers ist er unschuldig. Der Februarvertrag (der damals im Reichstag und in der Presse laut gelobt wurde und Herrn von Kiderlen, dem Unterhändler, nach langer Dürre den ersten Ruhm eintrug) war ein Ende; dieArkunde einer Liquidation. Agadir gehört, mit seinen Folgen, nicht auf Bülows Schuldkonto. Der Inhalt des Geredes ward hier längst entkräftet. Im März 1903 hatte der Kaiser gerufen, er werde über Marokko nur mit dem souverainen Sultan verhandeln; konnte der Kanzler schon zehnWochen danach über Marokko mitRouvier verhandeln, der die Kompensation anbieten ließ? Die Möglichkeit anglo-deutschen Bündnisses zeigte Chamberlain, nicht Salisbury; und noch leben Leute, die bezeugen können, daß der Britenpremier von Chamberlains Augenblicksplan (offiziell) als von dem Einfall eines launischen Kopfes sprach, dem die Regirung Ihrer Majestät nicht zugestimmt habe. Wer gar, weil kleine Verstimmung für kurze Stunden den Gedanken entband, glaubt, dem Deutschen Reich sei jemals ohne Krieg und Sieg ein Theil von Marokko erlangbar gewesen, Der kennt den nordafrikanischenInteressenstreitunddieGeschichteder Mittelmeerkämpfe nicht; und dürfte drum auch nichtmitsprechen. Vor das Gericht deutscher Nation gehört jetzt Herr von Bethmann, nicht der behende Vorgänger (dem für keine Sünde Ablaß gewährt worden ist). Konservative und Centrum scheinen entschlossen, den Angeschuldigten mit vereinten Kräften zu schützen. Diesen Entschluß würden sie in Bitterniß büßen: denn er würde, auch ihren nicht blind gläubigen Freunden, beweisen, daß ein für die Partei einzuheimsender Vortheil sie wichtiger dünkt als die Wahrung der höchsten Reichsinteressen. Als Patrioten, hat Herr von tzeydebrand in Breslau gesagt, „dürfen wir unsere Regirung nicht vor dem Ausland herunterreißen". Duckt sich auch dieser Mann, der unbeugsam schien, nun unter den Wind? Einer Regirung, die Wahlrechte ändert, darf man vorwerfen, daß sie Preußens „historischeMachtstellung" schwäche und Deutschlands Zukunft gefährde. Eine, deren Zollpolitik dem Landwirt!) die Preise

verdirbt, kann Keiner laut genug schelten; auch nicht früh genug: mag sie noch imhitzigstenKampfgegendasAusland stehen. Hat sie aber nur auf dem ganzen Erdrund das Ansehen des Reiches geschmälert, ihm neue Feindschaft und neue Demüthiguug eingehandelt, dann soll der Patriot sie schonen und stützen. Weisheit aus dem Lande der Eierfibel. Otto Bismarck war am Ende auch ein Patriot (und ein Deutsch-Konservativer): und hat keine Sekunde gezögert, eineRegirung, deren Wirken ihm Anhcil zu zeugen schien, öffentlich »herunterzureißen".Nie hat, vonPitt-Chatham bis aufBalfour, ein britischer Patriot dicscrPflichtsich feig entzogen. Sollten wir dem Aberwitz einer Politik, neben deren Bereitern Caprivi ein titanischer Allumfasser scheint, etwa in stummer Andacht zuschauen? In Ehrfurcht warten, bis der von hemmungloser Balkandiplomatie bediente Dilettantismus nach schwer wägbaren Gütern noch den Togo hingegeben hatte (den erst der anschwellende Chor deutscher Tadler den Parisern verleidete)? »Die Nothwendigkeit, vor einer Frage internationaler Politik uns von der Regirung zu trennen, ist gerade uns harte Qual. Aberwir können nicht anders. Auch einerRegirung, die dem Landmann läßt, was ihm gebührt, können wir nicht in Abenteuer folgen, deren Kosten die Reichsmacht zu tragen hat. Die ernstesten Patrioten sind mit dieser Regirung unzufrieden. Die Gründe will ich nicht noch einmal aufzählen. Ohne Zögern aber der Aeberzeugung Ausdruck geben, daß Deutschland bald gezwungen sein wird, allein, nur auf die eigene Kraft angewiesen, für seine Zukunft zu kämpfen.Meinen die Sachverständigen,daß für diesenKampf unsere Rüstung, zu Land und zu Wasser, noch gestärkt werden muß: wir sindbereit; und werdenfürsolchenZweck,wenn er ohne dieses Opfernichtzusichernist, sogar, mit schwerem Herzen, eineNachlaßsteuer bewilligen,vor der wir warnenmußten.als noch andere Quellen zu öffnen waren." So müßte die Konservative Partei sprechen, die getrosten Muthes in dieWahlschlachtziehen will; spricht sie anders, dann wird ihr des enttäuschten Volkes Stimme antworten: »Einer Regirung, die Euch hohe Schutzzölle und Verwaltungmacht garantirt, verzeiht Ihr die schlimmste Schädigung der Reichsinteressen." Dann winkt der Nationalliberalen Partei eine Gelegenheit, wie sie, so günstig, seit vierzig Iahren sich ihr nicht bot. Kann Herr Bassermann, der ein kluger Gentleman zu sein vermag, sich nicht für zwei Stunden stählen? Der Sprecher

des Nationalempfindens werden? Dem im Sommer geborenen, im Herbst erwachsenen heiligen deutschen Zorn das letzte Wort von der Zunge nehmen? Eine rückhaltlose Rede, aus der leidenschaftlicher Wille zurReichsmacht glüht: und seine Partei ist unüberwindlich. Sie kann zweihundert Wahlkandidaten aufstellen und hoffen, mindestens die Hälfte ans Ziel zu bringen. Sie hat für den Schutzzollgefochten(der heute ja nicht von innen, nur von außen, nicht von Fraktionen, nur von anderen Ackerbauländern bedroht ist) und braucht drum dem Landmann nicht stets ein Gräuel zu bleiben. Freilich: der Plunder, der in der letzten Zeit ihre Blöße deckte, mutz weg; die allzu oft angekündete Vernichtung des Centrums und derAgrarier aufgeschobenodermitandererWaffe als der scheltender Lippe erstrebt werden. »Wir wollen demReich drinnen Liebe, drmchc n Respekt werben. Die Nation aus dem ihrer Lcbenslcistung unwürdigen Zustand erlösen, der sie, ahnunglos, den Launen einer Zufallsexcellenz ausliefert. Wir fordern an» ständige und verständige, moderne und muthige Politik, die fremde Vormundschaft, fremde Anmaßung censorischer Gewalt um keinen Preis duldet. Wir haben die wichtigste Pflicht deutscher Menschheit erkannt: ihren Enkeln auf bewohnbarer, dem Siedler lohnender ErdeRaumzu erringen und demReichdasRechtzu ertrutzen, das nur ihm noch, nichtBulgaren und Montenegrinern, geweigert wird. Willkommen Jeder, der diese Pflicht, für heute und morgen, über alle anderen stellt; ist das Rcichshaus wider Stürme aus Ost und West geschützt, dann mag die Frage, wie es .zeitgemäß' möblirt werden solle, die jetzt zu einende Schaarwicderin Gruppen sondern." National-Liberal: wirddasFirmenwortzumWeckruf? DieRegircnden mühen sich, jedes nah aufglimmende Funkchen zu löschen. Seit Wochen wird an den Vcrthcidigungrcden gedrechselt; werdenAbgeordnete gestreichelt oder massirt. »Sollten wir uns wegen einer taktlosenRedcderKriegsgcfahraussetzen?" Bismarck antwortet: »Wozu haben wir Armee und Landwehr? Wenn wir so ängstlich sein wollen, daß wir jedem Konflikt, in fernen Meeren sowohl wie in der Nähe, unbedingt ausweichen, dann können wir die Armee einfach abschaffen" (Juni 1884). »Mußten wir, mit unserer unzulänglichen Flotte, den englischen Nasenstüber nicht hinnehmen ?" Bismarck hatte nur ein paar armsälige Kähne, als er sprach: »Der Einfluß des Deutschen Rei-

ches, der Wunsch und das Interesse anderer Mächte, mit ihm in freundschaftlicherBeziehung zu stehen, ermöglicht den wirksamen Schutz deutscher Unternehmungen in fernen Gegenden. Fragen Sie doch irgendeinen englischen Staatsmann, wie hoch er unsere Freundschaft veranschlage. In der Möglichkeit, unsere Bundesgenossenschaft der einen oder der anderen Macht zu gewähren oder zu versagen, liegt eine Sicherheit gegen Nasenstüber, eine Garantie gegen Herausforderungen Deutschlands durch andere Mächte." Daß Lüderitz und Nachtigal in Westafrika dem Deutschen Reich große Gebiete erwarben, sahen die Briten nicht gern; mutzten es schließlich aber leiden, um sich dieses Reich nicht zu verfeinden. Haben wir heute nicht mehr zu bieten als vor sieben» undzwanzig Iahren ? Ward deutsche Freundschaft nicht nützlicher, deutsche Feindschaft nicht gefährlicher? Ist die Kreuzerflotte noch zu schwach und kühne Offensive deshalb nicht zu wagen: fordert ein beschleunigtes Bautempo und ein neues Geschwader. „Kennen Sie Mermuth? Der ist für ungedeckte Forderungen nicht zu haben." Der ist Ihr bester Mann; aus der Zeit seines Untcrstaatssekretariates im Inneren aber gewöhnt, Ihre Willensmus» kein jedenMorgen zu kneten, bis sie sich zum Entschluß straffen.Ic tzt sind Sie derHerr; derfürsReichsgeschäft einzig Verantwortliche. Jetzt müssen Sie wollen oder denPlatz räumen. Einer fürsWohl des Vaterlandes unentbehrlichen Forderung kann und wird der Schatzsekretär sich nicht entgegenstemmen. „Auch Kiderlen ist aber gegen eine neue Flottenvorlage, weil sie gerade jetzt..." England reizt; weiß schon. Ich war auch dagegen. Nicht jetzt erst. England muß sich sputen, noch mehr Geld ausgeben: und am Ende bleibt, trotzdem in beiden Ländern die Ziffern steigen, die Relation unverändert. Das mußten wir früher bedenken. Das seit 1890 Erlangte war ohne großen Flottenaufwand zu haben. Heute helfen solche Bedenken nicht weiter. Und weiter müssen wir; ehe Rußland wieder erstarkt und sich gegen uns hetzen läßt. Wir müssen unseren durchlöchertenNimbus rasch flicken oderdarauf gefaßt sein, daß jederLungerer der dröselnden Germania ins Antlitz speit. Wenn ich.Herr Kanzler, inIhrerLage wäre, würde ich nicht unter dem Zollpanier fechten (dessenHaltbarkeit in denIahren neuer Handelsverträge zu bewähren sein wird); auch nicht nach der Sänftigung mir wichtiger Fraktionen trachten, die das Gelingen nur dem Volksboden entwurzeln könnte. Würde ich den

ftanko-deutschenAbschluß nicht, unter demHohngelächter sämmtlicher Erdtheile, als einen Erfolg deutscherZähigkeit und Staatsmannskunst rühmen. Sondern sagen: Wir haben, bei schlechtem Wetter, in ungünstigem Gelände gekämpft. Theuerung im Land, der Nord-Ostsee-Kanal wegen Reparatur gesperrt, der Effektenmarkt überlastet. Rügen Sie, meine Herren, einen Mangel an Augenmaß und Völkerpsychologie: die Kaiserliche Regirung, die sich in dieser Stunde durchaus nicht gottähnlich wähnt, wird mit solchem Ergebniß viermonatigerVerhandlungniemals wieder vor einen Reichstag treten. Sie weiß jetzt, auf wen sie zu zählen, mit welchen Hindernissen zu rechnen hat, und wird Ihnen das Rumpelinventar aus denTagen der Selbsttäuschung nichtnoch einmal vors Auge rücken. Kein Mensch glaubtnoch, daß wir England oder Frankreich uns durch Devotion und schmeichelnde Tafelreden versöhnen oder im Fall eines Zwistes wider sie in Vankees, Musul» manen, Italienern Helfer finden können. Dieser schöne Wahn ist zerrissen. Deutschland muß jedes unnützlicheBand abstreifen; ist es kernloser Vertragshülsen ledig, dann kann sichs dem Anbieter der brauchbarsten Gegenleistung verbünden. Einstweilen muß es die Lücken seines Panzers ausfüllen. Aergert sich Einer darüber: mag er. Wir wollen noch stärker werden;sind aberzurAbwehr jedes Angriffes schon stark genug. (Das müßten Sie deutlich betonen: sonst meinen liebe Vettern und getreue Nachbarn, die Stimme einesSchwachenzuhören,densie,jetztodernie,bewältigenmüssen.) Danach würde ich denraschenBau dreier Kreuzer fordern unddden Entschluß ankünden, noch im Lenz dem neuenReichstag fürtzeer und Marine Summen abzuverlangen, die aus Vertriebsmonopolen (Elektrizität, Petroleum), aus einer Cement-und einer vorsichtig erweiterten Erbschaftsteuer zu decken sein werden. EinHalbdutzend schlicht kräftiger Sätze. Das Gelöbniß, in Glück und Noth fortan sich deutscher tzeroenzeit stets würdig zu zeigen, aus allen Schichten dieTüchtigsten ansWerk derReichsverwaltung.Reichs» mehrung zu rufen und aus minder mißtrauischem Ohr dem Willen des Volkes zu lauschen, dessen in keiner Geschichte je überbotener Gesammtleistung die Kraft Deutschlands zu danken ist. Dann ist das Vertragsungethüm nur noch das letzte Denkmal unfroher, unmuthiger Tage. Dann weiß die Nation, wie sie wählen muß, und der von Deutschlands Erniedrigung Empörte lernt wieder hoffen. Oder wollen Sie Graf werden? Dann müssen Sie Ihre

Kongoglorie lackiren, die Mannen fest bei derStange halten und Alldeutschland einreden, daß seiner die schönste Bescherung harrt. Wer zweifelt ? Wenn dreißig Millionen Erwachsener anders fühlen als Herr von Bethmann, bläht ihn, vor dem Gewimmel der ewigBlinden, ein Seherbewußtsein. Alle irren; nnr er schaut immer die Wahrheit. Vier Monate hat er, nur er mit,dem derbhäutigenGehilfen, keuchend sich an demWerkegcplagt: undsollte in Schöpferstolz nun nicht Amen sagen? Was er sann, durfte kein kleiner Mensch erfahren. Den>Kaiserlichen Botschaftern in Paris und London war derAgadirgestus die selbe Acberraschnng wie dem Zeitungleser imKassubendorf; und was ihnen später zufloß, kam gewiß nicht aus deutschem Vorn. Doch mit Herrn Cambon (hört?) war, bis auf das Schiffchen, Alles still abgekartet; und die Kompensation hat er angeboten. Wir bekommen »den" Französischen Kongo und bald danach ein Bündniß mit Frankreich: Das stand im ersten Evangelium. Ists nicht so geworden? «Wir haben nur mit Frankreich verhandelt." Natürlich; wie seit dem Herbst 1905 nur mit Marokko. «Wir sind niemals vor dem Einspruch einerfremdenMacht zurückgewichen." Natürlich; melden wird sich ja keine. Wie wars im Iuli? London fragt: »Berührt der Gegenstand Eurer Verhandlung ein britisches Interesse?" Berlin antwortet nicht. Wozu denn? Keine Antwort: so gebührts solcher Unverschämtheit. Die können lange warten. Die Minister Georgs des Fünften setzen sich um einen Tisch und entwerfen den Text einer Rede, die in Berlin nicht überhört werden kann; jedesWort wird bedachtsam erwogen.jedes stumpfe durch ein spitziges ersetzt und Herr Lloyd George, weil er mit vielen Deutschen verkehrt und alsFreund deutschenWesens gilt,zum Sprecher gewählt. Er liest die Rede vom Blatt ab: die frechste Kränkung, die je einer Großmacht zugemuthet ward. Noch keine Antwort? Sie kommt; und Herr Asquith kann sagen: »Man hat uns in Berlin nicht sogleich verstanden. Ietzt wissen wir, daß der Gegenstand der Verhandlungkein britisches Interesse berührt." Wir sind nicht zurückgewichen. And machen ein beneidenswerth gutes Geschäft. Agadir war, ohne Blutverlust, fast so einträglich wie Sedan. Nur ein Bösewicht, der seinem Vaterland nichts Rechtes gönnt, kann zaudern, die Helden solcherThat mit dem Siegerlorber zu krönen.

Die Leitung Schwachsinniger.
Die Leitung Schwachsinniger.
^Mer Alexianer-Prozeß in Aachen, später wieder der mieltschiner Prozeß und ähnliche Vorgänge haben die Augen auf einen Wunden Punkt gelenkt, der rascher Heilung bedarf. Noch heute stehen viele Anstalten, sogar solche, wo Irre behandelt werden, unter der Leitung von Geistlichen oder Pädagogen. Das ist erklärlich, da viele dieser Anstalten von der Inneren Mission oder von katholischen Orden gegründet worden sind. Im Allgemeinen hat man auch keine Klagen gehört; nur in einzelnen Fällen waren Uel e.'griffe zu verzeichnen, die kein gerecht Urtheilender für das Alltägliche ausgeben wird.

Da hinieden Attes menschliches Werk ist, lassen sich Mißgriffe und Uebelthaten nie ganz beseitigen; wohl aber kann man den Bereich, in dem sie möglich sind, einschränken. Alle Anstalten dieser Art müßten von Aerzten geleitet werden und die Geistlichen und Lehrer unter ärztlicher Aufsicht arbeiten. Warum es so sein muß, ist leicht zu erkennen. Heute wird kaum noch ein Einsichtiger leugnen, daß für alles geistig Kranke oder Anormale der Arzt die allein zuständige Instanz ist. Daraus folgt aber, daß Anstalten mit solchen Insassen nur von Aerzten geleitet werden sollten, auch wenn neben diesen Elementen noch andere hausen. So ists in den Irrenanstalten (wenn man von gewissen Privatanstalten absieht); und wir sehen ein trauriges Zeichen deL Kulturzustandes in der Thatsache, Daß in den belgischen StaatZ-Irrenanstal!en die Zwangsmittel, zu denen dort leider auch die Zwangsjacke noch gehört, nicht von den Aerzten, sondern von den allmächtigen geistlichen Pflegern vorgeschrieben werden.

Die Schwachsinnigen werden von Laien nicht als geisteskrank betrachtet, sondern mehr als Sieche, Defekte. Und doch sind sie geisteskrank, wenn auch in weiterem Sinn; und der Prozeß ihrer Krankheit bleibt selten lang: auf einem Fleck, sondern zeigt meist Verschlimmerungen, oft auch, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife, allerlei psychotische Erscheinungen, die nur der Irrenarzt richtig zu deuten weiß. Deshalb sollten auch Anstalten für Schwachsinnige unter der Leitung eines Irrenarztes stehen, nach dessen Angaben die Lehrer und Geistlichen zu arbeiten haben. Das würde allerdings voraussetzen, daß der Arzt auch pädagogische Kenntnisse habe. Er allein kann richtig beurtheilen, ob ein Zögling faul und böswillig ist oder ob solches Verhalten nur als temporäres oder bleibendes Zeichen feiner Hirnkrankheit zu nehmen ist. Er wird da-

nach verfügen, ob eine Disziplinirung nöthig ist, wie weit der Lsh-
rer mit seinem Erziehungplan gehen darf und ob einem Schwach-
sinnigen geistlicher Zuspruch Trost spenden kann. Lehrer und Geist-
liche sind hier Laien und können nie oder fast nie den Thatbestand
richtig beurtheilen.
Daß die Epileptischen den Irren noch näher stehen als die
Schwachsinnigen, ist sicher. Dafür spricht schon die Wahrnehmung,
daß hier nur Wenige geistig normal, die Meisten wirklich geistig
gestört und entartet sind. Auch hier und hier erst recht kann nur
der Arzt entscheiden, wie weit Lehrer und Geistliche gehen dürfen.
Noch aber sind leider nur wenige Anstalten für Epileptische unter
ärztlicher Leitung.
Aehnlich liegen aber auch die Verhältnisse bei den Fürsorge-
Zöglingen und den Insassen der Besserunganstalten. Das Gutach-
ten vieler Psychiater und Nervenärzte hat festgestellt, daß minde-
stens sechzig Prozent dieser Menschen geistig abnorm sind; manche
direkt geisteskrank oder schwachsinnig, andere epileptisch, hysterisch,
noch viel mehr aber geistig minderwerthig, entartet oder nervös.
Kranke und Halbkranke bilden also die große Mehrheit und erhei-
schen fachgemäße ärztliche Behandlung und Leitung. Dazu kommt
noch, daß ein beträchtlicher Theil von Säufern abstammt, im trau-
rigsten Milieu erzogen, auf der Gasse aufgewachsen ist und von
Klein auf sich in schlechter Gesellschaft bewegte. Die Einwirkung
des Milieu ist stark; die Hauptsache bleibt aber das endogene, an-
geborene Moment, das nur ein Arzt richtig zu beurtheilen vermag.
Er allein kann abschätzen, wie viel Kunstprodukt ist, wie viel Natur
und wie weit der Lehrer, der Geistliche gehen darf. Beide sollen
versuchen, unter Anleitung des Arztes die bösen Triebe einzudäm-
men, die guten Keime zu pflegen und zu entfalten. Solchen Ver-
suchen sind aber enge Grenzen gezogen; und wenn errechnet wurde,
daß drei Viertel aller Fürsorgezöglinge später brave Leute werden,
so ist die Rechnung sicher falsch. Man muß zehn, zwanzig Iahre
vorübergehen lassen, ehe man das wirkliche Resultat vor sich hat;
und man wird dann finden, daß im besten Fall nur fünfundsieben-
zig Prozent als Verbrecher, Vagabunden, Irrsinnige, Dirnen zu
Grunde gingen. Auch ist nicht zu vergessen, daß gegen die dichte
Ansammlung so vieler geistig minderwerthigen Elemente in einer
Anstalt ernste Bedenken sprechen und deshalb die Familienpflege
hier vorzuziehen ist, wo man sie anwenden kann. Gerade die noch
nicht ganz verdorbenen Zöglinge werden nur zu leicht von den
schlechteren verleitet und vollends moralisch verseucht. Leider sind
diese Anstalten noch nicht den Aerzten unterstellt. Dem Einwand,

daß Geistliche und Lehrer dann nicht mehr Ersprießliches leisten könnten, zumal ihre Thätigkeit von vielen Aerzten gering geschätzt werde, ist zu entgegnen, daß allerdings auch hier von der Person des leitenden Arztes abhängt, wie das Verhältnis; zu den untergebenen Lehrern und Geistlichen sich gestaltet und welches Ergebniß dann die gemeinsame Erzieherarbeit hat. Auch hier muß also gesichtet werden. Der Arzt (der Irren- oder Nervenarzt sein und auch pädagogische Kenntnisse besitzen muß) könnte dann unter der Inneren Mission eben so gut arbeiten wie unter Staatsaufsicht.
Zu fordern ist nur, daß er absolut selbständig regire und daß die ärztliche Pflicht der seelsorgerischen und erzieherischen unter allen Umständen vorangehe. Wirkt der Arzt in einer Anstalt nur im Nebenamt, wird er nur in Krankheitfällen zugezogen, dann hat er sonst nichts zu sagen und gerade die psychische Behandlung, die er allein übernehmen kann, wird versäumt und die Möglichkeit rationeller Erziehung vernichtet. Damit der Arzt und Hygieniker sich seinem wichtigsten Beruf widmen könne, muß er von den gewöhnlichen, mehr automatischen Verwaltungsgeschäften, für die niedere Organe genügen, entlastet werden; nur dann kann er verantwortlicher Leiter der Anstalt sein.
Sind wir erst einmal so weit, dann ist nur ein Schritt bis zu der Erkenntniß, daß auch Gefängnißanstalten aller Art am Besten von einem Arzt geleitet werden. Selbst der Laie weiß heute ja, wie viele geistig Abnorme, Geisteskranke, Epileptische, Hysterische in Gefängnissen sitzen. Nur der Irren- oder Nervenarzt kann sie richtig beurtheilen. In Preußen wird eine Gefängnißanstalt von einem Arzt (Dr. Politz) geleitet; und das System bewährt sich gut. Solche Versuche müssen öfter gemacht werden. Die Verwaltungarbeit würde gewiß nicht leiden. Auch Direktoren staatlicher Irrenanstalten sind ja Aerzte und Verwaltungbeamte in einer Person.
Unter den Blinden und besonders den Taubstummen sind viele geistig Minderwertige. Der Gedanke, auch die zur Aufnahme solcher Unglücklichen bestimmten Anstalten Aerzten zu unterstellen, ist noch nicht aufgetaucht; und erscheint, nach allem bisher Gesagten, doch durchaus vernünftig. Einstweilen gilt es, das gebildete Publikum überhaupt erst einmal für diese neuen Ideen zu gewinnen: dann werden sich auch mehr Aerzte der Seelen- und Nervenheilkunde widmen und dann wird lein Mangel an Männern sein, die sich zu Leitern der hier erwähnten Anstalten eignen.
Hubertusburg. Professor Dr. Paul Nücke.

Arthur Fitger.
zu sein, ist für manchen Künstler ein ganz vergnüg"liches Loos. Die Gedanken und Formen, die große Vorgänger in schwerer Schöpferarbeit gestaltet haben, zu benutzen, sie umzuprägen und mehr oder weniger neu zu gestalten, den Gefühls» und Gedankengehalt in der einmal gegebenen Richtung zu steigern oder in virtuosem Spiel die Form raffinirter auszubilden, ist ein ganz angenehmes Geschäft, zumal man dabei seines Publikums, dessen Geschmack ja durch die bisherige Entwickelung vorgebildet ist, sicher sein kann und der geschickte Epigone meist mehr Beifall erntet als die bahnbrechenden Begründer einer neuen Epoche. Aber das Epigonenloos wird zur Tragik für den Geists der in sich den Trieb fühlt, mehr zu fein, selbständig zu schaffen und zu gestalten, aus dem eigensten Innenleben neue Formen und' neue Ideen hervorzubringen und die Menschen zu ihnen zu bekehren, und der dann doch die schöpferische Kraft nicht in sich findet, sich loszureißen von der Neberlieferung, die ihn mit gewaltigen Banden festhält, nicht den Instinkt, der ihn mit Sicherheit auf neue Bahnen führt. Das virtuose Können, das Schaffen selbst, das Andere beseligt, wird da zur Qual, weil es den Künstler immer weiter von seinem Schöpfungideal entfernt, weil es ihn immer fester in die Formen bannt, aus denen er sich befreien möchte, weil er sich selbst niemals genügen kann. Und doppelt tragisch, wenn sein Leben und Schaffen in eine Zeit fällt, in der sich neue künstlerische Wege und Ziele ankünden oder durchzusetzen beginnen, wo das Interesse der Schaffenden und ihres Publikums bereits eine neue Richtung zu nehmen begonnen hat. Dann wird ihm auch der äußere Beifall fehlen, der dem Menschen im Künstler immerhin eine Entschädigung gewährt; sein Ehrgeiz, der auf das Größte gerichtet ist, wird eben so unbefriedigt bleiben wie sein Schöpfungtrieb. Glücklich genug, wenn er wenigstens im engeren Kreise seiner Heimath und seiner Genossen Beachtung und Schätzung findet, wenn er ans diese Weise vor der äußeren Noth, vor der Künstlermisere bewahrt bleibt.

Dies war das Los Arthur Fitgers, des bremer Dichters und Malers, der als fast Siebenzigjähriger am achtundzwanzigsten Juni 1909 gestorben ist. Sein Leben und Schaffen war nicht bar des Erfolges: in seiner Vaterstadt Bremen, in den Hansastädten überhaupt schätzte, ja, verehrte man ihn; den Maler wohl noch mehr als den Dichter. Diese Verehrung, die er selbst ohne freudige Dankbarkeit, manchmal mit ablehnendem Hohn entgegennahm, schuf ihm

äußerlich eine bequeme Lage. Ein bremer Senator baute ihm in der freundlich eleganten Vorstadt Horn ein prächtiges Atelier und eine behagliche Wohnung. Monumentale Aufgaben wurden seiner Kunst bei der Ausschmückung des bremer Rathhauses und der Hamburger Börse gestellt und er bewältigte sie zur Befriedigung, sogar zum Stolz seiner Mitbürger. Aber auch als Dichter blieb er nicht unbeachtet noch ungeschätzt: seine erste Gedichtsammlung ist in mehreren Auflagen erschienen, von seinen Dramen ist wenigstens die „Hexe" wohl in allen größeren deutschen Städten mit Beifall gespielt worden, und als die Meininger das Drama zur Aufführung brachten, sah es aus, als solle Arthur Fitger einer der herrschenden Namen unserer Bühne und Literatur werden.

Vergebliche Hoffnnng! Seine Historienmalerei gehörte von vorn herein einem absterbenden Zeitalter an und seine großen Monumentalgemälde waren für den künstlerischen Geschmack des neuen Geschlechtes schon veraltet, ehe sie fertig waren. Der gedankenvolle Künstler spricht überall aus ihnen; und besonders die anmuthig bewegten Bacchuszüge im bremer Rathskeller haben ihre Reize. Aber seine großen, feierlich bewegten Gestalten und Aktionen sagen uns nichts und erscheinen leicht als blasse Konvention, während sie doch zweifellos aus einem tiefinnerlichen Denken und Wollen heraus geschaffen sind. Und wie wenig Verständniß, ja, auch nur äußerliche Kenntniß seiner Poesie in den literarischen Kreisen heute vorhanden ist, zeigte sich in fast beschämender Weise bei der Nachricht von seinem Tode, die fast überall nur mit ganz kurzen und äußerlichen Notizen, an mancher Stelle mit schreiend falschen und absurden Bemerkungen begleitet wurde. Nirgends, außer vielleicht in der Publizität seiner Vaterstadt, eine Ahnung davon, daß hier ein letzter, aber in seiner Art bedeutender Epigone unserer klassischen Dichtung, ein Dichter dahingeschieden ist, der durch diese Stellung mit seinem Altersgenossen Wildenbruch verwandt ist, ihn aber an Geist und Tiefe, an Feinheit und Reinheit der Form übertraf.

Fitgers Dramen zeigen Bühnenphantasie, manche auch Büh» nengeschick; und sind dennoch ohne rechte Wirkung geblieben. Nur in der Tragoedie „Die Hexe" pulsirt inneres Leben. Sie ist auch das einzige Drama, das dem Dichter einen großen Erfolg gebracht hat; und dieser Erfolg war nicht nur der Tendenz und dem thörichten Verbot beschränkter Zensoren zu verdanken. Das Martyrium einer groß und edel angelegten Frau, die in der finstersten Zeit deutschen Geisteslebens, im Jahrhundert der Glaubenskämpfe und des Hexenwahnes die neu entstehend: Weltanschauung, den Pan-

theismus Brunos und Spinozas sich aneignet und darüber mit der Welt in unheilbaren Konflikt, in tötlichen Kampf verwickelt wird, ist unzweifelhaft der Gegenstand für eine Tragoedie großen Stils; und daß es die Weltanschauung des Dichters selbst ist, die seine Heldin vertritt und verkämpft, belebt sie mit einer Wärme, die man in den anderen Dramen Fitgers vergebens sucht. Aber er hat es nicht vermocht, die Handlung aus der einfachen und großen Grundidee mit einheitlicher Nothwendigkeit sich entwickeln und vollenden zu lassen; er verquickt sie mit einer Familiengeschichte, die innerlich wenig oder nichts mit ihr gemein hat und die sich in jeder Zeit und in viel einfacherem Milieu eben so gut abspielen könnte. Daher haftet der Wirkung etwas Zwiespältiges an.

Nicht dem Dramatiker, sondern dem Lyriker Fitger gilt unser Hauptinteresse. In Fitgers Gedichten erst tritt uns das ganze Wesen und Können des Künstlers entgegen mit seinen Reizen und Vorzügen, aber auch mit seinen Schwächen und Schranken. Die Höhepunkte seines Schaffens finden wir hier; aber auch die Tragik seines künstlerischen Wesens kommt hier zu deutlichem und er» greifendem Ausdruck. Durchmustern wir seine ersten Sammlungen „Fahrendes Volk" (1875) und „Winternächte" (1880), so tritt uns eine Menge an Form und Gehalt verschiedenartiger Gedichte entgegen und nicht wenige weisen auf ein Vorbild, eine literarische Anknüpfung zurück (wenn auch kaum eins in Einzelzügen oder in der Gesammtanlage als Entlehnung oder unmittelbare Nach» ahmung erscheint). Da sind Balladen, die an Nhland und Platen, auch an Storm anklingen, die beste, „Beata", mit einem humo» ristischen Einschlag; da sind Stimmungbilder von des Künstlers Wanderfahrt im Süden, die an Geibel gemahnen, auch hier das anmuthige Gedicht „Beim Wein" leise humoristisch gefärbt. „Mädchenlogik" ist durchaus in Chamissos Art geschrieben und besonders stark ist der Einfluß Heines, sowohl in den Liebesgedichten, die übrigens nur einen verhältnißmäßig kleinen Ranm einnehmen, wie in den Balladen. Auch der eigentlichen Satire ist Fitger mächtig; in einer eigenen großen Art: man möchte sie kosmische Satire nennen; die Romantiker würden von Weltironie gesprochen haben. So in den beiden Cyklen: „Vertrauliche Zwiesprache" (Fahrendes Volk) und „Satanische Fragmente" (Winternächte). Die „Zwiesprache" bringt eine Reihe von Fragen an Gott, die Dieser etwa in dem menschlichen Ton des alten Herrn aus dem Faustprolog beantwortet; die Fragmente geben das mephistophelische Gegenstück dazu. Es ^ind die uralten Fragen der Menschheit, das Woher und Wohin, die hier halb ernst, halb scherzhaft behandelt werden. Die

Grundstimmung und zugleich die ernste Grundanschauung de? Dichters ist in dem Gedicht „Theosophie" zusammengefaßt:

Ich denke Gott mir, sprach die Mücke,
Vieltausendmal so groß als mich;
In ewgem Glanz, in ewgem Glücke
Susurrend tanzt und sonnt er sich.
Kein Spinngewebe droht ihm Haft;
Selbst Meister Spatz hat minder Kraft.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da die Katze:
Gott Kater ist wie tausend Leun
Mit Stahlgebiß und Eisentatze,
Und maut er, schallts wie Sturmesdräun;
Selbst wenn er selig ruhend schnurrt,
Erdröhnts, wie wenn der Donner murrt.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da der Weise,
Der Denker Mensch: die Hand des Herrn
Hält liebend alle Welt im Gleise,
Sie führt den Wurm und lenkt den Stern.
Wie ich als Kinderstubenheld,
Treibt ers im Großen in der Welt.
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

O Blasphemie! sprach da im Chore
Der Himmel; doch der Riesenschall,
In meinem staubgeborenen Ohre
Fand er nur schwachen Widerhall.
Myriaden Sonnen im Gedräng,
Sie sangen alle den Refrain —:
Ich bin (sagt meine Bibel) nur
Sein Ebenbild in Miniatur.

Am Wenigsten sind dem Dichter die zahlreichen Versuche geglückt, den Ton des Volksliedes, besonders der volksthümlichen Ballade, zu treffen. Obwohl er Sprache und SM treulich nachahmt, fehlt ihm doch völlig die Naivetät Eichendorffs und Mörikes und sein Anempfindungvermögen ist nicht, wie Heines, groß genug, um diesen Mangel zu ersetzen. Er wird niemals banal, aber man merkt fast überall die Absicht, und so kommt es zu keiner rechten Wirkung.

In zwei Gedichtreihen ist mehr als epigonenhafter Nachklang;

in ihnen gelangt das persönliche Fühlen und Denken ihres Schöpfers zu eigenem Ausdruck und sie erst enthüllen uns sein Wesen ganz. Die erste dieser beiden Gruppen ist nicht allzu umfangreich. Es sind die Gedichte, in denen der Dichter sein eigenes Loos, das Loos des Künstlers, der nach dem Höchsten strebt und dem das Höchste versagt bleibt, zu ergreifendem Ausdruck bringt. In vielen Tonarten kehrt der selbe Gedanke wieder, lyrisch und im epischen Bild, leidenschaftlich ernst und satirisch bitter. Tragik der Impotenz: wird man rufen und die Achseln zucken. Aber das Achselzucken vergeht, wenn man diese Verse liest; sie zwingen, wie nur jemals echte Poesie, in den Bann der innersten Erlebnisse. 'Seltsam: aus dem Gefühl der Ohnmacht erwächst diesem Dichter ein bester Theil seiner Kraft.

Man höre das Gedicht „Beschwörung". Der Mann im schwarzen blutigen Vlies; ruft die finsteren Mächte der Hölle herauf; doch Macht und Ehre, Reichthum und Genus;, die ihm der Böse bietet, weist er zurück:

„Ein brennend heißes Sehnen treibt
Mich zu der Schönheit Bronnen
Und unzulänglich Stückwerk bleibt,
Was schaffend ich begonnen,
Und Gott war taub, wenn ich gefleht;
Du, Dämon, höre mein Gebet!"

Aber trostlos tönt die Antwort ins Ohr des Verzweifelten:

„Wie kann ich geben, was entstammt
Aus lichter Himmel Sphären?
Die Flamme, die bei Gott entflammt,
Kann nur ein Gott bescheren, , ,
Und wenn Dir Gottes Kraft gebricht,
Des Abgrunds Geist verleiht sie nicht."

Im nächsten Gedicht wird dann „der Glückliche gezeigt, dem Alles von selbst zufällt.

; Und wieder ists die alte Mär:
Der Knabe kommt aus wildem Wald
'Und Keiner singt so süß wie er
Und Keiner ist so wohlgestalt.
Ihr narbigen Kämpen, schlachtenkühn,
Ihr, greise Sänger, kennt das Stück:
° Den schönsten Kranz erzwingt kein Mühn,
Den schönsten Kranz verleiht das Glück.

In der Form nicht von der selben Vollkommenheit wie diese Verse, aber vielleicht eben darum als Ausdruck persönlichen Erleb-

nisses noch unmittelbarer und ergreifender ist dasGedicht „Knaben-hoffnung", dessen Schluß lautet:

Heilger Traum der Knabenzeit,
Werd', o werde Wirklichkeit!
All des Lebens Flitterzier,
Alles opfr' ich, alles Dir.
Einmal aus den Himmelshöhn
Kommt, o Götter, himmelsschön!
Und dann gebe mir zum Lohne
Gern die Welt die Märtyrkrone!

Es ist nicht nur das Schicksal des Epigonenthums, das dem Hochstrebenden den Weg zu den höchsten Zielen hemmt: es ist auch die eigenthümliche Doppelbegabung des Malers und des Dichters, die ihm versagt, seine Kräfte ganz und gar auf einen Punkt zu sammeln und zu den höchsten Leistungen zu konzentriren. Denn seine Gedichte sind ihm nicht, wie einst dem großen Michelangelo, nur Beiwerk. Zwar sind sie, wie es im Eingang zum „Fahrenden Volk" heißt:

Zwischen gipsgrundirten Tüchern,
Farben, Pinseln, Terpentin
In hundert Skizzenbüchern
Heimlich zur Welt gediehn,

doch fühlt man, wie sie das Innere dieser SeeK erfüllen und im guten wie im schlechten Sinne hat man vor Fitgers Gemälden den Eindruck, daß der Schöpfer dieser Werke mehr Dichter als Maler war. Und dieser verderblichen Doppelgabe hat er in dem Gedicht „Zwei Pathen" einen tiefsinnigen Ausdruck gegeben. Zwei Feen beschenken den neugeborenen Königssohn bei der Taufe, jede mit einem Königreich: das eine liegt im tannendunklen Norden, das andere am südlichen Palmenstrand.

Und fragt Ihr nach dem Knaben,
Was Hohes er gewann?
Da drunten liegt begraben
Ein greiser Bettelmann.
Sein Leben war zersplittert
Für dies, für das Idol,
So wie die Nadel zittert
Vom Pol zum Gegenpol.
Kein Reich hat er erworben,
Verloren die Heimath dazu;
Er ist gestorben, verdorben —
Gott gebe der Seele Ruh!

wahr, daß Dem, der sich selbst als ein verfehltes Werk der Natur empfinde, niDs übrig bliebe als der Versuch, der Iugend sich zuzuwenden und dem jungen, dem kommenden Genius die Wege zu bereiten. In derThat erwachsen die tiefsten erzieherischen Instinkte aus dem Gefühl der eigenen Unvollkommenheit und aus der Hoffnung, die sich an dem Anblick der Iugend immer wieder erneut, wie oft sie auch eitel fein mag, daß aus ihr das Vollkommene hervorgehe. Diesen Erziehertrieb hat auch Fitger eben so gekannt und empfunden wie die Resignation, aus dem er erwächst. In dem Gedichte „Des Schülers Scheiden" hat er solchen Gefühlen einen einfachen, menschlichen und darum tief ergreifendenAusdruck gegeben.

Du warst ein Kind, als ich Dich fand,
Nun bist Du unter meiner Hand
Zum Iüngling aufgeschossen;
Wie in die Form ein strahlend Erz
Hab ich in Dein jung weiches Herz
Begeistrungsgluth gegossen.
Als mein Geschöpf hab' ich entzückt,
Mit tausend Schätzen Dich geschmückt,
Mein Bestes Dir gegeben;
Dein blühend Herz war mein Altar,
Dein sonnenhelles Auge war
Der Glanz in meinem Leben.
, In öder Klaus', in stummer Pein
Sitz ich vergessen und allein;
Die Nacht wird trüb und trüber;
Herberge hat des Greisen Herd
Der flüchtgen Freude wohl gewährt
Ade! Ade! Vorüber!

Hat Fitger in solchen Versen das Persönlichste gegeben, was er geben konnte, so erblicken wir nun eine andere Gruppe von Gedichten, in denen er ein Allgemeines zum Ausdruck bringt; mit noch selbständigerer Kraft und höherer Kunst. Da hat der Dichter der pantheistischen Weltanschauung, von der er erfüllt ist, mit tiefem Ernst und hoher Begeisterung gewaltige Bilder und Worte geschaffen. Die Gottheit nicht als den menschlich gearteten Schöpfer, der die Welt in der Zeit hervorgebracht hat und nach seinem Willen wieder vernichten kann, sondern als das Wesen der Welt selbst zu fassen, als die ewig wirkende Kraft in der Natur und den unendlich lebendigen Geist im bewußten Leben des Menschen, Gott und Weit in dieser Meise als Einheit anzusehen und zu denken:

Das hat die idealistische deutsche Philosophie um die Wende des neunzehnten Iahrhunderts die Menschheit gelehrt. Goethe, einer der Begründer dieser pantheistischen Anschauung, war es auch, der ihr zuerst einen erhabenen dichterischen Ausdruck gab: im Faust, im Westöstlichen Diwan, in Gott und Welt. Rückert hat diese pantheistische Gedankendichtung tief und schön weitergeführt. Die sterbende Blume, die Trauerlieder, die Kindertotenlieder sind zwar nicht in das große Publikum gedrungen, aber ihr Werth wird dadurch nicht gemindert. Aus fremden Literaturen läßt sich Diesem nur Shelleys Gedankenlyrik an die Seite stellen.

Die Welt wird in dieser Dichtung nicht nur als ein ewiges und unendliches Ganze gedacht und empfunden, sondern, weil sie eins mit der Gottheit ist, auch als ein vollkommenes Ganze, eine unendliche Harmonie. Das Böse, Kampf, Schmerz und Tod sind nur da, um überwunden zu werden, um Leben und Bewegung zu bewirken^ sie sind Uebel für Den, der leidet, aber sie verschwinden für Den, der sich über das Einzelne hinaus zur Anschauung des Ganzen zu erheben weiß. Wie die Dissonanz in der Musik nothwendig ist, so das einzelne Uebel in der Welt: das Ganze ist unendliche Harmonie, in die sich alles Einzelne auflöst. Das drückt Rückert einmal in den einfachen Versen der „Waldstille" aus:

Wer den Ton gefunden,
Der, im Grund gebunden,
Hält den Weltgesang,
Hört im Großen Ganzen
Keine Dissonanzen,
Lauter Uebergang.

Und so erscheint auch der Tod nur als ein Mittel, um neues Leben zu erzeugen. „Wiege, Brautbett, Gruft": Alles ist nur Aeutzerung der selben ewigen, Leben schaffenden Kraft; und der Genius der Welt „webt glühend über seinem eigenen Grabe".

Diese Anschauung nun (die selbe, die als moderne Form des Monismus in den letzten Iahrzehnten weite Schichten gewonnen hat) erfüllt die Gedankenlyrik Fitgers und kommt in den verschiedensten Formen und Tonarten bei ihm zum Ausdruck.

Religion.

Herr, was Menschen gut und nützlich finden,
Muß wie Kinderspiel vor Dir verschwinden:
Denn Du schufst nicht nur die reine Flamme;
Auch der Rauch entsprang aus Deinem Stamme;
Nicht der Tag allein, die Nacht desgleichen;
Gut und Böse, Beides trägt dein Zeichen.
Gott, Unendlicher, Gebet ist Lästern,

Wie kein Morgen, wie kein Heut, kein Gestern
Mag vor Dir bestehn, bestehn auch keine
Gegensätze zwischen Schmutz und Reine.
Ieder Schritt ins Ewige, sondern Schranke!
Dir sich nähern: welch ein Tollgedanke!
Ist vor Dir doch keine Fern' und Nähe.
Ich bin Dein, wohin mein Weg auch gehe,
Bist Du doch in Allem gegenwärtig,
Fühl' ich doch in Dir mich ewig fertig.

Und ähnlich wird an vielen Stellen die allumfassende Erhabenheit derGott-Welt gepriesen. Parallel damit läuft die scharfe, oft satirische Polemik gegen Dogmatismus und Priesterthum, gegen anthropomorphe und kleinliche Gottanschauung. Was Fitger hier schafft und sagt, ist nicht bloße Wiederholung und Erneuung alten Empfindens, sondern eine echte Weiterbildung. Denn sein Monismus erhält eine besondere Prägung durch zwei spezifisch moderne Gedanken, die dem idealistischen Zeitalter noch fern lagen, aber für unsere Weltanschauung von entscheidender Bedeutung sind. Die eine ist der Kampf ums Dasein, das Prinzip der Auslese, der Entwickelung und Steigerung des Lebens durch den Streit. Das Starke und Lebensfähige bleibt siegreich und entwickelt sich zu neuen Formen. Das Leben der Natur ist Kampf; und das selbe Gesetz, das in ihrer Entwickelung bestimmend und wirksam ist, umfaßt und beherrscht auch das Leben der Menschen, deren Einheit mit dem Naturganzen eben hierin sich deutlich offenbart. In einem der schönsten Gedichte Fitgers, dem „Gottesurtheil", tritt diese Auffassung in klarer Symbolik hervor. An der Stelle des wilden Waldgebirges, wo einst im wilden Streit um Frauenminne ein Bruder den anderen erschlagen hat, wo noch ein Kreuz der Nachwelt von der blutigen That Kunde giebt, belauscht der Dichter den Kampf zweier Hirsche um einer Hindin Gunst, bis der Unterliegende verendend am Kreuz niedersinkt.

Still wards. Am Totenmale
Stand sinnend ich allein;
Und lieblich durch die Thale
Goß sich der Mondenschein.
Die weite Wiesenfläche,
Das dämmernde Gefild,
Die Dörfer, Hügel, Bäche
Des selgen Friedens Bild.
Und doch ein täuschend Gleißen!
Ein Thor, ein Blinder nur

Mag Deinen Frieden preisen,
Allwaltende Natur.
Daß Feind den Feind bezwinge,
Ist ewig Dein Gebot;
Denn nur der Kampf der Dinge
Bewahret Dich vor Tod.
Und was uns Staubentsprossenen
Verbrechen heißt unF Schuld,
Auch Das liegt im beschlossenen
Gesetz der höchsten Huld.

Der Gedanke ist ganz im darwinistischen Sinn fest umgrenzt, aber zum metaphysischen Prinzip erweitert und dann doch wieder im dichterischen Bild zum anschaulichsten Ausdruck gebracht.

Als ein zweiter moderner Bestandtheil tritt das soziale Problem hinzu; die Frage, die freilich in jedem Zeitalter wiederkehrt, aber von jedem in anderer Weise gestellt und beantwortet wird: warum der Eine zum Dulden, zum schweigenden Untergang, der Andere zum Herrschen, zu Sieg und Leben bestimmt ist. Auch dieses Problem wird vom Dichter in einer Allgemeinheit gefaßt, die über die menschliche Gesellschaft, über die sozialen Phänomene im engeren Sinn weit hinausgeht. Ist es Gerechtigkeit, ist es Ungerechtigkeit, was die Natur beherrscht? Den stärksten Ausdruck hat Fitger für dieses Welträthsel in dem Gedicht „Krüppelholz" gefunden. Das niedere Gesträuch wendet sich, über sein jammervoll Geschick klagend und Hilfe erflehend, an die Gottheit; der Eichbaum raubt ihm Luft und Licht, daß es verkrüppeln und verdorren muß:

„O send' uns Deinen Retterhauch,
Wir sind ja Deine Kinder auch!"
Doch stille bleibt es, todesstill;
Da kommt kein Hauch, der retten will;
Nur in den Eichenästen weben
Geheime Geister Glanz und Leben,
Geheime Geister Glück und Sieg.
Du armes Krüppelholz erlieg;
Wen kümmert Deine Todesqual,
Wenn prangend in des Himmels Strahl
Des Waldes Fürst, der starke, hehre,
Lobpreist des Allgerechten Ehre!

Man sieht, in wie engem Zusammenhang beide Gedanken stehen und wie sie eben dadurch der modernen Weltanschauung, die der Dichter vertritt, ihre Eigenheit geben. Die Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein, der eben so nothwendige Sieg des Star-

ken: da ist die Antwort auf die seufzende Frage der unterdrückten Kreatur. In einem Gedicht treten die Dissonanzen schriller hervor, werden schließlich aber doch zu einem harmonischen SchlußakZord gezwungen. Es heißt „Der Wolf" und schließt mit den Versen:

Der Wolf heult auf in Leid und Groll,
Da grüßts ihn himmlich trostesvoll
Wie hehre Geisterstimme:
„Laß ab von Deinem Grimme;
Du hungrig hagrer Wolf, auch Du
Bist mein und mir gehörst Du zu.
Von Haß und Liebe nicht bewegt,
Mein Herz für alle Wesen schlägt.
Blick auf! Dort wandelt feist und stolz
Ein Sechzehnender durch das Holz.
Spring an! Dir weih ich ihn zum Raub!
Und schirme Du das junge Laub,
Das wehrlos in der Maienzeit
Zu mir empor um Hilfe schreit.
Du steigst durch Deines Bruders Fall, —
Und seid doch meine Kinder all."

Die Gedichte dieser Gruppelr wachsen aus dem Epigonenthum heraus und sind, nicht nur dem Gehalt nach, sondern auch in ihrer inneren Form, des Dichters persönlichstes Eigenthum. Denn nicht in abstrakt philosophischen Wendungen noch in religiösen Hymnen, sondern in scharf umrissenen Bildern aus dem Leben der Natur stellen sie uns die ewigen, ehernen Gesetze des Daseins vor Augen. Am Schluß bringen sie meist diese Gesetze selbst in feierlich anbetender Verehrung oder mit der ruhigen Klarheit, die dem Wesen der Gottheit entspricht, zum Ausdruck.

Nun versteht man freilich leicht, daß der Kreis solcher Gedichte nicht sehr weit gezogen sein kann. Wenigstens nicht bei einem Dichter, dem die Schreib- und Redseligkeit Rückerts, dem der breite Fluß derSprache überhaupt fehlt, dessen nordischerNaturKnappheit und Konzentration eignen. Seine bestenSchöpfungen reichen ihrerZahl nach nicht aus, ihm das Gefühl zu geben, daß er etwas Großes und Dauerndes geschaffen habe. So ist es kein Wunder, daß dieses Künstlerleben in einer Resignation austönt, die nicht frei von Verbitterung ist. Pessimistischer Hohn über sein eitles Mühen und die Eitelkeit der Welt, der es gegolten hat: Das ist der Grundton seines letzten Gedichtbuches, dem er, offenbar im Bewußtsein, daß es das letzte bleiben werde, den Titel „Ke^uiem ^,eternsm Dons Ti" gegeben hat. Die katholisirende Formel paßt freilich weder zu dem Inhalt der Gedichte noch zu dem Charakter des Dichters. Ein-

zelne Perlen sind darunter; aber im Ganzen ist es ein trauriges Buch. Das Bewußtsein der absterbenden Dichterkraft hat auch die Form verkümmert; die Sprache fällt nur allzu oft ins Saloppe. Das Vorbild der heineschen Lazaruspoesie ist erkennbar; nur fehlen eben die Gedichte, in denen der sterbende Satiriker aus Verbitterung und Leid zu den höchsten und reinsten Wirkungen aufsteigt. Man muß sich an die beiden früheren Sammlungen halten; aber sie genügen auch, um den Namen des Dichters im Gedächtniß der Nachwelt mit einem Strahl dauernden Lebens zu verklären.

Posen. Professor Or, Rudolf Lehmann.

<Ä5

Einkehr.

Einkehr. Gedichte. R. Piper K Co. in München.

Mondnacht.

Vorn ein Wall von schwarzen Hügeln . ,
Doch astralhaft über ihnen
Bleiche Wände, mondbeschienen,
Wie aus Flor von Geisterflügeln . . .
Schau' ich hier, zum Bild gewoben,
Erdendumpfheit, Himmelstrachten?
Rings das Unten noch voll Nachten . .
Doch voll Seelenlicht das Droben . . .

Auf einem verfallenen Kirchhof.

Was gehst Du, armer bleicher Kopf, mich an?
Es ist kein Grund, um Lebensform zu trauern.
Den Gott wird über seine Tiefe schauern,
Doch — reut ein Meer die Welle, die zerrann?...
Ich will Dir eine kleine Krone malen,
Mein Bruder Tor, um Deine kahle Stirn:
Auch Du in Lebensnoth und Todesqualen
Warst Gottes Aug', wie ich, und Gottes Hirn.

Christian Morgenstern.

es

Lafcadio Hearn.*)

en Vielen, denen es nicht gegeben war, Iapan zu erleben, die nur □immer in stummer, sehnsüchtiger Neugier nach den Bildern grei» fen und mit Entzücken die kostbaren Zierlichkeiten japanischer Kunst in Händen halten, um sich aus so schwankem Gerüst von Thatsachen einen farbigen Traum des fernen Landes aufzubauen, all Diesen ist in Lafcadio Hearn ein unvergleichlicher Helfer und Freund geworden. Was er uns von Iapan erzählt hat, ist vielleicht nicht die ganze gewichtige Substanz der Thatsachen in der starren Kette statistischer Daten, sondern der sie überschwebende Glanz, die Schönheit, die über jeder Alltäglichkeit unkörperlich zittert, wie der Duft über der Blume, ihr zugehörig und doch schon von ihrem gefesselten Sein ins Unbegrenzte gelöst. Ohne ihn hätten wir vielleicht nie von diesen kleinen, ganz flüchtigen, uns jetzt schon so unsagbar kostbaren Imponderabilien heimischer Ueberlieferungen erfahren; wie Wasser wären sie der neuen Zeit durch die Finger geglitten, hätte er sie nicht zärtlich aufgefangen und in verschlossenem, siebenfach funkelndem Kristall der Nachwelt gerettet. Als Erster und Letzter zugleich hat er uns und dem Iapan von heute, das sich mit beängstigender Eile von sich selber fortverwandelt, einen Traum vom alten Nippon festgehalten, den die Nachfahren später so lieben werden wie wir Deutschen die Germania des Tacitus. Einst, wenn die Menschen dort „das Lächeln der Götter nicht mehr verstehen werden", wird diese Schönheit noch lebendig sein und die Späteren ergreifen, als bedauerndes Besinnen an ihre selige, viel zu früh verlorene Kindheit.

Blättert man in diesen reichen Büchern, darin die Novelle der philosophischen Betrachtung, diese wieder der anspruchlosen Skizze die Hand reicht, wo Religion, Sage, Poesie und Natur so wundervoll ungeordnet ineinandergleiten wie eben nur im Wirklichen, und blickt man dann aus dieser bunten Fülle auf Hearns Leben zurück, so ist man leicht versucht, an eine mystische Berufung dieses Menschen zu diesem Werk zu glauben. Als sei es vorbedachter Wille der Natur gewesen, daß gerade dieser erlesene Mensch dieses erlesene Werk, die Schönheit Iapans gerade in diesem Augenblick, knapp vor ihrem Welken, festhalte, so ist dieses merkwürdige Leben, Stufe für Stufe, vom ersten Beginn bis zur äußersten Vollendung seinem Zweck entgegengebaut. Denn ein besonderes Medium war hier nothwendig, ein ganz außerordentliches Mittelding zwischen Morgenländer und Europäer, Christen und Buddhisten: ein zwiespältiger Mensch, befähigt, das Fremdartige dieser Schönheit von außen mit Staunen und Verehrung zu betrachten, sie aber auch schon verinnerlicht als eigenstes Erlebniß wie ein Selbstverständliches darzustellen und uns begreiflich zu machen. Einen ganz be-

*) Vorrede zu einer Volksausgabe von Hearns Schriften, die bei Rütten S Loening in Frankfurt erscheint.

sonderen Menschen mußte sich die Natur zu diesem Zweck oestilliren. Ein Europäer, ein flüchtig Reisender hätte das Land und seine Menschen verschlossen gefunden, ein Iapaner wiederum unser Begreifen, denn in ganz anderen Sphären schwingt die Geistigkeit der Fernorientalen und die unsere an einander vorbei. Etwas ganz Außerordentliches mußte geschaffen werden, ein Instrument von äußerster Präzision, befähigt, jede dieser seelischen Schwingungen zu spüren, jede in geheimnißvoller Uebertragung weiterzugeben; und noch mehr: dieser richtige Mensch mußte im genau richtigen Augenblick erscheinen, da Iapan ihm entgegengereift war und er für Iapan, damit dieses Werk geschaffen werden konnte, diese Bücher von der sterbenden und zum Theil nur durch ihn unsterblichen Schönheit Iapans.

Das Leben des Lafcadio Hearn, dieser Kunstgriff der Natur zu einem erhabenen Zweck, ist darum werth, erzählt zu werden.

Im Iahr 1850 (ungefähr um die Zeit, da die Europäer zum ersten Mal in das verschlossene Land eindringen dürfen) wird er geboren, am anderen Ende der Welt, auf Leocadia, einem jonischen Eiland. Seine ersten Blicke begegnen azurnem Himmel, azurnem Meer. Ein Widerschein von diesem blauen Licht blieb ihm ewig innen, all der Ruß und Rauch der Arbeitjahre vermochte ihn nicht zu verdunkeln. So war der Liebe zu Iapan schon eine geheimnißvolle Präeristenz als Sehnsucht bereitet. Sein Vater war ein irländischer Militärarzt in der englischen Armee, seine Mutter eine Griechin aus vornehmer Familie: zwei Rassen, zwei Nationen, zwei Religionen durchdrangen sich in dem Kinde und bereiteten früh jenes starke Weltbürgerthum vor, das ihn befähigen sollte, sich einst die Wahlheimath statt der wirklichen zu schaffen. Europa und Amerika sind dem Knaben nicht freund. Den Sechsjährigen bringen die Eltern nach England, wo das Unglück ihn ungeduldig erwartet, um ihm dann viele Iahre treu zu bleiben. Seine Mutter, frierend in der kalten, grauen Welt nach ihrer weißen Heimath, entflieht ihrem Gemahl, der kleine Lafcadio bleibt allein und wird in ein College gesteckt. Dort trifft ihn das zweite Unglück, beim Spiel mit Kameraden das eine Auge zu verlieren, und um das Maß seiner frühen Leiden voll zu machen: die Familie verarmt nnd Hearn wird unbarmherzig, noch ehe er seine Studien annähernd beendigen konnte. in die Welt hinausgestoßen.

Mit neunzehnIahren steht nun dieser junge, unerfahreneMensch, der nichts Rechtes gelernt hat, eigentlich noch ein schwächliches, dazu einäugiges Kind, ganz ohne Freunde und Verwandte, ohne Beruf und sichtliche Befähigung in den unerbittlichen Straßen von New Pork. Undurchdringliches Dunkel liegt über diesen bittersten Iahren seines Lebens. Was ist Lafcadio Hearn dort drüben gewesen? Tagelöhner, Händler, Verkäufer, Diener, vielleicht auch Bettler; jedenfalls war er lange in jener untersten Schicht von Menschen, die Tag und Nacht die Straßen Amerikas schwärzt und ihren Taglohn aus dem Abhub des

Zufalls klaubt. Diese Zeit muß ihm ein furchtbares Martyrium gewesen sein, denn selbst die heiteren Iahre im Bambushause zu Kyoto haben ihn niemals zu einer Andeutung über diese äußersten Erniedrigungen seiner Existenz verlockt. Eine einzige Episode hat er verrathen, die grelles Licht in das Dunkel schleudert: Lafcadio Hearn in einem Auswandererzug. Drei Tage hat er nichts gegessen, mit den blauen Schatten der Ohnmacht vor den Augen sitzt er im ratternden Wagen. Plötzlich, ohne daß er gebeten hat, reicht ihm eine norwegische Bäuerin von gegenüber ein Stück Brot hin, das er gierig hinabschlingt. Dreißig Iahre später hat er sich darauf besonnen, daß er damals, von Hunger erwürgt, vergessen hatte, ihr zu danken. Ein Streiflicht. Dann wieder Iahre voll Dunkel irgendwo im Schatten des Lebens. In Cincinnatti taucht er endlich neu auf, als Korrektor einer Zeitung, er, der Halbblinde. Aber dort sollte sich sein Schicksal befreien. Er wird zu Reportagen verwendet, zeigt darin überraschendes Geschick und schließlich frißt sich sein schriftstellerisches Talent durch. In allen diesen dunklen Iahren muß schon neben der harten Arbeit in ihm ein ständiger innerlicher Prozeß beharrlicher Selbstdildung gewesen sein; denn jetzt schreibt er ein paar Bücher, die Kenntniß orientalischer Sprachen und ein feines Verständniß morgenländischer Philosophie verrathen. Es ist unbeschreiblich, was dieser stille, sanftmüthige Mensch im Lande der „sAressivs sslkiskne8s" gelitten haben muß. Aber dieses große Leid war nothwendig für sein Werk, war in seinem Schicksal eben so als Nothwendiges eingefügt wie die mystischeSehnsuchtnachderInselimBlauen. Er müßte erst zweifeln lernen und verzweifeln an der ererbten Kultur, ehe er befähigt war, die neue zu begreifen: sein großes Dulden in europäischem Land sollte der Humus werden für die große Liebe von später. Das aber wußte er damals noch nicht; er spürte nur das Nutzlose, Freudlose, Sinnlose seines Lebens in diesem fieberndem Land, er empfand sich ständig als Fremdkörper im Rhythmus dieser Rasse („nie werde ich ein Gote, ein Germane werden", stöhnt er auf) und flüchtet in die Tropen nach Französisch Westindien, schon hier beglückt durch die stillere Form des Lebens. Fast schien es, als wolle sein Leben sich hier schon vorschnell verankern, der Erwählte der Berufung entgehen. Aber im Buch seines Schicksals stand Größeres geschrieben. Im Frühjahr 1890 bot ihm ein Verleger an, nach Iapan zu reisen, um dort gemeinsam mit einem Zeichner Skizzen aus dem Volksleben für seine Zeitschrift zu verfassen. Die Ferne lockt Lafcadio Hearn, er nimmt den Vorschlag an und verläßt für immer die Welt seines Unglücks.

In seinem vierzigsten Iahre betritt er Iapan, arm, müde, heimathlos, seit zwei Iahrzehnten ohne Lebenszweck von einem Ende der Welt zum anderen geschleudert, ein Halbblinder, ein Einsamer, ohne Weib und Kind, ohne Namen und Ruhm. Und wie Odysseus nachts an den Strand der ersehnten Insel getragen, ahnt er im Nahen nicht, wagt er gar nicht zu hoffen, daß er schon in der Heimath sei. Er wußte nicht, daß der Hammer des Schicksals nun ruhen würde, daß sein Leben

in jenem Mai 1890 an der Schwelle der Erfüllung stand. Das Land der aufgehenden Sonne, im tiefsten Sinn des Wortes, war gefunden; das Korn, das fruchtlos im Wind hin und her getanzt hatte, fand endlich die hüllende Scholle, in der es aufblühen und sich entfalten konnte. „Es ist, wie wenn man aus unerträglichem atmosphärischem Druck in klare, stille Luft treten würde": Das war sein frühester Eindruck. Zum ersten Mal spürte er das Leben nicht mit voller Wucht an sich hängen, die Zeit nicht, wie in Amerika, gleich einem rasend gewordenen Rade um seine Stirne schwingen. Er sah Menschen mit stiller Freude am Arglosen, Menschen, die Thiere liebten, Kinder und Blumen, sah die fromme, erhabene Duldsamkeit ihres Lebens und begann, wieder an das Leben zu glauben. Er beschloß, zu bleiben, zunächst einen Monat oder zwei: und blieb für sein Leben. Zum ersten Mal hielt er Rast, zum ersten Mal, noch ehe er es selbst empfinden durfte, glaubte er, Glück zu sehen. Und vor Allem: er sah; zum ersten Mal in seinem Leben durfte er schauen, ruhig schauen, liebevoll mit den Blicken die Dinge anfassen, statt sie, wie drüben in Amerika bei den Reportagen, hastig an den Erscheinungen vorbeizuhetzen. Die ersten Worte, die Lafcadio Hearn über Iapan schrieb, waren ein Staunen, das Staunen eines Großstadtkindes, das zum ersten Mal eine wirkliche blühende Gebirgswiese sieht, ein sanftes Staunen größter Beglücktheit, zuerst noch leise unterklungen von der heimlichen Angst, all Dies nicht halten, fassen und verstehen zu können.

Aber was dann später seine Bücher so einzigartig und seltsam macht, ist die verblüffende Thatsache, daß sie nicht mehr Werke eines Europäers sind. Freilich auch nicht die eines echten Iapaners; dann könnten wir sie ja nicht verstehen, nicht so geschwisterlich mit ihnen leben. Sie sind etwas ganz Eigenartiges in der Kunst, ein Wunder der Transplantation, der künstlichen Aufpfropfung, die Werke eines Abcndländers, aber von einem Fernorientalen geschrieben. Sie sind eben Lafcadio Hearn, dieses unvergleichliche Ereigniß der Vermischung, dies einzigartige Geschehen der Völkerpsychologie. Diese geheimnißvolle Mimicrh des Künstlers an den Gegenstand hat bewirkt, daß man Hearns Bücher gar nicht mehr wie mit der Feder geschrieben empfindet, sondern aus der Perspektive der zärtlichen Nähe gezeichnet mit dem feinen Tuschpinsel der Iapaner, in Farben, die zart sind wie der Lack auf den entzückenden Schächtelchen, erlesenste Proben jener Kleinkunst, jenes japanische Bric a Bric, das er selbst einmal so verliebt geschildert hat. Man muß immer an die farbigen Holzschnitte denken, diese größten Kostbarkeiten der japanischen Kunst, wenn man die kleinen Novellen liest, die sich bescheiden zwischen den Essays verbergen, oder die Gespräche, die am Straßenrand beginnen und dann sanft in die tiefsinnigsten Weltbetrachtungen, zu den Tröstungen des Todes und den Mysterien der Transmigrationen emporführen. Nie vielleicht wird das Wesen der japanischen Kunst uns klarer werden als aus diesen

Büchern, und zwar nicht so sehr durch die Thatsache, die sie uns berichten, sondern eben durch diese einzigartige Darstellung selbst. Und Dies war das dunkle Ziel, zu dem das Schicksal den Lafcadio Hearn aufgespart und erzogen hatte. Er sollte in ihrer eigenen Kunstart von diesem unbekannten Iapan erzählen, all die vielen kleinen Dinge, die bisher im Dunkel waren, die zerbrechlichen, die Anderen zwischen den Fingern geblieben wären, die vergänglichen, die der Stnrm der Zeit verweht hätte, wäre er nicht im richtigen Augenblick gekommen, all diese tiefsinnige« Sagen des Volkes, die rührenden Aberglauben, die kindisch patriarchalischen Gebräuche. Diesen Duft einzufangen, diesen Schmelz von der schon welkenden Blume abzu» streifen: dazu hatte ihn das Schicksal bestimmt.

Freilich wuchs schon damals ein anderes Iapan neben dem seinen empor, das Iapan der Kriegsvorbereitungen, das Dynamit erzeugte und Torpedos baute, jenes gierige Iapan, das rasch Europa werden wollte. Aber von diesem Iapan brauchte er nicht zu reden, das wußte sich selbst schon bemerkbar zu machen mit der Stimme der Kanonen. Sein Werk war es, von den leisen Dingen zu reden, deren zarter, blumenhafter Athem nie uns erreicht hätte und die vielleicht wichtiger waren für die Weltgeschichte als Mukden und Port Arthur.

Zehn Iahre wohnte er friedlich dort in Kyoto, lehrte in Schulen und an der Universität die englische Sprache, glaubte, noch immer als Fremder diese neue Welt zu betrachten, noch immer Lafcadio Hearn zu sein, und merkte nicht, wie er langsam von außen nach innen gerieth, wie das gelockerte Europäerthum in ihm nachgab und sich in dieser neuen Heimathfremde verlor. Er wurde gewissermaßen selbst Etwas wie die künstlichen Perlen, die sie dort drüben erzeugen, indem sie kleine Fremdkörper in die noch lebende Muschel einpressen. Die Auster umspinnt dann das Störende mit ihrem glitzernden Schleim, bis der ursprüngliche Fremdkörper in der neu entstandenen Perle nnsichtbar wird. So ging schließlich der Fremdkörper Lafcadio Hearn in seiner neuen Heimath unter, er wurde eingesponnen von der japanischen Kultur und selbst sein Name ging verloren. Als Hearn eine Iapanerin aus dem vornehmen Samuraigeschlechte zur Frau nahm, mußte er sich, um der Ehe gesetzliche Prägung zu geben, adoptiren lassen und empfing damals den Namen Koizumi Vakumo, der auch heute seinen Grabstein schmückt. Seinen alten Namen warf er hinter sich, als wollte er die ganze Bitterkeit seiner früheren Iahre damit wegschleudern. Ruhm kam langsam ihm nach über das Meer geflogen, aber er lockte nicht mehr zurück; war er doch Lärm. Und Lafcadio Hearn badete sein Herz in Stille, er liebte nur mehr dieses linde, leise Leben hier drüben, das ihm doppelt theuer war, seit es das Schmetterlingsdasein einer zierlichen Frau und zweier Kinder freundlich umwebte. Mehr und mehr nahm er die Gewohnheiten des Landes an. Er aß Reis mit kleinen Stäbchen, trug nur noch japanische Tracht; das Heidenthum, das als geheimnißvolle Erbschaft seiner griechischen Heimath immer schon in

ihm unter dem äußerlichen Christenthum geschlummert hatte, verwandelte sich hier in einen eigenartigen Buddhismus. Nicht wie die Anderen war er gekommen, wie die Freibeuter des Kommerzialismus, die, mit dem Stolz der weißen Rasse auf die „Iaps" niedersehend, nur nehmen wollten, gewinnen und rauben; er wollte schenken, demüthig sich selber hingeben, und darum wurde das Land, wurden die Menschen ihm Freund. Er war der erste Europäer, den die Iapaner ganz als den Ihren nahmen, dem sie vertrauten und ihr Geheimstes verriethen. „Rs is mors «k Mpvon tksn our8slvss", sagten sie von ihm; nnd wirklich warnte Niemand eindringlicher vor Europa als er. Er hatte das Schicksal schon erlebt, dem sie erst entgegengingen. ,

Und das Leben hatte dieses Werk lieb, es war zufrieden mit Lafcadio Hearn und gab ihm das letzte, das größte Geschenk: es ließ ihn sterben im richtigen Augenblick, so wie es ihn im richtigen Augenblick an sein Werk gewiesen hatte. Der Verkünder des alten Nippon starb in dem Iahr, da die Iapaner Rußland besiegten, da sie jene That vollbrachten, die ihnen das Thor der Weltgeschichte aufsprengte. Nun stand das geheimnißvolle Land im vollen Blendlicht der Neugier, nun bedurfte das Schicksal seiner nicht mehr. Weiser, vorberechneter Sinn scheint darin zu liegen, daß er den SiegLaMnH.über Rußland nicht mehr erlebte, jenen trügerischen Sieg, mit dem sich die alte Tradition fMe? M^M'esfer durch den Leib riß, Lafcadio Hearn starb in der selben StunM Wie da? alte Nippon, wie die japanische Kultur.

"""So theuer aber war er seinem neuen Volk, daß sie mitten im Krieg, der ihnen täglich Zausende entriß, aufschraken bei seinem Tod. Sie fühlten, daß Etwas von ihrer Seele mit ihm erlosch. Tausende schritten hinter seinem Sarg, der nach buddhistischen Riten in die Erde gesenkt wurde, und an seinem Grabe sprach Einer das unvergeßliche Wort: „Wir hätten eher zwei oder drei Kriegsschiffe mehr vor Port

"In vielen Häusern Iapans, bei seinen Angehörigen, bei seinen Schülern steht heute noch sein Bild, das energische Profil mit dem blitzenden Auge unter buschigen Brauen, auf dem Heiligen Schrein. Hearn hat selbst erzählt, wie man dort vor den Bildern der Abgeschiedenen die tote Seele mit sanftem Zauber von ihrer Wanderung beschwört. Fluchend im Meido, in dem All und dem Nichts, ist sie stets den Gläubigen im Anruf nah und hört ihr freundliches Wort. Unser
Gläubigen im Anruf nah und hört ihr freundliches Wort. "Unser
Glaube ist anders. Für uns ist diese helle Seele vergangen und nur in den Büchern, die er uns hinterlassen hat, können wir sie wiederfinden. Wie Blumenblätter bunt und zart um den Kelch sich runden, so schließen sie im Innersten ein Unkörperliches ein, einen letzten unfaßbaren Duft: die Seele Iapans, die wir durch ihn zum ersten Mal als unverlierbar köstlichen Theil der Weltseele erkannten.

Wien. Stefan Zweig.

Aktienkünste.

enn im Kampf verschiedener Aktionärgruppen ein wichtiger Beschluß die Entscheidung bringen soll oder gebracht hat, hören wir jedesmal die Klage über die Schmach der „Majorisirung". Wer weiß, ob der Wunsch, den Minoritäten Vorrechte zu sichern, nicht schließlich im Gesetz seinen Ausdruck findet? Noch ists -Zeit, zu bedenken, was wir erleben könnten, wenn erlaubt würde, daß derSchwache dem Starken seinen Willen aufzwingt. Stamm- und Vorzugsaktionäre kämpfen oft wider einander; die Verschiedenheit ihres Wesens zeigt sich besonders da, wo die Vorzugsaktie eine feste Verzinsung hat, also einer Schuldverschreibung ähnelt. Im Fall der Howaldtwerke erzwang erst die zähe Opposition der Stammaktionäre die Nachgiebigkeit der Gegenpartei. Anders wars bei der Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof). Da steht eine große Schaar von Vorzugsaktien einem kleinen Rest von Stammaktien gegenüber, der fast wie ein Schönheitfehler betrachtet wird; und der Verwaltung wurde schon die Absicht zugeschrieben, den Kurs der Stammaktien streichen zu lassen. Daran durfte natürlich nie ernsthaft gedacht werden. Aber die Majorität konnte mit Recht betonen, daß sie Opfer gebracht habe und nicht gesonnen sei, die damit erkauften Privilegien zu verschenken. Die Stammaktionäre wollten sich die Vorrechte der Hauptgruppe verschaffen, boten aber nicht genug; und die Generalversammlung, die über die Umwandlung der Stammaktien beschließen sollte, blieb resultatlos. Der Verwaltung wäre die Gleichheit aller Aktien willkommen; aber sie ist nicht in Noth und kann warten. Die Besitzer der Prioritätaktien, die 40 Prozent zugezahlt und Iahre lang auf Zinsen verzichtet haben, bilden die Gruppe der „Aufgeklärten". Sie haben ihre Stellung zur Gesellschaft nicht nach der Norm des üblichen Aktionärurtheils aufgefaßt, sondern an die Existenzbedingungen des Betriebskapitals gedacht und, in dem Wunsch, sich selbst damit zu nützen, neues Geld zur Erhaltung des alten gegeben. Der Aktionär ist zu Leistungen dieser Art nicht verpflichtet; er darf aber nicht von „Gewissenszwang" sprechen, wenn nur eigene Unklugheit ihn die Lebensbedingungen einer Aktie falsch beurtheilen ließ. Wo Gegensätze sichtbar werden, sind sie oft die Folge von Fehlern, die der Aktionär selbst gemacht hat. Oft; manche Konflikte sind freilich schon durch den äußeren Wesensunterschied bedingt.

Die Strenge unserer Bilanzirungregeln fördert das Wachsthum versteckter Reichthümer, die aus der Aktiengesellschaft schließlich eine Schatzkammer machen. Neben den offenen Reserven stecken unsichtbare Rücklagen in den Aktivposten der Bilanz; und die Verwalter, die das System der Panzerung dem der Ausschüttung vorziehen, werden nicht immer mit freundlichen Blicken gemustert. Aber die Aktie hilft auch zur Lösung von starren Prinzipien. Sie paßt sich jeder Möglichkeit an. Zwei der ältesten deutschen Wagonfabriken, Linke und Hofmann in Breslau, wollen sich eine Gemeinschaft sichern, wie sie (ungefähr so)

die Firmen Siemens und Schuckert durch die Siemens-Schuckert-Werke erlangt haben. Die Union der beiden breslauer Gesellschaften geht von der Gleichheit ihrer Finanzpolitik aus. Beide verfügen über große Vermögenswerthe, weil ihr kleines Aktienkapital so reichen Ertrag brachte, daß innere und offene Reserven zu stattlichen Fonds anwuchsen. Wichtige Posten der Bilanzen konnten ganz abgeschrieben werden und durch greifbare Objekte (Effekten, Grundbesitz) wurde für die Stärkung des metallischen Panzers gesorgt. Da bei Linke und bei Hofmann Gründerrechte die Möglichkeit ließen, im Fall neuer Emissionen die Hälfte der Gesammtsumme zum Parikurs zu beziehen, so empfahl weise Vorsicht die Einschränkung des Aktienkapitals. DieHof- , mann-Gesellschaft hatte außerdem vor vielen Iahren ihr ursprüngliches Stammkapital zusammengelegt und damit ihrer Politik eine neue Basis gegeben. Bei Hofmann beträgt das Grundkapital 1123000, bei Linke 6,60 Millionen Mark. Die Aktienkurse bewegen sich zwischen 630 und 730 Prozent. Also Stücke schwersten Kalibers.
Die geplante Operation würde wie ein Aderlaß wirken. Die Aktien sollen leichter gemacht werden, weil eine Fortsetzung der alten Taktik nicht mehr nützlich scheint. Warum? Die Verwalter sagen: „Das Verhältniß zwischen dem Geschäftsertrag und der Rentabilität, die sich aus der Struktur der Bilanzen ergiebt, verschiebt sich, weil der Absatz nicht mehr so viel einbringt wie einst im Mai. Wir müssen also, um Klarheit zu schaffen, eine reinliche Scheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart vornehmen. Das durch kluge Taktik Errungene soll nicht länger gebunden bleiben, sondern ausgezahlt werden. Und dann soll, frei von der Tradition, unbeschwert von stillen Reserven, aber unter verbesserten Arbeitbedingungen, weiterfabrizirt werden". So ungefährt sieht der Text des Programms aus. Hofmann und Linke verkaufen ihre beweglichen Besitzthümer (Maschinen, Materialien, Außenstände) und verpachten einen Theil ihrer Gebäude und feststehenden Maschinen an eine neue Gesellschaft, die das Wahrzeichen des auf dreißig Iahre geschlossenen Bündnißvertrages sein soll. Diese Pachtgesellschaft, an der Hofmann und Linke mit einer unveräußerlichen Quote von Aktien betheiligt bleiben, zahlt mit ihren Papieren die gehäuften stillen Reserven der beiden Stammfirmen. Ihr Grundkapital wird, mit 14 Millionen, fast ums Doppelte höher sein als die Summe des Aktienkapitals der beiden alten Gesellschaften (7,72 Millionen). Aus der Art der Betheiligung jeder Gesellschaft ergiebt sich ein Stimmenverhältniß, das vielleicht später zu Gruppenkämpfen der bekannten Gattung führen wird. Hofmann und Linke behalten zusammen eine Minorität, mit der sie wichtige Beschlüsse (KapitalserhShung, Statutenänderung) erwirken können. Das ist die natürliche Folge ihrer Beziehungen zu dem neu zu errichtenden Werk. Aber man weiß heute noch nicht, ob sich das Verhältniß immer glatt in die Wünsche der übrigen Aktionäre einfügen wird. Die können zwar einen ansehnlichen Posten der neuen Aktien beziehen; auch wenn sie es thun (ge-

zwungen sind sie nicht, können sich vielmehr die Gewinnquote, die bei Linke auf 1S6s/g, bei Hofmann auf 200 Prozent geschätzt wird, auszahlen lassen), wird ihre Masse aber kaum je so kompakt sein wie die der Gruppe Hofmann-Linke. Diese ours posterior tritt hinter andere Bedenken zurück. Bei Linke giebt es je zur Hälfte Stamm- und Vorzugsaktien. Diese wurden ausgegeben, um die Obligationenschuld nicht zu hoch anschwellen zu lassen, aber von vorn herein, durch die Sicherung einer festen Verzinsung und eines gefünftelten Stimmrechtes pro Stück, zu „Ersatzobligationen" gemacht. 3000 Mark Vorzugsaktien hatten nicht mehr Stimmen als 500 Mark Stammaktien. Wie soll man bei der Auftheilung der inneren Reserven nun die Prioritäten behandeln? Die alten Aktien haben die Iahre der großen Abschreibungen und Rücklagen miterlebt, also zur Stärkung der Gesellschaft beigetragen. Die Prioritäten sind erst in den letzten Iahren dazu gekommen und, mit Verzinsung und Amortisation, dem eigentlichen Aktienreich fern geblieben. Der Wesensunterschied wird fühlbar, wenn es zu Auseinandersetzungen kommt. Bei Linke will man den Vorzugsaktien nach dem Verhältniß ihres Stimmrechtes den Bezug der Stücke der neuen Pachtgesellschaft gewähren. Das wäre eine vernünftige Lösung des Problemes; ausschließen kann man die eine Gruppe nicht, weil von ihrer Mitwirkung das Gelingen des Planes eben so abhängt wie vom Spruch der Stammaktionäre. Vermuthlich werden die Gruppen einig. Die Leiter der beiden Gesellschaften betonen die Nothwendigkeit, die Unkosten nicht zu hoch werden zu lassen. Die Preise der Eisenbahnwagons sinken. Das Kartell kann dagegen nichts ausrichten, denn der Staat schreibt die Preise vor. Man will also den Ertrag durch das Bündniß zweier Konkurrenten mehren, die gemeinsam mit kleineren Unkosten arbeiten können. Vielleicht wäre es möglich, dieses Ziel durch eine Fusion zu erreichen, die den Vermögensstand beider Gesellschaften unberührt ließe. Dann wäre aber der Einfluß der nicht aus dem Betrieb stammenden Einnahmen auf das Gesammtresultat unverändert geblieben. Das will man nicht; die Bilanz soll nur noch auf die Fabrikleistungen und den regulären Absatz gestellt sein. Das ist wenigstens ehrlich. Ob es auch klug ist, wird man sehen. Die alten Linke- und Hofmannaktien bleiben, mit vermindertem Werth, bestehen; denn die Gesellschaften behalten ihren Grundbesitz und ihre Effekten und bekommen obendrein, für die Benutzung von Gebäuden und Maschinen, von der neuen Betriebsgesellschaft einen Pachtschilling. Diese Gesellschaft hat gute Aussicht; die Umwandlung schafft ja nur eine neue Form für eine bewährte Geschäftspolitik, Und diese Form schien nöthig, weil selbst der stolzeste Finanzbau nicht gegen Rückgang des Kurses und der Dividende schützt, wenn die Kosten steigen und die Preise fallen. Im amerikanischen Trustreich kommt es gewöhnlich erst in der Scheidestunde zuAuftheilungen des Besitzes. Wir werden, wie es scheint, eine Auftheilung schleichen Besitzes erleben, die zwei Gesellschaften eine Möglichkeit gesunden Zusammenschlusses schaffen soll. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S, m, b tz, in Berlin.

Berlin, den 11. November 1911.
Voruntersuchung.
Artikel 16 des am vierten November 1911 unterzeichneten (auch EM- mit der Iämmerlichkeit seines Stils über alle je erschaute Leistung europäischer Diplomatie vorragenden) »Deutsch-Französischen Abkommens, betreffend die beiderseitigen Besitzungen in Aequatorial-Afrika" lautet wörtlich: «Für den Fall, daß die territorialen Verhältnisse des vertraglichenKongobeckens.wie sie in der Berliner Akte vom sechsundzwanzigstenFebruar 1885 festgelegt sind, von Seiten des einen der vertragschließenden Theile geändert werden sollten, werden diese sowohl mit einander wie , auch mit den übrigen Signatarmächten der erwähnten Berliner Akte darüber ins Benehmen treten." Wie viele Reichsbürger, selbst unter denen, die der Ekel bis an das Ende dieses traurigen Machwerkes gelangen ließ, haben den Sinn des Satzes erfühlt, den wohl bewußte Absicht verriegelt und verhängt hatte? Nicht viele,scheints,sogar unter den zu öffentlichem UrtheilBerufenen: sonst wäre ein Absätzchen aus derRede, die der französische Ministerpräsident am fünften November in Saint-Calais hielt, als zu dem Artikel 16 gehörig erkannt und nicht als ein noch unlösbares Räthsel beguckt worden. Herr Caillaux sprach: »Einer der Leitgedanken, die während der Verhandlungen unser Thun und Lassen bestimmten, kam aus derErkenntniß, daß inCentralafrika die Stellungen derMächte nicht als endgiltig zu betrachten sind; viele europäische Mächte müssen, wenn sie eine kluge und weitsichtige Politik treiben wollen, in diesem Theil der Erde eine Abrechnung und einen Gebietsaustausch (eckanges) vorbereiten und

dabei trachten, den erreichbaren Vortheil einzuheimsen." Diesen Leitgedanken hat der flinke Franzos, durch den Botschafter Paul Cambon, aus London bezogen. Unter den zahllosen Lügen, mit denen der Sommer des Mißvergnügens uns okkiciosissime speiste, war auch die leis vonOhrzuOhr getragene Behauptung: »Agadir bringt uns ein gewaltiges, zusammenhängendes Kolonialreich; wir bekommen den Französischen Kongo, von der Küste bis ans rechte Ufer des Ubangi, die portugiesischen Kolonien, Spaniens Inselchen und die Erste Hypothek auf den belgischen Kongostaat. Von Fernando Po bis nachDar-es-Salaam wirdAUes deutsch. Abgemacht. Aber reden Sie, bitte, jetzt noch nicht darüber." Der Zweifelsfrage, ob Frankreich, das doch nicht wider Englands Willen handle, sein Vorkaufs recht aufdenKongostaatgeradeuns abtreten werde, antwortete das stolze Lächeln gelassener Neberlegenheit. »Abgemacht." Nun ist die Mißgeburt sichtbar: und wir erfahren, daß Deutschland und Frankreich »sowohl mit einander wie auch mit den übrigen Signatarmächten ins Benehmen treten werden", wenn «die territorialen Verhältnisse des vertraglichen Kongobeckens vonSeiten des einen der vertragschließendenTheile geändert werden sollten". Den wahrscheinlicheren Fall, daß die Aenderung von England oder einer vorgeschobenen Filialmacht erwirkt wird, erwähnt der Vertragstezt nicht. Die Rede des Herrn Caillauz aber lehrt auch den letztenZweifler, daß die Westmächte in Centralafrika einen Besitzwechsel vorbereiten (der uns, versteht sich, nur Vortheil bescheren kann). Grey und Nicolson haben zu ihrem Paul Cambon wohl gesagt: »Die schlechtesten, ungesundesten, unwegsamsten Stücke Eures Aequatorialgebietes könnt Ihr, wennIhrMarokko erlangtund inNordkamerunEure Flagge zeigen dürft, den Deutschen immerhin geben. Ihr verliert nichts; seid eine Last los. Und die Thatsache, daß Deutschland seine Absicht auf das Belgiererbe entschleiert hat, wäre mit einem Dutzend Millionen nicht zu theuer bezahlt. Wird uns in Europa, im Dunstkreis aller neutralen Staaten, noch mehr nützen als in Afrika. Die Hoffnung.dasVorkaufsrechtzu erlisten, hat dieBerliner inDummheiten getrieben, die (nicht nur in Brüssel) ihren Kredit schmälern müssen. Rache für 1871: ruftIhr; wir flüstern: Rache für 1884." Französischen Missionaren und Händlern, die schon im achtzehnten Iahrhundert die Kongobezirke durchstreift hatten, war

1838 Hauptmann Bouet-Willaumez gefolgt, der seinen Landsleuten eineProviantstation sicherte und vondenHäuptlingendas Recht zur Landung und Siedlung einhandelte. Offiziere und Forscher erklärten, aus diesem heißen, verseuchten Boden sei nichts zu holen. Herr de Brazza, ein blutjunger Schiffsfähnrich, den 1872 ein Zufall in das Neuland brachte, wurde bald andererMeinuna. Das erste Ziel seinerWünsche, einen von der Küste an den schiffbaren Kongo führend'en Weg, erreicht er noch nicht; glaubt aber an die Zukunft des Landes, trotzdem es ihn mitFiebern gepeinigt und fürMonde entkräftet hat, und trägt, mit dem Ergebnis seiner Forschcrarbeit am unteren Kongobecken, diesen Glauben 1878 nach Frankreich heim. Da hört er, daß auch der Nachbar sich mit dem Kongo beschäftige. König Leopold von Belgien hat die civilisirten Völker zweier Erdtheile zum Kreuzzug gegen die Sklavenschmach Mittelafrikas aufgerufen. »Europas Ehre fordert die Eivilisirung dieser Riesengebiete": so spricht er imSeptember 1876 zu Gelehrten undPolitikern, die er nach Brüssel geladen hat,und bittet sie,in diesem «Kreuzzug derWissenschaft.derMenschlichkeit und des Fortschrittes "die Führer zu werden. Sein Wille gründet die Association Internationale ^ckricaine, der er präsidirt und in der Quatrefages Frankreich, Gustav Nachtigal Deutschland vertritt» Stanley, der im Hochsommer 1877 an der Kongomündung aufgetaucht ist, wird von Leopolds Legaten in Marseille abgefangen, und mit Goldfädchen an die »große Sache der Humanität" geknüpft. Nm dieAufmerksamkeitabzulenken undeinfürdasschwierige Werk brauchbares Personal zu werben, fährt er zunächst, in den erstenWochen des Iahres 1879, nach Sansibar; ist aberschon im August wieder an der Kongomündung und bahnt sich, durch Sumpf, Urwald und Fels, mit unermüdlicher Zähigkeit einen Weg bis an denSee,den erStanley-Pool tauft. Wird der Iournalist Reichsgründer? Schon will er die belgische Flagge hissen: da erblicken seine Leute Frankreichs Trikolore am Nordufer des Sees. Brazza ist ihm zuvorgekommen. Der hat sich den Lockrufen Leopolds versagt, die pariserRegirung vorStanleysPlänengewarnt, schon im September 1880 den Pool erreicht, dem König Makoko eine Konzcssion entschmeichelt und eine Station geschaffen (aus der dann Brazzaville, die Hauptstadt des (^onM ssrancsis, entstand).AlsStanleymitseinenfünfDampfern,seinemHcerundGe-

schütz anlangt und das rechte Sccufcr unter dasZeichenbclgis her Oberhoheit stellen will, begrüßtihnSergentMalamineim Namen Frankreichs. Der franko-britische Kampf um den Kongo beginnt. Noch istStanley zwarinbelgischem Dienst; hataberrascherkannt, daß der Wcrbekraft eines neutralen Staates nicht zu trauen ist, und verpflichtet sich im Herbst 1883 den Briten. Die haben im Kongobecken kein beträchtliches Handelsinteresse; doch sie dürfen nicht dulden, daß die Herrschaft über einen schiffbaren, in den Atlantischen Ozean mündenden Strom eineranderenGroßmachtzufalle. Hat Portugal nicht ein historisches, ein Vierteljahrtausend altes Recht auf dieses Stromgebiet? So ehrwürdige Rechte zu wahren, ist, immer und überall, Englands heiligste Pflicht. Der anglo-portugiesische Vertrag vom sechsundzwanzigsten Februar 1884 bestätigt den lissaboner Anspruch, giebt einer aus Engländern und Portugiesen zusammengesetzten Kommission die Strompolizei und dieRechte derZollbehörde und sichertdenBritenfreie Schiffahrt und Meistbegünstigung. Die Nachricht schlägt wie eine Bombe in Brüssel ein. Was nützt der Fluß, wenn Albion über dieMündung gebietet? Der erschreckteLeopold bittet den Kanzler desDeutschenReiches umHilfe. Diewird ihm gewährt.Bismarck läßtinLondonundLissabongegendenFebruarvertragBeschwerde einlegen, erklärt, daß der belgische Plan ihm vernünftig und billig scheine, und ladet die Mächte zu einer Kongo-Konferenz nach Berlin. Frankreich (die RepublikFerrys) folgt dem deutschen Beispiel und tauscht für die Anerkennung der von der Association erworbenen Besitzrechte die Verpflichtung ein, der Republik das Vorkaufsrechtzusichern, «si par äes circonswnces imprevues I'^ssocistion Internationale ^knesine etaitainenee un jour ä realiser ses possessions.» Deutschland und Frankreich vereint? Die Vorstellung stimmtBritenherzennichtfroh.AmsechsundzwanzigstenIunisagt Bismarck im Reichstag: «Zwischenuns und der französischen Regirung herrscht volles Vertrauen auf die Ehrlichkeit undAufrichtigkcit der gegenseitigen Beziehungen und-auf das Wohlwollen, mitdemwirjedefranzösischeBestrebungbetrachten,dienichtgerade auf die Wiederherstellung der früheren unnatürlichen Einrichtung, die von Ludwig dem Vierzehnten herdatirte, gerichtet wäre." Noch am selben Tag kommt aus London die Erklärung, das Ministerium habe beschlossen, denanglo-portugiesischenVertrag der Königin nicht zur Ratifikation vorzulegen. Belgien hat gesiegt;

und wird zehn Iahre lang nun von den Briten gehätschelt. Erst nachdem Abschluß desfranko-belgischenVertrages, der, am fünften Februar 1895, Frankreichs Vorkaufsrecht auf den Kongostaat bestätigt, bläst aus dem Foreign Office wieder ein rauherWind. Dieses Vorkaufsrecht, sagt Sir Edward Grey im Unterhaus, ist hier weder angemeldet noch anerkannt worden. And die brüsselcr Kongoverweser haben seitdem aus London oft harte Worte gehört. Sind England und Frankreich auch über diesen Punkt nun einig geworden? Hat deshalb Herr Iules Cambon den dvnZ« k^an^sis als den zur Kompensation deutscher Ansprüche geeigneten Bezirk empfohlen? Ohne die Zustimmung seines Bruders hätte ers nichtgethan.Der weiß.wiewichtigdenBritenjedeKongofrage ist. Der kennt ihren Wunsch, die Niederlage von 1884 zu rächen. Brazza hat denFranzosen einReicherobert,dessenderKüste ferner Haupttheil ihnen noch nie eine Freude bescherte. Stanley hat für Britanien am Kongo nichts mehr zu erlangen vermocht. Doch die mittelafrikanischen Stellungen der Mächte sind ja nicht als cndgiltig zu betrachten; eine kluge und weitsichtige Politik bereitet die Abrechnung und Nützlichen Gebietsaustausch vor. Zu diesenVorbereitungengehörtdieAufstellungeinerDeutschenfalle. Daß die Berliner hineintappen, wird nirgends bezweifelt. Sie wollten Frankreichs Vorkaufsrecht an sich reißen. Sie forderten Zipfelchen, die bis an den Kongo reichen. Sie bedrohen den neutralen Staats der imNamen des allmächtigen Gotteszum Heil der Menschheit gegründetward.NurumdenLandbesitzdiesesStaatcs ists ihnen zu thun; die zackigen Fetzen, die Frankreich ihnen jetzt giebt, wären der aufgewandten Mühe ja nicht werth. Die schlau begründete Rede hat schon gewirkt. Der belgische Bürger sieht in dem Deutschen Reich den Erzfeind, der das von Leopold hinterlassen« Gut rauben will. Nun, heißts in London und Brüssel, wird auch offenbar, warum Bismarck 1884 für den Schwächsten optirte. Er dachte, die belgische Herrlichkeit werde nicht lange währen und Deutschland ihrErbe sein. Dachte ers wirklich? Der Mann, dessen Hauptsorge stets war, die zwei stärkstenWestmächte einanderfern zu halten,sie nicht inneuerGcmeinschaftdesHasses zu einen? Er könnte auch anders gedacht haben. Die Pflicht, der deutschen Industrie überseeische Absatzmärkte zu schaffen, mußte eines Tages das freundliche Verhältniß zu England trüben. Klugheit empfahl, für diesen Tag einen gros^enBissenaufzusparcn, der

dem Mngen Britaniens wieder Etwas zu verdauen gab. Das wichtigste Stromgebiet Centralafrikas: damit ließ sich mancher Schmerz des vom Marktkampf Enttäuschten lindern. Auch diese Hoffnung müssen wir nun bestatten. Wir haben zu früh geschrien. Wer den neuen Vertrag liest, muß glauben, daß hinter der häß-lichenPapierwand dieAbsichtauf den belgischenKongostaat lauert. Und die laute Ankündung eines Raubversuches traut man uns zu. Oome to tteeuba! Nein. Wenn dieses Heft erscheint, wird Herr von Bcthmann im Reichstag geredet haben. Dann werden wir wissen, was uns zu wissen frommt. Alles.-Warum just die Kaiser-liche Regirung denFranzosen die Herrschaft überMarokko anbie-ten und verschaffen mußte, für dessenNnabhängigkeit undAnan-tastbarkeitderDeutsche Kaisersich als Bürgen eingesetzt hatte. Wa-rum drei Kriegsschiffe bemüht, ungeheure Vermögenswerthe zer-stört und die Verhandlungen vierMonate lang hingeschleppt wur-den, da, ohne Druck, das jetzt Erlangte doch schon am elftenIuni-tag zu haben war. (Alles irgendwie Wesentliche. Herr Cambon wäreinBerlinkreditlosgeworden,wennerseinVersprechen,jedes Ministerium zumAbschluß auf der vereinbartenBasis zu bringen, nicht eingelöst hätte.) Warum also der langwierige Bluff selbst mit einemMilliardenpreis nicht zutheuerbezahltschien. Warumund von wem Wilhelm derZweite in den Glauben gedrängt ward, das (bequem erreichbare) Endziel derAktion, derseinInstinkt wider-strebte, sei der Gewinn des besten Theiles der Aequatorialpro-vinz und der höhere eines deulsch-französischenBündnisses. War-um nach hundertvierzigZwiesprachen(so viele warens; und nicht immer gings dabei sänftiglich zu) der Herren Cambon und von Kiderlen unser Ertrag so schmal aussah und in allen Schichten desNachbarvolkes doch derGroll gegenDeutschland so jäh ange-schwollen war, daß selbst ein Mann von der Wesenskultur und dem Weltruf Pauls Leroy-Beaulieu sich schnaubend wider »die deutscheErpressung"aufbäumte.WarumEngland auf einekorrekte Frage erst Antwort bekam, als es sie, in frech herausforderndem Ton, öffentlich wiederholt hatte. Warum Herrn von Lindequist eine Lüge zugemuthet und, als er aufrecht in seiner Neberzeugung blieb, das reine Amtskleid besudelt werden mußte. Das Alles (und manches Andere noch) wird der Kanzler erklären. Sicher. Nichts vcrschwcigen.Nichts hinzusetzen. So wahr ihmGott helfe.

Ein Weg zur Sicherung des Rechtes.
AMrthümlich einfach wie die Anfänge des menschlichen Zusam-
IM menlebens waren die Normen, die es regelten. Diese glück-
lichenZeiten desRechtes, „das mit uns geboren ist" oder mindestens
jedem Volksgenossen verständlich war, sind unwiederbringlich da-
hin. Die fortschreitende Entwickelung hat ein immer mehr ins Ein-
zelne gearbeitetes Rechtsgebäude und damit eine Fülle vonRechts-
normen gebracht, die heute kaum mehr dem Fachmann übersehbar
ist. Der Laie will sich in diesen Zustand nicht schicken. Sein naiver
Glaube, in seinem Bedürfniß nach Rechtssicherheit, ist: für jede
Rechtslage könne und müsse ihm das Gesetz die klare Auskunft
geben. Dieser Glaube ist, leider eitel, der Wunsch nach voller Rechts-
sicherheit unerfüllbar, die Gesetzgebung ein Schwanken zwischen
zwei Gegensätzen. Bald eine Beschränkung auf die allgemeinen
Richtlinien mit einem weitgehenden Vertrauen in den Richter,
bald kleinlich genau gefaßte Einzelbestimmungen, die jeder richter-
lichen „Willkür" vorbeugen wollen. Auf der einen Seite also ein:
Gefahr für die Sicherheit des Rechtes, auf der anderen die nicht
minder große Gefahr einer Fesselung des Verkehrs und der Rechts-
anwendung. Das richtige Mittelmaß zu treffen, ist dem Gesetzgeber
versagt, weil er nicht vorherzusehen vermag, wie das Gesetz in der
Rechtsanwendung wirken wird. Daher mein Vorschlag, in einem
Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung ein Mittelglied zwi-
schen die Gesetzgebung und die Rechtsanwendung einzuschieben.
Wo das Gesetz Lücken und Unklarheiten zeigt, wo Zweifels-
und Streitfragen in der Rechtsanwendung auftauchen, soll der
vorgeschlagene Gerichtshof prüfen, ob es nicht möglich ist, die Un-
klarheit, die Streitfrage zu beseitigen. Wo es möglich ist, ohne daß
daraus der Entwickelung des Verkehrs und der Rechtsanwendung
die Gefahr einer Fesselung entsteht, ist die Streitfrage zu beant-
worten. Die Entscheidungen werden, wie das Gesetz, veröffentlicht
und haben bindende Kraft für alle Rechtsbeziehungen, die nach
dieser Veröffentlichung entstehen.
Der Gerichtshof soll sich aus einem Stamm von ordentlichen
und einer Anzahl von außerordentlichen Mitgliedern zusammen-
setzen. Die ordentlichen Mitglieder, meist Praktiker verschiedener
Rechtsgebiete'(etwa zwölf bis fünfzehn), haben ständig bei der Ent-
scheidung aller Fragen mitzuwirken, während für Fragen beson-
derer Art (Beispiele: Grundbuchrecht, Handelsrecht, Prozeßrecht)
die für die einzelnen Rechtsgebiete ernannten außerordentlichen
Mitglieder beizuziehen sind, so daß, je nach dem Gebiet, auf dem
die Streitfrage liegt, die Zusammensetzung zum Theil wechselt.

Der Vorschlag ist nicht ohne Vorgang, Im Gegentheil: die Zahl der Versuche, die durch das Gesetz nie voll erreichbare Rechtssicherheit auf anderem Wege zu erreichen, ist recht stattlich. Was unser geltendes deutsches Recht bestimmt, um die Einheitlichkeit der Rechtsprechung zu fördern, läßt den Erfolg voller Rechtssicherheit vermissen. Denn wenn auch die Erfahrung lehrt, daß sich die Untergerichte in den meisten Fällen der Rechtsprechung der höchsten Gerichte, vor Allem des Reichsgerichtes, anzuschließen pflegen, so kann dcch Niemand mit Sicherheit darauf rechnen. Auch wenn man von der Vielheit der höchsten Gerichte (Reichsgericht, Oberlandesgerichte, Oberverwaltungsgerichle, um nur die wichtigsten zu nennen) absieht: ihren Entscheidungen fehlt die bindende Kraft für künftige Fälle. Ohne solche bindende Kraft aber ist eine volle Sicherheit des Rechtes nicht zu erreichen. Darum sollen die Sprüche des Auslegungsgerichtshofes für künftige Fälle bindend sein. Wenn aber die Präjudiziengeset^e früherer Zeiten bestimmten (und im englischen Recht heute noch die Bestimmung gilt), daß die Urtheile der obersten Gerichte für künftige Fälle die Richtschnur zu bieten haben, so ist diese Vorschrift wissenschaftlich verfehlt und praktisch bedenklich, eine rohe, mechanische Einrichtung. UnsereGerichte haben immer nur den Einzelfall mit seinem besonderen Thatbestand, mit all seinen Eigentümlichkeiten, zu entscheiden; der Richter beantwortet nie eine Rechtsfrage, sondern er entscheidet einen konkreten Streitfall. Er hat weder Grund noch Berufung, zu prüfen, ob die Rechtssätze, die er bei der Entscheidung des Rechtsstreites formulirt, allgemeine Geltung fordern können; darum ist es gefährlich, durch ein Gesetz solchen „Rechtssätzen" allgemeine Ee tung beizulegen; eben so ungerechtfertigt, wie (außerhalb eines begehenden Präjudiziengese^es) der nicht selten geübte Präjudizienkultus verwerflich ist, jenes blinde Nachbeten von „Rechtssätzen", die in den Entscheidungen der höheren und höchsten Gerichte ausgesprochen sind, ohne daß die Besonderheiten der Fälle beachtet werden, bei deren Entscheidung diese Sätze entstanden. Nur die Behandlung, die von den Besonderheiten des Einzelfalles absieht, die das Typische zu erfassen sucht, die die Rechtsfrage sich vorlegt und zu beantworten sucht, wie sie der Gesetzgeber, in die Zukunft schauend, ansieht und regelt: nur eine solche Behandlung kann eine Lösung schassen, der allgemeine Geltung zukommt. So aber hätte der Auslegungsgerichtshof zu arbeiten. Nichts Anderes wäre sein Wirken als die Ergänzung Dessen, was der Gesetzgeber bei der Schaffung der Ge'etze nicht bis ins Einzelne geregelt hat; sei es, daß er die Frage, die heute Entscheidung heischt,

nicht kannte, vielleicht noch gar nicht kennen konnte, oder, daß er sie übersah, daß er ihre Regelung für unnöthig oder für nicht oder noch nicht möglich hielt. Also nicht mehr als eine Nachholung Dessen, was der Gesetzgeber selbst gethan hätte, wäre ihm die jetzt sichtbare EntWickelung bekannt gewesen.

Tie innere Berechtigung aber, mit dieser Nachholung eine eigene Stelle zu betrauen, liegt darin, daß der Gesetzgeber bei der Schwerfälligkeit und Unsicherheit seiner Arbe!tweise außer Stande ist, auch nur halbwegs in einer den Bedürsnissen gerecht werdenden Weise das Versäumte selbst nachzuholen, und daß, wenn nicht der Verkehr Jahrzehnte lang unter der Starrheit des einmal erlassenen Gesetzes und unter der Unsicherheit seiner Auslegung leiden soll, eine Instanz die Möglichkeit haben muß, das Machtwort zu sprechen, das den Verkehr von der Streitfrage endgiltig befreit.

Einen Auslegungsgerichtshof aber nenne ich die vorgeschlagene Stelle, weil sein Wirken nach der hauptsächlichsten Funktion rechtlich als eine (authentische) Auslegung des Rechtes anzusehen wäre und weil seine Mitglieder, die dem Gesetz und seiner Auslegung und Behandlung genau wie die Richter gegenüberstünden, auch genau die staatsrechtliche Stellung unserer heutigen Richter bekommen müßten.

Ein solcher Gerichtshof soll nicht etwa an die Stelle unserer Gerichte treten, seine Schaffung kein Mißtrauensvotum für unsere höchsten Gerichte bedeuten. Er hat sich in keiner Weise in die laufende Rechtsprechung einzumischen. Auch künftig hat nur derRichter den einzelnen Streitfall zu entscheiden; und er hat ihn zu entscheiden, ohne sich irgendwoher Weisungen erholen zu müssen. Gerade an diesem Punkt zeigt sich, wie himmelweit mein Vorschlag von einer Einrichtung entfernt ist, die heute noch den Iuristen aus dem Gebiet des preußischen Landrechtes bös in den Gliedern liegt: der Einrichtung, wonach der Richter beim Auftauchen von Auslegungzweifeln sich der eigenen Gesetzesauslegung enthalten und die Rechtsfrage der „Gesetzeskommisfion" vorlegen mußte.

Der Gerichtshof ist auch nicht dazu bestimmt, die Funktion unserer höchsten Gerichte auszuschalten, die man als die Wahrung der Rechtseinheit bezeichnet. Nicht, weil er ein „besserer Rechtsausleger" wäre als etwa das Reichsgericht, soll er eingeführt werden. Wohl aber, weil nach unserem Recht und nach der Natur des Reichsgerichtes als eines Gerichtes die Wirkung seiner Arbeit begrenzt ist und das Reichsgericht Das nicht leisten kann, woran doch der Verkehr ein so großes Interesse hat, nämlich die jeweilig erreichbare höchste Sicherung des Rechtes. Und zwar weder quanti-

tativ noch qualitativ. Es bedarf keines Beweises dafür, daß unser Reichsgericht niemals im Stande sein wird, alle Streitfragen (ich meine alle einer solchen allgemeinen Lösung überhaupt zugänglichen Probleme) zu entscheiden; um so weniger, je mehr die fortschreitende Belastung des Reichsgerichtes Beschneidungen seiner Zuständigkeit nöthig macht. Aber auch qualitativ, weil es, wie schon bemerkt, an der bindenden Kraft für künftige Fälle fehlt. Thatfache ist, daß so und so viele Streitfragen nicht zur Ruhe kommen wollen, trotzdem das Reichsgericht sie (vielleicht mehr als einmal) entschieden hat; Streitfragen, die oft durchaus nicht von prinzipieller Bedeutung sind, aber doch im täglichen Rechtsleben recht lästig empfunden werden.

Aber wird nicht der Gerichtshof bei der bindenden Auslegung der selben Gefahr unterliegen, in der der Gesetzgeber schwebt: die Verkehrsentwickelung und die Rechtsanwendung in Fesseln zu schlagen? Zweifellos: die Gefahr besteht. Aber sie ist wesentlich geringer als beim Gesetzgeber. Während Dieser bei der Schaffung der Einzelbestimmungen vielfach nur auf den Blick in die Zukunft angewiesen ist, hätte der Auslegungsgerichtshof die wirküchen Erscheinungen des Lebens und die bisherigen Ergebnisse von Wissenschaft und Rechtsprechung vor Aügen. Auch darf nicht übersehen werden, wie viel ruhiger die Arbeitwelse des Gerichtshofes wäre als die des Gesetzgebers. Freilich muß dann auch dem Auslegungsgerichtshof selbst die Auswahl der zu behandelnden Fragen vorbehalten bleiben. Und sie kann ihm unbedenklich überlassen werden; denn während es mir unmöglich scheint, eine Abgrenzung der zu behandelnden Fragen im Voraus zu bestimmen, ist es bei der Würdigung von Fall zu Fall sehr viel leichter, zu entscheiden, ob die einzelne Frage ohne Gefahr für den Verkehr behandelt werden kann oder nicht. Daß die Mitglieder des Gerichtshofes Männer von eben so hoher wissenschaftlicher Bedeutung wie praktischem Blick für das Leben sein müssen, versteht sich von selbst.

Dem Gesetzgeber brächte das Beg ehen des Auslegungsgerichtshofes eine nicht unwesentliche Vereinfachung seiner Aufgabe. Oft isls nicht schwer, die Grundlinien des gesetzgeberischen Gedankens, das Zie!, das erreicht werden soll, scharf zu bezeichnen; erst bei dem Versuch der Einzelausgestaltung stellen sich die Schwierigkeiten und nicht selten die Mißgriffsmöglichkeiten ein. Würde mit den Gerichtshof ein beweglicherer Faktor zur Ergänzung der Arbeit des Gesetzgebers eingefügt, so könnte in den geeigneten Fällen der Gesetzgeber sich auf die Vorzeichnung der Richtlinien beschränken und die Ausgestaltung ins Einzelne, in dem Maße, wie es dieVer-
I

kehrssicherheit erfordert, dem Gerichtshof überlassen. So könnte die künftige Entwickelung bewirken, daß die Gesetzgebungtechnik sich verschöbe, wenn dem Auslegungsgerichtshof gelänge, sich durch sein Wirken eines solchen Vertrauens würdig zu zeigen.

Und nun die praktischen Aussichten auf Verwirklichung des Gedankens. Wird nicht der Reichstag davor zurückschrecken, dem Gerichtshof eine Machtvollkommenheit zu geben, die seinen eigenen Machtbereich bedenklich einzuengen scheint? Die Frag: läßt sich verallgemeinern: sie gilt nicht minder auch für die Regirung. Werden beide Theile in edlem Wettstreit einen Theil ihres Machtbereiches aufgeben, wenn dadurch eine besser: Rechtssicherung zu erreichen ist? Und kann der Gesetzgeber die bindend: Auslegung (als eine von Rechtes wegen nur ihm zukommende Funktion) auf einen Anderen übertragen?

Die Sache sieht gefährlicher aus, als sie ist. Begrifflich, staatsrechtlich ausgeschlossen ist nicht, daß der Gesetzgeber einen Theil seiner Machtbefugniß einer bestimmten Behörde überträgt. Es ist also ausschließlich eine Frage praktischer, politischer Art, ob er einen solchen Vertreter bestellen soll und wie w:it er dabei gehen kann. Was Regirung und Reichstag aufzugeben hätten, ist aber kaum mehr als der Schein einer Macht. Mein Vorschlag geht ja gerade von der Klage darüber aus, daß viele Streitfragen, so dringend geboten auch ihre Entscheidung wäre, doch nie erledigt werden, weil der Gesetzgeber es nicht thut, nicht thun kann. Und wie ist es denn heute? Was nach meinem Vorschlag der Auslegungsgerichtshof schaffen soll, die Sicherung des Rechtes, leistet heute, so gut es eben geht, die Rechtsprechung der Gerichte. Auch hier aber ist der Regirung wie dem Parlament jede Möglichkeit der Einwirkung versagt. Was der Gesetzgeber dem Auslegungsgerichtshof an Macht überträgt, ist also praktisch nicht zugleich ein Verlust an eigener Macht. Außerdem aber liegt in einer solchen Machtübertragung noch durchaus kein Verzicht auf das eigene Recht. Denn was der Auslegungsgerichtshof an Sprüchen aufstellen würde, wäre wirksam nur unter dem Vorbehalt, daß nicht der Gefetzgeber selbst (Regirung und Parlament im Zusammenwirken) den ihm etwa unerwünschten Auslegungsatz beseitigt. Denn das Gesetz ginge auch fürderhin über das Walten des Gerichtshofes. Uebrigens ließe sich eine mit der Einrichtung eines Auslegungsgerichtshofes vereinbarte Mitwirkung des Parlamentes an dessen Thätigkeit denken.

Mein Vorschlag geht neue Wege. Daß über den Versuchen früherer Zeiten und anderer Länder kein freundlicher Stern geleuchtet hat, kann mich nicht beirren. Das Fortschreiten vom Mangel-

haften zum Besseren muß zum Sieg führen. Und es darf nicht für
immer bei dem heutigen Zustand bleiben, daß der Verkehr einfach
darauf angewiesen ist, zu sehen, wie er mit den Hunderten von
Streitfragen selber fertig wird.
Zweibrücken. Erster Staatsanwalt A. Zeiler.
Verse.
Sommer des Stroms,
so kam Sommer über den Strom!
Sturm brach die Wasser um wie mit tief wühlendem Pflug,
Daß Fuiche an Furche sich schloß zu langem Zug,
Schleppte Wolken zuhauf
lind barst sie breitauf,
Daß wie fallender Samen dicht und voll
Rauschender Regen nicdcrquoll.
Nun b ükt Sommer über den Strom!
Ls treiben die waffer Wasser aus sich wie Boden Frucht,
wie über die Erde grünender Rasen, wächst über die Fluchen rollende Wucht.
Greift aus, stößt aus, schießt springende Wasser ins Land,
Bricht von den Ufern Geröll, Nlcrgel und Sand,
Ackerschollen werden von mahlendem Strudel zu Grund gepreßt,
Wiesenslücke gleiten wie schwimmendes Baumgeäst, —
wasserner Sommer weit und breit;
Breit liegt der Strom in brausender Seligkeit.
Trostlied.
Komm in den Schlaf! Schlaf ist ein dunkler See,
wie eine Nize wohne Sich ein am Grund,
von Gram und weh
Bade Sich selig gesund.
wie cin Gebirge ragt meine Liebe, daß nicht die hellen,
Bösen
winde vom Tage verworrene W.Ilcn
Lösen.
Straße, Vu Strom!
Straße, Du Strom, breit rollend in Schotter und Sand,
weither in grauem Glanz fließest Du ivcit ins Land,
Ufcrhin wechseln die wiese und Fels, wei„hang und Hof, Buchenwald »nd
Kapelle;
Immer in gleichem Maß, windunbcwegt, treibst Du die crdene Welle.

Verse.
Und es geschiel t, daß Einer am Abend vom Feiistcr schaut,
wie drrmlen Dein Lauf dämmernd vorübergiaut.
Und er blickt und er horcht: und er neigt das Haupt, um zu lauschen.
Und crs l rickt tief ins Herz, denn er hört, Straße, Du Strom, D,ch laut du ch>
die Ebene rauschen,
«s
Sommergesang^
Heiß um mich scheint Licht, grell auf mich wärmt Gluth,
Nie an Sonne und Tag stillt sich mein durstiges Blut,
Wenn in funkelnden Sommern der Himmel von Lichtern und Flammen brennt^
kodernder zündet mein Wunsch Feuer ans Firmament,
Grau dämmert mir Mittag, dunkelndes Leid,
Klagt in Dir Erinnern vormals gelebter Zeit?
Brennender Fels war ich, umflirrt von blau brandender Welle,
Fe nher, durchblendend die Wasser, schwamm strahlende Mi tagshclle,
Gestreckt Flosse und Fuß, dunstig ein athmendes Thier,
In umilammerndem Schlaf, ruhte sie schwer auf mir.
Saugend mit Adern und Rinnen trank ich Schimmer und GlciH,
Noch in den Nächten glänzte ich weit und weiß.
Nicht sah ich die wandelnde Fluth, nicht das tragende Land,
Himmel war droben, Himmel war drunten, unendlich in Licht entbrannte
Dunkel dämmert mir Mittag, wolkiges Leid,
In Dir glüht wie gesammelter Blitz verloderte Seit.
Schlachtgebet des Alten Dessauers.
Bestreicherschmadronen schimmern entlang den morgcnrothen Horizont.
Durch die blinkende Ebene weit
Stehn Prcußendragoner und -grenadiere gereiht,
Der Dessauer hält vor der Front.
verworren, als schlügen rings Thuimuhren die S und?,
Dröhnen erste Schüsse da und dort in die Runde;
Eine Äugel weht,
Er zieht den Degen: «Helm ab zum Gebet!
Herrgott! Ich kann nicht jeden Tag vor Dein Angesicht treten,
Nur mit Trompeten kann ich Dir lobsingen und nur mit Schüssen zu Dir betew
wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
Säbel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preußen, nimm es an!"
t Ernst Lissauer.

Bismarck und die Welt.*)

er Genius, der entschlossen schien, in engen Kreisen die Kräfte zu KiSA ermüden, die in den Wirbel der Welt zu werfen ihn das Gesetz dieser Welt vom langsamen Aufstieg schreckte, stand im Begriff, sich in Schönhausen einzuspinnen: Gutsherr, Berather seines Kreises, Herr des Flusses, Gatte und, wie er hoffen durfte, bald Vater, bereit, im Krieg dem König zu folgen, Leidenschaft an den Ketten von Skepsis und Glauben fesselnd, Dämonie wie Feuerwerk verpuffend. So hätte er sich in jenen kleinen Ereignissen zerrieben, deren Deutung allein den Platoniker befähigt, sie zum Werth weltgeschichtlicher Evenements im persönlichen Organismus zu erhöhen. Da zieht die Welt den Genius aus der Dunkelheit.'

Bei Bismarck kam Alles spät, und wenn man den Iweiunddreißigjährigen sich sammeln, dann durch scheinbare Zufälle in die Politik gcrathen, den Sechsunddreißigjährigen den ersten Schritt in die Diplomatie machen sieht, denkt man daran, daß Goethe sich fast vierzigjährig entschloß, doch nicht Maler zu werden.

Wie reagirte diese Seele nun auf seinen großen Gegenspieler, die Welt? Welche von seinen Trieben und Hemmungen, Dunkelheiten und Leidenschaften, Idealen und Rassenerbschaften übte er mehr als Andere an der Welt?

Man suche nur die Mischung zu bestimmen, mit der er jeweils aus den in ihm wirkenden Säften den Trank gebraut, den er, Gift oder Arzenei, der Welt gereicht, sie zu betäuben, zu heilen oder zu vernichten. Nur eine Eigenschaft, die er in den Kampf mit der Welt mitbrachte, erklärt sich nicht aus jener Analyse, sondern aus seiner Entwickelung. Er war Autodidakt.

Das Iahrzehnt, das Andere durch langsame Erwerbung sachlicher Kenntnisse und technischer Fähigkeiten ausfüllen, lag frei vor ihm, er konnte, neben aller heilsamen Lebenspraxis, jene tiefe und umfassende Bildung erwerben, die dann in dem entscheidenden dreiunddreißigsten Lebensjahr fertig wie sein Charakter in ihm lag und wie dieser nicht weiter entwickelt wurde. Denn nun mangelt ihm die Zeit. Aber das Iahrzehnt hat ihm ein Wissen und eine geistige Kultur verliehen, wie sie.unter modernen Staatsmännern großen Stiles kaum wieder zu finden ist. Dies allgemeine Wissen in seiner Tiefe und

*) Fragmenteaus einem sehr merkwürdigen Buch, das bei S.Fischer in Berlin erscheinen wird. „Bismarck, ein psychologischer Versuch": so heißt es. Der Verfasser, Herr Emil Ludwig, ist ein junger Dramatiker; und als Dramatiker hat er, visionär, nicht durch die scharfen Gläser des Historikers, den Stoff erschaut und wie den Entwurf eines Dramas ihn gestaltet. Ein sehr merkwürdiges, lesenswerthes Buch; aus dem über manches Wesentliche Bismarcks mehr zu erfahren ist als aus einem Dutzend dickerer Bände und dessen Autor uns eine Hoffnung ward.

Weite blieb stets in ihm lebendig, zwischen Dreißig und Achtzig, und wie aus einer offenen Schale konnte er die Beispiele, Gleichnisse, Warnungen daraus ergreifen, die der Augenblick für ihn selbst und für die Welt erfordern mochte. Darüber hinaus hat ihm dieses Iahrzehnt stark einseitiger Elastizität so viel an Fahrten und Abenteuern, an Stößen, Gegenstößen und Beobachtungen eingetragen, daß er aus ihm rundum ein Mensch hervorging.

Eines Tages, im Mai tz7, erkrankt einer der Abgeordneten der Provinz am Vereinigten Landtag in Berlin und kann der Verhandlung nächt mehr beiwohnen. Bismarck ist der Nächste, ihn zu vertreten; er hätte ablehnen können: dann wäre der Folgende berufen worden. „Nun haben indessen die Magdeburger Stände, als unter den sechs Stellvertreterposten der erste vakant wurde, anstatt, wie es sonst üblich war, den zweiten und so weiter jeden eine Stelle vorrücken zu lassen und den sechsten neu zu wählen, ausnahmweise mich, der ich ganz neu in der Provinz war und noch gar nicht einmal Stellvertreter, sofort zum Ersten von den Sechsen erwählt. Sie wurden hierzu theils dadurch bestimmt, daß sie zu mir ein ganz besonderes Vertrauen hatten, theils dadurch, daß der Zweite für unfähig gehalten wurde. Dieser würde nun jetzt Stellvertreter, wenn ich ablehnte." Symbolisch beginnt Bismarcks Laufbahn mit seiner Berufung außer der Reihe. Politisch völlig unbekannt, Autodidakt schon hier, flößt dieser Iunker den Magdeburger Ständen besonderes Vertrauen ein: man beruft ihn gegen die Regel zum Stellvertreter. Und auch das „Glück" spielt hinein, ein Eckchen: der Andere ist unfähig. Eine Konstellation wie beim Auftritt eines Helden von Balzac. Von außen gesehen, nimmt Bismarck an aus Pflichtgefühl, weil der Andere schaden würde, von innen gesehen, weil der im Dunkeln stehende Genius ans Licht will. Er ergreift, wie bei Balzac, im Bewußtsein seiner Kräfte den Haken, den ihm der Zufall zuwirft, um sich an Bord zu schwingen.

Mit dem Erkrankten vereinbart er ausdrücklich, daß Der ihn wieder ablöse, wenn er gesundet. Nun geschieht Zweierlei: Der Abgeordnete gesundet nicht, Bismarck aber wird in zwei Augenblicken in die Fluth gerissen. „Die Sache ergreift mich viel mehr, als ich dachte", schreibt er nach seiner ersten Sitzung. Gleich in den ersten Tagen spricht er zweimal und fällt dem König auf. Dagegen schläft er in den Sitzungen ein, in denen „die haarspaltenden Iuristen und die eitlen Schönredner eine einfache Sache so breit treten". Niemals hat sich Bismarck, obgleich er einige Iahre das Ius studirt und praktizirt hatte, als Iuristen gefühlt, immer als Feind der Iuristen. Ueberhaupt verliert er nie das Bewußtsein, hier eigentlich ein Fremder zu sein, mehrmals spricht er von der Stellung, in die er „nun einmal Hineingerathen", und es ist in den Merkmalen seiner Rasse das starke Ehrgefühl, das ihn jetzt hindert, einen „feigen Rückzug" anzutreten, in der persönlichen Struktur seiner Seele ist es Dämonie, die ihn jetzt hält, nachdem er sich spontan gleichsam verrathen,

Das selbe Schauspiel, nur lebhafter gefühlt, weil mit der Größe der Stellung das Autodidaktische an Sichtbarkeit in die Weite zunahm, trägt sich vier Iahre später zu. Diesen Mann, der nie in einem Ministerium gearbeitet, nie über Referendarkenntnisse hinaus juristische Schriftstücke gelesen, der nie Sekretär oder Attachs einer Gesandtschaft war, ernennt der König zrm Gesandten am frankfurter Bundestag, er überträgt ihm also den zur Zeit wichtigsten Posten der preußischen Diplomatie. Damals erinnerten die Zeitungen an den Scherz des witzigen Dechanten von Westminster über Lord Russell: „Der Mensch würde auch das Kommando einer Fregatte oder eine Steinoperation übernehmen". Und in Frankfurt nennt man den Iunker sogleich den Diplomaten sn ssbots.

Der König, ein kluger, aber kein klarer Kopf, apostrophirt den Mann, den er doch selbst in Kenntniß seiner formellen Unkenntniß erwählt hat, in der entscheidenden Audienz merkwürdig: „Sie haben viel Muth, daß Sie so ohne Weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen". Klassisch, wie in dem lange durchdachten Dialog eines Dramatikers, antwortet Bismarck unmittelbar: „Der Muth ist ganz auf Seiten Eurer Majestät".

Wieder findet man in ihm die Kenntniß seiner eigenen Person und Lage. Er will nicht sofort eine selbständige Stellung annehmen, weil er sich sonst „wegen Unkenntniß der aktenmäßig üblichen Formen blamiren würde", wozu er keine Neigung habe. Indessen er muß. „Ich muß", schreibt er in den ersten frankfurter Tagen, „ununterbrochen arbeiten, um mich erst nothdürftig bekannt zu machen mit Dem, was ich treiben soll". Und schon am Tag der Ankunft schreibt er „noch ganz verblüfft davon, vom Rad des Lebens so plötzlich gefaßt zu sein", er müsse sich erst Alles zurechtlegen und sich gewöhnen, „ein regelmäßiger Arbeiter und trockener Geschäftsmann zu sein, viele und feste Arbeitstunden zu haben und alt zu werden. Dann muß ich einen großen Train und Haushalt führen und Du, mein armes Kind, mußt... steife Hecke spielen, Diners und Bälle geben, schrecklich vornehm thun, Excellenz heißen und mit Excellenzen klug und weise sein."

Eine Frische geht von solchen Worten aus, wie man sie an dem dunklen Mann selten spürt. Es ist wie die Frische eines Wunderkindes, das sich in goldenen Salons verwöhnt fühlt, staunt uud dennoch lieber in seine gewohnte Stube zurückkehrte. „Ich bin bang bei dieser plötzlichen Vornehmheit und ich sehne mich mehr als je nach Dir. " Noch eben ein Gutsbesitzer mit mäßigem Vermögen, der in der Hauptstadt als Abgeordneter thätig ist, ist er erstaunt, nun plötzlich für fünftausend Gulden zur Miethe zu wohnen und einen französischen Koch zu halten, um Diners an Königs Geburtstag zu geben, „was Niemand vor einem Iahr gedacht hätte". Das ist die Szenerie.

Sobald er hineingeblickt, erwachen die drei siegreichen Triebe des Autodidakten in ihm: Natürlichkeit, Selbstbewußtsein und Verachtung. Sogleich sieht er an den Fachleuten bestätigt, was er ohne Gründe und

Beweise von ihnen immer vorausgefühlt. „Die Herren hier sind unausstehlich. Wenn ich einen anrede, setzt er ein diplomatisches Gesicht auf und denkt nach, was er antworten kann, ohne viel zu sagen, und was er über meine Aeußerungen nach Hause berichten kann. Die nicht so sind, konveniren mir noch weniger: sie reden Zweideutigkeiten mit den Damen. " Dies ist Bismarck, der Landedelmann, der unter verbrauchte Städter tritt. Als er acht Tage Diplomat ist, erklärt er bereits, wenn nicht äußere Ereignisse einträten, die Niemand am Bundestag voraussehen oder leiten könne, wisse er ganz genau, „was wir in ein, zwei oder fünf Iahren zu Stande gebracht haben werden, und will es in vierundzwanzig Stunden zu Stande bringen, wenn die Anderen nur einen Tag lang wahrheitliebend und vernünftig sein wollen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen."

Dies Autodidaktenthum, das sich aus seiner ganzen Vergangenheit ergab, macht ihm das Amt, wenn auch nicht auf die Dauer schwer, so doch zu Anfang und auf die ganze Dauer schwer erträglich. Er klagt, von früh bis Abend Aslsrien des Dienstes zu sein, er, der zwölf Iahre lang ein unabhängiger Landjunker gewesen sei, „Das heißt: bodenlos faul", und bewundert sich täglich, wie weit es ihm dennoch gelinge, seiner „angeborenen Tintenscheu und Faulheit Gewalt anzuthun". In vierzig Iahren verstummt diese Klage nicht mehr; nie hört er auf, das Diplomatengewerbe zu verachten. Immer hat er sich ihm fremd gefühlt. Er will Landedelmann sein, nicht „Schreiber". Dem Freunde Motley schreibt er im Iahre 63: „I lütts politil's. aber wie Du sehr richtig sagst, liks tkc> Aroesr I»tinx Er hätte nie geglaubt, in seinen reifen Iahren genöthigt zu sein, „ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben". Hätte ihn nicht das Werk gefesselt, er hätte es nicht ausgehalten.

Im allgemeinen Anblick eines großen Staatswirkens vergißt man leicht und gern, daß es in überliefertem Rahmen spielen, daß es mit Kenntniß und mit Rücksicht eines bestimmten Faches durchgeführt werden muß, daß also dieser Künstler im Stoff der Realität nicht frei spielen darf, wie jene, deren Stoffe wohl spröde sind, aber nicht selbständig gegenwirken.

Der dritte Tag, an dem Bismarcks Autodidaktenthum aller Welt deutlich wird, ist jener, an dem er Minister wird. Er war nun ein Iahrzehnt Diplomat auf den drei wichtigste» Posten: man sollte meinen, er habe eingeholt, was ihm etwa gefehlt. Aber das Odium bleibt ihm haften. Die gegnerische Presse, also im Jahr W neun Iehntheile aller Blätter, erklärt ihn für einen Abenteurer, der vom Landedelmann plötzlich Diplomat werde, »nd prophezeit ihm Straffords Schicksal, Gustav Freytag sagt voraus, er werde sich kein Jahr halten, und die Kammer preist den Anatomen Virchow als einen „unzünftigen Politiker", während von den Studien des „zünftigen" Diplomaten Bismarck (ironisch) bisher Niemand etwas erfahren habe.

Und all Das ist richtig! Sein diplomatischer Habitus blieb immer
der eines Autodidakten, freilich eines Genies. Er machte, er wagte, er
sagte Dinge, die unter seinen Kollegen unmöglich oder unbekannt wa-
ren. Und noch, nachdem er fünfundzwanzig Iahre an der Spitze des
Staates gestanden, sagt er rückblickend im Reichstag: gewiß hätten viele
der Anwesenden mit ihm die selben Ziele erstrebt, aber ihnen sei der
Gedanke wohl unerträglich gewesen, „daß ein Fremder ihnen die Auf-
gabe vorweg nähme."
Daß Bismarck als Autodidakt in sein Amt trat, warf Licht und
Schatten in sein Amtsgebäude. Zunächst muß ihn alles Zünftige auf-
regen, er muß Feind aller Bureaukratie sein, die er als „Produkt ge-
heimräthlicher Allgewalt und dünkelhafter Professorenweisheit" defi-
nirt. Privatim drückt er sich noch ganz anders aus: „Die neugierigen
Schafe von Regirungräthen, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit hin-
bringen sollen": Das ist eine Probe. Daß er selbst Geheimrath werden
muß (für einige Monate, ehe er Excellenz wurde), erklärt er für eine
Ironie, mit der ihn Gott für all sein Lästern über Geheimräthe strafe.
Als Minister schafft er die Kurialien im Anfang der amtlichen Schrei-
ben ab. Doch verlangt er, wie seine Mitarbeiter versichern, zuweilen
Unausführbares, weil ihm nicht alle Verwaltungsgesetze geläufig sind.
Bricht dann sein Plan an einem Paragraphen, der ihm unbekannt ge-
blieben, so schilt er wohl statt des Paragraphen Den, der berufen ist,
ihn ihm entgegenzuhalten. Auch, daß er selbst Autodidakten als Mit-
arbeiter bevorzugt, hat darum seine Bedenken, weil die Ressorts Fach-
leute brauchen und weil nicht alle Autodidakten Genies sind. Als ein
berliner Bürgermeister, dem Bismarck das Finanzportefeuille anbot,
ihm entgegenhält, er verstehe nichts von Finanzen, sagt Bismarck:
„Um so unbefangener werden Sie an die Geschäfte herantreten".
Manchmal aber thut er aus dem selben Instinkt die glücklichsten
Griffe. Als er im Iahr 62 sein Ministerium zusammenstellt, setzt er
den hochbefähigten Grafen Eulenburg als inneren Minister beim Kö-
nige durch, weil er für dieses zur Zeit wichtigste Ministerium mehr auf
persönliche Begabung, Geschick und Menschenkenntnitz achte als auf
technische Ausbildung,
Als Autodidakt schätzt er Werth und Macht der typisch Beruf-
losen, der Iournalisten, höher als irgendein Staatsmann vor ihm. In
Paris läßt er an einem Tage drei Diplomaten. darunter einen Bot-
schafter, abweisen, empfängt aber fünf Iournalisten und erfährt von
ihnen „mehr, als er von Ienen erfahren hätte, die Alle mehr oder we-
niger Lehrlinge von Macchiavelli und Talleyrand sind."
Vor Allem macht ihm der lange Kursus in der Landwirthschaft,
den er statt des juristischen Staatsexamens absolvirt, macht ihn der
Landbesitz, den er nicht nur ererbt, sondern verwaltet und hochgebracht
hat, unter den Regirenden zugleich zu einem Regirten, der, wie er
sagte, mitempfindet, wo und wie die Schuhe drücken, die uns vom grü-
u?n Tisch der Gesetzgebung her angemessen werden. „Die Minister, ihre

Räthe, die Mehrzahl der Abgeordneten sind gelehrte Leute, ohne Besitz, ohne Gewerbe, unbetheiligt an Industrie und Handel (Bismarck hatte später Sägemühle und Papierfabrik), außerhalb des praktischen Lebens stehend; ihre Gesetzentwürfe, überwiegend Iuristenarbeit, stiften oft Unheil."

Diese Kenntniß der Praxis an Stelle der Form ist das Letzte, was man dem Genie noch wünschen würde, hätte nicht eine merkwürdige, rückwirkend segensreiche Entwickelung sie ihm verliehen.

Napoleons und Bismarcks sinnfälligste Aehnlichkeit ist: ihr Haß gegen die Ideologen.

Theoretisch hat Bismarck nur diesen einzigen Todfeind besessen.
Die Ideologen, die Dogmatiker, die Undynamischen sind es, die nicht müde werden, ihm den Mangel ihrer Tugenden vorzuwerfen: er habe keine „Ideale", keine „Prinzipien", keine „Gefühle".

Wäre Bismarck kein Problematiker gewesen, er hätte diese Vorwürfe so voll verdient wie jene ungebrochenen Helden der Macht, die zuletzt vor dem oi-git „Morgenroth" aufgeklärterer Iahrhunderte versanken. So aber konnte er die Werthe, deren Mangel ihm die Ideologen nicht verziehen, nicht ganz für sich in Anspruch nehmen; und eben deshalb mag er sich doppelt an ihnen geärgert haben. Ihn kränkten diese Töne, weil er ihnen in einsamen Stunden nachhing und mancher Kampf mit sich selber den Kämpfen mit jenen vorausging. Napoleon kränkte sich viel weniger. Der Borgia lachte.

Daß Bismarck als Realist auf die politische Welt reagiren mußte, als er mit ihr zusammenstieß, folgt aus seiner Nüchternheit, seiner Gewaltsamkeit, seiner Skepsis. Diese Trias schuf nothwendig einen Realpolitiker. Aber auch sein Fatalismus regte ihn dazu an: „Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben des Menschen mit sich bringt, sind gottgewollte Realitäten, die man nicht ignoriren soll und kann." Virchow hat das Wort gefunden, das die ewig unüberwindliche Fremdheit der Ideologen zu den Bismarcks in ein ungewolltes Epigramm ballte, als er im Herbst 66 nach dem Krieg rief: „Hüten wir uns, den Götzendienst des Erfolges zu treiben!" Bismarck aber lenkte einen Staat, den von Erfolg zu jErfolg zu führen seine ausschließliche Aufgabe vor Gott und seinem König war. Er hatte, wie jeder große Staatsmann, in der Welt nichts Anderes vor als: einen Götzendienst des Erfolges durch seine Thaten zu ermöglichen. Und als ihm Richter immer aufs Neue Thorheiten aus seiner Vergangenheit vorwarf, bat Bismarck ihn, Das doch zu lassen, und fügte hinzu: „Ich könnte ein viel üblerer Mensch sein als ich bin, und doch sachlich Recht haken." Die theoretische Konsequenz, die man von ihm forderte, die Prinzipien, die man an ihm vermißte, verachtete er, wo immer ihn die Umstände zwangen. „Die Politik", so faßte er sich siebenzigjährig im Reichstage zusammen, „ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren glauben, sie ist eben eine Kunst."

Bei jedem Schritt, den er auf dem Wege zu seiuem Werk that,

habcu die Idcolc-.-cn das Gegentheil von ihm verlangt. Im Iahr 63 wol'tcr sie, die damals das Parlament beherrschten, die polnische Insurrc'üon gegen Rußland ermuthigen, denn sie dachten, wie Bismarck ihr"'-, zwanzig Iahre später zurückblickend zurief: „Mein Gott, da ist L :m, da ist Aufstand, da ist Insurrektion, kurz und gut, da wird eine Rcgirung angegriffen: Das erregt unsere Sympathie. " Mit Gefühl trct man damals für die Freiheit der Polen ein. Bismarck dachte rationeller: „Haut doch die Polen, daß sie am Leben verzagen", schrieb er kurz zuvor privatim; „ich habe alles Mitgefühl für ihre Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts Anderes thun als sie ausrotten. Der Wolf kann auch nicht dafür, daß er von Gott geschaffen ist, wi.' er ist, und man schießt ihn doch dafür tot, wenn man kann." Das ist der selbe Mann, der zögert, das nöthige Holz auf seinem Gut zu fällen: „Es jammert mich so;" der selbe, der auf der Jagd nicht schießt, weil er „nur Mütter und Babys" sieht, die er nicht trennen will; der selbe, der jede ernsthafte Bettelei von seinem Sekretär an Ort und Stelle untersuchen läßt und, inmitten aller Staatsgeschäfte, prüft, wie hoch der Bittsteller aus seiner Privatkasse zu unterstützen sei; der selbe, der in Frankfurt einen alten preußischen Kanzleidiener, den der Minister nicht pensioniren will, selbst privatim pensionirt; aber wiederum der selbe, der in Versailles nach einem Ausfall einen zweitägigen Waffenstillstand nicht bewilligen will, weil wenige Stunden für die Fortschaffung der Verwundeten genügen und „die Toten eben so gut über als unter der Erde, liegen".

Die Sache wills! So ist seine Haltung.

Aber es braucht nicht zum Konflikt zwischen Mitleid nnd Egoismus zu kommen: auch um anderer Ideale willen stoßen sich Bismarck und die Ideologie. Ein Iahr nach dem polnischen Handel kommt der dänische. Die Professoren wollen sich für das sehr bestrittene Recht des Augustenburgers schlagen. Bismarck zieht es vor, die Herzogthümer zu annektiren. Ein Iahrzehnt später ruft die Humanität seine Gegner auf, die in Ungarn lebenden Deutschen zu schützen. Der Realist warnt vor „Sentimentalitäten", weil dadurch die Magyaren ins feindliche Lager getrieben würden und eine solche Verbindung gefährlich sei. Der Mann, der Preußen liebt wie einen Vater, erschreckt den feinfühlenden Hobrecht durch seine Rücksichtlosigkeit, der alte prenßische Traditionen zuweilen „nicht heiliger als Perückenstöcke" seien. Die Ideologen werfen ihm vor, daß er der Reihe nach mit nahezu allen Parteien vaktirt und kämpft. „Alle Systeme," antwortet er, „durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. Doktrinär bin ich in meinem Leben nie gewesen." Historisch könnte man begründen: Das Genie hat keinen Wahlkreis.

Den französischen Unterhändlern räth er in Versailles: „Man muß seinem Vaterland nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen." Hier liegt der tiesste Grund jener leidenschaftlichen Antithese zu den Ideologen in zwei Worten beschlossen. Und er sngt hinzu,

den Franzosen ein Aper?u in ihrer Sprache wie einen Fangball zuwerfend: „I^s pstris vsut strs servis et ps,s gominss." Favre fängt den Ball auf, dreht und wendet ihn, findet keinen Eingang. „O,'sst im mot prokouä", antwortet er und denkt nach, wie er ihn Bismarck zurückwerfen kann.

Selbst wenn die Unversöhnlichen einmal das Selbe wollen, bekämpft er sie noch um ihrer Gründe willen. Hier gerade spürt man die unterirdische Verbindung zwischen dem Dogmatiker und dem Problematiker: solcher Streit ist echt deutsch. Er bestreitet, daß Steuern aus Patriotismus gezahlt werden oder daß man Elsaß und Lothringen nehmen müsse, weil sie einmal deutsch gewesen: Das sei eine Professorenidee. „Wir brauchen es vielmehr, weil die Vogesen eine bessere Westgrenze bilden und weil Metz diese Grenze stärkt."

Um Dogmen, um Gefühle haben sogar seine diplomatischen Mitarbeiter, hat selbst der König bitteren Streit mit ihm gehabt. In den fünfziger Iahren wünscht Bismarck den Besuch Napoleons in Berlin. Frankreich würde, „wie die Dinge nun einmal liegen", den preußischen Einfluß diplomatisch überall erhöhen. Entsetzt weigern sich der König und alle Minister, mit der Verkörperung der Revolution Bündnisse zu schließen. Bismarck aber bleibt noch bis in die sechziger Jahre dabei. Nach Sedan fördert dieser Royalist nun aber nicht etwa die prätendirenden Bourbons, sondern die Republik, weil er von den Bourbons eher die Herstellung der Bündnißfähigkeit Frankreichs befürchtet. Gegen Goltz vertheidigt er im Iahr 63 den londoner Vertrag: „Mögen sie ihn revolutionär nennen: die wiener Traktate waren es zehnmal mehr, das europäische Recht wird eben durch europäische Traktate geschaffen. Wenn man aber an sie den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte^ so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden."

Dieser Mann bekennt einen „angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten"; die Ideologen haben stets Respekt vor Ideen, Gefühlen und Prinzipien bekannt. Als er den Krieg gegen Oesterreich für unumgänglich erkennt, erklärt er Metternich in Paris, gegen die „Phrase vom Bruderkrieg" sei er stichfest, er kenne keine andere als „ungemüthliche Politik, Zug um Zug und bar". Gleich nach Königgrätz fühlt er voraus, man werde im Generalstab glauben, die Welt erobert zu haben, und vergessen, daß man nicht mit Oesterreich allein auf der Welt ist. „Wir sind eben so rasch berauscht wie verzagt" und er müsse Wasser in den brausenden Wein gießen. Als Sann wirklich in Nikolsburg der König, aller Argumente für Fortsetzung des Krieges durch Bismarcks Gegengründe beraubt, aufgeregt und in lebhaftem Gerechtigkeitgefühl ruft, der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, giebt Bismarck die programmatische Antwort:

Wir haben nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Oesterreichs Rivalitätkampf gegen uns ist überdies nicht strafbarer als der unsere gegen Oesterreich. Wir haben nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben.

Will man zugleich sehen, wie sein Glaube sich zu diesen Renlis-

men stellt, so darf man nicht auf Demuth, man muß auf ein Gefühl schließen, analog dem, das ihn vier Iahre später aus Versailles schreiben ließ: „Im Uebrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich; und darauf allein kommt es an. Die Rache ist Gottes." So funktionirt seine Ideologie.

Dieser Mann, dem das Transszendentale in der Form don Glauben und Aberglauben, von Fatalismus und Dämonie vertraut war, hat zu Gunsten seines Werkes Alles in sich zurückgebannt, was dieses Werk, geplant und ausführbar einzig in der Realität, gefährden konnte. Er ist es, der das Wort geprägt hat: Die Politik ist die Lehre vom Möglichen.

Dies Aper?u hat er einmal in praxi schlagend in Worte gefaßt, die er im Iahr 66 im Parlament über die Dänische Frage sprach: „Ich habe stets an der Klimax festgeha.t.'n, daß die Personalunion mit Dänemark besser wäre als Das, was existirte; daß ein selbständiger Fürst besser wäre als die Personalunion und daß die Vereinigung mit Preußen besser wäre als ein selbständiger Fürst. Welches davon das Erreichbare war, konnten allein die Ereignisse lehren."

Seine Räthe überliefern, daß er für jede Frage stets mehrere Antworten bereit hielt, von denen er die jeweilig mögliche benutzte. Als er im Iahr 67 im Parlament angegriffen wird, bekennt er, es sei nicht seine Absicht, „ein theoretisches Ideal einer Bundesverfassung herzustellen, in welcher die Einheit Deutschlands auf ewig verbürgt werde. Eine solche Quadratur des Cirkels um einige Dezimalstellen näher zu rücken, ist nicht die Ausgabe der Gegenwart." Und immer wieder begegnet man der Fragestellung des Realisten. Nicht: Was können wir wünschen? Sondern: Was müssen wir unbedingt haben?

Mit dieser Lehre vom Möglichen gleicht er einem Geschäftsmann größten Stils, dem die Stetigkeit seines bedachten Vorschreitens mit einer Sicherheit gegen plötzliche Fallissements belohnt wird, die genialen Spekulanten immer drohen. Er rechnet auch wie ein Geschäftsmann. In Versailles erwägt er vorübergehend den Gedanken, man könne eine Milliarde mehr verlangen und dafür Metz dem Feind lassen, dann eine Festung eine paar Meilen zurückbauen (bei Falkenberg oder Saarbrücken), die 800 Millionen kosten würde: „Dabei vrofitiren wir bare 200 Millionen."

Als Realist läßt er keine Situation aus Gefühl passiren, ohne sie zu nutzen. Kaum erfährt er von Hödels Attentat auk den Kaiser (das unblutig verlief), so telegraphirt er nach Berlin, es solle sofort ein Sozialistengesetz ausgearbeitet werden. Zwölf Tage später hatte der Reichstag schon Gelegenheit, dies Gesetz abzulehnen. Eben so benutzt er Kullmanns Attentat auf ihn selbst dazu, dem feindlichen Centrum von der Tribüne ins Gesicht zu sagen, der Mann habe ihm selbst als Grund des Attentates angegeben, daß Bismarck seine Fraktion, das Centrum, beleidigt habe.

Daß Bismarck dies Alles ohne Skrupel fertig brachte, ist bei einer so problematischen Natur gleichsam die Rache eines edlen Genius, der sich von einem Meer von Haß und Eifersucht, von Egoisten im Inneren

und Verräthern draußen bedroht sieht und nun „wie jeder ordentliche Mensch" seine Kräfte nutzt. Es ist aber auch der Mann, der, gefangen von dem Gedanken an sein Werk, ihm Alles opfert, was sein Inneres an Gefühlen und Dogmen belastet. Als Realist scheint Bismarck unproblematisch, die Quellen aber strömen tiefer.

Immerhin erscheint er in diesem Licht ungebrochener als irgend sonst. Sein Ton ist Dur. Wie Lebensfeuer geht es von dem Satz aus, den der Siebenzigjährige im Reichstag sprach: „Die Sünde an der Gegenwart halte ich für eine Todsünde."

Die Fähigkeit, auf Menschen zu wirken, diese aktive Suggestionkraft, die aus Blick und Geste, aus Logik und Temperament, aus Härte und Schmeicheln sich mischen kann, ist je nach der Art solcher Mischung gewöhnlich oder extravagant: je eigener das mixtum compositum, das man Persönlichkeit nennt, um so merkwürdiger der Kreis seiner Bezauberten. Es bedarf, um auf eine Volksversammlung zu wirken, etwa einer großen Statur, einer mächtigen Stirn, schlichten Satzbaues, guter Geistesgegenwart, angemessener Schlagworte und einiger leicht verständlichen Anekdoten. Hätte Brutus nach Antonius gesprochen, die Römer hätten den Antonius gesteinigt. Lassalle besag, die seltene Fähigkeit, vor dem Volk nur so wenig aus sich herauszustellen, wie es aufzunehmen vermochte. Ließ er dann im Salon die Fülle seiner Gaben spielen, so staunte man, daß dieser feingliedrige Geist im Stande war, auf die Massen zu wirken.

Bismarcks Fähigkeit, von einem Theil seines Ich zu abstrahiren, wenn es nöthig war, korrespondirte mit seiner Nervosität und Selbstkontrole und war fruchtbar nur im persönlichen Austausch. Die wuchtigen Reichstagsreden, deren berühmte Schlagworte oft Wochen lang vorher erwogen waren (man kennt die Entstehungsgeschichte des Wortes vom „ehrlichen Makler"), wirkten, wie übereinstimmend überliefert wird, im Anhören weniger als im Druck. Eine zu hohe Stimme und ein schweres Gebären der Worte mögen dazu beigetragen.haben. Auch hört man nicht, daß er in den Wahlversammlungen in Brandenburg im Iahr 49 bedeutenden Eindruck hinterlassen. Sein Haß gegen die Phrase schadete ihm wohl. Zum Volk hat er so gut wie nie gesprochen, einige Male vom Balkon nach dem Attentat und nach den ersten böhmischen Siegen. Das Alles ist unbedeutend. Auch die Ansprachen vor Tausenden nach seinem Sturz, in Iena, Kissingen, Friedrichsruh sind meist ohne bedeutenden Werth.

Dagegen war seine Wirkung sn pstii eomits oder unter vier Augen unvergleichbar. Aus der Komplizirtheit seiner inneren Struktur folgt, das in^enium immer vorausgesetzt, seine Wirkung auf Einzelne statt auf die Massen.

Dies war aber sein Beruf: er war Diplomat.

Gramont, damals Gesandter in Wien, gewiß nicht Bismarcks Freund, schildert diesen Diplomaten im Iahr 64: „Sein Lächeln beschränkte sich auf eine plissure äss Isvres, er lachte nicht mit den Augen und schien beim Sprechen die Zähne zusammen zu halten, was bcson-

ders dem Französischen einen eigenthümlichen Accent gab. Manhatte die Empfindung, dag er immer kampfbereit sei, obgleich er ein gewisses Sichgehenlassen in der Haltung affektirte und alle geheimen Angelegenheiten leicht zu nehmen schien. In seinen amtlichen Beziehungen hatte er noch nicht die, so zu sogen, despotische Autorität, die ihm die Gewohnheit des Erfolges gegeben zu haben scheint. Aber er war schon ungeduldig bei jedem Widerspruch und machte sich durch die absolute Art seiner Doktrin und die Kühnheit seiner Gedanken bemerkbar." Es ist der Mann, der auf dem Gemälde von Becker eine nervöse Eleganz zur Schau trägt, der Mann mit dem skeptischen Auge, das erst beobachtet, ehe der Mund sich öffnet.

Bismarck als Diplomat kennen Alle und kennt Niemand. Aus den politischen Resultaten, die offen vor aller Welt liegen, schlieft man auf diplomatisches Genie. D« psychologisch allein interessante Frage aber, wie er das Alles erreichte, ist heute erst zum Theil zu beantworten. Seine Berichte liegen noch in den Archiven. Kenner, die sie gelegentlich sahen, erklären, die amtlichen Briefe aus Petersburg gehörten zum Großartigsten der diplomatischen Berichterstattung. Daß dieser Mann die diplomatische Kunst, die Kunst der Verhandlung im Salonrock und mit der Feder, die er als Autodidakt ohne Aebung plötzlich beherrschen mußte, gleich wie ein Meister bezwang, er, dessen Temperament auf Gewaltsamkeit gerichtet war, ist wiederum das Zeichen jenes problematischen Wesens, das Stärke undNervosität verband. Statt, wie er wünschte, zeitlebens in Wäldern, auf Iagden, in Kriegen, im Sattel zu leben, hat er ein halbes Iahrhundert fast völlig am Schreibtisch verbracht oder an den Tafeln und in den Fauteuils der Diplomaten. Seine Leidenschaften waren dazu angethan, ihn zum Diplomaten untauglich zu machen, und an Wünschen und an Körperbau ist er das Widerspiel Talleyrands, den er nicht leiden konnte. Was ihn zum Diplomaten fähig machte, war seine Skepsis und Menschenverachtung, naturforschende Betrachtung, Nervosität und Objektivirung von Ich und Welt.

Freilich steckt der Realist auch in dem Diplomaten. „Das Gefährlichste für Diplomaten, lehrt der skeptische Realist, sind Illusionen. Man muß sich zur Voraussetzung machen, daß der Andere ebenfalls nichts suche als seinen Vortheil. Darum keine Hingebung!" Auch die Benutzung aller Mittel verräth den Realisten im Kern: so sprach er das Französische vor französischen Diplomaten zwar leicht, gab sich aber gelegentlich den Anschein, als schwanke er über den oder jenen Ausdruck, wenn er hochmüthig und ironisch über die Männer und Ereignisse des Tages sprach. „Wenn er aber ein Wort zu suchen schien, so geschah es nur, um es dann besser, wie einen Pfeil zu entsenden, und er fand stets den zugespitztesten Ausdruck."

Er ist ein Künstler im Hinhalten. So hält er Oesterreich Iahre lang im Unklaren über ein mögliches Abschwenken Preußens zu Frankreich und sagt darüber zu Goltz, die Furcht vor dem Uebel habe mehr Wirkung als das eingetretene Uebel selbst. So hat er Napoleon

durch Iahre hingehalten. Und die Hinhaltung der londoner Signatarmächte während des dänischen Krieges hat er selbst sein diplomatisches Meisterstück und ein Intrigenspiel wie in Scribes „Glas Wasser" genannt. Von der geplanten Erwerbung der Elbherzogthümer konnte man vor dem, Krieg laut nicht sprechen. Er befolgt also die Taktik, von ihr als von Etwas zu reden, das sehr erwünscht, aber ganz unmöglich sei, und als ob unter solchen Umständen die Herzogthümer lieber bei Dänemark blieben. So beruhigt er Frankreich, das sonst Einspruch erhoben hätte.

Die Kunst der Menschenbehandlung unter vier Augen übt er je nach der Lage: liebenswürdig, drohend, hinterlistig, grob. Thiers nennt ihn nach den versailler Verhandlungen u» barbars simable. Den schlauen Favre bittet er, zu rauchen. Das sei nützlich: „Das Auge ist beschäftigt, die Hand festgehalten, der Geruchssinn befriedigt, man ist glücklich. Sie, der Sie nicht rauchen, haben über mich einen Vortheil: Sie sind aufmerksamer, und einen Nachtheil: Sie sind geneigter, sich hinreißen zu lassen."

Als in der entscheidenden, mitternächtigen Unterredung mit dem Augustenburger im Iahr 64 Dieser auf Bismarcks Forderungen durchaus nicht eingehen will, ändert er dem in der Luft schwebenden Herzog gegenüber, den er Hoheit titulirt und sehr artig angefaßt hatte, plötzlich den Ton, nennt ihn nur noch Durchlaucht und sagt ihm die plattdeutschen Worte: daß wir dem Küken, das wir ausgebrütet haben, auch den Hals umdrehen könnten.

Napoleon hat er, bei einer Unterredung im Iahr 37, mit vollendeter Kenntniß der menschlichen Psyche zu seinem Vertrauten gemacht. Der Kaiser, stets im Bann von Bismarcks Persönlichkeit, macht ihm, der ohne Akkreditiv in Paris ist, die vertraulichsten Vorschläge: er wolle Preußen bei Erwerbung Hannovers und der Elbherzogthümer seine Mithilfe zusichern, gegen das Versprechen der Neutralität im Fall eines französisch-österreichischen Krieges. Bismarck nimmt darauf nicht etwa eine Haltung an, um ohne Verpflichtung Alles nach Hause zu berichten, sondern er erwidert: er sei doppelt erfreut, daß Seine Majestät diese Andeutungen gerade ihm mache, erstens wegen des Vertrauens, zweitens aber, weil er vielleicht der einzige preußische Diplomat sei, der es auf sich nehme, diese ganze Eröffnung zu Haus und seinem Souverain gegenüber zu verschweigen. Thatsächlich könne von solcher Abmachung die Rede nicht sein. Folge: die Unterredung schließt, indem der Kaiser Bismarck für seine Offenheit dankt, Bismarck dagegen dem Kaiser Schweigen über seine Eröffnung gelobt. Thatsächlich hat er damals weder in Briefen noch in Berichten, sondern erst viele Iahre später, als sie praktisch werthlos geworden, die Sache mitgetheilt. Er wußte, wie eng ein gemeinsames Geheimniß Menschen verkettet: Dies war seine Absicht mit dem Kaiser.

Eine andere Taktik ermöglicht ihm manchmal, Dinge, die er weiß, amtlich nicht zu wissen. Als im November 63 der Dänische Gesandte zu ihm kommt, um die Publikation des neuen Grundgesetzes

(Einverleibung der Herzogthümer) amtlich zu notifiziren, ruft Bismarck: „Schweigen Sie! Ich will es nicht wissen! Denn wenn ich es weiß, muß ich unseren Gesandten aus Kopenhagen abberufen.
"
Aehnlich hat er später, während der luxemburger Krisis, Benedetti behandelt; dem er überhaupt seine besten Streiche spielte. Am ersten April 67 besucht ihn Benedetti, um ihm zum Geburtstag zu gratuliren und zugleich amtlich den Ankauf Luxemburgs durch Frankreich mitzutheilen. Bismarck kennt den Inhalt der Depesche und fühlt, daß Krieg und Friede in diesem Augenblicke entschieden werden. Er „kannte die weiche, geschmeidige und zögernde Natur Benedettis, der, wie alle Levantiner, gewaltsame Maßregeln scheute". Er hindert ihn, die Depesche aus der Tasche zu ziehen, er scheue ein politisches Gespräch, da er im Augenblick in den Reichstag müsse. Auf dem Gartenweg, der damals zwischen den beiden Gebäuden bestand, eröffnet ihm Bismarck, jetzt, sofort müsse er eine Interpellation über den möglichen Ankauf Luxemburgs durch Frankreich beantworten. Deshalb sei eben, erwidert Benedetti, die vorherige Mittheilung seiner Depesche zu wünschen. Bismarck hindert ihn nochmals und skizzirt ihm seine Rede: der Regirung sei nichts bekannt, er könne sich also jetzt nicht über ihre Absichten äußern. Keine fremde Macht werde aber die zweifellosen Rechte deutscher Staaten beeinträchtigen. Das sei seine Ueberzeugung. Nach dieser Erklärung bleibe eine freundliche Verständigung möglich. Wüßte er aber offiziell von dem geschehenen Kauf, so müßte er ihn dem Reichstag melden und dann würde Preußen die Abtretung niemals dulden: ein ernster Konflikt sei unvermeidlich. „Nun frage ich Sie", sagt Bismarck am Ausgang des Gartenweges, „nochmals, haben Sie mir eine Depesche zu übergeben?" Benedetti verneint und empfiehl: sich. Die Folge dieses Spazirganges war bekanntlich, statt eines Krieges, die Londoner Konferenz, die Luxemburg für neutral erklärte und die Festungen schleifen ließ.
Während diese Frage schwebte, machte Benedetti Bismarck den Vorschlag eines Schutz- und Trutzvertrages: Frankreich solle sich Belgiens, Preußen sich Süddeutschlands bemächtigen. Bismarck läßt ihn Dies aufsetzen und bewahrt das Papier. Nach Iahren, sechs Tage nach der Kriegserklärung Frankreichs, erscheint das Dokument plötzlich in den Spalten der Times. Zugleich gelangt die Photographie dieses Papieres der Französischen Botschaft mit Benedettis Handschrift in alle Kabinete. Zweck und Folge dieser Publikation ist überall die größte Erbitterung gegen Frankreichs Machinationen. Damit nicht genug: Bismarck erklärt offiziell, voll Ironie, er habe sich zu dieser Veröffentlichung genöthigt gesehen: denn ohne sie hätte ihm Frankreich vielleicht in diesem Augenblick noch angeboten, nach vollendeten Rüstungen auf beiden Seiten an der Spitze einer Million gewappneter Streiter dem übrigen ungerüsteten Europa nun die selben Forderungen aufzuzwingen, die ihm damals Benedetti gemacht.
Emil Ludwig.

Zwei Briefe.

Weltfremde Gesetzgeber.

m September dieses Iahres sprach ein Anonymus hier über weltfremde Gesetzgeber. Mit der kühlen Ueberlegenheit eines Mannes, dessen Sachkunde nicht zu bezweifeln ist, bemängelte er insbesondere das Bürgerliche Gesetzbuch als ein „weltfremdes" Machwerk, das mitleidiges Achselzucken verdient. Diese Kritik, scheint mir, haftet an der Oberfläche. Paragraph 2S2 des Bürgerlichen Gesetzbuches wird als „Rekord an Unklarheit" bezeichnet. Aber Paragraph 2S2 ist gut, deutlich und, so weit die an sich komplizirte Sachlage es zuläßt, übersichtlich und klar gefaßt. Märchenbuchstil ist hier nicht angebracht. Nicht jeder Laie braucht diese Sprache leichthin zu verstehen. Kann man denn schwierige juristische Verhältnisse „volksthümlich" darstellen? Wer die Feinheit und Kraft civilrechtlicher Begriffe (zum Beispiel: Verzug nnd Rücktritt) kennengelernt hat, wird solche Forderung seltsam finden. Seit der zunehmenden Komplizirung des modernen Verkehrslebens brauchen wir statt der Kasuistik primitiver Gesetzbücher reinste Abstraktion. „Volksthümlichkeit" ist für moderne Gesetzbücher kein lobendes Prädikat. Der Iurist wird immer mehr Techniker werden. (Das war von Harden treffend dargelegt an dieser Stelle in seinem Artikel „Laienjustiz".) Der Laie kann und braucht nicht im Gesetzbuch in gangbarer Münze zu finden, was er sucht. Findet er wirklich den passenden Rechtssatz, so fehlt ihm doch jede Beziehung dieses Satzes zum Ganzen und er verwendet das Gefundene in der Isolirung wahrscheinlich falsch. Die ferner angegriffenen Paragraphen 1 und 90 des Gesetzbuches sind nothwendig und präzis. Der Vorwurf, das Bürgerliche Gesetzbuch operire mit „Ausdrücken, die lediglich Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind," hat kein schweres Gewicht, Wem sollte eine gute Gesetzestcchnik ihre Fachausdrücke lieber nachbilden als dem in seiner prägnan' ten Schärfe unerreichbaren römischen Recht? Der Verfasser monirt insbesondere, daß die Bezeichnung „im Zweifel" („in dubio") „etwa hundert Mal gebraucht wird". Wie soll denn ein Bürgerliches Gesetzbuch ohne den Begriff, den diese Worte so knapp und richtig bezeichnen, auskommen? Weiß der Kritiker einen besseren Ausdruck?

Wer auf diesem Boden, Mit vorsichtig tastender Hand, Besserungen, Erweiterungen, Streichungen vornehmen will, muß zuvor den Geist dieses Gesetzwerkes erfaßt haben. Dazu muß er durch eine harte Schule gegangen sein, muß er die großen geschichtlichen Zusammenhänge verstanden und die Erkenntniß in sich verarbeitet haben. Einzelne Inkongruenzen sind in solchem Riesenwerk wohl unvermeidlich; sie als Symptome für die „Weltfremdheit" des BGB hervorzuzerren, scheint mir ein unersprießliches Beginnen.

Hamburg. Rechtsanwalt Dr. Alfred Rosenthal.

Heilpädagogien.
ochverehrter Herr Harden, verspätet kommt mir der Aufsatz Gurlitts über „Heilpädagogien" zu Gesicht. Mein Blick gleitet von meinem Schreibtisch auf einen weiten Spielplatz; dahinter hebt sich im Abendschein das Wattenmeer zum Horizont, rechts von den Häusern Amrums, links von den Halligen begrenzt. Es ist der Schauplatz des Nordseepädagogiums; dieser weite Spielplatz und auch dieses Meer, in dem wir schwimmen, auf dem wir rudern, an dem wir turnen und die Lunge üben. Vor mir liegen die, Gärten, in denen die Jungen mit unserm Gärtner graben und pflanzen, daneben die Ställe mit Hühnern, Enten und Schafen zur Pflege und Freude unserer Iungen und Mädchen. In dieses heilkräftige Nordseeklima kommen alljährlich Tausende blutarmer oder nervö^r Kinder. Sie mußten während der Erholungzeit die Schule entbehren, und wenn die Zeit ihres Ausspannens länger bemessen sein mußte, so wurde ihr Fortkommen in der Schule gehemmt und schon die Angst davor mochte die Erholung beeinträchtigen. Darum hat vor einigen Iahren Dr. Gmelin auf Föhr dieses Nordseepädagogium erbaut, das sich als eine organisirte Höhere Schule, Gymnasium, Realschule und Realgymnasium bis Obersekunda giebt. Unsere Aufgabe ist, die wissenschaftliche Weiterbildung Derer zu sichern, die, auf ein Dritteljahr oder auf Iahre, zu uns kommen. Die Bedürfnisse sind mannichfach; jeder Einzelne muß besonders unter die Lupe genommen und für Ieden müssen die Einrichtungen so gebogen und gemodelt werden, daß er hineinpaßt. Heute, wenn die Nacht auf das Meer und die Insel gesunken ist, werden wir, sechzehn Lehrer und Lehrerinnen, mit unserem Schularzt, Dr. von Kügelgen, beisammen sitzen und für jeden unserer Schüler nachprüfen, wie weit uns Dieses im neuen Dritteljahr gelungen ist. Damit unsere Zöglinge einen Ersatz für die Familie haben, sind sie in Gruppen vereint, die unter der Leitung eines Lehrers und einer Hausmutter ein trauliches Zusammenleben pflegen können. Iungen und Mädchen mit einander: morgens Unterricht, nachmittags Spiel und Arbeitstunde, abends Lesen, Gesellschaftspiel, Musik, Vortrag oder Handfertigkeit in der Tischlerei. Sonntags: Marsch, Kriegsspiel oder Seefahrt. „Uebertriebener Körperkultus" wird vermieden; der Arzt überwacht die Entwickelung jedes Einzelnen. Wir sind jetzt ein Schülerkreis von etwa hundert, von denen ungefähr fünfzig von der Insel Föhr, aus Wyk und den nächsten Dörfern kommen; eine gute Mischung: diese tüchtigen niederdeutschen und friesischen Iungen mit den der Erholung bedürftigen Großstadtjungen. Die Einheimischen aber bilden den festen Bestand in den Klassen und sichern den ruhigen Gang der Schule. Von Dem, was Elternbriefe über die Entwickelung der Kinder befunden, darf ich hier nichts sagen; die Art unseres Schulheims Ihnen zu schildern, war mir, als ich Gurlitis Aussatz gelesen hatte, ein Bedürfniß.

Föhr-Südstrand. Professor Dr. Gerhart Heine.

Italiens Machtmittel/)

ach dem Beginn der tripolitanischen Expedition der Italiener sind in Deutschland Kontroversen über den Werth oder Unwerth Italiens als eines Genossen des Dreibundes entstanden. So weit mir bekannt ist, hat a.ber die Frage weniger oder gar nicht zur Diskussion gestanden, über welcheMachtmittel eigentlich die jüngste der europäischen Großmächte verfügt.

Betrachten wir zuerst die Basis der staatlichen Macht und des staatlichen Daseins überhaupt, die Bevölkerung, so präsentirt sich deren Zahl nach dem letzten Census von 1910 mit 34,5 Millionen recht stattlich. Doch von diesen sind über zehn Millionen Neapolitaner und Sizilianer. Auch die Bewohner von Latium, von Toskana, Venetien sind ein weicher, unkriegerischer Schlag. Wirklich tüchtige Leute, für Krieg und Frieden, bringen nur Piemont und Ligurien, die Lombardei und die Romagna hervor. Diese Provinzen bildeten einst den Kern des napoleonischen, vom Vicekönig Eugen von der Hauptstadt Mailand aus verwalteten Königreichs Italien. Unvergessen ist die Bravour, mit der Eugens Soldaten sich bei Borodino und Malo-Iaroslawetz schlugen. Auch 1813 leisteten sie den Oesterreichern in der Po-Ebene nachhaltigen Widerstand, während die neapolitanischen Truppen nur unter starker Beimischung .lational-französischer Offiziere und Unteroffiziere und nur mühsam ins Feuer zu bringen waren. Als 181S der Armee Murats dieser feste Rahmen entzogen war, setzte bei dem ersten Zusammenstoß mit einer Handvoll Oesterreicher sofort die kläglichste Retirade ein. Seitdem sind nah an hundert Iahre verstrichen, aber Charakter und Art des Süditalieners haben sich wenig oder gar nicht geändert. Noch heute lebt das Volk im blinden Aberglauben dahin und noch heute sind Lesen oder gar Schreien seltene Künste in der unteren Hälfte der appeninischen Halbinsel. So kommen, trotzdem es im Norden Analphabeten überhaupt nicht giebt, für das ganze Königreich beinahe fünfzig Prozent des Schreibens gänzlich Unkundige zur Berechnung. Die Fremd- und Priesterherrschaft sowie die staatliche Zersplitterung ertöteten ferner an vielen Orten jene kriegerische Gesinnung und jenen Gemeinsinn, welche die Italiener des Mittelalters und der

*) Diese Darstellung stammt von einem Politiker, der einen wichtigen Theil seines Lebens in Italien verbracht und dort die Möglichkeit erlangt hat, durch die Schleier der offiziellen Wahrheit zu blicken.

Renaissance so hoch erhoben. Freude am Waffenhandwerk, Disziplin und einen kriegerischen Kleinadel fand man nur in Piemont. Beim risorAimentn zeichneten sich zwar auch Romagnolen und Lombarden durch Thatkraft, Muth und Vaterlandliebe aus, die anderen italienischen Stämme aber verhielten sich selbst in jenen großen Tagen mehr passiv; sie ließen sich befreien und ohne große Begeisterung für das neue Italien einen. Auch heute noch lebt in Süd' und Mittelitalien viel Sondergeist und das nationale Königthum steht keineswegs dort so fest, wie flüchtige ausländische Beobachter und Reisende vermeinen. Im Norden aber mit seinen vielen Industrien hat sich ein oft mit anarchischen Tendenzen durchsetzter Sozialismus eingenistet, der schon manchmal den schwachen Verwaltungbehörden über den Kopf wuchs und nur mit Hilfe der immer mehr zu einer Polizeitruppe degradirten Armee mühsam im Zaum zu halten war.
Wie alle Großstaaten des Kontinents, hat auch Italien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Bei einer Friedensstärke von 280 000 Land' und 30 000 Seesoldaten weisen die Listen noch über drei Millionen mehr oder weniger militärisch Ausgebildeter nach. Der Werth der sogenannten Mobil- und Territorial-Miliz, etwa unserer Landwehr ersten und zweiten Aufgebots entsprechend, ist aber höchst problematisch, so daß im Wesentlichen nur mit dem stehenden Heer und seinen auf eine halbe Million veranschlagten Reserven zu rechnen ist. In Wirklichkeit ist aber die Zahl der sofort verfügbaren Reservisten viel geringer, da die starke Auswanderung jahraus, jahrein Hunderttausende der kräftigsten Männer nach Nord- und (namentlich) Südamerika, in europäische und Mittelmeerländer entführt. Diese werden (zum größten Theil) im Mobilmachungfall wohl einrücken. In Bezug auf die nach Amerika Gewanderten jedoch giebt sich die Militärverwaltung wohl keinen Illusionen hin. Wenn auch den über See gegangenen (im Durchschnitt 400 000 jährlich) Italienern eine große Zahl Rückwanderer gegenübersteht und ein geringer Prozentsatz Frauen und Kinder von dieser Summe in Abzug zu bringen ist, so suchen doch meist nur kräftige junge Männer, der überwiegenden Mehrzahl nach also die zur Mobilmachung nöthigen Reservejahrgänge, Arbeit und Verdienst außer Landes.
Eine andere große Schwierigkeit der Mobilisirung liegt in dem Umstand, daß jedes Regiment aus fünf verschiedenen Departements rekrutirt. In der allerdings sehr begründeten Voraussetzung, daß ein nur aus Süditalienern bestehender Truppenkörper dem Feind sofort den Rücken kehren und überhaupt gar keinen

inneren Halt hab:n würde, mußte man zu dieser Mischung greifen und von dem Territorialstem aller anderen Großmächte absehen. Bei dem langgestreckten, dünnen Leib des Landes, den Mängeln des Eisenbahnwesens und der geringen Disziplin des Volkes wird aber durch dieses System eine Gesammtmobilmachung sicher um Wochen verzögert. Wie ferner die nöthigen Reit- und Zugthiere beschafft werden sollen, ist, namentlich wenn die ungarische Quelle verstopft wäre, bei dem pferdearmen Lande völlig räthselhaft. Trotzdem paradirt Italien auf dem Papier mit zwölf vollen Armeecorps, zu denen sich neuerdings noch drei Kavalleriedivisionen gesellen. Vernünftige Militärs haben tzwar dringend gerathen, die früher bestandenen zehn Corps auf acht wirklich brauchbare zu reduziren; statt Dessen aber wurden unter dem Druck des Gegensatzes zu Oesterreich die Corps Nummer 11 und Nummer 12 mit den entsprechenden Regimentern neu aufgestellt. Sehr schädigend ist auch die geringe Friedenspräsenz, da das Bataillon keine 350 Gewehre bei der Fahne zählt. Wenn trotzdem die Armee äußerlich einen leidlichen Eindruck macht und bei den verschiedensten Strikes und Revolten nicht versagt hat, so ist diese Thatsache hauptsächlich auf das Konto der Offiziere zu setzen. Den Kern des italienischen Offiziercorps bilden nämlich noch heute Piemontesen; sie haben es verstanden, Traditionen, Disziplin und Pflichtgefühl der kleinen, aber zuverlässigen sardinischen Armee in das neue große nationale Heer herüber zu pflanzen. Aber aus 29 Infanterieregimentern wurden 96, aus 10 Reiterregimentern 29: die Bouillon ist natürlich wesentlich dünner geworden, wie auch die Beimischung der vielen unzuverlässigen südlichen Elemente, der zugleich feigen und grausamen Neapolitaner, die Truppentheile an innerer Konsistenz nicht eben gewinnen ließ. Ausrüstung und Bewaffnung der Armee ist nicht schlecht, wie überhaupt moderne Ideen ins italienische Offiziercorps vielfach Eingang fanden. Die Reserveoffiziere aber dürften im Ernstfall meist versagen. Neben der Armee hat Italien, so weit die knappen Mittel irgend reichten, seiner Flotte viel Fürsorge zugewendet. Offiziercorps und Mannschaft der Flotte machen aber kaum den selben relativ günstigen Eindruck wie, nach dem ersten Hinblick, die Landtruppen. Wenn es auch nicht auf jedem Schiff so zugeht wie auf dem unlängst nah bei Neapel gestrandeten „San Giorgio", so steht die Marine doch in Allem hinter der englischen oder deutschen zurück. Daher glauben auch die Oesterreicher, mit ihren numerisch viel schwächeren Seestreitkräften gegen Italiens Armada die dalmatische Küste eben so wie 66 erfolgreich vertheidigen zu können. Immerhin steht den

Italienern eine stattliche Anzahl guter, mittelstarker Kriegsschiffe zur Verfügung; auch sind vier Dreadnoughts im Bau. Die Handelsflotte hat sich unerwarteter Weise im Stande erwiesen, die nicht unbedeutenden Transporte an Truppen, Vorräthen, Munition nach Tripolis ziemlich anstandlos zu bewältigen.
Zum Kriegführen gehört aber außer Soldaten, Schiffen, Kanonen und anderem Geräth vor Allem Geld. Das letzte italienische Budgetweist bei24l6MillionenAusgabeneinenkleinenEinnahmeüberschuß auf. Dies Gleichgewicht ist aber nur dadurch ermöglicht worden, daß alle öffentlichen Arbeiten, die Ausgaben für Kulturzwecke, die Gehälter der Offiziere und Beamten aufs Aeußerste beschnitten wurden. Schatz- und Finanzministerium verschlingen mit 1A5 Millionen mehr als die Hälfte aller Einnahmen. Von dem Rest entfallen 550 auf Armee und Marine, während mit dem letzten Viertel der Einnahmen alle anderen Staatsausgaben beglichen werden müssen.
Dabei ist wohl kein europäisches Land so mit Steuern belastet wie Italien. Gerade der kleine Mann trägt dort fast zu schwer an den zahllosen indirekten Abgaben und Taxen. Alles ist monopolisirt oder besteuert; eben so wenig, wie sich neue indirekte Steuerquellen erschließen lassen, würde es möglich sein, die enorm hohe Einkommensteuer, die sogenannte i-ioKe?^ inodils, die Grund» und Gebäudesteuer noch weiter hinauf zu schrauben. Das Budget ermangelt jeder Elastizität, alle Ausgaben sind aufs Knappste bemessen und jedes außergewöhnliche Ereigniß zeitigt ernste Störungen im Staatshaushalt, Dazu kommt, daß Italien nur Papierwährung besitzt. Wie ein Theil der Staatsschulden in Gold verzinslich ist, sind auch die nöthigsten Importartikel, vor Allem Kohle und Eisen, nur gegen Gold vom Ausland erhältlich. Lobredner der italienisch:n Staatsfinanzcn weisen zwar gern auf den hohen Stand der Rententitres hin. Tatsächlich notiren italienische 3Vs und ^prozentige Konsols höher als unsere deutschen Anleihen. Die Gründe für diese Abnormität sind mannichfach.
Vor Allem hat Italien bessere Finanzminis^c.' und im Gegensatz zu uns seit Iahren keine neuen Titel auf den Markt gebracht. Da in Italien Sparkassen, pis, corpora, Versicherunganstalten gesetzlich ihre Reserven in Staatsobligationen anlegen müssen, treten diese Institute beständig als Käufer auf den Markt. Bei relativ wenig entwickelter Industrie, bei dem noch ganz unfertigen Grundbuchwesen, bei der Unzuverlässigkeit gerichtlicher Entscheidungen in Hypothekar- und Privatschuldanaelegenheiten bie'et sich dem italienischen Sparer eigentlich nur das Staatspapi:r .'Is sichere,

leicht realisirbare Anlage. Ein klug durchdachtes System sorgt ferner dafür, daß die zahllosen fleißigen italienischen Auswanderer ihre Sparpfennige im Wege der Konsulate in italienischer Rente anlegen. Diese Sparsummen veranschlagt: ein italienischer Nztionalökonom auf mindestens dreihundert Millionen jährlich. So findet die italienische Rente unausgesetzt inländisch: Nehmer und die früher großen in Frankreich und Deutschland elocirten Posten italienischer Konsols sind auf wenige Millionen zusammengeschmolzen. Ohne entsprechende Kapitalbildung wäre natürlich das Rückströmen der Rente nicht möglich gewesen. Unleugbar hat sich Handel und Wandel in den langen Friedensjahren unendlich gehoben. Große Industrien sind neu erblüht, in der Lombardei, in der Emilia und Romagna ist die Bebauung des Bodens in rationelle und moderne Bahnen gelenkt worden; die norditalienischen Städte bieten fast durchweg ein Bild fröhlichen Aufschwunges. Anders sieht es freilich in Mittel- und Unter-Italien aus. Noch ritzt der Holzpflug nur mühsam die Scholle, die Viehzucht steht auf denkbar niedrigster Stufe und selbst bei der Hauptstadt leben, wi: jeder Romfahrer täglich konstatiren kann, die Bauern und Hirten der Kampagna in Erdhöhlen und Ruinen. Die Agrarfrage ist noch immer ungelöst. Wenn auch die veraltete Menadria, Wirthschaft auf Halbpart, in Mittel-Italien wenigstens erträgliche Verhältnisse sichert, leben im Römischen und Neapolitanischen, vor Allem in Sizilien Barone und Ackerbausklaven in tötlichster, oft zu blutigen Ausbrüchen gelangender Feindschaft, Wer schnell mit der Eisenbahn Italien durchreist, in Mailand, in Florenz, Rom und Neapel kurzen Aufenthalt nimmt, läßt sich nicht träumen, daß von dem Land Italia, das sich ihm in den lombardischen Reisfeldern, dem hochkultivirten Arnothal oder der Campania Felix so schön blühend zeigt, drei Fünftel mehr oder weniger Wüsteneien sind. Die zunehmende Entwaldung der Berge läßt jedes Iahr neue Strecken verkarsten. Was von der Natur so günstig disponirte Stromsystem wird dem Fruchtland der Thäler und kleinen Ebenen statt zum Segen zum Fluch, da die in Folge der Dürre im Sommer eintrocknenden Flußläufe sich im Winter plötzlich füllen, von den Bergen den letzten Humus fortnehmen und in ihrem unteren Lauf verhexende Ueberschwemmungen und Versandungen verursachen. Dem Allem steht Regirung und Volksvertretung mit verschränkten Armen gegenüber. Der gebildete Italiener ist überhaupt nur Stadtmensch, für den Landmann und seine Noth hat er eben so wenig Verständniß wie dafür, daß Italien vor Allem von Innen heraus kolonisirt werden muß; daß das schöne, an Kohlen und

Eisen arme, aber an Sonne reiche Land nicht Industrie-, sondern Ackerbaustaat ist.
Kohle und Eisen, heute vielleicht noch mächtigere Kampf- und Machtmittel als Gold, fehlen aber ganz in Italien. Wenn bei dem theuren Bezug dieser jeder modernen Entwickelung unentbehrlichen Faktoren aus dem Ausland die italienische Industrie konkurrenzfähig bleiben will, muß sie dauernd, wie bisher, mit erheblich niedrigeren Löhnen arbeiten. Naturgemäß aber muß sich in Folge dieses Mangels eine Reih: von Industrien für Italien überhaupt verschließen, daru nter solche, die für die Vereidigung oder Wehrbarmachung des Landes von Wichtigkeit sind. Auch für die Eisenbahnen fällt der Kohlenmangel sehr ins Gewicht, Reberhaupt ist das Eisenbahnwesen der Halbinsel ein dunkler Punkt. Fast ganz Italien ist Bergland, so daß schon die Natur dem Bahnbau große Schwierigkeiten bereitete. Dann fiel nach Landessitte bei Finanzirung und Legung der Bahnen vlel, sehr viel Geld unter den Tisch. So kämpfen die heute verstaatlichten Eisenbahnen des Landes mit hohen Be!riebs?oefsizienten und einer lieberkapitalisirung. Gewiß ist für die Staatsbahnen in den letzten Iahren unendlich viel geschehen, aber ob für eine Mobilisirung die Maschinen und Wagenparks und die Kohlenvorräthe reichen, ist fraglich. Viel? Bahnen führen auch längs d:r Küste hin und können von einem die See beherrschenden Feind, etwa durch Zerstörung der zahlreichen Tunnels, sofort unbrauchbar gemacht werden. Ueberhaupt ist die lange Küstenentwickelung bei der Verhältnißmäßig schwachen Kriegsmarine der bedenklichste Punkt der italienischen Landesvertheidigung.
Will man sich die Mühe geben, mit den hier ruhig, wenn auch nur flüchtig, besprochenen Punkten und Ziffern die selben Verhältnisse etwa in Frankreich zu vergleichen, so wird man zu einem für Italiens Machtmittel wenig günstigen Ergebniß kommen. Und doch wollen die Italiener im Konzert der Mächte eine vollwichtige Stimme erheben, glauben sie, unter Vernachlässigung der großen, im eigenen Lande harrenden Aufgaben, sich an die Eroberung und Aufschließung eines so weiten und unwirthlichen Gebietes, wie Tripolitanien ist, heranwagen zu können. Den Herren in Rom scheint eben das richtige Augenmaß ganz zu fehlen, ein Augenmaß, das den Gründer des neuen Italien, den großen Cavour, so sehr auszeichnete und das ihn nur unter schwerster Sorge an die nicht zu vermeidende Eroberung des (heute noch nicht verdauten) Königreiches beider Sizilien herangehen ließ. * . *
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb S, m. b, tz, in verli».

Berlin, den 1». November 1911.
Beifall links!
W^mneuntenNovembermittag hat imReichstagdie »Besprech-
MZp ung der deutsch-französischen Abkommen vom vierten No-
vember 1911, betreffend Marokko und Aequatorialafrika« be-
gonnen. Diesen Termin hatte Herr von Bethmann-Hollweg ge-
wünscht. Nur wer denMann noch immer nicht kennt, nochimmer
nicht einsieht, daß hier das Anzulängliche Ereigniß ward, kann
darüber staunen, daß schon dieser Wunsch aus blindem Unver-
ständniß des Nothwendigsten kam. Wenn im Reichstag, wie im
Sternenkreise strebsamer und umihreDividende besorgterAktien-
direktoren, Leute gewesen wären, die den Novemberabschluß als
einen Erfolg deutscher Staatskunst buchen wollten: am Neunten
durften sie dieseAbsicht nicht entschleiern. Nicht, ehe derTag ver-
dämmerte, an dem die pariser Deputirtenkammer über die Ver-
träge abgestimmt hatte. LautesLobinBerlin: unddieFeinde des
Ministeriums Caillauz stürmten, in buntem Haufen, ans Ziel.
Ein in Wallots Haus als dem Deutschen Reich nützlich geprie-
sener Bertrag wäre ungefährdet nicht durch den Bourbonenpalast
zu bringen gewesen. Herr Iules Cam bon, der seit dem Maimond
sich der Firma BethmannSKiderlen (inLiq.) so thurmhoch über-
legenzeigt, hat auch diesmal richtiggerechnet. »ZuerstderReichs-
tag; dann (da einstweilen noch kein halbwegs Ansehnlicher den
Muth haben wird, den elenden Kram als etwas Glorioses aus-
zubrüllen) haben wir die ersehnte Kammerstimmung und weder
Clemenceau noch Paul Leroy-Beaulieu, weder Hanotaux noch
Maurras sind uns gefährlich. Dann kann Caillaux, der sich so gern

in die Rolle eines von Blut nicht befleckten Bonaparte träumt, auf den Groll und Grimm der Deutschen weisen und seine Mehrheit noch einmal zusammenpeitschen." Der Herr, der, dem Reich zu fortzeugendem Nnheil, den Titel des Kanzlers trägt, hat sich selbst in eine Lage gebracht, in der jeder Lobspruch einer starken Fraktion seiner Sache schaden mußte. Wäreinihmnurdaskleinste Aederchen,derwinzigsteBlutstropfeneinesStaatsmanns,sohätte erderRepublik denVortrittgelassen. Vor allzu stürmischem Jubel überdenaufdemweitenRundderErdeverhöhntendeutschenRückzug hätte politischer Instinkt und Takt die pariser Diätarien gewarnt; und mindestens einegewichtigeSlimmewohlauchbeklagt, daßdieRegirungderRepublikdieDrohgeberdevonAgadirnichtmit sichtlichererWillenskraftabgewehrthabe. Dann konnte unser Hof» dragoner sich indieBrustwerfenundfragen: „Jauchzen dieFranzosen etwa? Die sind, Ihr hörts, gar nicht so sehr zufrieden. Ists drum nicht vernünftiger, jetzt, da der Vertrag drüben angenommen, also fürs Erste doch nichts mehr zu ändern ist, zu thun, als seiunsereArbeitbescheidenenLobes würdig?" Sclbstüberschwingendes Lob vermochte dann ja nicht mehr zu schaden. Herr von Bethmann sieht nicht, hört nicht, riecht nicht, schmeckt nicht. Ein Aktenstück in Großfolio. Buß- undBethmann des DeutschenRciches.Wenn er irgendeinen annoch verborgenen oder unterschätzten Vortheil in günstiges Licht ziehen konnte: vor dem Spruch der Pariser durfte ers nicht; durfte in die Seelen der Deputirten nicht Mißtrauen säen. (And läßt sein Gesinde morgen vielleicht die Mär herumtragen: „So ist er; immer streng sachlich; nie auf Applaus bedacht; will lieber gescholten sein als in Paris das Schicksal des Vertrages gefährden." Als Lindequists Gewissen in aufgährendem Ekel den Reichsdienst gekündigt hatte, liefen ja Vertrauensmänner des Auswärtigen Amtes geschäftig umher und wisperten: „Haben wir gedeichselt, um Caillaux zu retten l Einen Vertrag, den der deutsche Kolonialsekretär so spottschlecht findet, schlucken die Pariser wie Trüffelpoularde und ahnen nicht, wie ihre Magennerven darunter leiden werden. Ist das Ding von uns nicht fein gedreht worden?" Ein Segen, daß all diese Mätzchen, all diese Versuche, die Abwässer der cloaca msximains Empfinden deutscherNationzu leiten, unwirksam bleiben. Der schwä» bische Reichsschädiger mag auch fortan, durch bekannte Schall-

trichter, täglich zwei-oder dreimal zu denLesern des Berliner Lokalanzeigers sprechen und seine Gegner für widerlegt, für unrettbar vernichtet erklären: er schwitzt vergebens. Das Volksbewußtsein läßt ihn nicht über die Schwelle. Ist er so schlau, wie sein Lehrer Holstein glaubte, dann pfeift er die unnützliche Meute jetzt zurück. quiä nimisZSonst zwingt er dieKundigen, derkaiserlichenResidenz zu erzählen, wie man, mit welchen Mitteln und Sozien, Oeffentliche Meinungen herzustellen versucht.MnpolitischerKopf durfte, als Anwalt der Regirung, nicht wünschen, daß am neunten, zehnten, elftenNovember im Reichstag über die Verträge gesprochen werde. Herr von Bethmann hat diesen Termin gewollt» Der bot freilich einen Vortheil. Der Reichstag konnte noch nicht aus gründlicher Sachkenntniß urtheilen. Konnte nicht. Der franko-deutscheMeinungaustausch überMarokko wird indiesem Sommer zehn Iahre alt. Am dreiundzwanzigsten Iuni 19l)1 hat der Deutsche Botschafter Fürst Radolin am Quai d'Orsay, beim Diplomatenempfang, den Minister Delcasse gefragt, ob Frankreich, wie in mancher Zeitung zu lesen sei, das Protektorat über Marokko erstrebe, und die unzweideutige Antwort erhalten: «Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt werdensoll, daß die Republik, als Herrin von Algerien und Tunesien, in Marokko den Vorrang haben und sich wahren muß, so scheint mir damit etwas Selbstverständliches ausgedrückt zu sein." Der Vertreter des Deutschen Kaisers, des Deutschen Reiches hat erwidert: »Was Sie da sagen, ist vollkommen richtig; und über diesen Stand der Dinge herrscht ja auch nirgends ein Zweifel." (Oocumenk ctiplo. mstiques, Affaires ciu ^aroc. 1901—1905. I^o. 18.) Der Inhalt des Gespräches ist, auf ministerielle Weisung, durch den Botschafter Marquis de Noailles in der Wilhelmstraße mitgetheilt und die von Radolin blank, bedingunglos ausgesprochene Anerkennung des französischen Vorrechtes von Berlin aus nicht eingeschränkt worden. Wer seit dieser Zeit nicht jede Phase des Haders aufmerkend beobachtet, nicht die Geschichte der madrider Konferenz (1880) studirt, nicht alles zugängliche Material fleißig durchforscht und so die dem Menschenblick erreichbare Klarheit über die Thatbestände erlangt hat, Der braucht Wochen, um sich zunächst die Wissensgrundlage zu schaffen, von der aus ein haltbares Urtheil überdenWerthderneuenVerträgeerstmöglichwird.DemReichs-

tag, in dem nicht ein einziger Spezialist für internationale Angelegenheiten sitzt, blieben zwei Tage. Die »Begründung" des Kolonialabkommens war ihm am neunten Novembermorgen zugegangen. Von den fünf Schriftstücken, die das Doppelabkommen umfaßt, lagen nur zwei ihm, die Vertragstexte, vor. Die beiden erläuternden Briefe (lettres explicatives),in denen das französische Protektorat von der deutschen Regirung ausdrücklich anerkannt wird, den Pachtvertrag, der den Franzosen das Recht auf militärischeEtapen inNordkamerun sichert, das über Spaniens Westkolonien Vereinbarte: keins der (wichtigen) annexes hatte der zum Artheil berufene Reichstag vor dem Auge. Nimmt er solche Angebühr hin, läßt sich wie einen unzuverlässigen Bengel behandeln, dessen Geschrei man zwar dulden muß, dem man aber nichtAlles, sagen darf: seine Sache. .Draußen muß man sich mit der Gewißheit begnügen, daß der Deutsche Reichstag über die bedeutsamste Angelegenheit, mit der er sich seit demAbschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses zu beschäftigen hatte, ohne irgendwie zureichende Sachkenntniß geurtheilt und daß ihn derReichskanzler, durch Terminswahl und Materialbeschränkung, gehindert hat, die zu ernstem Artheil nöthige Thatbestandskunde zu erwerben. Durch Terminswahl, Materialbeschränkung und durch zwei Reden, die er, höchstselbst, vom Stapel der Zähne ließ. »Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerlich flache Ambition sind seine tiefsten Motive. Er läßt sich von dem Kux-brillant seines in der Schweiz geborenen, in Paris gefirnißten Schwiegersohnes P. imponiren und beherrschen. P. ist einer der bestplattirtenHohlköpfe.diemir je vorgekommen sind. Schnelles Sprechen, dreister Applomb im Behaupten und gutes Französisch haben der Mehrzahl der Deutschen noch immer imponirt; nehmen Sie dazu viel Geld, weitgereist, Gesandter gewesen, Graf noch jetzt, blasirt, mit den ersten Europäern persönlich bekannt und mit einer leichtenAbfärbung vonKirche, Salon, Wissenschaft und Bordell am Leibe: wie sollte Der einen Deutschen Michel von bonner Gelehrten nicht mit dem mäßigsten Grade von Schmeichelei dahin bringen, dieWelt für krankzuhalten, so lange dieser Schwiegersohn nicht Ministerist?" Das schrieb, aus Frankfurt. Bismarck an Gerlach. Aeber Moritz August von Bethmann-Hollweg. Der Kasus Theobald liegt nur ein Bischen

Beifall links!
209
anders. Nicht mehr wie im Februar 1910. Da wurde Denen, die ihn,allzurauh,schalten,hierzugerufen:»Lafsetihmwenigstensdoch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann!" Da mußte man dem fleißigen und redlichen Pedanten zutrauen, daß erseineAnzulänglichkeit früh erkennen und denKaiser bitten werde, ihn Aemtern zu entheben, die den Willen und das Vermögen eines Schöpfergeistes fordern und ohne Augenmaß, ohne Sinn für Resonanz nicht nützlich auszufüllen sind. Noch im Juni 1910 sagte ich: „Herr vonBethmann hat nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie einKanzler. NeberallhörtderLauscherdasselbeUrtheil: Anmöglich; auch von Denen jetzt, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen... Wir sind wieder,wo wirnachAlgesiras waren. Damals hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzug merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfste sie spüren muß; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Existenz eines wohlhabendenPrivatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Eine Möglichkeit bleibt diesem Mann, seinen redlichenBeamtensinn für denNeichsdienst zu nützen; eine: er kann aus dem Pflichtenkreis scheiden, in dem nur dervonmuthigemSchöpfergeistbedienteHerrnwillezu wirken vermag." Im November 1911 könnte nur ein träumender Knabe noch dem Herrn von Bethmann solchen Entschluß zutrauen. Der ist weit vom Weg zur Selbsterkenntniß abgeirrt. Der hat diehöchste Stufe der Selbsteinschätzung erklettert. Der möchte der Schlange lieber jetzt als dem Täublein ähneln. > Die ihn im Herbst gehört hatten, rangen die Hände. Der Versuch, für eine andere Auffassung politischer Bedürfnisse ihm das innere Auge zu öffnen, biete genau die selbe Erfolgschance wie der, einen steinernen Gartentisch Trigonometrie zu lehren. Die Fähigkeit zur Selbsttäuschung über Wesenswerth und Amtsleistung müsse auch den freundlich Horchenden erschrecken. Alle vonihm abgehalftertenMinister, Staatssekretäre, Botschafter waren unbrauchbar over unlauter. Alles, was er gethan hat, wird, spätestens, der Nachwelt als richtig einleuchten. Marokko? Das hat uns Bülow verdorben. (Der,

in dem Wahn, ein für den zweiten Platz Tauglicher müsse sich auch auf dem erstenmitAnstandhalten,demKaiserdie Ernennung dieses Nachfolgers abschmeichelte und in denReden und Schreiben der Inspirirten jetzt den Dank vom Hause Bethmann spüren mag.) Nur Bülow. Doch was zu retten war, hat der fünfte Kanzler gerettet. Er; nicht etwa Kiderlen. Der war nur Werkzeug; wurde aus Hohenfinow, durchs Telephon, Tag vor Tag genauinstruirt. Die Volksmeinung ist dagegen? So muß es sein; wars immer, wenn der Genius neue Himmel erschloß. »Warten Sie nur ab: die Leute werden schon einsehen, daß ich im Recht bin und für das Reich erstritten habe, was nach Bülows bedauerlichenFehlern irgend noch zu erstreiten war." Ein tragikomischer Fall. Daß die Häufung sichtbarer Erfolge Einen in Größenwahn drängt, ist ein Alltagserlebniß.Hier hat Einer, demAlles mißlang, der nicht das kleinste Nutzwerk geschaffen, aber unersetzliche Reichswerthe zerstört hat, im Gewittersturm nationalen Unwillens jede Distanz zu sich verloren und keuchend sich in die Einbildung ewigen Glanzes geflüchtet. Ists die Frucht aus dem vom farblosen Blut verletzter Eitelkeit gedüngten Selbsterhaltungtrieb? Wer täglich gescholten wird, muß sich sorgsameralsderVerhätscheltevorSelbstüberschätzung hüten. Als schirmender Panzer lockt sie ihn; kann ihm aber zum Narrenkittel werden. Ist er schwach und möchte doch stark scheinen, so taumelt er leicht in den Beschluß, sich grenzenlos zu lieben. Alle sind blind; nur er schaut immer die Wahrheit. Bethmanns Fall. Seine Gegner sind aufgehetzt, vom Gassenlärm getäubt, von persönlicher oder fraktioneller Eigensucht geblendet; kurzsichtige Kinder einer kranken Zeit. Alle. Er allein weiß, was demReich frommt, und wird, mags um ihn Pfeile und Schleudern regnen, Alles bald herrlich vollenden. Ieder Widerspruch reizt ihm die Galle; jedem Zeichner guckt er über die Schulter und wird schnell brummig, wenn er sich nicht edel genug dargestellt findet; vor jeder Karikatur entfärbtWuth ihm die Wange und ruft Brechreiz, das alteAbendleiden, aus denMagenwänden in dieSchlundhöhle. Ein armer, kleiner, kränkelnder Mensch; gebildet, dochohne Humor, ohne Blick für das Wesentliche, ohne Sinn für Refonanz, ohne die Gabe, auch nur ein Wort zu finden, das im Gemüth der Nation widerhallt. Um nicht verzweifeln, nicht abdanken zu müssen, spornt und fuchtelt er sich in den Glauben an seine

Beifall links!
einsame, unverstandene Größe; und ist selig, daß irgendein Professor, der in ihm Fleisch von seinem Fleisch wittert, mit ihm in diesemGlauben wohnen will. KeinAnderer. AmHofundimHeer, in Ministerien und Reichsämtern, unter Diplomaten und Politikern fände er nicht einen hellen Kopf, der heute noch glaubt, Herr vonBelhmann könne jemals einmöglicherReichskanzlerwerden. Vom Thronsaal bis in die Schreibstube des Anarchisten: nicht einen. Die öffentlich anders sprechen, thuns, weil sie heucheln müssen oder meinen, vor dem Wahltag könne der Kanzlerwechsel die Wirrniß noch mehren. Im Kämmerlein sind Alle, sogar Generaladjutantenund Oberhofchargen, darüber einig, daß der fünfte Kanzler deruntauglichste ist. Daß ers sein niüsse, hat der erste Kanzler voraus geahnt. Als imFrühjahr 1892 in Friedrichsruh erzählt wurde, Caprivi werde nicht nur aus dem preußischen Ministerpräsidium abtreten, sagte Bismarck nach denklich: » Darüber könnte ich, trotzAllem, was ich an meinemNachfolger auszusetzen habe, michnicht freuen. Immerhinists ein General. Was kommt danach? l'Kat is tke quesiion. Wird mal so ein richtiger Beamter, der nur durch die Schule preußischer Bureaukratie gegangen ist, Kanzler, dann werdet Ihr Dinge erleben, die heute noch Keiner für möglich hält." Wir haben sie erlebt. Die kläglichste Niederlage im preußischen Wahlrechtskampf, der eindemüthigenderVerzichtauf feierlich verkündete Grundsätze vorausgegangen war. Die Weigerung, dann dieGewährung des »Rechtes auf dieStraße". Die unkluge, in allen Kanzleien bespöttelte Reise nach Rom und Florenz. Die Herausgabe einesWeißbuches, das die Franzosengegen deutschen Rechtsanspruch, deutsche Gutachten vertheidigte. Den PlanderSchiffahrtabgaben.derindengrößtenBundesstaaten bitteren Groll erwirkte.Die Empfänge derHerrenRooseveltundSan Giuliano, die gefeiert wurden, wie keines selbstbewußten Volkes Regirung die Freunde und Begünstiger ihrerFeinde feiern dürfte. Den Verzicht auf Persien, der uns aus Rußland den skandalös lächerlichen Bagdadvertrag eintrug. Den deutsch-portugiesischen und den deutsch-schwedischen Handelsvertrag; zwei Monumente deutscher Demuth.Die flinke Verschenkung des allgemeinenWahlrechtes (für das der Preuße nicht »reif" sein soll) an ein unzufriedenes Reichsland, dessen erster Wahlgang denn auch eine französisch fühlende, zwar als Centrumspartei verkappte, dem ber-

liner Centrum aber kaum noch verwandteNationalistenmehrheir zur Herrschaft bringt.DiebarscheAbwcisung desBritenwunsches nach würdiger Verständigung über den Flottenstatus. Die thörichte Behandlung von Personen (Radolin, Dernburg, Arnim, Rheinbaben,Mumm,Bülow,Lindequist,Heydebrand), von Nothständen(Futtermangel,TheuerungderLebensmittel,Roggenausfuhr), von Prozessen (Moabit, Becker, Iatho, Metternich). Agadir. Das sinnlos scheinende Hingezerr der Verhandlungen, die ums Vierfache länger dauern als der Berliner Kongreß. Frankodeutsche Verträge, die uns in Afrika eineVogesengrenze schaffen, den Islam enttäuschen, das Deutsche Reich in fünf Erdtheilen dem Kinderspott ausliefern und deren Folgen, wenn nicht ein kräftiger nationaler Wille uns vor ihnen wahrt, noch der Enkel schmerzhaft empfinden wird. «Ein richtiger Beamter." Bismarck hat Theobaldum nicht minder klar erkannt als den Großvater.
Was hätte er gar über denVersuch gesagt, einemBethmann einen Kiderlen aufzupfropfen, dem mitleidig Gehöhnten den hundertmal Verwünschten? Der Einschnitt des Geißfußmessers hat dem Kanzler den Rest gegeben. Bülows polyglotte Hexenmeisterschaft konnte mit einem Kiderlen hausen. Der setzte den eiskalten Schwaben mit einer dicken Havanna an den Kamin, sagte ihm, was zu thun sei, und fand oft dann noch in der Nacht einen Bericht, der sich sehen lassen konnte. Ließ den Zügel aber nie aus der Hand und hielt den Gehilfen stets für den Urtypus des Balkandiplomaten; nicht eine Stunde lang für etwas Anderes. Und Holstein lebte noch, der England und Frankreich kannte und zu dem Kiderlen, wie Stemrich und dessen unsäglicher Erbe Zimmermann, in jeder Woche mindestens einmal ging, um vou seiner Weisheit auf den Grund zu hören, lempi passati. Theobalds ist der neue Staatssekretär so gefährlich geworden wie Moritz August, dem Ahnherrn, der dreiste Applomb des Schwiegersohnes. Wie den Caprivi und Marschall einst der Vortragende Rath von Kiderlen-Waechter. Der scheintnicht aus derUeberzeugung zu drängen, daß Bluffs und Mogeleien zum Kernwesen bismärckischer Politik gehörten und daß Ieder, der solche Politik treiben wolle, die tollkühnsten Kniffe und Pfiffe nicht scheuen dürfe. (Bismarck,^MMe F^nh Holstein zu mir zu sagen, »war sicher ein Genie, hat aber furchtbar ge^o^en^öoHmußte er schließlich immer zugeben, daß solche»Lügen" stetsdemInteressedesVaterlandcs dienen sollten

Beifall links!
2,3
und dienten. I^ous svonL cKsnZe cels.) Wenn einMann im schwar-
zett'MH'rerrock sich in einen Mehl haufen einwühlt, wird nicht das
Tuch das Mehl schwärzen, sondern das Mehl Rock und Hose,
Haar und Stiefel bestäuben. Wenn ein für das Ordinariat der
Obersekunda Geschaffener sich mit einem von Skrupeln nicht be-
schwerten Balkandiplomaten zusammenspannt, wird nicht er den
Ge sponsen, sondern der Gespons ihn in seines behenden Willens
Richtnng gängeln; wird die fromme Einfalt balde vielleicht nach
sämmtiichen Salben des Morgenlandes duften. Die Bluffs von
Pols dam undAgadir, dieFrisur derRegirungbilanz und Umfrisur
der Oeffentlichen Meinung, die Mißhandlung Lindequists, die
Ableugnungen und Schleiertänze in Parlament und Presse: auf
solche Dinge wäre Herr von Bethmann aus bewußtem Willen wohl
niemals gekommen. Schwach war er, doch kein Bösewicht. Hat-
te, als Bülows Getreuster, sich gegen unvorsichtige Eingriffe des
Kaisers gestemmt: und, nach der königsberger Rede, dem Kaiser
gehorsamst empfohlen, sich nicht länger an den Pakt vom November
1W8zu binden; denKittblock mitgeschaffen: undmiteigenerHand
dann zerstört;^als Nachfolger des dem Centrum allzu freund-
lich gesinnten Grafen Posadowsky den Gipfel deszweitenReichs-
amtes erstiegen, derKatholikenpartei harteFehde angesagt: und,
nach dem Abschluß eines Vertrages, der zwischen Kanzler und
Centrum innige Freundschaft schuf, die Herren Spahn und Pieper
ermächtigt, auch in seinem Namen dieBitte nach Rom zu tragen,
Papst Pius möge die den christlichen Gewerkschaften angedrohte
Acht noch vertagen. Schwach; und just deshalb nach dem Ruhm
kraftvoller Selbständigkeit gierig. Er glaubt, zu schieben, und wird
geschoben. Herr von Kiderlen hat ihn. Läßt ihm den Glauben, daß
er Alles ersinne, anordne, leite und der Dresseur nur der Hand-
langer seines erhabenen Willens sei. Diese Methode hat den
bravenCaprivi bis zu demRriasbriefandenBotschafterPrinzen
Reuß und zum Aufgebot der Geheimpolizei gegen Bismarcks, den
mißtrauischenHerrnvonMarschall bis in denFelozug gegen den
Kriminalkommissar vonTausch getrieben. Herr vonKiderlen war
immer vornan; auch bei der Kündigung des russischen Asseku-
ranzvertrages. Austernfreund, der Ernsteste und Gescheiteste des
Dreimännerbundes, ist tot; Troubadour besinnt in Liebenberg
das Los des Schönen auf dieser argen Erde; nurSpätzle ist wie-
der anderArbeit. (Seit an Bord der »Hohenzollern" dasinseiner

wehmüthigenWeisheiterstjetztganzermeßlicheWort fiel: »Wenn Sie durchaus wollen, setzen Sie sich auch noch diese Laus in den Pelz!«) Und siehe: Alles ist wieder wie im Herbst des Caprivismus. Die selbe täppische Tüncherkunst. Das selbe Geflunker mit PerdächtigungundDementi(einstwiderBothoEulenburg, gestern wider Lindequist). Die selbe Verärgerung der nützlichsten Preßhäupter. Sogar die selben Federn wieder, für Frankfurt undKöln, im Dienst des Herrn. DieMittel, diedenKolonialsekretärinVerruf bringen sollten, bekamen damals Otto und HerbertBismarck, Preußens Ministerpräsident, zwei mißliebige Botschafter und ein aus Stuttgart zum Bundesrath Bevollmächtigter zu kosten. Auch der «Beifall auf der äußersten Linken" und die Vehmung der Konservativen Partei ist schon wieder erreicht. Schreckt Herrn von Bethmann die Spur nicht? Er paßt nicht zwischen dieMeerkatzenzunft. Dürfte selbst Fliegengöttern nicht glauben, daß er, losgebunden, frei, auf demWeg zu bismärckischerPolitik se"i(die wirklich ganz anders roch). Dürfte den schlicht majestätischen Menschenverstand des Reichsschöpfers, von dem er nicht mehr weiß, als in Egypterland der neue Pharao von Ioseph wußte, nicht durch das Temperament des dickhäutigen Stuttgarters sehen. Als Landrath des Kreises Oberbarnim hat er eine Instruktion vondcr Sorte der jetzt auf seinen Befehl in die Kreishäuser versandten wüthend auf den Tisch geworfen und, vor weit offenem Ohr, gestöhnt: »Ich bin keinWahlagent!" So mußte erbleiben. Im leichten Feuer mit dem Salamander wohnen und im reinen Element sich rein halten. Himmelblau lackirter Vertreter der deutschen Bildung (für deren Regirungfähigkeit er nun einmal nicht zu zeugen vermag). Moraltrompetervon Hohenfinow. Angestraft kriechtKeiner aus seiner Wesensschale. Der feine Pedant, der in saubere Gründlichkeit Gewöhnte kann mit dem verrosteten, versudeltcn Geräth derHezenküche eben so wenig wirken wie ein wohlerzogener Literat mit dem fleckigen, stinkigen Tand der Fleischmarktpossen, zu dem er sich, um sein Leben zu fristen, erniedert. Man muß dran glauben. Herr von Bethmann glaubt an sich. Im Innersten aber nicht an die Heilkraft einer ff. Schwabentinktur. Warnte nie ihn Caprivis Schicksal? Der konnte, ohne Sündenschuld, als Soldat und brav in denTodesschlaf sinken, wenn er sich selbst getreu blieb. Und ihn hatte die Natur noch aus gröberem Stoff geschaffen als das magere Wunderkind, das den Großpapa mit

griechischen Briefen ergötzte. In wachen Stunden muß Herr von
Bethmann doch fühlen, daß er das draußen und drinnen ange-
richteteAnheil nur durch das Opfer seines Lebens oder wenigstens
seinesAmtes sühnen, nicht lange mehrKanzler heißen kann. Wo-
zu sich da erst den falschen Mächten verbünden, die unterm Tage,
schlimm geartet, hausen? „Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt
und Keiner lebet, der aus ihremDienst dieSeelehätte rein zurück-
gezogen." Ist es Verhängniß, daß der Schwache, der sich an sei-
nem Willen vermaß, in Majas faltige Trugschleier gleitet?
Der Kanzler hat am neunten und am zehnten November ge-
redet. Am Neunten ist er ausgelacht, nur von der Sozialdemo-
kratischen Fraktion mit Beifall belohnt, vomBaronHertling mild,
von den Herren Bassermann und von Heydebrand hart getadelt,
noch am selbenAbend in allenunseremReich feindlichen Blättern
des Auslandes aber überlaut gepriesen worden. Hat er die klag-
lichsteNiederlageerlebt,dieimDeutschenReichje dem Haupt einer
Regirung beschieden war; eine, schon wegen der Bedeutung des
Gegenstandes, noch viel kläglichere, tiefer beschämende als am
siebenundzwanzigsten Mai 1910 im Preußischen Landtag. Ein
Robustermit schwindelfreiem Gewissen muß ihm danach gerathen
haben: „Schlage,Theobalder, morgen mit allerDir noch erreich-
baren Wucht auf tzod-Heydebrand drein; dann bist Du für ein
Weilchen wieder geborgen. Du zweifelst? Ansere Liberalen und
Sozialisten sind so über jede Vorstellung hinaus dumm, von allen
guten Geistern politischer Einsicht so völlig verlassen, daß sie dem
Erzfeind von gestern heute zujubeln, wenn er die Iunkerpartei
prügelt. And nur die Liberalen machen die Öeffentliche Meinung.
DieKonservativen könntenDirs nachtragen?Nnsinn. Die brauchen
mehr als je diesmal den Landrath. Du möchtest ihnen den Wahl-
g mg nicht noch schwerer machen? Vor der Weihnacht versöhnt
man sich wieder. Jetzt mußtDu eine leidliche Censur haben. Erstens
für S. M., dem Höflinge Ernst tzeydebrand (den zuverlässigsten
Royalisten) als einenfrechtrotzendenIunkerundherrschsüchtigen
Frondeur vom Quitzowkaliber hingestellt haben und der drum froh
ist, wenn diesem Aufrechten übers Maul gefahren ward. Nnd für
dieKölnische und die Frankfurter läßt sichohneIunkerrazzia auch
nichts Rechtes machen. Los! Du wirsts nicht bereuen. Heydebrand,
dessen Selbständigkeit Du längst hassest und der Dir Schorlemer
Vorzieht, sogar Rheinbaben noch lieber auf Deinem Stuhl sähe,

ist, wie jeder Ueberragende, in der eigenen Fraktion von heimlicher Feindschaft umlauert, die Dir eine Adventversöhnung erleichtern wird." Der Titularkanzler pfaucht denn auch Herrn von Heydebrand und der Lase grimmig, wie einen ungezogenen Schulbuben, an (einerRede wegen, die, trotz demwürdig ernstenTadel, den Dank jedes nur der Reichssache verlobten Kanzlers verdient hatte); und sofort hagelts »Sehr richtig! links", »Sehr gut! links«, «Lebhaftes Bravo«, »Lebhaften Beifall links und in der Mitte". Kein anderes Parlament der Erde ließe sich den Schulmeisterton dieses leistunglosen Herrn gefallen; nicht gegen die kleinste, unzüchtigste Gruppe. »Schmidt, setzen Sie sich! Lachen Sie nicht, Cohn! Pumpenheimer, Sie sind wieder nicht präparirt, Sie fauler Schlingel!" Unerträglich; selbst von Einem, der von hoch bepfründeter Stelle aus einmal doch dem Vaterland genützt hätte. Anter Wallots Kuppel jauchzt Ieder, wenn der Rohrstock das Sitzfleisch des Nachbars bläut. (Daß Gentlemen in dieser Gesellschaft aushalten, ist ein Patriotenopfer.) Der Sprecher der Sozialdemokraten bescheinigt dem Magister lobesam, daß er »den Konservativen die patriotische Maske weggerissen und ihnenbewußteSchädigungderReichsinteressenvorgeworfenhat." Stimmt. Herr vonBethmann-Hollweg hatbehauptet, die Deutsch-Konservative Fraktion des Reichstages schädige, um Parteiinteressen zu dienen, das Deutsche Reich, belaste ihr nationales Gewissen miteiner »Schmähung" der (herrlich) Regirenden, »bringe, um des Parteizweckes willen, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze, kompromittire dadurch den Patriotismus und vergeude so ein werthvolles Gut". Zeiht diese Fraktion also des infamsten, ehrlosestenHandelns, das zu erdenken ist. Wird sie nun weitermitdemwerthenHerrnverkehren,derihrso unüberbietbaren Schimpf angehängt hat? Dann ist sie fertig;steht vorBauernund Taglöhnern der letzte Sendling der Rothen höher als sie. Nach ihrem Ehrenkodexmüßte sie, Mann vor Mann, den Civildragoner vordieKlingefordern. DennzuIedem,dersunterließe,könnteder Ehrenrath sprechen: »Du hast den ärgsten Schimpf auf Dir sitzen lassen, der einen Deutschen bemakeln kann: die Verdächtigung, daß Du Patriotismus heuchelst, um Parteigeschäfte zu machen, daß Du Deine Landsleute in einen Krieg hetzest, um Mandate zu erschachern. Reinige Dich von dem Anwurf oder scheide aus unserer Gemeinschaft." Die Forderung könnte politisch schaden;

Beifall links!

Vergleiche mit tzinckeldey-Rochow wären allzu bequem (würden
j>en schönhäuser Junker von 1849 freilich nicht bändigen). Aber
die Konservativen haben jetzt, nach ihres Führers bismärckisch
muthigerRede, nach seinem(hier vorvierzehnTagen empfohlenen)
Angebot erweiterter Besitz- und Nachlaßsteuer, nach dem treu-
losen Abfall des (vom emsigen Schwabenconcern verleiteten)Cen»
trums, ein großes Spiel in der Hand. Wenn sie wissen, welche
Zornfluth sich, auch auf dem von liberalen und demokratischen
Wählern bevölkerten Steinpflaster, gegen die Bethmänner ge-
thürmt,wissen,wieungeheuerlichihrerSachedieengeGemeinschaft
mit demCentrum geschadet hat.dürften sie vor derWahl desWeges
nichtfünfMinutenverzaudern.DreiDutzendranzigerVorurtheile,
die der moderne Edelmann lange schon ächzend mitschleppt, über
Bord; keine ängstliche Rücksicht fortannoch aufuntüchtige Vettern,
die ohne Hof-und Ministerialengunst nicht an die Krippe kämen;
offenes Bekenntniß zu einem zeitgemäßen (also nichtfürAlle glei-
chen)Wahlrecht mit Listenskrutinium undProportionalvertretung,
zu verständigem Parlamentarismus (der, Jahrhunderte lang, in
England die echte Aristokratie gesichert hat), zu der (von Stoecker
ersehnten) Entstaatlichung der Kirche,zu der Pflicht.auch unter per-
sönlichen Opfern unleidliche Lebensmitteltheuerung nach bestem
Vermögen zu lindern; Einlaß, Einladung allervon städtischer De-
magogie abgestoßenen Männer, Protestanten und Katholiken,
reinlicherIuden und Atheisten sogar; Abkehr von einem ehrwür-
dig verwitterten Staatsideal, das nie wieder Wirklichkeit werden
kann.und furchtlos ehrlicheVertretungderIndustriewünsche, de-
ren Erfüllung denLandwirth nicht in Nothstand einkerkert; Säube-
rung.Lüftung und (mit dem ausWest herbeiströmendenGeld)Mo-
dernisirung der Presse, die heute kaumnochdenkleinsten Klitschen-
herrn sättigt undnebenFreisinnsblätternund liberalflimmernden
Generalanzeigern nichtmehraufkommt;eineWahlfanfare,diehel-
leTage froher, kräftiger Politik, nach denWintern muffigen Miß-
vergnügens, ankündet, das Eingeständniß alten Irrthums nicht
scheut, aus die rasche Rückkehr der Freude an deutschem Reichswe-
sen wieder, endlich wieder hoffen undzugleich erkennen lehrt, wa-
rumDeutschland, wenn es nicht in feiger Politik verzwergen wolle,
den unentbehrlichen Theil des Kasernenzwanges, der Krieger-
zucht sich noch für ein Weilchen erhalten, auf den Vollgenuß süßen
Kulturbehagens noch verzichten müsse. Dann könnte, wie im Lande

derPeel, D'Israeli, Chamberlain, eine neue Konservative Partei rewachsen, die nicht immer herrschen, nicht alle Sippen und Mc» gen im Staatsstall unterbringen, im Käfig der Opposition aber dieKraft stählen,nach schwarzerBrachestetswiederFruchttragen und nie mehr zum Prügelknaben applaussüchtiger Minister erniedert würde. Aus freiem Iunkerwillen käme solcher Entschluß wohl allzu spät. Die Bannbulle des ewig Blinden zwänge klug Konservativen das Sturmbanner einerReichspartei in dieHand. Wahlpolitik? Die hat, vor, bei und nach Agadir, nur Einer getrieben: Herr Theobald von Bethmann-tzollweg. Blinzelnd haben, seit einem Jahr, seine Commis angekündet: „Diesmal machen wir die Wahl mit der Gloria unserer auswärtigen Politik; wartets nur ab." Der Potsdamer Bluff war ein Fehlschlag, den der Erdball verlachte. Marokko (im Mai habe ichs hier vorausgesagt) sollte den Entwurzelten noch einmal in deutschen Grund ankern. »Warum wurden drei Kriegsschiffe bemüht, ungeheure Bermögenswerthe zerstört und die Verhandlungen vier Monate lang hingeschleppt, da, ohne Druck, das jetzt Erlangte doch schon am elften Iunitag zu haben war?" Auf diese Frage (aus dem zweiten Novemberheft der „Zukunft") ist bis heute keine Antwort gekommen. Im Juni hatte Herr Cambon dem Partner alles irgendwie Wesentliche zugesagt; und seitdem mehr als einmal angedeutet, wie schlimm, durch das Kanonenboot und den Kleinen Kreuzer, ihm der Abschluß erschwert worden sei. Das DeutscheReich müßte ja auch demBankerot nah sein, wenn es für das(unverzcihliche)Angebot des Protektorates und fürdenVerzicht aufdie beträchtlichstender seitAlgesirasund dem Februarvertrag von 1909 ihm gewährtenWirthschaftrechte ohne eine Schiffchendemonstration nicht einmal die paar Kongofetzett einhandeln könnte.Warum„Panther", „Eber",„Berlin"und hundertvierzig Zwiegespräche, in deren Verlauf eine schmale Fleuretklinge oft das schwäbische Haurapier stringirte? Weil (andere Antwort ist nicht erfindlich) das Agadir-Spektakel auf die Wahlstimmung einwirken sollte. Wird auch. Wenn diese Flamme ins Vaterland schlägt, kann kein Spritzenschlauch und kein tzelfferich (aus der DeutschenBank) den Reichshauptlehrer retten. Dessen Bakel hat eine Rede gestriemt, die den Kronprinzen begeistert hatte. Vor ähnlichemKonflikt (FranzFerdinand-Schönaich) hat Franz Joseph gesagt: „Den Herrn Neffen kann ich doch nicht fortschicken."

Energetik und Hauswirthschaft.
Energetik und Hauswirthschaft.
DAm vorigen Jahr habe ich mir hier erlaubt, Ostwalds „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft" einige Ergänzungen von der psychologischen Seite her anzufügen. Ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Technische Neuerungen" findet, ich habe die Segnungen des technischen Fortschritts nicht so dargestellt wie sie es verdienen (das war doch nicht mein Zweck; wozu sollte ein Pfuscher noch einmal thun, was der Meister des Fachs schon meisterhaft gethan hatte? Ich wollte eben Dinge sagen, die dem Chemiker, dem Techniker weniger nah liegen); „nicht so, daß man sofort erkennen müßte, welcher Reichthum uns für Verluste gegeben ward, die nur eine unzeitgemäße Sentimentalität beklagen kann. Wir verloren die Postkutsche und gewannen die Eisenbahn". Wo hätte ich jemals den Verlust der Postkutsche beklagt? Ich habe sie, und noch weit gräulichere Vehikel, in der Jugend so reichlich genossen, daß ich weit davon entfernt bin, sie zurückzusehnen. Aber, wie Papa Goethe, im offenen Wägelchen über den Brenner und durch ganz Italien rollen, mit Muße die Schönheiten jedes Orts und seiner Umgebung genießen, nach Belieben aussteigen, um an einem besonders schönen Punkt zu weilen, oder auch nur, um ein Stück zu gehen oder mit Landeskindern zu plaudern, hier und da von der Hauptstraße abbiegen und Orte aufsuchen, die der Touristenschwarm noch nicht gefirnißt hat: Das möchte ich allerdings gern auch heute noch. Es kommt eben auf den Zweck an. Der Breslauer, der in Berlin ein zweistündiges Geschäft abzuwickeln hat oder der vier Ferienwochen darauf verwenden will, Rom zu studiren, segnet natürlich die Eisenbahn, die ihm ermöglicht, Berlin in sechs Stunden, Rom in zwei Tagen zu erreichen. Aber wer den Thüringer Wald, Land und Leute, die Fauna und Flora kennen lernen und genießen will, D«r benutzt mehr feine natürlichen als irgendwelche künstliche Fortbewegungwerkzeuge. Zwar giebt es auch Vergnügungreisende, die in einem Waldgebirge von Station zu Station fahren und sich von den Stationen nicht entfernen, Leute vom Schlage des biederen Gutsbesitzers, der mir einmal sagte: „Wenn ich reise, dann sehe ich mir die Berge von unten, die Kirchen und Museen von außen und die Gasthäuser von innen an." Man darf solche Leute noch nicht Thoren schelten; aber mit der Kultur haben ihre Erholungreisen nichts zu schaffen. Die Kulturentwickelung verläuft eben so wie die Entwickeluug der Natur nicht gradlinig in der Weise, daß jeder Fortschritt zu einer Neuschöpfung die Schöpfungen der vorhergehenden Stufe vernichtet, sondern hat ihr Sinnbild in der

Pflanze, die, alle in ihrem Keime liegenden Möglichkeiten allmählich verwirklichend, diesen Keim zu einem Stamm mit einer, aus Aesten, Blättern und Blüthen bestehenden Krone entfaltet, wobei das Alte bleibt, während das Neue hervorsproßt, und in der zu einem Reichthum lieblicher Gebilde auseinandergehenden Knospe der Prozeß sich im Kleinen wiederholt. Entwickelung bedeutet wachsenden Reichthum an Gebilden, zunehmende Mannichfaltigkeit.
Nur ein Narr könnte den technischen Fortschritt ungeschehen wünschen, nur ein Irrenhäusler ihn ungeschehen machen wollen; aber ein Narr ist nicht minder, wer mit Allem aufräumen will, was frühere Zeiten geschaffen haben. Läßt der Mensch doch auch gern seine entfernten vierbeinigen und geflügelten Vettern leben, die vor ihm entstanden sind. Sogar die Raubthiere mag er nicht missen: er hegt sie in Zoologischen Gärten. Es ist möglich, daß dereinst einmal die Vierbeiner sowohl als Motoren wie als Nahrungspender überflüssig gemacht werden, in dieser Eigenschaft auch die Pflanzen; aber wie entsetzlich arm wäre eine Erde, auf der es das edle Roß, das gemüthliche Rind, das putzige Hühnervolk nicht mehr gäbe, keine grüne Saaten, keine wogenden Kornfelder, keine blühenden und später mit rothen und blauen Früchten beladenenObstbäume, keine Weinstöcke mehr, sondern nur noch eisenstarrende Maschinenbauanstalten und Chemische Laboratorien. Der Vernünftige begrüßt dankbar jeden technischen Fortschritt, fragt jedoch in jedem einzelnen Fall, wo er von ihm Gebrauch machen kann, ob es nicht vielleicht vortheilhafter sei, den alten Gebrauchsgegenstand oder das alte Verfahren zu wählen. Das war eine der Ergänzungen, an die ich erinnern wollte. Der Mensch braucht nicht nur die Produkte der Arbeit, er braucht auch die Arbeit selbst, .und wenn die Energieersparniß, die ihm ein technischer Fortschritt ermöglicht, von dem Verlust an körperlicher Gesundheit und seelischer Befriedigung aufgewogen oder überwogen wird, die ihm die Arbeit nach der alten Methode gewährt, so verzichtet er auf diese Ersparniß. Macht doch nach Ostwald nicht sowohl die Energieersparniß als vielmehr ein möglichst großes Quantum freiwilliger Energieausgabe glücklich; und welchen höheren Zweck kann es geben als Menschenglück?
Die Frage der Wahl zwischen alten und neuen Verfahrungweisen ist heutzutage brennend im Gebiete der Hauswirthschaft. Die Ersparniß an Zeit, Kraft und Geld, die das Einküchenhaus gewährt, liegt so auf der Hand, daß es höchst überflüssig wäre, wollte ich so oft Beschriebenes noch einmal beschreiben. Aber das Einküchenhaus bedeutet den ersten Schritt zur Auflösung der Familienwirthschaft und seine Konsequenz ist das Phalanstsre, die so-

zialistische Auflösung der Familie. Nun ist in einer normalen Familie, die noch gar nicht Idealfamilie zu sein braucht, der Reichthum an gemüthlich und ethisch werthvollen Beziehungen zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen den, Geschwistern so groß, daß er durch keine noch so große Ersparnis; aufgewogen werden kann. Man darf also zwar das Einküchenhaus für Proletarier wählen, denen Armuth und Broterwerb der Frau ein wirkliches Familienleben unmöglich und die Einzelwirthschaft durchaus unzweckmäßig machen; doch soziale Schichten, denen Beides möglich ist, würden eine frevelhafte Thorheit begehen, wenn sie um einer Geldersparniß willen darauf verzichteten. Das Familienleben hat, wie alles Gute auf Erden, seine Schattenseiten, für die ich volles Verständniß habe. Starker Familiensinn absorbirt alle Kraft zur Liebe im Schoß der Familie und hat für die draußen Stehenden nichts übrig, schließt sich wohl gar feindsälig gegen Alles ab, was nicht zur eigenen Sippe gehört, macht unsozial bis an, bis über die Grenze, hinter der das Verbrechen liegt. Kenner Frankreichs haben dort diese Ausartung besonders oft wahrgenommen: der Franzose, die Französin heirathe nicht ein Weib, einen Mann sondern einen ganzen Clan, Schwiegereltern und Vetternschaft, und bleibe für Lebenszeit hineingebannt; eine nicht gerade seltene Erscheinung sei der Bourgeois, der sich mitselbstgefälligemSchmunzeln sage: „Wieder Einen übers Ohr gehauen und zehntausend Francs für unser Mariechen zurückgelegt!" Und Heinrich Schurtz hat in feinem Werk „Altersklassen und Männerbünde" nachgewiesen, daß die Familie keineswegs, wofür man sie gewöhnlich hält, der Keim des Staates ist; die Familie reiche höchstens zur Sippenbildung aus; größere politische Gründungen pflegten von einer Kraft auszugehen, die zum Familienleben im Gegensatz steht und sich ihm nicht selten feindlich erweist: vom Geselligkeitstriebe der Männer. Darüber wären viele unterhaltende Feuilletons zu schreiben, mit der modernen Variation, daß jetzt die Suffragettes die familienfeindlichen Hosen tragen. Vielleicht beobachte ich falsch, aber ich glaube, eine Erscheinung wahrzunehmen, die dem konservativen, vor politischen Neubildungen bangenden Staaterhalter zu einiger Beruhigung dienen dürfte. In meiner Iugend, um 18W herum, wo der darniedergehaltene Geist der Burschenschaften explodirte, gab es wenig Gymnasien; die Gymnasiasten waren darum zum größten Theil „Auswärtige" und wohnten in Konvikten oder in Massenquartieren. Ihr Lebenselement war also nicht die Familie, sondern die Schule und die Kameradschaft, ihre Erholungzeit verlief in Spielen und Ausflügen mit Kameraden. Der so erwachsende

Kameradschaftgeist ergriff auch die am Ort ansässigen Schüler. Die schämten sich ein Wenig, wenn sie einmal mit dem „Alten", mit Frau Mama und Mamsell sosur statt im Kreis von Kameraden öffentlich erblickt wurden. Wir brauchten damals nicht „politisirt" zu werden, wir waren es schon; waren ein kleiner Staat. Heute liegen die Gymnasien kaum eine Bahnsrunde von einander entfernt; die meisten Gymnasiasten sind Ortsansässige, leben in ihren Familien und sind deren Anhängsel; die Roth-, Blau- und Grünkappen sieht man nur beisammen, wenn sie aus der Schule geströmt kommen, nicht im freien Feld; jeder Bursch geht mit seiner Familie „spaziren". In England trägt die College-Erziehung gewitz nicht wenig dazu bei, den Söhnen der Vornehmen den staatsmännischen Geist einzupflanzen. Daß Mönchsthum und Priestercoelibat dem Familienegoismus entgegenwirken, ist in der Bilanz der Katholischen Kirche auf die Kreditseite zu schreiben. Also dieses Mißderdienst der Familie und dieses Verdienst der Männer-, meinetwegen auch der Frauenbünde erkenne ich an; aber auch hier wäre es unvernünftig, um eines Gutes willen ein anderes Gut zu vernichten; die Gesellschaft bedarf beider Güter, der Familie wie der sozialen und kameradschaftlichen Verbindung Nichtverwandter, und der Einzelne kann sich des Segens beider Institutionen freuen, wenn er sich nicht durch ewige Gelübde an eine von beiden fesselt.

Vor zwei Iahren wurde in der „Neudeutschen Bauzeitung" das Problem des Einküchenhauses behandelt. Auf die Erörterung der wirtschaftlichen, der ethischen und der sozialen Seite der Sache wurde ausdrücklich verzichtet und nur dargethan, daß die Vereinfachung des Grundrisses und die Kostenersparniß dem Architekten diese Art Häuser vor den jetzt üblichen Miethhäusern empfehle. Aber in dem Aufsatz werden doch auch Gutachten mitgetheilt, die einige nichtbaumeisterliche Seiten der Frage berühren, und einer der Gutachter, Henry van de Velde, citirt das folgende Wort einer Amerikanerin: „Fünfzig Feuer da, wo ein einziges genügen würde! Sie können ja an Ihrem Tisch im Familienkreis mitIhren Kindern essen, wennSie wollen; aber warum sollen fünfzigFrauen ihreMorgenstunde verlieren, um ein paarTassenKaffee zumachen?" Wenn nun aber das Kaffeekochen den fünfzig Frauen Vergnügen macht? Und wenn es dem Manne und den Kindern Genuß bereitet, das Brodeln des siedenden Wassers zu hören und den Kaffeeduft eine ganze Viertelstunde lang zu riechen? Mit Ausnahme gewisser Säuberungverrichtungen sind alle hauswirthschaftlichen Arbeiten so, daß sie einem körperlich und seelisch gesunden Menschen Vergnügen machen. Wie gern helfen die Kinder dabei; nicht nur,

wenn es Etwas zu naschen giebt. Und ein wie großer Vorzug ist Hie Mannichfaltigkeit und stete Abwechselung Z Ihre Morgenstunde verlieren! Wieso denn verlieren? Verloren wäre die auf das Kaffeekochen verwendete Zeit doch nur dann, wenn etwas Angenehmeres oder Nützlicheres hätte gethan werden können. Was? Zeitunglesen? Goethe verabscheute es. Romanlesen? Dazu ist doch wohl am Feierabend noch Zeit; welcher gesunde Magen vertrüge zwölf Stunden Romanleserei Z Unterhaltung mit dem Mann? Manchem Manne wird des Schwatzens schon während der Mahlzeit zu viel. Ein Stück von dem Roman schreiben, den sie selbst dichtet? Daß heutzutage Hunderttausende von Frauen und Mädchen sich mit Männerarbeit ihr Brot verdienen müssen, ist eine traurige Thatsache, die vorläufig Niemand ändern kann, aber den Frauen, die es noch nicht nöthig haben, die hauswirthschaftliche Arbeit abnehmen, damit auch sie vollends den Männern Konkurrenz machen können: Das wäre denn doch das Tollste aller Schildbürgerstücklein. Ich halte drei Viertel von Dem, was ich seit dreißjig Iahren schreiben mußte, um leben zu können, für überflüssig; man wird mir darum nicht zumuthen, glauben zu sollen, daß Alles, was die verehrten Kolleginnen schreiben (ausgenommen natürlich die wirklichen Dichterinnen und solche Frauen, die wichtige Lebenserfahrungen oder Studienergebnisse mitzutheilen haben) fürsWohl der Menschheit nothwendig oder ungemein förderlich sei. Wahrscheinlich denken und fühlen eben so die Maler, die Musiker und alle anderen Kategorien von Männern, deren Konkurrentenkreis! durch weiblichen Zustrom vergrößert wird.

Mitunter hört und liest man, den Frauen bleibe darum nichts Anderes übrig, als Männerarbeiten zu betreiben, weil es im Haus thatsächlich nichts mehr zu thun gebe. In der Großstadt mag ja das Angebot von halb und ganz fertigen Gebrauchsgegenständen und an wohlfeilen Dienstleistungen so überwältigend sein, daß. sich jede Frau für eine Thörin halten würde, wenn sie sich noch mit der Herstellung oder Verrichtung im Hause mühen wollte; in der Provinz jedoch sind wir noch nicht so weit. Goethe hat dem würdigen Freunde, den das Überhandnehmen der Lesewuth um das Heil seiner Mitmenschen besorgt machte, zwei reizende Episteln geschrieben, deren zweite lehrt, wie die Töchter des Hauses vorm Lesen bewahrt werden können, und schließt:

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Iahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Goethes Rezept setzt den Besitz von Gärten, Weinbergen und Weinkellern voraus. Solcher Besitz kommt ja glücklicher Weise auch heute noch vor; aber er ist gar nicht erforderlich, den weiblichen Theil der Familie mit Arbeit zu versorgen. Auch ohne Obst-, Gemüse und Weinplantagen giebt es genug zu thun, wenn auch natürlich nicht mehr gesponnen wird und Talglichte nicht mehr gegossen werden. Für den Fall, daß Groszstädterinnen von einem altmodischen Familienhaushalt keine Vorstellung mehr haben, will ich einen von der Art, wie es ihrer in Klein- und Mittelstädten und auf dem Lande noch genug giebt, beschreiben. Zunächst wird alle Nadelarbeit im Hause geleistet; Gewand und Leinzeug in der Wäsche sehr vorsichtig und sorgfältig behandelt, so oft wie möglich ausgebessert, jeder noch brauchbare Stoffrest vom Abgelegten bei Neuanfertigungen mit verwendet, so daß Anschaffungen selten nothwendig werden. Diese Praxis nimmt die deutsche Hausfrau auch nach Amerika mit, wenn sie auswandert. Ein deutschamerikanischer Vo lkssänger, der in Knüttelversen mit dem Dichter des Faust rivalisirt, besingt diese Tugend der deutschen Matronen und bemerkt dann: „Die Bankeefrau ist weniger fleißig; ist was zerrissen, schmeißt sies weg." Das mag heute wohl auch für manche deutsche Frau zutreffen; in der Großstadt und in Industriebezirken. Iede Woche einmal wird Brotmehl gekauft und Teig geknetet, die Brotform dann zum Bäcker geschickt. Die Ersparniß beträgt ja nur wenige Nickel an jedem Gebäck, aber man hat immer ein kräftiges und wohlschmeckendes Brot. An den Hochfesten und Geburtstagen erfreut die Kuchenbäckerei die thatenlustige Iugend und die Nasen der ganzen Familie. Aus einem Kuhstall des benachbarten Dorfes wird täglich Milch geholt, der Rahm zweimal in der Woche verbuttert. So hat man jeden Tag im Iahr frische, von eklen Beigeschmäcken freie Butter, die kerniger ist als Molkereibutter, und ein paar Tage lang frische Buttermilch, ein erquickendes, nahrhaftes, wohlschmeckendes Getränk, das, wie der Volksmund sagt und der Arzt bestätigt, neunundneunzig Krankheiten heilt und vor Krankheit bewahrt. Nicht wenig Arbeit verursacht das Fleisch. Es gehört zu den Vortheilen der Anstalt- und Kasernenwirthschaft, daß sie immer gutes Fleisch haben kann, weil sie täglich ein großes Stück einkauft. Die tüchtige Hausfrau bringt wenigstens ein größeres Stück vom Markt und theilt es auf mehrere Tage ein; das Lagernde durch Pökeln und andere Manipulationen vorm Verderben zu schützen, kostet aber Arbeit. Im Frühsommer beginnt das Abkochen, Einlegen und Abbacken von Beeren, Obst und Gemüse und dauert bis in den Herbst. Von Martini an beleben die Gänse das

Haus; werden sie gemästet, schon früher. Die Gans ist eins der edelsten Geschöpfe Gottes, denn es giebt keinen Theil ihres Leibes, der nicht dem Menschen nützte. Dabei ist sie nicht dumm, wie man wahrnimmt, wenn man ihren täglichen Wandel auf dem Dorf beobachtet. Das beim Schlachten ausgelassene Blut wird als Blutwurstfüllsel zubereitet. Die Federn werden gesammelt und, sobald ihrer genug beisammen sind, geschlissen (Schleißen nennt man in Schlesien das Abziehen der Fahnen von den Kielen; eine hochdeutsche Bezeichnung für diese Operation kenne ich nicht). Eine leichte mechanische Beschäftigung, die mit heiterer Unterhaltung oder Borlesung gewürzt zu werden pflegt. Die geschlissenen Federn werden in Indelten (Inletts) gefüllt, und wird eine Tochter heirathfähig, so liegen ihre vier Gebetten bereit; beim Händler braucht keins gekauft zu werden. Wie das Fleisch und das Fett der Gans verwerthet werden, wissen ja wohl auch die Berlinerinnen; aber vieelleicht versteht nicht jede, aus den knorpeligen Theilen Gallert zu bereiten, was die Provinzfrau ebenfalls kann. So giebt es also in einem solchen Haushalt für eine kräftige Frau und zwei heranwachsende oder erwachsene Töchter vollauf zu thun und von einer Nothwendigkeit, den Familienhaushalt aufzugeben, kann fürs Erste noch nicht die Rede sein. Für Das, was von einer wohlhabenden Frau an Armenpflege und Iugendfürsorge gefordert wird, läßt die Hauswirthschaft schon die nöthige Zeit übrig.

Dieser Aufsatz war konzipirt, lange bevor mir Ostwalds letztes Buch in die Hände kam. Es ist, wie die Leser wissen, eine Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, die der große Chemiker und Naturphilosoph unter dem Titel „Die Forderung des Tages" (in der Akademischen Verlagsbuchhandlung) herausgegeben hat. Wir lernen daraus das großartigste und schönste aller Weltbilder, die je mit rein physikalischem Material entworfen worden sind, vollständig kennen und der Genuß, den es gewährt, wird durch das Bild des liebenswürdigen und glücklichen, wahrhaft glücklichen Menschen erhöht, der uns daraus so körperhaft und lebenswarm entgegentritt, daß ein Künstler ihn malen könnte, ohne ihn selbst oder seine Photographie gesehen zu haben. Freilich: unvollständig ist auch dieses Weltbild; die Gedanken- und Gefühlswelt von Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt darin unterzubringen, würde schwierig sein. Daß ich Ostwalds Erwartung, die Gesammtheit der psychischen Erscheinungen werde dereinst auf eine den übrigen Energieformen äquivalente Energieform zurückgeführt werden können, nicht zu theilen vermag, habe ich schon ge-

sagt; die Gründe, dieLotze (der als strenger Atomist noch nicht mit dem Energiebegriff arbeitete), Eduard von Hartmann, Iohannes Reinke, Otto Liebmann dagegen anführen, erscheinen mir unwiderleglich. Die drei zuletzt Genannten beweisen auch, daß schon das organische Leben in die Energieformen nicht eingereiht werden kann. An Hartmanns Diktum: Das Leben leitet die Energie auf seine Mühle, aber es ist nicht selbst Energie (im heutigen technischen Sinne des Wortes) klingt folgende Aeußerung Ostwalds im vorliegenden Buche an: „Hält man sich, frei von allen Hypothesen, an die beobachteten Thatsachen, so erkennt man als allgemeines Kennzeichen der Lebenserscheinungen den stationären Energiestrom, der durch ein verhältnißmäßig konstantes Gebilde läuft." Wie ein solches Gebilde, mit dessen wunderbarer inneren Struktur und Mannichfaltigkeit der äußeren Gestalt, mit dessen nach eigenen Gesetzen sich vollziehender Entfaltung, Selbsterneuerung, Selbstregulirung, Fortpflanzung das einzige konstante Gebilde der unorganischen Welt, der Kristall, gar nicht zu vergleichen ist, entstehen konnte, wie es zugeht, daß der unaufhörlich hindurchflietzende Energiestrom, statt es aufzulösen, seinem Aufbau und seiner Erhaltung dienen muß (sobald das unbekannte Etwas, das alle Energieformen in seinen Dienst zwingt, entwichen ist, verrichten diese ihre auflösende Arbeit): Das ist es, was als bloßer Umsatz von Energieformen in einander nicht begriffen werden kann. Arthur Drews endlich, augenblicklich der Schwarze Mann für die orthodoxen wie für die liberalen Theologen, ist der Meinung, man müsse „dem modischen Vorurtheil entsagen, als ob eine wirkliche Lösung der sogenannten Welträthsel mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erfahrung zu Stande zu bringen und eine einheitliche Weltanschauung nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage möglich sei. Die Naturwissenschaft hat es immer nur mit der einen, der materiellen Seite der Wirklichkeit zu thun, deren mechanische Gesetzlichkeit sie aufdeckt. Sie überschreitet folglich ihre Grenzen, wenn sie auch die andere, die geistige Seite, in ihre Betrachtungen hineinzieht." Ausdrücklich muß jedoch hervorgehoben werden, daß Ostwald solche Grenzüberschreitung nirgends begeht. Wenn er den Energiebegriff für alle Lebensgebiete fruchtbar macht, so meint er immer nur die Energie im physikalischen Sinn des Wortes, die ja thatsächlich bei aller Kulturthätigkeit eine ungemein wichtige und mitunter (man denke an den Weltverkehr) die entscheidende Rolle spielt. Was er in Beziehung auf die vermuthete psychische Energieform von zukünftigen Leistungen der Wissenschaft erwartet, Das verwendet er nicht, als ob es schon geleistet wäre.

Energetik und Hauswirthschaft,
Ostwald erklärt den Materialismus für überwunden und den Begriff Materie für unhaltbar; das einzige Seiende, die Weltsubstanz, sei die Energie. Daß die Atome nicht als raumerfüllende Klümpchen oder Kügelchen zu denken sind, sondern als mathematische Punkte, von denen Kraftwirkungen ausgehen, wissen wir seit Lotze; aber mit der Behauptung, daß die Energie das allein Seiende und die (natürlich nur als ein System punktueller Energieträger zu denkende) Materie abgethan sei, scheint der Satz in Widerspruch zu stehen: „Was man weder schaffen noch vernichten kann, nennt man eine Substanz; so haben die chemischen Elemente den Charakter von Substanzen, aber auch die Arbeit und ihre Umwandlungprodukte haben ihn; diese nennt man mit einem gemeinsamen Namen Energie." Die Gesammtheit der chemischen Elemente ist doch wohl Das, was man bisher unter Materie verstanden hat. Mit der Materie zugleich will Ostwald bekanntlich auch die Atomistik abgesetzt haben. Der Chemiker bedürfe ihrer nicht; sie sei weder hinreichend, die stöchiometrischen Gesetze zu ergeben, noch für diesen Zweck nothwendig. Den Grund zu diesem Gesetz habe der 1807 verstorbene Jeremias Benjamin Richter gelegt, indem er als Erster Zahl und Maß in der Chemie zur Geltung brachte. Er sei jedoch über seinen Tod hinaus übersehen und verkannt worden und das Schlimmste sei gewesen, daß um die Zeit seines Todes Daltons Atomhypothefe auftauchte. Ob die Chemie ihre Berechnungen ohne die Annahme von Atomen und Molekeln auszuführen vermag, ist nun eine Angelegenheit, welche die Chemiker unter sich auszumachen haben und die den Laien nicht angeht. Dieser liebt die Atomhypothese, weil sie die Vorgänge der physikalischen Welt vorstellbar macht. Ostwald erklärt nun zwar diese Anschaulichkeit für werthlos und gebietet: „Du sollst Dir kein Bildniß oder Gleichniß machen", sollst Dir an algebraischen Formeln und Zahlen genügen lassen. Doch gilt dieses filmische Donnerwort hoffentlich nur seinen Fachgenossen; wir armen Laien sind nun einmal unbekehrbare Heiden und hängen an Bildern, wenn wir sie auch nicht gerade anbeten. Rebrigens wird die Ablehnung der Atomistik später eingeschränkt und Ostwald erklärt die Ansicht für irrig, daß zwischen seiner Energetik und der Atomistik ein grundsätzlicher Gegensatz obwalte.
Ostwalds Buch ist höchst anregend und es müßte im schreibseligen deutschen Vaterlande wunderbar zugehen, wenn daraus nicht ein paar hundert Zeitschriftenartikel und ein paar Dutzend neue Bücher entstünden.
Neisse. Karl Ientsch.

Kaukasus.*)
Ach, daß ich Wasser genug hatte in meinem Haupte
WWbcrall Berge, von Wolken »mflossne,
SP Mit Jammer besäte, mit Blut übcrgossne.
Seit der Urzeit schafft der Aar dort
Dem Prometheus Schmerzen,
Hackt ihm täglich an den Rippen,
Hackt an seincm Herzen;
Er zerhackts, sein Blut, er trinkt es
Niemals doch zu Grunde,
Stets wird neu das Herze leben,
Lachen trotz der Wunde.
Venn unsterblich ist die Seele,
Frei, trotz Machtgeboten,
Selbst der Nimmersatte pflügt nicht
Flur auf Meeresboden,
Knebelt nicht das wort, das freie,
Nicht die freie Seele
Und verlästert Gott, den Herrn, nicht,
Gott, der sonder Fehle.
Nicht uns geziemts, mit Dir zu rechten,
Noch zu bemängeln Dein Gebotl
Uns ziemt, zu weinen nur, zu weinen,
Zu kneten unser täglich Brot
Mit blutigem Schweiß, mit bittern Thränen.
Die Henker uns mißhandeln, höhnen,
Berauscht liegt unser Recht — wie tot!
wann, ach, wird es auferstehen?
Dürfen wir begeben

*) Das berühmteste Gedicht Schewtschenkos, des 1814 geborenen, 1861 gestorbenen kleinrussischen Poeten, über und aus dessen Schaffen Iulia Virginia in dem Band „Ausgewählte Gedichte vonTaras Schewtschenko" (Xenien-Verlag in Leipzig) Allerlei mittheilt. Wenn das Mühen, auch diesem nach Gogol beträchtlichsten Kleinrussen in Deutschland Liebe zu werben, gelingt, dürfen mit der Uebersetzerin alle Freunde kräftiger Dichtung sich freuen. Der (allzu politische) Sang vom Kaukasus hat Schewtschenko ins Gefängnis) gebracht.

Müde uns, o Gott, zur Ruhe?
lvann, ach, endlich leben?
Wir vertrauen Deiner Allmacht,
Den Verheißungworten:
Auferstehn soll Recht und Freiheit,
Hier und aller Vrten.
werden huldigen dann die Völker
Dir nur frohen Muthes, —
Doch bis dahin fließen Ströme,
Ströme rothen Blutes I . . .
Allüberall Berge, von Wolken uniflossne,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergossne!
Und die von Gottes Gnaden wir,
wir scheuchten dort ohne Erbarmen
Freiheit, die nackende, die arme,
Und Hetzen sie ... Es fielen hier
Der Söldner ungezählte Schaaken.
Und Thränen? Blut? Fürwahr genug,
vollauf zu sättigen alle Zaren . . .
Sie zu ertränken sammt der Brut
In witwenthränen ... Der Iungfrcmnthränen,
Geweint in stiller Nächte Sehne»,
Der heißen Mutterthränen Vein,
Der alten, blutigen Vaterzähren
Ergoß kein Strom sich, nein, — ach nein,
Ein Meer, ein feurig Meer! . , . B Ehre
Den Hunden wie der Treiberschaar
Und unserm Väterchen, dem Zar!
Ehrel
Euch auch Ehre, blaue Berge,
Gletscher unermessen,
Ehre Euch, Ihr großen Helden,
Nicht von Gott vergessen I
Kämpft nur, kämpfet und Ihr werdet
Sieger des Gcfechtes,
Euch hilft Gott, die Kraft, die Freiheit
Und die Macht des Res tes I
«Dein Haus*), Dein Brot, ist Beides Dein,
Sind nicht erbeten, nicht verliehen

*) „ssKIs", „rsckursk", zwei Worte aus der kaukasischen. Mundart, die der Dichter beibehalten hat, ohne sie zu übersetzen.

Die Zukunft.
Und Keiner nimmts, als wär cs sein,
Ls läßt Dich Niemand Ketten ziehen.
Bei uns — denn fchriftgelchrt sind wir —,
Da kennt man jede !5ibelstelle,
Nackt sind wir und in Goldes Zier
Wohl von der tiefsten Kerkerzelle
Hinauf bis zu des Thrones Schwelle!,
Kommt nur zu uns! Da lernt, bei Gott,
Zhr bald, wie theuer Salz und Brot,
wir haben Schulen und Kapelle,
Jedwede Tugend bei uns thront,
lvir Christen sitzen an der gZuelle,
Gott selbst bei uns zur Miethe wohnt!
Nur Lines schmerzt uns: daß Ihr nicht
Luch Lure Hütte müßt erbetteln;
Daß wir Euch 's Brot nicht ins Gesicht
wie einem Hund hinwerfen können;
Daß Ihr uns für der Sonne Strahlen
Noch keine Steuern müßt bezahlen;
Sonst nichts! wir sind mit wenigem sattl
Denn seht, wir sind ja keine Hciden,
Nein, echte Christen und bescheiden.
Doch wollt Ihr brüderlich, anstatt
Zu trotzen, Euch mit uns verbinden,
Ihr würdet gute Lehrer finden.
Und unsre Lander ohne Zahl:
Sibiriens Welt genügt zumall
Und Kerker, Völker, unbeirrt
vom Moldauer bis zu dem Linen
Hält? Maul man, lebt mit allen Sinnen
Froh in den Tag hinein! ... Es wird
Bei uns die Heilige Schrift gelesen
Und Mönche lehren, daß gewesen
Dereinst ein König Schweinehirt,
Der seinem Freund, den er erschlagen,
Die Frau nahm und jetzt mit Behagen
Im Himmel sitzt. Da seht Ihr gleich,
wer bei uns kommt ins Himmelreich!
Ihr seid noch blind, nicht aufgeklärt
Durchs Heilige Kreuz; bei uns man lehrt:
Gieb nur und schind,
Dann kommst geschwind
Ins Paradies sammt Frau und Kind!
Mit Wissen können wir uns spreizen!
wir zählen Sterne, säen Weizen,
Den Franzmann schmähn wir und im Spiel

Kaukasus.
verschachern wir der Seelen viel,
Nicht Schwarze aus dem Negerland,
Zwar Christen, doch von niederm Stand.
Nein, Spanier sind wir nicht, wir kaufen
Nicht wie 'ne jüdische Kreatur
Gestohlen Gut. wir handeln nur
Nach dem besetze . . .
Sagt, liebt Euren Nächsten
Ihr nach des Apostels Worten?
Heuchler, Lügner, die vom Höchsten
Ihr verdammt seid worden!
Nur die Haut an Eurem Bruder
Liebt Ihr, nicht die Seele,
Schindet sie, damit der Tochter
Nicht das Pelzwerk fehle,
Eurem Bastard nicht die Mitgift
Schuh' nicht Eurem Weibe,
Auch nicht Das, was ihr geheim bleibt,
Eurem eignen Leibe!
wem zum Heil wardst Du gekreuzigt,
Jesus Christ, Sohn Gottes?
Für uns Gute, für, die Wahrheit?
Bder daß voll Spottes
wir Dich höhnen, wir Dich schmähen?
Denn so ists geschehen!
Kapellen, Kirchen, Bilder, Priester
Und Alles weihrauchdufterfüllt,
Verbeugungen vor Deinem Bild
Und unaufhörlich Bittgeflüster
Um . . . Diebstahl, Krieg und Mord und Blut
Nach Bruderblut sie heimlich schreien,
Zum Dank sie dann ein Bild Dir weihen,
Gestohlen in des Brandes Gluth . . .
«wir sind aufgeklärt und wollen
Andre auch belehren,
Zu der Wahrheit Licht Euch blinde
Kinder noch bekehren.
Alles zeigen wir, doch lasset
Luch von uns nur führen:
wie die Kerker sind zu mauern,
Fesseln sind zu schnüren;

wie zu tragen sie, zu flechten
Schwere, knotige Knuten , . .
Alles lehren wir, wenn Eure
Berge wir bekommen,
Euer Letztes, denn schon sind Euch
Meer und Thal genommen!"*)
In den Tod man Dich hetzte, Iakow"), mein Lieber!
Doch nicht für Ukraina Dein Blut ist geflossen:
Ihr Henker, er heischte Dein edeles Blut,
Du trankest — ein Opfer der Jarenwuth —
Den russischen Giftbecher unverdrossen . . .
Dein denk ich ewig, des theuren Genossen!
B weile bei uns als lebendiger Geist,
wach ob den Kurhanen, zerwühlt und verwaist,
Durchzieh mit den Brüdern die weiten Bajraken,
wein' Ströme von Thränen mit Deinen Aosake,i,
Bis Du aus der Haft willkommen mich heißt!
Doch bis dahin will die Lieder,
Die das Herz mir brechen,
Still ich sön, auf daß sie wachsen,
Mit dem winde sprechen . . .
Und der wind aus der Ukraina
wird zu Deinen Füßen
Mit dem Thau sie tragen, Bruder;
Du wirst sie begrüßen,
Liebend Dich in sie versenken,
Sie mit Thränen tränken
Und der Berge, Steppen, Gräber,
wie auch mein, gedenken,
Taras Schemtschenko.

*) Rußland besetzte zuerst das Meer und die Thäler des Kaukasus.
**) Graf Iakow de Balmen, ein ukrainisirter Franzose und Freund des Dichters, den die russische Regirung wegen seines Freisinnes dadurch maßregelte, daß sie ihn der kaukasischen Armee als gemeinen Soldaten einreihte; er fiel denn auch im Kampf gegen die Tscherkessen.

Anglo-Deutsche Freundschaft.
EinBrief.

j^ehr geehrter Herr harden, Sie wissen, daß ich weit davon entfernt SA bin, die deutsch-englischen Beziehungen nach gelegentlichen, für den Zweck geformten Reden zu bewerthen. Es würde der Mühe lohnen, die während der letzten Iahre gehaltenen überschwanglichen, Freundschaft und Frieden preisenden rhetorischen Leistungen von beiden Seiten der Nordsee, seien sie aus souverainem, verantwortlichem oder unverantwortlichem Munde, zusammenzustellen. So sehr sie geeignet sein mögen, den sentimentalen Zeitungleser zu entzücken und ihn in dem Glauben an eine nicht zu trübende Sphäre der Harmonie zu bestärken: für den vorurtheilfreien Beobachter ist es eine nüchterne Gewißheit, daß die Worte keine Thaten zeugten, daß die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England sich, trotz den bestehenden und sich ständig steigernden wechselseitigen hochwerthigen wirthschaftlichen Interessen, nicht gebessert haben. Dem frohen Aufjauchzen folgte stets eine tiefe Verstimmung. Und so ist es wiederum heute. Die Begleiterscheinungen der leidigen Marokko-Sache haben in Deutschland eine ungewöhnlich starke antienglische Strömung bewirkt. Wie weit die Veranlassung innerhalb der gegebenen europäischen Konstellation vorausgesehen oder umgangen werden konnte, bleibe dahingestellt. Spätere Zeiten werden hierüber sachlicher und ruhiger urtheilen, als es die über die Vorgänge hinter der Szene unzulänglich informirte Gegenwart vermag.

Ein im Zusammenhang mit Marokko besonders gepflegtes deutsches Argument gipfelte in dem Wunsch nach Vergrößerung des Kolonialbesitzes. Das wäre, als Erweiterung wirthschaftlicher Machtfülle, gewiß ein erstrebenswerthes Ziel. Doch wie liegen die tatsächlichen Verhältnisse? Als Deutschland vor mehr denn drei Iahrzehnten in die Reihen der Kolonialmächte eintrat, war die Welt, so weit sie begehrenswerth schien, längst aufgetheilt. Von Dem, was wir, erwerben konnten, wurde eins der aussichtreichsten Gebiete mit England gegen Helgoland ausgetauscht. Der deutsche Kolonialbesitz hat sich, trotz hinlänglicher Entwickelungzeit, bisher noch nicht zu einem wirthschaftlichen Aktivum des Reiches umgewandelt. Das ließe sich leicht, zu geringer Freude der Steuerzahler, zahlenmäßig erweisen. Ob die Einverleibung des Susgebietes die Bilanz des Kolonialbesitzes aktiver gestaltet hätte: ich bezweifle es; was der Kongozipfel der Allgemeinheit einbringen wird: die Zukunft wird es lehren.

Aber bedarf Deutschland überhaupt unbedingt und um jeden Preis territorialen Zuwachses? Es giebt für die weitere wirthschaftliche Erstarkung des Reiches, für die Schaffung neuer und aufnahmefähiger Absatzgebiete, für ein Bethätigungfeld deutschen Kapitals und deutscher Energie auch noch näherliegende und den realen Verhältnissen besser angepaßte Möglichkeiten. Ich denke da an den deutschen

Kaufmann im Ausland, der aus eigener Kraft in emsig zäher Arbeit heimischen Waaren einen Markt erschlossen und ausgebaut hat. Der Werth dieser Kulturpioniere ist für die wirthschaftliche Prosperität des Reiches nicht hoch genug genug zu veranschlagen. Seine Erfolge kommen dem Mutterland unmittelbar zu Gut; ihm sein Deutschthum wahren helfen, ihn fördern, ihm für freie wirthschaftliche Bethätigung Entwicklungmöglichkeiten schaffen: Das heißt, dem Reich nützen. Die Erhaltung der offenen Thüren sollte die Hauptaufgabe unserer auswärtigen Politik bilden. Ein Heer und eine Flotte, wie sie Deutschland unter großen materiellen Opfern aufrecht erhält, hat, bei klaren politischen Dispositionen, eine so überzeugende Kraft, daß es nicht schwer sein kann, die offenen Thüren zu sichern. Zur Bewachung geschlossener Pforten würden zehn Stadtsoldaten genügen.

Wie stellt sich nun England zu dieser uns so vitalen Frage? Man mag aus Ueberzeugung oder Unkenntniß die Engländer lieben oder verabscheuen, ihre Politik weitsichtig und klug oder perfid nennen: die offene Thür gewähren sie uns im Mutterland, in den Kolonien, in ihren Einflußgebieten, wie kein anderer Kulturstaat, im weitherzigsten Sinn. Welche Werths ziehen die deutschen Banken, der Handel und die Industrie aus den Gebieten, wo englische Macht und englischer Einfluß herrscht! Man befrage den deutschen Kaufmann in England, Indien, Südafrika, Egypten, wo immer man wolle; überall wird man hören, was das englische liberale Wirthschaftsystem uns in klingender Münze bedeutet. Wie viele Gebiete der Erde hat erst England durch seine politische Machtentfaltung wirthschaftlich erschlossen und dann auch den seinen Spuren ohne Fährniß folgenden deutschen Erzeugnissen neidlos einen ungehinderten Markt gegönnt!

Und dennoch ist „Antienglisch", in Folge einer polirischen Situation, die auch in Deutschland kaum irgendwo Freude erregt hat, jetzt wieder Trumpf. Besonders heftig geberden sich die Leute, die mit englischer Politik und Wesensart wenig vertraut sind und den großen, weltbewegenden Fragen des Erwerbslebens fern stehen.

Doch ich kehre zu dieses Schreibens Ausgangspunkt zurück. Zum Reden. Da habe ich denn doch zu Beginn dieses Monats hier Ansprachen gehört, die eindrucksvoll waren. Die Anglo-German Friendship Society (sie ist kein Eitelkeitunternehmen), der man nach Zusammensetzung und Arbeitfreudigkeit in Deutschland leider bisher nichts Gleichwerthiges gegenüberstellen kann, hatte, unter dem Vorsitz des Lord Mayor, im Mansion House eine Sitzung. Da sah man Männer, die nach ihrer politischen und wirthschaftlichen Stellung zu den Besten, den Allerersten gehören. Das war keine K^poerisy; mit Worten, die aus scharfem Verstand kamen, wurde eine Verständigung von dauerndem Werth zwischen England und Deutschland empfohlen und auf die großen gemeinsamen Interessen hingewiesen. Und damit den Worten auch Thaten folgen, beschloß man, für das Iahr 1913 eine Deutsch-Englische Ausstellung in London vorzubereiten. Wie diese Führer

der Nation, so empfinden hier auch ganze Volksschichten. Die verantwortlichen Leiter beider Regirungen müßten eine Formel der Verständigung ehrlich suchen. Diese Formel wäre, glaube ich, aus dem nahen Osten zu beziehen, wo England politische und wirthschaftliche Interessen seit mehr denn einem Iahrhundert planmäßig vertritt und wo sich seit mehr denn einem Iahrzehnt deutscher Unternehmungsgeist neue Ziele steckte. Für diese Bestrebungen muß eine Formel zu gedeihlicher Zusammenarbeit auf mittlerer Linie zu finden sein. Die Stunde scheint mir günstig. In besonderer Hochachtung bin ich Ihnen ergeben
London. Rudolf Said-Ruete.

Orientalia.

D^Vas größte Reich der Erde soll auf die Vernunft, also, nach Hegels Witzwort, auf den Kopf gestellt werden. „China muß alle zehn Iahre seine Revolution haben", hatte der Organisator des Zollwesens, Sir Robert Hart, kurze Zeit vor seinem Tode gesagt. Bald danach schlug die Flamme aus dem Dach. Vierhundert Millionen Chinesen wollen den Fremdkörper der Mandschus mit Gewalt beseitigen. Wird der Drachenthron ins Wanken gerathen, das Kaiserreich zur Republik werden? Das europäische Kapital läßt sich durch diese Frage nicht lähmen. Ist solche Zuversicht berechtigt? Fremdes Geld hat im Reich der Mitte ja ein ausgedehntes Indigenat erlangt. Die Mandschus haben dem Schilling, Franc, Dollar, Rubel und der Mark die Grenzen geöffnet; unter ihrer Herrschaft sind die Emporien des Reiches zu Blüthe und Ansehen gelangt. Der Chinese liebt die Fremden nicht. Er sieht in der Politik der Mandschus also nicht den Nutzen, sondern nur die Sünde gegen den Geist der „Großen Mauer". Aber die Fremden sind einmal da und haben die wichtigsten Außenposten besetzt: Tientsin, Hongkong, Zonking, die Mandschurei. Sie knabbern an den besten Kuchenstücken; da, wo die größten Rosinen sitzen. Shanghai, der wichtigste Handelsplatz des Landes, ist eine Domäne des fremden Kaufmanns. Nur im Inneren, im Bezirk des kupfernen Käsch, lebt der Zopfträger noch ungestört in den primitiven Formen des Handels. Und es gab eine Zeit, wo das Volk kein höheres Sehnen kannte als das, vom „Segen" der europäischen Kultur gänzlich verschont zu bleiben. Ietzt solls Reformen regnen; eine Verfassung und Handelsverträge sind in Sicht, Als vor fünfzig Iahren die Taiping-Revolution wüthete, begann die Herrschaft der Fremden über die Küste. England und Frankreich kamen der Dynastie zu Hilfe und sorgten für die Wiederherstellung der Ruhe. Das Deutsche Reich und Rußland folgten erst später. Nur die Vereinigten Staaten haben sich vor Landerwerbungen schlau gehütet. Ihnen liegt mehr an „friedlichem" Durchdringen der Materie, an langsamer, aber nachhaltiger Sättigung des Wirthschaftkörpers mit Dollar und Eagle. Der Pankee möchte der Hauptbankier Chinas wer-

den. Beim Abschluß der Kanton-Hankau-Eisenbahnanleihe schlug die Union Lärm und bestritt dem internationalen Syndikat das Recht, dieses Geschäft allein zu machen; wie sie es zuvor dem Deutschen Reich bestritten hatte. Erst der Einspruch der Vankees brachte die anderen Nationen auf die Beine und man einigte sich konsortialiter. So gings bei den meisten Chinesenanleihen. An der berliner Börse werden sechs notirt: die jüngste ist die fünfprozentige Hukuang-Eisenbahnanleihe vom Iahr 1911. Die Gesammtsumme der in Deutschland liegenden chinesischen Staatspapiere wird zwischen 400 und 500 Millionen Mark schwanken. Die Unruhen haben den Kurs nur um ein paar Prozent herabgedrückt und der Zinscoupon ist nicht gefährdet, so lange die Einnahmen, die ihm verpfändet sind, zur Tilgung ausreichen. Vor Allem kommt es auf die Seezölle an, deren hoher Ertrag der außerordentlichen Leistung Roberts Hart zu danken ist. Für manche Eisenbahnanleihen haften die Betriebseinnahmen oder, wenns noch keine giebt, die Regirung und ein Theil der Likinzölle, die im Binnenverkehr erhoben werden. Die Staatsgarantie ist jetzt ein Bischen entwerthet; wer wird denn morgen den Staat repräsentiren? Zwar wollen die Rebellen alle Pflichten gegen das Ausland erfüllen und nur die nach dem Ausbruch der Revolution aufgenommenen Anleihen nicht anerkennen. Bombensicher ists aber nicht. Die pekinger Regirung ließ sich im Oktober von einem franko-belgischen Konsortium eine sechsprozentige Anleihe bewilligen, für deren Betrag (150 Millionen Francs) nur ein „Staatsedikt" haftet. Weder Rußland noch Iapan wollte pumpen. Der Russisch-Asiatischen Bank sollten die Zolleinnahmen der Nordmandschurei bürgen; sie verzichtete aber, als aus Petersburg vor dem Geschäft gewarnt worden war. Und die Yokohama Specie Bank schob die Pfänder sogleich zurück. Die offiziellen Bankiers des Reiches, England, Amerika, Deutschland, Frankreich, sehen in dem jüngsten Geldgeschäft ihres Schuldners eine Kürzung älterer Rechte und Garantien. In der Noth frißt der Teufel Fliegen. Was sollten die Mandarinen anfangen, wenn ihnen das Geld knapp wurde? Schon war der Befehl ergangen, dem Papiergeld „Zwangskurs" zu verleihen. Das wäre der Anfang der Assignatenherrschaft gewesen; und der chinesische „Geldzettel" ist nicht besser als einer aus der Zeit der Großen Revolution. China hat heute einen ansehnlichen Außenhandel und am Netz der Eisenbahnen wurde fleißig gestrickt. Mineralschätze kamen ans Licht und das Geschäft nahm Formen an, die dem fremden Kaufmann die Möglichkeit eines geregelten Verkehrs zeigten. Eine gründliche Handelsstatistik giebt es nicht; man kann also die Betheiligung Deutschlands am chinesischen Außenhandel nur schätzen. Für das Iahr 1910 wird eine Werthsumme von 160 Millionen Mark genannt. Der Gesammthandel soll 2100 Millionen umfassen. Für das ungeheure Reich ists blutwenig; aber die moderne Entwickelung hat ja erst vorgestern begonnen und die Chinesische Mauer steht noch. Wichtig ist der Handel des Vangtsethales, das den Herd der Revolution einschließt. Nach

Shanghai undÄientsin ist Hankau das wichtigste Handelscentrum; und die deutsche Niederlassung hat sich in der Vangtsestadt gegen das britische Uebergewicht zu behaupten vermocht. Der „verderbliche" Geist der Neuerer errang den größten Sieg, als er dem Drachenreich Eisenbahnen gab. Kaum ist ein Menschenalter vergangen, seit der erste Schienenstrang gelegt wurde: und heute spannt sich über chinesischer Erde ein stählernes Netz von 9000 Kilometer Länge. Der Staat hat 7000 Kilometer unter seiner Kontrolle; der Rest gehört chinesischen und fremden Privatbahnunternehmern. Früher als anderswo wurde die Wichtigkeit des Stahlstranges als eines Machtmittels erkannt. Deshalb begann die Verstaatlichung der Bahnen, ehe das Privatkapital die Vorherrschaft an sich gerissen hatte. Nur die Eisenbahnen der Mandschurei sind dem Arm der Pekinger entzogen: im Norden regirt Rußland, im Süden Iapan über die Schienenstränge. Deutsche Unternehmer hatten die erste Bahn in China gebaut. Und die deutsche Echantungbahn ist jetzt die größte Privatbahngesellschaft im Reich der Mitte. Das kann für Eisenbahnanleihen stets Geld aus Europa haben.
Daß China sich der modernen Wirthschaft auf die Dauer je wieder verschließen könne, ist nicht anzunehmen. Eher, daß die Vankees, weil sie den Chinesen kein Land abgezwackt haben, die Konkurrenz schlagen. Doch die europäische Finanz hat zuverläfsige Vorposten. Die in China arbeitenden Banken haben dem eingeborenen Kaufmann Achtung abgewonnen. Die Deutsch-Asiatische Bank hat einen Sitz auf chinesischem Boden. An mancher Kasse ists in den schlimmsten Stunden des Aufruhrs nicht gerade ruhig zugegangen. Doch Keiner, der sein Geld kündigte, hatte zu warten. Was verlangt wurde, kam schnell aufs Zahlbrett. Das Ansehen der fremden Banken wird durch ihr Recht zur Notenausgabe erhöht. Das ist, in der Wirrniß des chinesischen Geldwesens, ein bedeutsames Privileg; die Noten der europäischen Institute sind natürlich viel „besser" als die Geldscheine der chinesischen Banken, für die es keine Deckung (im europäischen Sinn des Wortes) giebt. Die internationale Finanz sollte der Regirung die Mittel zu einer Währungreform liefern. Im April 1911 war der Vertrag über die berühmte „Währunganleihe" (200 Millionen Mark) abgeschlossen worden. Die Silberwährung sollte eingeführt, die Notenausgabe bei der Staatsbank centralisirt werden. China hat keine geregelte Valuta, weil ihm die Münze mit legalem Werth fehlt. In den Provinzen regirt das kupferne Käfchstück, das eben so zur Valutaspekulation dient wie der silberne Tael. Iede Provinz prägt ihr eigenes Geld, das draußen dann mit Agio oder Disagio verhandelt wird. Auch die Silbermenge, die als Tael gilt, ist in den einzelnen Landestheilen verschieden. Nun stelle man sich vor, welches Maß kombinatorischer Fähigkeit zu einfachen Geldberechnungen gehört, wenn zu den vielfachen Landesbräuchen noch das Schwanken der Metallpreise auf dem Weltmarkt kommt. Kupfer und Silber schwanken immer im Preis; und diese Unruhe wirkt auf den Werth des chinesischen Geldes. Unter solchen Un-

bequemlichkeiten muß der Handel leiden. Hätte China eine gesicherte Silberwährung, so ließe sich ein festes Werthverhältniß zum Ausland herstellen. Heute wird der fremde Exporteur beim Absetzen seiner Waare nach chinesischer Methode behandelt, während er die Kosten der Herstellung nach der Währung seines Landes zu bezahlen hat. Der Verkäufer chinesischer Produkte hat in Europa freilich den Vortheil der besseren Valuta. Die Regirung war mehr als einmal zu einer Reform bereit, stieß aber auf den Widerstand der Mandarinen, die aus dem Tohuwabohu Gold fischten. Im Sommer sollte endlich Etwas geschehen: da kam der Aufstand. Die europäischen Kontrahenten haben den Anleihevertrag noch nicht gekündigt; Geld aber werden sie erst geben, wenn wieder Ruhe herrscht. Die wichtigste Frage ist jetzt, ob das neue Regime sich fähig zeigen wird, dem Geld und der Intelligenz Europas, die sich dem Chinesenreich verbündet haben, etwas Besseres zu bieten als uneinlösbare Wechsel.

Auch über dem näheren Osten lagert noch Dunkel. Man weiß nicht, wie die Türkei über den Krieg hinwegkommen wird. Tripolitanien und die Kyrenaika sind italienische Sorgen. Aber der Handel im Osmanischen Reich und die Lage der Staatsfinanzen: darum haben die Türken und deren Geschäftsfreunde sich zu bekümmern. Die Boykottirung italienischer Waaren und der hundertprozentige Zoll schaden nicht nur den Italienern; auch fremde Handelshäuser, die sich durch italienische Agenten vertreten lassen, sind von der Kriegsfurie bedroht. Die inländischen Firmen leiden darunter, daß die Umlaufsmittel aus dem Verkehr gezogen werden. Da der Umsatz der Waaren stockt, muß man Kredit suchen, um liquide zu bleiben. Das gelingt nur Wenigen; und in den Berichten aus Konstantinopel wird über die bedrängte Lage vielerHandelshäuser geklagt. ImAußenhandel der Türkei steht Deutschland an sechster Stelle. An der Spitze marschiren die Engländer; ihnen folgen Franzosen, Oesterreicher und Italiener. Der türkische Etat hat noch immer eine Unterbilanz, die den Ausgleich durch Anleihen nöthig macht. Direkte und indirekte Steuern bringen der Staatskasse nicht viel, wenn das Volk darbt oder vom Sparpfennig lebt. Der fremde Gläubiger hat ein berechtigtes Interesse am Wohlstand des Schuldnerstaates, selbst wenn ihm für die Sicherheit der Coupons eine so bewährte Institution wie die Dette Publique Ottomane bürgt. Und die Anleihen der Türkei stehen nicht mehr unter der Kontrole der europäischen Staatsschuldenverwaltung. Was durch das Muharrem-Dekret geschaffen wurde, wird man mit allen Kräften zu erhalten suchen. Fraglich ist aber, wie lange die Türkei auch einen billigen Krieg aushalten kann. Die Börse hat sich mit Tripolis so schnell wie mit China abgefunden. Nachdem alle Chancen und Gefahren erwogen und die Kurse der Staatspapiere den Ereignissen angepaßt worden waren, wandte die Aufmerksamkeit der Börsenmacher sich wieder wichtigeren Dingen zu. Politik: Das taugt für die reifere Iugend. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b. tz, in Berlin,

Berlin, öen 25. November 1911.

Iudica.

Anklageschrift.

Das Wahre muß man immer wiederholen,
weil auch der Irrthum um uns her immer
wieder gepredigt wird. In Zeitungen und
Encyklopädien, auf Schulen und Rniversi-
täten: überall ist der Irrthum obenauf und
es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der
Majorität, die auf seiner Seite ist," Goethe.

AMnsere bis ins Aschgraue harmlosen Liberalen sind von jedem "«^V Zauber zu fangen. Selig, wenn sie von konservativer Fronde schwatzen können. Kaum hat Bethmann dem .ungekrönten König' (Du meine Güte!) tzeydebrand höflich widersprochen: im Nu ist er ein im Herzen grundliberaler Mann, der das ,schwarzblaue Ioch' (das Wort entfärbt mir die Znnge) als treuer Reichsdiener abgeschüttelt hat. Kann er Besseres wünschen? Weder er noch einer der Compagnons. An der Wiederholung des billigen nnd einträglichen Spaßes müßten sie eine Kinderlust haben. Beth- mann? Ich kann nicht mehr mit. Wo gehandelt werden mußte, saß auf dem Stuhl des Kanzlers ein Beamter aus dem Iahr einer Mittelernte. Und eine Nation, die von Kraft und Wohlstand an allen Gliedern strotzt, kam draußen nicht zu Ertrag, drinnen nicht zuRuhe. Kiderlen möchte ich noch nicht vermöbeln;noch weniger verhimmeln wie die Leute, die Holstein, den Lehrer, bis ins Grab gescholten haben und den Schüler nun als einWeltwunderpreisen. Witzig ist er; famos die Andeutung, daß er Frankreich hindern

werde, Marokko für sich zu nehmen. Anno 1911; ganz der Alte: aller Schwarzkünste kundig. Wie weit er sieht? Darüber schaffen die Artikel der von ihm zugelassenen Iournalisten und Exdiplo-mätchen keine Gewißheit. Auch nicht die Maske pfiffigen Gleich-muthes und dieVersicherung.daßNervositätihmcinunbekannter Zustand sei." («Zukunft« vom ersten April 1911.)

»VölligeAnkenntniß akustischerWirkungen: wcrjeeinev^m fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt. Herr vonBethmann konnte sagen^ ,Wir werden uns niemals unter fremden Machtspruch beugen; niemals einobligatorischesSchiedsgcrichtanerkenncn. Doch gern jedenVertrag abschließen, der uns nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten.' Er hat gesagt: ,Eine Verstän-digung über die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich.' Muß, auf diesemWort stehen, auch wenn eine Koalition ihn davon ab-zudrängen sucht. Nnd kann sich von der Verantwortlichkeit nicht dadurch entlasten, daß er sein Gesinde ausschellen läßt, so sei es gar nicht gemeint gewesen. Ankenntniß der Schallgesetze schützt nicht vor der Strafe, die dem zu laut, zu schroff Redenden dräut. England muß jetzt, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchenundvondenalten.wie von sich selbst, diehöchsteKraftleistung fordern. FeldmarschallRoberts und Sir Charles Beresford kön-nendieHände reiben: ihremWunsch dämmert die Erfüllung. Herr Delcasse hat im Marineministerium besser lohnende Arbeit als einst amQuai d'Orsay. Und Herr vonTirpitz kann ein neuesBau-programm besinnen." («Zukunft" vom achten April 1911.)

»Der Winter zog erst heran, als ich schon hörte, das Aus-wärtige solle zum Pivot des Wahlaufmarsches gemacht werden; denn kcinUnbefangener könne doch leugnen, daß es da besser gehe als in Bernhards Aera. Doch von der Möglichkeit, ohne uner-schwingliches oder mit nationaler Würde unvereinbares Wehr-zeld einen maritim mächtigen Bundesgenossen zu finden, sind wir so weit wie je in denTagenBülows. Noch sehe ich nicht, wie aus diesem Winkel ein Wahlerfolg aufblühen soll. HastDu irgendwv einen Zunftgenosscn aufgestöbert, der bezweifelt, daß Frankreich das Westsultanat sacht zu erobern trachten werde und von uns das Recht dazu erworben habe? Auch mir ist noch keiner vors Auge gekommen. Da Kiderlen nichtKrieg führen will (und, wenn

ers wollte, nicht die Erlaubniß dazu bekäme), verstehe ich nicht, weshalb er die Befreiung von der Algesirasakte erstrebt (die na» türlich, sobald sie von den Franzosen, im Drang der Noth, noch weiter zerfetzt würde, auch für uns nicht mehr zu gelten brauchte). Bismarck wußte, warum er stets vor einer Politik warnte, die nur den Zweck habe, Andere zu ärgern, und nur das Ergebniß, uns, ohne jeden greifbaren Gewinn, unbeliebt zu machen. Daß Kiderlen mit einer (verspäteten) marokkanischen Aktion das Vaterland retten, seinen Chef aus der Patsche hauen und der deutschen Lebensaufgabe dienen könne, werde ich erst glauben, wenn ichs erlebt habe. Aeberlege, wie die Folgen aussähen, wenn ein zum Friedens outrance Entschlossener zumdrittenMal von einerMehr' heit zum Rückzug gezwungen würde; und vergiß nicht, daß der Tadel des Sittenbruches nur vor blanken Schwertern verstummt." („Zukunft" vom dreizehnten Mai 1911.)
„SiebenIahre lang beschäftigt uns nun Marokko; kauen wir nun an dieser harten Speise. And noch immer giebts Leute, die wähnen, daß sie demLeib desReiches einesTages gedeihenwerdä. Wenn nie eine deutsche Note über Marokko geredet hätte: uns wäre nichts verloren; und die kostbare Zeit am Ende doch besser angewandt worden. Ier varios casus, per tot cZiscrimina rerum sind wir wieder auf den Fleck gelangt, auf dem wir im Juni 1901 und im März 1904, nachRadolins zwei Gesprächen mitDelcasse, waren: Anerkennung des französischen Sonderrechtes und Wahrung der deutschen Handelsinteressen. Ein großer Aufwand nutzlos ist verthan. Solche Häufung muthwillig erwirkterNiederlagett und Rückzüge wird man in derGeschichtestarker Großmächte nicht leicht finden. So darfs nicht weiter gehen. Da wir Marokko nicht für uns wollen, unserem Gewerbe und Handel aber das Sultanat, wenn Frankreich es civilisirt, immerhin nützlicher wird als im Zustand anarchischer Hordenbarbarei (die, je mehr sie die Furcht vor den Europärern verlernt, deren Reformsucht um so heftiger widerstrebt): warum sollten wir den Franzosen, statt das Tempo ihres Marsches zu verlangsamen, nicht schneller ans Ziel helfen?
,Vor dreißigIahren hat General Gordon in einem Gespräch mit seinem Landsmann Pardy vorausgesagt,nach 1910 werde Britanien genöthigt sein, mit Deutschland um die Seeherrschaft zu ringen und, wenn es in diesem Wettstreit unterliege, alle Kolonien,

sogar Indien, dem Sieger zu räumen. Bedenket dieses Wort, Bürger der Dritten Republik! Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, so schwindet die Hoffnung auf Machtzuwachs und der Einfluß Eurer Politik versickert; kommts zum Krieg, so zahlt Ihr die Kosten. Wollt Ihr warten, bis die Frist zur Option versäumt ist? Wir können Euch mehr bieten, als England vermag. Die ungestörte Herrschaft im Westbecken des Mittelmeeres; die Bürgschaft gegen einen Iapanerangriff auf Indochina; das dem Kolonialreich willkommene Recht, die Ostgrenze der Heimath von Truppen zu entblößen; morgenMarokko und bald danach Tripolis und den ungesperrten Weg nach Abessinien. Entschließet Euch zu einem hinterhaltlosen Bündniß: dann habt Ihr aufEuropensFestlandEuch wider keinenFeind mehr zu waffnen und könnt das am Heer ersparte Geld der Marine zuwenden. An zwei Weltmeeren schaaren sich dieAngelsachsenzweierErdtheile zurEinheitdesWollens.Können wir altenHader nichtschlichten oder ausbrennen,so gehört das nächste Jahrhundert dem anglo-amerikanischen Bunde und Europaschrumpftin die Bedeutung eines aus Asiens Riesenleib vorragenden Höckers zurück. Vereint sind wir unbesieglich.Wir haben die Wucht, Ihr habt die Flamme. Die müssen wir,ehe es zu spät wird, in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Entschließet Euch, für eine ringsum belächelte Phrase die Sicherung Eurer Großmacht einzutauschen. Keiner hilft Euch zum Sieg über das Deutsche Reich. Und unsere Obligationen und Aktien werden Eurem Kapitel besseren Zins bringen alsdie Staatsrentendes warmen und des kalten Orients, dem Ihr neues Geld leihen müßt, damit er den von alter Schuld fälligen Coupon einlösen könne. Aus allen Gebieten greifbarer, münzbarer Wirklichkeit winkt Euch Gewinn; und Ihr verliert nur eines Traumes Spektakel.' So dürfte ein deutscher Staatsmann heute zu Frankreich sprechen. Die Zeit ist reif; und die Gelegenheit, da Moinier vor Fez rückt, günstig. Die Kunde von einem franko-deutschen Bündniß dränge rasch ins dunkelste Kabylendors und risse den tollkühnsten Kaid aus stolzem Rebellenwahn. Die internationale Politik, sprach Bismarck, ‚ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.' Was gestern falsch war, kann heute schon richtig

geworden und morgen, als ein Unwiederbringliches, verzaudert sein. Ewig falsch bleibt nur die Politik, die denFeind nicht schreckt und die der Freund selbst onkir nennt. Rechtsbruch, Wortbruch wird erst nach einer gewonnenen Schlacht gnädig verziehen."
(»Zukunft" vom zwanzigsten Mai 1911.)
»Was jetzt versucht wird, ist unzulänglich. Herr von Kiderlen läßt andeuten, daß er in gemächlicherRuhe die Entwickelung der Dinge abwarte und sich erst regen werde, wenn die Franzosen die Absicht enthüllen, sich neue Herrschaftcentren zu schaffen. Dann? Der Erwerb einer Kohlenstation trüge dem Staatssekretär den lauten Beifall der Galerie ein; brächte dem Reich aber nur die lästigen Pflichten, nicht die Vortheile einer Mittelmeermacht und, ohne greifbaren Nutzen, die stete Möglichkeit neuen Konfliktes mit den Westmächten. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da Frankreichs Polizeimandat abläuft, leicht zu erreichen. So Kleines genügt uns abernicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß. Anerträglich ist er geworden. MittäppischerWerbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht Iugte.MitNadelstichen,mitDemüthigungen,denenkeineSchwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel imBrennpunkt verwundet. Soll es soweitergehen? Nach jedem Vorsprung französtscherKolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänksich erneuen? DieFranzosenmüssen erfahren, endlich, wasDeutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnlicheStimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur^ wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in' ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünstebedarf es zudiesemZweck nicht; nur derRückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Das vor vierzig Iahren verschlossene Haus wird allzu eng. And jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hät-

ten. Frankreicht braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzig» jährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist." („Zukunft" vom ersten Juli 1911.)
»Eine Regirung, die lästige, dem von ihr betreuten Reich schädliche Pflicht abschütteln will, muß schweigend handeln; beruft sie sich auf ihr,Recht', so entschleiert sie reizbare Schwachheit und sinkt in die Gemeinschaft des Knirpses, der sich verspekulirt hat und, als ein unbewußt ins Difserenzspiel Verlockter, aus der Klemme zu schlüpfen sucht. Auf das Recht, Marokkos politisches Schicksal mitzubestimmen, haben wir, von 1880 bis 1910, oft verzichtet; und das seit dem ersten Iulitag Geschehene wird durch keinen Rechtsvertrag gedeckt. Gegen die Algesirasakte hatte in diesem Sommer nicht Frankreich, sondern Spanien gesündigt, das, wider den Willen des Sultans, in nicht gefährdete Gegenden Truppen vorschickte. Maura-Canalejas wurde von Berlin aus ermuntert.nicht getadelt.Wollten wir uns als gewissenhafte Schützer der Akte dem Rechtsgefühl Europens empfehlen, so mußten wir, nach den Artikeln 8 und 9, die Beschwerden der von den herrschenden Anruhen .bedrohten'Deutschen auf dem Nmweg über das Diplomatische Corps in Tanger an den Generalinspecteur leiten. Durften wir nicht in den geschlossenen Hafen einer Küstenstadt, in der Europäer kein Wohnrecht haben, also berechtigte Handelsinteressen nicht zu wahren sind, ein Kriegsschiff senden. (Als der Du LKayls im vorigen Herbst Agadir angelaufen und der Kommandant den Pascha besucht hatte, wurde die Thatsache gerade bei uns als gröbliche Verletzung derAktenpflicht gebucht.) ,Auf Euer Recht habt Ihr in feierlichster Form verzichtet. Das Gebot der Akte brecht Ihr selbst. Sie völlig zu zerfetzen, wollt Ihr den Franzosen gestatten, wenn sie Euch ein Trinkgeld, ein saftiges Kongostückchen, geben. Das nennt Ihr einen Kampf fürs Recht?' Die rügende Frage war zu erwarten. Kliiger wärs deshalb gewesen, gar nicht erst mit dem Recht her-

Amzufackeln/ Zwei Wege öffneten sich dem Staatsmann. Auf dem bequemen Thalweg konnte er zu einer Besserung der käme» runer Grenze kommen. ,Sie gehen im Scherifenreich rascher vor, als nach Ihrer Versicherung anzunehmen war. Englands Zustimmung haben Sie mit der Hingabe Egyptens erkauft; uns nur <in gestempeltes Papier gegeben. Das genügt nicht. Als bescheidene Leute sind wir aber schon mit einer anständigenAbrundung unseres westafrikanischen Kolonialbesitzes zufrieden, die Ihnen,keinen wesentlichen Verlust bringt, uns aber ermöglicht, vor den Landsleuten mit einer Entschädigung zu Paradiren.' Dafür hätte Herr Cambon sich gern eingesetzt; reilich auch keinen Zweifel daran gelassen, daß die Erwerbung der französischen Kongoküste, die unter deutscher Flagge eine auf Belgiens Kongostaat lastende Hypothek wäre, ohne Englands Einverständniß nicht möglich sein werde. Solchen Kleinkram konnte der Staatssekretär während der kissinger Entfettung erledigen; so schwach ist die Firma nicht, die er vertritt, daß sie ihren ganzen Kredit aufbieten muß, um ein winziges Geschäftchen zumachen. Da er den anderen Weg wählte, den schmalen, steilen, mußte die Landsmannschaft glauben, sein Wille suche ein anderes Ziel; sei zum Aeußersten entschl ossenund derZustimmung desKaisers, des Kanzlers gewiß. Rasch aber löste sich ringsum nun die Spannung. Wenn das Getöse, das einer Wikingerpolitik voranzudröhnen schien, nur die Möglichkeit schaffen soll, ein Schnittchen von den afrikanischen Tropenkolonien Frankreichs zu erschnappen, braucht kein Naher sich, kein Ferner noch genirt zu fühlen. ,Balkandiplomatie. Am einen Molenbau, eine Kanonenlieferung oder Zinszahlung durchzudrücken, wird ein Kriegsschiff in den gasendes Landes geschickt, mit dessen Geschäftsträgern man gestern noch intim war. Ohne Mordslärm und wildes Gefuchtel gehtsdaunten nicht; auch muß der Herr Gesandte Denen zu Haus doch demonstriren, welcher Kraftleistung er fähig ist. Dem eiskalten, verschlagenen Schwaben war aber nicht zuzutrauen, daß er die denRussen verbündete, den Briten befreundete Republikmit Hamids Türkei und Peters Serbien verwechseln werde.'DieWirkung desIrrthums wird schnell sichtbar. Diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean: nirgends eine gewichtige Stimme für Deutschland. Der von Eduard geschaffene Concern steht in alter Kraft wieder vor Aller Augen.

Zufallsexcellenzensollen nichtwähnen,Deutschlands Schick-
sal sei ihrer Laune unterthan. Wenn hinter ihrem Entschluß, den
Westmächten die Faust zu ballen, nicht der unbeugsame Wille
stand,jedeFolge, die widrigste selbst,tapfer auf sich zu nehmen.dann
war ihrThun das Werk ruchloser Thorheit. Was wollten sie? Ein
edler Irrthum glaubt: Südmarokko. Den hat das männliche Be-
wußtsein gezeugt, daß Deutschland Raum braucht und der Thei-
lung der Erde nicht immer, in selbstloserTugend, zuschauen darf.
Doch ernste Patrioten dürfen denWahnnichtnähren. Nationaler
Anstand und nationaler Vortheil weisen uns andere Wege. Ein
Kaiser und drei Kanzler haben, in dreißig Iahren wohl dreißig-
mal, betheuert, das Reich erstrebe in Marokko keinen Landbesitz.
Nehmen wir jetzt die kleinste Parzelle, dann sind diese Betheuerun-
gen als Heuchlergerede erwiesen. And solcher Erwerb schwächt
uns, statt uns zu stärken. MachtDeutschland zum Pufferzwischen
England und Frankreich und häuft uns in allen Islamsbezirken
das Mißtrauen. Den Trostspruch, wir könnten, da alles Andere
verthan sei, mit der Panthergrimasse doch Etwas für Westafrika
erlangen (,wenig ist mehr als nichts'), wehren wir ab. Wollen
kein Trinkgeld sür die Zustimmung zu einem Handeln, das wir
Tag vor Tag als rechtswidrig verurtheilt haben. Bleibts bei der
bloßen Grimasse, dann ist der franko-britischeBund für einMen-
schenalter unlösbar geknüpft, für ein Iahrhundert in der Alten
und in der NeuenWelt die Angelsachsenherrschaft gesichert: und
dem Deutschen Reich mehr verloren, als ihm in einer tropischen
oder subtropischen Kolonie ersetzt werden kann. Die nützlichste
Lösung? Wer fünf Millionen deutscher Soldaten ins Feld zu
stellen vermag, kann den Franzosen die Bedingung vorschreiben,
unter der das nordafrikanische Reich, die l^ouvelle^rsncemitihren
braunen Divisionen, zu haben ist. Wer dazu nicht die Nerven hat,
durfte sich nicht in die Feuerlinie des Europäerspottes vorwagen.
Nicht im Sus noch am Kongo wollen wir .entschädigt' werden.
Um die Macht, die Zukunft des DeutschenReiches geht der Kampf.
Eine Schlappe noch, ein zages Weichen: und nur das Schwert
kann retten, was Zunge und Feder gefährdet haben."
(»Zukunft" vom neunundzwanzigsten Iuli 1911.)
»Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat angedeutet,
Britanicn habe dem Preußenstaat das Leben gerettet und für so

edles Thun nur Nndank eingeheimst. Wer solche Worte spricht,
fälscht, leichtfertig oder wider besseresWissen, die Geschichte. Der
selbe Minister Seiner huldvollen Majestät hat uns mit Drohung
zu schrecken versucht. Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des
Wahrers deutscherWürde und deutscher Zukunft, gewesen, durch
den Mund des Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des
Vereinigten Königreiches die Verantwortung für die Rede des
Schatzkanzlers übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet,
daß auf seinem Einfluß zugänglichen Blättern die internationale
Unverschämtheit als eine harmlose, nicht gegen Deutschland ge-
richtete Plauderei dargestellt wurde. Die Männer, die als Reichs-
vertreter handeln durften, mußten wissen, was sie wollten, und
ohne Wank auf dem festen Grund ihres Wollens stehen. Was
wollten sie? Ein fettes Stück vom <^onM ffrsn^ais? Das war,
sammt den französischenBesitzern derMonopole undKonzessionen,
ohne Lärm zu haben. Einen Schacher mit dem Togoland? Der
Beamte, der daran je gedacht hätte, müßte als Landesverräther
geächtet, vyn deutschem Quell und Herdfeuer gescheucht werden.
Irgendeinen nett aussehenden Vertrag, der ihnen den Schein
einerLeistung giebt, der Republik und deren Erben aber die Mög-
lichkeit sichert, die dem Rachekrieg günstigste Stunde zu wählen?«
Dann haben sie des Reiches Schicksalspflichtnie auch nur geahnt."
(„Zukunft« vom fünften August 1911.)
„ Warum wurden im Mai nicht alle erreichbaren Kenner Ma-
rokkos, Nord-, West- und Centralafrikas, Offiziere, Beamte,
Fortscher, warum nicht alle im Gefühlskreis derWestmächte halb-
wegs Heimischen nach Berlin getrommelt, in ein Kreuzverhör ge-
nommen und auf das Ergebniß Beschlüsse gebaut? Dann hätte
Herr von Kiderlen nicht die falsche Anfangstaktik gewählt. Die
Herren von Bethmann und Kiderlen kennen weder England noch
Afrika. Mußten sie nicht von Leuten, die beide Welten gründlich
kennen, Rath holen und sich dann auf eineForderung stellen, von
der nicht um Fußesbreite zu weichen war? Sie haben nicht einmal
das Kolonialamt gehört. Das kam erst zumWort, als derWille zur
Hingabe desTogolandes bekannt gewordenwar;widersprach dann
mit IöblicherEnergie(unddieSpur des zwischen denbeidenReichs-
ämtern vor dem Feind entstandenen Streites ist in der Presse heute
noch sichtbar:jedendemAuswärtigen Amt unbequeme Notiz giltin

Nummer 76 als ausNummerWinspirirt). Ist solcherZustand wür-
dig? Dem Reich ersprießlich ? Die vom Kaiser verbürgte Unabhän-
gigkeit des Sultans vonMarokkound einezehnmal für heilig er-
klärte Akte dürfen wir, so lange wir das Bedürfnis nach Selbst-
achtung und internationalen K«nneur8 haben, um keinen Preis
verschachern. Was sollen wir fordern? Keinen Tropenlandfetzen
von unbestimmbarem Zukunftwerth; keinen Hafen, der, nach dem
Spottwort des Admirals Iohn Fisher, der Britenflotte die er-
wünschte Gelegenheit zu einem raschen Bombardeursieg über deut-
schen Besitzliefern würde; alfoauchnichtFernandoPo;garnichts>
was einer Westmacht gehört. Das Schlimmste, was uns geschah,
ist die internationale Unverschämtheit, die uns von britischen Mi-
nistern zugemuthet und von einem deutschen Reichskanzler, dem
Verwalter eines jährlichen Militärtributes von fünf Viertel-
Milliarden, bis heute ohne ein Wörtchen der Abwehr hingenom-
men wurde. Die mutz gesühnt werden. Die Verträge vom achten
April 1904 und vom neunten Februar 1909 sind veraltet. Ein
neuerAfrika-Vertrag müßte Egypten der britischen, Marokko der
französischen, Abessinien der deutschen Interessenzone zusprechen
und den drei Großmächten in den drei Dunkelhautreichen gleiche
Wirthschaftrechte gewähren.Dann könnten auch stolze Deutsche zu-
friedensein." (»Zukunft"vomsechsundzwanzigstenAugust 1911.)

Reatus.

In seiner zweiten Vertheidigungrede hat der muthwilliger
ReichsschädigungangeschuldigteHerrKanzlergesagt.erwartenoch
immer aufEinen, der ihm zeige, »wie wir mit besserem Erfolg aus
den marokkanischen Schwierigkeiten herausgekommen wären, als
es thatsächlich der Fall gewesen ist. "Hat also den Glauben zu er-
wirken versucht, er sei nur gescholten, nie aber auf einenWeg ge-
wiesen worden, der an ein lohnendes Ziel führen konnte. Schon
der Extrakt aus dem hiervorund nach Agadir Veröffentlichten be-
weist, daß auch diese bethmännische Behauptung unhaltbar ist. Ein
SiaatsmannvonMittelwuchs hätte erkannt,wasgeschehenmußte;
hätte, ohne lange Ueberlegung, gefühlt, was nichtgeschehen durfte.
Niemals hatte sich, in vierzig Iahren nicht, solche Gelegenheit zur
Mehrung derReichsmachtgeboten.FrankreichmußteMarokkoha-
bcn;sonstwars morgen inAlgerien undTunesien gefährdet. Nach

den feierlichen Bürgenworten Wilhelms und Bülows durften wir das Sultanat auch um hohen Preis nicht verschachern (weil dieser SchacherausderChristenweltunsdenRufunedlen,unanständigen Handelns einträgtund denIslam jederdeutschenWortbürgschaft mißtrauen lehrt). Wir durften einem uns feindlichen, jedemFeinde Deutsch lands innig geselltenFrankreich nicht einAr marokkanischer Erde gewähren; mußten es zwingen, uns zu besiegen oderzu ehr», licher Gemeinschaft (deren Dauer durch wirtschaftlichen Zusammenschluß zu sichern war) sich uns zu verbünden. In einer Zeit anglo-deutscher Kriegsgefahr mit Frankreich einen Theilvertrag schließen, der uns keinen Vortheil bringt, doch inderStunde britischen Angriffes aufdemFestland lähmen kann (weil er uns von der Möglichkeit schneller Entschädigung absperrt), in dieser Zeit durch den Versuch demüthigender Zwangsvollstreckung Frankreich in seines Volksthumes Tiefe erbittern und zugleich ihm ungeheuren Machtzuwachs schaffen: Dümmeres war, dem Reichsinteresse Schädlicheres nicht zu erdenken. HerrvonBethmannbegreifts nicht. Wie könnte er? Jedes Wort, das er spricht, erweist ja, daß er von den Lebensbedingungen, den Augenmaßen und Schallgesetzen, von dem Wesen und Ziel internationaler Politik nicht die schwächste Vorstellung hat. Nicht einmal merkt, noch immer nicht, daß wir, so lange Frankreich sich allen GegnernDeutschlands verlobt, es weder stärken noch uns die Möglichkeit schmälern dürfen, aus seiner Geldfülle die Kosten eines von England uns ausgezwungenen Krieges zahlen zu lassen. Er „fürchtet keinen Tadel"; und freut sich am Ende gar des von der Sozialdemokratischen Fraktion, vonBriten und Franzosen ihm gespendeten Lobes (das ihn doch über den Werth seiner Leistung aufklären müßte). Er spricht Herrn Bassermann das nationale Empfinden ab und zeiht Herrn von Heydebrand ehrloser Heuchelei; zeiht die ganze Deutsch-Konservative Fraktion des Willens, mit infamen Kniffen ihre Landsleute in einenKrieg zu Hetzen, der ihr entgleitende Mandate ersiegen soll. Nur er ist ein Patriot, wie das Reich ihn braucht. Wacht außer ihm und seinem skrupellosen Gehilfen in diesem Reich aber noch Einer, der das seit dem dritten Iulitag Erlebte jetzt, seit er Einsatz und Ertrag zu schätzen vermag, noch einmal erleben möchte? Wer die Frage verneint, hat die Aktion des Sommers, des Reichsherbstes verurtheilt.

Die von der Deutschen Bank, insbesondere von dem aus der Aera Stuebel allzu bekannten Herrn Helfferich als Kanzlerschutztruppe zusammengeklingelte Mannschaft scheint die Frage zu bejahen. Tüchtige Männer sind darunter. Die sollten den Leichtsinn bereuen, der sich so blindzu schädlichemThun einfangen ließ. Die Aufrufe, in denen behauptet wird, alles Erreichbare sei in ernstem Mühen erreicht worden, schufen ein widriges Schauspiel. Die Unterzeichner kennen weder die Genesis des Marokkostreites noch die Geschichte der franko- deutschenVerhandlungenchatten auch weder die Muße noch die Mittelzu gründlicher Prüfung der neuen Verträge.Was gab ihnen das Rechtzu vorlautem Urtheil? Sie mußten derDeutschenBank empfehlen, sich um ihre eigenen, zwischenPalaestina und Nordberlin nichtüberall bequemen Geschäftezukümmern und nicht durch unkluge Erinnerung an die Thatsache, daß deutsche Großbanken mit ausländischem, leicht zurückziehbarem Geldundmitden ihnenanvertrautenDepositenarbeiten, den Ruf nach neuen, vom Gesetz zu zimmernden Schranken zu verstärken. Der Frage, was er thun werde, wenn die wimmelnde Depositenkundschaft der Deutschen Bank eines Tages ihr Geld abverlange, hat Georg von Siemens mit dem derbenWitz geantwortet: »Auf den Balkon treten, mich umdrehen und die Rockschöße heben". Doch die wunde Stelle deutscher Bereitschaft zu Waffengängen hätte er nicht geblößt. Leute, die ihre Dividende gewahrt oder ihr Knopfloch geschmückt sehen möchten, die vor der Zurückziehung russischen oder französischen Geldes zittern, hohe Leihsummen weggegeben oder empfangen haben, schlottern bei dem Gedanken an fortwährend enKonflikt; und die anKautschukfabrikenBetheiligten hoffen, aus denKongosümpfenGewinn zu angeln.Dürfensie drum ins Reichsgeschäft dreinreden und die Mär aus tuten, in der Wilhelmstraße sei Meisterliches geleistet worden? Li Wcuis8ent! Von Zehn wissen mindestens Neungarnicht,um was es sich handelt; nicht.daß die Fortdauer solcher Politik ihnen rasch die Erwerbsmöglichkeit kürzen müßte; noch, daß ihrer Berufsklasse einbösesAnwetter heraufzöge, wenn frommes Gezeter den Glauben stützte, ein auf Kredit angewiesenes Händlerreich sei, weil es unter allenUmständen derRuhe, derAuslandshilfe bedürfe, zu kühner, stolzer, ersprießlicher Politik unfähig. Ein der Reichspflicht bewußter Kanzler hätte den Unfug der Aufrufe, die dem fremden Blick den tiefsten

Punkt reizbarer Schwachheit entschleiern, mit schroffem Wort abgewehrt. Bei uns wird das schädliche Treiben begünstigt. Soll der Kaiser indieNeberzeugunggelullt werden, wider die FirmaBethniann S Kiderlen kämpfe nur eine Hetzerschaar, für sie zeuge die wichtigste Schicht deutschenBürgerfleißes? Dann würde ruchlose Lüge vor denThron geschleppt.Dringt erst die nackteWahrheit dorthin, so dämmert der heute schon wankenden Firma der letzte Tag. Noch trachtet der emsige Eifer Verzweifelnder, diese Wahrheiten täglich erneuten Schleiern, dem Auge zu bergen. Nicht lange mehr kanns gelingen. Schon ahnt selbst die Kurzsicht, was geschehen ist. Im ersten Drittel desIunimonats konnten wir, dreiWochen vor Agadir, ohne Bluff, ohne Druck, aber auch ohne Personaleffekt, haben, was wir jetzt unser nennen; ohne den Riesenverlust an Geltung und Volksvermögen. Agadir ist nicht nur, wie hier vorausgesagt ward, eine zweite Reise nach Tanger geworden: Agadir war entweder eine Trugposse oder ein Versuch mit untauglichenMitteln; sollte entweder einer Winzigkeit den Glorienschein nationaler Errungenschaft antäuschen oder den Franzosen viel mehr abdrücken, als den Nüchternen erlangbar dünken durfte. Unsere Botschafter in Paris und London wurden nicht in den Plan eingeweiht; von der Panthergrimasse.wie jeder Privatmann,überrascht. Die Sachverständigsten, im Reichskolonialamt und draußen, nicht gefragt noch zum Gutachten berufen. Die Herren Bethmann und Kiderlen, Kiderlen und Bethmann machten Alles allein; auch der Marokko-Referent war nicht immer »im Bild". Eine Spezialkarte derfranzösischenAequatorialprovinzgabes im Auswärtigen Amt nicht (wo, nach langem Suchen, ein Kiepert-Atlas aufzustöbern war). Die zur Verhandlung benutzte Kongokarte hat Herr Cambon geliefert. Das hat Herr von Kiderlen in der Reichstagskommission eingestanden; seinerAusrede.er habe sich solche Karte nicht zu schaffen vermocht, ist mit der Empfehlung geantwortet worden, in ähnlichem Fall sich hinfüro an irgendeinen Buchhändler zu wenden, der sie ihm spätestens nach vierundzwanzig Stunden liefern werde. Die Dioskuren haben von derBeschaffenheitderLandfetzen,die sie fürs Reich erwarben, nicht die dunkelste Ahnung gehabt. Nicht gewußt, daß diese Fetzen längst zu haben waren, im Kolonialamt aber, schon weil die Entsumpfung und Sanirung Dutzende von Millionen verschlingen müßte,

als unannehmbar, als die schlechtesten Tropenabfälle betrachtet wurden. Aus höhnenderNeberlegenheit hernieder gelächelt, wenn sie vor der Nachwirkung gewarnt wurden, die das deutsche Protektoratsangebot auf den Islam haben werde. Noch jetzt hat, in der Kommission, Herr von Kid erlen bestritten, daß dieses Angebot (das einMusulmanenreich in eine französischeProvinz wandeltund den Werth deutscherZusicherung grell beleuchtet)unserVerhältniß zum Islam auch nur im Allergeringsten ändere. Erst in der Kommission, aus dem Munde des vom Kricgsminister als Vertreter gestellten Generals, vernommen, welche Zukunfthoffnung Frankreichs Wehrmacht auf dieKriegerkraft der marokkanischenStämme bauen dürfe. Englands Stimmung wurde völlig verkannt, Englands korrekte Frage überhört. (Ietzt wird, heimlich und hastig, zwischen Berlin und London über eine verite otticielle in Sachen Lloyd George verhandelt. England möchte sich im Persergolf und an Chinas Küste stärker zeigen, den Status der Nordfee- und Kanalflotte herabsetzen: und ist deshalb beinahe zärtlich zuMichel, den es im September erwürgen wollte. Parole von gestern: Deutschland hinhalten, bis Rußland wieder aktiv werden kann, das anglo-islamische Geschäft, mit Kiamils und Schewkets Hilfe, fertig geworden ist und in Paris das Duumvirat Clemenceau-Briand der Republik den Schicksalsweg weist.) Daß in diesem Iahr der Nord-Ostsee-Kanal gesperrt, Deutschlands maritime Stoßkraft also geschwächt istund das Reich sich drum nicht freiwillig einer Konfliktsgefahr aussetzen darf, wurde nicht beachtet. Eben so wenig, daß wir durch die Anerkennung des vom Haag aus zu bestimmenden Schiedsgerichtsstandes uns willkürlichster Vertragsdeutung und steter Majorisirung aussetzen. Ergebniß: in Marokko ein Zustand, der für unseren Handel (wie leicht zu erweisen sein wird)schonauf dem Papier imWesentlichen viel ungünstiger ist als der 1909 vereinbarte; in Aequatorialafrika die Landstriche, die England uns gönnt und für deren Entwicklungmöglichkeit, selbst für eine noch ferne.HerrvonLindequistnichtdasschüchternsteWörtchen sprechen wollte. Ward in einem großen Reich den Bürgern je solche Saloperie zugemuthet? Herr von Bethmann hat einen Satz gesprochen, der haltbar bleibt, einen: »Man hat kein Wort gefunden, das scharf genug war, um die Arbeit der Regirung zu verurtheilen."

John Ruskin.

den Rechten der außerordentlichen Persönlichkeit gehört, daß sie ADA Auge und Sinn der Mitwelt fort von deren bedeutendsten Geschäften und verwirrendem Tagesgelärm und zu sich hin zwingt. Mag man Aergerniß nehmen oder auf den Leuchter stellen wollen: vorüber läßt sie uns nicht. Das bedeutet doch wohl, daß ein Zeitloses, das in solchen Menschen athmet, an das Zeitlose in allen Menschen appellirt.

Es war in dem für das Britische Reich so dunklen Ianuar 1900. Unaufhörlich, bis tief in die Nacht hinein aus stickig gelbem Nebel dies monotone Ausrufen. Namen von Schlachten, Namen von Gefallenen. Da, am Abend des zwanzigsten Ianuar, auf den fast stündlich frisch beklebten Brettern ein neues Plakat: Nr. liuskins OsstK. England stand freilich damals mit dem Tode auf Du und Du; gleichmäßig verschlang die Grube Berühmte und Unberühmte. Aber hier hielt es einen Augenblick inne: eine große Kraft war von ihm gewichen. Der Mann, der die Künste und den Frieden über Alles geliebt und der sich doch gedrungen gefühlt hatte, den jungen Kriegsschülern von Woolwich mit schmerzlichem Freimuth zuzurufen, daß die Geschichte die Worte „Friede und Selbstsucht" verbinde, daß noch nie eine große Kunst geblüht habe außer bei einer Nation von Kriegern, dieser Mann war nicht mehr. Ruskin würde niemals nach beiden Seiten gehinkt haben; aber ihm, dem „Gewissen Englands", war erspart geblieben, hier einen Wahrspruch zu geben.

Das ist jetzt elf Iahre her. Das große Sterben ist halb vergessen und hat eingemündet in den Triumph einer neuen Gemeinschaft. Und auch die Stimmen, die damals von den Kanzeln und Kathedern Londons, des mit Ruskins Namen so eng verknüpften Oxford und vieler anderen Städte wie in den Artikeln der großen Zeitungen den „letzten Propheten", den „letzten Engländer von heroischen Maßen aus der victorianischen Aera" priesen, sind verhallt.

Vielleicht wären ein paar prüfende Fragen schon am Ort. Vielleicht ließe sich wenigstens im Umriß erkennen, was von Ruskin seinem Volke theuer geblieben ist. Was er uns, zu denen er erst spät gekommen ist, geworden ist. Ist der Streitbare, der seine äfthetischen und ethischen Ideale ein Leben lang mit gleicher Leidenschaftlichkeit vertheidigt hat, bei seinen Landsleuten schon in die kühle Ferne und olympische Abgeklärtheit der Klassiker eingegangen? Der Autoren, die in stattlichen Bänden ihr mehr oder weniger ungelesenes Dasein führen? Oder gehört er zu den lebendigen Mächten?

Es wird nicht ohne einen kurzen Rückblick gehen. Treten wir zunächst vor Ruskins schriftliches Lebenswerk. „Das Buch" ist nach ihm „das Stück Einsicht, das einem Menschen sein Antheil an der Scholle und am Sonnenschein eingetragen hat. Das, was, so weit ihm bekannt ist, kein Anderer so vor ihm gesagt hat und seiner Meinung nach Keiner sagen wird wie er". „NoSsrn ?sintsrs": das ganze an

Kunst interessirte Deutschland weiß heute von diesem ersten Feuerbuch, der sich zur Apotheose steigernden Vertheidigung Turners, des Unvergleichlichen, „mit dem beim Malen die Natur selbst komponirte". Geschrieben in der Weißglühhitze des Zornes und der Liebe; auch eine Schrift in t^rsvnos eines Dreiundzwanzigjährigen gegen den Zwang einer die Oeffentliche Meinung vergiftenden Kritik. Zugleich ein Ruf air die jungen Künstler Englands: Fort von der Dürre der Akademie! Zurück zur Natur! Was aus viertausend Iahren der Kunstentwickelung als Höchstes vor uns steht, kann keine einzelne Generation erreichen. Und unnachahmlich ist auch das Genie des einzelnen Großen. Aber schon morgen kann Einer nach dem Herzen der alten Meister unter Euch geboren werden. Nur dürft Ihr nicht bemalte Leinwand zwischen Euch und den Himmel stellen, nicht die Tradition zwischen Euch und Gott! Der erwartete Ausbruch folgte. Das Publikum fand empört Viele seiner Lieblinggrößen herabgezogen. Turner selbst stand betroffen in der plötzlichen Helle. Und den „Graduate of Oxford" und frühen Meister englischer Prosa streifte der Ruhm. Wie groß die Revolutionirung der gesammten Kunstanschauung war, die durch diesen ersten Band und durch die folgenden Bände von „Uogsrn ?sii>tsrs" bewirkt wurde, sollte erst die Zukunft zeigen. Wer heute durch die Räume der londoner National Galery wandert, die Farbenwunder der Turner-Säle betrachtet (jetzt an die Tate-Galery angegliedert), Der fühlt etwas von dem Siege von damals. Auch einer der besonderen Schätze der londoner Galerie, die Fülle von Bildern der Primitiven, der eigentlichen Praerafaeliten, ist auf Ruskins Antrieb erworben worden. Als Wiederentdecker dieser fast verschütteten Periode war er unbewußt zum Wegbereiter der künftigen Praerafaeliten geworden, jener berühmten Sonnenhuldiger, deren Tendenzen noch in Kunstgruppen unserer Zeit fortwirken.

Von der Malerei zur Architektur. Ruskin hat „^Ks Lsvsn I^mps ok ^rckitsowrs" später selbst gering geschätzt. Doch fünfzig Iahre nach dem Erscheinen dieses Werkes, bald nach Ruskins Tode, spricht der Präsident der Royal Association of British Architects das gewichtige Urtheil, daß vielleicht Niemand die englischen Architekten der zweiten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts auf ihrem eigensten Gebiet so stark beeinflußt habe wie Ruskin. Lästig predigthaft ist der Ton des Buches. Das verschließt, wie gleich hier bemerkt sei, leider bei uns manchen Vorurtheile bekämpfenden, darum aber noch nicht von Vorurtheil freien Kreisen überhaupt den Genuß von Ruskins Schriften. Seinen Landsleuten sind es gewohnte Formeln. Wir sollten uns historisch zu stimmen und unsere Ungeduld zu zügeln suchen. Wie seine Bauwerke sind, sagt Ruskin, so ist ein Volk; es hat die Architektur, die es verdient. Denn jede Form edler Architektur ist auf ihre Weise die Verkörperung der Politik, der Geschichte, der religiösen Anschauungen der Nationen. Und nun flammen die Anklagen auf! Auch uns schlägt heute noch beim Lesen das sündige Herz in der Brust. Aufstei-

gen die tausend Zerrbilder: Holz, das sich wie Marmor geberdet, gleißend aufgeklebter Stuck, Börsen, in deren feierlichen Tempelhallen man sich, außer um den gsmus loci, um einen unbekannten Gott zu schaaren scheint, Kirchen, dem bekannten, staatlich beglaubigten Gott im reinsten Stall- und Scheunenstil errichtet, windige Parvenuhäuser, die sich durchaus als Paläfte aufspielen müssen, von Alter graue Schlösser, deren Restauration jetzt tätlichere Vernichtung wäre als ihr Verfall (wem fiele nicht so manche hitzige Kontroverse jüngsten Da» tums ein?). Aufathmend fühlen wir den frischen Luftzug einer Gesundung auch das deutsche Land durchziehen. Er kam von England her. Und nicht zum Wenigsten der Verfasser der ,,8svs» I^smps" hat (mit seinem Lieblingbuch zu reden) die bauenden Künstler vordie erschreckende Frage gestellt, ob auch ein Heiliger Geist in diesen Steinen sei.
Wir nähern uns dem gewaltigsten von Ruskins kunsthistorischen Werken, den „Ltooss ok Vsnios". „Gott sei Dank, daß ich hier bin; es ist das Paradies der Städte": so spricht er im Iugendtagebuch von 1841 aus Venedig. Eine alte Liebe also. Und theuer blieb ihm sein Leben lang die Seltsame; dieser abgeschiedene Geist auf dem Sande des Meeres. Sein Künstlerblut, das Seefahrerblut seiner Vorfahren regt sich. Welche Analogien mit England! Von den Steinen Vene', digs, dieses zweiten Herrscherthrones in der See (England ist ihm der dritte und letzte; Tyrus, der erste, führt nur in den dumpfen Gesängen der Propheten des alten Bundes noch ein Schattendasein) liest Ruskin gespenstige Schrift: gsosäsuos, Tod. Was rief den Würgeengel in diese pulsirende Pracht? Die Steine von Venedig zu Prüfsteinen machen, dem still schleichenden Gift nachspüren, das diese Mauern zerbröckeln ließ, von da aus den Niedergang aller Schulen der Architektur, ja, aller Künste in den letzten drei Iahrhunderten nachweisen: Das wollte dieses Buch. Für Ruskin bedeutete es Iahre heißesten Studiums, des Ringens mit einem fast überwältigenden Stoff. Er bekämpft den Geist der Renaissance; das brennende Verlangen nach Vollkommenheit, koste es, was es wolle. („Noch vollkommener", zürnt Ruskin, „schafft die Maschine. Du sollst Dir aus Deinem Nebenmenschen kein Werkzeug machen!") Den maßlosen Wissens- und Künstlerstolz und die unnahbare, aristokratische Atmosphare, in die er sich hüllt. Die hohe Kunst der Wenigen. Denn nur die Auslese der Menschheit vermag die schwere Rüstung zu tragen. Die Degradation der Vielen. Dem gegenüber stellt er die freie, wilde, der Seele des Volkes selbst entströmte Gothik. Rauh und unwirthlich wie die nordische See, von einem Ungeheuerlichen umwittert. Arbeit tastender, aber freudig sich regender Hände. Es ist vielleicht der höchste Ehrentitel der gothischen Schule der Architektur, daß sie das Werk der im Geist Armen in sich aufnehmen und aus diesen fehlerhaften Bruchstücken mit siegreicher Nachsicht ein ragendes und unangreifbares Ganze aufzurichten vermochte. „Unsterblich" nennt William Morris, Ruskins kongenialer Freund, das Kapitel über die Natur der Gothik, das er in köstlichem Einzeldruck herausgegeben hat.

Es mußte kommen, wie es kam; der Schönheitsucher mußte zum Bußprediger werden. Nicht ohne schmerzlichen Bruch der Persönlichkeit. Genug ist uns von dem Kopfschütteln berichtet worden (Ruskins Vater schüttelte besonders heftig), das 1860 das Kuriosum seines Einfalles in die Nationalökonomie empfing. „Huto tkis I^Zt", nannte Ruskin später das böse, hochberühmte, jetzt in unzähligenAuflagen verbreitete kleine Buch, die vier Aufsätze im Cornhill Magazine, deren Veröffentlichung Thackeray, der Herausgeber, dem Druck der Seffentlichen Meinung weichend, unterbrechen mußte. Ein Vorstoß gegen die Doktrin der klassischen Nationalökonomen. Ruskin leugnet nicht, daß ihre Schlüsse richtig sein können, wenn ihre Voraussetzungen richtig wären. „Wenn nur diese Maschine, die Ihr Arbeiter nennt, thatsächlich durch den Dampf oder irgendeine berechenbare Kraft getrieben würde! Aber die Sache liegt ganz anders. Wir haben es bei ihm noch mit einer anderen treibenden Kraft zu thun: mit serner Seele. Und die ist unberechenbar, eine unbekannte Größe; sie mischt sich in alle Gleichungen der Nationalökonomie und fälscht alle ihre Resultate." Ruskin hat in „Unto tkis I,s,st" eine neue Theorie der Werthe aufgestellt. Er löst die Nationalökonomie aus der Enge einer rein wirthschaftlichen Betrachtungweise und stellt sie in den Zusammenhang, in den sie gehört; eine wahrhaft vernunftgemäße politische Oekonomie, sagt er, „kann nur aus einer vollständigen Philosophie der Gesellschaft abgeleitet werden." Ueber den Nationalökonomen Ruskin haben die Zunftgenossen damals den Stab gebrochen; seine soziale Ethik gewinnt je mehr und mehr an werbender Kraft.

„Sessms svck llliss", ein tiefes Büchlein, bei uns zu Unrecht in die Goldschnitt-Literatur verwiesen; „rims s»g ?igs", der Grundriß zu einer neuen Gesellschaftordnung; „I^scturss on ^.rt"; „NornivAs in?Io>renes", das Vademecum kunstbeflissener Engländer: eine fast unübersehbare Schaar. Mit den Arbeiterbriefen „?«rs OlsvIZsrs" (1871 bis 1884) fegt dann, das dürre Holz knickend, ein Sturmwind über England hin. Man hat das Buch Ruskins Hamlet genannt. Staat, Kirche, Arbeiterfrage, Frauenfrage hat er in diese grimmigen Plaudereien hineingezogen. Den Beschluß bildet die höchst individuelle und doch aller bloßen Zufälligkeit entkleidete Autobiographie Praeterita. Innere Geschichte v.or Allem, Gedachtes neben dem Erlebten. Doch auch Milieuschilderung: Eltern und Voreltern, schottisches Puritanerthum, londoner City-Atmosphäre, londoner Künstlertreiben. Daneben aufglänzend das bewunderte Frankreich, Italien, die zweite Heimath seiner Seele. Das Ganze umschwebt Ueberwindergelassenheit des Alters, hinter der doch hörbar das Herz des mehr als Siebenzigjährigen klopft. Sin schönstes Stück Weltliteratur; ein Torso. Denn beim Schreiben der Praeterita entwand ihm der Dämon, der seine letzten Lebensjahre umkrallt halten sollte, dessen Spuren schon in „Fors" sichtbar geworden waren, die Feder,

Der Erfolg seiner Bücher war von Anfang an groß; auch äußer-

lich. Und als der Millionär Ruskin mit dem ,,?ublio Irust", als den er sein väterliches Vermögen ansah, fertig geworden war, weil er allzu sultanhaft die goldenen Iechinen verstreut hatte, von der Versorgung betagter Dienstboten und brotloser Genies an bis zu den reichen Schenkungen an Universität und Stadtgemeinden, da konnte er vom Ertrag seiner Arbeit leben. Selbst das originelle Gewaltstückchen, den Verlag mitten aufs Feld zu verlegen und in der schönen Hopfengrafschaft Kent von seinem alten Schüler George Allen nebst Familie und einem kleinen Stab von Arbeitern alles Nöthige besorgen zu lassen, führte nicht zu dem liebevoll vorausgesagten Bankerot. Zu Wagen gingen damals Ruskins Geistesprodukte nach London. Kein Rabatt. Kein Kredit. Keine Vermittelung von Sortimentern. „Ich, der Urheber, stehe ein für Papier, Einband, Beredsamkeit und Alles, was drum und dran hängt." Natürlich mußte er schließlich zur alten Methode zurückkehren. Ietzt, ein Iahrzehnt nach seinem Tode, besitzt England neben der von Cook und Wedderburn herausgegebenen Library Edition, einem monumentalen Werk von siebenunddreißig Bänden mit werthvollen Illustrationen, zahllose Ausgaben^ bis herab zum Sixpence-Bändchen. Aus der Hochfluth englischer Literatur über Ruskin seien Collingwoods authentische Biographie, Garrisons und Cooks Studien, Anne Thackerays graziöseErinnerungen hervorgehoben. InFrankreich haben Bosauquet, Bardoux, Sizeranne in seinem geist- und seelenvollen Buch über den Meister gehandelt. UnsDeutsche weistRuskin fast grundsätzlich ab. Von der Sprache an ist ihm an dieser Nation Alles zuwider (und, müssen wir hinzufügen, fast Alles unbekannt). Albrecht Dürer (dem man freilich seine anatomischen Liebhabereien nachsehen muß), ein ^ paar rauhe Tugenden Friedrich Wilhelms des Ersten in Carlyles Beleuchtung: sonst trostlose Oede. Von wie weiten Welten hat sich hier Einer ausgeschlossen, dem doch Sympathie in ihrem universellsten Sinn ein beinahe krankhaft empfundenes Lebensbedürfniß war! Aus den kleinen Stuben von Weimar hätte ihm Der die Hand gereicht, der, wie kein Zweiter neben Ruskin, die innige Zusammengehörigkeit ästhetischer und ethischer Werthe gefordert hatte. Nur schien sich dem Einen das Morgenthor des Schönen am Anfang, dem Anderen am Ende des der Menschheit bestimmten Aufstieges aufzuthun. Und man glaubt, Ruskin selbst zu hören, wenn Fichte sagt: „Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lastthier. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit, arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist." Wir haben an Ruskins Schwäche die Rache genommen, die unserer würdig war. Wir haben ihn dem stolzen, internationalen Literaturbesitz einverleibt, den wir vor vielen anderen Völkern voraus haben.

Der deutsche Kaufmann und Kunstkenner Iakob Feis in London erwarb sich um die Mitte der neunziger Iahre das Verdienst, seinen Volksgenossen die ersten Zusammenstellungen aus Ruskins Werken zu schenken: „Was wir lieben und pflegen müssen", „Wie wir arbeiten
LS-

und wirtschaften müssen" und Anderes. Weitere Pubnrationen des Verlages Heitz S Mündel in Straßburg folgten. Seitdem hat Eugen Diederichs in Iena in fünfzehn Bänden fast sämmtliche Hauptwerke Ruskins in künstlerisch schöner, dem Gegenstand angemessener Ausstattung veröffentlicht.

Viel ist auch über Ruskin bei uns geschrieben worden; in Zeitschriften aller Art. Noch in diesem Iahr würdigte ihn Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Buch „Die soziale Idee in der Weltanschauung des neunzehnten Iahrhunderts". Auch an krausen Schößlingen hat es nicht gefehlt. So hat man Ruskin, diesen guten Hasser alles Konven» tionellen, jeder religiösen Phrase, zum salzlosen Sonntagsnachmittagprediger gestempelt. Dann wieder versuchte man, die Ercentrizitäten und Paradoxien, die von seinem Wesen und Genie untrennbar sind, willkürlich aus ihrem Zusammenhang zu lösen und zur Zielscheibe bequemen Spottes zu machen, statt nach der oft vorhandenen höheren Einheit zu suchen: diese Streiche kommen nicht an Ruskin heran.

In Saengers „Essay" „Iohn Ruskin", in dem, alle Schärfe und Feinheit der Analyse begleitend, ein Unterton des Enthusiasmus vernehmlich ist, besitzen wir das erste kritische und von der wissenschaftlichen Kritik anerkannte Werk, das Ruskin in den Strom der sozialpolitischen Gedankenbewegung stellt, Charlotte Broicher läßt in ihrem Buch „Iohn Ruskin und sein Werk" in einer von schönem Feuer für ihren Gegenstand erfüllten Sprache auf dem bedeutenden, mit bewundernswerther Sachkenntniß gezeichneten Hintergrund von fast einem Iahrhundert englischen Lebens den genialen Menschen und Schriftsteller vor unserem geistigen Auge erstehen.

Die praktischen Versuche des Srsamsr ok ckrssms Iohn Ruskin waren, wie erklärlich, nur zum geringeren Theil Erfolge. Das hat ihn mit tiefer Bitterkeit erfüllt. Man fühlt sich angesichts dieses Scheiterns versucht, zu sagen, daß er auf wunderlichen, oft unmöglichen Wegen den richtigsten Zielen zugestrebt habe. Klar und früh hatten Ruskins Maleraugen „die grimmige Realität der Armuth" erfaßt, „Hohe Kunst? Hofft nicht auf sie in England! Ihr erstickt sie im rastlosen Getöse Eurer Maschinen, in der Nacht Eurer Kohlenbergwerke. Schafft Licht! Luft! Gebt dem Arbeiter ein Dach! Nahrung! Muße! Dann sprecht von Kunst." Er selbst kauft in einer üblen Gegend Londons Häuser, verbessert dort mit Octavia Hills Beistand die Arbeiterwohnungen (moralisch wie pekuniär ein geglücktes Experiment), baut dann wieder den brotlos gewordenen Handwebern in Laxey auf der Insel Man eine Wassermühle und schafft neuen Verdienst (die unverwüstlichen Laxey-Stoffe) oder treibt im Lakeland Dorfweiblein, die verstaubten Spinnräder vom Boden zu holen. Die erste von der Hand gesponnene, mit der Hand gewebte Leinwand seit einer Generation! (Das kunstgewerblich geschätzte Ruskin-Linen.) Dem Zeitenrad konnte Ruskin freilich nicht in die Speichen fallen. Nach wie vor fegen die Rauchwolken über England hin. Aber daß er Gesünderes gewollt hat

als Galvanisirung einer überlebten Vergangenheit, macht sich uns Heutigen deutlich in der Bewegung zu Hausfleiß, Volkskunst, alter Handfertigkeit. So haben wir mit Ruskin Frieden geschlossen.

Auch die eigene Person setzt er ein. Iahre lang hat er Zeichenunterricht ertheilt; an jenem ersten Working Men's College, das 1854 von Morris, Kingsley und dem neulich verstorbenen Shakespeare-Forscher Furnivall, dem Ehrendoktor unserer berliner Universität, gegründet wurde. Vorläufer der späteren Toynbee Halls in England, der University Settlements, dieser Lichtcentren im grausten Elend, bis hin zu der University Extension-Bewegung, unseren Ferienkursen der Gegenwart. Vorläufer auch unserer Volkshochschule. Freudig sah Ruskin im Unterricht, daß ein Iahrhundert des Maschinenbetriebes „den künstlerischen Instinkt des alten gothischen Werkmannes" in den jungen Leuten nicht erstickt hatte. Hier gewann er auch die für ihn so nothwendige enge Fühlung mit der Arbeiterschaft. Hier traf er sich mit dem Erneuerer des englischen Kunstgewerbes William Morris. Den mystischen Maler-Dichter Dante Gabriel Rossetti und seinen Genossen von der praerafaelitischen Bruderschaft Burne-Iones zog Ruskin selbst in diese Kulturarbeit hinein.

Das größte, für Ruskin höchst charakteristische, aber auch verfehlteste seiner Projekte war die Sankt Georgs-Gilde. Sein ersvs-Losur von Anfang bis ans Ende. Mag Gott für Paris und London sorgen! Dem alten Ruskin soll nur ein Fleckchen Erde eingeräumt werden, auf dem, frei von Maschinen und eklem Rauch, eine kleine Genossenschaft das Land bebauen und Ieder die Arbeit thun kann, die seiner Individualität entspricht. Niemand elend als die Kranken. Niemand müßig als die Toten. Uebrigens nicht ohne bescheidene Tröstungen von Kunst und Wissenschaft. Schon ahnt der Master of St. George fließende Gildegewänder, goldene Gildemünzen nach altflorentiner Art. Auch besondere Gesetze giebt es da. Keine Freiheit. Keine Gleichheit. Iahre lang kämpft er um diesen Lieblingplan. Endlich führt Schicksalsironie ein Häuflein Kommunisten dem Sozialdemokraten zu. Die Gildegesetze lehnen sie ab. Ruskin, der nach einem Anfang lechzt, streckt ihnen doch das Geld zum Ankauf einer kleinen Farm vor. Mangel an landwirthschaftlichen Kenntnissen, Mangel an Betriebskapital: Zusammenbruch des Unternehmens. Doch auf dem Trümmerfelde bleiben Wegweiser. Zurück ins Ursprüngliche! S« rief Ruskin. Und so rufen heute ringsum: die Großstadtflucht der Großstädter, die Gartenstädte, Waldschulen, Laubenkolonien und die tausend anderen Gebilde moderner Sehnsucht. Aus Mitteln der Gilde hat dann später doch der große Arbeiterfreund das dicht bei der düsteren Eisenstadt Sheffield stehende Museum für die Arbeiter herrlich auszustatten vermocht.

Giebt es Ruskinianer? Fanatische Iünger, die unbedingt auf ihn schwören? Nein. Die soll es auch nicht geben. Zu vieler Wandlungen und Entwickelungen war Ruskin selbst sich in seinem achtzigjährigen Leben bewußt geworden, um nach ihm Lebende auf seine eigenen Er-

kenntnisse verpflichten zu wollen. Ruskins Name wird neben dem Carlyles, seines großen Führers und Freundes, genannt werden, so lange es eine angelsächsische Welt giebt; und über ihren Bereich hinaus. Ein unerreichter Prosadichter. Die entscheidende Stimme für die Kunstfragen seiner Zeit. MitMorrisBegründer einer mächtigen, in der Gegenwart die weitesten Kreise ziehenden Bewegung im Kunstgewerbe. Heute, wo wir, nach Harcourts berühmtem Wort, „Alle in gewissem Sinn Sozialisten sind", wendet man sich mehr denn je auch vom Anblick sozialer Schäden und Probleme an den einst Verlachten. Nicht, um sein Machtwort zu hören. „Meine wahren Anhänger hören nur auf die Regungen ihrer eigenen Seele." Um aus der Sphäre eines unbeirrbar auf das Wesen der Dinge deutenden Geistes sich den Willen zu unerschrockenem Thun zu holen. Anna Henschke.

es

Alles um Liebe.

„Es gehört, um es gleich voranzuschicken,
zu den Werken, denen gegenüber nur das
Publikum durchfallen kann."
(Hebbel über den „Zerbrochenen Krug".)

en in der Phiole geborenen Homunkulus kennt der Dichter Herbert Eulenberg nicht. Die Menschen seiner Komoedie „Alles um Liebe" sind leichtgeborene Ioviskinder. Sie waren da und ihr Schöpfer hatte keine Macht mehr über sie; er sah sie an: und sie waren Alle gut. Sie müssen ihre lichtfrohen und schmerzlichen Schicksale leben; er bleibt ihr Zuschauer. Ihr Erlebniß und Leben hat er nicht aus sich herausgeholt; es hat sich ihm entrungen und war. Da wagte er nicht mehr, mit plumpem Finger sie anzutasten; er wandte sich ab von seiner Zeit, die ihm gellend ihre Schlagwörter entgegenschrie (Tendenz! Soziale Idee! Psychologie! Symbole!), und vor ihm erstand die Gestalt des Emanuel von Treuchtlingen. Ihn setzte der Dichter ein zum Herrn und Meister über sein Völkchen, das Alles um Liebe thut. Er verbirgt das eine Auge Emanuels unter einer grünseidenen Binde, daß er still ironisch in sich hineinblinzeln und sich über das bunte Treiben totlachen kann, das das andere Auge auffängt. Und seine fernen Brüder, Don Quijote de la Mancha und alle weisen Narren Shakespeares, freuen sich seiner. Aber er steht hoch über Denen, die nur eine kurze Gastrolle als unterwürfige Spaßmacher zu spielen haben. Er ist Herrscher in seinem Reich; und dieses Reich ist nicht von gestern und heute, sondern von Habakuks Zeiten an. Habakuk bestellte ihn zum Verwalter seines Vermögens, legte ihm Kinder und Kindeskinder ans Herz. So

Alles um Liebe.
geht Emanuel von Treuchtlingen durch dies Stück, lenkend und helsend, verdammend und errettend, mit Wohlwollen und Intrigue, voll Lüge und Wahrheit, ein Münchhausen und doch ein guter Geist. Er allein liebt nicht; aber in die Schicksale dieser verzauberten Liebenden, die der Dichter erlöste und denen er nun zuschauen muß, wie sie an ihren Leidenschaften verbrennen, ohne daß er noch helfen kann, greift Emanuel ein. Und wie er den tollen Reigen, in dessen Taumel diese Menschen verstrickt sind, entwirrt sieht, da nimmt Emanuel die Binde von seinem Auge, das er mit märchenbunten Lügen verschleierte. Es hatte viel durchgemacht, dieses Auge, während seines Erdenpilgerlebens von der Zeit an, da Gott es zurückbehalten, um die Menschen und ihr Treiben von oben herab zu betrachten. Seit diesem Tage geschah mit ihm, was sich aller Dichter Phantasie ersinnen kann. Das kommt: Emanuel selbst hatte es ins Land der Träume geworfen. Nun aber die Aufgabe erfüllt ist, die ihm Habakuk, bei dessen Tod er dies Auge ausgeweint hatte, übertrug, kann er sichs wiederschenken lassen von den Frauen, die es ihm einst fortgeküßt, kann es wieder einlösen von den Freunden, für deren Redlichkeit er es verpfändet hatte, und die Binde von ihm nehmen, sein Mönchsgewand anziehen und in die Welt der Tage, Thaten, Träume wandern, allwo wir ihm gerade dann begegnen, wenn wir ihn zum Teufel wünschen möchten. Dann zieht er uns, wieder ein Einäugiger, lächelnd Habakuks Testament unter der Nase vorbei und zeigt uns den Herrn.
Man muß Alles als Bewegung nehmen, nicht als Bilder, das Ganze und seinen Sinn ergreifen, nicht am Einzelnen haften, muß zuerst diese überdimensionale Gestalt des Emanuel, des Einzigen, der über der Liebe ist, gesehen haben: dann enthüllt sich einfach und ergreifend der Anderen buntbewegtes Spiel. Adrian, der jugendliche Schwärmer, dessen Herz sich nicht ganz von der jung verstorbenen ersten Frau losreißen kann, liebt Delphine. Lenore, ihre Schwester, und Lucian, der unruhvolle Abenteurer, finden einander, Dank dem entsagenden Verstehen der Frau, wieder. Und Förster Iobst, der brünstige Satyr, nmwirbt die knospenhaft zarte Delphine. So ist der Reigen geschlossen. Und in seiner Mitte steht der Küster Kunz, murmelt pflichtgemäß das Tischgebet und schwingt das WeiHrauchfaß in der einen Hand; aber die andere hält das köstlichste aller Bücher: „Die sechs und eine Nacht des vollendeten Wüstlings. Mit Kupfern."
Nie zerfließt diese Sivius comsäis in weichlichen Lyrismus; eine stark bewegte Dramatik (vielleicht zu viel Handlung) füllt das Ganze. Wie all die Seligkeit der Liebe empfunden und gestaltet ist, was hier von dichterischen Werthen steckt: Das sollte doch wohl der verständnißlosesten Kritik ein Wenig Respekt abnöthigen. Aber mit zwingender Nothwendigkeit scheint hinter Herbert Eulenberg der Blaubartskandal von anno 1905 fortzeugend Böses zu gebären.
Leipzig. KurtWolff.

Das quaritzer Gespenst.*)

Friedrich der Große in Schlesien einmarschirte und Großglogau WM belagern ließ, kamen auch die Leute aus dem nahen Quaritz ins rauschwitzer Hauptquartier und baten um einen lutherischen Prediger. Der Feldprobst Abel, dem der König die vorläufige Regelung der geistlichen Angelegenheiten in der zu erobernden Provinz übertragen hatte, entsandte nach Quaritz einen der zwölf Predigtamtskandidaten, die er aus Berlin mitgebracht hatte und die später kurzweg die zwölf Apostel genannt wurden. So kam Karl Wilhelm Tiele als Pastor nach Quaritz, las den dortigen Ackerbürgern schlecht und recht die Leviten, taufte, traute und begrub sie, wie es ihn auf der Universität in Frankfurt, woher er stammte, gelehrt worden war, und wäre sicherlich, wie so viele andere brave Landpastoren, bei seinem Tod ohne Gnade ins Meer der Vergessenheit versunken, wenn ihn nicht ein ganz erschrecklicher Poliergeist, der im Pfarrhaus längere Zeit sein Unwesen trieb, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt gemacht hätte. Das Merkwürdigste an dieser Spukgeschichte aber ist, daß es bisher nicht gelungen ist, die außerordentlich kuriosen Vorgänge auf eine natürliche Art zu erklären, so daß dieses Gespenst bis auf den heutigen Tag allen Geistersehern als der vornehmste Beweis ihres Glaubens gegolten hat. Sogar der große König schenkte ihm einige Aufmerksamkeit; doch nur, um seinen scharfen Witz daran zu schleifen. Im Uebrigen ließ er auch hier Ieden nach seiner Fasson selig werden.

Zwanzig Iahre predigte Karl Wilhelm Tiele in Quaritz dasEvangelium als ein Iunggesell; dann faßte er urplötzlich den Entschluß, sich zu beweiben. Iette Bedwos, seine Magd und Wirthschafterin, die ihn zwanzig Iahre lang wie eine Elster bestohlen hatte und sich nun dafür mit einem Schneider bemannen wollte, war die Ursache dieser hochehrwürdigen Umwälzung. Der Pastor war ein Weltfremdling geworden, was bei seiner guten Vermögenslage und seiner Knauserigkeit kein Wunder war. Außerdem hatte er so schwache Augen, daß er fast gar nichts sah, wenn ihm die boshafte Iette die Brille verlegte. Dafür aber war sein Gehör so scharf, daß es ihn befähigte, einer der berühmtesten

*) Der junge, auf Hamburgs Boden heimisch gewordene, als Balladendichter vom Hansenstolz gekrönte Schlesier Ewald Gerhard Seeliger läßt (bei Georg Müller in München) drei Bände erscheinen, deren Thema Schlesiens Landschaft und Volkheit ist: „Siebenzehn schlefische Schwanke" (denen hier eine übermüthige Schnurre entnommen wird), „Schlesien, ein Buch Balladen" und „Zwischen Polen und Böheimb". Daß da nicht Alles vollwichtig sein kann, nicht Alles mit gleichem Künstlerernst gestaltet, braucht am Eingang nicht erst bewiesen zu werden. Doch immer gehts muthig zu. Dieser Dreißiger hat sich keinem Schreiberklüngel verlobt; und drum vielleicht die kecke Iugendlust an Farben und Tönen, an Gewitter und Schabernack bewahrt.

Geisterhorcher zu werden. Das alte, düstere Pfarrhaus begünstigte seine übersinnliche Neigung, denn es besaß dunkle Winkel und Gelasse in Menge, darin er sich selbst kaum zurechtfinden konnte.

Mit vieler Mühe brachte er die Magd dahin, ihre Heirathabsichten so lange aufzuschieben, bis sich ein Ersatz gefunden hätte, und ging, siebenundvierzig Iahre alt, nach seiner Heimathstadt Frankfurt auf die Freite. 'Da seine Eltern nicht mehr lebten, galt sein erster Besuch der sechsundsechzigjährigen Tante Euphemia, die sehr reich war und von der er bald einen erklecklichen Posten zu erben hoffte, obwohl sie sich noch für ziemlich jung hielt. Als er in ihr Haus trat, fand er bei ihr eine Jungfrau mit Namen Rebekka vor, die ihm über die Maßen wohlgefiel. Als er zudem erfuhr, daß sie der verwaiste Sproß einer verarmten tielischen Seitenlinie sei, daß ihr die Tante alle Güter zu vererben gedachte und daß er selbst diese reizende, züchtige Rebekka vor zwanzig Iahren auf den Knien geschaukelt habe, da faßte er sich ein Herz und brachte alsobald eine salbungvolle Werbung vor.

Tante Euphemia, für deren jugendliche Eitelkeit es überhaupt keine Altersunterschiede gab und die für Alles, was einen geistlichen Rock trug, eine große Schwäche hatte, klatschte vor Freude in die Hände und spendete dem Brautpaar den ihm zukommenden Segen.

Rebekka, die nicht den geringsten Versuch machte, sich gegen die zugedachte Ehre zu sträuben (denn bei dem geradezu kindlichen Eigensinn der Erbtante hätte es doch keinen Zweck gehabt), begnügte sich damit, bleich zu werden wie ein Marmorbild, trotzdem ihre Wangen vorher wie zwei Heckenrosen geglüht hatten. Ihre Augen verloren alle Munterkeit und Frische und nahmen eine fromme Kühle an, wie sich Das für eine zukünftige Pastorsgattin wohl schicken mochte. Gehorsam reichte sie ihrem hochehrwürdigen Bräutigam die reine Stirn zum Kusse hin und schaute dabei nach der Thür.

„Wie wird sich erst der Herr Kandidat freuen!" rief die Tante.

Karl Wilhelm Tiele spitzte die feinfühligen Ohren, als wittere er einen Nebenbuhler.

Dieser Kandidat der Gottesgelahrtheit hieß Nathanael Wendel und hatte bei der Tante Euphemia zweimal in der Woche Freitisch.

Als er endlich erschien und das neue Brautpaar erblickte, erstarrte er zur Salzsäule.

„Siehst Du, wie er sich über Dein unverhofftes Glück freutI" rief die Tante, dieser ahnungvolle Engel.

Da fiel die Erstarrung von ihm ab und er brachte mit wohlgeordneten Worten seine Gratulation vor. Darauf setzten sich die Vier zu Tisch. Die Tante freute sich, daß das tielische Vermögen so schön beisammen bleibe; der quaritzer Neffe füllte sich den Teller und beugte sich, kraft seiner Kurzsichtigkeit, tief darüber; Rebekka aß keinen Bissen; und der Herr Kandidat würgte mit vieler Mühe ein paar Brosamen herunter. Rebakka schaute starr und steif an seinem Kopf vorbei. Nach jedem Glase Wein (und er trank hastig und reichlich) nahm seine Un-

ruhe zu. Zuletzt trank er sogar auf das Wohl des Brautpaares und schwang sich zu einer kleinen Ansprache auf. Das harmlose Gemüth der Tante schwamm in eitel Wonne und Rebekka saß ganz ergeben auf ihrem Stuhle, regunglos wie eine Puppe. Nur die feinen Ohren des Bräutigams spürten in der Stimme des Kandidaten ein leises, derrätherisches Wanken. Als es zum Anstoßen kam, zeigte der Kandidat eine ihm offenbar angeborene Ungeschicklichkeit, deren Größe überraschte; er warf nicht nur das Salzfaß um, sondern zerbrach auch sein Glas, daß der blutrothe Wein über das Tischtuch floß. Die gute Tante aber tröstete den Bestürzten unter Hinweis auf das große Glück, das es zu feiern galt. Nach Tisch schaute sich der Pfarrherr den Kandidaten etwas genauer an und glaubte, erkennen zu müssen, daß seine Eifersucht nicht ohne eine gewisse Berechtigung sei. Denn Nathanael Wendel war ein noch sehr junger Mann mit geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und langen, braunen Locken.

Am dritten Sonnabend zog Karl Wilhelm Tiele mit seiner jungen Frau in Quaritz ein. Doch Iette Bedwos wurde er nicht los. Ihr Schneider nämlich hatte es verstanden, sich schon vor der Hochzeit in den Besitz ihrer weltlichen Güter tzu setzen, und war nach Glogau durchgebrannt, um sie schleunig unter die Leute zu bringen. Als er endlich heimkehrte, wollte Iette nichts mehr von ihm wissen und durfte im Pfarrhaus bleiben, da die junge Pastorin, der sie zu schmeicheln verstand, ein Wort für sie einlegte. Auch schaffte sie sich sofort einen neuen Bräutigam an, diesmal einen Schuster, und wollte ihr altes Diebeshandwerk wieder aufnehmen. Aber die Frau Pastor sah ihr mit den kühlen frommen Augen so scharf auf die Finger, daß Iette von einer unerklärlichen Angst überfallen wurde und sich vornahm, von ihrer Bosheit zu lassen.

Also konnte der Pastor sowohl mit seiner alten als auch mit seiner neuen Haushälterin wohl zufrieden sein. Von seinen ehelichen Pflichten nämlich machte er nicht den geringsten Gebrauch. In den ersten Tagen hatte er zwar versucht, Rebekka in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt einzuweihen, hatte ihr die lange Liste der guten und bösen Geister gewiesen, die er mit großem Fleiß nach der Zeit ihres Erscheinens, dem Grade ihrer Güte oder Boshaftigkeit und nach dem Ort ihrer Bekundung klassifizirt hatte, war aber bei ihr auf hartnäckigen Unglauben und unbesiegbaren Widerstand gestoßen. Seitdem hockte er wieder wie vordem allein hinter seinen Folianten und hatte nichts dagegen, daß seine Ehefrau ihr Lager in einem der oberen Gemächer aufschlug, die zum größten Theil leer standen.

So verging ein Iahr im besten Frieden; und der Kandidat Nathanael Wendel bestand in Frankfurt sein Examen.

Kurz danach ließ sich der Poltergeist zum ersten Mal hören.

Kaum hatte es am vierten Mai Mitternacht geschlagen: da vernahm der Pastor, der noch bei seiner Studirlampe aufsaß, ein fürchterliches, unerklärliches Brausen in den Wipfeln der Bäume. Plötzlich

sprang das Fenster auf und die Vorhänge flatterten zurück, ohne daß ein Wind zu spüren gewesen wäre. Und aus dem Dunkel des Gartens kam heimtückisch ein faustgroßer Stein geflogen, traf die Lampe und löschte sie aus. Mit gesträubten Haaren saß der Pastor da und wagte nicht, ein Glied zu rühren. Was sich in der Theorie so harmlos ausgenommen hatte, erschien ihm nun in der Praxis von einer ganz unerhörten Grausigkeit.

Nach einer kurzen Pause machte sich der Unhold aus der Geister-Welt an der Hinterwand des Hauses durch grobes Kratzen und Scharren bemerklich. Kalter Schweiß trat dem hochehrwürdigen Horcher auf die Stirn und rieselte ihm den Rücken herunter. Dicht vor seinen Ohren ertönte jetzt ein gellender Laut und im Schornstein rumorte ein Miauen wie von hundert Katzen. Dann meldeten sich draußen auf der Treppe, die zu den oberen Gemächern führte, stampfende Tritte. Ein Knall, darunter die Wände bebten, und ein Klirren wie von tausend Scherben beendeten diesen Theil des nächtlichen Konzerts. Nun schien der Poltergeist sanftere Seiten aufzuziehen und ließ alsobald von oben ein Knarren ertönen. Dann umfing den Pastor zwei Stunden lang eine geradezu grauenhafte Stille. Endlich wagte er sich ins Bett, zog die schützende Decke über beide Ohren und that kein Auge zu.

Iette, die in dieser Nacht seltsamer Weise ihre Schuhe zu ihrem Schuster getragen hatte, fand am Morgen auf der Treppe die Scherden einer Waschschüssel und räumte sie flink bei Seite, um der Schelte vorzubeugen.

Als die Frau Pastor herunter kam, hatte sie eine leise Rothe auf den zarten Wangen und ein geheimes Glimmen in den frommen, kühlen Augen. Doch der Pastor merkte nichts davon, dieweil er in dieser Nacht noch kurzsichtiger geworden war. Weder die Herrin noch die Dienerin wollten Etwas von dem fürchterlichen Spuk gehört haben. Beide erklärten die geheimnißvollen Vorgänge schlankweg für die Ausgeburten eines hochehrwürdigen Traumes. Trotzdem hörte die Pastorin aufmerksam zu, als ihr der Pastor die näheren Umstände der nächtlichen Gespensterei berichtete, und ihre Ungläubigkeit erlitt durch die Beweiskraft des Steines einen gar bösen Stoß.

Sofort machte sich der Pastor daran, den neuen Geist, der ihn mit seinem Besuch beehrt hatte, in seine Klassifikation unterzubringen, setzte ihn zu den bösartigen, polternden Hausgeistern, die mit Steinen werfen, und füllte eine ganze Folioseite mit der genauen Beschreibung der Geräusche an, die dieser Tückebold hervorgebracht hatte.

Kaum aber wurde es dunkel, so begannen des Pastors Knie zu beben. Begreiflicher Weise lehnte die Pastorin ab, mit ihm zu wachen, wie sehr er sie auch bat. Vom oberen Stockwerk aus schien ihr das Gespenst weniger gefährlich zu sein.

In dieser Nacht nun wiederholten sich alle Geräusche, nur in umgekehrter Reihenfolge. Auf das Geknarr folgte der fürchterliche Knall. Statt der rasselnden Scherben aber stürzte mit höllischem Lärm eine

Blechkanne die Treppe herunter. Wieder sprang zum Schlich das Fenster der Studirstube auf; doch diesmal flog dem zitternden Pastor eine Handvoll Sand in die Augen. Er verfiel darüber in ein schlimmes Fieber und wurde bettlägerig, so daß die kirchlichen Geschäfte unterbrochen werden mußten. Als er sich nach sechs Wochen erhob, waren seine Knie so schwach, daß er vorerst nicht im Stande war, die Kanzel zu besteigen. Die Pastorin redete ihm zu, einen Kandidaten zu Hilfe zu nehmen, und seufzend fügte er sich nach längerem Zögern, indem er an die frankfurter Fakultät schrieb.

Und siehe: da meldete sich der Kandidat Nathanael Wendel.

Die alte Eifersucht erwachte nun in dem Pastor und er legte seiner Frau das Schreiben vor, um sie zu prüfen. Aber sie blieb blaß und kühl und bat ihn ernstlich, lieber einen anderen Kandidaten zu nehmen, da Nathanael Wendel ein ungeschickter Mensch sei, der Alles zerbreche und ruinire und den sie darum in den Tod nicht ausstehen könne.

Da athmete Karl Wilhelm Tiele befreit auf und ließ Nathanael Wendel sofort nach Quaritz kommen. Wie vorauszusehen war, schmollte die Pastorin darüber sehr heftig und gönnte dem neuen Hausgenossen nicht einen einzigen Blick. Der gerieth darob in eine große Verwirrung und seine Ungeschicklichkeit wuchs ins Uebernatürliche. Gleich am ersten Tag zerbrach er eine Waschschüssel und schon am zweiten Tag stolperte er über die große Blechkanne im Hausflur, daß sie mit höllischem Gelärm gegen des Pastors Stubenthür krachte. Der fuhr erbleichend empor, in der Meinung, daß ihm der Poltergeist jetzt schon am hellen, lichten Tage nachzustellen trachtete. Als aber die Thür aufging und der Kandidat hereintrat, schwand die Schreckensangst wieder.

Ie tiefer Nathanael Wendel in der Achtung der Pastorin sank, um so höher stieg er in der Schätzung des Pastors. Seine Predigten waren voll Schwung und Feuer, so daß ihm die Üuaritzer gern zuhörten. Vor Allem aber schaffte er sich bei dem Pastor dadurch einen Stein ins Brett, daß er ein geradezu unbezähmbares Streben nach den Geheimnissen der Geisterwelt bekundete. Karl Wilhelm Tiele weihte ihn nun in seine Klassifikation ein und freute sich von Herzen über diesen außerordentlich gelehrigen Schüler. Endlich vertraute er ihm auch, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, an, daß in der Pfarrwohnung ein bösartiger polternder Hausgeist sein Wesen treibe, der mit Steinen und Sand um sich werfe. Als der Kandidat Solches vernahm, schüttelte er sich vor Grausen. Nun harrten die Beiden vereint auf die Wiederkunft des Kobolds.

Doch Der ließ auf sich warten. Zwar schien es dem Pastor manchmal, als wiederhole sich das Geknarr im oberen Stockwerk während seines Nachmittagsschläfchens. Auch der Kandidat konnte diesen Verdacht nicht ganz unterdrücken und legte sich auf des Pastors Verlangen auf die Lauer. Doch wie er auch horchte und spähte, der Verdacht schien sich durchaus nicht rechtfertigen zu wollen. Also war es ihm ein Leichtes, den Pastor zu beruhigen, wobei ihm die Frau Pastorin wacker

half, die hierbei zum ersten Mal mit dem Kandidaten der selben Meinung war. Und Seine Hochehrwürden gaben sich nun mit verstärkter Sicherheit dem Genuß d^s nachmittäglichen Ruhestündchens hin.
So hätten die Drei im tiefen stillen Frieden weitergelebt, wenn nicht Iette Bedwos, die boshafte Hausmagd, gewesen wäre. Sie glaubte, die Ursache des Geräusches gefunden zu haben, und sagte ihrer Herrin mit derber Kürze den Gehorsam auf. Die Pastorin hatte Geduld mit ihr und jagte sie nicht aus dem Haus. Dankbar erkannte Iette diese Güte an, wurde von Stunde an taub und blind und fiel in ihre alten Diebesgewohnheiten zurück; wovon die Pastorin keine Notiz nahm.
Und so lebten die Vier weiter in Frieden und Glück, bis sich im Frühjahr 1761 das Geschrei erhob, die Russen kämen, um Quaritz zu plündern. Da hieß der Pastor den Kandidaten einen Schreibtisch öffnen und die darin enthaltene Summe von tausend Thalern nach Glo-Zau in Sicherheit bringen. Doch ehe er das Geld an sich genommen hatte, wurde das Gerücht von dem Anmarsch der Russen widerrufen, worauf die tausend Thaler unangetastet im Schreibtisch verblieben.
Kurz darauf verließ Iette, von der Pastorin reich beschenkt, das Pfarrhaus, um sich mit ihrem Schuster zu verheirathen, schaffte viel Hausgeräth an und führte einen guten Tisch. Das kam auch dem Pastor zu Ohren und er fand für gerathen, sich einmal nach den tausend Thalern umzusehen. Zu seinem nicht geringen Schrecken waren sie. aus dem Schreibtisch spurlos verschwunden und nirgends aufzufinden.
Laut bezichtigte er Iette des Diebstahls. Aber die Pastorin und der Kandidat wollten sich für die Ehrlichkeit der treuen Magd verbürgen und widerriethen dringend, sie zu kränken, weil Solches nicht christlich sei und üble Nachreden fördere. Betroffen hielt der Pastor ein und schwieg. Nach mehrwöchigem Nachdenken aber gelangte er endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn Iette das Geld nicht gestohlen habe, der Verdacht nur auf den Kandidaten fallen könne. Und er begann sofort, auf Nathanael Wendel loszusticheln; erst feiner, dann deutlicher. Es dauerte lange, ehe ihn der Kandidat verstand. Dann aber ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich durch diesen Argwohn aufs Tiefste gekränkt fühle. Auch die Pastorin nahm offen seine Partei und schob den Diebstahl, da Einer das Geld doch weggenommen haben mußte, schließlich dem bösen Poltergeist in die Schuhe.
„Ei," rief der Pastor, und wies auf seine unfehlbare Klassifikation, „die Geister nehmen niemals Geld. Was sollte es ihnen auch in der Geisterwelt nützen? So oft man es ihnen auch nachgesagt hat, stets hat sich herausgestellt, daß sie unschuldig waren."
So hätte sich der Streit um den Diebstahl wohl noch lange hingezogen, wenn Iette ihr spätes Hochzeiten besser bekommen wäre. Doch sie wurde plötzlich von einer schlimmen Krankheit befallen und kam rasch von Kräften. Da verlangte sie endlich den Pastor, um ihre Sünden zu beichten.
Und es erschien der Kandidat. Den schickte sie fort, da sie nur dem

Pastor gestehen könne, was sie auf dem Herzen habe. Aber Karl Wilhelm Tiele hatte es nicht so eilig und zögerte; erstens wegen seiner schwachen Knie und zweitens, weil er Iettes angeborene Verstocktheit zur Genüge kannte. Erst sollte sie noch ein Bischen mürber werden.

Als er aber ernstlich Miene machte, zu der Kranken zu gehen, überkam den Kandidaten Nathanael Wendel plötzlich eine fliegende Unruhe, offenbar wegen der ihm vom Pastor zugefügten Kränkung, und er verschwand noch in der Nacht, als habe ihn die Erde verschluckt. Einige Tage später kam aus Sagan ein Brief, worin er dem Pastor anzeigte, daß er in Folge der ungerechten Beschuldigung fortgegangen sei und hier an einem Gallenfieber schwer darniederliege. Karl Wilhelm Tiele bedauerte ihn von ganzem Herzen, war nun von der Unschuld des Kandidaten fest überzeugt und schickte sich an, Iette zu besuchen, um ihr die Hölle heiß zu machen. Doch die Pastorin hielt ihn so lange wie möglich zurück, ängstigte ihn mit der Ansteckung und brachte es wirklich so weit, daß er, als er endlich ging, die Kranke nicht mehr bei Besinnung antraf. Sie verschied, ohne ihr Geheimniß verrathen zu haben, und Pastor Tiele hielt ihr am dritten September 1763 einen schönen Leichensermon.

An dem selben Tag traf aus Sagan die Nachricht ein, daß der Kandidat Nathanael Wendel am Gallenfieber sanft und gottselig entschlafen sei. Darüber wurde der gute Pastor ganz verstört, gab sich heimlich die Schuld an dem Tode des jungen Menschen und wollte ihm wenigstens einen Leichenstein setzen. Doch die Pastorin, die die Trauerbotschaft mit Gleichmuth aufgenommen hatte, redete ihm diese Thorheit gründlich aus.

In dieser Nacht aber setzten die Spukereien, die über ein Iahr verstummt waren, mit fürchterlichstem Gepolter wieder ein und wollten nicht so bald wieder verstummen. Nicht nur in der Dämmerung: sogar am hellen Tag meldete sich das Gespenst durch Klopfen und Knarren, Stampfen und Kratzen, Schnaufen und Pfeifen, Murmeln und Gellen. Bald erscholl dicht neben des Pastors Ohr ein gräßlicher Ton, bald rumorte es in der Küche, bald tappten Fußtritte in den oberen Stuben, bald schlich es wie in Strümpfen auf der Treppe.

Nun konnte die Anwesenheit des Poltergeistes nicht länger geheim bleiben. Hunderte schaarten sich abends um das Haus und vernahmen, nach geduldigem Warten, das seltsamliche Gebühren des Unholds. Einige Beherzte durchsuchten das ganze Gebäude vom Keller bis zum Boden, wobei ihnen die Pastorin selbst das Licht vorantrug. Aber nicht die geringste Spur war zu entdecken. Man bestreute den Boden der Dachstube, wo es besonders oft rumorte, mit Asche. Kein Fuß drückte sich darauf ab. Auch Nahrungmtttel für Katzen und Mäuse, die einige Verständige als Ursache der Spukerei vermutheten, blieben unberührt. Und das Getöse dauerte fort.

Wie auf Flügeln des Windes durcheilte das Gerücht davon die Umgegend und drang weit in die Ferne. Die Quaritzer aber sahen in

dem Poltergeist die unerlöste Seele der Iette, die sich nun an dem . Pastor räche, weil er gezögert hatte, sie vor ihrem Tode von ihrer Sündenlast zu erleichtern.
Um aber der ärgerlichen Sache auf den Grund zu kommen, bestellte der Bürgermeister vierundzwanzig wehrhafte Leute, die das Haus die ganze Nacht bewachten. Das Gespenst schien Lunte gerochen zu haben und ließ sich weder hören noch sehen. Kaum aber waren die Wächter abgezogen, da begann es sein Spiel mit erneuten Kräften.
Unter den Offizieren der glogauer Garnison fanden sich ein paar Tollkühne, die es mit dem Spukgeist aufzunehmen gedachten. Doch es schlug die Tapferen ohne Mühe in die Flucht. Sie hörten in der Stube, aus der sie eben heraustraten, ein gellendes Lachen, wußten sie menschenleer und sprangen mit gezogenem Degen wieder hinein. Aber sie sahen nichts und hörten auch nichts mehr und verließen das Haus.
Und es spukte weiter, bald leiser, bald lauter. Karl Wilhelm Tiele gewöhnte sich allmählich so sehr an seinen Hausgeist, daß ihm Etwas fehlte, wenn er ihn eines Tages heimzusuchen vergaß. Die Pastorin aber bestritt noch immer mit aller Entschiedenheit, daß es überhaupt spuke, und leuchtete herzhaft in jeden Winkel hinein, ohne je mehr zu entdecken als Staub und Spinnengewebe. Dem Pfarrer wurde das Geknarr schließlich ein liebes Geräusch, ohne das er kaum noch den Schlaf des Gerechten fand.
Eines Morgens kam die Pastorin zum Frühstück herunter; ihr Athem ging hastiger als sonst, so daß es dem Pastor auffiel.
„Was ist Dir?" fragte er sie mehr neugierig, als besorgt.
„Ach/ seufzte sie ermattet, „ich habe nachts solches Albdrücken gehabt!"
„Der Poltergeist hat auf Dir gelegen", erklärte der Pastor befriedigt.
Da schoß ihr plötzlich alles Blut ins Gesicht, daß ihr die Wangen wie Feuer brannten. Der Pastor bemerkte es nicht. Er mußte den neuen Vorfall ja sofort in seine Klassifikation eintragen.
Und es spukte weiter, bis Tante Euphemia plötzlich starb und ihre Nichte Rebekka zur alleinigen Erbin ihrer Reichthümer machte. Mit des Pastors Erlaubniß reiste sie nach Frankfurt, um die Erbschaft anzutreten, und ward nicht wieder in Quaritz gesehen. Das war nicht das Schlimmste, was den Pastor traf. Viel schlimmer war, daß ihn der neckische Poltergeist zu der selben Stunde verließ.
Nun wurde es dem Pastor doch zu einsam in dem verödeten Pfarrhaus; er ließ sich pensioniren und zog auch nach Frankfurt, um unbeschwert von seinem Amt sein Lebenswerk über die Geisterwelt zum Abschluß zu bringen. Hier vernahm er, daß seine Frau mit einem jungen Kavalier von geschmeidigen Gliedern, glattem Gesicht, dunklen Augen und braunen Locken nach Paris gereist sei. Aber er hörte es nur mit halbem Ohr, denn er war längst dabei, seiner Klassifikation der über-

. sinnlichen Erscheinungen die getreue Naturgeschichte seines polternden Hausgeistes anzufügen.

Und so kam die Kunde von dem quaritzer Gespenst in wissenschaftlich unantastbarer Form auf die dankbare Nachwelt.

Hamburg-Wedel. Ewald Gerhard Seeliger.

Hypothekenversicherung.

weite Hypotheken sind nicht leicht zu schaffen. Wie räumt man die Hindernisse weg? Die Kommunen sollen die Sicherheit der Pfandbriefe besonderer Institute, die nur für Zweite Hypotheken eingerichtet wären, garantiren. Genossenschaften könnten entweder selbst das Hy» pothekengeld darleihen oder anderen Geldgebern für die Sicherheit der den Genossenschaftern gewährten Beleihungen bürgen. Auch an den Gesetzgeber wurde appellirt; er soll das an zweiter Stelle eingetragene Kapital schützen. Diese Pläne stammen aus ernsthafter Sorge um die Zukunft des Immobiliarkredites. Schon ist die Erlangung einer Zweiten Hypothek als ein besonderes Glück anzusehen; der Zufall aber dürfte in diesem Bezirk keinen Platz finden. Warum will der Privatmann, der Geld anlegen möchte, keine Zweite Hypothek? Die Bodenspekulation hat den Preis der Grundstücke aus der ruhigen Entwickelung getrieben; die Chance ist an die Stelle der greifbaren und glaubhaften Vorbedingung getreten. Nur die Erste Hypothek gilt noch als solid; was hinter ihr steht, ist mit dem Makel spekulativer Geschäfte behaftet. Die Bedingungen Erster Hypotheken weichen selten von der festen Norm ab; bei den Zweiten spielt das „Damno" eine verdammt wichtige Rolle. Der Vermittler fordert hohe Provision und der Darleiher will sofort Kapitalgewinn sehen. Für 18000Mark werden 20000 eingetragen. Dazu kommt eine Verzinsung zu 3 oder'noch mehr Prozent und das Risiko, daß der Geldmann bei jeder Erneuerung der Hypothek (auf lange Termine bindet er sich nicht) neuen Nutzen für sich herauszuschlagen sucht. Der Hausbesitzer, der im Druck ist, bewilligt natürlich Alles. Kommt er in ernste Noth, muß subhastirt werden, so bleibt er zwar dem Besitzer der Zweiten Hypothek persönlich haftbar, bietet ihm aber zunächst nur die Möglichkeit, das Grundstück zu übernehmen. Sonst ist eben die Nachhypothek „ausgefallen". Trotz den günstigen Bedingungen, die der Kapitalist beim Abschluß eines solchen Darlehens für sich herausholen kann, ist der Andrang nicht so groß wie der Begehr. Und weil man der Zweiten Hypothek die Existenzberechtigung nicht absprechen kann (die Erste erreicht fast niemals die Grenze der Beleihbarkeit), will man sie stärker sichern. Pfandbriefbanken für Zweite Hypotheken würden eben so wenig nützen wiedieBetheiligungderKommunen.

Ietzt ist eine Aktiengesellschaft für Hypothekenversicherung gegründet worden. Das Unternehmen, dessen Geburt durch das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung beglaubigt werden muß, soll mit einem Aktienkapital von 10 Millionen arbeiten. Diese Summe will ein Finanzkonsortium aufbringen, das dem Allgemeinen Deutschen Miethversicherungverein in Berlin nahsteht. Die Aktien sollen nicht ins Publikum kommen. Das Risiko ist groß und noch fehlt jede Erfahrung. Der Gedanke ist nicht in Berlin gewachsen. Baden hat schon eine G. m. b. H., die Badische Hypothekenversicherung, die (mit einem Stammkapital von 100000 Mark) Hypotheken verschafft, für den Zinseneingang sorgt und die Darleiher gegen Verlust assekurirt. Das Kapital der Gesellschaft ist viel zu klein; erst mit dem berliner Garantiekapital (10 Millionen) läßt sich Etwas machen. Iml Betrieb sollen aber die Prämieneinnahmen das Lebenselixir schaffen; obs gelingen wird? Fürs Erste hat man sich an die Bedingungen zu halten, mit denen die neue Gesellschaft arbeitet. Sie will nicht selbst Hypothekengeld besorgen; ist also keine Hypothekenbank. Sie will nur den Gläubiger gegen den Verlust seines Kapitals versichern. Sie leistet Bürgschaft und verpflichtet sich, wenn der Schuldner insolvent wird, Kapital nebst rückständigen und laufenden Zinsen dem Gläubiger, in bestimmter Frist, zurückzuzahlen. Vor den Folgen der Subhastation braucht der Geldmann dann also nicht mehr zu zittern; er bekommt sein Geld unter allen Umständen. Die „persönliche" Forderung geht auf die Versicherungsgesellschaft über. Ihr bleibt der Schuldner haftbar. Die Hypothek soll zwar durch das Grundstück, auf dem sie lastet, garantirt werden. Für den Nothfall aber muß die Person des Schuldners in die Bresche. Für ihn ist wichtig, wer sein Gläubiger ist. Geldmangel treibt oft zu schonunglosem Gebrauch der Peitsche, selbst wenn Gewalt jede Chance vernichtet. Eine Aktiengesellschaft wird ihre Taktik der Vernunft anpassen. Ihr muß daran liegen, die Zahlkraft des Schuldners wieder zu stärken, und sie wird ihn deshalb nicht zu hart bedrängen.

Kontrahent der Versicherunganstalt ist der Geldsucher. Hat das Institut die Beleihbarkeit des Objektes festgestellt, so giebt die Versicherungsgesellschaft dem Hausbesitzer einen Garantieschein, der ihm die Beschaffung des Geldes erleichtert: denn der Kapitalist weiß nun, daß ers mit einem kreditwürdigen Grundstück zu thun hat; nichts aber mit der Person des Besitzers. Die von der Bank ausgestellte Police haftet an der Hypothek, nicht am Schuldner. Das ist nothwendig; sonst würde die Beweglichkeit des hypothekarischen Darlehens gehemmt. Gläubiger und Grundstückbesitzer können wechseln, ohne daß die Sicherheitgarantie davon berührt wird. Fraglich ist, ob die Bedingungen der Garantie den Hausbesitzer nicht zu schwer belasten. Er muß die Prämie für die Dauer der Versicherung vorausbezahlen und bei Bereitzungen, die über 60 Prozent des ermittelten Grundstückwerthes hinausgehen (also bei allen Zweiten Hypotheken), für die Amortisation mindestens 1 Prozent zahlen, damit die Schuld in spätestens einundvierzig Iahren getilgt sei.

Hört die Versicherung vor Ablauf der Tilgungfrist auf, so bekommt der Schuldner die in den Amortisationfonds eingezahlten Summen mit Zins und Zinseszins zurück. Dieses Geld soll unter der Aufsicht staatlicher Treuhänder verwaltet werden. Durch die Versicherung werden die Hypotheken im Rang gleichgestellt. Die garantirte Zweite Hypothek ist nicht mehr schlechter als die Erste; dürfte also nicht höher verzinst werden. Was man vermeiden will, ist, daß Ieder wieder nur Erste möchte. Der Zins muß den Ausgleich für die Garantiekosten schaffen. Riskant wird das Unternehmen, wenn es mit schlechten Objekten arbeitet. Und sehr gute wird es kaum bekommen. Die brauchen keine Sonderbürgschaft. „Qualitäthypotheken" sind die feinste Kapitalanlage, die es giebt. Eigentlich auch die einzig mündelsichere. Preußische Konsols sind nicht ernsthaft gefährdet, können aber das Mündelvermögen um 10 Prozent kürzen. Eine feine Hypothek ist sicher wie das Fundament, auf dem sie ruht, und bedarf darum keiner Versicherung. Meist wird sichs also um Zweite Hypotheken handeln; bei Dritten und Vierten ist die Gefahr des Verlustes schon ziemlich „aktuell". Dächer find geduldig. Die tragen, was man ihnen aufpackt (Monopolhotel; Neuburgers Villa im Grunewald, die fünffach beliehen ist, an vierter Stelle mit einem Betrag, der um 27 Prozent höher ist als die Gesammtsumme der drei vorangehenden Hypotheken). Die Versicherunganstalt muß wählerisch sein. Die „Tücke des Objekts" ist eine bösartige Erscheinung. Um die Qualitäten eines Grundstücks kennen zu lernen, braucht die Gesellschaft zuverläfsige Taxen. Sie muß eigene Taratoren haben, die nicht oft irren. Ist die glaubhafte Grundstückstaxe schon gefunden? Kann die neue Gesellschaft mit dem System der mittleren Linie auskommen und zwischen der zu niedrigen amtlichen und der zu üppigen Privattaxe den richtigen Werth erkennen?

Ie unsicherer die Hypothek, desto höher die Prämie: Das versteht sich von selbst. Aber die höchste Prämie kann eine verlorene Hypothek nicht ersetzen. Auch die Versicherung gegen Miethverlust leidet unter der Schwierigkeit, die Qualitätunterschiede festzustellen. Solches Dilemma finden wir nach jedem Versuch, dem Kredit künstlich aufzuhelfen. Ein Grundstück, dessen Werth richtig ermittelt ist, muß für sich selbst bürgen, so lange die hypothekarische Belastung nicht über ein vernünftiges Maß hinaus steigt. Die Möglichkeit einer Werthverminderung (Beispiel: „Verschlechterung der Gegend") ist denkbar. Aber im Normalfall müssen Beleihung und Werth einander ergänzen. Immerhin kann eine Kontrolinstanz, wie die neue Versicherunganstalt sein will, dem Grundstückgeschäft nützlich werden und die Herstellung billiger Wohnungen erleichtern. Wenn vorsichtig gearbeitet und den Hausbesitzern der Aberglaube ausgeredet wird, das Streben nach einem Bürgschaftschein könne (oder müsse gar) ihr Ansehen schmälern.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb G, m, b S, in Berlin.

DMeicht, lieber Bethmann, wird mirs ja auch nicht. Noch im Herbst habe ich Allen, die darauf hindeuteten, gesagt, ich könne aus dem Kanzlerhaus nicht einen Taubenschlag machenund wolle dieHoffnung nicht aufgeben, daß sich Ihr anständiger Fleiß schließlich durchsetzen werde. MitIhnen habe ich, als junger Prinz, meinen ersten Bock geschossen, Ihnen seitdem schnell vorwärts ge-Holsen und persönlichesWohlwollenbewahrt. DasbleibtIhnen; wenn Sie, für sich oder für Ihre Kinder, eine Rangerhöhung wünschen, erfülle ich den Wunsch gern. Aber Sie müssen selbst einsehen, daß es amtlich nicht dauern kann, wie es ist. Nein? Glauben Sie noch immer.man Müsse die schlechteWahl, dieIhnen bevorsteht, wie ein Fatum hinnehmen und, wenn die Karre nicht läuft, den Reichstag unter dem Zeichen einer neuen Flottenvorlage auflösen ? Greys klugeRede hat die Ausführung diesesPlänchens höllisch erschwert; wer danach zuerst wieder die Rüstunglast erhöht, wird nirgends freundliche Gefühle wecken. Auch bekämen wir das schädliche Gerede über die Anwendung unserer Waffen in denWahlkampf hinein und ein paar friedlicheReden der londoner und pariserLeute könnten den Gegnern der Kreuzervorlage den Schein des Rechtes geben. Außerdem weiß ich nicht, warum wir erst durch Sand und Morast müssen. Daß die Herren Sozis Ihre auswärtige, die lautestenCentrumsmännerIhre gesammte Politik loben, bringtmirnochnichtdesLebens ungemischteFreude. Meinen Sie, daß es gutwirken wird, wenn sieben oder achtDutzend Sozialdemokraten am Königsplatz sitzen? Daß Ihre Freunde vom Centrum, wenn sie zehn bis fünfzehn Mandate verloren hätten,

durch artiges Beharren in gouvernementaler Haltung neue Verluste riskiren würden? Am IhrenAnhangnicht wegzuärgern, muß ich Sachen hinnehmen wie das neue päpstliche ^otu proprio, das die katholischen Geistlichen dem weltlichen Gericht entziehen will und, als eine an Dreistigkeit kaum überbietbare Verhöhnung staatlichenRechtes und evangelischen Sinnes, vom König, vom Haupt der Landeskirche, vomDeUtschen Kaiser mit schärfstem Rügewort abgewehrt werden müßte. Dagegen, wird jeder Wahlagitator brüllen, darf derZummustIpiscopus nichts thun, weil seinem Kanzler sonst die letzten Männeken entlaufen. Weil Sie noch hoffen, mit den Polen die Lücken IhrerMehrheit im nächsten Reichstag ausfüllen zu können, muß ich mich in Posen wiedermal auf die andcreSeite legenund aus derAkademie,nach demWunsch des Oberpräsidenten, am Ende gar eine Universität machen, die dem Panpolonismus auf deutscher Erde einen neuen Mittelpunkt gäbe. And draußen siehts noch viel ärger aus. Ohne irgendwie Beträchtliches eingesackt zu haben,sind wir so unbeliebtwieniemalszuvor; nicht in Frankreich und England nur: auch in Rußland und Amerika, in Italien, Belgien und der Schweiz. ,Gerne mag ich hören, daß Karlos meine Räthe haßt; doch mit Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet. ' Mein Standpunkt; nicht nur im eigenen Haus. Ich habe Sie schalten lassen, Ihnen sogar, weil Sie ihn durchaus wollten, nach eindringlicher Warnung Kiderlen zugeschanzt. Ich war müde, stets der beschossene Türkenkopf aufderScheibezu sein, derUbiquitäre, derAlles allein machen wolle.undgabIhnenZeit und Macht zur Bewährung Ihres Könnens. Der Russenvertrag, der uns nach langem Lärm vages Versprechen und eine Erkältung der Türkenfreundschaft brachte, dem Zaren die Hälfte von Persien und die Erlaubniß gab, an seiner Westgrenze die Truppenzahl zu verringern,war die erste Enttäuschung. Wie viele sindihrgefolgt? Erinnern Sie sich, mit welchem Nachdruck ich, inWiesbaden und Kiel,von derAgadir-Aklionabrieth?An die Depeschenaus Straßburg und Hamburg? Das Ziel, hieß es jedesmal, ist die deutschfranzösische Freundschaft, die Eure Majestät selbst seit Iahrzehnten erstreben; diesem Ziel sind wir schon ganz nah und Englands so sicher wie ein Gefreiter je seiner Köchin. Gesegnete Mahlzeit? Im Vergleich mit Ihrem Kiderlen scheint der Stier im Porzellanladen ein behutsames Thier. Alle irgend Erreichbaren hat er vor den Kopf gestoßen; zuletzt noch die Oesterreicher mit der jetzt

überflüssigen Erklärung, daß wir im Juli .allein' gewesen feien. Er durfte England, wo sichs um dessen Lebensfragen handelt, nicht als quantite neZIiZeable behandeln und mich nicht dadurch, daß er an überspannten Forderungen festzuhalten schien, vor König Georg blosstellen, mit dem ich eben ins Reine gekommen war. Er mußte den franko-italienischen Vertrag bedenken, der in dcmAugenblick, wo wir den Franzosen das Protektorat über Marokko' anboten, die Italiener zwang, sich Tripolitanien zu sichern. And so weiter. Ietzthaben wir,langevorWeihnachten.dieBescherung. Aus Frankreich bekomme ich fast täglich ein Buch, das den Krieg predigt oder aus dem mindestens ein wahnwitzigerDeutschenhaß lodert; und weiß, was Cambons über die ManierenIhres Stuttgarters erzählen. Marschall läuft sich die Hacken ab und findet mit seinen (vielleicht allzu eifrig herumgetragenen) Wohlwollensversicherungen doch kein Gehör. Wir haben Schewket verloren, die neue Gruppe latente liberale, der Kenner gute Wahlchancen zuschreiben, hebt den von Kopf zu Fuß verengländerten Kiamil auf den Schild und für uns ist nur noch ein machtloses Häuflein. Natürlich: wir, heißts, haben das Licht gehalten, als die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina, die Briten und Russen Persien nahmen, Marokko von den Franzosen, Tripolis und dieKyrenaika von denItalienern annektirt wurden. Riesenverluste für den Islam; wir haben nichts für ihn gethan und gestern noch den Protest gegen die Dardanellenblokade den Mächten der triple entente überlassen. Wie stehe ich, nach den Reden auf Saladins Grab und in Tanger, nun da Z Von Deutschland, sagen die Mohammedaner, ist außer schönen Worten nichts zu haben' Deshalb habe ich mir Gwinner bestellt. DerVersuch, dieBagdadbahn für ein deutsches Unternehmen auszugeben, kann künftig nur noch schaden. Der Direktor der Deutschen Bank soll wissen, daß alle Politik auszuschalten und die Sache jetzt international und rein geschäftlich zu betreiben ist; sonst giebts neue Nackenschläge. Dabei hat unsereAbkehr von derTürkei uns nicht einmal Dank aus Italien eingetragen; unsere eben so Instinkt- wie leitunglose Presse hat gegen den.Raubzug' und die ,Barbarei' der Italiener gezetert, bis die Leute hinler den Alpen schon beim Hören eines deutschen Namens in Wuthkrämpfe fielen. And nun, als comble, die Rede Greys, die meine Regirung bis auf die Knochen blamirtund an der Eure offiziöse Friseurkunst erlahmt. Eigentlich

müßte ich dem Mann telegraphiren: .Ieder Gentleman muß Ihnen Recht geben. ' Fehlersind nichtimmerunverzeihlich; Anstand, würdige Haltung, Wahrhaftigkeit dürfen in der Leitung großer Reichsgeschäfte nicht vermißt werden. Für brutale Räuber mag man uns halten; nicht für unzuverlässige, schäbige Kerle, mit denen ein Mann von guten Manieren sich kaum noch einlassen kann. Mir war schon die Geschichte mit dem wackeren Lindequist recht eklig. Der neuste Streich, bei dem wir obendrein nicht das Geringste verdienen, schlägt dem Faß den Boden aus. In Iapan mag Kiderlen, wenn er sich nicht amortisirt fühlt, noch brauchbar sein;zu leugnen, daß erin derWestzone unmöglich ist,wäre wider das Reichsinteresse. Ihre Schuld ist nur, das Sie ihn, trotz meiner und Bismarcks Warnung, sich in den Pelz setzten. Als Patriot und dem König treu ergebener Mann können Sie aber nichi wünschen, daß ich alles in Eurer Küche Eingerührte auslöffle. Ob der Deutsche einsehen lernt, daß seinKohl, weil ich dem Topfe fern bleibe, noch nicht fett wird, istmirim Grunde, wie Max Egon zu sagen pflegt, Wurscht. Aber ich will nicht den von Anderen gemachten Stank aufriechen; nicht meinem Haus einen Groll zuziehen, an dem ichunschuldig bin. Ein Magen-oderDarmleiden, das Luftveränderung und Ruhe fordert, ist schnell attestirt. Ich brauche fürs Erste einen ordentlichen, von keiner Partei abgestempelten, an keinen Versprechenszwirn gebundenenMann von noblerHaltung und dem Vermögen, einen'aus derNationwiderhallendenTon zu finden. Das Reich braucht ihn. Er soll zunächst einmalAnrath und Explosivstoff, der sich gehäuft hat, wegschaffen und dann aus allenLagerndieWohlgesinnten.denenderKrakehl nichtLebensbedürfniß ist,zurArbeit aufrufen. Finanzreform: erledigt; Schutzzoll: von innen nicht ernsthaft bedroht; preußisches Wahlrecht: das Königswort, das Modernisirung (also nicht Egalisirung)verhieß,ankeinennochgiltigenKommentargekettet; Verhältniß zu den Fraktionen: nur durch das Staatsbedürfniß einer kräftigen, deutschen, also auch nicht römisch gefärbten, in modernem Geistdem Volkswohl dienstbarenPolitikbestimmt. Dannmuß das Gekreisch über den.schwarzblauenBlock'endlichverstummen.Dann hat das Schwert der Opposition keine Schneide mehr; sind all die Schlagwörter von heute entwerthet. Dann mögen die Deutschen wählen; in schrankenloserFreiheit. Sie, lieberBethmann,müssen denKonservativen,denenSieöffentlichPatriotismusundRedlich-

keit abgesprochen haben, gefälliger sein, als gerade jetztwünschenswerth ist; ausHeydebrands ziemlich sanfter Antwort klang ja die Zuversicht: ,Den haben wir nun als Wahlgeisel!' Die Parteien sollen zeigen, was ihre eigene Kraft aufbringen kann, wenn die Kampfstätte von Trümmern und Marodeurbeute gesäubert ist. Danach wird gewissenhaft zu prüfen sein, wie regirt werden solle. Der alte Proviant ist aufgezehrt oder verschimmelt. Wir brauchen, drinnen und draußen, neue Gedanken; neue Männer, sie zu finden und auszuführen. Wir brauchen eine im ernstesten Sinn frohe Politik, die den Deutschen das Bewußtsein schärft, daß sichs bei jedem Reichsgeschäft um ihre Sache handelt, und sie das Vaterland tiefer lieben lehrt. Ich bin nicht mehr jung genug, um zu wähnen, ein Volk solcher Leistung sei wie eine Heerde zu leiten; doch auch nicht alt genug noch, um mich eigensinnig an Personen zu klammern, die, schuldig oder schuldlos, zu Hemmnissen der nationalen Entwickelung geworden sind. Ich will meinen Landsleuten das Mitbestimmungrecht nicht schmälern. Ich will nicht, daß sie mit Recht sagen dürfen: Die hält er, weil sein Stolz nicht zugeben mag, daß auch er menschlichem Irrthum unterthan ist."
So würdeWilhelm derZweite sprechen, wenn ihm das Empfinden der deutschenMenschheit, die Stimmung der besten Europäer genau bekannt wäre. In jedem anderen Land würden die für eine so spottschlechte Geschäftsbilanz verantwortlichen Staatsleiter verschwinden; vielleicht einemUebergangsministerium weichen, dem nur die stille Verscharrung allen unfruchtbar verwesendenHaders aufgegeben wäre. InjedemanderenLandwürdeman trachten, dem Staatssinn die Hindernisse fröhlich vertrauender Bethätigung wegzuräumen, und das Volk, frei von rostigem Vorurtheil, doch unter dem Zwang der vor dem Gericht der Zukunft zu tragenden Verantwortung, vor die Frage stellen, ob es wirklich einer Partei, nach derenWunsch doch, weil sie alle Grundbedingungen staatlichen Lebens verwirft, nicht regirt werden kann, zum Sieg helfen und dadurch die gefährlichste Reaktion heraufbeschwören wolle. Die Nothwendigkeit solchen Entschlusses scheint auf der Zinne des Deutschen Reiches noch nicht erkannt zu sein; man läßt einem hundertmal als untauglich erwiesenen Pedanten die Leitung und baut das Luftschloß der Hoffnung auf die Zauberkraft neuer Wehrvorlagen. Die Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stimmenzuwachs verheißt, hüten

sich, jetzt schon einen Personenwechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Iesus den Frommen, ihrHort, ihre Zuversicht ist. Der leidigen Pflicht, immer wieder die Leistung dieses Mannes und seines wichtigsten Gehilfen aus Trugschleiern zu schälen, darf drum der Politiker, dem Deutschlands Schicksal das Hauptstück des Lebensinhalts ist, sich nicht träg entziehen. Er will nicht, wie das kleine Magisterherz des grämlich selbstzufriedenen Kanzlers annimmt und den Pedellenchorplärren heißt, « die eigene Regirungdiskreditiren", sondern zeigen, um welchenTheil alten Kredites sie das Reich schon gebracht habe, um welchen, wenn der nationale Wille sich ihr nicht entgegenstemmt, sie es morgen bringen werde. So gut die Kraft eines Einzelnen es vermag, will er hindern, daß Lug die Deutschen in schwächenden Traum einlulle und draußen sich der Glaube festwurzele, rascher Gelderwerb habe diesem Volk den Sinn so verweicht, daß es, wie der gehorsamste Großgimpel, sich zujedemLied, zum schändlichsten, abrichtenläßt. Seit sechzigIahren hat niemals eine berlinerRegirungeine Niederlage erlitten, die der jetzt sichtbar gewordenen auch nur zu vergleichen wäre. Wer nicht blind und taub sein, nicht mit bewußter Absicht vom Trug sich umgarnen lassen will, weiß heute, daß diese ruhmloseNiederlagenurdenHerrcnvonBethmannund von Kiderlen ins Schuldbuch zu schreiben ist. Nur ihnen; keines Anderen Uebermacht, Tücke, Berrath hat zur Unheilsstiftung irgendwie mitgewirkt. Mildernde Umstände? Nicht einer. Was die Beiden, nach ihrer Aussage in allen öffentlichen und geheimen Verhören, erstrebten, war, ohne jedes Geräusch, ohne das winzigste Aergerniß, als Siebentagewerk zu erlangen. Sie wollten den Franzosen das Recht schaffen, aus Marokko eine Provinz derRepublik zu machen, und als Entgelt ein paarFetzen der ungesunden, sumpfigen, von Europäern auf die Länge nicht bewohnbaren, mit Gesellschaftmonopolen und Schlafkrankheit belasteten Acquatorialprovinz heimbringen. Dankbare Ehrfurcht vorBrazzas Heldenleistung im Kongogebiet hätte den herrschendenIakobinern höchstens für ein kurzes Weilchen das einträgliche Geschäft verleidet. Von der Abtretung solcher Kongostücke war seit sechs Iahren geredet worden; ließ sie sich gar, weil ein werthvoller Theil kamerunerGebietes zugewogen wurde, alsTauschhandel hinstellen, dann fiel die von Nationalstolz und Pietät leicht

gezimmerte Schranke. Was Deutschland davonträgt, hat im November ein Franzose gesagt, neiden ihm weder große noch kleine Mächte; ein französischer Bischof hat der Furcht Ausdruck gegeben, Deutschland werde in Wuth gerathen, wen.n es das Eingehandelte erst richtigschätzengelernt habe; undHerrvonLindequist hat Amtswürde und Wirkensmöglichkeit hingeworfen, um nicht im Reichstag sagen zu müssen, daß er von den neuen Landzacken und Sumpfzipfeln inabsehbarerZukunft irgendeinen Nutzen fürs Reich erhoffe. Kein Lügengespinnst kann dem Auge die Gewißheit bergen, daß eine höfliche Offerte viel schnelleren Abschluß erwirkt hätte als die jähe Kriegsschiffsdemonstration, die als Druck und Drohung empfunden werden mußte; keins dieThatsache aus dem Gesichtsfeld rücken, daß schon in der ersten Iunihälfte, drciWochcn vor dem Panthersprung, Herr Iules Cambon bereit war, in Paris ein Abkommen zu empfehlen, wie es fünf Monate danach in Berlin unterzeichnet worden ist. England? Hätte sich (ein politisch auch nur Halbflügger brauchte es nicht erst von Grey und Asquith zu hören) solches Abkommens in jeder Stunde redlich gefreut. Erstens: weil es ihm das Recht auf die Meistbegünstigung verewigt, das nach dem Aprilvertrag von 1904 nach dreißig Iahren erloschen wäre. Zweitens: weil es ihm die Möglichkeit gab,amTag nach der französischenProtektoratserklärung sich in Egypten von den Resten fremder Mitregentschaft (Kapitulationen.Gerichtsverfassung)zu befreien, denKhediveaus derFigurantenrollezu drängen und Kitchenerzum Mcekönig zu ernennen. Drittens: weil der unverhüllte Vorstoß ins Kongogebiet die Belgier den Deutschen verfeinden, die nachwirkende Erinnerung an die von Bismarck einst Leopold dem Zweiten gewährte Hilfe tilgen und die brüsseler Regirung den beiden großen Westmächten nähern mußte. Viertens: weil jeder kluge Brite dem deutschen Landhunger eine Scheinsättigung mit schlechten Gebieten wünscht, die auf Iahrzehnte hinaus Geldopfer heischen, die Kolonialkraft Deutschlands zersplittern, ihm in Afrika eine europäische Großmacht zum Nachbar geben und doch anzuführen sind, wenn sich in Berlin morgen neuer Drang nach Expansion ans Licht wagt. (»HabtIhr nicht neulich erst fast dreihunderttausend Quadratkilometer, von Euch selbst ausgesuchtes Land, mit unserer Zustimmung geschluckt?") Fünftens: weil jedem britischen Minister ein frankodeutscher Vertrag willkommen sein muß, der, ohne die Wurzeln

vierzigjährigen Grolles auszujäten, demDeutschenReich dieAn-
standspflicht aufzwingt, Frankreich, so lange es sich nicht zu offener
Feindsäligkeit regt, in Ruhe zu lassen. (Nur die Furcht, nach eng»
lischemAngriffalsKontinentalgeiselbehandeltundmitden Kosten
des Nordseekrieges bebürdet zu werden, schreckt die Rcpublik
manchmal noch aus der Britenfreundschast; schwindet sie, dann
droht derentente eoräiale kaum noch naheGefahr.) Sechstens: weil
der neueVertrag jedenweiterenBesitzwechselim Kongogebiet von
dem Mehrheitspruch der für dieKongoakte haftbaren Mächte ab-
hängigmacht, anderenRechtsstreiteinemvom Haag aus zu bestim-
Menden Gerichtsstand zuweist, das Deutsche Reich also willkürlich-
sterDeutungund steterMajorisirung aussetzt.Siebentens: weil ein
Ende des Marokkohaders, das uns nicht ein Bündniß mit Frank-
reich als Praemie bringt, jeden Politiker ein Verlust, nur den
Oberlehrerkopf einGewinn deutscherWirkensmöglichkeit dünken
muß; weil das Deutsche Reich, auf dessen Antrag Marokko eine
französische Pi ovinz geworden ist, sich selbst den Raum geschmälert
hat, auf dem es haken einschlagen, Nothbastionen errichten, dem
leis oder laut zürnenden Bogesennachbar Unentbehrliches ge-
währen oder versagen kann. (Der Verlust solcher Möglichkeit wäre
mit einem Kranz blühender Hafenstädte noch nicht gedeckt; von
denVerwesern desReiches ward sie füreinenRamschbazarpreis
verschleudert.) England hätte dem Zwillingvertrag im Juni mit
dem selbenVergnügen zugestimmt wie im November. Ist ihm, im
Ton höflicher Würde, gesagt worden, was Deutschland wolle?
Nein. Ob internationaler Brauch dieseMittheilung empfahl
oder ins berlinerBelieben stellte: sie wäre verständig und nützlich
gewesen und hätte einer Regirung, die entschlossen war, stcif und
fest auf dem einmal Geforderten zu stehen, nichts von ihrerWürde
geraubt. Unverständig aber, dem Interesse des Reiches und der
Würde seiner Vertreter schädlich war die Flucht in die neue Sitte,
Diplomatengespräche, sogar halb private, ohne Einwilligung des
GesprächspartnersansLichtzuzerren;wers,trotzdemSchaden,der
seinenNachfolgernaussoüblerManiererwachsenkann,thut,dürfte
sich wenigstens nicht dem Vorwurf aussetzen, seineDarstellung ha-
be große Lücken und sei parteilich gefärbt. Ein Iournalistenvercm,
den ein Bierwitz des Herrn von Kiderlen als eine Narrenschaar
höhnte,hatgeantwortet,derStaatssekretärhabedieThatsachen ent-
stellt. EinRechtsanwalt, dessenBrochure Herr von Kiderlen als ein

lächerlichesMachwerk schilderte, hat den Staatssekretär derUn-
wahrhaftigkeit und unerhörten Vertrauensbruches beschuldigt.
MaxIaenecke, der ein ernster, treuer und gescheiterMensch war,
hat noch vor seinemTod manchem Freund und Parteigenossen er-
zählt, wie falsch ihn, der als Vertrauensmann der deutschen Zei-
tungbesitzer vor ihm stand, Herr von Kiderlen informirt, welchen
großen und wichtigenTheil des französischenKongogebietes er ihm
auf einer billigenAequatorialkarte als die unter allen Amständen
für Deutschland zn erlangende,, Kompensation" gezeigt habe. Jetzt
hat Sir Edward Grey ihn unvollständiger Darstellung und eines
Verstoßes wider die gute Sitte alter Diplomatie geziehen; mit
kaum hörbarer Ironie aber hinzugefügt, er begreife, daß die Lage
der berliner Regirung ungewöhnliche Verkehrsformen empfahl.
DasAlles ist ohneBeispielindeutscherGeschichte. Weiter. Wenn
die „vertraulichenMittheilungen", mit denen der Staatssekretär
die Budgetkommission bewirthete, nicht deren Geheimniß bleiben
sollten: weshalb legte man sie dann nicht, in beglaubigtem Wort-
laut, dem Reichstag, ehe er die „Besprechung der deutsch-fran-
zösischenAbkommen" begann, vor, statt sie nachher von dem offi-
ziösen Depeschenbureau veröffentlichen zu lassen, das nun trom-
petet, Herr von Kiderlen habe mit dieser Publikation gar nichts
zu thun? Weshalb? Weil man nach dem Reichstagsgewitter in
csmeracaritatis mit „allerneusten Enthüllungen" wirken, aber kci-
nenText herauslassen wollte, an den sich der Kritikerhaltenkonnte.
Der Gedanke kam aus einem kalten Schlaukopf. Wer heute uach-
weisen will, an welchen Hauptpunkten Grey Herrn von Kider-
len widerlegt, muß auf die Antwort gefaßt sein, der Bericht über
die Verhandlungen in der Kommission sei ungenau und ohne
Mitwirkung des Staatssekretärs ans Licht gelangt. Vielleicht
entschließt der Bridgekünstler sich noch zu nachprüfbarer Replik.
Interim nsbemus IKeobalctum, Nach dem gedrucktenStenogramm
hat derKanzler gesagt: „ DerZweck derEntsendung unseresKriegs-
schiffes (nach Agadir) und ihre Beschränkung auf diesen Zweck
(Schutz der deutschen Anterthanen) ist unmittelbar vor Eintreffen
des Schiffes den Mächten durch unsere bei ihnen beglaubigten
Botschafter und Gesandten kundgegeben worden. Es ist also eine
unwahre Behauptung, wenn in der fremden Presse die Schiffs-
sendung nach Agadir als eine Provokation und eine Drohung
dargestellt wurde. Nun hat man gemeint, wir seien vor England

zurückgewichen. Dabei ist besonders eine Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George verwerthet worden.In dieserRede wirdDeutschland nicht erwähnt. EineBedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische und ein großer Theil der englischen Presse sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretrrte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keinerWeise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den Kaiserlichen Botschafter in London zur Sprache bringen zu lassen. (Ersuchen, falls England seine Interessen berührt glaube, den üblichen Weg diplomatischer Erörterung zu wählen.) Die englische Regirung hat danach keinerlei Wunsch mehrzu erkennen gegeben, sich anunseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen." Also nicht Rückzug, sondern Triumph bethmännischer Thatkraft. Wars so?

Am erstenIuli, als der,Panther< auf demWeg nachAgadir ist, wird demStaatssekretärGreyvonunseremBotschafter gesagt, Deutschland habe nichtgegen denMarsch nach Fezprotestirt, denke nicht daran, den Franzosen »wegen ihres Vorgehens Vorhalte zu machen", wolle aberLeben und Eigenthum derReichsangehörigen schützen,bis inMarokko« geordneteZustände wiedergekehrt seien "; deshalb die Schiffssendung. Keinerglaubts; auch in Deutschland, wie die Herbstenttä'uschung lehrte, fast Keiner. (Natürlich. InAgadir gabs keineDeutschen. Die paar imSus lebenden waren nie gefährdet. Die »Zustände" am ersten Iuli genau so »geordnet" wie amsiebenundzwanzigstenNovember,da,unmittelbar vorGreys ängstlich erwarteterRede, also am ungeeignetsten Tag, das deutscheKriegsschisf heimberufen wurde.) Ieder wittert hinter der dünnenVorwandeineernsteBedrohungFrankreichs.Der Kronprinz selbst, derHerrnvonKiderlen mehrmals besuchte,muß wohl an einen weiter reichenden Plan geglaubt haben; sonst wäre sein Aerger über den Ausgang des Handels nicht zu verstehen.

Am vierten Iuli sagt Grey zu Wolff-Metternich, das Ministerium habe den berechtigten Wunsch, von den Gesprächen über neue Machtvertheilungen in Marokko nicht länger ausgeschlossen zu sein.(BerechtigtwardieserWunsch.EnglandistSignatarmachtvon Madrid und Algesiras, war der Scherifenschützer, ehe es einDeutsches Reich gab, und sähe durch eine deutsche Flottenstation ander Susküste nicht nur den Weg nach Egypten und Indien, sondern auch die Weizenzufuhr aus Südamerika, also die Ernährung des

Inselvolkes, gefährdet.) Keine Antwort. Amzwö lftenIulifragtder Britenbotschafter Herrn von Kiderlen, ob einfranko-deutsch-spanischerDialog, also der Ausschluß Englands, beabsichtigt sei. Antwort: »Nein". (Draußen erzählt der Gefragte, Britanien sei schon ganz kleinundweichgeworden.) Bald danachmeldet der londoner Cambon, Deutschland fordere den ganzen LonM ffran^sis sammt derKüste und dem französischen Vorkaufsrecht aufden Kongostaat der Belgier. Am fünfzehnten Februar1893 hatte SirEdwardGrey auf Verburghs Frage erwidert, dieses Vorkaufsrecht werde von England nicht anerkannt. Ietzt fragt er, was werden solle, wenn die Republik, wie ja sicher zu erwarten sei, die neue Forderung abgelehnt habe. DerDeutscheBotschafter antwortet nur (am einundzwanzigsten Iuli), seine Regirung habe gewitz nicht die Absicht, britische Interessen in unziemlicher Weise zu schädigen. Siebenzehn Tage ohne die höflich erbeteneAufklärung. Noch am selben Abend liestLloydGeorge inMansionHouse die mitAsquith und Grey vereinbartenSätze den aufhorchenden Gästen vor.Vielleicht, dachten die Drei, löst Grobheit den Berlinern die Zunge. Richtig: am vierundzwanzigsten Iuli bringtWolff-Metternich die Betheuerung, Deutschland wolle nichts in Marokko und werde auch in Westafrika seine Forderungen mildern. Fünfundzwanzigster: die berliner Regirung erlaubt nicht, im britischen Parlament zu sagen,daß inAgadir niemals auch nur ein Mannvonder Kriegsschiffsbesatzung anLand gegangen sei; tadelt scharf die vonLloyd George gesprochenen Sätze, über die Grey jede Erklärung weigert, weil sie nach der von Metternich gewählten Tonart mit der Britenwürde unvereinbar wäre. Siebenundzwanzigster: Grey empfängt von Metternich ein in freundschaftlichstem Ton gehaltenes aiäe.memoire.das ihn von der Schweigepflicht löst, seine oft bewährte Loyalität preist und ausspricht, die Verhandlung mit Frankreich, die kein britisches Interesse verletze, werde rascher ans Ziel kommen, wenn man in Paris wisse, daß England sie nicht hemmen wolle. Nachmittags sagt Asquith im Unterhaus: Nnser Interessenkreis wird nicht gestreift. Lloyd George lächelt. England weiß,daß nurnoch einAustausch von Kongostücken gegenkamerumer Grenzland geplant wird;und hat keinen Grund, dieAusführung dieses stetsvon ihm gebilligten Planes zuhindern.Triumph? Grey hat in seinerRede von«politischemAlkoholismus" gesprochen, der den Weltfrieden störe. Nur ein Pfeil flog von der feinen Sehne; und der schien kein bestimmtes Ziel zu suchen.

Lhristusmythe.

^^mmer zahlreicher und überzeugender werden die Argumente ZW für eine andersartige Entstehung des Christenthums als, wie die Ueberlieferung sie will, durch einen persönlichen Jesus. Genau genommen: die stichhaltigen Gegenbeweise gegen die historische Existenz Jesu mehren sich rasch, nachdem einmal unbefangene Forschung auch in dem Gebiet Probleme fand und aufstellte, von dem religiöse oder gesellschaftliche Scheu den Historiker bisher hatte wegblicken lassen. Dagegen ist mit der Beantwortung der Frage, wie das Christenthum nun entstand, natürlich erst der Anfang gemacht.

Zunächst haben zwei zweite Bände die Literatur der Frage bedeutsam vermehrt: Lublinskis „Das werdende Dogma vom Leben Jesu" (zweiter Band seines letzten Werkes: „Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos") und der neue und umfangreichere Band von Drews' „Christusmythe". In Lublinskis Buch ist die Rückerschließung des im christlichen Dogma und in der Biographie des Jesus rationalisirten mythischen Gutes geleistet. Neben dem ersten Bande des Werkes, der das breite Zeitbild entwirft, mit den sich durchkreuzenden geistigen Strömungen der spätantiken Welt, aus denen das Christenthum erwuchs, ist hier die spezielle Untersuchung der Christusmythe gegeben. Mit manchmal biblischem Schwung schildert Lublinski den Mythus selbst und löst die Gestalten des Erlösers, des Petrus und des Paulus aus ihrer menschlichen Befangenheit, indem er ihnen die Weite göttlicher Schatten giebt, indem er zeigt, wie sie die dichtende Phantasie erst allmählich und schwer zu getrennten Personen auseinanderschlug.

Auch bei Drews scheint mir der zweite Band werthvoller und interessanter als der erste. Er steht auf einer breiteren Basis. Nachdem Drews seinen Gedanken in dem ursprünglichen Buch dargestellt und jedenfalls die Möglichkeit seiner Anschauung erwiesen hat, bringt er nun sein Beweismaterial, sein Bauzeug. Er ermöglicht dem Leser das Nachprüfen aller Schlüsse. Dafür hat die weit und breit entfesselte Polemik gegen Drews gesorgt. Polemik gebiert zwar nicht große geistige Anschauungen. In der Stille reift Größeres. Aber zur Klarheit, Festigung, besseren Begründung einer neuen Anschauung trägt Polemik viel bei. Kaum ein Punkt der „Christusmythe" ist unbezweifelt geblieben. Gut. Um so genauer muß Drews hier, in dieser Rückantwort, begründen, um so ausführlicher muß er seine Zeugnisse sprechen lassen. Der zweite Band ist dadurch so umfassend geworden, daß fast der erste ohne Schaden in ihm aufgehen könnte. Auch als ununterbrochen interessirende Lecture steht er dem ersten Bande nicht nach.

Kritisch zweifellos bedeutsamer als die schöne Arbeit des dichterischen Kulturdarstellers Lublinski und die weithin wirkende des Philosophen Drews ist die entzückend sachliche, ganz überlegene Schrift „Locs äeus" des amerikanischen Mathematikers William Benjamin Smith, der an einschlägigem Wissen und Urtheil manchen theologischen Fachmann tief in den Schatten stellt. Smiths Grundposition, die er mit den anderen nicht mehr vereinzelten Autoren der Gruppe theilt, ist, daß Christus Gott, also eine Gestalt des Mythus, nicht Mensch gewesen sei (der Begriff des Gottmenschen scheidet für eine wissenschaftliche Untersuchung natürlich von selbst aus). Er hat sie zuerst in den unter dem Titel „Der vorchristliche Iesus" gesammelten Aufsätzen angedeutet, die mit Späherblick und Scharfsinn die verborgenen Zeugnisse dafür aufzeigen und erläutern, daß die Gestalt eines mythischen Iesus viel älter ist als das Christenthum und als die Epoche, in der der geschichtliche Iesus gelebt haben soll. Sein „Lizos clsus" erscheint wie eine glänzende Beweisführung zu Feuerbachs großer Erkenntntß, daß es das Wesen der Religion sei, Bild und Sache zu verwechseln, das symbolisch-allegorische Bild in eine geschehene (— geschichtliche) Thatsache zu verwandeln. Ungemein klare Beweise für diesen Prozeß der Vergeschichtlichung als Lehren gegebener Parabeln, der Materialisirung und Lokalisirung geistig-weiter Begriffe giebt Smith von mehreren Stücken des Neuen Testaments, die sich in den verschiedenen Evangelien entsprechen, deren ältere Fassung noch reines gesprochenes Gleichniß, deren jüngere Fassung schon erlebtes Geschehnitz ist. Er erweist, wie neben diesem Prozetz der Historisirung ursprünglicher Elemente der reinen Lehre ein Prozeß der Verhüllung großer geschichtlicher Thatsachen in die symbolische Sprache der Lehre einhergeht. Und er gewinnt, indem er diese Einkleidungen löst, die symbolische Sprache in die Sprache der Thatsachen übersetzt, das Ergebniß: die Iesus-Religion, ein ursprünglicher Geheimkultus in der Diaspora, dessen Wesen Monotheismus gegen Vielgötterei war, ist, ohne daß es je einen historischen Jesus gegeben hat, zuerst als ein reiner Gottesglaube hervorgetreten und erst spät und allmählich in den Glauben an einen Gottmenschen, der zu geschichtlicher Zeit auf Erden gewandelt habe, umgebogen worden. Die Herbeiführung dieses Ergebnisses, das sich im Wesentlichen mitdem der anderen genannten Evangeliumskritiker deckt, scheint mir bei Smith mit der klarsten Logik geleistet.

So bietet sich das großartige geschichtliche Schauspiel, wie ein ursprünglicher Gott, damit' er mehr Wirklichkeit, mehr Nachdruck erhalte, von seinen Bekennern als sich selbst offenbarender schein-

barer Mensch in den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge gereiht wird; wie dann die menschlichen Züge, die er annimmt, allein von der weiteren Entwickelung beibehalten werden, so daß er nun als ein außerordentlich bedeutender Mensch und Prediger erscheint, der die Religion, die von ihm handelt, selbst geschaffen haben soll; und wie er zuletzt seine alte Göttlichkeit von der unbefangenen Forschung wiedererhält: freilich nicht mehr als eine überirdische Thatfache, was sie einst war, sondern als das Phantasiebild einer versunkenen Zeit. Und damit als ein von der EntwickelungUeberwundenes, in die Vergangenheit Zurückgleitendes.

Was wird das beste Ergebniß der Aufhellung dieser ganzen Frage sein? Nicht, daß Theologen widerlegt oder Laienschaaren überzeugt werden. Auch nicht selbst, was Drews meint: daß dem religiösen Geist, so weit er in der Gegenwart lebendig ist, aus der letzten Befreiung auch vom Dogma einer geschichtlichen Wirklichkeit Christi neue Kraft, neues Leben zuströmen. Sondern Das, was Drews auch erkennt: daß die Geschichtwissenschaft mit neuem Muth und neuer Unbefangenheit an das interessanteste geistig-kulturelle Problem der geschichtlichen Zeit, die Enstehung des Christenthums, herantreten, das Christenthum aus den Händen der Theologen in die der Historiker übergehen wird.

Und noch eine wundervolle Aufgabe wird einem dichterischen Erschauer geistiger Zusammenhänge erwachsen, wenn die ganze Frage einmal aus dem kritischen Stadium, in dem sie heute noch ist, heraustreten würde: lebendig darzustellen, wie der Prozeß der Vermenschlichung und Vergeschichtiichung des Gottes sich vollzog; uns aus verwandten Vorkommnissen anderer geistigen Gebiete und aus Thatsachen des allgemeinen Lebens den Vorgang unmittelbar verständlich zu machen. In der merkwürdigen Anwurzelungskraft mancher Sage, die, aus Urzeiten stammend, sich in vielen Landschaften bestimmt lokalisirt und oft auch zeitlich festlegt; in der Verschmelzung, die die Sage gelegentlich zwischen reinen Idee-Gestalten mit historischen Personen vollzieht; in ihrer Fähigkeit vor Allem, älteste Dichtunginhalte geschichtlich näher heranzurücken, liegen schon erklärende Parallelerscheinungen. In der nicht seltenen Gedächtnißtäuschung, die sehr lebhafte Vorstellungen mit dem Charakter einer ehemaligen, jetzt erinnerten Wirklichkeit ausstattet, liegt ein psychologisches Element dieser Untersuchung. In dem Gefetz aller Gedankenentwickelung, daß sie vom Willkürlich-Dogmatischen zum Realen verlaufen muß, ist wahrscheinlich der Grundantrieb zur Historisirung des Mythos zu finden. Ein Blick auf die Werke der Dichter würde zeigen, wie der Schöpfer hinter die Ge»

Die Zukunft. v.77 1911.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086358

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086358?urlappend=%3Bseq=294

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-20 12:47 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

barer Mensch in den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge gereiht wird; wie dann die menschlichen Züge, die er annimmt, allein von der weiteren Entwickelung beibehalten werden, so daß er nun als ein außerordentlich bedeutender Mensch und Prediger erscheint, der die Religion, die von ihm handelt, selbst geschaffen haben soll; und wie er zuletzt seine alte Göttlichkeit von der unbefangenen Forschung wiedererhält: freilich nicht mehr als eine überirdische Thatfache, was sie einst war, sondern als das Phantasiebild einer versunkenen Zeit. Und damit als ein von der EntwickelungUeberwundenes, in die Vergangenheit Zurückgleitendes.

Was wird das beste Ergebniß der Aufhellung dieser ganzen Frage sein? Nicht, daß Theologen widerlegt oder Laienschaaren überzeugt werden. Auch nicht selbst, was Drews meint: daß dem religiösen Geist, so weit er in der Gegenwart lebendig ist, aus der letzten Befreiung auch vom Dogma einer geschichtlichen Wirklichkeit Christi neue Kraft, neues Leben zuströmen. Sondern Das, was Drews auch erkennt: daß die Geschichtwissenschaft mit neuem Muth und neuer Unbefangenheit an das interessanteste geistig-kulturelle Problem der geschichtlichen Zeit, die Enstehung des Christenthums, herantreten, das Christenthum aus den Händen der Theologen in die der Historiker übergehen wird.

Und noch eine wundervolle Aufgabe wird einem dichterischen Erschauer geistiger Zusammenhänge erwachsen, wenn die ganze Frage einmal aus dem kritischen Stadium, in dem sie heute noch ist, heraustreten würde: lebendig darzustellen, wie der Prozeß der Vermenschlichung und Vergeschichtiichung des Gottes sich vollzog; uns aus verwandten Vorkommnissen anderer geistigen Gebiete und aus Thatsachen des allgemeinen Lebens den Vorgang unmittelbar verständlich zu machen. In der merkwürdigen Anwurzelungskraft mancher Sage, die, aus Urzeiten stammend, sich in vielen Landschaften bestimmt lokalisirt und oft auch zeitlich festlegt; in der Verschmelzung, die die Sage gelegentlich zwischen reinen Idee-Gestalten mit historischen Personen vollzieht; in ihrer Fähigkeit vor Allem, älteste Dichtunginhalte geschichtlich näher heranzurücken, liegen schon erklärende Parallelerscheinungen. In der nicht seltenen Gedächtnißtäuschung, die sehr lebhafte Vorstellungen mit dem Charakter einer ehemaligen, jetzt erinnerten Wirklichkeit ausstattet, liegt ein psychologisches Element dieser Untersuchung. In dem Gefetz aller Gedankenentwickelung, daß sie vom Willkürlich-Dogmatischen zum Realen verlaufen muß, ist wahrscheinlich der Grundantrieb zur Historisirung des Mythos zu finden. Ein Blick auf die Werke der Dichter würde zeigen, wie der Schöpfer hinter die Ge»

stalt, durch die er wirkt, die greifbarer, deutlicher ist als er, zurücktritt und von ihr oft um Iahrhunderte überlebt wird.

Vielleicht allerdings wird das ganze Problem noch einmal in ein anderes Stadium kommen. Die Anschauung, daß die meisten nicht künstlich-allegorischen und geschichtlich späten Götter aus der Erinnerung an einen menschlichen Helden stammen (eine Anschauung, wie sie in Breysigs „Heilbringer" niedergelegt ist), könnte dazu führen, wenn der geschichtliche Mensch Iesus der augustischen Zeit von der Geschichte abgelehnt, der vorchristliche Gott Iesus anerkannt ist, zu untersuchen, ob nicht Momente dafür sprechen, dag dieser vorchristliche Gott auf einen Heilbringer sehr früher Zeit zurückweist. Die Fähigkeit der Sage, Altes immer wieder in einige Nähe zu rücken, würde auch einen solchen Prozeß ermöglichen.

Seeheim. Dr. Wilhelm von Scholz.

G

Nabu-Kin.

almanassar der Zweite hatte sich in Kalach am Tigris, nicht weit ab von Ninive, einen riesigen Palast erbaut, dicht neben dem großen Palast seines verstorbenen Vaters, des Königs Assurnasirabal, den alle Götter sehr liebten und sehr verehrten. Aber Salinanassars Palast war doch noch größer als der Palast seines Herrn Vaters:

In diesem großen Palast, der eigentlich aus sehr vielen Palästen bestand, lebte auch ein kleiner Zwerg, der Nabu-Kin hieß und die Laute schlug und Witze riß tagaus und tagein. Der kleine Zwerg hatte einen sauber gekräuselten schwerzen Vollbart und gekräuseltes, sehr umfangreiches Haupthaar, unter dem das Zwergengesicht noch kleiner aussah. Und dazu hatte Nabu-Kin eine Sklavin, die sich als Riesendame sehen lassen konnte. Und sie war viel stärker als die kräftigsten Krieger von des Königs Leibgarde. Nana-Bel-Usur hieß die Sklavin; der König hatte sie dem Zwerg in lustiger Laune geschenkt. Nana wurde sie kurzweg genannt und sie trug noch immer das Lammfleisch und die Datteln in den kleinen Pförtnerpalast, allwo immer viele Offiziere, Bogenschützen und Speersoldaten aus- und eingingen und ein sehr lautes Leben in die Bude brachten. Hier verkehrte auch sehr oft der kleine Nabu-Kin; und Nana schützte ihn und nahm immer seine Partei,

Hatte da doch neulich der Wagenlenker Samas dem kleinen Nabu-Kin zugerufen: „Du Knirps, Du kannst in die Löwenhöhle springen; die Löwen thun Dir nichts; sie bemerken Dich gar nicht; so kleine Knirpse lassen sie leben. Die Löwen sind viel zu faul, um eines so kleinen Happens wegen das große Maul aufzuthun".

Das hatte Nana gehört, die gerade mit gekochtem Lammfleisch hereinkam; sie stellte die Schüssel hin und gab dem Wagenlenker Samos eine Maulschelle, daß ihm das Blut aus der Aase spritzte.
Alles lachte.
Nabu-Kin aber sagte: „Iedenfalls brauche ich nicht so viel Lammfleisch zu essen wie die großen Leute. Eine schwere Arbeit ist das Essen. Das Trinken ist leichter."
Das Trinken besorgte nun der Kleine in sehr ausgiebigem Maße. Und er schlug dabei die Laute und riß Witze, gute und schlechte. Alles lachte immer und achtete nicht viel darauf, wie der Witz aussah."
Einmal aber — vergriff sich der Kleine. Das kam so.
Die Krieger des Königs hatten wieder am Westmeer bei Tyrus und Sidon eine gute Portion Schlachten geschlagen und beide Städte gezwungen, Tribut zu zahlen. Das machte dem König großes Vergnügen, denn Tyrus und Sidon waren damals sehr reiche phönizische Handelsstädte. Die Sieger kamen im Triumphzug nach Kalach zurück. And die Leibschwadronen des Königs, lauter wilde berittene Bogenschützen, beschlossen, dem König eine kriegerische Ovation zu bringen. Hundert Offiziere der Leibschwadronen hieben kurz vor den Thoren von Kalach hundert Gefangenen aus Sidon und Tyrus mit gewandtem Säbelschnitt die Köpfe ab und hingen sie an der Brust ihrer Pferde an den Haaren auf. Und so ritten sie in den großen Palasthof, in dessen Mitte der König auf hohem Thron saß und die Ankömmlinge mit gnädigem Kopfnicken begrüßte.
Da ritten denn die hundert Offiziere im gestreckten Galopp siebenmal um den Thron. Und dann blieb Alles regunglos stehen und Alles brüllte siebenzigmal: „Salmanassar!"
Immer nur den großen Namen des von allen Göttern auch sehr geliebten und sehr verehrten Königs von Assyrien und Umgegend.
Nach diesem fürchterlichen Gebrülle löste der eine Offizier seinen abgeschnittenen Feindeskopf von der Pferdebrust ab, schleuderte ihn mehrmals an den Haaren herum und warf ihn dann in hohem Bogen über das Haupt des Königs hinweg.
Der König blickte lächelnd empor und sah, wie der abgeschnittene Kopf sich oben in der Luft drehte und in der Sonne glänzte. Ein paar Blutstropfen fielen dem König auf die Nase; darüber jedoch ward er keineswegs unwillig.
Die neunundneunzig anderen Feindesköpfe flogen auch so im großen Parabelbogen hoch über den Kopf des Königs hinweg; aber einzeln. Diese Schmeißprozedur dauert drei volle Stunden. Dann schrien die Herren Offiziere wieder siebenzigmal: „Salmanassar!"
Und dann gings noch siebenmal im gestreckten Galop im Kreis um den Thron Salmanassars des Zweiten, wobei die Pferde getrieben wurden, recht oft auf die abgeschlagenen Feindesköpfe mit den Hufen zu trampeln.

Diesem Schauspiel wohnte auch Nabu-Kin bei. Der König war ganz entzückt von dem echt kriegerischen Arrangement; nicht so der kleine Zwerg und Lautenschläger. Der sagte im Palast des Pförtners, allwo es nachher sehr hoch herging und viel Wein getrunken wurde, mit hämischem Gelächter: „Die Herren Offiziere haben ein sehr unvollkommenes Schauspiel zum Besten gegeben. Der Mensch besteht doch nicht blos aus dem Kopf. Wo blieben denn die modernen Gliedmaßen der Feinde? Wo sind sie geblieben? Das frage ich. Warum wurden nicht die Bäuche der Feinde über das Haupt des allmächtigen Königs hinübergeschleudert? Warum wurden nicht die anderenRumpftheile der Feinde so geschleudert wie die Köpfe? Fehlten den anderen Rumpftheilen die Haare? Das schadete doch nicht; die Rumpftheile ließen sich doch an Lederriemen binden. Nicht drei Stunden: drei Tage hätte dieser kriegerische Festzauber währen müssen. Welch ein unvollkommenes Fest! Kriegerisch wars ja. Das ist nicht zu leugnen. Eine Heldenthat! Schon das viele Blut, das dabei herumspritzte, stempelt das Schauspiel zu einem wahrhaft kriegerischen Ereigniß. Ich aber frage: Wo blieb der übrige Feind? Wo blieben Rumpf und Extremitäten? Können wir die nicht noch auftreiben und nachträglich dem König über das Haupt werfen? Der König wird sich mächtig dabei amusiren und neun Zehntel des phönizischen Tributes an seine große kriegerische Palastgarde vertheilen."

Ieder Satz dieser Rede löste ein ungeheures Gelächter aus. Nabu-Kin wurde gefeiert wie ein Sieger und mußte Kriegsweisen zur Laute singen; komische Kriegsweisen. Und die sang er mit seiner krächzenden Stimme, daß der Palast des Pförtners unter dem unaufhörlichen Gelächter der Krieger zitterte und bebte.

Nur Einer hatte mit verschmitztem Gesicht in der Ecke gesessen und nicht gelacht. Das war der Eunuch Miskun. Der ging nachher zum König und berichtete ihm den ganzen Spaß haarklein und wortgetreu; Miskun hatte ein gutes Gedächtniß; er hatte in der Priesterschule fast alle sumerischen Hymnen auswendig gelernt und war überhaupt im Auswendiglernen ein Meister.

Was aber that der König?

Ei, der König wurde fuchswild. Mit seinem königlichen Scharfsinn merkte er ja gleich den Hohn in der langen Rede des kleinen Nabu-Kin. Ei! Der König sprang wie ein Besessener umher und zerschlug fünfzig alte Töpfe und viele Schalen aus gebranntem Thon; sein Zimmer ward zur Scherbenkammer.

Und dann sann Salmanassar fernab auf einer stillen Gartenbank am Gestade des großen Tigris auf Rache; er wollte sich in sehr kriegerischer Form rächen. Dem Kleinen einfach den Kopf abschlagen lassen? Nein: Das war keine Rache.

Nach langem Nachdenken ließ er die Sklavin Nana-Bel-Usar rufen und ihr sagen, sie möge den Nabu-Kin wie eine Amme auf den Arm nehmen und so zu ihm bringen.

Der Ammenspaß wurde ausgeführt, obwohl Nabu-Kin sich zuerst sträubte.
„Nimm", sagte der Zwerg schließlich, „nassen Thon mit, damit der König uns was Schriftliches geben kann. Es könnte vielleicht doch nöthig sein.
"
Nana that, wie der Kleine wollte. Und dann gingen sie zum König, der in einem kleinen Landhaus am Tigris wartete, und zwar ganz allein, was selten geschah.
Der König sagte zu Nana: „Halte den Kleinen an den Füßen!"
Sie thats, der Zwerg schrie und sagte: „Dabei muß ich sterben. Laß los!"
Da ließ die Sklavin los und der Zwerg berührte mit den Händen den Erdboden. Aber Nana berührte zugleich mit der Faust des Königs linke Backe, daß ihn das Blut aus Mund, Nase und Augen quoll und er der Länge nach hinstürzte.
Da sagte zu ihm der witzige Zwerg: „Halt, mein lieber König! Du willst Dich rächen. Der Eunuch Miskun hat gepetzt. Er solls büßen. Wir aber sagen nichts von diesem Backenstreich, wenn Du uns gleich schriftlich giebst, was ich Dir diktiren werde. Schreibe! Wir sind augenblicklich zu Zweien stärker als Du." Der Kleine zog seinen Dolch, der einen feinen Handgriff aus geschnitztem Affenknochen hatte, und der König stand langsam auf.
Nana reichte ihm breit grinsend die nasse Thontafel.
Der König sah, daß er unvorsichtig gehandelt hatte; er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, denn er war ganz allein.
Und der Zwerg und Lautenschläger Nabu-Kin diktirte mit seiner krächzenden Stimme: „Ich, der König Salmanassar, der die Götter liebt und verehrt und auch von ihnen geliebt und verehrt wird, bekenne hiermit bei Assur, Bel und Marduk, daß ich soeben eine fürchterliche Ohrfeige von Nana-Bel-Usur, die schon viele Ohrfeigen vertheilt hat, bekommen habe, weil ich mich erfrechte, mich an Nabu-Kin wegen einer höhnischen Rede zu rächen. Ich weiß jetzt, daß der Witz eine größere Macht ist als das blanke Schwert. Lächerlich gemacht zu werden, ist sehr peinlich. Dieses Alles darf nur dann veröffentlicht werden, wenn ich nochmals wagen sollte, mich an meinem geliebten und verehrten Zwerg Nabu-Kin zu vergreifen."
Unterzeichnet ward dieses Schriftstück mit dem königlichen Siegelcylinder aus Lapis Lazuli, der über den feuchten Thon gerollt wurde.
Dann verabschiedeten sich die Beiden, überließen den Eunuchen Miskun ruhig dem rachsüchtigen Salmanassar und slohen auf raschen Rossen schnurstracks durch die syrische Wüste ins ferne Egypten, allwo die Thontafel des Nabu-Kin bei einer großen Mumie neulich von Engländern gefunden wurde. Sie wird im londoner Kensington-Museum aufbewahrt.
Großlichterfelde. Paul Scheerbart.

Das Land begrenzter Möglichkeiten.

^ ules Lemaltre sagt in einer seiner Kritiken: „Ieder Fortschritt des bürgerlichen Gesetzes ist ein Schabernack für den dramatischen Autor, denn Alles, was die Konfliktmöglichkeiten zwischen dem Individuum und der Gesellschaft verringert, vermindert den Fonds, aus dem er schöpft. Ein Dramatiker legt keinen Werth darauf, daß in den Gesetzbüchern die Vernunft herrsche. Er hat nichts dagegen, daß die menschlichen Institutionen abgeschmackt sind." Diese Worte, die nicht einmal sehr paradox klingen, interessiren sicher jeden amerikanischen Bühnenschriftsteller. Denn sie sagen haarscharf, warum es so schwer ist, in Amerika für Amerika gute, ernste Stücke zu schreiben, deren Stoff dem amerikanischen Leben der Gegenwart entnommen ist. Der innere Kern eines sozialen Dramas ist stets der Konflikt eines Willens mit einem bestehenden Zustand. Ie stärker, je leidenschaftlicher der Wille, je fester, je ehrwürdiger der soziale Zustand, desto interessanter die Situation, desto tiefer der Eindruck.

Nun braucht man nicht lange in^Amerika gelebt zu haben, um die Wahrheit zu erkennen, daß hier weniger Druck ist als sonst irgendwo auf der Erde. Selbst die Eingewanderten, die mit sehnsüchtiger und parteiischer Liebe an der alten Heimath hängen, geben doch zu, daß das Leben hier leichter ist als „draußen". Glückliches Amerika! Aber, weil glücklich^undramatisch.

Einige Beispieles

In den europäischen Ländern war bis vor kurzer Zeit die Macht der Eltern über die Kinder fast unumschränkt. In Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Eltern wuchsen die Kinder auf. Annette von Droste-Hülshoff beugte sich noch mit vierzig Iahren der Mutter, die ihr einen Briefwechsel untersagte. („Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist, leider, nie die Frage.") Dramenstoff: Auflehnung der Kinder gegen solchen Zwang. Etwa, weil der Vater dem Sohn die Wahl eines Berufes verbietet, den Dieser als den ihm einzig genehmen, gewissermaßen immanenten, erkennt. Ganz allgemein gesagt: der Konflikt zweier Generationen, die, zeitlich und daher seelisch geschieden, nicht zu einander kommen können. Ellen Key räth, ins Land der Kinder zu gehen. Der Rath klingt schön, er lockt edle Seelen, aber jeder Versuch der Befolgung enthüllt die Schwierigkeiten, die Nachtheile, endlich die Unmöglichkeit. Das Problem „Väter und Söhne" bleibt; wir Modernen müssen ihm „Mütter und Töchter" anreihen. Für Amerika ist ein solcher Stoff nicht möglich, weil die Kinder schon als Knirpse ihren Eltern

relativ selbständig und kritisch gegenüber stehen und die Eltern an dieser Haltung gar nichts auszusetzen haben, sie sogar oft mit Schmunzeln billigen.

Ein sehr beliebter Stoff ist die Verweigerung der elterlichen Zustimmung zur Ehe. In den Dramen der europäischen Literatur stützt eine solche Weigerung sich auf Gründe, die aus der sozialen Struktur abgeleitet werden. Beispiel: Ein Graf verbietet seiner Tochter die Ehe mit einem bürgerlichen Manne. Ein Fürst muß seines Ranges wegen darauf verzichten, ein geliebtes Mädchen heimzuführen, das den niederen Klassen angehört. Natürlich sind solcheStoffe nur so lange dramatisch, wie der Durchschnittszuschauer selbst noch traditionell genug empfindet, um die sozialen Schranken, die das individuelle Glück hemmen, als in sich berechtigt anzuerkennen. Da die Zahl solcher Zuschauer auch in Europa mehr und mehr abnimmt („alle Bande frommer Scheu lösen sich"), wirken diese Stoffe auch dort nicht mehr^o stark wie früher. Ein amerikanisches Drama dieser Art aber ist völlig unmöglich. Man könnte sagen, die Aristokratie des Geldes sei hier an die Stelle des Geburtadels getreten und so sei ja ein neuer, gleichwerthiger Dramenstoff vorhanden. Nein. Der Adel war dem Durchschnittseuropäer bis vor Kurzem noch ehrwürdig; imponirt ihm wohl noch heute. Eine Jahrhunderte alte Tradition wirkt nach. Daß aber ein Mann, der mit nichts anfing und eine Million verdient hat, seine Tochter nicht einem Mann geben will, der auch mit nichts anfängt und vielleicht einmal zwei Millionen verdienen wird: ein solches Motiv kann nie zum Pivot eines Dramas gemacht werden. Es könnte, von einem Meister ausgenützt, vielleicht erheitern, aber schwerlich rühren oder erschüttern.

Die europäischen Frauen waren bis vorgestern in mancher Hinsicht gebunden und dem Mann unterthan. Dramenstoff: Die Brutalität des Gatten treibt die Frau in die Arme eines Anderen, der sie zu „verstehen" vorgiebt, der ihr die Möglichkeit des „Auslebens" verspricht. Da solche Bedrückung hier undenkbar ist (selbst einer weiblichen Phantasie), so ist auch dieser Stoff unmöglich. Das gilt für die Beziehungen von Eltern und Kindern, Männern und Frauen, höheren und niederen Klassen.

Bleibt der Kampf von Menschen gegen politische, religiöse oder soziale Dogmen. Aber auch die Darstellung eines solchen Kampfes ist für ein in Amerika spielendesDrama ungeeignet, weil hier völlige Freiheit des Wortes und des Gedankens herrscht, weil keine, Einrichtung Tabu oder rnolier de drnn?s ist, weil jede in jedem Augenblick durch Mehrheitwillen geändert werden kann. (Dadurch wird auchdie

Thatsache erklärt, daß hier zwar gar Viele mit der nationalen oder kommunalen Politik unzufrieden sind, Niemand aber eine Aende» rung der Regirungform oder der Grundgesetze empfiehlt.) Daß ein Mensch in einem solchen Kampf zu Grunde geht, ist unmöglich. Wie viele Romane und Dramen hat die Unlöslichkeit der Ehe oder die Erschwerung der Scheidung in romanischen Ländern ans Rampenlicht gerufen! Hier löst sich das Eheband leicht. Dock) der Dramatiker seufzt.

Amerika ist arm an Problemen, an gesellschaftlichen wie an individuellen. Daher herrscht hier viel mehr Heiterkeit, viel weniger Verbitterung und Gereiztheit als etwa in Deutschland. Aber dieser idyllische Zustand ist nicht dramatisch.

Weil die Struktur der Gesellschaft dem Drama nicht günstig ist, rufen Kritiker, Manager, Zuschauer nach „Menschlichkeit" (Ku' ins.nit^, linman tonck). Die zwei Dominanten menschlicher Hand» lungen sind, nach Schiller, Hunger und Liebe. Das erste Motiv ist hier weder episch noch dramatisch brauchbar, weil die Nation daran glaubt, daß der Tüchtige schließlich auch Glück hat. Das Publikum würde sagen, vielleicht sogar brüllen: „Schufte, lieber Junge! Hier braucht Niemand zu verhungern." Die Behandlung des zweiten, für den Dramatiker so unendlich wichtigen Motivs ist durch einen ehrlichen oder heuchlerischen Puritanismus eng eingeschränkt. Die französische Literatur wird fast ganz von erotischen Problemen beherrscht, die deutsche bleibt nicht mehr weit hinter ihr zurück. Hier fordert man ein „reinliches Stück". Nun ist Reinlichkeit gewiß schön (die berliner Operettenzote ist Grund genug zur Auswanderung); aber sie führt hier in den Willen zur Blindheit, zu bewußtem Ignoriren der Wirklichkeit. Die Psychologie verarmt.

Die günstige Situation, die ich andeutete, erzeugt Optimismus. Dieser Optimismus wünscht, sich auf der Bühne als berechtigt anerkannt zu sehen. Nach starken Sensationen soll sich doch Alles zum Guten wenden. Ein Dramatiker, der logisch gestalten möchte, ist vor solcher Forderung übel dran. Er muß gegen sein künstlerisches Gewissen sündigen, wenn er einen Erfolg haben will. Und schließlich: der Dramatiker bedarf der Bühne, daher bedarf er des Erfolges. Um auf das Publikum wirken zu können, muß er das Publikum auf sich wirken lassen. Wer Dramen auf die Bühne bringen will, muß zu Kompromissen bereit sein. Solcher Biegsamkeit bedarf der amerikanische Autor noch mehr als der europäische. Aber seinem Vaterland gehts zu gut. Die Vereinigten Staaten sind kein Mutterboden für ernste Dramen.

New Vork. Eduard Goldbeck.

Kleist als Novellist/)

... Was ist eine Novelle Anderes als eine sich ereignete, unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff; und so Vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern blos Erzählung oder was Sie sonst wollen . . .

Goethe zu Eckermann.

»D^us der königsberger Einsamkeit der Iahre 1805 und 1806, die den WW? Amphitryon, den Zerbrochenen Krug und den Plan zur Penthesilea entstehen ließ, aus dieser reichen Zeit stammt auch der Grundstock, der monumentale Anfangsbau seiner Erzählungen. Und wenn er in den Dramen, die er schuf, danach strebte, sich von allen überkommenen Formen freizumachen, und so mit revolutionärer Energie dem klassischen Epigonenthum auswich, wenn e^ ihm gelang, sein Persönlichstes und Innerlichstes in ganz eigenen Tönen wiederzugeben, so dankt er doch mehr als eine Szene einem shakespearischen Vorbild, so ist er oft in irgendeinem Motiv, einer Situation oder einem Gedanken Sophokles, Lessing, Goethe oder Schiller verpflichtet. In seinen Erzählungen ist er ganz original und der Dreißigjährige, der sie schrieb, übertrifft hier den Dichter des „Wilhelm Meister" und stellt sich aus eigener Macht neben die größten Novellisten der Weltliteratur, neben Boccaccio und Cervantes.

Während die Romantiker sich dem Einfluß des „Wilhelm Meister" nicht zu entziehen vermochten, ihn vielmehr in schwachen Nachbildungen kopirten, zimmert sich Kleist, abseits und isolirt von allem Literaturgetriebe, seine eigene Form, indem er sich vom Drama zur Novelle wendet, zu jener Kunstgattung, die klassisch nur von romanischen Dichtern ausgebildet worden war. Kleist wurde der Schöpfer der deutschen Novelle. Denn: wir hatten trotz Wieland, Goethe, Schiller, Tieck keine Erzählung, keine Novelle (in des Wortes aparter eigentümlicher Bedeutung), die wir den Novellen des Cervantes, des Boccaccio oder auch nur des Diderot als gleichwerthig hätten entgegenstellen können.

Kleist schuf sich eine Form der Novelle, die über Boccaccio und Cervantes noch hinauszugehen strebte. Ihnen gemeinsam ist das Un-

*) Bruchstücke aus dem Buch „Heinrich von Kleist, sein Leben nnd seine Werke", das Herr Wilhelm Herzog bei Beck in München erscheinen läßt und das nicht nur als die Frucht langer und gewissenhafter Arbeit, sondern auch deshalb beachtenswerth ist, weil es zeigt, wie ein junger, im Luftstrom demokratischer Zwangsvorstellungen erwachsener Geist um Kleist wirbt, Kleist zu umfassen, zu erleben versucht. Und das Fragment schon wird zeigen, daß auch der bei Kleist Heimische aus diesem Buch eines Werdenden allerlei Neues erfährt.

gewöhnliche, das Besondere, das Seltsame, die übermäßig scharfe Silhouette einer Begebenheit. Wie die Ueberschriften der einzelnen Novellen im „Dekameron" durch einen Satz, durch eine Art Abbreviatur die ganze folgende Geschichte zusammenzufassen suchen, so stellt Kleist knapp und eindringlich seinen Anfang hin: ein Satzgefüge, in das er die Voraussetzungen und das Problem seiner Novelle ballt. Und dieser erste Satz enthält in nuos die ganze Fabel seiner Novelle.

„An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Iahrhunderts ein Roßhändler, namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Iahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können ..., die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.
"

Die Marquise von O... beginnt: „In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Rus undMutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und daß sie aus Familienrücksichten entschlossen wäre, ihn zu heirathen."

Und die erste Novelle, die Kleist, unter dem Titel: „Ieronimo und Iosephe", veröffentlichte und die er in der Buchausgabe „Das Erdbeben in Chili" nannte, entkeimt diesem Satz: „In Sankt Iago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblick der großen Erderschütterung vom Iahr 1647, bei welcher viele Tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Ieronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken."

So fest und sicher stellt er immer den Eingang hin. Das Portal ist errichtet. Man mag die Regelmäßigkeit des Stils Manier nennen; aber wie wohlthuend wirkt die Uebersichtlichkeit, das Unverrückbare, die Klarheit, mit der der Dichter von vorn herein seine Geschichte eröffnet. Und dieser Stil beansprucht die gespannte Aufmerksamkeit des Lesers, er strengt an, er plaudert nicht, er amusirt nicht, er ist nicht leicht und gefällig, er will durch verschränkte und verknotete Konstruktionen, durch eigenwillig eingeschachtelte Sätze hindurch erobert sein. Dieser Stil zeichnet das Geschehen irgendeiner That kalt, überlegen und sachlich. Er giebt das Gegenständliche, das Thatsächliche. Kleist knüpft keine moralische Sentenz an seine Novellen wie Boccaccio, er schickt ihr auch keine allgemeinen Betrachtungen voraus. Boccaccio schrieb seine Geschichten, um eine müßige Gesellschaft von eleganten Florentinern und Florentinerinnen zu zerstreuen, zu ergötzen, zu belustigen. Kleist unterhält nicht. Seine Novellen haben weniger Grazie,

weniger Wohllaut und weniger amoureuse Anmuth als die des mittelalterlichen Florentiners. Er ist herber, verschlossener, nüchterner. Die heitere Sinnlichkeit, die unter italienischem Himmel sich mit heidnischem Geist verband, ist in Kleists Novellen nicht sichtbar. Sie zeugen von künstlerischer Zucht, sie sind karg und sparsam im Ausdruck. Kleist zeichnet nur einen Ausschnitt, umgrenzt ihn scharf und unzweideutig und innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen erschöpft er sein Thema, er steigert und retardirt die Motive, er komplizirt sie, er hält alle Strahlen auf dieses eine Ereigniß, das er gerade erzählt, zusammen. Das heißt: er beschreibt, er schildert, er erzählt nicht; sondern: es geschieht. Alles ist in Handlung aufgelöst.

Seine Charaktere sind nie fertig, sind nie abgeschlossen, sie verharren in keiner ihnen vom Dichter gegebenen Pose, sie wandeln sich, sie sind in beständigem Fluß, sie entwickeln sich unter dem Druck und durch die Macht der Verhältnisse. Und eins der vorzüglichsten Mittel seiner Kunst ist es, wie er seine Helden immer größer werden läßt, wie sie sich über sich selbst hinausheben, wie ihr Menschliches wächst, gerade in den schlimmsten Gefährnissen des Lebens, und wie sich in ihrem einzelnen Schicksal etwas Typisches, etwas Allgemeines symbolisirt.

Kleist meidet jede Rhetorik, alles Dekorative und Episodische. Er scheidet, wie absichtlich, alle philosophischen Reflexionen und Betrachtungen, alles Lyrische, jene vage Wortmusik aus, wie sie besonders die Romantiker in ihren Erzählungen liebten. Er skizzirt das Landschaftliche, den Hintergrund, mit wenigen Strichen. Worauf ihm Alles ankommt, Das ist die Handlung, das Drama, die Aktion, das Vorwärtstreibende, Vorwärtsstoßende ihrer Elemente. Alles erscheint bei ihm zusammengehalten, zusammengedrängt. Er konzentrirt alle Gegensätze zu einem Konflikt; denn er weiß und er hat dieses Wissen in die That umgesetzt: die Novelle unterscheidet sich vom Roman durch ihre dramatische Zuspitzung; sie steht dem Drama näher als dem Roman. Und wenn nach einem geistreichen Wort Stendhals der Roman ein Spiegel auf einer Landstraße ist, der, rückwärts gerichtet, sie mit all ihren Schönheiten, den Bäumen, den Blumen, mit der ganzen Welt, die sich auf ihr bewegt, den Menschen, Thieren und Wagen und (nicht zu vergessen) mit dem Schmutz und dem Unrath widerspiegelt, so ist die Novelle nicht etwa ein Spiegel kleineren Formates, sie ist vielmehr eine Art Mikroskop, eine stilisirte Linse, durch die man nicht die ganze Landstraße, sondern einen kleinen, aber vielleicht den charakteristischsten Ausschnitt von ihr sieht. Sie ist die Vergrößerung und Vertiefung eines einzelnen Vorganges, in dem sich das Schicksal eines Menschen symbolisirt. In einer einzigen Handlung, die so und so viele andere nach sich zieht, wie die fürchterliche Selbsthilfe Kohlhaas', spiegelt sich der Charakter des Helden. Und Kleist verzichtet auf jede Abschweifung, er führt kein neues Thema ein, er beherrscht wie kein anderer deutscher Erzähler die künstlerische Oekonomie, die den Stoff ausschöpft, indem sie ihn streng umgrenzt und kein Zuviel duldet. Es wäre kaum mög-

lich, in seinen Novellen einen Satz zu streichen oder einen Satz hinzuzufügen, ohne das Gesammtbild zu zerstören.

So festgefügt, so ineinandergreifend, so unabänderlich stehen diese kunstvollen Geschichten da. Es sind lebendige Organismen. Ieder Satz ist ein Athemzug, der dem Rhythmus des Dichters entspricht; und die vielen über einander gebauten Perioden mit ihren Verknotungen und eingeschachtelten Konstruktionen sind der gleichwerrhige Ausdruck für die das Weltbild in so komplizirter und gefährlicher Klarheit sehende Psyche ihres Schöpfers.

Sein Sinn für Oekonomie geht so weit, daß er in einer Novelle wie dem „Erdbeben" alles Interesse nur auf seine beiden Helden sammelt, ja, daß er die ganze Zerstörung der Stadt nur als willkommene breite Folie braucht, als lodernden Hintergrund, von dem sich die Charaktere Ieronimos und Iosephes abheben und entwickeln können.

Er arbeitet mit Verkürzungen. Er erzählt nicht breit und er giebt keine umständliche Schilderung. In eine Geberde, einen Wink, eine mimische Bewegung, in eine Geste legt er den ganzen Charakter eines Menschen. Er stellt ihn mit ein paar Zügen hin: durch Symptome, die er andeutet; er signalisirt ihn gewissermaßen mit ein paar Zeichen. Man denke an den Abdecker von Döbeln. Wie der Kerl auf dem Schloßplatz in Dresden, um seinen dicken Gaul zu tränken, den Eimer zwischen Deichsel und Knie stemmt, den er mit dem Nest des Wassers auf das Pflaster der Straße ausschüttet, wie er dann mit gespreizten Beinen dasteht und die Hosen in die Höhe zieht und wie er endlich sich an den Wagen stellt, um sein Wasser daran abzuschlagen. Und später kämmt er sich mit einem bleiernen Kamm die Haare über die Stirn zurück. Wie steht dieser Bursche da, mit welch sinnfälliger Deutlichkeit ist dieser Kerl gesehen! Kleist spricht von der kleinen und knöchernen Hand des Kohlhaas, ohne später irgendein Wort über seine äußere Erscheinung hinzuzufügen. Graf F. in der „Marquise von O ..." erhebt sich, als er seinen Antrag gemacht hat, und steht noch einen Augenblick, die Hand am Stuhl, verharrend da. Wir sehen, wie ihm eine Rothe ins Gesicht steigt und wie er in hilfloser Befangenheit sich den Hut aufsetzt. Kleist liebt diese impressionistische Fixirung von Bewegungen. Als der Arzt sich von der Marquise verabschiedet, sehen wir, wie er sich bückt, um einen Handschuh, den er hatte fallen lassen, von der Erde aufzunehmen. Wir sehen, wie Kohlhaasens Frau ihr Iüngstes aufhebt, wie der Knabe mit ihren Halsbändern spielt und wie das Tuch, an welchem er gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen droht.

Kleists enthaltsamer Stil hat wenig gemein mit dem romantischen Stil der Tieck, Novalis, Mackenrodes Kleist bleibt jeder romantischen Darstellung, obschon er sich dann und wann mit ihr berührt, im Grunde fern. Er reiht nicht, wie sie, Bilder an Bilder, deren Häufung nicht anregt, sondern verwirrt, und die Art seiner Bildlichkeit ist eine viel sinnlichere, konkretere; er ahmt auch nicht so unbedenklich wie Tieck

den Ton und die Stilfarbe der alten deutschen Volksbücher nach, er verfällt nie dem Archaismus und nur selten der Mystik des romantischen Stils. Alle "Unbestimmtheit im Ausdruck ist ihm verhaßt und dem Ideal der Romantiker, der geheimnißvollen' UnVerständlichkeit, der vagen, dunklen Musik des Wortes, die dem Verstand unzugänglich bleiben soll, hat er nie nachgestrebt.
Als oberstes Gesetz gilt ihm: Bestimmtheit des Ausdruckes, plastische Sinnlichkeit der Charaktere; und statt der schwimmenden Wortmusik eine sich spröde und trocken gebende Diktion, deren innerer Reichthum sich dem um sie Bemühenden und Empfänglichen erst nach und nach erschließt. Seine Sätze stehen da wie aus Eisen gegossen, fundamental und unverrückbar in ihren seltsamen, eigenwilligen Konstruktionen. Wir finden bei keinem Romantiker diese Härte, dieses Festgefügte, diese Sparsamkeit im Ausdruck. Wir finden bei Kleist keine Tautologien, keine Umschreibungen, sehr selten eine Floskel, nie eine Phrase. Sein Stil hat für den ersten Augenblick etwas Kahles, Schmuckloses, Aktenmäßiges, Trockenes, Pragmatisches, etwas Zähes und Ledernes; eine juristische Dialektik steckt in ihm, die immer, selbst bei den grausigsten Vorgängen, kühl und sachlich bleibt, trotz der Leidenschaft, die wie ein Strom unter ihr rauscht. Die Möglichkeit, jede Situation zu beherrschen und in die Form seines Stils zu zwingen, wurzelt in seinem Sinn für das Gegenständliche, wurzelt in seiner absoluten Sinnlichkeit, der es gelingt, kraft einer unermüdlichen Selbstzucht Welt und Menschen zu gestalten.
Diese strenge Objektivität, die das Ich des Dichters nur selten unterbricht, bändigt jeden auch noch so fragwürdigen Stoff. Sie gestattet ihm, Themata zu wählen, von denen man gesagt hat, daß sie unsittlich seien, daß sich für sie eine dichterische Form nicht finden lasse, da sie zu schlüpfrig, zu heikel seien. Aber es läßt sich kaum etwas Schamhafteres und Keuscheres in der Darstellung denken als die Erzählung von der Marquise von O ... Denen allerdings, denen es in der Kunst auf das Was, auf die Materie, und nicht auf das Wie, auf die Form, ankommt, die nur das Rohstoffliche eines Werkes zu sehen vermögen, muß die Novelle ihr (falsches) Schamgefühl verletzen. Aber die Kunst eines Dichters liegt ja gerade darin, das Stoffliche zu entmaterialisiren, das psychologische Problem, das er vorfindet, herauszuheben und zu analysiren. In der Art, wie er es zeichnet, durchführt und gestaltet, liegt der Werth oder Unwerth seiner Leistung. Wir können hier verfolgen, wie Kleist vermocht hat, eine ursprünglich wirklich rohe Thatsache aus dem alltäglichen Leben in eine Sphäre diskreter Erotik zu heben, denn wir kennen die Quelle, aus der er schöpfte. Kleist entnahm das Motiv den Essays Montaignes, wie er kurz vorher durch Molisre zu seinem Amphitryon angeregt wurde. Und jedesmal entsteht ein ganz neues Gebilde, jedesmal steigert er das Problem, erhöht er das Niveau, Molieres lustige, übermüthige Komoedie wird bei ihm zu einem weihevollen Mysterium, dessen ernste S'encn zu der reichen Hei-

terkeit der Sosiaspartien wirksam kontrastiren. Montaignes derbe Anekdote wird zu einer psychologischen Novelle, die in Abgründe führt und die in der nothwendigen Gegensätzlichkeit der Charaktere, die sie zeichnet, ewig-menschliche Symbole gtebt.

Die Marquise von O... hat die Ungerechtigkeit der Welt eben so schmerzhaft zu empfinden wie Michael Kohlhaas, der Roßhändler. Die Schmähungen und Beleidigungen ihres Vaters bedeuten für sie das Selbe wie die Schändlichkeiten der Iunker und der Rechtsbruch der Behörden für den Roßkamm. Die Parallele, die Kleist selbst zwi» schen Käthchen und Penthesilea zog, läßt sich hier variiren. Wenn er von Käthchen und Penthesilea sagt, sie seien das selbe Wesen, Käthchen sei nur d?r andere Pol der Penthesilea und eben so mächtig durch gänzliche Hingebung wie Iene durch Handeln, so eröffnet sich uns ein ähnliches Verhältniß zwischen Kohlhaas und der Marquise von O ... Das Recht, das Kohlhaas durch ungeheure Thaten erringen muß, sie erzwingt es sich durch ihren stillen und stolzen Glauben an sich selbst. Sie verschließt sich vor der Welt und nun erst erkennt sie ihr eigenes Wesen; und sie wächst zur ebenbürtigen Heldin des Kohlhaas empor, als sie um ihre Kinder kämpfen muß. Der Dichter findet, um diese Steigerung ihres Charakters auszudrücken, Worte, die von persönlichstem Erleben zeugen und die zu dem Rührendsten gehören, was ihm gelungen ist. Er sagt von ihr: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich wie an ihrer eigenen Hand aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor". Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich. Sie wird wieder zufrieden mit sich selbst, da sie daran denkt, wie sie rein durch die Kraft ihres schuldsreien Bewußtseins siegen kann. „Ihr Verstand, stark genug, in ihre? sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, daß sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle." Der Schmerz weicht ganz „dem heldenmüthigen Vorsatz, sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt zu rüsten. Sie beschloß, sich ganz in ihr Innerstes zurückzuziehen". Und sie erkämpft sich durch ihre heldische Passivität, durch ihr stilles Leiden den Sieg. Die Marquise leidet, Kohlhaas handelt. Das Bewußtsein ihrer Unschuld läßt die Marquise stolz und zuversichtlich resigniren; den Mann stachelt es auf und er, dem man sein Recht brach, greift zur Selbsthilfe. Beide sind Ausgestoßene der Gesellschaft. Beide gerathen in Schuld: die Marquise unbewußt; Kohlhaas, ohne es zu wollen und ohne es hindern zu können. Aber Beiden wird Gerechtigkeit.

Es gehört zu den charakteristischsten Zeichen der objektiven Kunst Kleists, mit welcher Unerbittlichkeit er jedem seiner Helden Genugthuung werden läßt. Aus der innersten Natur des Menschen strömt sein Schicksal. Und wiederum: smor Kti. Was er selbst in schweren Stunden erfühlt hat, das Unabänderliche eines Charakters in all

seinen Entwickelungen und Steigerungen, in allen Situationen des Lebens, die Sehnsucht, die Ruhe und den Werth in sich selbst zu finden: das Alles gestaltet er hier in diesen von ihrem Gefühl getriebenen Menschen. Ihnen giebt er die Gefahren, die Möglichkeiten seines Lebens. Sie kommen hindurch, wie ihr Schöpfer sich durchrang. Sie leiden, sie kämpfen, sie resigniren wie er, sie haben seinen Stolz und seinen Trotz, seine Zärtlichkeit und seinen Haß. Die Welt bekämpft sie, sie stehen einsam, aber sie haben das absolute Gefühl ihrer selbst; und ihre Leidenschaft ist ihre Kraft, die sie nicht wanken läßt. Vielleicht gehen sie an ihr zu Grunde. Aber noch Kohlhaas unterliegt, indem er siegend triumphirt.

Kurz nach der Veröffentlichung des Kohlhaas (in der Buchausgabe der „Erzählungen", die im Herbst 1810 bei Reimer in Berlin erschien) fragt Charlotte Schiller in einem Brief an die Prinzeß Karoline von Mecklenburg: „Haben Sie die Geschichte von Kleist gelesen? Seien Sie so gnädig und lesen den Kohlhaas, wenn es noch nicht geschehen ist. Da ist Luthers Charakter so hübsch in einzelnen Zügen geschildert. Der Kohlhaas ist mir viel lieber (als das Käthchen von Heilbronn); da zeigt Kleist, daß er gut erzählen kann und hat sich ganz den Chronikenton eigen gemacht."

GoeMe blieb auch der KLhWWs fremd. Er tadelte, berichtet Falk, die nordische Schärfe des Hypochonders. Es sei einem gereiften Verstand unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie Kleist sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem Kohlhaas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerstandes dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlauf geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch aussöhnen könne. Von Neuem belegt dieses Urtheil Goethes, wie entgegengesetzt er sich der Kunst Kleists fühlte, wie er ihre Qualitäten nicht zu erkennen vermochte oder nichtsehenwollte.wieungerechtundabsprechend er eine Dichtung beurtheilte, deren Originalität sich jedem Geringeren offenbarte. Goethe prägte die für die Bezeichnung eines Künstlers so gefährlichen, so mißverständlichen Urtheile (hypochondrisch, krankhaft, pathologisch) und schuf damit die dem Philister so willkommenen Termini, mit denen er die Eigenheiten eines ihm unbequemen Genies abthun zu können meint, unter Berufung auf Goethe.

Der junge Hebbel, der mit E. T. A. Hoffmann zu den leidenschaftlichsten Verfechtern der kleistischen Kunst gehörte, der ihr seine bewundernde Liebe widmete und sie dennoch kritisch zu werthen wußte, urtheilt in seiner geistreichen Antithese: „Ueber Theodor Körner und Heinrich von Kleist", die die Primanerpoesie Körners verhöhnt: „Kleist wußte und mochte es mit Schmerz an sich selbst erfahren haben, daß der Vernichtungprozeß des Lebens keine Wasserfluth, sondern ein Sturz-

bad ist und daß der Mensch über jedem Schicksal, aber unter jeder Armsäligkeit steht. Von dieser Weltanschauung ging er aus, als er seinen Michael Kohlhaas zeichnete, und ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche auf so lebendige Weise hervortritt wie in dieser, wo der Raub, den der Iunksr an zwei elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßhändler Kohlhaas aus bis zum Deutschen Kaiser hinaufwindet und eine,Welt erdrückt, indem sie dieselbe einschließt."

Während der Michael Kohlhaas bei seinem Erscheinen kein peinliches Aufsehen erregte (man ließ ihn sich noch gerade gefallen), entrüstete sich die gebildete Gesellschaft über die Marquise von O ... Das selbe Hoffräulein von Knebel, das schon den „Zerbrochenen Krug" vernichtet hatte, äußert sich in einem Brief an ihren Bruder: „Im nächsten Phoebus, den Dir die Prinzeß bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor auch gleich mit einer so abscheulichen Geschichte auf (Marquise von O ...), lang und langweilig im höchsten Grad. " Und die Schwägerin des alten Körner, die in ihrem Kreise tonangebende alte Iungfer Dora Stock, schrieb an Professor Weber: „Seine Geschichte der Marquise von O... kann kein Frauenzimmer ohne Erröthen lesen. Wozu soll dieser Ton führen?" „Der Freimüthige oder Berlinisches Unterhaltungblatt für gebildete, unbefangene Leser", Kotzebues dreistes Organ, brachte die folgende züchtig sich empörende Besprechung der Marquise von O...: „Nur die Fabel angeben, heißt schon, sie aus den gesitteten Cirkeln verbannen. Die Marquise ist schwanger geworden, man weiß nicht, wie und von wem. Ist Dies ein Sujet, das in einem Iournal für die Kunst eine Stelle verdient? Und welche Details erfordert es, die keuschen Ohren durchaus widrig klingen müssen!"

Gegen die von Sittlichkeit und Heuchelei triefenden Damen, deren Urtheile über die Marquise von O ... ihm sicher zu Ohren gekommen waren, richtete Kleist im nächsten Heft des Phoebus ironische Epigramme, um sie ihrer Berständnißlosigkeit wegen ein Wenig zu kitzeln.

Die Marquise von O...

Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen blos zu.

An * * *

Wenn ich die Brust Dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

Mit seiner Novelle „Das Erdbeben in Chili", mit dieser kurzen, knappen, auf noch nicht zwanzig Seiten zusammengedrängten Geschichte hatte Kleist sogleich den Gipfel seiner novellistischen Kunst erstiegen. Denn dieses „Erdbeben" ist seine stärkste und elementarste Novelle. Kleist giebt, im alten Sinn der Novelle, eine unerhörte Begebenheit, Er giebt eine Szene aus dem Erdbeben in Chili vom Iahr 1647. Eine Katastrophe. Die Natur berstet. Eine Stadt stürzt zusammen. Die Menschen fliehen. Gesetz und Ordnung sind aufgelöst. Und vom tiefrothen Hintergrunde der erschütterten Stadt hebt sich das Schick-

sal zweier Menschen ab. Wir sehen inmitten des Aufruhrs, des Umsturzes aller Verhältnisse den vom Schicksal bestimmten Weg dieser beiden Liebenden, Ieromes und Iosephes: ihre Trennung, ihre Wiedervereinigung und ihren Tod.

Iosephe wird von ihrem strengen Vater in einem Kloster untergebracht, weil sie von ihrer Liebe zu Ierome nicht lassen will. Undhier gelingt es dem Geliebten, die Verbindung von Neuem herzustellen und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes zu machen. Bei einer feierlichen Prozession sinkt die junge Novize in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale nieder. Sie wird, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, in ein Gefängniß geschleppt und, kaum aus den Wochen erstanden, zur Enthauptung verurtheilt. Die fromme Stadt erwartet sich ein Fest. „Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungzug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiel, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen." Während sie aber dem Hinrichtungzug mit so lüsterner Gier zusehen und der unglückliche Ierome, aus Verzweiflung über diese jammervolle Welt, sich eben im Gefängniß erhängen will, zerstört ein fürchterliches Erdbeben die Stadt. Das Chaos ist wiedergekehrt. In diesem wilden Aufruhr entkommt die schon zur Hinrichtung geführte Iosephe und auch Ierome, dessen Seele zum Tode bereit war, entflieht seinem Gefängniß. Gr durchsucht als ein Fiebernder alle Straßen, er eilt über Schutt, Gebälk und Trümmer hinweg, die Flammen lecken ihm aus allen Häusern entgegen, die Menschen schreien von brennenden Dächern herab. Er läuft und rennt, überall nach Josephe suchend, so unmöglich es ihm auch schien, sie zu finden. Endlich entdeckt er sie in einem idyllischen Thal mit dem kleinen Philipp, den sie gerade badet. Aller Schmerz und aller Iammer ist vergessen. Die süßeste Seligkeit umfängt sie. Sie finden ein paar Freunde, die sie herzlich in ihrer Mitte aufnehmen. Denn die furchtbare Erschütterung schien eine allgemeine Versöhnung herbeigeführt zu haben. Man beschließt, zum Dankgottesdienst die einzige Kirche, die vom Erdboden verschont geblieben ist, zu besuchen. Hier predigt ein fanatischer Priester seiner Gemeinde von der Sittenverderbniß der Stadt und von dem Strafgericht, das sie deshalb getroffen habe. Er vergleicht Santiago mit Sodom und Gomorrha, seine Stimme wird immer zudringlicher und er spitzt schließlich seine allgemeine Anklage auf den letzten Fall zu, er mahnt die Andächtigen an das Verbrechen, das keine Sühne gefunden habe, und nennt schließlich die Namen der beiden Thäter. Sie verrathen sich; irgend jemand erkennt sie; man schreit: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von Santiago, hier stehen diese gottlosen Menschen!" Und nun bricht ein Aufruhr los, die Menge stürzt sich auf sie, Allen voran Ieronimos eigener Vater und ein giftiger Schuster Pedrillo. Nichts vermag die Liebenden mehr zu retten. Sie sind der Wuth des Pöbels ausgeliefert, und so heldenmüthig sie der tapfere Fernando vertheidigt,

sal zweier Menschen ab. Wir sehen inmitten des Aufruhrs, des Umsturzes aller Verhältnisse den vom Schicksal bestimmten Weg dieser beiden Liebenden, Ieromes und Iosephes: ihre Trennung, ihre Wiedervereinigung und ihren Tod.

Iosephe wird von ihrem strengen Vater in einem Kloster untergebracht, weil sie von ihrer Liebe zu Ierome nicht lassen will. Undhier gelingt es dem Geliebten, die Verbindung von Neuem herzustellen und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes zu machen. Bei einer feierlichen Prozession sinkt die junge Novize in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale nieder. Sie wird, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, in ein Gefängniß geschleppt und, kaum aus den Wochen erstanden, zur Enthauptung verurtheilt. Die fromme Stadt erwartet sich ein Fest. „Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungzug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiel, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen." Während sie aber dem Hinrichtungzug mit so lüsterner Gier zusehen und der unglückliche Ierome, aus Verzweiflung über diese jammervolle Welt, sich eben im Gefängniß erhängen will, zerstört ein fürchterliches Erdbeben die Stadt. Das Chaos ist wiedergekehrt. In diesem wilden Aufruhr entkommt die schon zur Hinrichtung geführte Iosephe und auch Ierome, dessen Seele zum Tode bereit war, entflieht seinem Gefängniß. Gr durchsucht als ein Fiebernder alle Straßen, er eilt über Schutt, Gebälk und Trümmer hinweg, die Flammen lecken ihm aus allen Häusern entgegen, die Menschen schreien von brennenden Dächern herab. Er läuft und rennt, überall nach Josephe suchend, so unmöglich es ihm auch schien, sie zu finden. Endlich entdeckt er sie in einem idyllischen Thal mit dem kleinen Philipp, den sie gerade badet. Aller Schmerz und aller Iammer ist vergessen. Die süßeste Seligkeit umfängt sie. Sie finden ein paar Freunde, die sie herzlich in ihrer Mitte aufnehmen. Denn die furchtbare Erschütterung schien eine allgemeine Versöhnung herbeigeführt zu haben. Man beschließt, zum Dankgottesdienst die einzige Kirche, die vom Erdboden verschont geblieben ist, zu besuchen. Hier predigt ein fanatischer Priester seiner Gemeinde von der Sittenverderbniß der Stadt und von dem Strafgericht, das sie deshalb getroffen habe. Er vergleicht Santiago mit Sodom und Gomorrha, seine Stimme wird immer zudringlicher und er spitzt schließlich seine allgemeine Anklage auf den letzten Fall zu, er mahnt die Andächtigen an das Verbrechen, das keine Sühne gefunden habe, und nennt schließlich die Namen der beiden Thäter. Sie verrathen sich; irgend jemand erkennt sie; man schreit: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von Santiago, hier stehen diese gottlosen Menschen!" Und nun bricht ein Aufruhr los, die Menge stürzt sich auf sie, Allen voran Ieronimos eigener Vater und ein giftiger Schuster Pedrillo. Nichts vermag die Liebenden mehr zu retten. Sie sind der Wuth des Pöbels ausgeliefert, und so heldenmüthig sie der tapfere Fernando vertheidigt,

sie fallen unter den Keulenschlägen des fanatischen Haufens. Und mit Ierome und Iosephe auch zwei Unschuldige: Donna Constanze und Iuan, Fernandos kleiner Sohn, den man für den Iosephens gehalten hatte. Der kleine Philipp, das Kind der Liebenden, entkommt der Mordlust der Menge und Don Fernando nimmt es als das seine an.
Diese grauenvollen Vorgänge sind von Kleist mit der ungeheuren Sachlichkeit geschildert, die wir an allen seinen Novellen bewundern.
Aber hier, mit dieser Erzählung, ist ihm etwas ganz Besonderes gelungen: etwas ganz Geschlossenes, etwas in sich Vollkommenes, ein ganz reines Kunstwerk ohne alle Schlacken. Es mag sein, daß er zu dem Thema der Novelle durch Kant angeregt worden ist, dessen Abhandlung über das lissaboner Erdbeben er in Königsberg gelesen haben wird.
Die Stelle, die ihn angeregt haben kann, lautet: „Alles, was die Einbildungskraft sich Schreckliches vorstellen kann, muß man zusammennehmen, um das Entsetzen sich einigermaßen vorzustellen, darin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn Alles um sie her einstürzt, wenn ein in seinem Grunde bewegtes Wasser das Unglück durch Ueberströmungen vollkommen macht, wenn die Furcht des Todes, die Verzweiflung wegen des völligen Verlustes aller Güter, endlich der Anblick anderer Elenden den standhaftesten Muth niederschlagen. Eine solche Erzählung würde rührend sein, sie würde, weil sie eine Wirkung auf das Herz hat, vielleicht auch eine auf die Besserung des Herzens haben können. Allein ich überlasse diese Geschichte geschickteren Händen. Ich beschreibe hier nur die Arbeit der Natur." Es muß Kleist gelockt haben, hier, wo sein großer Meister verzichten mußte, die Arbeit des Künstlers zu übernehmen.
Ihm ging die Vision einer vom Erdbeben erschütterten Stadt auf; und er erfindet aus seinem tragischen Gefühl heraus diese aufreizende, düstere Novelle. Er bannt auf noch nicht zwanzig Seiten die Katastrophe einer Stadt und das Schicksal zweier Menschen. Und immer wieder klingt als Refrain seines Schaffens die pessimistische Erkenntnis; durch: Seht die gebrechliche Einrichtung der Welt! Aber er setzt an das Ende keine moralische Nutzanwendung, sondern er giebt in den Vorgängen, die er schildert, das Symbol seiner Anschauungen.
Ganz unpersönlich, ganz objektiv.
Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Technik oder den Geist des Dichters; denn seine Kraft, zu spannen, zu steigern, zu entladen, also seine Technik ist so ausgebildet, so verfeinert wie der Geist, der sich in ihr ausspricht. Eine Trennung ist nicht mehr möglich.
Und das Meisterliche an der Kunst des Novellisten Kleist ist gerade, daß sich Geist und Ausdruck decken, daß zwischen Idee und Form keine Gegensätze mehr bestehen, daß sie eine Einheit geworden sind. So fest gegliedert ist der Bau dieser Novellen, so unabänderlich greifen die Sätze in einander, daß man sie nicht um einen Grad verrücken kann, ohne ihren Sinn völlig zu entstellen.
Halensee. Wilhelm Herzog.

Spekulanten.

ie Psychologie der Börse lehrt ein berühmter Dialog uns schnell ahnen. „Was, glauben Sie, habe ich heute verdient?" „Die Hälfte." Phantasie und Skepsis, verdünnt durch Gewinnsucht und Neid, Die Börse hat sich selbst ein Ventil geschaffen, das gefährlichen Gasen den Abzug ermöglicht: den Witz. Ohne den Börsenwitz wäre die Statistik der Kurskatastrophen um manches Ereigniß reicher. Eine in die Karnevalszeit fallende newyorker Deroute wurde als Redoute abgestempelt; und als die Italiener den ersten Kanonenschuß vor Tripolis abgefeuert hatten, sprach die Börse: „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal Statt". In dieser witzigen Abwehr übler Einflüsse drückt sich das Verlangen nach ungestörter Geschäftstaktik aus. Man will sich nicht zu einer Erkenntniß drängen lassen, deren Folgen man fürchtet. Die Börse soll die Kraft, neue Vermögen zu zeugen, nicht einbüßen; denn die Wirthschaft ist stärker als alle Politik. Glaubet nur!

Die Willensstärke des mit dem Effektengeschäft verbundenen Kapitals schafft auffällige Kontraste. Der Reichsbankpräfident warnt vor allzu weitem Umfang des Börsenverkehrs und bittet die Banken, zu bremsen. Die versprechen Alles; und erklären, daß die Einnahmen aus Effekten- und Konsortialgeschäften nicht so groß gewesen seien wie im vergangenen Iahr. Trotzdem hat der Börsenumsatzstempel in den ersten zehn Monaten fast zwei Millionen mehr eingetragen als in der selben Zeit des Vorjahres. Der Börsenbetrieb wächst eben trotz allen Widerständen. Ende Oktober sprach Excellenz Havenstein von den Beziehungen der allgemeinen Wirthschaft und der Börse zum Kredit; er fand in dem Gerüst zu viele Träger, deren Material nur geliehen ist. Die Börse läßt sich nicht schrecken und die Banken begnügen sich mit einer flüchtigen Säuberung ihrer Kundschaft. Fürchterliche Musterung trüge ihnen den Tadel ein: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein". Daß sie nach solchem Grundsatz nicht handeln, haben jüngst einzelne Institute ausdrücklich erklärt.

Der Spekulant fragt nicht nach dem Verhältniß von flüssigen Mitteln und Kredit; er disponirt von einem zum anderen Tag und lehnt jeden Epimetheus höhnend ab. Für Einen, der mit seinen Rathschlägen immer erst auf der Bildsläche erscheint, wenn das Geschäft schon abgeschlossen ist, fand der Börsenwitz den Spitznamen: „Der eiserne Vorhang". Der Mann ist vielen Börsenbesuchern nur unter dieser Firma bekannt. Er senkt sich: und Alles ist aus. Vorher war vielleicht aus New "York die Botschaft gekommen, den Trusts gehe es nun wirklich ans Leben; oder die, sie seien gerettet. Ieder Mittag bringt ja andere Kunde. Neulich kam sogar eine, die aus dem Heldenepos zu stammen schien. Die Vorstandsmitglieder der Swift- und Armour-Company haben sich, freiwillig, als Verletzer des Shermangesetzes einsperren lassen, um gegen die Isx vorgehen zu können. Den Antrag auf Freilassung begründeten sie mit der Angabe, daß die Shermanbill ge-

gen die Bundesverfassung verstoße. Das Gesetz sei so wirr, daß kein Bürger mehr wissen könne, wann er legal, wann gesetzwidrig handle. Sie sind im Recht. Die Antitrustbill ist so unklar (die einander widersprechenden Entscheidungen der Gerichte zeugen dafür), daß sie dem Rechtsempfinden keinenWeg weist. DerSupreme Court in Washington hat, in der Begründung des Urtheils gegen die American Tobacco Company, dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gegeben; und das Einverständniß der Regirung mit dem neuen Programm des Tabaktrusts (vier getrennte Concerns, die aber innerlich zusammenhängen) deutet nicht auf strenge Auslegung des Trusttrutzgesetzes. Die „Fleisch» packer" haben sich auf Gefängnißkost gesetzt, um den Prozeß in Gang zu bringen. Fromme Scheu vor dem Fiskus oder gar vor Gesetzen hat der Pankee nie gelernt; wenns nöthig ist, soll ihm der Staat vorwärts helfen. Der Baumwollspekulant Theodor W. Price verlangt, daß eine Baumwollvalorisation (nach dem Muster der brasilianischen für Kaffee) durchgeführt werde. Unter dem Schirm der Regirung, versteht sich. Theodor Price ist Haussier. Da der Baumwollpreis gefallen ist, muß der Staat ihn schnell wieder heben helfen und der Hausse Dauer sichern. Natürlich zum Besten der Farmer in den Baumwollstaaten. Das amerikanische Monopol unterwirft die europäische Textilindustrie den Spekulanten von drüben. Damit deren Faust noch härter auf der Alten Welt laste, soll „valorisirt" werden. Die Regirung kann den Rath nicht befolgen; aber Herrn Price bleibt der Erfinderuhm.

Schwerer noch als der Verarbeite? industrieller Rohstoffe wird der Lebensmittelkäufer von der Taktik der Börsenkönige getroffen. Man kann auch da, wenn man die Dinge nur als Aesthet sieht, von imponirender Kaltblütigkeit und kühner Strategie sprechen; aber die Wirkung läßt kein Behagen aufkommen. Und es war Zeit, daß endlich einmal der Wille des Gesetzgebers den Willen des Spekulanten übermannte. In Frankreich, der Heimath der Lebaudy, Ialuzot, Santa Maria, wurde der Kammer ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Bestimmungen des Code Napoleon gegen das svLspsrsmsnt (die Einsperrung von Waaren zum Zweck künstlicher Preissteigerung) ergänzen und verschärfen witt. Das französische Recht hat die Individualleistung bisher anerkannt und geschützt. Man ging offenbar von dem Gedanken aus, das Talent des Einzelnen, mag sichs künstlerisch, wissenschaftlich oder in der Ausführung von BSrsenmanövern äußern, sei amtlicher Achtung würdig. Nach geltendem Recht wird nur die Fälschung des Preises durch Abrede unter Mehreren gestraft; künftig soll jeder Versuch zu unnatürlicher Preisbildung geahndet, der Mißbrauch finanzieller Uebermacht hart bestraft werden. Die Spekulation will man in ihrem Lebenssitz nicht treffen; ihr nur einen Zettel aufkleben, der die Klassirung ermöglicht. Antisoziale Wünsche des Kapitals sollen, in Frankreich wie in Amerika, vereitelt werden; kann man die Entstehung eines Riesenvermögens nicht hindern, so will man wenigstens die wichtigsten Volksbedarfsmittel seinem Einfluß entziehen. Der Widerwille gegen mühelos gehäuften Reichthum beherrscht die Stunde.

Der Spekulant rechnet oft viel zu rasch und sein hastig schweifender Blick überfliegt manchmal das Wichtigste. Wie fern schlaue Spekulation glaubhafter Möglichkeit bleiben kann, zeigte uns wieder ein Beispiel. In Brüssel stürzten die Katangawerthe mit hörbarem Geräusch in die Tiefe. Nicht etwa, weil im Kongostaat der deutsche Nachbar gefürchtet wird (belgische Zeitungen haben freilich vor dem deutschen Kaufmann als furchtbar gefährlichem Konkurrenten gewarnt), sondern, weil aus dem Katangadistrikt böse Kunde kam. Ueber die Mineralschätze, die in der Südostecke des Kongostaates und am Tanganjikasec ruhen, sprach ich hier schon; ergiebige Kupferproduktion scheint dort möglich. Daß England, nicht Amerika, die Pioniere stellte, hat die Entwickelung vielleicht verlangsamt. Denn was Ionathan anpackt, reißt er in schnelle Bewegung. Doch er hat im eigenen Land Kupfer genug, mit dem er nicht fertig wird. Die Erzgänge im belgischen Kongostaat sollen so reich sein, daß sie, wie in der ersten Begeisterung verkündet wurde, die ganze Erde für hundert Iahre mit Kupfer versorgen können. Die Folge der ersten Rentabilitätberechnung war ein schwunghafter Handel mit den Aktien der Union Miniere du Haut Katanga, - der Compagnie du Katanga, der Tanganyika Concessions Company. Das Publikum war begeistert und trieb die Kurse auf steile Höhen. Die Aktien der Union Miniöre waren zu IWg Francs eingeführt worden; aber der Sturm, der über den Markt der Kongowerthe hinwegbrauste, brach der Kurspyramide die Spitze ab; Verlust: 100 Prozent. Die Erzlagerstätten sind nicht verschwunden; aber die Kosten der Verhüttung sind viel höher, als man vermuthet hatte. Den Weltmarkt wird das Katangakupfer fürs Erste noch nicht beherrschen. Dem Kupferbau fehlen die zum Betrieb fertigen Kohlenbergwerke, die den bei der Schmelze der Kupfererze nothwendigen Koks liefern könnten. Der Ertrag der Kupferwerke in Elisabethville, die der Tanganyikagesellschaft gehören, hat enttäuscht. Haben die Spekulanten nun ihre Hoffnung bestattet? Fällt ihnen nicht ein; wozu hatten sie sonst ihre Phantasie und die Erfahrung, die lehrt, daß man nach dem trübsten Tag wieder lustig werden kann? Das Publikum läßt sich einschüchtern oder mnß erst neues Geld auftreiben, ehe es den Versuch wagen darf, verlorenes zurückzuholen. Der rechte Börsianer schüttelt sich und schwört dann, beim nächsten Sturm werde er gewiß nicht schief liegen. Er allein aber kann die Pracht des Mammonstempels nicht erhalten; erst wenn das Geld der Menge im Kasten klingt, spricht sensalische Weisheit gelassen das große Wort: Erholung. Wer die Börsenpsyche (ohne deren Kenntniß der Beurtheiler im Dunklen tappt) ein Bischen studirt hat, weiß, daß hinter dem Trostwort „Erholung" oft nichts Anderes hockt als die Hoffnung, endlich sei den von Berufes wegen Spekulirenden gelungen, den großen Haufen, der allzu lange zaudernd am Ufer stand, wieder in den Strudel zu locken. Wohin er dieOpfer reißen wird? DieBörseerholt sich.

Ladon.

ßerauSgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. —
Pei-I -g der Zukunft in Berlin. — Druck P«n P«5 6 Äarleb ?>, m. b h, >n >er»n.

Berlin, den 9. Dezember 1911.
Finish.
Rede, in der, am dreißigsten Märztag, der Kanzler des Deutschen Reiches zu erklären versucht hat, warum er an die Wirksamkeit internationalerAbrüstungverträge und Schiedsgerichtenicht glaubechatte neben dem sachlichen offenbar noch einen persönlichen Zweck. Ihre Tonart, die, als Produkt einer schmal scheinenden Brust, überraschen mußte, war durch denWunsch bestimmt, sich aus dem hemmenden Gehaus einer Legende endlich zu lösen. Der Legende, die den Kanzler für eine betrachtsame, in sehnsüchtiger Pein nach den Firnen philosophischer Blickweite langende Natur ausgiebt; für einen in Nirwana, nicht in Sansara heimischen Mann" grauer Theorie, der die gemeine Wirklichkeit nicht aus nüchternem Auge zu sehen, zu den von ihr mit drängender Hast geheischten Entschlüssen sich nicht aufzuraffen vermöge. Für einen Intellektualmenschen, der alle Seiten jedes Dinges erkennen möchte, dem Ruf zu rascher That mit tausend Bedenken, tausend durchdachtenEinwänden antwortet, an derSauberkeit des Weges und derBeförderungmittel Allerlei auszusetzen hat, ohne den Beifall seines bedächtigen Gewissens nicht athmen mag und stets(nachGoethesWort),zwischenzweenEmpfindungenschwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, dieNnruhe, die ihn peinigen/ Philosoph und Privatdozent, Oberlehrerund Gouvernante: all diese Spottnamen sind inseinOhrgedrungen;und mußtenschließlich selbst dem Schoß eines Zauderers denWunsch entbinden, als

ge'] = 'root'; HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/000679567';

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Berlin, den 9. Dezember 1911.
Finish.
Rede, in der, am dreißigsten Märztag, der Kanzler des
Deutschen Reiches zu erklären versucht hat, warum er an
die Wirksamkeit internationalerAbrüstungverträge und Schieds-
gerichtenicht glaubechatte neben dem sachlichen offenbar noch einen
persönlichen Zweck. Ihre Tonart, die, als Produkt einer schmal
scheinenden Brust, überraschen mußte, war durch denWunsch be-
stimmt, sich aus dem hemmenden Gehaus einer Legende endlich
zu lösen. Der Legende, die den Kanzler für eine betrachtsame, in
sehnsüchtiger Pein nach den Firnen philosophischer Blickweite lan-
gende Natur ausgiebt; für einen in Nirwana, nicht in Sansara
heimischen Mann" grauer Theorie, der die gemeine Wirklichkeit
nicht aus nüchternem Auge zu sehen, zu den von ihr mit drängen-
der Hast geheischten Entschlüssen sich nicht aufzuraffen vermöge.
Für einen Intellektualmenschen, der alle Seiten jedes Dinges er-
kennen möchte, dem Ruf zu rascher That mit tausend Bedenken,
tausend durchdachtenEinwänden antwortet, an derSauberkeit des
Weges und derBeförderungmittel Allerlei auszusetzen hat, ohne
den Beifall seines bedächtigen Gewissens nicht athmen mag und
stets(nachGoethesWort),zwischenzweenEmpfindungenschwebt,
gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie ver-
einigen kann als eben der Zweifel, dieNnruhe, die ihn peinigen/
Philosoph und Privatdozent, Oberlehrerund Gouvernante: all
diese Spottnamen sind inseinOhrgedrungen;und mußtenschließ-
lich selbst dem Schoß eines Zauderers denWunsch entbinden, als

den unter des Lebens goldenem Baum erwachsenenMann harter Realität sich vor den Landsleuten aufzurecken. Weil er nicht das Stigma des Träumers, eines im Aktenstaub dem Leben fernen, tragen will, wendet er sich schroff vom Bild einer neuen Utopia. WähntetIhr, er werde Kant citiren und Euch in den.süßen Traum' vonewigemFriedenzulullentrachten?Ihrirrtet.DergroßeImmanuel rief: ‚Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen derMöglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von denzum Kriege gerüsteten StaatenzuRathgezogenwerden.'Erforderte in den Definitivartikeln den Förderalismus freier Staaten, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Nichts für einen Royalisten,ders schneller alsBismarck, alsBülowsogar biszum Generalmajor gebracht hat. Träumer? Die Anderen sinds, die Zünftigen, denen derKanzler aus Züchtung des innerenDienstes als Weltfremdling und der Diplomatie Unkundiger konfrontirt wird. Die Grey, Birrel, Knoz, die von Wehrmachtkontingentirung und Schiedsverträgen schwatzenund mit ihren buntenWortnetzen den Völkern das Gesichtsfeld verhängen. Ein fester Griff: und das Gespinnst zerfällt in werthlose Fetzen; und das frei gewordene Auge sieht die straffe Gestalt des Realpolitikers, dessen wohlthätige Grausamkeit gefährliche Täuschung von dentzirnenriß. Plan' 6ite! So wünschtet Ihr ja den Kanzler. Dürft Ihr nun froh sein? Völlige Unkenntniß akustischerWirkungen: wer je eine vom fünften Kanzler gehaltene Rede hörte oder las, fühlte sich von dieser Wahrnehmung gerührt. Die MärzredS brachte uns das bisher lehrreichste Beispiel solcher Verkennung. Am zehntenDezember1910 erzählte Herr von Bethmann im Reichstag, zwischen Großbritanien und Deutschland habe ein vertrauensvoller und zwangloser Gedankenaustausch begonnen. ‚Die Pourparlers waren von freundschaftlichem Geist getragen.' Deutsche und Briten vereine der Wunsch, in ihrer Rüstung jede Rivalität zu meiden. Am dreizehnten März 1911 antwortet Sir Edward Grey. So artig, wie je ein englischer Minister sprach. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Dezemberrede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit frohem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt laut denNutzen internationaler Schiedsgerichte und läßt die Hörer ahnen, daß über ein anglo»

amerikanisches Bündniß verhandelt wird. Dieses Bündniß, das zunächst in der unauffälligen Form eines Schiedsvertrages ans Licht kommen soll, wird von Iubelchören begrüßt. Der Lord Mayor von London organisirt die Begeisterung. Zu den in der Albert Hall lauschenden Massen spricht, am neunundzwanzigsten März, der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und Herr Asquith, der Premierminister, erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Am nächsten Tag redet der deutsche Kanzler. Er wird, dachte man, Herrn Grey danken, sich zu jeder würdigen Verhandlung bereit erklären, einiges Nette über den werdenden Schiedsvertrag sagen und Kant citiren. ‚Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuberlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigenBündnissen stünden.' Prüfung des von 1793 bis 1911 für Völkerrecht und Staats-Vernunft Erreichten. So (ungefähr) hatte mans erwartet. And ward durch die zwischen Ironie und Härte wechselnde Tonart jäh überrascht. Folge? Lord Roberts und Herr Delcasse preisen die Rede, die England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an derThemse,Newa,Seine,ihrenVolksgenossen, dem deutschenMuster nachzustreben. Die Liberale Partei Englands ist verstimmt und hört von den Konservativen, daß ein Wahn sie geäfft habe. ‚Baut Dreadnoughts und schafft Euch einLandheer, das Einfallsversuche abwehren kann. Das Deutsche Reich will keine Verständigung; will seine Seewehr kräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle andere n Volker lechzen nach Frieden. Der Störenfried wohnt, der Erzfeind, in Berlin.' Des Kanzlers Werk. Wars nöthig? Das eifernde Mühen, durch offiziöse Nachträge die Wirkung der Rede abzuschwächen, zeigt, daß sie unwillkommen war; nicht der Absicht des Redners entsprach. Der lernt sich in die Schallgesetze nicht schicken. Was er sagte, hatten hundert

Redner und Schreiber dem Erdkreis gekündet. Nicht das winzigste Keimchen eigenen Denkwillens guckte, nahen Lenz verheißend, aus den versandeten Rasenflächen dieser Gemeinplätze. Dennoch: gerade in dieserStunde durfte der Geschäftsführer des Deutschen Reiches nicht so reden. Vierzig Jahre deutscher Politik, meinte er, haben erwiesen, daß wir nirgends Händel suchen. Abrüstung? Ein schöner Gedanke. Aber die edlen Schwärmer haben noch keine brauchbare Formel gefunden. Nirgends. Kriege werden nicht mehr von den Kabineten, sondern nur noch vom Volksinter- esseundvonderOeffentlichen Meinung bewirkt. (Alexejew!) Ver- träge der Regirungen genügen also nicht. Wer die Großmächte zur Abrüstung bestimmen will, muß zuerst eine Rangordnung schaffen, mit der alle zufrieden sind. England fordert für sich das Recht auf eine Flotte, deren Stärke von keiner möglichen Koali» tion überboten werden kann, Ist dieser Ranganspruch, den kein Verständiger tadeln darf.mit denWünschen andererGroßmächte vereinbar? Jede Nation will die Machtstellung, die ihr die Ge- sammtsumme ihrer Kräfte anweist, Keine will auf die diesen Kräf» ten erreichbaren Wehrmittel verzichten. Wer schreibt den Rang, die Machtrelation vor? Wer schlichtet entstehenden Streit und bürgt den zur Abrüstung Bereiten dafür, daß ihr Nachbar sich gewissenhaft an das Vereinbarte hält und nicht im stillen Dunkel Heer und Flotte vergrößert? ,So lange die Staaten Staaten, die Menschen Menschen bleiben, ist dasProblem herAbrüstung un» lösbar/ Großbritanien und Deutschland können über, ihre Flot- tenbaupläne Nachrichten austauschen und einander dadurch vor Aeberraschungen schützen. Wer mehr erhofft, wiegt sich in holden Träumen. Schiedsverträge werden nur da gehalten, wo sie die Ehre und die Selbständigkeit der Völker unberührt lassen, Noch gilt der Satz, daß der Schwache des Starken Beute wird. Ein Volk, das für seine Rüstung nicht mehr so viel ausgeben will oder kann, daß es sich in der Welt durchzuse tzen vermag, sinkt in die Rolle eines Statisten, der thatlos den im Drama handelnden Personen zu» sieht. Jeder Satz sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich; wie eines kühlenRechners Rede, nicht eines Feindes. Doch nicht auf Tauris nur spricht man vergebens viel, um zu versagen, Brita» nias Ohr hörte von Allem nur das schroffeNein, das ihrenVor- schlag barsch von der Schwelle wies. Wars nöthig?

Die Kurzsicht mag sich einbilden, einBretterzaun schütze das Werftgeheimniß. Der deutsche und der britische Admiralstab ha» Ken einander nicht allzu viel Neues mitzutheilen; und die Auf» gäbe der vom Patriotendrang ins Spionenamt Getriebenen ist meist nur, die Angaben bezahlter Späher an Ort und Stelle nach- zuprüfen. Die Wehrmacht fremder Staaten ist unkontrolirbar? Und welchen Vortheil verheißt dann der Nachrichtenaustausch, von dem der Reichskanzler eine wesentliche Besserung des Ver- hältnisses erwartet? Wenn England sein Bauprogramm in Ber- lin vorlegen läßt, sind wir vor Neberraschung sicher. Wenn wir uns in einem festen Vertrag mit England über die Zahl, Armir- ung und Leistungfähigkeit neuer Kriegsschiffe einigen, bleibt die Gefahr, daß eine Macht die andere heimlich zu überbieten suche. Im ersten Fall genügt die Kontrolle; im zweiten ist sie unzuläng» lich und kann nur Mißtrauen und Feindschaft stiften. .Gewöhn- lich glaubt derMensch,wenn er nurWorte hört,es müsse sich da- bei doch auch was denken lassen.' Die mächtigste Industriegesell- schaft kann ihren Bankier nicht hindern, sich am Finanzgeschäft ihres Konkurrenten heimlichen Gewinn zu sichern. Das stärkste Syndikat ist nicht gegen jede List eines Mitgliedes geschützt. Sind feste Bankverbindungen und Syndikate deshalb werthlos? Herr von Bethmann müßte die Frage bejahen. Ein Vertrag, der die Wehrmacht zweier Länder begrenzt, scheint ihm unnützlich, weil er umgangen, gebrochen werden könnte. Er zählt, mit gefurchter Stirn, alleBedenken auf, die gegen ein anglo»deutsches Flotten- abkommen sprechen, und hofft, Britanien werde sich mit der Zu» , versicht trösten, daß die Steigerung deutscherWehrmacht nur den Zweck habe, dem Reich des Friedens freundliche Gewohnheit zu wahren. Noch ists nicht gelungen. Deutschland wartet, bis seine Dreadnoughts (und die Oesterreichs) fertig sind, schwenkt inzwi» schen Tag vor Tag die Friedensfahne: und überfällt uns, wenn dieRelation ihm günstig und unsere alternde Armada entwerthet ist, mit Forderungen, die dem Inselreich Krieg oder Demüthig- ung aufzwingen/ Das ist drüben Oeffentliche Meinung. Wäre Deutschland mit seinem Besitzstand zufrieden, dann, sagt der Peer von England und der Mann auf der Straße, würde es Greys Vorschlag gern annehmen. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat ihn unannehmbar genannt; jede Hoffnung auf einen Bertrag,

der die Streitkräfte zweier Mächte bindet; utopisch. Das entscheid dende Wort ist gesprochen worden. Dürfen wir froh sein?"
Diese Frage wurde im Frühjahr hier gestellt. »Der britische Vorschlag, den Wehrmachtumfang zu begrenzen,bot Staatsmännern ein Rhodus, auf dem sich die Springkraft erproben konnte. Was hätte Bismarck aus solcher Situation gemacht! Auch ein Kleinerer vermochte ansehnliche Mengen von dem Boden zu ernten, auf den Grey sich so weit vorgewagt hatte. Zustimmen, Spezialvorschläge erbitten, mit artigstem Dank amendiren, an das Spalier glaubwürdiger Begeisterung Bedenken von dunkelster Föhrenfärbung ranken.sich neigen oder bäumen, vetterlich lächeln oder sorgenvoll dreinstieren, bis, in kompromittirendem Hin und Her, der Gegenkontrahent so weich und palpable geworden war, wie man ihn haben wollte: da war viel zu erlangen. Anter allen Zünftigen eine Stimme, daß wirs täppisch gemacht und aus dem psychologischen Moment nichts herausgeschlagen haben." Der konnte ergiebiger werden, als im Mai draußen zu ahnen war. Schon hatte Muley Hafid die Franzosen als Helfer nach Fez gerufen und Herr von Kiderlen (nach dem hübschen Spottwort GabrielsHanotaux) in der marokkanischen Sache die Gelegenheit zu starker Markirung seines Amtsantrittes gewittert. Wer die Französische Republik in geduldige Fügsamkeit zwingen wollte, mußte sich der Möglichkeit freuen, Englands Antrag, im Ton kluger Herzlichkeit, Monate lang zu erörtern und so, durch die Beschäftigung mit verschiedenem Gesprächsstoff, die Einheit der Westmächte wenigstens für ein Weilchen zu lockern. Wenn die Allgemeine Elektrizität- Gesellschaft in der Türkei ein Geschäft machen will, wird ihr für die Zeit der Vorarbeit und des Abschlusses ein Antrag der DeutschenBank, einander fortan nicht die Handelswege zu sperren, besonders willkommen sein: weil er dem schwebenden GeschäftdieGefahrmindert, durch denEingriffderimOrientmächtigsten Bank gestört zu werden. So lange sie auf anglo-deutsche Verständigung über die Flottenrelation hoffen durften, hätten die Herren Asquith und Grey Frankreich gesänftigt, nicht in Wuth gehetzt. Doch in der Wiege ward dieHoffnung gewürgt. Herr von Bethmann konnte sagen: »Wir werden uns niemals unter fremdenMachtspruch beugen; niemals ein obligatorischesSchiedsgericht anerkennen. Gern aber jeden Vertrag abschließen, der uns

nicht Unwürdigeres zumuthet als dem anderen Kontrahenten."
Er hat gesagt: „EineVerständigungüber die Grenzen der Wehrmacht ist unmöglich." Seitdem mußte England, um seine Zukunft zu sichern, neue Freunde suchen und von den alten, wie von sich selbst, die höchste Kraftleistung fordern. Konnte die Bank anders handeln, der die größte Industriegesellschaft den Einigungwunsch abgelehnt und die Möglichkeitgelassen hätte, der Spröden schnell ein wichtiges Geschäftzu stören? Bismarcks Politik, sagt Hanotauz (mit dem, als er noch am Quai d'Orsay regirte, selbst Holsteins Preußenherz gut auskam), „ war do ch gewiß kräftig; aber auch weitsichtig und ihrer Ziele bewußt. Wo sie Gewalt anwandte, galts einem erreichbaren Zweck, zu dessen Werth der Kraftaufwand in richtigem Verhältniß stand, und die Linie des Handelns war, vom Anfang bis ans Ende, weislich besonnen. Haben die Epigonen diesen Brauch verlernt?" Seit dem dreißigsten Märztag mußte England überzeugt sein, daß im Deutschen Reich der Wille zur Machtmehrung mit rauhem Ruf jede sanftere Stimme übertöne; mußte die Liberale Regirung, der so oft nachgesagt worden war, daß sie im internationalen Geschäft durch Schwachheit sündige, nach der Gelegenheit ausspähen, die Ablehnung des Dezemberantrages zu rächen und vor dem von deutschem Wunsch begehrten Gebiet einen Graben zu ziehen. Die Gelegenheit kam schnell. Erst die Erinnerung an den Märzvorgang lehrt ein haltbares Urtheil über das in den letzten^Novembertagen aus Westminster Gehörte finden. Sir Edward Grey: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Öeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und dieseFlotte könnte zumAngriffbenutztwerden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche thun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denkennicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu gelangen hofft; und ich werde, was ich

irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich zu bessern." Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Anterhausspitze der Konservativen Partei: »Die von unserer Regirung getriebene Politik war richtig. Wir gönnen dem Deutschen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern." Premierminister Asquith: »Nach meiner Rede vom siebenundzwanzigsten Iuli konnte nur Einer, der uns für unredliche Menschen hielt, uns die Absicht zutrauen, dem zwischen Frankreich und Deutschland jetzt abgeschlossenenVertragHindernisse zu bereiten. Wir wollen den Frieden und suchen nicht Gründe zu irgendwelchem Streit mit anderen Mächten." Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcasse die Entente dorcZiale vereinbart hat: »Greys Rede ist eine der bedeutsamsten, die je von der Lippe britischer Minister kamen. Ich glaube, daß in Deutschland, wie inBritanien.derWunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt." ViscountMorley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, mit seinen dreiundsiebenzig Iahren noch der tuhnsteDenker des Oberhauses: »Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Aufmerksamkeit, darf uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur leicht verständlich ist, sondern fvgar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Theil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. And an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht." Englands Märzantrag war abgelehnt, England war seit fünf Monaten verdächtigt worden, den Friedensschluß zwischen Deutschland und Frankreich zu hemmen: kein Anbefangener darf danach das Echo, das ausWestminster über denKanal klang,unfreundlich schelten. Die Briten haben würdig und höflich gesprochen; weder Furcht gezeigtnoch herausfordernde Worte über den Zahnwall geschickt. Sie möchten, Konservative wie Liberale, mit dem DeutschenReich,dessenWachsthumsie beunruhigt, dessen Niederwerfung ihnen höchstens mit russischer Hilfe noch denkbar scheint,

in Frieden leben und wären froh, wenn es sich entschlösse, ihnen in der islamischenWelt denVorrang zu lassen und sie nicht mehr, durch hastigen Flottenbau, zu schwer erschwinglichem Geldaufwand zu zwingen. Die Schanzen dieser Wünsche können sie nicht räumen: Indien ist verloren, wenn die Mohammedaner sich gegen das Häuflein weißer Herren wenden, und dersnichtaufDemokratie eingerichteten) Reichsruhe wird die Masse gefährlich, wenn sie ihre Hoffnung von der Unersättlichkeit der Wehrmächte bedroht fühlt. Daß England diesmal den freundschaftlichsten Ton anschlagen werde, war vorauszusehen (und ist hier vorausgesagt worden). Der blasseIulmond blickt auf eine andereErde als dieSeptemberfonne. Turko-italischer Krieg (dessen Folge, wenn Italien seinen Willen durchgesetzt hätte, einBalkanbrand gewesen wäre). Revolution in China, wo britisches Mißtrauen gegen Iapaner undVunkeesauf der Wacht sein mutz. Rußland, das sich zu europäischer Aktion noch nicht starkgenug dünkt, doch schon wieder an dem Schloß seines Südmeerkäfigszuzerrenbeginnt.sucht inOstasienundin Persien sein gesunkenes Ansehen zu heben und bringt durch jähes Handeln, dessen Ungestüm an die Gewittertage Ignatiews erinnert, den auf Mufulmanenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, die stärksten Geschwader, als ileet in being, in der Nordsee zu halten, muß jederMinister und Admiral Britaniens in solcher Zeit als drückende Last empfinden. England, das gerade jetzt einen (von Beresford erfehnten)Befehlshaberwechsel in derMarine für nöthig hielt, sprach höflich, weil es morgen seine Schiffe in südlicheren Gewässern brauchen kann und drumDeutschlands Groll schwichtigen möchte. Höflich durfte es sprechen: denn seiner Sommerwünsche Ziel ward erreicht. Herr von Bethmann ist anderer Meinung. In einerRede, die als Parlamentstaktikerleistung höher steht als je eine von ihm gehaltene, die freilich aber nur rasch verhallende Wortschölle bietet, hat er gesagt: »Wir haben erreicht, was wir erreichen wollten." Was haben wir erreicht? Erstens: einen Wirthschaftvertrag, der uns in Marokko genau die selben Recht giebt wie allen anderen Signatarmächten von Algesiras und der bis heute noch von keiner dieserMächte als Verheißung neuen Heils begrüßt worden ist. Einen Vertrag, aus dessen Wortlaut nur ein allzu Harmloser die Hoffnung schöpfen kann, das deutsche Ge-

werbe werde sich im Scherifenreich den selben Raum erorbern wie das der warm im Protektoratsrecht sitzendenRepublik. Einen Zustand, der uns schon auf dem Papier im Wesentlichsten ungünstiger ist als der 1909 vereinbarte. Die Staatsbank, an die Artikel 34 der Algesirasakte den nach Schatzscheinen langenden Maghzen wies, verliert sacht ihr Vorrecht und Frankreich kann seine marokkanischen Schatzgeschäfte dann mit pariser Banken machen, die fremdem Einfluß unzugänglich sind. In den Hauptkommissionen kann Frankreichs überwiegende Macht mit der Deutung des Zollgesetzes und dem Zuspruch.nach Submissionen schalten.wieihrbeliebt.EinfranzösischerAdmlnistratorderStaatsbank hat alljährlich über das Eisenbahnwesen zu berichten und kann dem Bericht die vom Interesse der Schutzmacht geforderte Farbe geben.DieRepublik,derdieAusbeutungdergrsnäes entreprises (Häfen, Eisenbahnen, Straßen, Telegraphen) vorbehalten bleibt, ist nicht gehindert, durch die Gewährung von Importprämien an ihren europäischen Grenzen die erstrebte Gleichheit der Ausfuhrbedingungen für Eisenerze unschädlich zumachen. WarumsuchenunsereBankenihrenmarokkanischenBesitzloszuwerden? Warum haben die Brüder Mannesmann, nachdem ihre Bitte, dieNnterzeichnungdesfranko-deutschenAbkommens für ein kurzes Weilchen zu vertagen, in derWilhelmstraße taube Ohren gefunden hatte, sich in das Ioch einer (so lange hartnäckig abgewehrten) Franzosenmehrheit geduckt? Weil der Novembervertrag den aus demIahr19l)9 überlebendenHoffnungrest vernichtete. Zweitens ward dieAngliederung vonZacken und Zipfeln erreicht, in deren Klima der Europäer nicht arbeiten kann, die von Schlafkrankheit und Raubbau verwüstet, nur durch die Düngung mit Dutzenden von Millionen vielleicht zu saniren sind und zu deren Empfehlung Herr von Lindequist um keinen Preis auch nur ein armes Wörtchen sagen wollte. (Unbegreiflich, daß im Reichstag nicht gefragt wurde, wer dieses Gebiet denn aus eigenerAnschauung kenne, auf wessen Gutachten der Kanzler sich gestützt und weshalb er nichtvordem Vertragsabschluß die Gouverneure vonKamerun und Togo nach Aequatorialafrika geschickt und zu Berichten aufgefordert habe.Kolonialamt und Kolonialgesellschaft schroff dagegen,nicht ein alssachverständig anerkanntesUrtheil dafür: daß eineGroßmachtmitsolchemunbesehenenGebietszuwachs prunken

könne,hatteEuropagesternnochnichtgeglaubt.)DarumAnsehens-
verlustund Kriegsgefahr ? Darum den Schlaf der Welt gestört, den
liebenTürken ein Italienerheer in dieFlanke gehetzt und Deutsch-
lands öffentliche und privateWirthschaft Monate lang geschädigt?
Die Deutschen, sprach Graf Posadowsky inBielefeld, »sind meiner
Stimmung, die der Einzelne die gekränkten Selbstgefühles nennen
mag. Die Karte der Neuerwerbungen ist ein so wundersames Ge-
bild, wie mans im ganzen Atlas wohl kaum noch einmal findet.
Ich halte die Größe des erworbenen Gebietes für ziemlich gleich-
giltig. Die Erschließung unseres räumlich ungeheuren Kolonial-
besitzes wird im Lauf der Iahre Riesensummen fordern. Von einem
Land, wo der Eingeborene nicht arbeiten will, der Einwanderer
nicht arbeiten kann,ist eineStärkungunsererwirthschaftlichenund
politischen Macht nicht zu erwarten." Herr von Bethmann redet,
als sei er zufrieden. (Von allen Parteiführern hat auch jetzt nur
der Herzog von Trachenberg, der dem Fähnlein der Zwanzig
vorantrabt, ihm das Recht dazu anerkannt.) Ist ers wirklich?
Dann ähnelt er nicht nur an Körperslänge dem österreichischen
GrafenBuol-Schauenstein,den in seiner ersten Ministerzeit nicht
derKoburger Ernst allein für »einen charaktervollen,verläßlichen
Mann von sehr konservativer, nüchterner Gesinnung" hielt und
den ein unseliger Hang in Selbsttrug und Selbstvergottung dann
von Tag zu Tag mehr blendete. Der Agadirgestus, mit dem
er am dritten Iuni 185Ä die Russen zur Räumung der Donau-
fürstenthümerzwingen wollte.war ein lange nachwirkenderFehler.
Als er vorBeustsOhr prahlte, er habe die Fürstenthümer «in der
Tasche", dämmerte schon der Morgen, der sie ihm nehmen sollte.
Auch er wähntebisinden Vorabend desPariser Friedens, Alles,
was er erreichen wollte, erreicht zu haben; und begriff nicht, wa-
rum sein Oesterreich plötzlich so vereinsamt, von so zorniger Feind-
schüft umlauert sei. Die Nächsten hatte er, Preußen und Russen,
bitter gekränkt und nirgendwo sich damit Dank verdient. Bismarck
schrieb damals: «Um ein paar stinkende Walachen zu ergaunern,
tragen sie in Wien kein Bedenken, alles in Deutschland mühsam
erworbene Vertrauen aufs Spiel zu setzen." Wiederholt sich im
Leben der Menschen, der Staaten nicht jede Thorheit? Selbst
Herr vonBethmann würde aber wohl vor dem Entschluß zaudern,
um den selben Einsatz das Iulispiel noch einmal zu beginnen.

Und ein Handeln, zu dessen Wiederholung man sich unter keinen Umständen entschlösse, ist jedem Blick als unnützlich erwiesen. Der letzte Tag der zwölften Legislaturperiode sollte allerlei Zweifelsfragen beantworten und «Lücken" ausfüllen, die Greys Darstellung gelassen habe. Offiziös wars verheißen worden. Doch als der Reichstag geschlossen wurde, war er, war die Nation so klug wie zuvor. Weshalb hatte man die Botschafter in Paris und London, statt sie in das Vertrauen zu ziehen, auf das ihr Amt ihnen das Recht giebt, mit der Schiffssendung überrascht und noch später auf Zufallsberichte besser bedienter Kollegen angewiesen? WeshalbHerrn vonLindequist ungehörigenAusplauderns amtlicher Geheimnisse bezichtigt, das ganze Kolonialamt öffentlich bemakelt und in fünfWochen die Disziplinaruntersuchung gegen die Verdächtigten nicht so gefördert, daß ihr Ergebnis ans Licht kommen konnte? Iede Expertise über den Werth der einzuhandelnden Aequatorialstreifen gemieden und sich mit der vom Botschafter Frankreichs gelieferten Karte begnügt? DasKriegsministerium,das nun erklärt, mit den schwarzen Truppen der Republik für die Zukunft rechnen zu müssen, nicht früher gehört, statt jede Erwähnung dieser Gefahr wie kindischen Schwatz zu belächeln? Den Kreuzer »Berlin" aus Agadir just zurückgerufen, als Paul Deroulede es in einem Offenen Briefe verlangt und Sir Edward sich zur Rede über die Wirrniß des Sommers bereitet hatte ? Weshalb haben Kanzler und Staatssekretär wichtige, fürdieUrtheilsfindung entscheidende Dinge verschwiegen? Daß die Rede des englischenSchatzkanzlers nichtetwa von einem Hitzkopf improvisirt, sondern, Wort vor Wort, von drei Minister erwogen worden war? Daß in den drei Wochen, in denen, nach der Angabe des Herrn von Kiderlen, England schweigsam geblieben sein sollte, Grey zweimal mit Wolff-Metternich, Asquith im Unterhaus, Goschen in derWilhelmstraßeüberdie zwischen Berlinund Paris schwebenden Verhandlungen sprach? lAnoiAinus. lAn«rabimu8? Dann ist deutsche Geduld unnachahmlich. Einstweilen sind wir in den Glauben gezwungen, daß Greys Darstellung an keiner Ecke auch nur den winzigsten Angriffspunkt bot. Herr von Bethmann widerspricht ihr nicht (und zeigt durch den Verzicht, daß er sie vollständiger, wahrhaftiger finde als öie seines Gehilfen); meint nur, in dem von Georgs Staatssekretär am vierten Iuli

ZUM Deutschen Botschafter Gesagten sei »eine zu beantwortende Frage nicht zu erblicken gewesen". An diesemTag hatte Grey gesagt: »DerdeutschePanthersprungnachAgadirhatuns bestimmt, in einer Kabinetssitzung die dadurch entstandene Lage zu erörtern. Wir könnten uns nicht von Verhandlungen ausschalten lassen, die morgen vielleicht unseren Interessenkreis berühren, noch neue Vereinbarungen,zudenen wirnichtmitgewirkt hätten, anerkennen. Wir können einer Verhandlung über Marokko nicht wie ein Anbetheiligter zuschauen. Ich muß betonen, daß ich im Namen der Königlichen Regirung spreche und die von ihr gewählten Worte anwende". Diese offizielle und wichtige Mittheilung konnte nur Einer unbeantwortet lassen, der sich, mit bewußter Absicht, hart» hörig stellen und schon den leisen Versuch einer Einschüchterung abwehren wollte. Solcher Entschluß wäre immerhin zu verthei» digen. Was aber geschah nun? Was niemals geschehen durfte und von dem Beredtesten nicht entschuldigt werden kann. Das Britenministerium fand sich unhöflich behandelt, glaubte, durch Grobheit den Berlinern die Zunge lösen zu können, und ließ Lloyd George wider deutschen Nndank, deutschen Nebermuth wettern. Zweiter Einschüchterungversuch also; dreisterer. Der durfte die von ihm erhoffte Wirkung nicht bringen. Brachte sie aber. Vom vierten bis zum dreiundzwanzigsten Juli war aus Berlin keine Antwort gekommen. Dann, drei Tage nach der in Mansion tzouse zwischenBratenundBirneservirtenNnverschämtheit,erklärtGraf Wolfs» Metternich im Auftrag seiner Regirung, Deutschland erstrebe inMarokko nicht das allergeringste Sonderrecht und sei bereit, auch im Kongobezirk den Bogen seiner Forderung minder straff zu spannen. Am nächsten Tag tadelt er zwar scharf die be» drohende Deutung, die ein großerTheilderPressein England und Frankreich den von Lloyd George gesprochenen Sätzen gegeben habe, betheuert aber wiederum, daß Deutschland keinen Eingriff in eine britische Interessenzone plane. Und trotzdem ihm jede »Erklärung über die Rede des Schatzkanzlers", als mit der Bri» tenwürde unvereinbar, von Grey geweigert worden ist, kommt er am Siebenundzwanzigsten mit einerNote, die an mancher Stelle nach Devotion schmeckt, die oft bewährte Loyalität des Staatssekretärsrühmtunddietzoffnung ausspricht, daß Englands freund» licher Zuspruch den Abschluß mitFrankreich beschleunigen werde.

Das durfte niemals geschehen. Auch nicht, wenn der berliner Kalkul, laute Rüge derDreimännerrede müsse Frankreichs Vertrauen auf britische Hilfe stärken, richtig war. Obendrein war er falsch; die Iakobiner jauchzten: »England weicht nicht von uns und Deutschland wagt nicht, die Drohung offen abzuwehren." Achtundzwanzigster Iuli. Am dritten August vernimmt die Erdfeste, »daß in den Unterredungen zwischen den Herren Cambon und von Kiderlen eine Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden hat." Wer darf staunen, wenn er nach dieser Ereignißfolge aus Greys Mund hört, Kollege Lloyd George habe mit seiner Rede die Verhandlungen nicht gestört, sondern gefördert? »Nach dem siebenundzwanzigsten Iuli gab es zwischen der deutschen Regirung und uns keine Schwierigkeit mehr." Keine; natürlich: von den Küstenstädten, dem Gabon, dem »ganzen" Longo k^ancais warnicht mehr die Rede, auch nicht von demVorkaufsrecht auf den Kongostaat der Belgier; und was übrig blieb, hatte jeder Brite stets dem Vetter gegönnt. Herr von Bethmann beseufzt noch heute das Mißtrauen, das seiner Cirkularnote über den Zweck der Schiffssendung schielend nachhinkte. (Wer hat ihr denn in Deutschland geglaubt? Wer, seit der Piemontese Karl Albert friedlichstem Nachbargruß die Kriegserklärung an Oesterreich folgen ließ, blind der Betheuerung vertraut, die eine ins Große strebende Aktion einleitete?) Noch immer wundert Herr von Bethmann sich auch darüber, daß England eine französische Herrschaft über Marokko freundlicher beurtheilt als einen deutschen Versuch, sich dort Stützpunkte zu schaffen. (Am gegen Deutschland einen nahen Helfer zu werben, hat Eduard, trotz allen Warnern von Nelson bis auf Drummond Hay, der Französischen Republik im April l904 Marokko zum Fraß hingeworfen.) Noch immer hängt er in den Maschen des Wahnes, »mit Frankreich allein verhandelt zu haben." (Frankreich hat jeden Schritt und jedes Wort mit England berathen, hat nur gewährt, was England für unschädlich hielt; und am siebenundzwanzigsten Iuli ist die englische Mit» wirkungvonBcrlinaus erbetenworden.) Unser Botschaftermußte fragen, ob die Regirung SeinerHuldvollenMajestät für dieRede des Schatzkanzlers die Verantwortung übernehme, und, statt in verärgertem Ton zehnmal zu geloben, daß ein Briteninteresse nicht verletzt werden solle, höflich sagen: »Wenn die Nothwendigkeit deutscher Entwickelung es heischt, können wir auf behut-

samcn Eingriffin Ihren Interessenkreis nicht verzichten, der allzu breit geworden ist, als daß eine wachsende Großmacht ihm überall ausbiegen, in ihm die für alle Ewigkeit feste Grenzlinie respek» tiren könnte." Solche Sprache versteht der Brite. Jetzt? Wenn mans recht bedenkt, sagt er sich, hat die Rede des Schatzkanzlers erwirkt, was sie erwirken sollte: Deutschlands Nachgiebigkeit. Vorbei. Auch zwischen Frankreich und Spanien scheint Bri» tania als Vermittlerin thätig; auch die Gelegenheit, durch kräftige Unterstützung des französischentzerrnrechtesgegendenspanischen Anspruch die Erinnerung an Agadir zu tilgen und den Bund der Westmächte zu lockern, ist vielleicht schon versäumt. Ein Starker mit schnell alle Möglichkeiten ausschöpfendem Blick hätte den Franzosen gesagt: »Jetzt müßt Ihr, trotz Delcasses dummem Geheimvertrag, das ganze Marokko, sammt Tanger und dem rechten Sebu»Nfer, haben; gegen spanischen Ausdehnungdrang dürft Ihr auf uns rechnen." Bis zur Höhe dieses Gebotes hätte das mit der Sorge um Gibraltar und Suez bepackte Angelnreich sich kaumauf» gerafft. Nun ists, wenn die Zeichen nicht trügen, zu spät. Deutsch» lands Schlappe kann und soll nicht beschönigt werden; darf der Nation aber nicht den Muth lähmen. Wir haben eine Schlacht verloren, die irrlichtelirende Thatenlust heraufbeschwor. Die Lügen» blase, deren Schillern dem deutschen Auge einbilden sollte, durch irgendwelche »vertrauliche Mittheilungen" sei das Artheil der Fraktionen, des Volkes gar gewandelt worden, ist mit süßlichem Gestankzerplatzt. Deutschland hat gezeigt, daß es furchtlos ruhige, noble und starke Politik will, neue Bluffs und kurzathmige Geckereien nicht dulden wird. And der Kanzler, der sich zum ersten Mal als gelehrig erwies, hat am fünftenDezember geredet, wie er am neuntenNovembernoch nicht zu reden wagte. Weiter! Der deutsch» russische Perservertrag kann von den Ereignissen noch schneller makulirtwerden als das franko-deutsche Februarabkommen über Marokko.And von derAdria her nahen Wolken, deren Gewitterfluth auch unserenAcker von Schutt und Schlamm reinspülen kann. WarumistFranzFreiherrConradvontzötzendorfnichtmehrChef des austro» ungarischen Generalstabes? Weil er, wie vor dem Krimkrieg seinVorgängertzeß in demGeneraladjutantenGrafen Grünne, im Hause seines Kaisers einen schlauen Gegner hatte? Nein; weil er nicht glaubt, daßeinvommüdenWilleneinesAcht» zigers beherrschtes Reich unter allenAmständendie Kriegsgefahr

meiden müsse. Italien ist Oesterreichs Verbündeter und nächster Feind. Die Periode russischen Heeressiechthums noch nicht beendet, Türken und Italiener in blutigem Zwist: von solchem Himmel kann der Oesterreicher alte und neue Rechte holen. In der Adria, deren Ostflanke die Römer umgieren, sich den Vorrang sichern; den Weg nach Saloniki öffnen und mit dem Kiel seiner Schiffe über die Weltstraßen des Aegaeischen Meeres auf die Märkte des Orients eilen. Weh uns, denkt derThronfolger, der Generalstabschef, wenn wir die Gunst dieser Stunde nicht nützen! Daß solcher Plan auftauchen könne, hat Italien gefürchtet und deshalb nur den Süden, nicht Tirol und Venezien, von Truppen geblößt.Conrad fordert rasche Vorschiebung tüchtiger Regimenter. Aehrenthal und Schönaich, der Kriegsminister, widerstreben so auffälliger Dislozirung, die dem von erneutem Römerimperium träumenden Hirn der Italiener die letzte Hemmung wegsengen müßte. Franz Ferdinand (der gewiß nicht, wie wiener Klatsch meint, aus einem siegreich gegen Italien geführten Krieg als vom Papst dem hausgesetzlichen Versprechen entbundener Mann einer Kaiserin heimzukehren hofft) drückt, noch einmal, seinen Willen durch. Der Kriegsminister geht. Böhmische Regimenter rücken ins Grenzland. Italien droht, aus dem Dreibund zu scheiden, wenn die Genossen ihm denKampf gegen dieTürken erschweren?Mag es;sobraucht mans nicht erstzu stoßen. IetztabersammeltAehrenthal die Kräfte zur letzten Wehr. Noch lebt Franz Ioseph; noch ist in wachen Stunden auch sein Wille hart; und der Greisenleib stemmt sich gegen Beschlüsse, derenFolge die Mobilmachung sein müßte. »Ich habe die Friedensbürgschaft des Marchese di San Giuliano; über der Grenze hellt sichs von Tag zu Tag freundlicher auf; und Eurer Majestät Name braucht nicht unter einer neuen Kriegserklärung zu stehen." Diesmal siegt der Minister. Conrad von Hötzendorf, der vergebens an die unerhörte Warnung Radetzkys gemahnt hat, wird zumArmeeinspektor ernannt. »DerHerr Neffe(denderOhm nicht fortschicken kann)mag die Suppe auslöffeln". Da wird eine Morgenröthe.Die Sonne,die ihr entsteigt, kann ein dreifach gekröntes Habsburgerreich über das Grab seiner deutschen Hoffnungen hinweg in die Pflicht, in den Glanz einer Orientmacht marschiren sehen. And der Gemeinschaft der zwei stärksten Heere wäre das höchste Ziel ruhig visirender Augen erreichbar.

Frühlingstaumel.
H^at Gabriele Reuter sich in dem Roman „Frühlingstaumel"
die Aufgabe gestellt, des Eros Walten unter reifen, sehr
reifen Menschen zu veranschaulichen, so hat sie diese Aufgabe
tief» und feinsinnig bewältigt. Ist es nicht der Morgen der Liebe,
so ist es auch nicht ihr Abend; sagen wir: es ist ein Nachmittag
der Liebe, von dem sie erzählt. Naturgemäß fehlt dieser Nach»
mittagsliebe das Impulsive, Spontane, jdas hinreißend Stürmende
der Jugend; es fehlt der Strom, der hemmunglos rauschende.
Aber auch den Duft später Rosen athmen wir mit dem selben ent-
zückten Genießen wie üppiger Maienblüthen prunkende Pracht.
Heinrich von Tißow, ein ostelbischer Gutsbesitzer, hat das
Schwabenalter erreicht. Elena Schneider nähert sich diesem Alter.
Ihr achtzehnjähriger Sohn verräth es. Klug, vorsichtig, ein Realist
ist der Agrarier. Schon etwas bequem. Bequem auch in seiner
kräftigen Sinnlichkeit. Kühl, weltmännisch, beherrscht in seinen
Empfindungen und ihren Aeußerungen. Ein normaler Mensch,
einwandfrei; beinahe. Komplizirter ist Elena; nuancenreicher in
den subtilen Veräftelungen ihrer inneren Vorgänge. Von einem
untreuen Mann hat sie sich scheiden lassen, ist eine berühmte Schau»
spielerin geworden. Zur Zeit ihrem Direktor durchgebrannt, nach
Italien. Lorbermüde, voll Lebenssehnsucht, denn die Kunst ist ihr
nicht das Leben.
Als ein Kontrastbild wirkt Elenas Freundin, eine Malerin.
Flott, arbeitgierig ist Julia von Drossel; prinzipienlos, sinnensroh.
Sie kennt die Sehnsucht nicht. Ihr ist die Kunst das Leben, das sie
übermüthig, nicht allzu moralisch, von ganzem Herzen bejaht.
Schauspielerin: Elena? Es ist nicht überzeugend. Kein Thea»
terblut, keine geschmeidige Bewegtheit. Keine Geberdenfülle. Zu
sehr Aristokratin. Künstlerin? Ja. Am Ehesten Dichterin, in ihrer
grüblerischen Sensitivität, ihrer feinen Neberdachtheit.
In Rom lernten sich die Beiden kennen und lieben. Aber die
Bürde der Erfahrungen lastet auf ihren, Empfindungen. Seine be-
rechnende Kühle, ihr feiner Stolz sperren den Weg vom Herzen zur
Zunge. In seltsam feinen Zickzacklinien, hinauf und hinab, bewegt
sich langsam, wie zögernd die Erzählung. Und in diesem Auf und
Ab Züge von einer psychischen Delikatesse, die vielleicht nur ein ihr
wahlverwandtes weibliches Gemüth nachzuempfinden vermag.
Trotz der Sonne Italiens schwebt ein zartgrauer Ton über
LS

dem Werk. Unter Palmen — Fichten. Doch bricht siegreich hier und da der Süden durch, in den aufzuckendenFlammen vonElenas reifeschwerer Liebe; unter skeptischen Anflügen ermattend, verlodern sie wieder.
Zaghaftes, gedankenvollTiefes, schwermüthig Inniges wechselt in Elenas Charakterbild. Immer belasten ihre Gedanken ihre Empfindungen, taxiren sie, nehmen die Sinne in Zucht. Immer schaut sie in sich hinein. Ein Wenig Morbidezza bei innerem Glühen. Ein Rufen der Seele und Sinne nach zärtlichen Berührungen. Und dann wieder ein muthloses Zurückdrängen, ein Ersticken der Sehnsuchtrufe im herben Mißtrauen gegen sich selbst, im geheimen Schämen über ihres Blutes Frühlingstaumel. Immer aber hören wir das Pochen eines reichen Frauenherzens, sein Erbeben in heißer Freude oder in schluchzendem Weh. Und immer ists ein Warten; ein Abwarten, daß klärende Blitze das wetterleuchtende Borspiel am Horizont der Liebe ablösen möchten.
Bis es zu spät ist. Denn in Rom erscheint die blonde Circe, mit der Elenas Gatte die Treue brach. Auch ein reifes Weib; ist ihre Tochter auch ein Iahr (wird wohl nur ein halbes Iahr sein) jünger als Elenas Sohn. Und da diese angeteufelte Dame mit dem „tzaar.das wie reifes Korn ist", zwei (beinahe einwandfreie)Männer einer schönen, seelenvollen Frau abspänstig macht, so ist dieser Fall wohl als ein typischer gedacht; eine Kennzeichnung: wie der Mann liebt.
Die Lecture hinterläßt Deprimirendes, Bitteres: ,den Triumph des Gemeinen. Wem fällt in der Liebe der Preis zu? Der durch äußere und innere Schönheit Geadelten? Dem tiefen, ernsten, zarten Weibe? Nein. Den üppigen, sinnlichen, blonden Sirenen, den Nixen und Loreleis mit ihren überwürzten Liebestränken; den weiblichen Rattenfängern, die schmeichelnd, lügend und trügend die erwachsenen Mannkinder in den Hörselberg locken. Und ist das Mannkind ein älterer Herr: Den erst recht.
Mit Elenas Resignation schließt der Roman. Keine fromme, stille Resignation, die jenseits ist von Leid und Lust, nein, eine bitterwehe, die dunkle Blume mit dem faden Duft des Welkens. Von einer Grablegung kehrt sie zurück zur Kunst. Sind auch die Rosen verblüht: noch duftet der Lorber.
Kein starkes Buch, kein Buch von quellender Vitalität. Das Buch einer Seelenkundigen, durchglüht von dem Aroma edeldeutscher Frauenart. Hedwig Dohm.
G

Verhaerens Abendstunden.
Gmile Verhaeren: I.S8 Keui'«8 llu 8«i>-. Insel-Verlag in Leipzig.
300 Exemplare.
Man wolle die eigenartige Thatsache, daß ein Dichter französischer Sprache, überdies noch der erste, sein neustes Werk nicht einem französischen, sondern einem deutschen Verleger übergiebt, nicht etwa damit erklären, daß er einem verlockenden Antrag Folge geleistet habe, sondern die schönen und bedeutsamen Gründe, die Verhaeren dazu veranlaßt haben, mit Freude würdigen. Die belgischen Dichter französischer Sprache haben in Frankreich immer eine ganz merkwürdige Stellung gehabt; sie ähnelt der unserer österreichischen Dichter in Deutschland. Fünfzig Iahre lang hat Belgien in seiner Kunst und Literatur nach Paris gravitirt, wo man ihre Mitwirkung zwar freundlich annahm, aber mit jener verdächtig liebenswürdigen Geste vorausgesetzter Inferiorität, so wie etwa die französische Nation die Huldigungen der slavische« Völker aufnimmt, ohne sie je von Herzen thätig zu erwidern oder sich nur mit wirklicher Neubegierde in diese fremden Volksseelen zu vertiefen. Freundlich hat man sie aufgenommen, wie einst die bayerischen und württembergischen Regimenter in die napoleonische Armee, sich gewärmt an ihren Huldigungen; sich mütterlich gefreut an ihren schüchternen Versuchen. Das Erstarken der Talente aber, heroische Figuren wie Maeterlinck, Verhaeren, DeCoster, Lemonnier haben im belgischen Nationalgefühl da einen gewissen Wandel geschaffen; dieSelbstbesinnung wurde in den Belgiern geweckt, die ihre Eigenart, ihre bodenständige Kunst zu empfinden begannen und stolz in Brüssel blieben, statt nach Paris zu gehen, und in Frankreich entstand eine leise ansteigende und nun kaum mehr verhaltene Mißstimmung gegen die „Gäste", Denn seit zehn Iahren sitzen diese Belgier nicht mehr, wie früher, ganz unten am Tisch der Erfolge, sondern haben mit ihren starken Fäusten und ihrem gesunden Appetit sich breit nach vorn gedrängt. Ungern sieht die französische Eitelkeit, daß die ersten Namen ihrer Literatur heute „barbarische" sind, die ein echter Gallier nur mit Zungenverrenkung aussprechen kann, erstaunt und mit ärgerlichem Unbehagen erkennen sie, daß Maeterlinck und Verhaeren sich Europa erobert haben, während all ihre neuen Dichter seit Verlaine mit ihren Erfolgen auf Frankreich, eigentlich sogar auf Paris, beschränkt bleiben. Nur so ist zu erklären, daß sich seit einigen Iahren, seit dem großen Erfolg im Ausland (besonders in Deutschland!, in Frankreich ein sichtlicher Widerstand gegen Verhaeren bemerkbar gemacht hat. Die großen Zeitungen verschweigen ihn, die Theater sperren sich seinen Stücken, man hütet sich, ihn unter den nationalenGrößen mitzuzählen,undindenkleinen Gesellschaften, an den Kaffeehaustischen kann Ieder, ders gerade will, hören, daß Verhaeren nicht Französisch könne und sein Reim, sein Rhythmus einfach jämmerlich sei. In Deutschland glaubt man, Verhaeren sei ein in Frankreich sehr berühmter Dichter, Nirgends ist er

es weniger als dort; und wie heftig, wie kräftig der innerliche Widerstand gegen ihn sich äußert, habe ich selbst aus den Angriffen lernen können, die der französischen Ausgabe meines Buches über Verhaeren („Uereure Ss ?rsiios") gewidmet waren und die mit heiliger Erbitterung dagegen protestirten, daß über eine so gleichgiltige Erscheinung in so ausführlicher und begeisterter Form geschrieben werde, während es in Frankreich doch Dutzende von Dichtern gebe, die bedeutender und werthvoller für die lateinische Rasse seien. (Ich nenne keine Namen.) Verhaerens große Natur, unbekümmert um Angriffe und stolz auf den Erfolg in Deutschland, will nun mit der Thatsache dieser Erstveröffentlichung in Deutschland klar bekunden, daß er sich vor Allem als Belgier fühle, „sutrs Is Kranes sräsnts st Is Zrsvs ^IIsnisAns", in einer Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich, keinem Reich ganz zugehörig und beider Kulturen doch theilhaftig, der einen durch die Sprache, der anderen durch die Ideen und das kosmische Gefühl der Rasse verschuldet. Zum zweiten Mal zeigt er so den Belgiern öffentlich, daß nicht Paris, sondern Europa, nicht die lateinische Rasse, sondern auch die germanische ihm ersehnte Heimath sei. Das erste Mal geschah es durch das Vorrecht, das er meiner deutschen Ausgabe der „Helsns 6s Sparte" (der bis heute das Original nicht gefolgt ist) in der Buchform ließ und Reinhardt vor Antoine mit der Aufführung betraute (ein Vorrecht, von dem er bisher leider noch nicht Gebrauch gemacht hat). Seine Absicht war damals und heute, Deutschland Dankbarkeit für das Verständniß und die Liebe zu zeigen, die er von uns in den letzten Iahren so reichlich empfangen hat. Die vom Insel-Verlag prächtig bereitete Erstausgabe seines neusten Werkes, die auf deutschen Pressen in Deutschland gedruckt wurde, ist ein öffentliches Unterpfand seiner Gesinnung. Dieses neue Buch, „I^ss Ksurss gu soir", das dritte der Trilogie, die mit den „Rsurss elsires" und den „Usurss ,1'spresmi<Zi" begonnen hatte, mit den heißen Versen des Verliebten, den gefestigten des Liebenden, bringt die Herbstblüthe dieser Liebe, die Gedichte der alternden Ehe, deren Schönheit längst sich aus dem Sinnlichen in das Seelische gesteigert hat. Vergeblich wird man den wilden, heroischen Dichter, den Visionär der „villss tsutsoulsirss" darin suchen, den „großen Barbaren", wie ihn die Franzosen nennen, und nur den stillen, gütigen Menschen finden, der dankbar ist für jede noch so kleine Form der Liebe und Schönheit auf Erden, den stets Begeisterten, den eine Blume entzücken und ein Lächeln entflammen kann und der hier die zartesten Erinnerungen in kleinen Gedichten zusammenreiht, wie einen klingenden Bund silberner Schlüssel, die alle die erlesensten Heimlichkeiten der Liebe aufschließen. Schildern sie auch Gefühle des Alternden (die darum nicht minder lebensfreudig sind als die des Mannes, der durch dunkle Krisen erst zu seiner Reinheit gelangte), so ist dieses Altern doch keineswegs in seiner Kunst zu fühlen; unter den vierzig Gedichten dieses schön geordneten Buches sind einige, die zu den makellosesten seines Werkes gehören.

Wien. Stefan Zweig.

Aus Bergmanns Briefen.*)

wölfter Februar 1888. „Nur ein kurzer Bericht ist mir vor Abgang der Post noch möglich. Also um sechs Uhr achtunddreißig Minuten Ankunft. Der Bahnhof liegt ziemlich weit vom Hotel. Um sieben Uhr dreißig Empfang von der Frau Kronprinzessin. Sie bedauerte, daß ich den weiten Weg gemacht, da die Operation ja doch schon geschehen sei, dankte aber dennoch für meine Bereitwilligkeit; der Kronprinz erwarte mich, es gehe ihm ausgezeichnet, wie es ihm überhaupt mit Ausnahme der letzten drei oder sechs Tage stets vortrefflich gegangen sei. Ich trat ins Krankenzimmer. Der Kronprinz ergriff meine beiden Hände, drückte sie tief bewegt an sein Herz und wies mit glänzenden Augen auf Bramann. Sprechen kann er ja jetzt nicht. Um Elf ins Bett, um Acht wieder zum Kronprinzen, an dessen Bett ich bis Zwei gesessen habe. Dann etwas Speise und Wein genommen und zu Mackenzie, der mir Visite schon gestern abend gemacht hatte.

Seit zehn Tagen hat, wie ich jetzt durch die Erbprinzessin, durch die Diener und durch den hohen Patienten selbst weiß, die Athemnoth täglich zugenommen. Herr von Lyncker und Major von Kessel sowie die Kinder haben dringend um meine Berufung oder wenigstens die Zuziehung Bramanns gebeten. Alles vergeblich. Mackenzie hat gesagt, es sei noch viel Zeit. Er hat Das noch am achten Februar der Erbprinzessin gesagt. Zwei Nächte hat der Kronprinz nicht mehr schlafen können, er hat im Bett nach Luft ringend gesessen. Am Tage ist es besser gewesen. Indessen Mittwoch beim Diner hat er sich nach der Serviette gebückt und in dem selben Augenblick einen Erstickunganfall bekommen, daß er selbst gemeint: ‚Ich dachte, ich ersticke'. Immer noch haben die drei Aerzte gesagt, das Alles habe nichts zu bedeuten, es würde

*) Aus dem guten, sorgsam gearbeiteten und dennoch, auf seine besondere Weise, anmuthigen Buch, das, unter dem Titel „Ernst von Bergmann", Herr Arend Buchholz bei F. C. W. Vogel in Leipzig erscheinen ließ, ist in den Tageszeitungen schon Mancherlei veröffentlicht worden. Einiges aus der Zeit, die des Reiches erster Kronprinz als ein siecher Mann in Italien verlebte, soll aber auch hier eine Stätte finden. Was Bergmann (über dessen Wesensart Professor Schleich hier gesprochen hat) in seinen Briefen erzählt, ist Geschichte; ein wichtiges Kapitel neudeutscher Geschichte, dessen Hintergründe den Meisten heute noch immer unbekannt sind. Der große Chirurg ist in der Beurtheilung Mackenzies ungerecht; muß ungerecht sein. Er wußte nicht, daß dem englischen Laryngologen die Aufgabe gestellt war, dem Kronprinzen, mit allen erfindlichen Mitteln, das Leben zu erhalten, bis er die Krone aufs müdeHaupt setzen und seineWitwe als Kaiserin zurücklassen könne. Deshalb durfte Mackenzie weder Bergmann noch Gerhardt dreinreden lassen. Die waren Aerzte; und er stand im Dienst persönlicher Politik.

wieder besser werden! Endlich am neunten Februar um neun Uhr kommt Mackenzie zu Bramann und sagt ihm: ‚Sie müssen gleich operiren'. Bramann antwortete, er operire nur, wenn er sich selbst von der Nothwendigkeit überzeugt. ‚Nun, so kommen Sie gleich zum Kranken.
'
Bramann war erstaunt: er fand die Athemnoth kolossal. Er wollte sich überzeugen, ob sie zu- oder abnehme. Der Kronprinz ging auf und ab und Bramann beobachtete ihn. Darauf bat Bramann um Absenkung eines Telegramms an mich. Es ist neun Uhr zwanzig von Schrader aufgesetzt worden, aber erst um ein Uhr neun abgegangen. Immer schlimmer wurde es mit der Dyspnoe. Um ein Uhr sagte Mackenzie: „Ich lehne jede Verantwortung ab, wenn Sie nicht operiren". Bramann erklärte, noch warten zu wollen, bis von mir Antwort da sei. Um drei Uhr mußte er operiren. Mackenzie, Krause usw. protestirten gegen das Chloroform; auch die Kronprinzessin sagte: .Unter keiner Bedingung gestatte ich Chloroform'. Da erklärte Bramann: ‚Dann operire ich nicht, ich bitte einen der anderen Herren, zu operiren'. Furchtbare Szene! Keiner will operiren; Jeder erklärt, er könne es nicht. Inzwischen ist Bramann zum Kronprinzen herangetreten und hat ihn beredet. Das letzte Wort nimmt nun der Kronprinz:‚Operiren Sie mich gleich, ich gebe mich in Ihre Hände; operiren Sie so, wie Sie es für gut finden'. Nun beschwört die Kronprinzessin noch einmal, auf mich zu warten. Allein der Kronprinz drängt zur Operation. Gleich im Beginn der Narkose Ohnmacht, die aber schnell vorübergeht. Die Assistenz will nur Schrader übernehmen, Mackenzie und Hovell erklären, daß sie dazu außer Stande sind. Keiner will chloroformiren, da sie die Narkose für unerlaubt halten. Endlich entschließt sich Krause mit einem Protest gegen das Chloroform zum Halten der Kappe. In zwanzig Minuten ist Alles beendet. Mackenzie wird blaß und wankt; er muß schnell ein Glas Wein hinunterstürzen. Dann sagt er zu Bramann, er habe noch nie einen Chirurgen gesehen, der so vorzüglich operire wie er, und begiebt sich zu den im unteren Salon weinend dasitzenden Prinzen und Prinzessinnen. Alle, Alle rühmen Bramann, der mit eisiger Ruhe gehandelt hat. Prinz Heinrich sagt: .Bramann ist Zeit meines Lebens mein Freund geworden'. Alledankten mir für diesen Menschen und Arzt. Die Kronprinzessin hat mir darüber geklagt, daß Bramann Chloroform gebraucht habe: Das sei doch ein großer Fehler gewesen. Ich sagte: .Kaiserliche Hoheit, es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn er nicht chloroformirt hätte'."

Dreizehnter Februar, „Graf Radolinski hat gestern Mackenzie gestellt und ihn gefragt: ‚Wie steht es mit der Prognose?' Darauf soll der große Laryngologe geantwortet haben: ‚Ich halte die Krankheit mit achtzig Prozent Wahrscheinlichkeit für Perichondritis, aber muß zugeben, daß die Diagnose Krebs zwanzig Prozent Wahrscheinlichkeit hat. Leider aber muß ich noch hinzufügen, daß die Perichondritis eine schwere ist, eine solche, bei der von hundert Kranken höchstens einmal einer oder zwei gesund werden!' .Halten Sie denn den Kronprinz für

verloren?' ,Ich glaube, er wird nur noch zwei Iahre zu leben haben.
'
Das hat Graf Nadolinski mir und Bramann, die schweigend zuhörten, in ungeheurer Aufregung und Entrüstung erzählt.

Wie liebenswürdig die Natur des Kronprinzen ist, sollst Du doch noch heute erfahren. Als ich die Nachtwache antrat, schrieb er die Worte, die Du auf dem hier eingeschlossenen Zettel lesen kannst., (,Daß Sie die Nacht für mich wachen, macht mich unglücklich.') Ich sagte: .Gestatten Sie mir, glücklich zu sein durch das Wenige, was ich zur Erleichterung Ihres Leidens thun kann.' Dann klopfte er mir auf die Schulter, behielt lange Zeit meine Hand in der seinen und sah mich feuchten Auges unverwandt an, bis er die Lider über seine müden Augensterne sinken ließ."

Vierzehnter Februar. „Um Achteinhalb große Konsultation. Zum ersten Mal eine sehr höfliche, aber auch scharf accentnirte Auseinandersetzung mit Mackenzie. Es zeigt sich nämlich hin und wieder Blut im Auswurfe; meiner bestimmten Ansicht nach läuft das aus dem durch und durch wunden Kehlkopfe hinab. Die andere Möglichkeit, daß die Lungen affizirt sind durch Ansaugung brandiger Theile aus dem Kehlkopfe, halte ich für ausgeschlossen, weil die Temperatur gestern abend 37,4, heute 37, die Respiration 20 und'die Pulsfrequenz S4 waren. Mackenzie, der mir wieder sagte: ,Ia, es ist sehr wahrscheinlich, daß das Blut aus dem Kehlkopfe herabgeflossen ist', ging trotzdem zur Kronprinzessin und sagte ihr: ,Die Kanüle, die Professor von Bergmann nach seiner Ankunft eingeführt hat, ist zu dick und schlecht gekrümmt; sie reibt und macht so starke Friktionen, daß jetzt Blut herauskommt. Ich habe eine ungleich bessere aus London mitgebracht; ich werde Bergmann bitten, die einzuführen'. Noch ehe er aber mich gesprochen, sagt mir die hohe Fran: ,Ihre Kanüle kratzt, deshalb kommt Blut in den Auswurf'. Ietzt erst kommt Mackenzie zu mir mit seiner Kanüle, einem höchst unpraktischen, vor fünfundzwanzig Iahren von ihm konstruirten Instrumente, das damals schon, als es geboren wurde, veraltet war. Nun kam es zu der sehr höflichen, aber accentuirten Auseinandersetzung: ,Ich danke Ihnen für Ihr offenbar sehr freundliches Anerbieten, allein ich operire und lasse operiren nur mit den Instrumenten, die in meiner Praxis sich bewährt haben. Neue werde ich beim Kronprinzen nicht gebrauchen'. ,Aber ich lasse dieses vorzügliche Instrument schon fünfundzwanzig Iahre gebrauchen; sein Vortheil ist, daß es nie dabei blutet, bei Ihrem Instrument kommt ja aber Blut durch die Reibung in die Trachea!' ,Das Blut kommt nicht durch die Reibung, sondern, weil es zersetzt und dunkelbraun schon ist, aus dem höher oben gelegenen Geschwür im Kehlkopfe. Weil Ihr Instrument folgende Nachtheile haben kann, von denen Sie, wie Sie mir sagen, verschont geblieben sind, nämlich erstens unzweckmäßige, weil nicht anatomisch richtige Biegung, zweitens sein komplizirtes Schloß und drittens zu scharfe Ränder, darf es in meiner Klinik und meiner Praxis nicht gebraucht werden. Die Operation an Kaiserlicher

Hoheit gehört zu meiner Praxis, folglich darf nur eine von mir für gut gehaltene und erprobte Kanüle hier zur Anwendung kommen. Für die Güte der Instrumente leiste ich Bürgschaft.' .Iawohl, die operative Behandlung ist ganz Ihnen anvertraut, ich will mich da nicht hineinmischen, ich wollte nur nicht versäumen, vor einem Unglück, das durch das Bluten kommen könnte, zu warnen.' .Meinen besten Dank, hochgeehrter Herr Kollege, ich bin mit meinem Assistenten der Bekämpfung jedes Unglücks gewachsen.' Händedruck, Zähnefletschen, genannt freundliches Lächeln, von beiden Seiten.

Meine Einladung zum Lunch am gestrigen Tage wurde redressirt: es war nicht möglich, Alle zu placiren. Ich aß mit Bramann im Hotel und trank nachher ein Glas Rothwein mit dem Kronprinzen, der wieder mit seinen herrlichen Augen mich ansah, ach, ein Schmerz und Iammer für mich! Ich muß oft alle Energie aufbieten, daß er mir nicht Thränen anficht. Bei der ersten Begrüßung war es so dunkel, daß er nicht sehen konnte, wie sie mir die Wangen herabliefen.

Fünfzehnter Februar. „Sir Morel! Mackenzie sagte mir gestern abend, er wolle heute morgens reisen. Aber die Kronprinzessin bewog ihn, zu bleiben; er hat nun wieder vierundzwanzig Stunden zugegeben; es werden wohl noch mehr solcher Zugaben folgen.

GottseiDank: heuteistwenigerFärbungdesAuswurfs vorhanden, so daßder widerlicheStreit umdie Kanüle hoffentlich sich nicht wiederholen wird. IndemEhrenkodex des jüngstender englischen BaronestehteinParagraphnicht,derindemdeutscherAerzteobenanfteht: sich nämlich zuerst unter einander zu einigen, ehe man die Angehörigen des Kranken herbeizieht, und, wenn man ihnen Mittheilungen macht, diese im Namen der erzielten Einigung zu machen. ,Sir Morell Mackenzie giebt gestern früh zu, daß es zunächst bei meiner Kanüle bleiben soll. Nur wenn die Blutung heftiger würde, werde er sich erlauben, noch einmal auf seinen Vorschlag zurückzukommen. Ietzt hört die blutige Beimengung auf; trotzdem läuft er zur Kronprinzessin, zum Großherzog von Hessen, zum Grafen Radolinski, überreicht Allen Zeichnungen seiner und meiner Kanüle und beschwört sie, sie möchten mich bestimmen, die seine zu nehmen. Und denk' Dir: alle Drei bitten mich darum! Zu meinem Glücke ist nun seit zehn Stunden die blutige Beimengung ausgeblieben, sonst würden sich schlimme Szenen abspielen. Ach, es ist schwer, wenn man ein verwöhnter Arzt gewesen ist, an dem das Vertrauen der Patienten hing, nun einmal die Rolle eines gegensätzlich beleumundeten Doktors zu spielen.
"

Sechzehnter Februar. „Obgleich bei der letzten Besprechung wir uns dahin geeinigt hatten, daß eine laryngoskopische Untersuchung nicht stattfinden solle, benutzte der ehrenwerthe Baronet doch die Gelegenheit seines Alleinseins mit dem hohen Patienten, um ihn zu laryngoskopiren. Da mir Das von der Dienerschaft verrathen wurde, stellte ich ihn abends zur Rede. Er behauptete, wie immer, mich nicht verstanden zu haben, und bat sehr um Entschuldigung. Nun einigten

wir uns so, daß ich ihn wiederholen ließ, was wir abgemacht hatten; es soll also erst um acht Tage wieder laryngoskopirt werden. Eben so fügen sich die beiden Engländer nicht meinen Anordnungen, die äußere Kanüle nicht anzurühren. Fortwährend rücken sie an ihr und fahren mit Hühnerfedern herein. Die behandelnden Aerzte sagen, nur in den drei letzten Tagen vor der Operation sei das Sputum blutig gewesen, daher könne unmöglich die jetzige blutige Färbung vom Kehlkopf kommen. Damit der Auswurf mikroskopisch untersucht werden kann, lasse ich ihn mir durch einen Kammerdiener ins Nebenzimmer bringen. „Schulz, wie lange hustet Seine Kaiserliche Hoheit solche Massen schon aus wie diese braune?" „Seit dem fünfzehnten Ianuar, Herr Geheimrath, habe ich Das täglich mehrmals beobachtet; sie waren genau so fadenziehend, braun und dazwischen kleine schwarze Punkte wie geronnenes Blut." Was soll man dazu sagen? Ich glaube, die Sputa wurden immer weggeschafft, damit Schrader sie nicht zu sehen bekam. Ich kämpfe den Kampf gegen Lug und Trug jetzt in der Kanülenfrage weiter. Meine Kanüle wird nicht aufgegeben werden. Noch immer bleibt Mackenzie hier; ich auch."

Sechzehnten Februar. „Meinem Brief von heute morgen muß schnell ein zweiter folgen. Der Auswurf aus der Kanüle wurde im Laufe des Tages immer reichlicher und rostbraun. Um elf Uhr hatten wir ein halbes Schnapsgläschen voll gesammelt und machten uns sofort an die mikroskopische Untersuchung. Fast in jedem Präparat fanden sich drei, vier und selbst acht deutliche konzentrisch geschichtete Kugeln. Ueberall große Plattenepithelien, die bekanntlich unter den Stimmbändern nicht vorkommen, und überall deren zwiebelförmige Schichtung, also Das, was man Krebskugeln oder Perlen nennt. Damit ist auch der allein ausstehende anatomische (histologische) Beweis für die Richtigkeit der Diagnose Gerhardts erbracht worden. Wir haben mehr als hundert Präparate gemacht und vier konservirt, um den Beweis in Händen zu haben. Krause hat den Fund, der mathematisch sicher ist, anerkannt. Ich schickte ihn zu Mackenzie und Hovell, um sie zur Besichtigung aufzufordern. Krause erklärte mir, die Beiden würden nicht kommen, weil sie sich kein Urtheil über mikroskopische Dinge erlaubten. Wenn irgendein Zweifel möglich wäre, würde ich nicht so bestimmt schreiben, wie ich es jetzt thue.

Mackenzie wohnt im Hotel Victoria in einem Zimmer neben der Erbprinzessin von Fürstenberg. Sie, die so ein Stück Souverainin von mir ist, eine geborene Prinzessin von Kurland, nach deren Ahnherrn ich meinen Namen Ernst trage, ist meine Freundin und erzählt mir, daß bis zwölf Uhr nachts Mackenzie die Korrespondenten empfange und ihnen bald Englisch, bald Deutsch diktire. Es kämen mehr als zwanzig Reporter verschiedener Zeitungen zu ihm. Sie warteten schon auf der Straße und im Hof auf ihn. Daher die im Ganzen ja richtigen Nachrichten und die Gemeinheit, die Störungen im Schlaf und das Husten auf die unzweckmäßige Form der in meiner Klinik gebrauchten

Kanülen zurückzuführen. In der gestrigen Abendkonsultation war von der Kanüle nicht mehr die Rede. Um Alle zu beruhigen, führte ich gestern eine Gummikanüle, die enger, kürzer und schärfer, also im mackenzieschen Sinne gebogen war, ein. Aber der hohe Patient war mit ihr, wie ich vorausgesagt hatte, unzufrieden. Er konnte den Schleim nicht so bequem und leicht auswerfen und Das verursachte ihm Beschwerden, so daß er schon nach sechs Stunden um die frühere Kanüle bat. Nur um zu zeigen, daß ich nicht eigensinnig war, sondern vollwiegend schwere Gründe für die Beibehaltung des Instruments hatte, habe ich die kleine Konzession gemacht."

Achtzehnter Februar. „Gestern abends hat Mackenzie zu mir geäußert, er müsse mich dringend bitten, mich um die Diagnose der Krankheit und die Behandlung des kranken Kehlkopfes nicht zu kümmern: Das sei ausschließlich seine Sache. Sehr ruhig setzte ich Dem gegenüber auseinander, daß es die Behandlung jeder Operationwunde, vollends die einer Tracheotomiewunde, vom Chirurgen erheische, sich um den ganzen Menschen zu kümmern: ich könne nicht blos ein Stück Darm bei einem eingeklemmten Bruch behandeln, ohne mich um den ganzen Darmkanal bis zum Magen hinauf zu kümmern; ebensowenig kann ich ein Stück der Luftwege behandeln, ohne mich um den ganzen Athmungapparat vom Kehlkopf bis zu den Lungen zu kümmern. Ich würde mich fern davon halten, mit ihm in eine Diskussion über die Diagnose der Krankheit und über ihre Behandlung zu treten, aber untersuchen würde ich dann, wenn ich es für nöthig hielte, ganz bestimmt. Eben so stünde ich zu seiner Untersuchung: ich hätte sie nicht für nöthig zum Nutzen des Kranken gehalten; doch würde ich ihm niemals Schwierigkeiten bereiten, so oft er untersuchen wolle, nur verlangte ich, daß er seinen Wunsch vor den zweimal täglich zur Konsultation zusammentretenden Aerzten äußere, damit, wenn einer, etwa der Operateur, den ich im Augenblick durchaus für die Hauptperson ansehen müsse, die Untersuchung für schädlich hielte, er seine Gründe für seine Ansicht vortragen könne. Mehr als eine halbe Stunde dauerte diese von Mackenzie mit zitternder Stimme und leichenblassem Gesicht geführte Diskussion, ehe er mir zugab, daß er es künftig so halten wolle, wie ich vorgeschlagen, obgleich er darin eine Schmälerung seines Rechtes sehe; um nicht Streit zu haben, wolle er sich fügen. Wie lange er sich fügen wird? Ich weiß ja, daß ich, um es nicht zu Szenen kommen zu lassen, nachgeben muß, aber ich versuche wenigstens, mein Möglichstes zu thun, um diesen entsetzlichen Kollegen in den Grenzen des ärztlichen Anstandes zu halten, die er in wahrhaft cynischer Weise täglich in der Presse überschreitet.
"

Dreiundzwanzigster Februar, „Heute morgen, da die Beschaffenheit des Auswurfes wieder recht schlecht war, konnte ich nicht länger zögern. Ich bat die Frau Kronprinzessin, mich allein zu sprechen. Sie ließ mich in den Garten rufen und über eine Stunde dauerte unser Gespräch. Endlich fanden meine Worte Gehör. Gerhardt und Schröt-

ter wurden abgelehnt; da nannte ich Kussmaul, wurde acceptirt. Die Kronprinzessin trug mir auf, den Aerzten das Wort abzunehmen, mit keinem Reporter über diese Berufung zu sprechen, ehe Kussmaul da ist. Das habe ich gethan; auch Mackenzie legte seine Rechte in die meinige. Als ich zu Ende war und entlassen wurde, rief sie mich noch einmal: ‚Ich kann nicht Dem zustimmen, was Sie gesagt haben; Sie hätten Vieles nicht sagen sollen und dürfen, aber Sie meinen es ehrlich!' Und ich bekam ihre Hand znm Kuß/

Vierundzwanzigster Februar. „Heute früh erlebte ich einen großen Triumph. In der Nacht war wieder sehr viel blutiger Schleim ausgeworfen worden. Hovell, der die Wache hatte, hatte gegen unsere Abmachung die kleine mackenziesche Kanüle eingeführt, dann wieder herausgenommen und wieder eine neue eingeführt, bis der Kronprinz gebeten, ihn nicht weiter zu quälen. Da, heute, in der Visite trat Mackenzie auf mich zu mit folgenden Worten: ‚Ich habe mich überzeugt, daß Ihre Kanüle besser ist als meine, und bitte Sie, die Ihrige wieder einzuführen'. Ich antwortete ganz freundlich: ‚Probiren geht über Studiren; ich werde Ihren Wunsch erfüllen'. Er dankte mir für meine Liebenswürdigkeit und war dann Zeuge, wie nach Wechsel der Kanüle der Kronprinz aufschrieb: ‚Diese Kanüle ist viel besser, bitte, lassen Sie das Wechseln und entscheiden Sie, daß ich diese behalte'. Dabei reichte er mir die Hand. Ich habe meinen Triumph ohne einen schnöden Blick, als ob er ganz selbstverständlich wäre, wie er es ja auch ist, hingenommen. Dann beschlossen wir, Kußmauls Ankunft abzuwarten. Außerdem habe ich das seltene Glück gehabt, daß heute ein guter Tag gewesen ist und faktisch nach Einführung meiner Kanüle viel weniger Husten und Blutfärbung des Auswurfs folgten. Beim Hinaustreten aus dem Hotel stand die Kronprinzessin vor mir und redete mich an: ‚Der Kronprinz schläft und hustet unter Ihrer Kanüle weniger als gestern'. Dann ging sie weiter; ich sagte aber nichts als: ‚Das ist eine gute Nachricht'."

Achtundzwanzigster Februar. „Die Lungen hielt Kußmaul noch für frei, erklärte aber der Frau Kronprinzessin, daß der allgemeine Zustand des Kronprinzen jetzt viel mehr Objekt einer ärztlichen Tätigkeit sein müsse als das hoffnunglose Kehlleiden. Das habe sehr schwere Rückwirkungen ans den Gesammtorganismus gehabt; diese zu bekämpfen respektive zu mildern sei die Aufgabe der ärztlichen Kunst, Das für mich wichtigste Resultat der Unterredung war, daß die Frau Kronprinzessin Sonntag uns Beiden, Kußmaul und mir, erklärte: .Wenn Sie Recht haben, und in vierzehn Tagen der Kronprinz sich nicht erholt hat, so will ich selbst darum bitten, nach Deutschland zurückkehren zu können'. Darauf versprachen wir, in vierzehn Tagen wiederzukommen. Mir schien es, als ob Kußmauls ruhiges und doch so bestimmtes und dabei durch seine Erscheinung ehrwürdiges Benehmen Eindruck auf die Kronprinzessin machte. Am Abend darauf sagte sie aber zu einer vornehmen Dame: ‚Ich glaube an Professor Kuß-

mauls Meinung gar nicht, es ist ein altersschwacher Mann aus einer ganz veralteten Schule'.

In dem ernsten Gespräch mit der hohen Frau am Dreiundzwanzigsten hatte ich gesagt, daß ich nicht mehr als höchstens ein halbes Jahr Leben dem Kronprinzen geben könne und daß ich deshalb die Beurtheilung seines Gesammtleidens durch einen erfahrenen, allgemeine Krankheiten behandelnden Arzt, nicht durch Spezialisten wünsche, und: Das Kehlkopfleiden ist einer weiteren örtlichen Behandlung kaum mehr zugänglich, die Tracheotomiewunde ist geheilt, jetzt ist das Urtheil des inneren Klinikers maßgebend. Am anderen Tag läßt mich die Frau Kronprinzessin rufen und sagt: ‚Sie meinten gestern, die Wunde sei geheilt, also an ihr nichts zu machen'. .Glücklich ist die Wunde so schnell vernarbt, sie bedarf in der That keiner weiteren Nachhilfe.' ‚Da es so ist, werden Sie wohl bald reisen und Bramann mitnehmen.' Nun mußte ich ihr auseinandersetzen, daß leicht um die Kanüle herum sich Störungen, die chirurgische Hilfe brauchten, entwickeln könnten und daß die beiden englischen Aerzte erklärt hätten, sie verstünden nur mit ihrer Kanüle umzugehen, nicht mit meiner. Ich müsse also durchaus bitten, daß Kaiserliche Hoheit Bramann zum Bleiben aufforderten. Nach langem Gespräche gab sie zu, diese Nöthigung einzusehen. Nachdem ich gemeldet, daß Kußmaul eingetroffen, hieß es: Mackenzie wünsche, daß Kußmaul nur die Lungen untersuche und nicht den Kehlkopf; er wolle diesen Theil Keinem anvertrauen und so weiter. Lange Verhandlungen, bis Mackenzie nachgab. Kußmaul untersuchte und fragte dann erstaunt: ‚Kann man da noch zweifeln?'

Ein Theil dieser Verhandlungen ist schriftlich geführt worden.

Ich bewahre den Brief der Kronprinzessin als ein wichtiges Aktenstück: ‚Die chirurgische Behandlung der Wunde ist längst beendigt; ich habe schon seit acht Tagen Mackenzie gebeten, seine Kehlkopfbehandlung streng durchzuführen, damit er Zeit hat, sich zu überzeugen, daß sie nicht hilft'."

Am siebenundzwanzigsten Februar sagte mir die Kronprinzessin: .Mackenzie will mit seinen Mitteln gegen die Perichondritis nicht anfangen, so lange Sie dabeistehen, Er nimmt es sehr übel, daß ein Arzt, den er für Kehlkopfkrankheiten als einen Spezialisten nicht anerkennt, dabei sein soll wie eine Art Kontroleur. Er hat mir gesagt, daß, so lange Sie da sind, er nicht gut beginnen könne'. ‚Gut, Kaiserliche Hoheit, ich werde nicht dabei sein.' ‚Ia, Das genügt nicht, Sie haben ja Alles erreicht, was Sie wollten: Kußmaul ist gekommen, nach vierzehn Tagen sollen Sie wiederkommen, jetzt nehmen Sie mir doch nicht durch Ihr Bleiben die Hoffnung, daß Mackenzie doch noch meinen Mann kurirt; ich fürchte, er geht fort oder kommt gar nicht zur Konsultation, wenn Sie bleiben.' ‚Zu Befehl, ich werde in Berlin um meine Abberufung bitten.'(DesKaisersBefehl zwang ihn.inSanRemo zu bleiben.)

Kartelle.
Kartelle.
eber Monopole denkt man in Deutschland anders als in Amerika. Die amerikanischen Demokraten möchten die Massen in weiterem Umfang an den Gewinnmöglichkeiten betheiligen. Dabei wird gern mit sittlichen Begriffen operirt, weil sie am Stärksten wirken. In Deutschland hat man den Respekt vor begünstigten Wirthschaftgebilden noch nicht verloren. Bei uns ist Alles kleiner; auch das dem Moralgebot widersprechende Handeln. Und das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb schützt vor allzu jähen Missethaten. Die Centrale für Spiritusverwerthung ist die kräftigste Verkörperung des Monopolgedankens im Deutschen Reich. Dieses Kartell hat, gefördert durch eine ihm günstige Gesetzgebung, alle Außenseiter nach und nach unter seine Gewalt gebracht. Den größten Triumph erlebte der Spiritusring, als die Ostdeutsche Spritfabrik sich ihm einfügen ließ. Sie hatte, unter der geschickten Führung Wilhelms Kantorowicz, als stärkstes Bollwerk der Außenseiter gegolten. Ietzt hat auch die Gruppe der Vereinigten Nord- und Süddeutschen Spritwerke und Preßhefefabrik Bast in Berlin-Lichtenberg sich unterworfen. Zu diesem Concern gehören auch die Firmen Macholl und Riemenschmid in München, Iacoby in Regensburg und Augsburg, die natürlich mit geschluckt werden. Das selbe Schicksal hatten mehrere norddeutsche Spritfabriken. Die Herrschaft der Spirituscentrale ist fürs Erste gesichert. Das neue Steuergesetz hat die Einigung natürlich beschleunigt. Ob die Konsumenten sich vor dem vervollständigten Monopol williger beugen werden, als sies vor dem lückenhaften Kartell thaten? Bei den Destillateuren ist von Entsagung noch nicht viel zu spüren; man hört von dem Plan, einen großen „Ring der Abnehmer" zu bilden, der sich dem Produzentenkartell entgegenstemmen soll. Eine Schutzgenossenschaft besteht schon: der Verband deutscher Spiritus- und Spirituoseninteressenten, der die Mehrzahl der deutschen Destillateure umschließt; aber erfolgreichen Widerstand könnte nur die Gemeinschaft aller großen Konsumenten leisten. Durch den Einfluß auf die Spiritusbrennereien, der jede Möglichkeit feindlichen Angriffes ausschließt, hat das Spirituskartell seine Stellung gegenüber den Destillateuren wesentlich verbessert. Schon ist der Vertrag fertig, der die Destillateure dem Ring angliedern soll. Im Iuni 1911 wurde er der Generalversammlung der Destillateure vorgelegt, die ihn zunächst den einzelnen Verbänden im ganzen Reich zur Prüfung überwies. Nach deren Aeußerung sollen die Verhandlungen mit der Centrale wieder aufgenommen werden.

Monopole leben von der Schwäche ihrer Gegner. Der Spiritusring hätte sich nicht schließen können, wenn die Außenseiter die Macht über die Chancen des Absatzes behalten hätten. Das Branntweinsteuergesetz steigerte aber die Lasten so sehr, daß die Selbständigkeit nur auf Kosten der Rentabilität zu erhalten war. Die Centrale weiß, daß die Destillateure die Einengung des Absatzes beklagen. Ginge es nur

nach dem weisen Wort Buschs: „Wer Sorgen hat, hat auch Liqueur", so müßte heutzutage sehr viel Trinkbranntwein konsumirt werden. Dennoch wird über Absatzmangel geklagt; und versucht, den Geschmack am Branntwein wieder zu beleben. Das hofft man durch die Fixirung eines Mindestprozentsatzes von Alkohol für Trinkbranntwein zu erreichen. Voraussetzung dieser Norm ist der Abschluß eines Bündnitz-Vertrages mit den Destillateuren. Sind sie unabhängig, frei von der Kontrole durch die Centrale, so können sie „mischen", wie es ihnen gefällt. Doch die Destillateure sind harten Sinnes und müssen durch stärkere Künste gewonnen werden: durch Rabatte und Vorzugpreise für die Abnehmer der Centrale. Wer nicht zum Verband gehört, soll höhere Preise für Sprit zahlen; und dem Grotzdestillateur, der mindestens 20000 Hektoliter im Iahr bezieht, wird ein Preisaufschlag, den die Centrale einführen will, mit Zinsen zurückgezahlt. Wenn die Vortheile der Unterwerfung von der Größe des Konsums abhängig gemacht werden, ist den kleineren Betrieben das Todesurtheil gesprochen. Selbst mit Schleuderpreisen wäre eine Existenz nicht zu vertheidigen, die „normalen" Bedingungen, wie sie der Spiritusring vorschreibt, sich nicht unterwürfe. Die Centrale erklärt: „Wir wollen die Lage des Destillationgewerbes bessern, indem wir einem unwirthschaftlichen und ruinösen Wettbewerb, der mit schlechter Waare und unzulänglichen Preisen arbeitet, ein Ende bereiten". Man kann sich kein besseres Programm denken. Schlimm ist nur, daß die Gegenleistung für die Sanirung in der Preisgabe des eigenen Willens besteht. Die Nothwendigkeiten, die man bei den großen Montanverbänden findet, binden die Spirituscentrale nicht; bei ihr handelt sichs um ein Monopol, das nicht nur vernünftige Preispolitik treiben, sondern die Gegner vernichten will. Unbotmäßigkeit oder gar Durchbruchsversuche werden mit harter Faust abgewehrt. Das ist die amerikanische Methode.

Einen ganz anderen Typus erkennen wir in dem österreichischen Petroleumkartell. In der galizischen Petroleumindustrie ist es, in Folge der Vorherrschaft gut gerüsteter und leistungfähiger Raffinerien, in Folge eines hitzigen Gründungfiebers und, nicht zuletzt, wegen des Vordringens der amerikanischen Standard Oil Company, zu einer Desorganisation des Marktes gekommen. Die dem großen Kontingent überlegenen Gesellschaften, wie die Limanowa und die Vacuum Oil Company, haben ihren Absatz forcirt und sich deshalb gegen jede Bindung an eine bestimmte Menge der Produktion gesträubt. Bekannt ist, wie der Widerstand der amerikanischen Gesellschaft gebrochen wurde. Man sperrte ihr die Eisenbahn und lähmte sie durch die Beeinträchtigung des Transportes. Andere Raffinerien hielten die schrankenlose Konkurrenz für das einzig wirksame Mittel zur Wahrung der Rentabilität. Solche Outsider lassen sich nicht gern zu Verpflichtungen zwingen; und manches Versprechen wird dur'ch die Uebermacht der freien Konkurrenz vernichtet. Auch in Deutschland weiß man, daß es Konventionen gab, die sicher nicht ihrer Bedingungen wegen da waren.

Die wurden einfach ignorirt. Die Preise aber wurden der jeweiligen Situation angepaßt. Iedes Werk richtet sich nach seiner eigenen Verfassung. Der Konsument hat den Vortheil, daß er, je größer die Unordnung im Bereich der Produktion ist, desto billiger kaufen kann. Da er dem Produzenten aber ausreichenden Absatz nicht zu garantiren vermag, rächt sich schließlich jede Preisschleuderei. Dem österreichischen Petroleumkartell fehlt der Mörtel des Monopols. Während beim Spiritusring die Centralleitung über die viertausend Mitglieder herrscht, ist das österreichische Syndikat vom guten (oder bösen) Willen einzelner Gesellschaften abhängig. Paßt Denen die Organisirnng des Verkaufes (Regelung der Preise und des Absatzes durch Begrenzung der Menge und des Marktes) nicht mehr, so haben sie die Möglichkeit, das Kartell zu kündigen. Ie nach dem Quantum, über das die Opponenten verfügen (die Dimensionen beginnen bei 100000 Doppelcentnern), ist die Kündigung auf mehr oder minder starke Gründe zu stützen. Bei einem Maximum von Doppele entnern brauchen überhaupt keine Gründe mehr angegeben zu werden. Solcher Zusammenschluß ist natürlich nicht sehr dicht. Als der deutsche Petroleumtrust, von dem ich hier schon sprach, geschaffen wurde, betheiligten sich auch österreichische Gesellschaften („Trzebinia" und „Austria"). Das mußte auffallen; die galizische Petroleumzone sah ja nicht günstig aus. Die Unternehmer wiesen aber auf die Wahrscheinlichkeit einer Sanirung des österreichischen Petroleummarktes, die erweisen werde, wie nützlich der Erwerb solcher Raffinerien sei. Das Petroleümkartell müßte diese Hoffnungen erfüllen, denn durch seine Wirksamkeit sollen ja die neuen Existenzbedingungen für die galizischen Petroleumgesellschaften gesichert werden. An seinem Erfolg ist also auch deutsches Kapital interessirt. Daß die Gesellschaft Limanowa schon mit einer starken Ueberschreitung des Kontingents in den Verband eintrat, hat dessen Gedeihen nicht gerade erleichtert. Die 45 000 Doppele entner, die ein Mitglied über sein Quantum hinaus verkauft hat, müssen irgendwie eingebracht werden, da sonst die Rechnung nicht stimmt. Wer trägt also den Schaden? Man braucht ja nicht unter allen Umständen und um jeden Preis Kartelle zu gründen. Als Nothprodukte haben sie selten ein beneidenswert!)es Leben.

Wie schwer es ist, Wünsche und Neigungen verschiedener Herkunft in den Bann einer Konvention zu zwingen, lehren die jüngsten Erfahrungen des brüsseler „Iuckerbundes". Ich erzählte hier, daß Rußland den Antrag gestellt habe, sein Exportkontingent von 200000 auf 500000 Tonnen zu erhöhen. Begründet wurde das Verlangen mit dem Mißerfolg der mitteleuropäischen Zuckercampagne und denFolgen, die sich daraus für einen Großproduzenten ergeben. Gegen die russische Logik ließ sich wenig, gegen den Versuch, die Konvention zu lockern, Manches einwenden. Trotzdem war schroffer Ablehnung ein Kompromiß vorzuziehen, weil die brüsseler Konvention nicht gefährdet werden darf. Wie ists nun gekommen? England hat erklärt, es werde (im September 1913) aus der Konvention scheiden, wenn man Rußland die

verlangten 5lA)(>()0 Tonnen nicht bewillige. Das ist eine Fanfare, die das Papiergemäuer des Vertrages von Brüssel umblasen kann. Der schlaue Brite will die Fesseln der Konvention abstreifen, die ihm den Bezug des billigen russischen Prämienzuckers erschweren. Die alte Geschichte: Kartelle sind nur so lange gut, wie sie allen Betheiligten jeden Wunsch erfüllen. Man will die Freiheit in der Abhängigkeit. Nur der Schwache muß sich gefallen lassen, in völlige Freiheit gesetzt zu werden. Sollen die zur Konvention vereinten Länder sich nun bedingunglos dem Zarenreich unterwersen? England hat nie für Andere gefochten, wenn der Kampf nicht ihm selbst Vortheil verhieß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redalteur: Maximilian harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m. b H. in Berlin.

Paralipomena.

^K?ie Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stim-
^« menzuwachs verheißt, hüten sich, jetzt schon einen Personen-
wechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt
ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Iesus den
Frommen, ihr Hort, ihre Zuversicht ist. Vor vierzehn Tagen ist
dieser Satz hier gesprochen und seitdem durch manches Symptom
als richtig erwiesen worden. Schon die Vorstellung, der Herr Or-
dinarius könne noch vor der Weihnacht demAuge entschwinden,
hatdieUngeberdigstenverhöflicht. Grimme Wölfe, die den fünften
Kanzler so lange wüthend umheulten, begnügen sich heute mit mil-
dem Gebrumm; und die vorgestern Ungeduldigen haben die Hoff-
nung angedeutet, den Mann, der ihnen das Wahlgeschäft machen
soll,noch für einWeilchenaufseinemMagisterstuhl zu sehen. Na-
türlich: das Streben, Bourgeois und Lohnarbeiter, die Vertheidi-
gerunddieBedrängerderKapitalistenfestung,zustarken,felddienst-
fähigen Bataillonen zu einen, würde sinnloses Knabenspiel,wenn
vor demBlick der buntenSchaar sich nicht mehr Herr von Bethmann
aufreckte,sein(beseufzter oder belächelter)Name nicht, wie ein Wer-
berfähnlein, von allen KreuzwegenRekruten herbeiwinkte. «Nur
jetzt noch soll er uns bleiben; sonst wären alle Schlagwörter, alle
sorgsam gestanzten Blechmarken morgen entwerthet uud derAuf-
wand vieler Monate fruchtlos verthan." Ob er die Ursache der
Sänftigung ahnt oder, wie bisher stets, verkennt, was sich rings
um ihn regt? Noch scheint ihmumseineGottähnlichkeitnichtbang.
«Die Mittheilungen, die in der Schlußsitzung des Reichstages
so

der Reichskanzler über die deutsch -englischen Auseinandersetzungen während derMarokko- Verhandlungen gemacht hat, haben im nationalen Sinn einigend gewirkt. Das Trugbild einer schwachmüthigen Haltung unserer Diplomatie mußte angesichts der öffentlich bekannt gewordenen Einzelheiten der diplomatischen Vorgänge zerfließen. Mit mehreren Fabeln über deutsch-englische Vorkommnisse haben die in der Budgetkommission und im Plenum des Reichstages ertheilten Auskünfte aufgeräumt." Das ist ein Pröbchen der Lobhudelei, die Herr von Bethmann aus der Gesindestube ins Reich schleppen läßt. Um zu beweisen, daß nur Tröpfe, in deren taubesOhrdieWeisheitsprüchederSalomo und Boetius nie drangen, ihn für einen Philosophen ausgeben konnten? Li wcuisset! Dann brauchte man sich mit dem eklen Kram fürs Erste nicht mehr zu beschäftigen; könnte ich bei dem Urtheil bleiben, daß die einstweilen letzte Rede des Kanzlers zwar nur rasch verhallendeWortschälle bot, als Parlamentstaktikerleistung aber (Samiel-Hammann darf sich seiner «Iä psrlismentai^ Kanct rühmen)höher stand als je eine von ihm gehaltene.Das geht nun nicht mehr. So dreister Versuch, wieder die Wahrheit zu tünchen, darf nicht hingenommen werden. Der im Sommer, im Herbst mit erfreulicher Offenheit ausgesprochene Tadel war ungerecht, ward als ungerecht erkannt und aus reumüthiger Andacht blickt die Nation zu ihren Geschäftsführern auf? Solche Behauptung wäre eine ruchlos fromme Lüge. Die Vertreter des deutschenVolkes sind wie naseweise Bengel behandelt worden, denen man das Dreinreden mit allen erreichbaren Mitteln zu verleiden trachtet. Als ihnen die franko-deutschen Verträge vorgelegt wurden, ließ der Kanzler ihnen nicht einmal die zu flüchtiger Prüfung nöthige Zeit. (Wer nicht wenigstens die vier Gelbbücher über die Affaires äu IViawc, die Geschichte des anglo-scherifischenVerkehrs und der Kongostaatenbilduug durchaus studirt hat, dürfte über den Gegenstand gar nicht mitsprechen.) Was ihnen in der Kommission gezeigt wurde, war unvollständig oder künstlich gefärbt. Und als sie das Urtheil letzter Instanz zu fällen hatten, waren ihre Koffer gepacktundihreWünsche eilten indieWahlkreise.zuderenDurchpflüguugvorderFeststillenurcinpaarTageblieben.Ward irgendwo je die Beantwortung einer für die Volkszukunft ungchcuer wichti^-n Frage mit so bewußter Absicht erschwert? Am ersten

Morgen mußte der ReichstagAlles erfahren, was ihm, ohne Gefährdung deutscher Interessen, gesagt werden konnte; und nicht in seiner letztenDämmerungdurfteerzumEndspruch berufenwerden. Wer mag denn noch ernstlich arbeiten, wer auch nur ausführlich reden,wennerweiß,daß ermorgennichtmehrAbgeordneteristund Alles, was Hirn, Lunge und Zunge zu leisten vermag, aufbieten muß, um sich wieder in die Glorie des M. d. R. zu heben? Trotzdem hat kein Führer einer großen Fraktion am fünften Dezember gesagt, seit dem neunten November seien ihm Thatsachen bekannt geworden, unter deren Wucht sich dieMeinung gewandelt habe! nicht ein einziger. Manches Trugbild ist »zerflossen", mit mancher Fabel „aufgeräumt" worden; die aber waren nicht von den Gegnern der FirmaBethmannS Kiderlen gemalt und ersonnen, sondern unter staubigen Amtsdächern entstanden. And keine Mittheilung des Kanzlers hat»imnationalen Sinn einigend gewirkt". Welche denn? »Wir wollten und mußten mit Frankreich allein verhandeln." Nicht einen Tag lang hat Herr von Bethmann mit Frankreich allein verhandelt. Immer haben die Botschafter Francis Bertie und Paul Cambon mitgewirkt; der Kanzler sagt selbst: „Frankreich stand (SirEdwardGreyhatDas mitgetheilt) während des ganzen Verlaufes der Verhandlungen in intimem Meinungaustausch mit England und erbat bei allen Fragen, die englische Interessen berühren konnten, Englands Rath." Am siebenun dzwanzigsten Juli ließ die berliner Regirung den>Staatssekretär Grey, »dessen große Loyalität sich so oft bewährt hat", durch denBotschafterum »eine öffentliche Erklärung" bitten, »daß England einen erfolgreichen Abschluß der deutsch-französischen Anterredungen gern sehen würde"; dadurch (stand in dem aicle'memoire) könne Frankreich beruhigt und eine rasche Verständigung ermöglicht werden. Eine fast demüthige Bitte um britische Vermittlung; fünf Tage nach der unverschämten Rede des Schatzkanzlers Lloyd George. Welchen Werth hat danach die Behauptung, Deutschland habe mit Frankreich „allein" verhandelt? »Wir mußten auf die Ocffentliche Meinung Frankreichs Rücksicht nehmen." Das sagt ein Kanzler o,es Deutschen Reiches. Und ist noch im Amt. Die Oeffentliche Meinung des Landes, das ihn bezahlt, dessen Geschäfte er (leider) führen darf, verkümmert ihm keine Viertelstunde; nur auf die Frankreichs

muß er »Rücksicht nehmen". Vielleicht hat schon ein Nachfolger Bismarcks so gedacht; keiner war so entschüchtert, daß er Solches auszusprechen wagte. Ein Brite, Franzose, Russe, Iapaner oder Türke, ein Serbe sogar könnte nie wieder vor das Parlament hintreten, dem er diesen Satz zugemuthet hätte. Der Deutsche, der ihn über die Lippe ließ, wird nicht vom Geheul zorniger Scham ins Dunkel gescheucht; kann sich vier Tage danach mit der Behauptung brüsten, seine Rede habe «im nationalen Sinn einigend gewirkt". Er schickt ein Kriegsschiff nach Agadir: und läßt sein Handeln dann»insbesonderevonderRücksichtanfdieOeffentliche Meinung Frankreichs" bestimmen. Er will, um jedenPreis, mit Frankreich allein verhandeln: und erfleht, fünf Tage nach einer vorbedachten, weithin widerhallenden britischen Insolenz, Englands Beistand.»Ueber denAbschluß der Verhandlungen hat uns England amtlich seine Befriedigung ausgesprochen." (Natürlich: den Abschluß auf dieser Basis hatte es stets gewünscht; hätte es schon im Mai denParisern empfohlen.) »Nnd trotz Alledem hat sich ein Zustand entwickelt, der englischenAugen einen Krieg gegen uns nahrückte." (Weil englische Ohren nicht glauben mochten, daß Deutschland eines heißen EierkuchenswegensolchenLärm mache. Weil die Leute der Wilhelmstraße auf eine höfliche Frage drei Wochen lang keine Antwort gegeben und dadurch die Annahme erzwungen hatten, ein ungemein großesPlanen solle verschleiert bleiben.) »Wenn sich alle Lager so heiß laufen, muß die Maschine irgendeinen Defekt haben." An seinen Bildern sollt Ihr ihn erkennen. Die ähneln denen der winzigsten Schreiber. »Der Starke braucht sein Schwert nicht im Mund zu führen." Ein gräulich dürrer und krummer Gedankensplitter. Ist das stählerne Kriegswerkzeug gemeint: wie sieht dasMaulaus.zwischen dessenZähnenauch nureinesKnabenSäbclPlatzfände?WardasWortmetaphorisch angewandt: wie sichts in dem Kopf aus, der dem Starken das SchwertderRedeversagt? Von solchen Katachresen wimmelts in den Reden des huckebeinernenKanzlers.EineGesammtheit, deren einzelne Theile gemeinsamem Zweck dienende Arbeit leisten, nennt der Techniker eine Maschine. Dient die Arbeit der Auswärtigen ^ Aemter in London und Berlin dem selben Zweck? Nein. Dennoch I sprichtHerrvonBethmannvoneinerMaschine, deren Lager «sich" heiß laufen und deren londoner Theile den in Berlin bedienten I

die Arbeit erleichtern müßten. »VonBismarcks Bildern, Tropen, Metaphern wird zu viel geredet. Hohenfinow liefert mindestens eben so gute Sorten wie Varzin". Noch herrlicher sind aber dieins Historisch-Politische langenden Sätze. Aus drei Reden drei Proben. Neunter November: »Die Voraussetzung derAlgesirasakte war ein selbständiger, das Land thatsächlich beherrschender Sultan, im Stande, die vorgesehenenReformen durchzuführen." Hat dieser unwahrscheinlichste aller Kanzler die Akte jemals gelesen? Ihre Voraussetzung war ein unselbständiger, machtloser Sultan, der unter Vormundschaft gestellt und zur Durchführung der Reformen (Polizei, Finanz, öffentliche Arbeiten, Zoll, Steuer, Contrebande) gezwungen werden konnte. Zehnter November: »Wie können Sie behaupten, der Zug der Italiener nach Tripolis sei eine Folge von Agadir!" Wie können Sie, Herr von Bethmann, es auch nur eine Sekunde lang leugnen? Der franko-italische Vertrag (Delcasse-Prinetti) bestimmt, daß Frankreich inMarokko nicht von den Italienern, Italien auf dem Balkan, in Tripolis und der Kyrenaika nicht von den Franzosen gestört werden solle. Als die berliner der pariser Regirung die Möglichkeit bot, Marokko als eine Provinz der Republik einzugliedern, mußte Italien flink die Annexion Tripolitaniens vorbereiten: sonst wäre es auch um dieses Land, wie einst um Tunesien, gekommen; wäre die türki, sche Küstengarnison verstärkt und der Panislamismus als Heifer herangeholt worden. Ob die Franzosen nach Adjida oder nach Fez marschirten, konnte den Italienern gleich gelten; daß Deutschland dem Nachbar die Herrschaft über Marokko antrug, trieb sie zur Mobilmachung. Fünfter Dezember: »Der englische Minister des Auswärtigen hat gesagt, d'ie Entsendung des .Panther' nach Agadir habe Besorgnisse erregt; der Zug derFranzosen nach Fez und das Vorgehen Spaniens scheint in England keinerlei Besorgnisse für die marokkanischen Interessen hervorgerufen zu haben." Man glaubt, einen Weltfremdling zu hören, der den Nostradamus besser kennt als das Buch neuer Staatengeschichte. Am achten April 1904 hat England der Französischen Republik, als den Preis für ihren Eintritt in Eduards antideutschen Concern, Marokko überlassen, ihr, in Geheimartikeln, auch schon die Rechte der Schutz- und Verwaltungmacht zugesagt: soll es, sieben Jahre danach, »besorgt" sein, weil Frankreich seinen Rechtsan-

spruch zu verwerthen beginnt? Oder unruhig werden, weil die spanische Filiale die Auszahlung der tzypothekensumme verlangt? Britanien lebt mitDeutschland in Hader,mit Frankreich in Freundschaft, mitSvanien im Verhältniß des Vormundes zum Mündel. Britanien hat dreiViertel vonMarokko denFranzosen,ein Viertel den Spaniern zugedacht. Kann ein deutscher Kanzler darüber staunen, daß der deutsche Panthersprung, nicht der Vormarsch französischer und spanischer Truppen, inLondon dieStirnen umwölkt? Wir haben auf jeden Einfluß in die russische Zone des Perserreiches verzichtet; wenn dort plötzlich Iapaner auftauchten und der Deutsche Botschafter in Tokio Aufklärung erbäte: dürfte Grey dann ironisch fragen, weshalb man in Berlin zwar durch die japanische, doch nicht durch die russische Ingerenz sich beunruhigt fühle? Herr vonBethmann aber bescheinigt sich mit leuchtendem Auge, daß seine Sammlung sinnlos verhallender Wortschälle »im nationalen Sinn einigend gewirkt habe." 8i tacuisset! Da die Annahme, daß er wider besseres Wissen Falsches aussage, verboten ist, bleibt nur die andere: daß er die Gegenstände, die er öffentlich, auf dem Platz des höchsten Reichsbeamten, beredet, nur aus hastiger Oberflächenbetrachtung kennt. Diese traurigeRednerei wäre unmöglich, wenn imReichstag ein Sachkundiger säße. Das Geprahl, sie habe Alldeutschland, habe auch nur ein Halbdutzend wacher Iünglinge überzeugt, fordert die grausamste Rüge heraus. Die zur letzten Freifahrt Erster Klasse fertigenAbgeordneten waren sanft; die klügeren lächelten über den Harmlosen, der, nach ruhmlos verlorener Schlacht, sich in Feldherrnpose strafft und in der Mannesbrust den Muth seine Spannkraft üben läßt. »Meintet Ihr etwa, ich habe den Sieg erstrebt? Fiel mir nicht ein. Was erreicht werden sollte, ward erreicht. Hat derFeind nun nicht dasFürchtengelernt,dannsollermichkennen lernen." Noch auf derRetirade jederZoll ein Held. And noch im Koller ein Oberlehrer, der fuchswild ist, weil ein Kollege ausgeplaudert hat, was im Konferenzzimmer neulich geschah. Dieser Grey zwingt Einen, zu entschleiern, was (»insbesondereaus Rücksicht auf dieOeffentlicheMeinung Frankreichs") niemals dem Licht ausgesetzt werden sollte. »Verhandlung nur zwischen uns und Frankreich, nicht unter Zuziehung Dritter. Durch nichts, durch keinen Einfluß von außen oder von innen haben wir uns von die-

sem Programm auch nur um einen Schritt abdrängen lassen. In der Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George wurde Deutschland nicht erwähnt. Eine Bedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische Presse und ein großer Theil der englischen sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretirte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keiner Weise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den KaiserlichenBotschafter in London zurSprache bringen zu lassen.Die englischeRegirung hat danach keinerlei Wunsch mehr zu erkennen gegeben, sich an unseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen. Daß die Rede dazu benutzt worden ist, gegen die deutsche Regirung den Vorwurf einer unsicheren undschwächlichenPolitikzu begründen, muß ich bestimmt zurückweisen. Thatsächlich ist unser Programm einer verständigenAuseinandersetzung mit Frankreich ohne Einmischung Dritter durchgeführt worden". Nicht einer dieser stolzen Sätze vom neunten November ist nach Greys Rede haltbar geblieben. Vor fünfWochen hieß es: «Unsere Verhandlungen mit Frankreich sind ohne Unterbrechung auf beiden Seiten von dem Bestreben getragen gewesen, zu einem für beide Theile annehmbaren Geschäftsabschluß zu kommen. In keinem Stadium derAngelegenheit ist von irgendeiner Seite eine Sprache geführt oder ein Ansinnen gestellt worden, das mit der Ehre des einen oder des anderenTheilesunverträglich gewesen wäre". VomIuli bis in den November also heller Himmel, unter dem in nüchterner Seelenruhe ein annehmbarer Geschäftsabschluß erstrebt wird. Nach der Debatte im Unterhaus muß der Herr Kanzler seinen Wetterbericht gänzlich revidiren. »Wir sind durch eine schwere und ernste, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen. Das hat dasVolkrichtig gefühlt.- Der fürsReichsgeschäft allein Verantwortliche Beamte aber bestritten. Dieser Sir Edward bringt Einen in die unbequemsten Lagen. Im höflichstenTon sagt er, die amtliche berliner Darstellung sei unvollständig, in Wesentlichem unrichtig, die Verletzung internationaler Schweigepflicht mit guter Diplomatensitte unvereinbar gewesen; und sein Scherzwort über den »politischen Alkoholismus" weckt ringsum leise Heiterkeit. Der altadelige Whig, der den Lords härter an den Leib wollte als der bürgerliche Schatzkanzler (und in der Peerskammer drum

manchen Feind hat), ist Theobalds Magno fast so lästig geworden wie der konservative Herr von Lindequist. Beiden sollte deshalb alles Erlängliche ans Zeug geflickt werden. Wider allen Brauch sprach Herr von Bethmann im Reichstag über britische Kriegsvorbereitungen, die amtlich geleugnet, nur von einemverärgerten Offizier bezeugt worden waren. Schlechte Manier. Wo zu gewinnen war, wurde nichts gewagt. Wo einstweilen kein Ofen zu heizen ist, wird mit glimmenden Kienspähnen gespielt. .
Nicht eine von ernsthaften Tadlern des Agadirspektakels und seinesIaminerendes angeführteThatsache ist als unwahr, als in den Nachtbereich der Fabeln und Trugbilder gehörig erwiesen worden. Das Volk mit Märchen abzuspeisen, das Bild empörenderWahrheit seinem forschenden Blick zu verhüllen: dieses schädlichen Versuches sind die eiferndenLober der Sozien schuldig, die mit einem Getös, als gelte der Kampf einerKrone, imSonnenlicht auszogen und abends eine lahme, räudige Mähre heimtrieben. (Wie dunkles Verhängniß wirkts, daß Ieder, der diesen grauen Häuptern ein Kränzlein winden will, auf der Lorbersuche sich in Sumpf oder Dickicht verläuft. Selbst den Generalfeldmarschall Colmar von der Goltz, der ein weitsichtiger Truppenführer, doch ein kurzsichtiger Politiker ist, hat dieses Schicksal ereilt. Zu den Lesern des »Lokalanzeigers" hat er durch den Mund eines Mediums, zu denen der »Woche" persönlich gesprochen. »Weil wir Marokko dem vorwiegenden Einfluß des benachbartenFrankreich überlassen haben, sollen wir das in den letzten drei Iahrzehnten mühevoll aufgebaute gute Verhältniß zum Osmanischen Reich selbst zerstört haben. Woher soll die Verpflichtung Deutschlands kommen, derTürkei halber fürdieAnabhängigkeitMarottos einzutreten, für die Diese selbst sich mit Fug und Recht nie bemüht hat? Was würde wohl Fürst Bismarck zu einer solchen Schlußfolgerung gesagt haben?" Das läßt sich errathen. »Ihre Fragestellung, Herr Marschall, ist falsch.Nichl,derTürkei halber'waren wir verpflichtet, für die Unabhängigkeit Marokkos einzutreten, sondern, weil der Kaiser sich dafür mit seinem Ansehen eingesetzt hatte. Die Reden an Saladins Grab und in Tanger: Das verpflichtet. Wir haben den Türken viel versprochen, aber nie, weder am Sinai noch auf dem Balkan, geholfen. Mit unserer Zustimmung hat Oesterreich ihnen zwei Provinzen genommen, ist Rußland in dieVerschalungPersiens eingedrungen; unsere Konsulats-

flagge schützt die Italiener, deren Heimathregirung derTürkei den letzten afrikanischen Besitz nimmt; und wir bieten den Franzosen Marokko auf dem Präsentirteller an. Meinen Sie, daß danach auch nur der Schein musulmanischertzerrschaftüber Egypten und Tripolitanien zu wahren sein wird? Der Islam sieht, daß wir Versprochenes nicht halten können, auch, sobald uns einTrinkgeld in die Hand gesteckt wird, nicht halten wollen; erinnert sich der kaiserlichen Bürgschaft für die Anabhängigkeit und Unantastbarkeit Marokkos, desAufrufes an die dreihundertMillionenMohammedaner, in dem Deutschen Kaiser ihren Freund zu erblicken; vergleicht Wort und That und findet, daß unsere Leute gegen die triple entente nie was Brauchbares ausrichten. Diese Wahrnehmung muß unser ,gutes Verhältnis zum Osmanischen Reich zerstören. Merkwürdig, daß Sie es bestreiten. Ich hätte nie solche Türkenpolitik gemacht noch gar mich auf eine islamische Demokratie zu stützen versucht. Die muß eines Tages ja doch nach Westen ten» diren. Der würde ich jetzt in aller Stille Oesterreich und Rußland auf den Hals hetzen, die sich über die Meerengenöffnung und über die Wege nach Saloniki und Bender Abbas verständigen und so einen festen Dreikaiserbund vorbereiten könnten. Auf den gefährlichenBersuch,England,mitseinenhundertMillionenMusulmanen, im Reich desKhalifenzu überbieten, hätte ich michnicht für alle Schätze Bagdads und alle TracenAnatoliens eingelassen; wohin er führt, zeigt sich ja jetzt: schneller als derFlottenwettlauf in antideutsche Koalitionen. Wäre ich durch kaiserliche Impulse aber in diesen kalten Engpaß gerathen, dann hätte ich mich mit beiden Füßen aufdasVersprechen des Herrngestellt undmich gehütet, den Türken, auf die ich in solchemDrang angewiesen wäre, den Glauben beizubringen, daß wir gegen dürftigen EntgeltMusulmanenländer sammt der hypothekarisch eingetragenen Bürgschaft des Kaisers verschachern.DieFrage, ob derNovemberhandel uns im Islam schadet, müßte ein halbwegs gelüfteter Tertianer bejahen.") Uns ward, den Kritikern der beschämenden Posse, die Arbeit nicht leicht. Und harte Pflicht band den Blutstrom. „Wir sind durch eine ernste und schwere, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen." Um an das gestern erreichte Ziel zu gelangen? Dahin führten breite, helle, bequeme Wege. Die Abtretung von Sumpfzipfeln und Wüstenzacken wollte, dreiWochen vor Agadir, Herr Jules Cambon in Paris empfehlen, wenn als

Zahlungausgleich der unzweideutige Verzicht auf Marokko ge-
sichcrtwurde.Grey,Nicolson,Bertie hätten gernzudiesemAbkom-
mcn gcrathen; mit so geringem Kostenaufwand gern ihren guten
Willen erwiesen und das Deutsche Reich für eine lange Weile ab-
gesunden. Das sieht heute, wer nicht blind sein will. Nnwahr ist die
Behauptung.ohnedenPanthersprungwärendieFranzosennichtsür
dasTauschgeschäftzuhabengcwesen.UnwahrdieAngabe.durchdie
»deutschenVorstellungen" (dieGrey mit eisigerIronie abwehrte)
sei Englands Abstinenz erzwungen worden. Britanien sollte drei,
Wochen geschwiegen, nicht eine Frage gestellt, die Rede des Scha tz-
kanzlers erst durch Preßdeutung einen uns unfreundlichen Sinn
erhalten haben. Alles unwahr. Auch die Hintertreppengeschichte
von dem Bruch des Amtsgeheimnisses, durch den Lindequists
Abgang bedingt worden sei. Anwahr dieBetheuerung, über das
Erlangte sei der Wunsch nie hinausgegangen. Gab es je denn
einen bis ans Ende durchdachten Plan? Unwahrscheinlich; sonst
wäre ein Sachverständiger in das einzutauschende Land geschickt
worden. Wer eine verwohnte Laube, einenvertragenenRock aus-
tauschenwill, läßt dieErsatzstückevorderEntscheidungprüfen.Das
Deutsche Reich übernimmt ungeheure Landflächen, die kein zum
Zeugniß Berufener je gesehen hat, über deren Werth oder An-
werth kein Gutachten eingefordert worden ist, die der deutsche An-?
terhändleraufder vomFranzösischenBotschaftergeliefertenKarte'
kennen lernte. Das ist ohne Beispiel in der Geschichte moderner
Staaten. Des Reichstages ersteFrage mußte sein: »Wer hat das
Aequatorialland gesehen, wer diese neuen Siedlungstrecken durch-
forscht?" Wahrhaftigkeit hätte dann zu der Antwort genöthigt:
»Keiner von uns; kein uns Unterstellter. Wir bekommen, was
England uns als Tropenzuwachs gönnt; ein Gebiet,dessen Ent-
wickelungmöglichkeit den Staatssekretär im Reichs kolonialamt so
gering dünkte, daß er sein Amt, die ihm liebsteArbeit, Macht und
Gunst hinwarf, um der Pflicht zu leisester Empfehlung dieser Be„
zirke zu entgehen."DafürderMarschdurch die ernste,schwere,be»
drohliche Zeit; Ausehenseinbuße und Milliardenverlust; darum
die schroffeAbkehrderneutralen Staaten, die Häufung derFeind-
schaft, die Lockerung des letzten Bundes. Caprivi, Hohenlohe, Bü-
low, Marschall, Richthofen, Schien: neben unseren Unmöglichen
scheinen sie fast schon Giganten. Wie lange währt deutsche Geduld?

Grotzdeutschland.
Menschen sind für ihre Bestimmung ausgerüstet.
AM Bei Thatmenschen gehört zur Ausrüstung, daß sie weder räumlich noch zeitlich über den Bereich ihrer Aufgabe hinausreflektiren. Bismarcks Aufgabe war, den Schwerpunkt Europas in das Land zurückzuverlegen, dem die geographische Lage, die Zahl und Volkskraft seiner Bewohner ihn zuweisen. Für diesen Zweck mußte er diese Volkskraft zur Aktion fähig machen, was nach der damaligen Lage der Dinge nur dadurch geschehen konnte, daß er das zweite Haupt des Staatsleibes amputirte und einen großen Fetzen Fleisch daran ließ. Er durfte nicht sehen, daß die Natur diesen Fetzen wieder anheilen würde, so nah ihm diese Voraussicht lag. Denn er fand unnatürlich, „daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von den kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unerkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will". Ganz so fühlen die Deutschen von beiden Seiten der Grenze, die sich allsonntäglich auf den Höhen und in den Thälern des schlesisch-böhmischen Gebirges mit einander vergnügen; ähnlich auch die täglichen Passanten der Innbrücke, die den bayerischen Flecken Simbach mit dem österreichischen Braunau verbindet. Wenn wir auf ein Land verzichteten, das uns, wie ein Blick auf die Karte geigt, zur ästhetischen, wirthschaftlichen und militärischen Abrundung unseres Staatswesens unentbehrlich ist, das uns die Adria, das Mittelmeer erschließt und in dem zehn Millionen unseres Stammes wohnen, so würden wir gar nicht den Namen einer Nation verdienen. Nicht einmal auf die Wiederangliederung der Balten ans Reich dürfen wir verzichten. Ihre Zahl ist klein; was sie geleistet haben, ist gewaltig. Sie sind es, die im Verein mit einer rein deutschen Dynastie dem halbasiatischen Barbarenvolk aus einer pfiffigen Diplomatie, geschickten Finanzverwaltung und aus europäisch geschultem Militär die Großmachtstützen gezimmert haben; wie könnten wir es auf die Dauer ertragen, daß diese Kraft einem Feind, nicht dem Vaterland dient? Bismarck sah in dem Unnatürlichen einen Beweis für „die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen". Wirklich ist ja die Mannentreue ein Haupthinderniß der nationalen Einigung der Deutschen gewesen. Doch das im neunzehnten Iahrhundert erwachte und mächtig gewordene Nationalbewußtsein hat diese Individualtugend,

die gewöhnlich (nicht immer) ein politisches Laster ist, geschwächt; was der heutige Deutschösterreicher für die ehrwürdige Person des Kaisers Franz Ioseph empfindet, ist nicht Liebe zum Hause Habsburg.
Bismarck mußte die im neuen Reich vereinten Deutschen für eine saturirte Nation halten und meinen, was da drunten auf dem Balkan geschieht, sei die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht werth; er durfte nicht sehen, daß der Rock, den er dem Volrskörper zuschnitt, zu eng ausfiel und von dem stetig wachsenden gesprengt werden würde. Der heute in allen Gassen und Blättern ertönende Ruf nach Expansion beweist, daß der Irrthum endlich erkannt worden ist. Die staunenswerthen Leistungen der deutschen Industrie, der deutschen Landwirthschaft in Ehren; aber in der Versorgung des deutschen Volkes mit Brot und Arbeit sind Beide an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit angelangt. Daß der Schein, als ob der heutige Reichsboden genüge, eben nur Schein ist, habe ich oft, auch an dieser Stelle, gezeigt. Die Das nicht glauben wollen, berufen sich manchmal auf die Abnahme der Auswanderung. Deren Hauptursache ist aber nicht das Genügen, das der Deutsche daheim fände, sondern der Zustand Nordamerikas. Die Deutschen, die einige Iahrzehnte lang in Massen dahin übergesiedelt sind, waren Bauern. Die aber finden in Folge einer elenden Staats-Verwaltung in dem immer noch dünn bevölkerten Lande da drüben keinen wohlfeilen Boden und keine günstigen landwirthschaftlichen Verhältnisse mehr. Uebrigens schwärmen alljährlich Tausende von Deutschen, die in keiner Auswandererstatistik erscheinen, über die Grenzen; Hasbach hat in der „Zukunft" an die deutschen Landstreicher erinnert, die den Süden Europas, die Levante und Egypten unsicher machen, und an die Straßenmusikanten, die lohndrückenden Kellner, die in London ein kümmerliches Brot suchen.
Von den Alldeutschen trennt mich, daß sie sich mit Deutschösterreich begnügen wollen und, weil sie Rußland für unantastbar halten oder gar als unseren großen Freund verehren, im Uebrigen Deutschlands Zukunft auf dem Wasser suchen, wo es höchstens das nichts weniger als beneidenswerthe Schicksal Englands finden könnte. Allerneuste Staatsweisheit hat dem östlichen großen Freunde auch noch den Großtürken sammt seinen mohammedanischen Vasallen zugesellt, die wir für unentbehrliche Bundesgenossen halten sollen. Herr Dr. Paul Rohrbach will, daß wir bei der Bagdadbahn um Gottes willen nicht an Kolonisation denken, vielmehr die Türkei stärken, damit sie den Engländern in Egypten zu schaffen mache und uns so vor einem Kriege mit England bewahre, in dem e6 sich für uns um Sein oder Nichtsein handeln würde. Der viel-

gereiste und in der Kolonialwirthschaft praktisch erfahrene Mann kennt die Euphratländer und Anatolien wie seine Westentasche, während ich aus eigener Anschauung gar nichts davon kenne; es wäre demnach lächerliche Anmaßung, wollte ich in Beziehung auf die Besiedlungmöglichkeit dieser Länder eine von der seinen abweichende Ansicht äußern. Aber die politische Begründung seines Rathes wäre mir völlig unbegreiflich, wenn ich sie für ernst gemeint hielte; ich glaube, sie ist nur ein diplomatischer Kniff. Daß es sich in einem deutsch-englischen Krieg um Sein oder Nichtsein handeln würde, ist schon möglich, aber nicht für uns, sondern für die Engländer. Deren prekäre Lage, aus der sich ihre Nervosität erklärt, wird täglich klarer; und Professor Dove kommt der Wahrheit näher als Rohrbach, da er schreibt: „Es hätte gar nicht erst der liverpooler Ereignisse bedurft, um zu zeigen, daß Großbritanien eigentlich überhaupt keinen Krieg mehr führen kann, ohne beim geringsten Mißerfolg seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen." Ist es nicht einfach närrisch, wenn Ieder ganz natürlich findet, daß sich England so mit Sachtem in die Euphratländer, in Persien, in Arabien hineinfrißt, während es dem Deutschen, der so viel näher wohnt, als halber Hochverrath angerechnet wird, wenn er an so Etwas denkt, einerlei, ob die Ausführung des Gedankens praktischen Gewinn verspricht oder nicht? Doch die diplomatischen Scheuklappen beginnen, sich zu lockern. In der wiener Reichspost, dem Hauptorgan der Christlichsozialen, sagte neulich ein Abgeordneter: „Ich bedaure nur das Eine, daß vor achtundzwanzig Iahren Niemandem eingefallen ist, gegen Englands Machtgelüste kräftige Worte zu sprechen. Denn damals, nach dem mit englischem Geld künstlich erzeugten Aufstande des Arabi Pascha, hat bekanntlich England auf egyptischem Boden zum ersten Male Truppen gelandet, ohne danach zu fragen, ob nicht der eine oder der andere der Anrainer vielleicht berufener wäre, im alten Pharaonenreich die Ordnung wiederherzustellen. Damals hat man wohl Italien mit der Anwartschaft auf Tripolis vertröstet, weil England von dieser Seite Einspruch fürchtete; aber wo blieb Oesterreich?" Oesterreich: Das heißt: die Deutschen Oesterreichs, denn weder der „ritterliche Magyar" noch Bruder Meiniges ist in der Lage, in mohammedanischen Ländern Ordnung zu stiften und ihnen europäische Kultur zu bringen; die Deutschen Oesterreichs aber werden über Kurz oder Lang ein Bestandtheil Gesammtdeutschlands sein. Einen weiteren Fortschritt der immanenten Vernunft der Dinge bedeutet das tripolitanische Unternehmen der Italiener. Ich begrüße diesen Krieg mit Freuden, weil er den Glauben an das neue Märchen von der

Lebenskraft der Türkei erschüttert und die bedauernswerthen Diplomaten zwingt, wieder einmal an die Liquidation der türkischen Konkursmasse zu denken. Daß jedes Volk einen seiner Zahl und Kraft angemessenen Bodenraum erstreben muß, ist so natürlich und das stetig steigende Mißverhältnis unserer Kopfzahl und Volkskraft zum Reichsboden ist so schreiend, daß kein Mensch in der ganzen Welt den Betheuerungen unserer Friedensliebe und der Ausrede, wir wollten nur kommerzielle Expansion, Glauben schenkt. Kein Russe, kein Engländer, kein Franzose hält uns für so dumm oder indolent, daß wir auf die Befriedigung des dringendsten aller nationalen Bedürfnisse zu verzichten vermöchten. Zwei Gegner des Deutschen Reiches würden sich beruhigen, wenn wir durch unzweideutige Handlungen bewiesen, daß, sich unser Drang nach Expansion nicht gegen sie richtet.

Nun hat Richard Tannenberg in dem Buch „Großdeutschland die Arbeit des zwanzigsten Iahrhunderts" (in Leipzig, bei Bruno Volger) meine Phantasien als durchführbare Zukunftpläne besser begründet, als ich in dem Büchlein „Die Zukunft des deutschen Volkes" vermochte. Er verfügt über reichere geo- und demographische Kenntnisse und vermag die wirthschaftlichen Mittel, die finanziellen und militärischen Zustände der europäischen Staaten, das Mißverhältniß zwischen Volkskraft und Gebiet bei der heutigen Vertheilung genau darzustellen und mit reichlichem statistischem Material, mit Zeichnungen und Karten zu illustriren. Zwar versorgt auch er uns mit einem stattlichen Besitz an überseeischen Kolonien; aber da er das Hauptgewicht nicht auf sie, sondern auf die Vorschiebung der Reichsgrenzen nach Süden und Osten legt, habe ich gegen diese Zugabe nichts einzuwenden. Er läßt die Neuordnung aus einem Kriege gegen Rußland und Frankreich hervorgehen. Ich hatte gemeint, ein Quentchen Vernunft würde genügen, Deutschland, England und Frankreich zu einer Theilung der alten Welt zu einigen, bei welcher den Deutschen im Osten und Südosten Europas und in Westasien freie Hand gelassen, den Engländern und den Franzosen der ungestörte Besitz des Uebrigen gesichert würde, so daß höchstens vielleicht ein Entscheidungskampf mit dem barbarischen Rußland nothwendig, ein Krieg zwischen zwei oder drei Kulturmächten dagegen, den ja schon die heutige Interessen-Verflechtung bis zur Unmöglichkeit erschwert, auf jeden Fall vermieden würde; doch ist immerhin möglich, daß die Engländer oder die Franzofen oder Beide dieses Quentchen Vernunft nicht aufbringen. Hübsch finde ich von Tannenberg, daß er bei der Neuvertheilung die Habsburger ganz anständig versorgt; denn Dank-

barkeit gehört zwar nicht in ein Wörterbuch für Politiker, aber ich (und wohl auch mancher Andere) kann den Habsburgern nicht vergessen, daß sie zwei Jahrhunderte lang, sie allein, die Türkengefahr von Deutschland abgewehrt haben.

Alle Zeitungen spotten heut über unsere Diplomaten und klagen, daß wir keine Staatsmänner mehr haben. Ia, wo sollen Die herkommen? Staatsmänner fallen nicht vom Himmel, sondern gehen aus den Volksströmungen hervor, die sich in ihnen ihr Organ schaffen. Wir haben heute keine auf ein klar erkanntes großes Ziel gerichtete starke Strömung: daher unsere politische Misere; dieser Gedanke Hat mir vor siebenzehn Iahreu das Schriftchen „Neue Ziele, neue Wege" eingegeben. Großdeutschland in der klar umrissenen Gestalt, die ihm Tannenberg giebt (absichtlich zeichne ich sie hier nicht nach), ist ein Ziel, das allgemeine Begeisterung zu wecken vermag; darum wünsche ich seinem Buch zwei Millionen Leser, obwohl ich durchaus nicht mit allen seinen Ansichten und Wünschen einverstanden bin. So, zum Beispiel, nicht mit feiner Forderung, die im Reich wohnenden Slaven müßten germanisirt und dürften, so lange sie es nicht sind, zum Vollbürgerrecht nicht zugelassen werden. Ich denke über die Aussichten der Germanisirung nicht so optimistisch und halte die darauf verwendete Arbeit nicht nur für Energievergeudung, sondern auch für einen Angriff auf die Grundlage unserer Volkswirthschaft. Ein verschrobener Geschmack, genährt durch falsche Bildungideale und parteipolitische Interessen, erfüllt unsere unteren Volksschichten mit Groll gegen körperliche Arbeit und gegen Abhängigkeitverhältnisse. Das ist eine Hauptursache der Landflucht und bedroht uns mit dem Schicksal Englands, das kein Ansiedlermaterial für seine weiten Kolonialgebiete mehr besitzt. Da kommt es vor, daß selbst Bauernsöhne lieber in der Schreibstube hocken, lieber eine Unterbeamten- oder Pferdebahnschaffneruniform, ja, eine Bedientenlivree anziehen, als den väterlichen Acker mit ihren eigenen Ochsen pflügen. So lange sich dieser Geschmack nicht ändert (und rasch vollzieht sich eine solche Aenderung nicht), können wir slavische Arbeiter, die in jedem Sinn Slaven geblieben sind, nicht entbehren. Leider werden auch sie schon von der Sozialdemokratie verdorben. Die Germanisirungtendenz Tannenbergs hängt mit seinem falschen Germanenideal zusammen. „Hätte in der Zeit der Völkerwanderungen ein Held des Geistes und der Kraft die gewaltige, ungezählte, unendliche Masse des germanischen Volkes zusammengefaßt, so gäbe es weder Romanen noch Slaven; Europa wäre deutsch." Nein, es wäre von germanischen Schlagododros bewohnt, die keine Deut-

schen im heutigen Sinn des Wortes, nicht Träger der höchsten, feinsten und vollständigsten Kultur sein würden. Zu dieser Kultur gehören die englische, die französische, die italienische, die spanische Volksart, Literatur und Sprache, die der gebildete Deutsche in sich aufgenommen und zu einem Bestandtheil feines eigenen Geisteslebens assimilirt hat. Das ists, was ihn so reich macht, über alle Nationen der Gegenwart und der Vergangenheit erhebt. Auch sind die Vorzüge der deutschen Volksart nur darum Vorzüge, weil ihnen die Gebrechen der anderen Nationen gegenüberstehen; jede Individualität wird nur an ihrem Widerspiel als Individualität erkannt und ihr Werth kann nur an ihren Konkurrenten gemessen werden. Dieser Irrthum Tannenbergs ist dem von Wilhelm Ostwald verwandt, der das Erlernen fremder Sprachen, das in Wirklichkeit Bereicherung und geistiges Wachsthum bedeutet, für bedauerliche Energieverschwendung hält und die Kulturwelt am Liebsten auf Esperanto beschränken möchte.

Neisse. Karl Ientsch.

Psychologie des Kunstsammelns.

Psychologie des Kunstsammelns. Verlag von Richard Karl Schmidt Sc Co. in Berlin.

Niemals ist der Trieb zum Kunstsammeln stärker gewesen als in unseren Tagen. Mit der raschen Entwickelung der Technik, dem fast riesenhaften Emporschießen der geschäftlichen Großunternehmungen, die über Länder und Meere reichen, mit der immer weiter um sich greifenden Spekulation der amerikanischen Millionäre und Multi-Millionäre wachsen die Begierden, die Wünsche, die Ansprüche. Die Zinsen und Zinseszinsen, die nicht die Technik, nicht der Welthandel aufzehrt, können nicht brach liegen. Neue Forschunginstitute werden gegründet, neue Forschungsgebiete erschlossen, neue Kunstsammlungen angelegt. Die äußeren Werthe des Geldes ringen um die inneren der Kunst. Man sammelt. Sammelt mit einem Riesenaufwand an Mitteln, der im Moment verblüfft, schafft „Preise", die oft enorm und phantastisch sind, und erobert so, da die Geldkräfte nicht versiechen, Kunstwerthe, die sonst unbezahlbar scheinen. Das aber ist scharf auseinanderzuhalten: jegliche Kunstgattung hat in jeglicher Variation ihren sogenannten „Marktwerth", Preise, die sich im Verlauf der Iahrzehnte aus den Angeboten bei den öffentlichen Verkäufen gebildet haben und die dann später gleichsam als Unterlage dienen. Aber unter den Gruppen fast jeglicher Kunstgattung sind Dinge von so erlesener Qualität, daß wir manchen von den Riesenpreisen, die man heute zahlt,

wohl verstehen können. Und da die kunstwissenschaftlich erprobten Werke meist in „festen Händen" sind, da heute die Rafael, Rembrandt und Velazquez, die altdeutschen Holzskulpturen und Steine, die Emails und Gläfer der Renaissance, die Majoliken und Textilien, die frühen und tadellosen Drucke der Blätter von Dürer und Rembrandt selten zu kaufen sind, müssen die Museen, Sammler und Händler an die Stücke herangehen, müssen, um ihre Bestände ergänzen zu können, für besondere Qualitäten besondere Preise zahlen.

Durch das Sehen eines Kunstwerkes, die äfthetischen Gefühle, die es auslöst, durch den alle Sinne bestrickenden Genuß am Schönen schwillt der Trieb zum Sammeln an. Literarische Anregungen mögen vorausgegangen sein oder die Eitelkeit, mit Anderen, die da sammeln, gleichen Schritt zu halten; oder der Ehrgeiz, beste Kunst zu besitzen, um sie dauernd genießen und studiren zu können. Der bloße „Kunstgeschmack", den die äfthetische Empfindung erzeugt, macht nicht den Sammler. Plinius der Jüngere, der ein „schwacher Dilettant" ist, kauft eine korinthische Statue, weil sie „das Auge eines Künstlers fesseln und den Laien erfreuen kann". Aber Goethe, den die Kunst tiefer bewegt, ist, als er in Maria Einsiedeln ein „vollkommenes Exemplar" von Schongauers Stich „Das Scheiden der Maria" sieht, so „ergriffen", daß er „die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen, nicht wieder loswerden" kann. And er gesteht, daß er spater nicht ruhte, als bis er zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangte.

Ich möchte die Sammler in zwei Hauptgruppen theilen: in Universalsammler und Spezialsammler. In der ersten Gruppe, die sich für Bilder alter und moderner Meister, für Graphik und Plastik, für Kunstgewerbe und Kuriositäten, Medaillen und Münzen, Autographen und Bücher interessirt, giebt es wieder eine Schaar, die, trotz ihrem universellen Sammeleifer, doch oft ihr Hauptaugenmerk auf eine bestimmte Kunstgattung richtet, Sammler, die, ich möchte sagen, durcheinander kaufen, die aber, ihrem Verständniß und Wissen gemäß, die Malerei dem Kunstgewerbe (in weitestem Umfang) vorziehen oder dieses jener. Eben so steht in den Kolonnen Derer, die wir Spezialsammler nennen, eine ganz stattliche Menge von Kennern, die gewissermaßen zur „Erholung'' Gebiete betreten, auf denen sie eigentlich Fremde sind.

Zu der Armee der Sammler haben neben den Königen und Fürsten, Diplomaten, Großkaufleuten und Rentieren fast immer auch die Schaffenden selbst gezählt. In der „prächtigen" Stadt Antwerpen „besitzet der Herr Rubens eine vortreffliche Kunstkammer, worinnen eine große Anzahl vieler Raritäten zu besehen"; in Amsterdam bringt Rembrandt (das Inventar von 1656 bezeugt es) eine Sammlung zusammen, in der wir, von niederländischen und vlämischen Meistern abgesehen, Gemälde von Rafael, Michelangelo, Mantegna, Ribera, Graphik von Dürer, Holbein, Schongauer und neben einem antiken Laokoon im großen Atelier des Meisters eine Knabensigur von Michelangelo fin-

den. Boulle, der Kunsttischler der Regenceepoche, sammelt -mit Vorliebe Graphik (sie dient seinen kunstgewerblichen Zwecken). Und kaum ein Iahrhundert später vervollständigt Goethe durch Ankäufe auf nürnberger Auktionen seine „liebwerthesten" Sammlungen von Münzen und erwirbt daneben eine bedeutende Kollektion von Majoliken, „welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings zeigen dürften". Und Schuchardt, der 1848 Goethes Kunstschätze katalogisirt, betont, daß der Dichter „seine Sammlungen benutzt habe, daß sie ihm beständig Stoff zur Kunstbetrachtung und Mittheilung boten".

In Frankreich sammelt Balzac, sammelt Sardou. Mit den ersten paar Hundert Francs, die sein erster Theatererfolg trägt, kauft Sardou ein silbernes Tafelgefäß, das er seit Monaten im Schaufenster eines Antiquars mit gierigen Blicken betrachtet hat, und begründet damit seine große Sammlung von Renaissancekunstgeräth. Coquelin fahndet nach den französischen Malern des neunzehnten Iahrhunderts (sie bringen ihm 1S06 in der Galerie George Petit Francs) und ein Iahr vorher werden in London die Kunstschätze Sir Henry Irvings versteigert. Fast um die selbe Zeit vergrößert der berliner Kollege des englischen Schauspielers, AdalbertMatkowsky, seine werthvolleSammlung: auf seine Renaissance-Prunkschränke stellt er berliner Majoliken, augsburger Silberhumpen und rheinisches Steinzeug.

Von den Sammlungen unserer Dichter möchte ich nur die Uhrensammlung der Baronin Marie von Ebner-Eschendach nennen. „Diese kleinen Instrumente" haben die Dichterin von je her lebhaft interessirt. Sie schrieb mir darüber: „Ich wollte den Weg kennen, den sie durchschreiten mußten, um es zu ihrer jetzigen Vollkommenheit zu bringen, erwarb einige Stücke, ließ mich durch einen guten Uhrmacher, Herrn Hartel, in der leicht erlernbaren Kunst, sie zu reinigen und wieder zusammenzusetzen, unterrichten. Alte Uhren wurden damals nicht besonders geschätzt, waren billig zu erwerben. Herr Hartel brachte oft sehr hübsche Stücke, die in meinen Besitz übergingen, .zur Stunde' mit. Die schönsten verdankte ich aber bald der Großmuth meines Brnders Adolf (Graf Dubsky, gestorben am zweiten August 1911), der sehr kunstverständig ist und den Grund zu der Sammlung legte, die allmählich meine Freude wurde, an deren Entstehen ich aber gar wenig Verdienst habe. Sie umfaßt jetzt beinahe dreihundert Stück". In diesem Zusammenhang wäre noch an Liebermanns feine Franzosensammlung und an die Vorliebe, die Richard Strauß für die Primitiven hat, zu erinnern.

Wir kennen Kunstmenschen, die sammeln, um sich Anregung zn schaffen, und andere, die es, wie Goethe, in ihrer „Natur" haben, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren".

Der Trieb zum Kunstsammeln steckt fast in jeder Intelligenz, die sich darüber klar geworden ist, daß Kunst Schönheit bedeutet. Ni.c äußere Momente hemmen ihn oft. Zwischen den Trieb nnd die „That" schiebt sich das Geld. Denn Kunstsammeln ist kein billiges Vergnüger,.

Adolph Donath.

Das Bismarckdenkmal bei Bingerbrück.
reis undLederer haben gesiegt.DerPlanzumBismarckdenkmalgmg von ähnlichen Gedanken aus wie einst derzum Niederwalddenkmal. Nunwissenwirschonlange,daßdieNiederwaldschöpfung, nnZusammenhang mitder Umgebung betrachtet, verfehlt ist. Neben künstlerischen wirkten bei der Wahl des Platzes damals auch wirthschaftliche Gedanken mit. D erVater desNiederwalddenkmalswar der Kurdirektor vonMesbaden, Heyl, ein Mann, dessen Energie Wiesbaden und der Rheingau viel verdankt. Das ganzeRheinland, hoffte er, werde von demNationaldenkmal, das große Besuchermengen anziehen müsse, Vortheil haben. Diese Hoffnung hat sich auch erfüllt; nicht ohneNeid sah das linkeRheinufer an der Strombiegung den großen Menschen- und Geldstrom nach Rüdesheim fließen. Der Gedanke, in der Nähe der Stelle, die das Denkmal der Einigung Deutschlands trug, nun auch dem Einiger ein Denkmal zu setzen, lag nah und ist einleuchtend. Er wäre stärker als jedes Bedenken, wenn er die Möglichkeit ließe, die beiden Denkmale in der Landschaft zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Das ist leider durch die Form des Niederwalddenkmals ausgeschlossen. Und dieses Denkmal hat uns erkennen gelehrt: ohne architektonische Massen ist ein Bergdenkmal wirkunglos. Dieser Fehler des Niederwalddenkmals wird bei Bingerbrück vermieden werden. Der erste Wettbewerb hat Das bereits gezeigt; aber auch, daß wieder, wie auf hem Niederwald, den Künstlern eine unmögliche Aufgabe gestellt worden ist; eine, deren Lösung mit der Forderung des Künstlergewissens nicht vereinbar ist. Die Rheinlandschaft, insbesondere die des Mittelrheins zwischen Bingen und' Koblenz, ist ein einheitliches, in langen Zeiten durch Naturkräfte und Menschenthätigkeit gewordenes landschaftliches Gebild. Wohl keine zweite Gegend Deutschlands hat eine so scharf ausgeprägte einheitliche Sonderart wie gerade dieses geschlossene Landschaftbild. Seine Schönheit, seine Einheitlichkeit muß erhalten werden. Ein Bismarckdenkmal mit gewaltigen architektonischen Massen würde hier wie ein Mißton wirken. Dann mußte man also dafür sorgen, daß es sich der Gegend einfügt. Eine Ritterburg? Das wäre unwürdige, leere Dekoration.
Ein Denkmal, das nicht die Berge meistern, nicht die Landschaft sich unterordnen will? Kleines taugt nicht für unseren gewaltigen Bismarck. Die Macht seiner Persönlichkeit fordert auch vom Denkmal Größe und Wucht. Der Zwiespalt, der durch den Denkmalsplatz entsteht, ist nicht zu schließen und man muß fürchten, daß am Ende ein lauer Kompromiß herauskommen wird. Aber ein Zwiespalt war zu meiden, wenn man sich nicht auf eineu künstlerisch unmöglichen Platz festlegte. Nicht die Frage: „Wie wollt Ihr deutschen Künstler das Bismarckdenkmal gestalten?" durfte die erste sein, sondern diese: „Welchen Platz schlagt Ihr deutschen Künstler für das Bismarckdenkmal vor?"
Karlsruhe.' Baurath A. Neumeister.

«-

Die Tarnkappe.*)

assian erwartete seine Geliebte, die schwarzäugige Tänzerin Arabella. Es war Abend, etwas nach Neun, im Kamin brannte Feuer, von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet: so daß (hinter den Vorhängen her und durch Blumenduft und Cigarettendampf) ein Schleier ungewissen Lichtes schwebte. So viel von Zeit und Oertlichkeit; um aber die Ereignisse zu verstehen, die in der folgenden Nacht an Cassian herantraten, muß man noch gewisse Vorfälle des Tages in Rechnung ziehen.

Um Fünf war Arabella dagewesen. Sie trug das violette Tuchkleid mit Sammetbesatz, unter dessen Rock sich ihre Glieder entzückend abzeichneten, ihr Haar hing über und über voll Schnee, die kaltgefrorenen Lippen, von der Röthe der Herzkirschen, spannten sich ein Wenig, so daß dahinter noch die blanke Schnur der Zähne sichtbar wurde. Cassian sagte: „Wie berauschend Du bist" (denn es entsprach seiner Natur, Dergleichen zu sagen) und schlang theilnahmevoll den Arm um sie. Sie erwiderte: „Weil ich heute zum letzten Mal vor dem Urlaub tanze"; und dann bemerkte sie, im Hinblick auf Cassians theilnehmenden Arm, daß es bei Tag keine Liebe gebe. Sie tranken Mokka, Sherry Brandy, knabberten Gebäck und gebrannte Mandeln, pufften sich, lachten, sahen aufathmend an einander vorbei, pfiffen durch die Zähne, fuhren einander ins Haar. „Morgen möchte ich nach Algier fahren," sagte Arabella, „Algier soll heiß und unanständig und wunderbar sein." Cassian erwiderte: „Ich habe wenigGeld, aber wir werden nach Algier fahren; , für Dich stehle ich und morde ich." „Thue es/ sagte Arabella schlicht, „es ist die Sache der Liebhaber." Sie nahmen Mäntel und Hüte und gingen auf die Straße hinunter.

Es war ein kalter Wintertag. Schnee wirbelte in kleinen, glitzernden Flocken, die Kirchthurmglocken schlugen hart an die Stühle, die Luft strich Einem wie ein Rasirmesser über die Backen. „Brrr, Hundewetter", sagte Cassian. „Pelzwetter", versetzte Arabella lächelnd. Sie standen vor dem beleuchteten Schaufenster eines Pelzladens. „Komm", sagte Arabella und zog ihn hinein. Drinnen roch es stark nach Säure, Ungeheure Felle hingen an den Wänden herunter, die schwarze Katzenschmiegsamkeit des Sealskin, der braune Biberteppich, das geknüpfte Wirkmuster des Astrachan, weißer Hermelin, schillernder Blaufuchs, Ottern in goldig schimmernden Streifen, die wollüstig prickelnde elektrische Weichheit des Zobelthiers, Marder, Ratten, Tiger, Elche, Katzen, Vögel. Ein kleiner, buckliger Verkäufer, der wie ein verstorbener Zwerg aussah, kam aus dem Dunkel des hinteren Kontors und sagte: „Feine Sachen, meine Gnädige, vornehm, neu und preiswerth... Kann ich mit Etwas dienen?" Arabella schaute prüfend umher, ihre Lippen zit-

*) Eine Probe aus dem bunten und doch feinen Novellenband „Träume und Schäume", der bei Egon Fleische! 6 Co. erscheint.

terten, ihre Augen waren schwärzer als der Sealskin; mit den schmalen, gefrorenen Fingern fuhr sie in den Fellen hin und her. „Vielleicht dieses kleinere, aparte Stück", sagte der Bucklige, indem er eine weiße Mütze herunterholte; „Toque K Is Tarnkappe, originell, vornehm und preiswerth." Sie war von Hermelin, ganz weiß, rund und schimmernd, ohne die schwarzen Flecke der Schwanzstücke; und als Arabella sie auf ihren Kopf stülpte, sah es aus, als ob Schnee über dem dunklen Haar zu einem Hut gefroren wäre. „Siehst Du mich noch?" fragte die Tänzerin lächelnd... Da aber die Tarnkappe wieder abgenommen werden sollte, zeigte sich, daß sie auf dem Köpfchen wie angegossen festsaß, ohne sich zu rühren. Der bucklige Verkäufer wandte sich freundlich an Cassian: „Ein Wink des Schicksals..." „Desto besser, so behalte ich sie gleich auf", fügte Arabella hinzu. Cassian.erblaßte. „Mir scheint, Du bist wirklich ganz ausgepumpt", sagte Arabella geringschätzig, als sie eine Weile später in ihre Garderobe hinaufstieg. Er lächelte nur. Um halb Elf, nach der Vorstellung, würde sie bei ihm sein.

Drunten, am Portal, traf er seinen Freund Frederik, der ins Theater wollte. Da es noch früh war, gingen sie im Schein der Bogenlichter auf und nieder und sprachen über die Fragen der Zeit. „Hast Du wirklich immer noch diese kleine Satanin?" fragte Frederik, „obwohl sie Dich zu Grunde richtet, und wahrscheinlich mit einem Anderen?" Cassian blähte die Nüstern. „Wenn Du wüßtest, wie schön sie ist!" Und als ob er an der Beschreibung ihres Besitzes sich berauschen wollte, begann er, sie vor dem Freund zu entkleiden; wie ein Goldgräber, der den Kern Goldes vor den neidischen Kameraden wäscht, losschält und in die Sonne hält. „Der Nacken," sagte er, und „das blaue Vließ der Achselhöhle" und „die Flamme der Augen" und „die wundervolle Schneehaut" und „der Rhythmus ihres verlangenden Athems. . ." Frederik lächelte. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie so schön ist; aber da' Du es sagst..." „Mag sie mich zu Grunde richten", rief Cassian; „sie ist die Brücke vom gemeinen Leben in den Rausch der Unendlichkeit, Meinst Du, daß ich wie ein Bürger meine Tage abspulen soll? Ich hasse die Alltäglichkeit. Ich hasse alle Grenzen der Freude. Ich hasse Eure Erdenschwere, Eure Armuth, Eure erbärmliche Vernunft. Ich liebe, was mich zum Narren macht. Ich muß über mich hinausleben." „Sieh Dich vor," sagte Frederik lächelnd, „Ikarus fiel vom Himmel und wurde ein Stoff für Lesebücher." Cassian bog verächtlich die Achseln. Um halb elf Uhr, nach der Vorstellung, kommt Arabella zu ihm.

Von der Oper weg schlenderte er durch die Stadt. Wenn eine Dirne vorüberging oder Iuwelen in einem Schaufenster schimmerten oder Rosen aus einem Blumenladen dufteten, wurde er roth. „Alles Fremde will ich haben", sagte er. Es war Ball bei Hof an diesem Abend und durch das Burgthor fuhren die Karossen mit den geschmückten Frauen. „Alle Herzoginnen will ich haben", stammelte Cassian, der unter den Gaffern an einer Mauer stand. Und in seinen Augen spiegelten sich die Weiße der entblößten Nacken, die köstlichen Farbenstoffe,

der Glitzer der Orden, der Weinglanz der gedeckten Tafel. „Pfui, daß, man nicht Kaiser ist!" Er ging weiter und blickte zu den verhangenen Fenstern des Iockeyklubs. Hinter den Vorhängen spielten die Kavaliere Back, über den grünen Tisch rollte Gold, im Schein der Lampen knisterten die Banknoten. „Ich will es haben, all ihr Geld", sagte Cassian mit zusammengebissenen Zähnen; „pfui, daß ich nicht Krösus bin!" Er umklammerte die Stadt mit seinen Wünschen, wollte die Paläste haben, die Gärten, die Denkmale, die Brücken. Dann ging er, zitternd von ungestilltem Verlangen, heim, trank eine Flasche rothen Weines leer (Medoc ist gut gegen Metaphysik) und setzte sich in den Brabanter Lehnstuhl, um seine Wünsche auf Arabella zu konzentriren. Arabella war ja doch das Schönste von Allem in der Welt. Er sah sie wieder, wie sie in dem Zwielicht des Pelzladens stand, lachend, die Brüste gespannt, die weiße Mütze auf dem schneeglitzernden Haar... Ah, dag sie ihm gehörte... Pfui, daß sie aber noch nicht da war... Um halb elf Uhr, in einer Stunde erst... Denn, was die Uhr jetzt schlug, war Neun, nein, Zehn, nein, halb Zehn, gleichviel, noch nicht halb Elf... Und jetzt, jetzt tanzte sie noch... Aber in einer Stunde ^ ah ... Am Besten, man schloß überhaupt die Augen, lehnte sich weich zurück und wartete nur... Wie das Zimmer nach Wein und Cigaretten duftete, nach Früchten, Blumen und Lippen... Lauter Erwartung...

Die Thür ging auf. Ein junges Fräulein trat ein, das Arabellen nicht ähnelte. Sie trug das blonde Haar gescheitelt, ihre Augen waren kornblumenblau, die reine Stirn leuchtete. Cassian erinnerte sich nicht, sie je gesehen zu haben. Während er, langsam und tastend, aus dem Brabanter Lehnstuhl aufstand, der Fremden entgegenzugehen, sagte sie mit singender Stimme: „Ich heiße Melusine... " „Melusine?" rief Cassian freundlich; „ich würde es vermuthlich nicht wagen, ein Mädchen in einem meiner Stücke so antiquarisch zu benennen"; und insgeheim dachte er: ‚Sie heißt Melusine und macht Herrenbesuche bei Nacht; wie werden die Kritiker diese psychologische Verknüpfung finden?' Aber inzwischen näherte sie sich ihm mit leichten Schritten und er sah, daß sie schön war. „Ich bin kein Mädchen aus einem heutigen Stück", sagte sie, die Arme über das helle Haar erhebend. Cassian lächelte; er fand das Abenteuer liebenswürdig. Ohne nach ihrer Herkunft zu fragen, bog er die Lippen zu ihr hinüber, ihr den Willkomm zu bieten; da brannte an ihrer Stirn ein Mal auf, Feuer sprühte von ihren Haaren, das Zimmer stand in Purpur. „Weil ein Wunsch mich berührt hat", sagte sie, das Funkelnde verlöschend. Und zu Cassian, der zurücktrat, sprach sie mit ihrer musikalischen Stimme weiter: „Höre mich an, Cassian. Die Zufriedenen erblicken mich nicht. Ich bin die Melusine der Wünschenden. Was ich athme und scheine, was ich dufte und schreite: alles Dies ist Menschensehnsucht. Kein Wunsch durchdringt mich, denn ich selbst bin Wunsch, nichts Anderes. Da aber Du, Cassian, leidenschaftlicher wünschest als hunderttausend Bürger dieser Stadt, bin ich zu Dir gekommen. Mache Dich also bereit und folge mir,

denn unser Weg ist unendlich." Cassian sah sie an. „Sie spricht traumhaft", dachte er; „wenn ich noch genügend Zeit hätte, mit ihr zu gehen!" Er wandte sich zu der Kaminuhr mit dem schwingenden, wächsernen Herzen. Aber die Zeiger waren abgebrochen. Ie angestrengter er darauf schaute, desto enger rannen die Stundenziffern ineinander. Am Ende war es nichts als ein versponnenes Garn weißer Zahlenwolle. „Ich glaube, ich sollte bleiben, weil ich Arabella erwarte", sagte er; ihn schwindelte. Melusine schüttelte den Kopf. „Wer mit mir geht, kommt zur rechten Zeit wieder", antwortete sie, die Thür öffnend.

Vor dem Haus lag Mondschein auf den Fliesen. „Offenbar handelt es sich um etwas Symbolisches," dachte Cassian, „also brauche ich keinen Hut." Er ging hinter Melusine her, durch ganz mondhelle Strafen. Auf den Dächern lag die Schneelast wie schimmernde Watte; Alles war weiß, klar, silbern, nur der Himmel glich einem Damasttuch; gewisse hochgegiebelte Häuser warfen blauschwarze Schatten. EinHund bellte. Mitten in einem leeren, beschneiten Platz plätscherte ein Brunnen auf. „Kommt es nicht in einem meiner Gedichte vor?" überlegte Cassian. Er ging dicht hinter Melusine, die sich schnell fortbewegte. Manchmal verschwand sie ihm plötzlich oder irgendein Mondschein nahm sie körperlos aus, dann begann er, zu laufen, haschte nach vorn, machte auch den Mund auf, um zu rufen; aber sie wandte sich um, er sah ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Schultern, er spürte, daß sie einen Körper hatte wie andere Frauen. So gingen sie weiter. Mit einem Mal wurde es lebendig, Wagen fuhren, Geschäfte, Laternen, Kirchtürme waren zu sehen, Menschen strömten durch eine Avenue; „hier muß ich vor Kurzem gewesen sein", dachte Cassian. Sie blieben vor einem Waarenhaus stehen, dessen Schaufenster hell flimmerten; „Zu den Grenzen der Menschheit", stand auf der Firmatafel. Melusine trat ein. „Komm," sagte sie zu Cassian, „sich Dich um, ob Dir hier Etwas gefällt; es sind kostbare Modesachen." Im Mittelgang trat ihnen der Geschäftsinhaber entgegen, ein hoher Greis mit dunkelrothem Mantel, über dessen Seide der weiße Bart wie ein Strom floß; seine Augen waren größer als die Metallknöpfe seines Gürtels, seine Stirn wölbte sich unter dem dünnen Haupthaar, von seinem Schritt zitterte die Diele des Ladens. „Bringen Sie uns einen Kunden, Fräulein Melusine?" sagte er, ihr die Hand reichend. „Merkwürdig," dachte Cassian, „er sieht noch am Ehesten dem Lieben Gott ähnlich." Und indem er einen Schritt näher trat, sagte er: „Sie müssen wissen, Lieber Gott, daß ich kein Geld habe; machen Sie also billige Preise, ja?" „Schon gut," antwortete der Patron, „hier wird nicht mit Vergänglichem gezahlt." Und sie wandten sich den Waaren zu.

Es gab wunderbare Sachen. Ein Geruch, wie aus Graberde und frischem Korn gemischt, lag auf den Wänden, Licht, dessen Ursprung man nicht sah, vertausendsältigte sich im Spiegel der Glasscheiben. „Lauter Wege ins Drüben," sagte der Patron, indem er seine Commis heranwinkte, „lauter Mittel, sich über die Grenzen der Menschheit zu

erheben..." Ein schöner Iüngling bot Flügel an. „Es ist Ikarus", sagte der Patron; und er ließ Ikarus den Mechanismus seines Biplans erklären. Gleich daneben stand Gyges, den berühmten Ring in der Hand, und ein weißhaariges Ladenfräulein, Ninon de Lenclos, empfahl ein Elixier ewiger Frische, „gleich hold für Männer und Frauen." „Wer ist Dieser?" fragte Cassian, indem er auf einen schweigenden Greis wies. „Charon," erklärte der Inhaber, „aus den Steinkrügen zu seiner Seite verkauft er Lethe, das Wasser des Vergessens.- „Fort damit, wir haben noch nicht genug gelebt", rief Cassian, indem er leidenschaftlich die Arme hob. Aber da war die Rose der Semiramis mit dem Duft wirklicher Treue, Isolde trug einen goldenen Kelch, woraus man sich zu rasender Lust berauschte, Ahasver bot einen Wanderstock an zu ewiger Fahrt, stärker als Tod und Müdigkeit. „Nein," sagte Cassian, „Das wäre nur die Verlängerung meines Zustandes; ich brauche Erhöhungen." Aus dem Hintergrund trat jetzt ein Buckliger mit einer Hermelinmütze. „Sollten wir Beide einander nicht kennen?" fragte Cassian, indem er die Hand über die Augen legte. „Ich bin Alberich," erwiderte der Zwerg, „mein Artikel ist die Tarnkappe, die unsichtbar macht." Es war eine Mütze, ganz weiß, rund und schimmernd, und wenn man über das Fell hinstrich, knisterte es wie altgewordenes Menschenhaar. „Ich glaube, damit würden Sie zufrieden sein," sagte der Verwachsene; „in der Unsichtbarkeit liegt der Schlüssel zu den Geheimnissen des Alls: Geld, Schätze, Frauen, Königreiche, Sklaven, Wälder." Cassian nickte mit dem Kopf; vor seinen Augen war ein Flügeln und Flimmern. „Was kostet die Tarnkappe?" fragte er. „Unsäglich viel," sagte der Patron, indem er wie warnend die Hand erhob; „wer die Grenzen der Menschheit überschreitet, erfährt erst am Ende, was er bezahlt hat." .„Um so besser," sagte Cassian ungeduldig. „Das sind symbolische Redensarten, die ich nicht liebe"; und er beugte sich zu dem Buckligen hin, der ihm die Mütze auf den Kopf stülpte. Im selben Augenblick stand das Gewölbe in Weißgluth. Cassian bahnte sich einen Weg, durch das Feuer hindurch, zur Thür. „Wünschen Sie einen Wechsel oder sonst eine Unterschrift?" fragte er. „Die Rechnung ist beglichen", erwiderte der Patron, indem er ein Zeichen über die Stirn des Verschwindenden machte. Draußen sah Cassian Melusine im Mondlicht stehen. „Lebewohl," sagte sie leise, „ich bin die Letzte, deren Auge Dich erblickt; gedenke, daß Du ein Mensch gewesen bist.." Er lief mehr, als er ging. Er hörte den Takt seiner Schritte durch die Stille hallen, die Straße öffnete sich wie ein Trichter. „Einerlei, wohin ich mich wende," sagte er, „wenn ich nur eine Probe machen kann..." Sein Herz pochte, sein Blut sang in den Adern, eine Erwartung ohnegleichen trieb ihn durch die Nacht. Aber noch war Alles leer; nirgends tönte menschlicher Laut, kein Schatten fiel über den Weg, der Trichter, voll dünner, wehender Luft, wurde unmeßbar. „Menschen, Menschen", bat Cassian, indem er rannte. Plötzlich sah er einen Leichenzug entgegenkommen. Vor den Pferden mit den nicken-

den Reihern schritt ein gebeugter, alter Mann, der auf rothem Kissen ein Kreuz trug. Wagen, schwankend unter der Blumenlast, folgten dem Sarg; und dann, unübersehbar, die schwarze Schnur der Geleitenden.
„Ietzt", rief Cassian, indem er vorwärtsstürmte. Er spürte seinen Körper nicht mehr, er warf sich den Pferden entgegen. „Was ist?" sagte der Gebeugte, ins Leere blickend. Der Zug stand. Die Kutscher hoben die Peitschen, ein paar Fackelträger traten suchend vor. „Sie sehen mich nicht", sagte Cassia:,, während sein Gesicht sich vor Triumph verzog. Und mit einem Lachen sprang er in den Sattel, gab dem Leichenpferd die Sporen und jagte es im Galopp davon. Der Sarg holperte nach, die Kränze rutschen von dem Wagen, ein betäubender Liliengeruch erfüllte die Straße. Cassian sprang ab, wars sich in die Blumen. „Ich bin Gott, ich bin Gott," stammelte er, „ich habe dem Tod ins Gesicht geschlagen!" An der plötzlichen Helligkeit erkannte man, daß die Sonne aufgegangen war. „Ist da nicht der Obstmarkt?" sagte Cassian, der sich die Augen rieb. Richtig: da bückten sich die Marktweiber vor den Karren, auf den Bretterständen waren Aepfel und Birnen, Pflaumen und Trauben gehäuft, frisches Gemüse lag in Bottichen, von Wasser bespritzt. Und durch das grüne Gewühl lachte der Unsichtbare. Er ging hart an den Leuten hin, zwängte sich zwischen die Hütten, sprang in eine Gruppe feilschender Frauen. Sie fuhren mit einem Ausdruck sinnloser Blödigkeit zurück ... Welche Raserei! Es war der Rausch Eines, der auf haardünnem Seil tanzt, von grellem Licht umflirrt: er kann im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen, aber irgendeine innere, namenlose Kraft zwingt ihn ins Gleichgewicht, so dag er wonnig durch die Luft wie über Brücken läuft... Da war ein riesiger Apfel. Auf dem wachsgelben Fleisch leuchteten roth die Wangenflecken, ein prickelnder Geruch strömte davon nach allen Seiten aus. Nehme ich ihn? überlegte Cassian. Er stellte sich dicht vor die Verkäuferin, streckte zitternd den Arm aus. „Frau Konsistorialrath, diese Sorte von Reinette", begann sie. Er riß den Apfel weg, preßte ihn an sein pochendes Herz. Die Alte fiel in Ohnmacht. Cassian biß iu das Fleisch der Frucht; es schmeckte köstlich nach Baumrinde, der gelbe schäumige Saft troff daraus hervor wie Harz. „Ich habe gestohlen," jauchzte Cassian, „ich zertrete die Gesetze, ich mache mir aus dem Begriff des Eigenthums so viel wie Proudhon..."
Aber das Automobil der Herzogin von Arragny fuhr mit hellen Laternen vorbei. War es denn schon Abend? Die schöne Frau saß im Fond, leuchtend von Seide und Edelsteinen. Richtig: heute ist Hofball. Cassian lief quer über die Straße und schwang sich neben den Chauffeur. Während sie jagten, legte der Chauffeur Etwas auf Cassians Sitz, den er für leer hielt. Nein: Das war nicht die Hofburg. Man schritt durch einen Thorbogen, feuchter Dunst schwebte, Spiegel ermatteten unter einem seidigen Hauch. Cassian ging dicht hinter der Herzogin. Er kam in eine gewölbte Grotte. In einem marmornen Becken stand grünes Wasser, weiße Frauenleiber, nackt und schim-

mernd, bewegten sich dazwischen wie Fische. Die Luft roch nach Veilchen ... Das Bad von Granada, las Cassian auf dem, Grunde. Aus der Tiefe hoben sich immer mehr Frauen, bis ihre Leiber die Wölbung ganz erfüllten, üppige, junge, volle, blühende, begehrende Frauen. Das schwarze Haar rann wellig darüber hin, die Augen glänzten, von den Brüsten tropfte das Wasser wie grüner Edelstein... „Ah/ machte Cassian, indem er zitternd die Augen schloß. Hunderttausend nackte, überperlte Arme streckten sich ihm entgegen; denn er lehnte an der Stiege. Sie schrien und lachten, sie sangen und kreischten, von dem Duft ihrer feuchten Nacktheit ward ihm schwindlig zu Muth, dag er sich mit beiden Händen an der Mauer festhielt. Die Mauer gab nach und zerbröckelte, er fiel, fiel nach hinten, weit und immer weiter, durch Stiegen, Häuser, Korridore und Hallen; bis er neben einem Herrn mit schwarzem Vollbart saß. Ein Maschinenfräulein trat ein, legte Akten auf den Tisch und sagte: „Wenn der Herr Gouverneur jetzt Zeit haben..." „Ah, die Oesterreichisch-Ungarische Bank", entschied Cassian; und er griff dem Vollbärtigen in die rechte Seitentasche und zog einen Schlüsselbund daraus hervor. Spöttisch lachend, ging er in den Zimmern umher, sperrte die Kassen auf, nahm Haufen von Banknoten an sich, warf Werthpapiere auf die Straße. Dann stieg er in den Keller. Ungeheure Barren Goldes lagen auf Traversen, wie das rothglühende Gerüst des Erdinnern, und von den Wänden kam der metallische Dukatenglanz hell zurück. „Mein," sagte Cassian, über einen Goldklumpen kletternd. Ein Wächter, von dem Lärm aufgeschreckt, hob eine Laterne hoch. „Wer hat gesprochen?" „Ich/ antwortete Cassian, indem er den Hals des Zudringlichen zerdrückte. Von diesem Einfall befriedigt, beschloß er nun, zu morden. Er ermordete den Gouverneur, den Bautenminister, einen General, vier Staatsanwälte, sämmtliche sechsunddreißig Kritiker der Stadt, den Direktor des Hofmuseums, seinen ehemaligen Deutschprofessor. „Und überhaupt ist es Zeit, die Leitung Europas zu übernehmen", sagte er.

Er ging auch gleich auf einen Platz, wo eine Menge schwarzgekleideter Bürger umherstand, gestikulirend und Reden haltend. Eine Tribüne war mit dunklem Sammet ausgeschlagen, darauf stand ein Priester im Ornat und schwang einen Weihwasserkesfel hin und her. Cassian zog ihn herunter und sprang selbst über die Stufen. „Bürger," sagte er, „wir brauchen keine Pfaffen, wir brauchen keine Gesetze, keine Minister, keine Rezensenten, wir brauchen nur Freiheit.. .!"

Die Bürger sahen erstaunt in die Luft, ein paar fuhren sich über die Augen, rissen die Mäuler auf. „Ach ja," sagte Cassian lächelnd, „ich habe vergessen, die Kappe abzunehmen...;" und er griff an seinen Kopf. Aber die Tarnkappe saß fest auf dem Kopf und rührte sich nicht. „Donnerwetter, Du Ding," sagte Cassian, „sei gehorsam und komm herunter..." Er rüttelte daran. Aber wie er auch zog, griff, schob, zerrte: die Kappe gab nicht nach. „Herrgott, was ist denn Das für ein Unsinn?" Er sprang mit einem Satz vom Podium, lief um die Ecke; er

kniete sich auf das Steinpflaster des Platzes und riß an seinem Kopf, Ieder Griff that weh, Blut blieb in seiner Hand, er erstickte vor Schmerz, über der Stirn rührte sich nichts. „In Satans Namen, so schneide ich Dich vom Kopf," brüllte Cassian, indem er die scharfe Klinge seines Messers hindurchschnellte. Ein Büschel weißer Haare fiel ihm auf die Hand: er erkannte sein eigenes, vom Alter gebleichtes Haar. Wie alt war er denn? War die Kappe in seine Stirn hineingewachsen? Wenn er jetzt über den Kopf fuhr, was knisterte in seinen Fingern: die Kappe von,Hermelin oder die Locken eines alten Narren...? Er sprang ans und beugte sich athemlos vor den Spiegel eines Schaufensters: er sah nichts, die Spiegelscheibe blieb unbewegt, hell und leer. Cassian fühlte, wie das Blut bis an sein Herz gefror. „Ich sehe mich nicht," sagte er vor sich hin, „ich bin in mir selbst gestorben..."

Er begann, zu rennen. Irgendetwas mußte geschehen, irgendjemand mußte ihm helfen. Wo war das Geschäft „Zu den Grenzen der Menschheit"? Er eilte über Gräben. „Melusine, Melusine", rief er durch die Stille. Kein Laut antwortete. Er stolperte weiter, sein Gedächtniß verwirrte sich, er wußte keine einzige Straße mehr. Auch traten die Häuser zurück, freies Land breitete sich vor ihm aus, eine Landschaft mit Bergen, Schluchten und Seen... „Und Niemand, so lange ich athme, wird mich jemals erblicken", sagte Cassian ins Echo der Berge hinein. Ein ungeheurer Schauer faßte ihn, Thränen entrannen seinen Augen, er stürzte auf den Boden. Er preßte seine Brust an die Erde, hörte die Adern an sein Herz klopfen, hob das glühende Gesicht auf. „Gott," schrie er, „was forderst Du? Was ist der Preis für meine Einsamkeit?" Donner hallte, ein dunkles Singen, wie aus den Tiefen der Bäche quellend, stieg empor, die Bäume neigten sich rauschend zur Erde. „So will ich, der über die Menschheit hinausgestrebt hat, zur Menschheit zurückkehren," sagte Cassian, „so wl l ich mich der Göttlichkeit entschlagen..."

Er lief zu den Hütten der Bergleute. Ungesehen von den Männern und Greisen, fuhr er mit ihnen in den Schacht, brach mit hohler Hand Metall aus dem Gestein, legte sein Gold unter die Kissen der Mütter. Aber sie riefen: „Wehe, ein Gott ist unter uns": und vor dem Klang seiner unsichtbaren Stimme verbargen sie sich. Als er sich zu ihren Hütten in den Schatten lehnte, um menschlichen Laut zu hören, hörte er sie um Schutz wider den Versucher beten. Da ging er davon und wanderte, wanderte, durch Helle und durch Dunkel, bis er in eine neue Stadt kam. Er erfüllte einen Wunsch, den er heimlich erlauscht hatte, schlich in der Dämmerung durch die Spitalthür, um Trost in den Schlummer der Kranken zu flüstern; aber vor Tag floh er, denn er konnte den Blick blinden Graueus nicht mehr ertragen. „Gott," sagte er, „bin ich noch zu wenig in den Grenzen menschlichen Schicksals? Muß ich noch näher zu mir zurückkehren?" Er gedachte Arabellens und sagte: „Sie wird mich erlösen, sie hat mich sehr geliebt..." Und er erkannte, daß es die Stadt war, in der sie wohnte, er sah ihr Haus,

die Lichter brannten hinter ihrem Fenster; da trat er rasch durch die Thür und dachte: „Sie, die mein anderes Selbst gewesen ist, sie sollte mich in meiner Wolke nicht erfühlen?" Ein Schimmer von rosigen Ampeln empfing ihn. Arabella lag auf dem Widderfell, ihr dunkles Haar war gelöst, ihre Lippen flimmerten. „Frederik", sagte sie, indem sie sich leise aufrichtete. Ein Mann glitt aus dem Schatten der Vorhänge; und Cassian erkannte das Antlitz seines Freundes. „Ah, Ihr, Ihr Beiden ...," begann der Unsichtbare, indem er stammelnd nähertrat. Aber Frederik legte Arabellas Haupt an seine Schulter, er küßte ihre Brüste, er vergrub sich in ihrem gelösten Haar und er sagte lachend: „Worauf horchstDu, thörichtes Kind? Es ist dieErinnerung, die manchmal ungebeten zu sprechen anfängt." Cassian wollte rufen; seine Kehle war verdorrt. Er wollte gehen; seine Füße regten sich nicht. Mit aufgerissenen Augen stand er, an die Wand gepreßt, indeß die Treulosen einander umfingen. Ihre Küsse klangen, der Glanz ihrer Augen brannte durchs Dunkel, ihre Gesichter preßten sich an einander. „Thiere," stieß Cassian besinnunglos hervor, „Ihr sollt mich sehen, Ihr sollt mich erkennen, mich, mich, mich..." Und mit einer rasenden Anstrengung packte er die Tarnkappe. Er zerrte so wild daran, daß er seinen Kopf vom Halse riß. Ein Brunnen heißen, hellen Blutes sprang aus dem Hals; er schleuderte den abgerissenen Schädel zu den Liebenden hinüber. Da fuhren sie schreiend empor. Und Cassian erwachte.

Cassian saß im Brabanter Lehnstuhl. Von den Lampen war nur die milchweiße Laterne des Grubenarbeiters von Meunier angezündet. Gerade schlug die Uhr über dem Kamin und Cassian zählte halb Elf: er hatte eine Stunde weniger zehn Minuten geträumt. Eine Cigarette ansteckend, noch halb umwölkt, ging er in den Korridor und fragte den Diener: „War Arabella hier?" „Nein, Euer Gnaden," sagte der Diener, „aber ein Brief ist abgegeben worden." Im Schein der Flurlampe, nachdem er seine Augen gerieben hatte, las Cassian, was Arabella schrieb: .Lieber Freund, Frederik hat mich nach dem zweiten Akt in der Garderobe besucht, voll Neugier, ob ich wirklich so schön sei, wie Du mich ihm geschildert hast. Im Großen und Ganzen hat er Deine Meinung bestätigt. Da er sehr wohlhabend ist und in Wien nichts zu thun hat, fahre ich morgen mit ihm für sechs Wochen nach Algier. Merkst Du, daß Du meiner ledig bist? Aber schön war es doch! Lebewohl, mein Lieber, widme mir ein Trauerspiel und gedenke in Dankbarkeit Deiner Dich immer noch herzlich grüßenden Arabella . . .
'

„Sieh da," sagte Cassian langsam durch die Zähne, „sieh da, die Zeichen erfüllen sich..Dann zerknitterte er das Briefblatt, warf es auf den Boden und trat mit den Absätzen darauf herum. Dann ging er mit geballter Faust im Korridor auf und nieder. Dann blieb erstehen, lächelte einmal, schloß die Augen, lachte. Dann trat er in sein Arbeitzimmer, entzündete die Lampe über dem Schreibtisch, spitzte einen Bleistift und schrieb; und schrieb mit raschen Zügen diese Geschichte nieder, die vermuthlich zu den kopflosesten ihrer Art gehört...

Wien. Hans Müller.

Anzeigen.
Ruft. Die Geschichte eines Lebens. Ioseph Scholz in Mainz.
„Ruft" ist die seltsame Geschichte eines Lebens. Der Held, ein Mann in der Vollkraft der schaffenden Iahre, wo sonst die Meisten, sich bescheidend, schon irgendein schützend Hafenplätzlein erreicht haben, wird durch eine Schuld, die er auf sein Gewissen lud, von Haus und Heimath vertrieben. Ein neues, fernes, fremdes Leben empfängt ihn nach heißen Läuterungen und bittersten Erfahrungen; und nach einem ungewöhnlichen Aufstieg aus tiefster Erniedrigung auf die Höhen des Daseins gewährt es ihm in einer Thätigkeit, die ihm die Erfüllung einer schweren, großen Aufgabe gelingen läßt, die ersehnte Erlösung. Wir steigen mit „Rust", dem Bergmann, als er noch Michel Mattheis heißt, im Schwarzen Land in die Tiefen des „David Richtschachtes" hinunter und in die tieferen Tiefen seiner Seele, wo wir seine Schuld und Schmerzen lesen; wir begleiten ihn durch die Läuterfener der Hochöfen eines Hüttenwerkes der Rothen Erde; wir folgen dem unstet Flüchtigen an die Wasserkante, in das alte meermächtige Hamburg mit seinen Kaufmannsburgen, seinem weltumspannenden Hafen- nnd Handelsbetrieb, wo wir sehen, wie sich Ruft ein neues Leben zimmert, und wir fahren mit dem Ruhelosen, der sich inzwischen durch eigene Kraft, Unternehmungsgeist, Glück und Wahrnehmung günstiger Umstände zum Herrn einer großen hamburgischen Rhederei aufgeschwungen hat, durch Sonnenbrand und Stürme noch weiter hinaus in die Meere der Ferne. Dort, auf einer einsamen Südseeinsel lernen wir Ruft immer mehr als den „königlichen Kaufmann" kennen, der mit seinen Schiffen Länder und Völker verbindet; wir sehen ihn eine große soziale Aufgabe und Kulturmission erfüllen. Wie wir im „Robinson" die Ueberwindung des Urzustandes durch die ersten Anfänge der Kultur in ihren organischen Phasen schauen, so sehen wir in „Ruft" aus der Freiheit der Natur heraus die ersten Grundformen der gesellschaftlichen Ordnung und des Staates sich entwickeln und wir erleben eine Rückkehr zur Natur, deren Einklang mit der Kultur nun in die große Harmonie des Liedes vom Leben stimmt. Neben den Vertretern thätiger, schaffender, fruchtbarer Menschheit steht in der Gestalt Orangbranis, eines schlitzäugigen gelben Malayen, der Seeraub treibt, das satanische Prinzip der Vernichtung. Aus dem Zusammenstoß dieser feindlichen Mächte ergeben sich die Vorgänge des Romans, der auch in seinem Stil Erdhaftigkeit und Phantasie zu vereinen trachtet.
Tempelhof. Kurt Geucke.

Aus Sein Vilöersaal eines verkannten Kulturvolkes. I. S. Machar: Die Galeeren des Gymnasiums. Uebersetzung: Dr. Heinrich Herbatschek. Selbstverlag. Wien I, Biberstraße 22.
Gilt das Vorurtheil, das alles Slavische ächtet, der Rasse, der Sprache, dem Volk? Darf man Hussens antiklerikale Predigten, Ko-

menskys pädagogische Heilslehren, Smetanas herrliche Melodien, die historischen Weisheiten Palackys, die Lieder eines Svatopluk öech, die Werke eines Vrchlicky oder Machar, die Schöpfungen von Malern, Bildhauern loben und bewundern, die Nation aber, aus der diese Männer hervorgingen, ignoriren oder beleidigen? Wo der Versuch gemacht wird, in einem Abriß die Entwickelung des czechischen Volkes in Wissenschaft, Kunst und Literatur darzustellen und einige Proben der Geisteserzeugnisse in guter Uebersetzung zu liefern, da darf wohl auf das Interesse aller unvoreingenommenen Intellektuellen gerechnet werden. Mit der kleinen Selbstbiographie des „czechischen Heine", I. S. Machar, die das Gymnasialleben in feiner und witziger Weise schildert, soll deutschen Lesern ein Beispiel satirischer Schreibart und eines edlen Nationalismus gegeben werden.

Wien. Dr. Heinrich Herbatschek.

Die Wege des Freiherr« von ZVolfsburg. Roman von Gräfin L. Uxkull. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Die Anschauungen zweier Zeitalter stehen einander in diesem Werk schaff gegenrüber: der Idealismus, der mit dem ersten Kaiser zu Grabe getragen scheint, und der Materialismus, der unter Wilhelm dem Zweiten seine rauschenden Feste feiert. Fern, ganz fern verhallen der Eroica gewaltige Harmonien, gehen Nagend unter in der Fanfarenmusik, mit der der Sieg des Kapitalismus auf der ganzen Linie verkündet wird. Daß dieser Sieg Allem, was einst als der Menschheit köstlichster Besitz uns theuer und mit irdischen Gütern nicht zu bezahlen war, das Grab bereitet, kann nur Blindheit verkennen. Trauernd sehen es die Männer, die, den Degen in der Faust, das Herz voll flammender Begeisterung, des Vaterlandes Größe und Einheit schaffen halfen. Feindsälig, verständnislos und verbraucht stehen sie einer Generation gegenüber, von der sie, wie wundersame Raritäten, zu Dekorationzwecken gern verwendet werden (wie man alte Familienbilder aus staubigem Winkel hervorsucht, wenn man der Sippe Wohlanständigkeit zu eigener Legitimation bedarf). Recht dunkel und durchaus nicht einwandfrei sind die Wege, die der Freiherr von Wolfsburg wandeln muß, um aus dem hungrigen Regirungreferendar der Eisenkönig zu werden, der willkürlich in der Montanindustrie die Herrschaft übt. Und hart und bitter ist die Schule, aus der er, eines stolzen, uralten Geschlechtes Sprößling, als Meister hervorgeht. Als Osvslisrs ssrvsnte, als Spieler und Abenteurer muß er jede Konjunktur ausnutzen; Treue und Glaube, Ehre und Gewissen entgleiten ihm; er treibt sein Weib, eine arme, selbstlose Rebekka, in den Tod, nachdem ihr Vermögen sein Glück begründet hat, sieht ohne Trauer seinen Sohn ins Grab sinken, der die Zeichen semitischen Blutes gar zu deutlich an sich trug. Rücksichtlos, brutal räumt er jedes Hinderniß aus dem Weg, das ihn von der Höhe trennt; zwingt das Schicksal durch seinen eisernen Willen zum Glück und findet zum Lohn die feudale Gefährtin, die seine Mil-

lionen und seine Persönlichkeit zu schätzen weiß; findet bei dem aller, höchsten Herrn dankbare Anerkennung seiner vielfachen Talente und Verdienste ums Vaterland. Er wird ins Herrenhaus berufen. Meisterhaft ist dieser moderne Usurpator gezeichnet, der mit unerbittlicher Konsequenz sein eigenes Schicksal sich hämmert. Und meisterhaft sind die Gesellschaftbilder, die eine geistvolle Frau uns sehen läßt. Rührsame Seelen kommen darin freilich nicht auf ihre Kosten. Aber passen sie überhaupt noch in die Zeit unbegrenzten Genußlebens?
Königswusterhausen. Meta Schoepp.
«leine weitze Sklaven. Verlag Vita in Berlin. 2,50 Mark.
Wohl in keinem Zeitalter hat die offizielle Fürsorge für die Iugend solchen breiten Raum eingenommen wie in unserem. Und doch war nie das Schicksal von Tausenden von Kindern so hoffnunglos barbarischen Geschicken preisgegeben wie in unserer Epoche der erbitterten sozialen Kämpfe. Denn wie fast alle Verbrechen ihre Wurzel im geistigen oder materiellen Elend haben, so auch die Verbrechen gegen das körperliche oder moralische Wohl der Kinder, die das Kind zum Handelsobjekt herabwürdigen oder, viel schlimmer noch, es als eine lästige Bürde zu beseitigen trachten. In Iahren ernster Fürsorgearbeit sammelte ich so grauenhaftes Material zum Kapitel Kinderelend, daß ich mich von der völligen Unzulänglichkeit der eigenen schwachen Einzelarbeit bald überzeugen mußte. Selbst die mit viel reicheren Mitteln arbeitenden Iugendschutzverbände im In- und Ausland haben die immer ärger werdende Sklaverei der hilflosen Kinder nicht zu hindern vermocht. So unterbreite ich hier die grausigsten Fälle meines Materials der Öffentlichkeit. Ich will damit die ganze menschliche Gesellschaft zu Thaten aufrufen. Denn der Worte sind genug gewechselt.
Zarenreich ist kein verdächtiger „Bankeroteur" mehr; es hat Qualitäten gezeigt, die ihm sogar die stumme Billigung seiner Gegner eintrugen. Der Haushalt des Staates kennt schon seit ein paar Iahren keine Unterbilanzen mehr (der Voranschlag für 4912 kündet zwar einen Minussaldo von 114 Millionen an, man zweifelt aber an der Glaubhaftigkeit dieses Defizits und meint, daß besonders streng bilanzirt wurde, um die Begehrlichkeit der Reichsduma zu dämpfen) und die Staatsschuld wird am ersten Ianuar 1912 nur noch 8942 Millionen Rubel betragen. Rußland darf sich also den Luxus einer neuen Eiscnbahnaera leisten, selbst wenn das Ernteergebniß des Iahres 1911 schlechter ist als der Durchschnitt des letzten Quinquenniums (ein Ausfuhrüberschuß im Getreideexport, und zwar ein nicht unbeträchtlicher, besteht noch immer, trotz dem Rückgang im Verhältniß zum Saldo des
Henriette Arendt,
Warschau-Wien.

Iahres 1910). Die Erweiterung des russischen Eisenbahnnetzes wird nicht allein vom Staat durchgeführt; der privaten Initiative bleibt ein gutes Stück der Arbeit überlassen. Zwar beherrschen die Staatsbahnen den größeren Streckenbezirk (von 60000 Kilometern im europäischen Rußland etwa 40000); aber die Privatgesellschaften sind noch nicht zu entbehren. Wo die Staatsraison es fordert, wird freilich der Fiskus an die Stelle des Privatkapitals gesetzt. So bei der viel genannten Warschau-Wiener Eisenbahn, die vom ersten Ianuar 1912 ab dem Staat gehören soll. Strategische, politische, finanzielle Gründe haben die Regirung veranlaßt, von dem Recht zur Uebernahme vor dem natürlichen Ablauf der Konzession (1932) Gebrauch zu machen. Da die Bahn ein polnisches Unternehmen ist, war die Russifizirung eine Ehrensache für die Nationalisten, die in der Reichsduma deshalb von vorn herein jeden Verstaatlichungplan billigten. Das ist die politische Seite des Geschäftes. Die strategische Bedeutung kommt schon im Namen der Bahn zum Ausdruck; und die Finanzfrage wird durch die einfache Thatsache beleuchtet, daß die Mahn immer theurer wird, je später sie in die Regie des Staates übergeht. Während der Uebernahmepreis am ersten Ianuar 1912 rund 32 Millionen Rubel ausmacht, würde er ein Iahr später schon mehr als 36 Millionen betragen. Die Regirung weiß, daß die Warschau-Wiener Bahn gute Geschäfte macht. Darum greift sie zu.
Im Iuni hatte der Präsident des Verwaltungrathes noch erklärt, daß ihm keine „offizielle" Nachricht über ein Verstaatlichungprojekt zugegangen sei, und die Gerüchte als Erzeugnisse einer „maßlos" betriebenen Börsenspekulation bezeichnet. Die Börse ließ sich nicht einschläfern. Die Baissiers lebten von der Verstaatlichung, die Haussiers von den Dementis; und jede Partei dachte nur daran, wie sie die „Tendenz" bis zum nächsten Tag erhalten könne. Im Herbst 1910 fing der Verstaatlichungrummel an. Man wußte, daß die Gesellschaft, die für 1909 zum ersten Mal wieder (die Iahre 1905 bis 1908 waren dividendenlos geblieben) eine normale Gewinnquote vertheilt hatte, für 1910 eine wesentlich höhere Dividende (11> i) geben werde. Nun kletterte der Aktienkurs auf steile Höhe; er hat im Iahr 1910 eine Spannung von 105 Prozent, zwischen höchster und niedrigster Spitze, erreicht. Er stieg bis auf 246 Prozent. Den solchem Kurs entsprechenden Preis konnte der Staat nicht zahlen. Die Spekulanten sagten denn auch: Verstaatlicht wird nicht, aber die nächste Dividende wird großartig. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten." In den ersten Novembertagen erfuhr der Präsident, daß der Finanzminister die Uebernahme der Bahn zum ersten Ianuar 1912 beim Ministerrate) beantragt habe. Auf die Frage, ob die Regirung den Termin der Verstaatlichung um ein paar Iahre hinaus schieben wolle, wurde eine ausweichende Antwort ertheilt. In einer für die Reichsduma bestimmten Denkschrift hat jetzt aber die Regirung klipp und klar die Nothwendigkeit schneller Verstaatlichung begründet und die Gegengründe der Verwaltung zurückgewiesen. Auch das Angebot einer wesentlichen Erhö-

Warschau-Wien.
hung des staatlichen Antheils am Reingewinn. Diese Verbindlichkeit ist aus dem ursprünglichen Eigenthumsrecht des Staates entstanden. Die Warschau-Wiener Bahn wurde (1848) vom Fiskus gebaut und bis 1857 von ihm selbst verwaltet. Dann ging sie, auf- fünfundsiebenzig Jahre, an die Privatgesellschaft über, die dem Staat sein mit 4 Millionen Rubel berechnetes Anlagekapital mit 6>/4 Prozent (230000 Rubel) jährlich zu verzinsen hat. Die Rente des Staates sollte, nach dem Angebot des Verwaltungrathes, erhöht werden, nnd zwar so, daß die Aktionäre in Zukunft nicht mehr als 8 Prozent Dividende zu erhalten hätten, der zwischen ihnen und dem Fiskus zu vertheilende Rest des Reingewinnes also der Regirung allein zufallen würde. Nach dem Modus der Gewinnvertheilung hat die Reichskasse noch Anspruch auf einen über die erwähnte feste Verzinsung weit hinausreichenden Betrag. Aber der Finanzminister widersteht allen Lockungen. Er will nicht höheren Profit, sondern die Wiederherstellung der Staatsregie.
Kein Rechtsmittel kann den Aktionären gegen den Staatsplan helfen. Die russische Regirung ist berechtigt, die Bahn, wann es ihr paßt, unter bestimmten Bedingungen zu übernehmen. Der Verstaatlichungpreis ist, da der Rückkauf vor dem ersten Ianuar 1915 erfolgen soll, nach dem Zeitraum von 1893 bis 1899 festzusetzen. Aus den füns besten dieser sieben Iahre ist die mittlere Reineinnahme zu errechnen. Die Dividenden dieser Zeit schwankten zwischen 14 und 26 Prozent. Das giebt also keinen schlechten Durchschnitt; und der Preis von 185 Prozent für die Aktie hätte nicht so arg enttäuscht, wenn der Kurs nicht durch die Spekulation so hastig hinauf getrieben worden wäre. In der Dekade bis zum September 1910 war die Börsennotiz nur einmal der Höhe des gebotenen Preises nah gekommen. Richtig ist, daß die Aktie in früheren Iahren sehr hoch bewerthet wurde (bis zu ttO Prozent) und daß die Käufer, die das Papier theuer bezahlt haben, durch die Periode der Ertraglosigkeit schlimm geschädigt wurden. Aber die Aktie war einst auch zu 85 Prozent zu haben; wer sie zu diesem Preis erwarb, macht bei der Verstaatlichung ein Bombengeschäft. Man darf nicht vergessen, daß die Empfindung des Aktionärs von der Höhe des Betrages abhängt, den er für das Papier angelegt hat. Alle haben doch nicht zu hohen und höchsten Kursen gekauft. Und die Regirung verdient dafür, daß sie ihren Plan geheim hielt, nicht den wüthenden Tadel, den sie jetzt hört. Der Finanzminister durfte über die Verstaatlichung und deren Modalitäten erst sprechen, als die Vorlage vom Ministerkollegium gebilligt worden war. Und die Mühlen jeder Regirung mahlen langsam. In die Geheimküche der Spekulation aber finden nur Wenige Zutritt. An der Kurstreiberei war die Regirung unschuldig; und die Zumuthung, einen Theil der in der Zeit der Reichswirrniß entstandenen Privatverluste auf sich zu nehmen, mußte sie ablehnen. Nur wenn der Privatbesitz fordern darf, ist der Fiskus im Nachtheil (Hibernia; Hercynia). Eisenbahnen gehören unter die Hoheit des Staates. Der läßt sich seine Konzessionen bezahlen und behält das

Recht, den Privatmann wegzuschieben. Eisenbahnaktionäre haben ihre Erfahrungen (Schweiz; Oesterreich). Nicht immer liegen die Verhältnisse so günstig wie bei der Transvaalbahn, deren Aktionäre, mit Hilfe glaubhafter Besitztitel, ihre Ansprüche durchdrucken konnten. Aber damals handelte sichs um den Grundsatz der Anerkennung von Aktionärrechten, die durch den Burenkrieg zweifelhaft geworden waren. Solche Konflikte giebt es bei dem Handel um Warschau-Wien nicht. Keinem Aktionär soll sein Anspruch bestritten werden. Diskutirt wird nur der Preis; über den will eine Schutzvereinigung deutscher Aktionäre mit der russischen Regirung verhandeln. Ein erheblicher Theil des Aktienkapitals ist in deutschem Besitz; und das Zarenreich hat den Werth des ausländischen Kapitals für seine Volkswirthschaft stets zu würdigen gewußt. Vielleicht kann also der Hinweis auf die finanziellen Beziehungen von Nutzen sein. Wäre das Ministerium sehr nett, so würde es bei der Verrechnung das Ergebnis des Iahres 1911 mit berücksichtigen und den Uebernahmepreis danach erhöhen. Die letzte Entscheidung hat aber die Reichsduma zu finden, die sich kaum um die Wünsche deutscher Aktionäre kümmern wird.

Die Zeit der Privatbahnen ist noch nicht vorüber. Große Pläne harren der Erledigung. Englisches, französisches, deutsches Geld steckt in russischen Eisenbahnobligationen und wird weiter von ihnen in Anspruch genommen werden. Im Iuli 1911 fanden fast 100 Millionen Mark in neuen russischen Eisenbahnprioritäten bei uns willige Abnehmer. Die Moskau-Kasan-Bahn hat seit dem Iahr 1908 sechs Emissionen gebracht. Ein Beispiel für den starken Geldbedarf der russischen Eisenbahnen, dessen Ursache die ständige Erweiterung ihres Netzes ist. Der Kurszettel zeigt, wie viele Anleihen russischer Eisenbahnen in Deutschland notirt werden. Seit dem Erlaß des Eisenbahngesetzes vom Iahr 1903 hat die private Bethätigunglust neuen Schwung bekommen. Viele Konzessionen wurden ertheilt und, so weit es möglich war, ausgenützt. Geld fanden die neuen Unternehmungen zunächst in Frankreich und England. Erst in diesem Iahr hat sich eine der neuen Gesellschaften, die Podolische Eisenbahn, auch in Deutschland um Geld bemüht. Sie wurde 1910 gegründet. Ihre Obligationen haben, wie die meisten russischen Eisenbahnprioritäten (von 1600 Millionen Rubel Gesammtsumme sind nur 110 Millionen nicht garantirt), die Sicherheit einer Staatsbürgschaft für die Zinsen. Ohne diese Deckung hätten die Schuldverschreibungen im Ausland schwerlich Abnehmer gefunden. Denn es handelt sich nicht immer um Bahnen mit bedeutenden Tracen; oft sind nur ein paar hundert Werst zu bauen, die dem Fremden unbekannte Inlandsorte verbinden. Darauf würde das in Berlin, Paris, London heimische Kapital sich ohne die Bürgschaft des russischen Staates nicht einlassen. Ietzt regt sich Rußland kräftig; unsere Industrie darf den Fortschritt des Zarenreiches mit in ihre Rechnung stellen. Zunächst handelt sichs um die Mitwirkung des deutschen Kapitals amBau russischer Eisenbahnen; und mit dem Hinweis auf solche Möglichkeiten können die Aktionäre von Warschau-Wien operiren. L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Berlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pafj « Garlcb G. m, b ß. in Berlin.

Berlin, den 23. Dezember 1911.

Die Wahl.

as deutscheVolk hatdasRechterworben, seinpolitisches Geschäft selbst zu leiten. Durch das Vermögen, Menschen zu gebären und Werthe zn schaffen. Warum kann ein Volk, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Änübertroffenes leistet, trotz allerGunst der Zeit und desZufalls seinen nationalen Machtbereich nicht weiter dehnen? Längst fragensinBekümmernißalleErnsthaftenimLand. Jahre langließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden; und daß unser Wille auch ferner unwirksam bleibe, müssen wir hindern.Wir lassen uns dieLügen, offizielle, offiziöse und ausKnechtssinn geborene, nicht mehr gefallen. Niemalsund nirgendsist.nicht im Byzanz der Palaeologen und nicht in Eugeniens Empire, so dreist, mit so unanständiger Hartnäckigkeit gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden wie bei uns. Das wissen wir nun; und habens satt. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von demFrommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, müssen bereit sein, jede Dummheit, jedes Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warne. Ver-

mag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so warm bescheint, morgen weggejagt wird.Dem tüchtigstenVolkMitteleuropas kanns nicht gar so schwer werden, sich sähige Geschäftsführer zu bestellen. Das dars es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung umschriebenen Rechte desErstendeutschenFürstenirgendwozuschmälern.Wirbrauchen Ruhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir denNarren-wunschhegen, amusirtzu werden;nein: weil dieSeeledes :"?«v, des logauischen „gesellichten Thieres" ohne freudiges Er-lebniß verdorren muß. Und seit allzu langen Iahren hat die Reichs-politik demDeutschen keine ernste, im Rhythmus des Volksempfin-dens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Freiheit von dem tzerrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Unzuläng-licher, die niemals genöthigt waren, in einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß ihren Rechtsanspruch zu erweisen.Das deutscheVolkistnichtfrei: denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Bedürf» niß nicht und es wird nicht von Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Aufgaben Tauglichsten bewährt hat. DieEinrichtungenstammenauseinerZeit.dieunsereWirthschaft» struktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus der Utovia eines neuenMore belächelt hätte; das regirendePersonal ist für die Erfüllung heute drängender Pflicht nicht vorgebildet. Der deutscheStaat war einst vielleicht das Beste, Vornehmste, Brauch-barste, was sich erreichen ließ; darf sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Archaeopteryx war (mit dem Reptilien-schwanz) im Reich der Lüfte einst König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht der Zweck, nicht das Ziel nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen erhalten werden? Kein Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues Kleid. Der gährendeTrank taugt nicht in den alten, undichten Behälter. Und wieGewand und Gefäß beschaffen sein soll.darfnichtlängereines Menschen Wille bestimmen. Das ist in keinem Land Europas heute

noch möglich;wird in keinem heute auchnur noch versucht. Ist der Deutsche unreifer, untüchtiger, der Vormundschaft bedürftiger als der Romane und Angelsachse, der Nordgermane undSüdslave? Seines Hirnes und seiner Hände Fleiß hat sein Land zur Macht und fast schon zumReichthumgefördert.Das giebtihm dasRecht auf freie Gestaltung seines Schicksals. Wir dürfen nicht mehr auf erlösende Geniewunder hoffen. Wir lassen uns nicht mehr in den mit Goldgittern eingezäunten Pferch eines Monarchenmythos zwängen, der Kindersinnen alsTummelplatz genügen konnte, für die nach Bethätigungmöglichkeit langende Kraft Ewachsener aber zu eng ist. Wir müssen den Kreis der am Reichsbestand Interessirten, zurMilwirkung amReichsgeschäftBerufenen erweitern. Wir wollen uns selbst regiren; so gut und gewissenhaft, wie wirs vermögen. Selbst die Wahl des Weges bestimmen, der in helle Weite führen kann. Keinem für unseren Gewinn Dank schulden, KeinenalsanunseremVerlustSchuldigenanklagen. And wollen, da wir zum Artheil, zur Enthüllung unserer Wünsche aufgefordert sind, mitunzweideutiger Offenheitaussprechen, was uns fehlt. Luthers Werk ist nicht vollendet worden; konnte vielleicht nicht vollendet werden. And Luthers Waffen wirken nicht mehr. Was ein genialischwüthenderMönchaus seincmKäfig insLand schrie, taugte nur für eine bestimmte Stunde. Wollen wir heute noch leugnen, daß dieKultur den Päpsten und ihrer Klerisei An- ! ersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke , gewesen? Ms sei derCölibat, die Erfindung feinstcrPsychologie, ? eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte einVorwand zurStillung ? lüsterner Gier? Ist Das die vonGoethe erhoffte »edle Entwickelung, in der wirProtestanten voranschreiten"? FruchtlosesMühen ists; und widriger Zank, derunsnichtum eine Fußbreitevorwärts bringt. DieFrage lautet längst nicht mehr: SollenwirKatholiken oder Protestanten sein? Sie lautet: Können wir uns mit gutem Gewissen noch Christen nennen? Oder: Leben wir wirklich denn die Lehre, die unser Mund bekennt? Wir können sie nicht leben. Sie verbietet Alles, was uns stark und reichmacht; waseinthäti» ges, Werths schaffendes Leben fordert. And weil wir nicht han-

dein, wie wir sprechen, verspotten die Gottlosen uns; ist die Einheit nationalen Wollens nichtzu erreichen. Pfaffenjagd istunzeitgemäß; brennend aber dieFrage.ob wirdenherrlichstenMythos noch ferner für das Kompendium der unser Leben bestimmenden Gebote ausgeben wollen; ob unseren Kindern nicht die schreckende, marternde, in einem Lenzsturm oft alleNormen sittlichen Handelns zerstörende Erkentniß erspart werden soll, daß sie mit dem Katechismus in der gemeinenWirklichkeit nicht weit kommen. Auf keinem Feld ihres Trachtens. Nicht im Heer noch in der Hütte; weder im Fürstenpalast noch in der Enge des Kaufmannskontors. Auf solche Fragen giebt kein Wahltag die Antwort. Kann ein Frommer, ohne von seinem Kinderglauben ein werthvolles Stück zu opfern, sich mit dem modernen Leben abfinden, all die imLauf der Zeit entbundenenKräfte lenken und nützen: wirwollens ihm neiden. Müssens; mag er Pius oder Dryander anhangen. Denn er weiß seinen Weg, fühltsich stets in Gottes Handund kann niemals zagen. Hat der Glaube an die Vernunft je so beglückt? Als es nachtete und die Greisenhand zitternd nach dem Kalon griff, sprach Goethe: »Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthumes, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen!" Wähnt Euch, Ihr Gottlosen, nicht aus edlerem Stoff gezeugt als die warm in einfältigem Glauben Wohnenden! Von Euch aber, Ihr Frommen, ist zu fordern, daß Ihr die Anderen, deren Himmel leer ist oder deren Christengefühl nicht über eine vage piete sans la toi hinweglangt, nicht als schlechte Kerle, als Menschen niederen Schlages verschreit. Die Spittelweisheit, ohne Christenthum sei sittlicher Wandel, sei eine Heldenleistung der Faust oder des Hirnes nicht möglich, wollen wir nichtmehr hören Beide Parteien müssen den Versuch aufgeben, einander niederzuschimpfen. Werdens aber wohl erst thun, wenn sie nicht mehr um die Macht, den Trog und die Büttelgerechtsame des Staates raufen. »Ich möchte glauben", sagt Fritz, »daß von Konstantin dem Großen bis auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei; man strittineinemunverfälschtenRothwelschüberungereimte Visionen und die Kirche befestigte ihre Gewalt dadurch, daß Für-

sten und Völker leichtgläubig und albern waren". Seht doch recht genau zu, ob ihre Gewalt seitdem wesentlich gelockert ward. 3tat crux.äum volvitur orbis. Ztat: weil derSteinfirstderKirchees stützt. Den Grundmauern der Kathedralen droht von keinem Tolstoi, keinem Walt Whitman ernste Gefahr. Laßt von dem nutzlosen Mühen ab, gegen dieses alte Gemäuer Sturm zu laufen. Sorgt nur dafür, daß der Staat es nicht länger noch als Festung und Zwingburg benutze und seine Beamtenschaft wie einen Mörtelbienenschwarm drin überwintern lasse. Trennung des Staates von der Kirche: Das ist eine Losung. Eine, die auch den Frömmsten nicht mißfällt. Eine, die auf der Linie der Lutherthat liegt. Keine, die bis zum nächsten Donnerstag siegen kann. Im Lande Bayles und Voltaires hat der sichtbare Kampf vor hundertzwanzig Iahren begonnen. Das Konkordat war ein Waffenstillstand. Jetzt liegt die calotte am Boden. Für immer? Vielleicht hört der Enkel l noch einmal das stolze Wort von den ^esw Oei per Francas. Doch , bleibts ein fortwirkendes Ereigniß, daß im Experimentirland > europäischer Menschengeschichte auch diese Revolution gewagt H werden konnte. Die Pfaffenfresserei der Combisten schien ein häß-, liches Possenspiel. Die Entkirchlichung der Republik ist eine ver-^dammt ernste Sache. Nicht nur eine französische; eben so wenig, wie die Verkündung des Iakobinerevangeliums eine war. Noch aber brauchen unsere Chouans sich nicht zu waffnen. Mindestens ein Iahrzehnt stiller Vorarbeit wäre nöthig, ehe an die innere SäkularisationPreußensgedachtwerdenkönnte. Preußens.nicht des Reiches: das Verhältniß zu den Landeskirchen ist nach Partikularrecht zu ordnen. So lange dem Schüler von Staates wegen i Religion eingedrillt, die Weltschöpfung nach dem mosaischen d Schema erklärt wird, ist rechts nichts zu fürchten, links nichts zu s hoffen. Bleibt auch in der Mitte Alles hübsch beim Alten.

Von dem Entschluß, die Religion, als die persönlichste Angelegenheit, dem Privatrechtsbezirk zuzuweisen, sind dieRegirenden heute weiter entfernt als vorhundertIahren;weiter noch als in den dunkelstenTagenFriedrich Wilhelms des Vierten. Selbst > damals wurde nicht so laut die Christenpflicht postulirt,von Thro-, nen und Thrönchen herab der aufrechte Atheist nicht so rauh angefahren. Hörten wir nicht sogar die Behauptung, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein? Die Oberfläche blieb glatt.

Man hatte sich an soBieles gewöhnt und nahm auch Dieses noch hin; mit geduldigem Lächeln. Längst aber klingen derVolksmehrheit solche Kommandorufe wieDysangelien;und derAerger darüber hat einen großen Theil der zünftig Gebildeten dem Proletariat verbündet. Der Unwille über ein Staatswesen, das auf seine Rückständigkeit noch stolz ist. Wir sind der Kinderfibel und dem Bakel nun entwachsen. Wir wollen nicht, daß den stärksten Geistern, den Männern, die vor dem hellenTaggestirn nicht scheu blinzeln, die Mitarbeit am Staatsgeschäft verwehrt wird. Wollen nicht, daß ein Land, das Helmholtzens Heimath war und dessen Sprache Mach spricht, von geschniegelten Leuten regirt werde, denen die deutschenDenkerund Dichter nie lebten. Wir sinds müde, das Ewig-Gestrige gehätschelt und alles Kräftige, von Keimen Trächtige verpönt zu sehen. Zu hören, wie Deutschland draußen verspottet wird. Laßt unsern Herrgott aus dem Spaß! Der wird selbst für sich sorgen und bedarf Eurer Hilfe nicht. Euer Reich ist von dieserWelt. EuresAmtes nicht, die Gläubigkeit zu beschnüffeln. Eure Pflicht, jede nutzbare Kraft zu verwerthen,' auch wenn ihr keinHeiland geboren ward. Doch Ihr brauchtGendarmen.So viele,daß die Zahl auffallen und ärgern könnte.wenn alleinEure Farben gekleidet würden. Der Pastor soll die Hürde bewachen. Und doch ruft man zum Kampf gegen die Centrumspartei? Die stellt ja noch heute die bestenWächter. Ihr habt die Schwarzen in die Gnadensonne geholt, weil Euch vor den Rothen bang wurde. Schutz und Putz wolltet Ihr. Auch das Bekenntniß zu einer Religion war, sagt Goethe, manchem Hochgeborenen (dem persönliche Größe fehlte) ein Mittel zurPopularität. Ihrwollt dieBüttelschaar, dasGepräng und den Nimbus Nichtwissen, die nur die Kirche zu liefern vermag; und werdet Euer pompöses Staatschristenthum fürs Erste deshalb ruhig weiterschleppen.

Wenn der Geistlichkeit die bona temporslis sacht (in freundlichsterRuhe, versteht sich, nicht etwa in einem neuen Kulturkampf) entzogen, die Schulen gesperrt würden und die Kirchen sich auf die Werbekraft ihrerLehren verlassen müßten, wäre auch im Sinn des katholischen Volkes nach einem Menschenalter vielleicht eine Wandlung merkbar. Vielleicht. Der Ruf zur Hatz auf Schwarzwild muß zunächst dasBand festigen, das Städter und Landvolk, Großindustrielle und Großgrundbesitzer, Gewerkschaften und

Bauern imCentrum zusammenhält. „DerProtestantismus, dem, sobald er sich auf seinen Ursprung und Zweck besinnt, all unser Sein und Trachten ein Gräuel scheinen muß, rüstet wider uns; ein Schuft, wer da hinterm Ofen bleibt, statt der Fahne zu folgen." Das Centrum ist nicht mehr die Partei der Herren von Mallinck» k rodt,Schorlemer,Savigny,tzuene; ist demokratisirt. Daß Religion j und Politik ihm nicht zwei einander fremde Lebensmächte sind, 5 daß seine Politik im Dienst seiner Religion steht, ist seine Stärke; wer solche Dienstbarkeit unsittlich nennt, hat Pauli Briefe und - Luthers Lebensbuch schlecht gelesen. Ist das Centrum zu vernich' z ten? Nein. So zu schwächen, daß es den heute Regirenden nicht 5 den Willenskanal verstopfen kann? Nein; wenn die Gruppirung H der anderen Parteien sich nicht völlig ändert. Wozualso dieHatz? Der Kamps um die deutsche Kultur ist gegen die Regirenden zu führen; nicht gegen eine Partei. Auch nicht gegen die Sozialdemokratie. Die Männer der Gewerkschaft haben redlich gearbeitet und manchem vorwärts weisenden Gedanken ans Licht geholfen; den politischen Führern war das Salz jämmerlich verdumpft und sie reizten zum Lächeln, wenn sie sich geberdeten, als sei von der Höhe her an sie der Ruf ergangen: Vo8 esti8 lux munäi. Die deutsche Sozialdemokratie, schrieb der Fabier Bernhard Shaw im Juli 1906, »ist die konservativste, sittsamste, bürgerlichste aller europäischen Parteien; sie glaubt an Karl Marx wie an einen allwissenden, unfehlbaren Propheten, sieht in seinem Buch die Bibel derArbeiterklasse und giebt damitunserer skeptischen Zeit ein Beispiel einfältiger Pietät; ihre Fraktion hält der verworfenen kapitalistischen Welt Moralpredigten und behandelt Jeden, der die Verantwortlichkeit eines Amtes auf sich nimmt, wie einen Verräther." So schiens; und die sentimentale Pathetik war langweilig geworden. Auch die Sucht, mitMarktschreierkunst ein nie und nirgends erprobtes Allheilmittel anzupreisen. Wer glaubt denn noch dran? Glaubt an die Verheißung des Kommunistischen Manifestes, an Marxens Mehrwerththeorie, an die Vergesellschaftung der zur Produktion nöthigen Mittel? Von Allen, die vornan stehen, kaum noch Einer; und nur vom Fels fester Neberzeugung aus dürfte doch der Versuch gewagt werden, unsere Welt in Trümmer zu schlagen. „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder

Nachtheile sie nichtnöthigen", sagt Goethe; und: »Ich hasse jeden gewaltsamen Amsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird; bin ich darum kein Freund des Volkes?" » Bourgeoisge schwätz", würde ihm heute geantwortet;«Widerhall Eurer albernen Vulgärökonomie. Erst wenn kein Vortheil mehr lockt, kein Nachtheil mehr droht, wird die menschliche Natur zeigen, was sie vermag. Gewaltsamer Nmsturz? Den wollen wir ja nicht, brauchen ihn auch nicht: denn die Entwickelung arbeitet für uns, bringt vonIahrzuIahr uns dem ersehnten Endziel näher".
Daß sies nicht tut, ist erwiesen. Erwiesen auch, daß die Lage des Arbeiters nicht schlechter, sondern besser wird und daß er gerade jetzt, da unsere Reserven fast erschöpft sind und auch die Industrie schon die Leutenoth zu spüren anfängt, hoffen darf, seinenRechtsanspruch bald noch wirksamer durchzusetzen. Einerlei: die Fraktion bleibt bei der marxischen Fahne. Vehmt Ieden, der nicht in Ehrfurcht sich vor diesem Feldzeichen beugt. Hat das Palladion, von dem alles Heil kommt; und geriethe in arge Verlegenheit, wenn sie morgen gezwungen würde, in rauherWirklichkeit diesem Heil Raum zu schaffen. Dazu das klägliche Bild der Parteitage,- die seit der dresdener Trianonkomoedie Froschmäusekriegen ähneln. Die Enthüllung des Hasses, den einRottenführer gegen den anderen fühlt, und eines Tyrannengelüstens, dasdenwirthschaftlich Schwachen, wenn er sich nicht duckt, unbarmherziger als ein Fronvogt des Kapitalismus mißhandelt. DasendloseGeschimpf. DiedemagogischeUmschmeichlungderMasse.derenHöflingenicht schöner aussehen als die der Thronenden. Die Lust, jedes Wahrzeichen deutscher Größe zu besudeln, jeden Feind deutschen Wesens und deutscher Macht zu rühmen, auch wenns ein schwarzer Halunke, ein blutdürstiges Niggerweib ist, und dem fürs Heimathrecht fechtenden Landsmann, der sich doch nichteinenKapitalisten nennen kann, vor dräuender Front noch zu schmähen. Die Opposition der Sozialdemokraten war unwirksam geworden. Sie brachten keinen schöpferischen Gedanken ins Haus, konnten im Großen nichts verrichten, kaum im Kleinen Etwas hindern und reizten durch ihreAebertreibungen dieAnderenzurAbwehr. WennHerr Bebel pfauchte, die Tage des Tiberius seien wiedergekehrt, konnte ihm kein Verständiger zustimmen. In einem sozialdemokratischen Wahlaufruf standen die Sätze: »Wirhaben unausgesetzt verlangt

und verlangen immer wieder, daß die Kulturvölker, statt in der Errichtung großer Armeen und Flotten und in der Erfindungund Herstellung der vollendetsten Menschenvernichtungmaschinen, in den Werken des Friedens und der Civilisation wetteifern. Die Erde ist groß und reich genug, um Allen Glück und Wohlsein zu ermöglichen und sie zu einer Stätte friedlichen Wettbewerbes in denWerken der Civilisation und Kultur zu gestalten." Wem soll dennsolcheChiliastenpredtgtnoch frommen?Die civilisirten Völker hören nicht drauf, die ganz oder halb barbarischen waffnen sich gegen den Versuch, sie zu sittigen: und für die Aufgabe, der Barbarei Land abzuringen, neue Theile der Erde zu civilisiren, ist gerade die Sozialdemokratie nicht zu haben. Civilisirt, sagt sie, aber hübsch friedlich, ohne Waffengewalt anzuwenden; daß der Versuch nie gelungen ist, nie gelingen kann, kümmert sie nicht. Schafft das Heer ab, schreit sie; daß ein wehrloses Land den Nachbarn zum Spott und zur Beute würde, kümmert sie nicht. Diplomatie ist ihr ein Possenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen gar nicht mehr reden. Die Großindustrie eine Verschwörung zu dem einzigen Zank, dem armen Volk blutigen Schweiß auszupressen' Die Armee ein Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Die Wissenschaft ein im Dienst der herrschenden Klassen ersonnener Phrasenschwindel. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Und seine Vertreter können einander Lügner, Denunzianten, abgefeimte Verleumder, infame Burschen schelten: und bleiben dennoch höchsterAchtung würdig. Iede andere Partei strebt nach politischerMacht und verheißt organische Fortbildung des nützlich Bestehenden. Pfui über solche Streber! Die Sozialdemokratie will keine Macht (die ja doch nur korrumpirt); will um keinen Preis auf das schäbige Recht verzichten, die Mächtigen zu schimpfen. Die deutschen Genossen, rief Iaures einst, haben sich das Lebensziel gesetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu sein, und warten mit verschränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitalistische Gesellschaft sammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Warum nicht? Sie »untergraben die Existenzbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft", wollen nicht sehen, daß es dieser Gesellschaft von Iahr zu Iahr besser geht, und

harren geduldig des Märchenmorgens, an dem das von der Heilandsglorie umleuchtete Proletariat die Menschheit erlösen wird. Bequem ists; nur merkt mählich auch die Kurzsicht, wie bequem Ethos und Pathos, Verneinung und Verdammung Dem ist, der sich aus Prinzip der Probe auf seine Leistungfähigkeit entzieht. Dennoch: Zetert nicht zu laut wider die rothe Fraktion! Sie nur zu höhnen, ist unklug. Vergeßt nicht, daß sie, mit all ihren Mängeln, ihrer sentimentalenPathetik, ihrcrMarktschreiersucht, ein (noch nie erprobtes) Allheilmittel anzupreisen und der Kundschaft Paradiesseligkeit zu versprechen, ihrem Sklavenhaß aller Machtpolitik, die Vertretung desIndustrievolkes ist und alsGroßmacht respektirt werden muß. Auch ihr Tag wird kommen; wenn die Bonzen ins Grab gesunken sind und anständig bezahlte, an der Erhaltung des Reiches interessirte Arbeiter ihre Sache selbst in die Hand nehmen. Sorgt für starke und gerechte Regirung. Beseitigt, so weit Menschenkraft es vermag, die empörendeUngleichheit der Waffenrüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein. (Millionäre sollten begabte Volksschüler auf höhere Schulen und Universitäten schicken, statt Legate für Krankenhäuser und ähnliche Anstalten zu hinterlassen, deren Bau und Erhaltung Sache des Staates und der Gemeinde ist.)Oeffnet demTalent jedeLaufbahn. Behandelt den Arbeiter wie einen Gentleman; auch wenn IhrEuerRechtgegenseinenAnspruchstrengwahren müßt, immer wie Euresgleichen. Seufzt oder jubelt: nie wieder wird er Euch hörig. Weil er zu tüchtig, zu selbständig ist, um sich in Knechtsdemuth zu bescheiden, konnte er Euch und dem deutschenLand in Wohlstand helfen. Ihrmeidetgefährliche Gährung, wennIhr ihn fühlen lasset, daß Ihr den ebenbürtigen Kontrahentenin ihm achtet. Morgen zwingt er Euch dazu. Sorgt für starke und gerechte Regirung! Die Gloria des Sozialismus verbleicht schon. Dochgegen die Sozialdemokratische Partei ist, wie gegen das Centrum, von Staates wegen nichts Beträchtliches auszurichten, so lange kein schöpferischer Gedanke die Masse ins Lager der Herrschenden lockt. Zwischen Konservativen und Liberalen wäre eine Verständigung denkbar; wenn ein Staatsmann präsidirte. Der würde zu den Konservativen sprechen: »Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen. Bleibt Ihr die preußische Iunkerpartei, blind vor allen großen Zeichender Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens derHaß.

Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie andieNothwendigkeiteinerModernisirunggedacht? Die reicheBourgeoisie ist auf demMarsch zurMacht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis derBelagerer Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großindustriellen undGroßhändlerwollenBestehendes erhalten. Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht trag vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung find dahin. Sichert Euch die Klassenezistenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei derSehnsucht nachStaatsstreichenundRechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. IhrsolltdenEkelnamen derReaktionäre loswerden undungeföhrdetfortanimAgrarbesitzrechtwohnen.Pflichteninternationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphy' fischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie derFremde bittet, nach alten Kirchen undSchloßruinenihm auch einenüberlebendenlioberesu zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch wasvorsichbringen, injedembaldvornanseinkönnen. Blickt nach England hinüber. Ist da derAdel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Eduards Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? Daß der Absolutismus, von dem Ihr träumtet, Euch nicht mehr behagt, habt Ihr nun erfahren. Auch mit einer anderen Persönlichkeit als Träger würde erEuch nicht mehr nützen: denn er kann heute nur noch caesaristisch oder mammonistisch sein. Also mit einem Kopfsprung ins fließende Wasser! Ihr wollt die Leute der nou velles couck« nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil

sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können und fertig werdenwollen: dennIhr sperrt ihnen ja denWeg und möchtet dieOue llen ihrerBildung, ihres Reichthumes, ihrerMacht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihrkönntim Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."
Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: «Was fehlt Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und OrdenkaufenundgebietetimökonomischenUntcrbauderGesellschaft. Auch Die unter Euch zu Iakobs Söhnen zählen, können eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Iungen nicht Offiziere, Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die politische Macht aber habt Ihr nicht erobert; dürftet, nach Eurer Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede Steuer wie ein Nationalunglück begreint und, recht kindisch, gethan, als stecke der Finanzminister den Ertrag in seineTasche. Ihr habt dem Staate qieMachtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philisterstricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schaarten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marz Führer fanden, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer Sozialismus gepredigt wurde und der Staatsich der neuenWollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechtsgleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) seiAlles gethan, und wolltet dem Staat nach Möglichkeit den Wirkensbezirk beschränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über .Interessenvertretung', die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischerArbeit ist und nützlicher als dasPhrasierwesenEurer blüthenlosenMaienzeit. Stattnach

derMacht zu streben,w^lltetIhr die Machtinhaberärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Was heißt bei uns heute .entschieden liberal'? Ein Bischen Pfaffenhetze, ein Bischen Gemurr gegen den.Militarismus'; Krieg den Iunkern und ihrem Zollschutzanspruch: da habt Ihrs ungefähr. Und mit so dürftigem Programm stellt Ihr Euch, als habet Ihr die Kalokagathie in Erbpacht genommen,als seiet nurIhr redlich.tavfer und weise und jeder Andere ein Wicht, Geck, Volksbetrüger. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Lasset das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Politisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Iunker? Sie drücken Euch ja nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grund, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Artheil,das den Begriff .Vornehmheit'prägte, wohntSinn.Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter höher als andere, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlankenLeiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärifchenWerthfaktor entbehrenkönnen, wennwiruns als Herrenvolk behaupten wollen. ^Modernste Wissenschaft bezeugt die Wichtigkeit derAbstammung ! aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Menschen. WirMI^ nMt,^di^Feind^ Eurer Wünsch bleiben. Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht hinter einem bestimmtenZolltarifsatz auf. Chamberlain war der radikalste Förderer politischer Freiheit und Iaures bewilligt der französischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer, Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in die Tasche Eurer Leute, der Zwischenhändler,

sickert?) WeilIhr denGrundadel ruiniren möchtet. Und weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Ouell Eurer Macht verschütten. Dreißig Iahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Untergang unsererReichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Umlaufsmittel und starkedeutscheMenschen,dieseineAecker bestellen und seineMaschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinnt Ihr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. DieBauern locktIhr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht- undViehpreise ihnen das Heil bringen. Schließt Frieden mit den Männern der Ackerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelte Wort.Liberal' wieder einen Inhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letztenRest des Cobdenerbes nun fahren. Ietztsind Eure Worthülsen leer. Millionen aber bereit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen.

Der Block, der unterm Christbaum beschert werden sollte, stammteaus dem Spielzeugladen. Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei entstehen, die demReich giebt,was ihm gebührt, die so konservativ und so liberal ist, wie ein verständigerRealist heute sein kann, und im Kleinen so duldsam, wie eine großePartei sein muß. Die Hitzköpfe beider Lager sollen mitihrem Groll draußen bleiben. Die Verbündung derBesonnenen genügt. Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnellgeschlichtetworden,als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens.Warum?Erstens,weil die Bourgeoisie, die nun einmaldas Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld verdient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 189l),das Geschäft gründlich verderben wird).Zweitens,weil keinePartei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend

zU hohen Iahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben. Entschließt man sich nicht: psrliamenwry Oovernment kann erzwungen werden. Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Re» girenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab. Dieser unwürdige Zustand darf nicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament. Soll auf unser tzerrngebot die Sonne über Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? Deutschland ist an politischen Talenten nicht so arm, wie mancher Thor wähntt In eine Redehalle zieht es sie nicht; in ein regirendes Parlamen. würden sie sich drängen. Jede Wahl wäre dann ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regirung entscheiden. Die großen Staatsbürgerklassen und Berussgruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen Getriebe fernhalten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und für eine Schwätzerrolle deshalb niemals zu dingen sind) würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, ihres Wirkens Spur dem Vaterlande tief einzudrücken. Minister und Staatssekretäre könnten frei dem Drang innerster Ueberzeugungfolgen: denn ihr Lebensschicksalhingenicht am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathspodium in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Die Fraktionen müßten darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programms gerufen zu werden, das sie gestern opponirend

verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Gruppen würden die Interna derReichsgeschäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die fürdierespubli<^brauchbarsten, würden entfesselt und kämen zu nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. And die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens, aufzugeben, den modernden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und denWeg der Lassalle, Seddon, Burns, Millerand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marzischen erst einmal regirt, den Apparat kennen gelernt hätten, zur Staats» raison gekommen wären, ließe sich bequemer mit ihnen leben. Heute? Drei Viertel des Volkes kümmern sich kaum um die Wahl. Ein paar Rothe mehr, ein paar Schwarze weniger: behende Excellenzen kämen mit jedem Parlament aus. Wenn zu bestimmen wäre, welche Klasse im Februar mit ihren Exponenten die Reichsämter besetzen soll, würden wir ein anderes Leben spüren; brauchte man die Wähler nicht mit Zuckerwerk an die Urne zu schmeicheln. AnserReichstag ist einOrnament; kein das Auge freuendes. Er kann zustimmen und ablehnen; seinWille hatnicht positive Kraft. »Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still". Heute besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge von derSäule herab noch zu erreichen vermag. Kommen Tänzer ans Pult des Rechners. Bleiben Botschafter, die ihr jüngster Sekretär bespöttelt, trotz aller Irrung in ihrer Pfründe. Dem Reich zu schwerem Schaden. Wir müssen, zuletzt unter allen europäischen Völkern, die Probe von dem Gegentheil endlich wagen. Wir sind reif; und wollen unser Glück schmieden. Den Sieg des Massenchores (der freilich nicht mit ungemischter Freude zu begrüßen ist) hielte kein Iosua und keinIulian auf. Wer sich früh bereitet, ihn zum Nutzen

dcs Reiches zu organisiren, ist klüger als Einer, der sich von ihm, wie von jäh ausbrechendem Gewitter, überraschen läßt. Britaniens Geschichte beweist, daß die Monarchie auch mit UaZna dlisrw und Parlamentar^ Oovernmentzu leben vermag; hats gerade im letztenMenschenalter bündig bewiesen. Victoria kochte auf allen Herdlöchern und Eduard war in vier Erdtheilen der mächtigste Mann. Trotzdem ward er nicht für Balfours Skepsis, für Camvbells Blindheit verantwortlich gemacht. Unsere Monarchie soll nicht dem gesterngcküßten und heute geprügelten Heiligenbilde des neapolitanischen Lungerers ähneln. Englands Volk erstrittsich seinsouverainesRecht, als die feinsten Stickereien noch opera angIica hießen.Ietzt empfiehltdieAufschrift^lsäe in (Zerrnany jedeWaare. And nach solchenErfolgen soll die Nation unter der Füchtel bleiben? Nicht reif sein, selbst zu entscheiden, was ihr frommen, was schaden kann? »Unsere Fürsten", sagt Lagarde, »mögen sich nur ja nicht einbilden, daß zwischen ihrenNnterthanen nicht Ihresgleichen wohnt. Anten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und oben einDalai-LamainUniform: so verstchenwir dieMonarchie nicht. "Ein regirendesParlamentkönntezurSichcrung des Reichsgefüges mehr thun als ein Mandarinenklüngcl. Könnte imNothfalldasWahlrechtändern. Alle Centren der Industrie (undIntelligenz) fallen,eins nach dem anderen, derSozialdemokratie zu.Istsgerecht und vernünftig,daßdiegrößtenStädte nur noch durch Handarbeiter und den Handarbeitern dienstbare Agitatoren vertreten werden? Gewiß nicht. Man müßte an Proportionalwahl,anListenskrutinium,aneinReichsoberhaus denken, in das Männer von ansehnlicher Lebensleistung berufen würden; und, zur Entschädigung, die lächerliche und aufreizende Verschiedenheit derWahlkreisumfänge beseitigen; die Verantwortlichkeit der politischen Beamten, auch der höchsten, durch ein Gesetz regeln, das den Steuerträgern das Recht gäbe, von Behörden vergeudetes Geld einzuklagen. Noch andere Kautelensind denkbar. Vollkommenheit ist nicht zu erreichen: doch ein erträglicher, dem Bedürfniß genügender, die GemütherberuhigenderZustand. Fürchtet Ihr Korruption? Dann seht Ihr die nicht, die wir heute schon haben (wie jede Zeit der Kabinetsregirung, auch verhüllter, sie hatte); die gefährlichste: weil sie nicht zu packen, zu ahnden ist. Autokratie eines Einzelnen oder Selbstherrschaft der als
St

mündig bewährtenNation(Herrschaft der Tüchtigsten, der Aristoi, nicht des wimmelnden Pöbels): Das wäre eine Wahlparole.
Die Wahl des Iahres 1907 (für deren Hauptschlacht dieses Programm entworfen wurde) gebar aus abertausend deutschen Herzen die Hoffnung, der Sozialdemokratie sei der Lebensqueü abgegraben, dem Centrum das Recht auf die Mitherrschaft für immer genommen worden. Vor dem Truglicht solchen Glaubens wurde hier früh gewarnt. »DieNiederlage der Sozialdemokratischen Partei war zu erwarten. Aeberschätzen soll man sie nicht. Auch andere Parteien haben so trübe Wahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat einst achtundneunzig Sitze erobert; schon die nächste Wahl gab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten im Reichstag 1884 vierundsechzig, 1887nur noch zweiunddreißig, 1890wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Iahre danach wieder auf fünfunddreißig. Sie kann auch diesmal, wenn weiter schlecht regirt wird, die Scharte auswetzen; und wird, mit dreiundvierzig Mandaten, im neuenReichstag noch stärker sein als je unter Wilhelm dem Ersten und Bismarck. Man soll also nicht thun, als sei Anerschautes geschehen. Das Centrum? Hat sich mehr Sitze erobert, als die von der Wilhelmstraße aus mit Gunst und Geld reichlich unterstützten vier liberalen Fraktionen zusammen vermochten. Wenn der Kanzler im Taumelrausch des Gesindes nüchtern geblieben ist, verständigt er sich mit dem Centrum. Thut ers nicht, dann thuns, geräuschlos, versteht sich, bald die agrarischen Parteien. Mit einer von den Herren Normann, Bassermann, Liebermann, Naumann, Haußmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zu machen; kaum einer wichtigen Frage der Wirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik die befriedigende Antwort zu finden. Eine wirtschaftliche Vorlage, die Herrn von Oldenburg-Ianuschau behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen; ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kroecher und Normann zustimmen, muß Herr Schrader verwerfen. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es die Erörterung des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuen Mehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchenUcberzeugung-

opfernsie erkauftward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange
bleiben.FüreineihmwidrigeKulturpolitikwärendieneunzigMän-
nerderKonseroativenFraktionundderWirthschaftlichenBereinig-
ung nicht zu haben. Und stimmt es, als wäre nichts geschehen, ein-
fach nachdesHerzensNeigung,überbietetesdieFreisinnigen,die
sich nicht ohne Borbehalt hingeben können, dann ists, mit seinen
hundertzchn Mandaten, bald wieder äans le mouvement und als
Großmachtumworben.DasCentrumkannschnelleineneue Schick-
salswandlung erleben wie Formosus einst in Portus und Rom.
Daß sich mit ihm leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch
jetzt einen moäus vivenäi finden; oder nicht lange mehr Kanzler
sein." So ists gekommen. Von dem Kittblock war die Reichsnah-
rung nicht zu ernten;und der klugeBülow war einmal, wider Er-
warten,klug genug,nicht klug zusein: da er,ohnedieHertling und
Gröber, die Bachem und Erzberger versöhnt zu haben, kaiserlicher
Ingerenz eine Grenze zu ziehen unternahm. Seitdem hat sich wie-
derholt, was amEndedeserstenLebensjahrzehntesimDeutschen
Reich geschehen war. Damals sollte Bismarck, nach Bennigsens
Wort, sich der schwärzestenReaktion verschrieben, nachBamber-
gers dem Centrum den Treueid geschworen, nach Beselers sich zu
unvernünftiger, unchristlicher, kulturwidriger Finanzpolitik ent-
schlossen haben. DreiMinister, Falk, Friedenthal, Hobrecht, räum-
ten den Sitz: zweiReichstagspräsidenten, Forckenbeckund Stauf-
fenberg, schieden unwirsch aus dem Ehrenamt und das deutsche
Parlamenttagtefortanunterkonservativ-klerikalerLeitung.Windt-
horst aber, der den Zolltarif, die Finanzreform (Franckensteins)
und die wichtigsten Stücke der Sozialpolitik bewilligt hatte, sprach
mit berechtigtem Stolz: »Niemand darf nun noch behaupten, daß
wirReichsfeinde sind und keinen Patriotismus haben. DasReich
war in Noth und wir haben, als seine wahren Freunde, ihm und
den Bundesstaaten herausgeholfen." Diese Sätze kann, Wort
vor Wort, der Sprecher des Centrums jetzt wiederholen. Ist die
Katholikenfraktion (die inneren Personalhader unachtsamer ans
Licht ließ, als sieje that) ernstlich gefährdet? Die kühnste Feindes-
hoffnung weissagt ihr den Verlust von zwölf Sitzen; dann aber,
heißts, ist, da den Konservativen mindestens zwanzig Mandate
abgejagt werden, die alteMehrheit, die «blauschwarze", aus der
aufathmenden Welt geschafft. Ob diese Rechnung als richtig er-

wiesen wird? Das Centrum ist 1887 und 1907, trotzdem die Regirung es bekämpfte und gegen die unbequeme Fraktion rheinische und schlesische Edelmannschaft aufbot, nicht geschwächt worden; war unter dem Druck amtlicher Befehdung stets stärker als im Gardedienst derHerrschenden. Der Bund der Landwirthe hat eine lückenlose Organisation, volle Kassen und den Nimbus eines Erfolges, der aus der caprivischenZeitschwererNoth in ansehnlichen Wohlstand zurückgeführt hat. SeineLeiter glauben nicht an eine Massenflucht. Kein kleiner Landwirth, sagen sie, kein Bauer läßt sich von den Lockrufen der Liberalen fangen; das Gerede gegen den Großgrundbesitz weckt in denDörfern kein Echo und sogar der Taglöhner weiß,daß seineEinkunftvonderHöhedesViehpreises bestimmt wird. Vielleicht ists im Süden und Westen anders. Wer im Norden, im Osten einträgliche Wahlgeschäfte machen will, müßte den Bauern die Erhaltung ungeschmälerten Preisschutzes und obendrein mehr Freiheit undRecht versprechen, als sic jetzthaben;mit dem Feldgeschrei gegen die Latifundien und die Bundcstaktik wird kaum Beträchtliches zu erwirken sein. (Die Vermählung mit dem Freihandel war, wie Miquels Schlaukopf schnell merkte, das Unglück des deutschen Liberalismus; woher soll er, dem die Bauern rechtwärts, die Stadtarbeiter linkwärls entliefen, sich ein Heer rekrutiren?) Verliert die Mehrheit zwei DutzendSitze,dann droht ihr noch nichtLebensgefahr: diePolen, die, unter der pfiffigen Führung des Grafen Mielzynski, in Preußen die erhöhte Krondotation, im Reich die neuen Steuern sammt demAusnahmerecht der souverainenHäuser bewilligt haben, könnten in die Lücke rücken und, so lange man sie nicht mit der Enteignung ärgert, Herrn von Bethmann (oder Herrn von Schorlemer) treu bleiben. Und wer möchte darauf schwören, daß nach einer Hauptwahl, die den Sozialdemokraten ungefähr sechzig, den Liberalen aller Sorten wieder, wie 1907, nicht einmal dreißig Mandate eintrüge, die Angst vor allzu raschem Wachsthum der rothenSchaardieBürgerparteiennichtflinkineinStichwahlkartell mit »Heiligen und Rittern" drängen würde? Herr Bassermann selbst, derzuderpreußischenLebensartkeinenBlutstropfen in seinen Adern hat, müßte dann dem Wort nachdenken, dasBismarck vordreißigIahrenzuBennigsen sprach: »Zwischen den Herren, dieIhrer Führung folgen, und denen, die sich rechts an Sie schließen,scheint mir eine Verschmelzung eher möglich als mit

den links vonIhnen sitzenden, deren äußerster linker Flügel über- ,
Haupt amEnde gar nichtabzusehenist."Prophezeiungwäredies- ^
mal besonders thöricht. Niemand vermag zu ahnen, wie die Fülle
schmerzender Enttäuschung im Bewußtsein des Wählers nach-
wirken wird. Sicher scheint nur der (vor fünf Iahren durch einen
für kurze Frist brauchbaren Kniff vereitelte) Machtzuwachs der
SozialdemokratieunddieSchwächungderKonservativen.Scheint.
Sicher ist, daß eine überall, offen oder heimlich, verurtheilte, von
Wuth und Hohn gezüchtigte Regirung zur Wahl ruft.
Dennochist nirgendsleidenschaftlicheAufwallung zuspüren.
Die wildestenMänner undMännchen haben sich zu srüh ausgc-
schrien, sind jetzt heiser und ihr Gefuchtel entflammt und schreckt
keine Seele mehr. Die wichtigsten Industrien können die Masse
der Aufträge (freilich bei knapp ausrcichendenPreisen) kaum be-
wältigen: also wird viel Geld verdient und die Theuerung der
Lebensmittel nicht als unerträgliche Last empfunden. Die großen
Gewerbeverbände, deren Geltungfrist bald abläuft, wird in der
letzten Stunde das Bedürfniß in irgendeine neuem Anspruch be-
hutsam angepaßte Lebensform zwingen. Die sterben nicht. So
hofft man; und hat selten Muße, der Frage nachzudenken, wie
der dreizehnte Deutsche Reichstag aussehen werde. Den zwölf-
ten hatten Iubelchöre begrüßt, die aus deutscher Weihnacht wi-
derzuhallen schienen; dann war sein Handeln verrufen, der Be-
richt über sein Reden nur von müdem Blick noch überflogen wor-
den. Der dreizehnte soll für Heer und Flotte große Summen be-
willigen. (Sie wurden bisher nicht gefordert, weil man fürchtete,
draußen die Briten zu reizen, drinnen den Sozialdemokraten noch
mehrWählerzuzutreiben, und weil Herr Mermuth, um die Schön-
heit seiner Bilanz nicht zu schädigen, vor jeder Ausgabe zuläng-
licheDeckung heischt; ob er nach demDuett, das er mitdemKanz-
ler neulich dem Kaiser vortragen durfte, den Herren von Tirpitz
und Heeringen noch die Bärbcißermiene des knausernden Kon-
tursverwalters zeigen wird?) Sträubt sich der Reichstag, so wird
er aufgelöst. Wahrscheinlich gewährt er Alles (die Empfehle?
»maßvoller Forderung" können bis dahin noch zweimal siegen);
thut ers nicht: fürWehrvorlagenholt die unbehendesteRegirung
von deutschemWahlgefild eine Mehrheit. Was bleibtzu fürchten,
zu hoffen? Wir werden weiter rüsten, weiter betheuern, die Kriegs-
schiffe (denen hinter derNordsee allzu früh die Kohlenspeise aus-

gehen müßte) seien nur zum Schutz des überseeischen Handels bestimmt; weiter friedsamzusehen.wiedieBleibselderzu Europäersicdlung tauglichen Erde vertheilt werden, und abwarten, ob holdcrZufall denBlick des Kaisers auf einen Schöpferkopf lenkt oder ob zuvor schon unsere Feinde den Tag gekommen wähnen, der ihnen die Schmälerung deutscher Reichsgewalt erlaubt. Inzwischenwird eine Partei die andere, auch dieihrgesternverbündete, einen Haufen von Dummköpfen und Spitzbuben schelten und jede sich selig preisen, wenn sie im Dunstkreis der Regirung, auch der kläglichsten, athmen darf. Wo ist das Ziel, dessenAhnung die Herzen wärmen, die Hirne in Leidenschaft Hitzen könnte? Wo unter den zur Wahl Gestellten auch nur eine Persönlichkeit, an der Auge und Ohr der Nation hängt? Eine nur, die der Vollbesitz vorwärts weisender Gedanken ins Führeramt hob? Der würde jede Fraktion den Eingang sperren; denn in jeder sind Götter, die nicht von Stärkeren, von Titanen gar entgottet sein möchten. („Sie aber, sie bleiben in ewigen Festen an goldenen Tischen.") In jeder sind zwei oder vierEmsige, dieAlles kennen, überAlles reden, den schwierigsten, in Iahren rastloser Arbeit kaum bis ins Tiefste zu ergründenden Fragen internationalerPolitikvonheute auf morgen eineAntwort finden: und nivdoch anWesenswuchs höher schienen als die glanzlosRegirenden, nie ihre Landsleute zu frohem Aufhorchen zwangen. Darf Deutschland auf die Fortdauer seiner Kredit- und Absatzpolitik, wie auf die festeste Grundmauer, das Haus seiner Zukunft bauen? Darf es ruhen, ehe ihm ein geschlossenes Wirthschaftgebiet sicher ist, das im Großen sich selbst genügt? Ruft nicht das Alltagszerrbild zu vernünftiger Organisirung des Kleinhandels, der inAnarchie verwildert oder verkümmert? Was wird 1930 aus Deutschlands Staatsanleihen, wenn seine Industrie im Tempo der letzten zehn Jahre weiter wächst und ihre Obligationen höheren Zins und kleinere Verlustgefahr bieten als der Schuldbrief des Staates? Woher soll es brauchbare Beamte und Offiziere aller Grade nehmen, wenn jeder gesunde Privatbetrieb den Fähigen besser löhnt, ihn jetzt auch gegen Nnfall und Invalidität versichern muß und wenn Orden und Titel, einst der Trost darbender Staatsdiener, in Geschwadern den schon von Geldes Gnaden Mächtigen zufliegen? Ist mit dem Ernst und der Würde deutschen Wesens dieser Orn» und Titelkram vereinbar, der sich oft auf unsauberen Wegen

feilbietet und an dem sich Europens Spötterzunge wetzt? (Nur auf den tiefen Steuerstufen trifft man noch Menschen, die nicht einen Rathstitel, eine Krone oder einen Adler tragen, die nicht irgendwo mit Zwirnsfäden an einen Thron oder ein Thrönchen gebunden, zu steter »Rücksicht" genöthigt, nach Beförderung gierig sind und die derAnredner schlicht bei ihrem Namen nennen darf.) Kann der Zustand fortwähren, der im ganzen Reich nur Einem, dem Kanzler, eine Verantwortlichkeit (ohne Haftpflicht) aufbürdet, oder brauchen wir, statt der dem Kanzleramt „nachgeordneten Stellen", die Reichsministerien, die unter durchaus anderen Umständen, äußeren und inneren, dem Wunsch der Nationalliberalen von Bismarck geweigert wurden? Der Kanzler kann in neun von zehn Fällen nicht wissen, wie die! Reichsressorts gearbeitet, ob sie ihr Geschäft richtig konstruirt und abgewickelt haben; ist für alle aber verantwortlich (nur dem Reichstag und dem Volksgewissen, denen keine Strafgewalt zusteht). Der Staatssekretär weiß, wie das Ding gedreht werden mußte und gedreht worden ist; hats aber nicht zu verantworten. Und das Parlament braucht niemals vor der Stunde zu bangen, die ihm mit dem Recht zur Ausführung seiner Beschlüsse auch die Verantwortlichkeit aufpackt. Anverantwortlich heißt dem Deutschen das Handeln, das ihn sinnlos, vernunftwidrig, schädlich dünkt. Kann ihm im Reich der Unverantwortlichkeit wohl werden? Hundert ähnliche Fragen harren aufAntwort. Lässig schreitet unserLiberalismus an ihnen vorbei; und wundert sich, daß ihm die Werberkraft nicht wiederkehrt. Denn er hat ja versprochen, für die Rechtsgleichheit zufechten, dem „Handel und Wandel" in eine breitere Machtzone zu helfen und die deutsche Welt von Pfaffen und Junkern zu erlösen. Den Werth verbürgter Rechtsgleichheit lehrt die Wahlzeit schätzen. Durch seines Hirnes, seines Fleißes Leistung hat Einer erreicht, daß Staat und Gemeinde ihm in jedem Jahr zwanzigtausend Mark Steuergeld abfordern darf; aus eigener Kraft: ererbt, erheirathet, erspielt hat er nichts. Sein politisches Recht ist genau so groß wie das des wackeren Mannes, der draußen die Straße kehrt oder aus dem Milchkutscherbock die Zügel hält. Genau so groß? Nach der Norm der Verfassung. In der gemeinen Wirklichkeit ists viel kleiner; ist es ins Nichts geschrumpft. Der Straßenreiniger, der Milchmann wählt einen Sozialdemokraten: und ist dann im Reichstag „vertreten". Dem Anderen, dessen

Iahressteuern fast zwei Drittel eines Ministergehaltes bezahlen, fehlt der beglückende Glaube an Marxens Evangelium: also kann er, da dem Sozialdemokraten eine erdrückende Mehrheit gewiß ist, sich den Weg ins Wahllokal sparen. Hätten wir Listenwahl, so könnte er den Namen eines von ihm als besonders tüchtig Erkannten auf seinen Stimmzettel schreiben und mindestens hoffen, diesem Mann ein Mandat zu schaffen. Hätten wir Proportionalwahl, so fände auch sein Interesse Vertretung. Ietzt? Er steuert dem Staat so viel wie ein dichter Schwarm kleiner Leute und hat nicht die winzigste Möglichkeit, mit seinem Wahlrecht aufdieGeschäftsführung, dieGesetzgebung einzuwirken. Wer in einem von Industriearbeitern bevölkerten Wahlkreis wohnt und von deren politischer Aeberzeugung abweicht, hat kein nutzbares Stimmrecht. Ob und wie in Berlin Fischer und Schmoller, Liebermann und Rathenau, Goldscheider und Gwinner, in Hamburg Ballin und Burchard, Brinckmann und Warburg wählen: ihr Stimmzettel hätte nicht eines Milligrammes Gewicht. So sieht die Rechtsgleichheitin derNähe aus. Handel undWandel? Mancher wird meinen, der schmachte längst nichtmehrim Schatten (die Behauptung, daß auf dem Kaufmann »herumgetrampelt" werde, hat der Geheimrath, Reserveoffzier und Ritter hoher Orden, dem sie im Frühjahr über die Lippe hüpfte, wohl rasch bereut); doch Mancher ihm günstigere GelegenheitzurMitwirkungamStaatsgeschäft wünschen. Woher aber sollsie kommen, so lange das Wahlrechtunmodern,das Reichsparlament kraftlos bleibt?In Staatsstellen sehnt der fähige Kaufmann und Techniker sich heute nur selten noch; seine Erwerbsmöglichkeit dehnt stchweiter, seine Thätigkeit ist meist interessanter und nicht demWink eines Vorgesetzten oder Monarchen unterthan. Die Führer der Industrie und des Handels wollen gehört, nicht auf Amtsstühle noch gar ins Schwatzhaus gesetzt werden. DerWahn, durch ihre Zurückhaltung werde »der Regirung der liberale Geist entzogen", ähnelt dein Aberglauben an Spuk. Von fünf Geheimräthen und Dezernenten sind mindestens zwei mild liberal, ist höchstens einer heydebrandisch konservativ. Und die Ressortchefs? Sind die Bürgersprosscn Bethmann, Kiderlen, Schoen, Tirpitz zum Feudaladel, die Delbrück, Lisco, Mermuth, in Preußen die Beseler, Lentze, Sydow etwa zu den Instleuten des Großgrundbesitzes zu zählen? Was eigentlich für Händler und Handel verlangt wird, ist,

trotz allem lauten Gerede, schwer zu fassen. Dumme Gesetze haben
ihn nicht gehindert, die Konkurrenz zu überwachsen und Tau-
senden einMillionärseinkommen zu bescheren; mitderMär, daß
er zum Erbarmen mißhandelt werde, ist die Masse der Wachen
nicht zu ködern; und denWillen zu freier Selbstregirung wagt er
nicht zu bekennen. Bleibt die Erlösung von Pfaffen und Iunkern.
Daß Roms Klerisei den nicht ihrer Heerde Angehörigen den Le-
bensborn vergifte, wäre noch zu erweisen. Und die Iunker haben
im Heer und in der Verwaltung soUngemeines geleistet, daß nur
ein Tropf oder persönlich Verärgerter sie eineSchelmenhorde oder
Schmarotzersippe schelten kann. Bei dürftigstem Sold haben sie sich
immer reinlich gehalten und dem Pflichtbefehl gehorcht. Preußen
ist,ihrcDomäne,mit all seinenMängelnnoch heute derMusterstaat,
den das Auge des unbefangenen Fremdlings bestaunt, der aus
amerikanischerRepublikanerfreiheit, aus Frankreichs Syndikali-
stenpfuhl oder vonBayerns Eisenbahn Heimkehrendewie das Ge-
lobte Land begrüßt und der sich bessererWirthschaft rühmen darf
als seine von den Männern des Fortschrittes betreute Hauptstadt.
Nur einKanzler desDeutschenReiches wareinIurkker; nicht der
schlechteste der fünf. Sind in die Iunkerscholle die Bismarcks auch
dünn gesät, so wachsen auf ihr sehr oft «ganze Kerle", die Etwas
können, stolzenHerrenmuth haben und sich dennoch, wo es nöthig
wird, fügsam einordnen. Männer, die wissen, was der Staat
braucht, und diesem Staat sich verwurzelt fühlen. Männer. Daß
sie,die nicht mitFreiheit, Menschenrecht undStadtplaisir ihrNetz
spicken können, auch unter der Herrschaft des gleichen, geheimen
Wahlrechtes noch so viele Stimmen fangen, haben sie sicher nicht
nur demLandrath zudanken(dessenGewaltebensowieseinHang
ins Arböse überschätzt wird). Blanke Englein sind sie nicht. Als
Vogelscheuchen in die Schoten zu stellen und dem Reich schäd-
licher als der Wanderredner, dem alles Bestehende nur werth
scheint, zu Grunde zu gehen? Unsinn. Daß sie leicht übermüthig
werden, dem aufrechten Trotzgeist die Reverenz weigern, Kultur
oft für Modequark und ihren Kastencomment für ein ewiges Welt-
gesetz halten, auch ihre minder regsamen Glieder aus der Staats-
krippe genährt sehen möchten, ist schlimm. Daß sie, die längst in
die Defensive gedrängt wurden und ärmlicher leben als in der
nächsten Großstadt hundert Kaufleute und ein Dutzend Rechts-
anwälte, nicht aus freiem Willen ihren Machtrest den Emporge-

kommenen hinwerfen, ist begreiflich. Daß ihr Joch auf unserem Nacken lastet, daß sie uns knechten, plündern, in Dunkelheit pferchen, dem Kaufmann den Handel, dem Gelehrten die Forschung, dem Arbeiter die höhere Löhnung hindern: glaubts Einer, der aus nüchternerRuhe aufdieBreite des deutschen Lebens geblickt hat? Weil täglich geschrien und geschrieben wird, kein wichtigerer Kampf sei auf deutschem Boden zu kämpfen als der wider den Adel, das Volk seufze in schimpflicher Knebelfron, schwitze für das Prasserbedürfniß müßiger Grundherren, werde sich morgen aber unter dem Stachelsporn und der Peitsche mit wildem Ruck aufbäumen: deshalb rechnen selbst kühle Köpfe imAusland mit einer Reichsrevolution, der nur ein Kriegserfolg noch vorbeugenkönne. Kommen die Träger solcher Köpfe dann in unser Land, schauen diePracht derStädte,der kleinen sogar, denWohlstand derBürger.die enge Gemeinschaft verschiedener Stämme und Völkerpersönlichkeitcn, des Arbeiters Kleid, Heim und Speise, die saubere Strammheit aller Verwaltung, dann staunensie und merken bald, daß ihre Rechnung auf Lug gestützt war. Nützt der Nation so grosse Aebertreibung des Mangels? Müssen, allein in Europa, wir thun, als seien die Söhne alter Geschlechter, die Führer des Heeres, dem Reich und dem Volk die gefährlichsten Feinde und ihrer Vernichtung alle Kräfte zu weihen? Der Deutsche darf auf viel in seiner Heimath Gewordenes stolz sein. DerBauer, Stadt» arbeiter, Soldat, Rnternehmerstehtseinen Mann. IndenKünsten regt sichs ernstlich; und wenn die Zunftwissenschaft ein Bischen müd scheint (nicht müder doch als in den Nachbarreichen), sehen wir da und dort rüstige Ketzer an gutem Werk; sehen Trümmer» Haufen abtragen und Eisengerüste hämmern. Technik, Industrie, Bank,Kaufmannschaft leisten mindestens ebensovielwieinjedem anderen Land; leisten, mit geringeren Mitteln, oft mehr. Wir haben noch immer, trotz erbärmlichem Sold, den besten Lieutenant, fleißige, unbestechlich ehrenhafte Beamte. Der Adel kauft, auch wenns ihm nicht anGeld fehlt, selten Bücher, Bilder, Skulpturen, schnauzt die Verkünder neuer Wissenschaft gern im Ton des stämmigen Naturburschen an; zeigt sich aber fast nie lüdrianisch und ist, auf dem Acker, in der Amtsstube und Kaserne, der Pflicht so treu, wie keine verkommende Kaste je war. Kirchenzwang drückt nurDen.der ihn nicht entbehren kann; wo sind,zumal in unserem Norden, die Menschen, denen ein Priester die Sonne verhängt,

das Leben gestört, den Schaffensbereich verriegelt hat? Keine dentschePartei ist verächtlich, mitBewußtsein infam; keine würde in Nöthen vom Reich abfallen. Weils so ist.sollen wir nicht thun, als sei einBruderkriegauszufechten.Weils so ist.dürfen wirgute Regirung, nicht gewissenhafte Verwaltung nur, fordern. Und wir werden schlechtregirt.Davon steht nicht viel in den Wahlaufrufen der Liberalen. Mehr von Pfaffen und Iunkern. Das alte Phrasengeknäuel wird abgewickelt. Wo ist das Ziel, dessen hoher Anblick das Herzblut in rascheren Puls treibt? Für welche Aufgabe soll sich der Wähler begeistern? Was geschieht, wenn die Liberalen glorreich gesiegt haben? Witwen und Waisen müssen vom Nachlaß des Mannes, des Baters dem Reich ein Beträchtliches hingeben. Der Vermögende, der jetzt der Stadt, dem Kreis, der Gemeinde zu steuern hat, muß auch den Reichsfiskus noch mit einem Häppchen füttern. Gut; und weiter? »Dann wird eben liberal regirt." Dabei läßt sich nichtsRechtes denken. Wird derLebensmittelzoll beseitigt oder herabgesetzt? Einstweilen unmöglich.Allen Wahlkreisen die selbeKopfzahlvorgeschrieben?Unmöglich.Adelssöhnen Heer, Flotte, Diplomatie, Verwaltung gesperrt? Unmöglich. Gerichtsverfassung und Prozeßordnung geändert? Dann bekämen wir eine neue Weitung der Laienjustiz, neueBerufunginstanzen, einen dem beweglichen Kapital bequemen Prozeß und am Ende noch andere Nebel. Wird versucht, die Schule zu einer Freudenstätte zu machen, in die der Schüler noch vom Strand, von Berggipfeln sich zurücksehnt? Nationalliberale und freisinnige Oberlehrer schütteln, in blassem Entsetzen, das Haupt. Stürztnach dem Sieg der Liberalen die Regirung, die sich kaiserlich nennt? «Kronrechte werden von uns nicht angetastet." Was also wird? Dir gchts.Wähler, nicht gar so übel, wie zu glauben Dir zugemuthet wird. Dein Geschäftswesen gedeiht. Du kannst denken und thun, was Dir beliebt (Gesetzwidriges und allzu Unanständiges beliebt Dir ja nicht); in jedem Laden Bücher kaufen, durch die ein schamlos trunkener Eros tollt, in bunten, üppig ausgestatteten Häusern Unterhöschen und nackte Schenkel sehen, sogarHürchen aller Formate riechen. Mit dem Freiheitmaß fändest Du schonDein Auslangen. Bistdennochunzufrieden?Dochnicht,weil Pfaffen und Iunker Dir das Leben sauer machen. Das schreien Dir Leute ins Ohr, die sich ärgern, weil vor ihnen ältere Stamm-

gäste sitzen und sie manchmal fast hochnäsig, über die Achsel, an»
blinzeln. Bethmann und Kiderlen sind keine Junker; und ha-
ben Deine Laune doch gründlicher verdorben als je Einer von
Quitzows, Kleists, Arnims Stamm. Kannst nichts dawider? Das
just ist, was Dich verstimmt. Ein Serbe, Türke, Perser, Chinese
hat auf die Wahl der Männer, die seines Reiches Geschäft leiten
sollen, mehr Einwirkung als Du, der DeinenKram, ohne fremde
Hilfe, zu BlütheundAnsehengefördert hast. DenHell-undDunkel-
gelbenwürdestDudasVorrecht allenfalls gönnen, wenn zuHaus
die Wahl nicht allzu oft auf denNnrechten gefallen wäre und die
Wirtschaft nichtnachgerade darunter litte. HerrschaftderZufalls»
laune wirdgern nur geduldet, wo ihr aufheiternder Vortheil ent»
sprießt. Du aber empfindest, daß Dir ein arger Sommer und Herbst,
dem Reich Deines Herzens und Deiner Kinder eine in seiner Ge-
schichte beispiellose Niederlage erspart worden wäre, wenn Herr
von Bethmann nicht Herrn von Kiderlen von derDimbowitza ins
Spreewasser gelotst hätte. Seitdem jucktDirs auf derHaut. Lotsen
undGelotstenwüßtestDulieberindenneuenReichszipfelnamKon-
go undUbangi als inBerlin. Fortan möchtest Du, mitdemAtom-
gewicht DeinesStimmzettels, zur Personenwahl mitwirken.Gehts
dann auch nicht besser, so bist Du mitschuldig oder von der Mehrheit
Deiner Landsleute überstimmt worden; darfst also irdische Gewalt
nicht anklagen. Dem Kaiser kanns willkommen sein, wenn nicht
nach jeder Schlappe alle Blicke ihn suchen; ist eine Mehrheit zur
Regirung nicht tauglich oder nicht willig, dann setzt er, bis sie
weich wird oder abdankt, Beamte auf die Ministerstühle. Die
Völker wollen heutzutage nun einmal selbst ihres Schicksals Bahn
bestimmen; eine Lungenturnhalle und Krittelarena genügt ihnen
nicht. Verantwortliche Minister, ein zu neuer Verantwortlichkeit
bereites und berufenes Parlament: dann beschleicht sie nie sol-
cher Mißmuth wie seit gestern denDeutschen.der erkannt hat, daß
er wehrlos, machtlos der Gefährdung seines Werkes zuschauen
muß. Ertrotze von Deiner Partei, daß sie für den gerechten Volks-
anspruch eintrete. Lockerung der Zügel und eine größere Terrine
mitFreiheitknödeln?Noch zu früh,Landsmann.Anno 1940wird
Deine Volksfamilie vielleicht neunzig Millionen Köpfe zählen.
Die wollen bewohnbaren Raum. Ist er ohne Schwertstreich zu
haben? Aller „Komfort der Neuzeit" hülfe uns nicht, wenn der
Nothfall das Reich in zerschlissener Wehrversassung fände.

Henri Heine.
Henri Heine.
o oft ich in Paris bin, spreche ich in der Avenue cle 1a Blocke, ?7ms äivision, 2m« liZne vor. Früher freilich war Vieles anders. Ein armsäliger Droschkengaul schleppte mich in dem schwerfällig :n Wagen über das holperige Pflaster. Aus den altenhäusern schauten verwundert die bleichen Gesichter der Armuth auf den seltsamen Fremdling, der in einer Karosse über den Montmartre fuhr; und die halbnackte Straßenjugend bildete eine lärmende und bettelnde Eskorte. Am alten Gitterthor stand der lächelnde Wärter mit dem weißen Knebelbart und dem Krückstock und grüßte in leutsäliger Ergebenheit. Im Trödelkram der alten Frau am Friedhofseingang kaufte ich einen welschkorngelben Reisen, in den mit braunen Sonnenblumenkernen der Name meines toten Freundes sinnreich eingefügt war. Ich erinnere mich noch genau der schmerzlichen Ueberraschung, als ich das Grab zum ersten Mal sah. Erst nach langem Suchen hatte ich es gefunden, bescheiden und versteckt inmitten prunkvoller Marmorgräber. Wie ganz anders hatte ich mirs vorgestellt! Damals, auf der Schulbank. Eine einfache Steinplatte meldete die Namen der Besitzer dieses kleinen Stückleins Erde, das ihnen wohl zum ersten Mal keine bittern Sorgen um Bezahlung des Miethzinses und der Hypotheken machte. Da ruhte er an der Seite seiner süßen Lebensgefährtin, die einst in den herben Schmerzenstagen die Riesensorgen des engen Dachstübchens verdrängte. Neben der Steinplatte stand ein einfacher Suppenteller, den man dem Poeten, dem oft von Hunger geplagten, in herzloser Symbolik auf das Grab gestellt hatte. Da lagen in bunter Unordnung die Visitenkarten der wallfahrenden Montmartre-Pilger. Eine seltsame Gesellschaft. Meistens Frauen. Pensiontöchterchen aus Godesberg, ein Komteßchen aus Graz, eine Soubrette aus einem Vorstadttheater, eine Majorsgattin aus Düsseldorf und die Gemahlin eines fremdländischen Botschafters mit zackiger Krone und klingendem Titel. Auch ein Gymnasialprofessor, zwei fremde Offiziere, ein sm6. pKil. und ein Arzt aus Tokio hatten sich eingefunden und, jeder nach seiner Art, dem toten Musenliebling ihre Huldigung dargebracht. Veilchen, Märzblumen und Rosen welkten in grellfarbigen Steinvasen und an einem windschiefen Holzstab baumelte ein glitzernder Glasperlenkranz und protzte schreiend in seiner entsetzlichen Geschmacklosigkeit. Jetzt aber saust das rasende Automobil den Montmartre hinauf. Freilich wohnt die sorgende Armuth immer noch hinter den

trüben Scheiben, aber die bettelnde <?tra^eni.v.gend drückt sich vor dem grimmigen Sergenten scheu um die c?cke.

Die welschkorngelben Reifen hängen nicht mehr in Reihe und Glied an dem Bretterhäuschen. Sie sind verschwunden. An ihrer Stelle stehen fremdländische Orchideen mit seltsam geformten Blüthenkelchen und betäubendem Duft. Großglockige Georginen in schreiender Pracht. Und sie neigen die müden, schönen Köpfe und trauern an der düsteren Friedhofsmauer und denken an ihr erstes glanzvolles Erblühen inmitten rauschender Musik, lachender Menschen, bei sprudelndem Schaumwein. Auch die alte Frau ist nicht mehr da. In der Antichambre der Toten erhält man von einem livrirten Diener den gedruckten Audienzzettel mit den erläuternden Instruktionen. Die Toten haben ihre Sprechstunden.

Auch das Grab ist anders geworden. Prunkvoller Marmor deckt die Gruft. Die alte Kaiserstadt an der Donau spendete ihn: „Das freisinnige Wien". Das ist vielleicht eine kleine That. Der Suppenteller ist verschwunden, an seiner Stelle steht eine steinerne Schale, um die der künstlerische Meißel eine herrliche Rosenguirlande geschlungen hat. Ich bringe ihm nun keine Blumen mehr. Er hat sie sich verbeten:

„Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählen viel holde Schwanke.
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke.
"

Man soll die Wünsche der Toten in Ehren halten. Freilich duften keine mondscheintrunkenen Lindenblüthen und keine Nachtigalen klagen ihr heimwehkrankes Liebeslied, aber die rührenden Worte ersterbenden Hoffens und bangen Zweifelns haben sie ihm in den Marmor gegraben, und da das Leben den Dichter an Enttäuschung und Schmerz gewöhnte, tröstet er sich lächelnd auch über diese grausame Banalität.

„Immerhin, mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir."

Ich habe nie gelesen, daß das Dekret vom zehnten Dezember 183S aufgehoben worden ist, glaube aber, daß die sub in die Register der rheinischen Grenzdörfer eingetragenen polizeilichen Verfügungen fast eben so merkwürdig sind wie das Haus an der Volkerstraße und der Hühnerwinkel, wo der jugendliche Traubennascher einst reumüthig die erste süße Sünde büßte. Ihm war nicht vergönnt, in der Heimath zu sterben, aber die Sterne schweben als

Totenlampen über dem Grab, wie er es gewünscht, und kein Poli-
zeidekret mit sieben Siegeln kann sie ihm verbieten. Der böse
Thanatos hat ihn längst auf seinem fahlen Roß in den unsterb-
lichen swedenborgischen Himmel gehoben. Ich höre ihn dort lächelnd
sagen: „Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem
Tod wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der
schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden
zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher
schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache Is,
rejouissÄnce genannt<und wan kocht damit ganz vorzügliche," Kraft-
brühen, die für einen armen, schmachtenden Kranken sehr stärkend
und labend sind. Daß ich eine solche rejouiss^nce nicht ablehnte
und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüth führte, wird jeder
fühlende Mensch billigen."
Und der lüderliche Galgenstrick Antonius, die züchtige Su-
sanne, die Grönländer mit den Seehunden und die vertugendhaf-
teten Töchter Loths stimmen ihm bei.
„?suvre Komme!"
Paris Or. Karl Egger.
es
Eisenbahnpolitik.
eit Monaten klagen Handelskammern und industrielle Verbände
über den Mangel an Güterwagen. Nicht Ieder, der das Wort er-
greift, klagt an. Der Eisenbahnverwaltung erstehen auch Vertheidiger,
die den bösen Zufall für das Elend verantwortlich machen. Aber den
„Mißstand" können auch sie nicht leugnen. Besonders schlimm ist die
Wagenklemme in dem westdeutschen Eisen^ und Kohlenreich. Im Ruhr-
revier sind an 18 Arbeitstagen von 72000 Wagen, die gefordert waren,
nur 10450 gestellt Korden; und an der Saar wurden an 16 Tagen 15764
Wagen verlangt und nur 6199 geliefert. Anpünktliche Lieferung trifft
den Verkäufer; er muß am Ende seinen Betrieb einschränken, weil er
die Waaren nicht fortbringen kann. Daö Lagern verursacht Kosten.
Manche Produkte können verderben. Industrie, Handel und Land-
wirthschaft also sind mit Verlusten bedroht, wenn die Räder auf den
Eisenschienen nicht weiterrollen. Und leider ist ja der Wagenmangel
keine ungewöhnliche Erscheinung; er kann also auch nicht durch einen
ganz abnormen Zustand veranlaßt sein. Die preußische Regirung hat
auf die Sommerhitze, das Versagen der Flüsse, den ungleichmäßigen
Ausfall der Ernte hingewiesen; und unbestreitbar ist ja, daß die Was-

serstraßen lZnger als sonst gesperrt waren und daß die lange zurückgehaltenen Frachten schließlich in einem Massenandrang die Eisenbahnwagen stürmten. Aber dieser Entschuldigungversuch richtet sich auch gegen die Eisenbahnregenten; sie mußten die Dauer der Dürre voraussehen und Ersatzmittel in Bereitschaft halten. Würde weniger fiskalisch und bureaukratisch gerechnet, mehr nach den Grundsätzen der Privatwirthschaft gearbeitet, dann würde nicht für das berühmte „Normaljahr", sondern für die Hochkonjunktur vorgesorgt und man wäre wirklich, wie man so gern behauptet, „allen Ansprüchen gewachsen". Auch auf die Ernte kann die Bahnverwaltung sich nicht berufen; denn der Ertrag hat nur zum Theil volle Anforderungen an die Transportcure gestellt. Weizen und Roggen lieferten guten Ertrag; Kartoffeln und Futtermittel hatten beträchtliche Ausfälle. Wenn der Eisenbahnfiskus sich mit einem üppigen Wagenpark umgäbe, könnte man ihm vorwerfen, daß er ein schlechter Verwalter sei. Aber bis dahin ists noch weit. Die Zahl der Güterwagen, die sich beschaulicher Ruhe erfreuen dürfen (nicht müssen), wird niemals beängstigend groß fein.
Ein magerer Trost bleibt: daß es anderswo noch schlimmer ist als im Vereich der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft und in den umliegenden Bezirken. Beim schwarzgelben Bundesgenossen hat der Wagenmangel auf den Staatsbahnen eine Revolution der Verbündeten Industrie und Landwirthschaft erwirkt. Eine große Versammlung hielt Gericht über die (allerdings kaum glaublichen) Mängel im Eisenbahnwesen Oesterreichs. Die preußischen Staatsbahnen verfügen über viermal mehr Güterwagen als die österreichischen Eisenbahnen. Unter den Wagen und Lokomotiven giebt es Greise von einem respektablen Lebensalter, die sich langsam bis zur Ruhestätte im alten Eisen fortwursteln. Mit solchen Museumsstücken ist ein wirthschaftlicher Betrieb nicht durchzuführen. Ungenügender Raum zur Verwerthung und ständig: Reparaturen bringen die Kosten in ein arges Mißverhältniß zur Rentabilität. Die preußischen Staatsbahnen haben nicht den mindesten Erund, sich vor irgendeinem Bahnsystem der Welt zu verstecken. Sie sind ein gesunder, starker Körper, der „unter Brüdern" zwanzig Milliarden werth ist. Die Mängel bewirkt nicht das Unvermögen, sondern die Taktik, die Schwerfälligkeit deutscher Bureaukratie. Niemand wird so thöricht sein, alle Verantwortung für die Folgen der Güterwagennoth dem Eisenbahnfiskus zuzuschieben. Die Verlader können Manches thun, um Uebelständen vorzubeugen. Das Ein- und Ausladen muf; so schnell wie möglich erledigt werden, damit die Wagen nicht aufgehalten werden. Das Verfrachten kann vielleicht auch nach der bekannten Normalkurve eingerichtet werden, daß nicht alle Lasten sich häufen, wenn gerade Hochfluth ist. Daß in manchen Zeiten so viele Wagen leer laufen, könnte durch einen Ausgleich in den Ladeterminen vermieden werden. Allerdings ist durch Lieferungfrist und Eigenheit der Waare eine Grenze gezogen. Kohlen können das ganze Iahr hindurch an- und abgerollt werden. Landwirtschaftliche Produkte aber

erscheinen nur zur Erntezeit. Und was das Eisengewerbe hervorbringt, wird geliefert und transportirt, sobald es fertig ist.
Der Eisenbahnfiskus sagt, er bestelle alljährlich Hunderte neuer Wagen. Richtig; nur sinds eben nicht genug. Die Gisenbahnverwaltung darf sich nicht einmal dem Verdacht aussetzen, sie verkenne ökonomische Nothwendigkeiten. In Preußen sind Nothstandstarife für Nahrung-, Futter- und Düngemittel bewilligt worden. Natürlich leiden darunter die Einnahmen. Im Oktober betrug der Ausfall fast 4 Millionen Mark. Das ist immerhin ein Opfer; aber kein sehr großes. Gewiß kein so überwältigendes, daß es die Erörterung des Wagenmangels als das Werk schnöden Undankes erscheinen ließe. Und das Minus, das der Nothstandstarif verschuldet hat, wäre leicht auszugleichen: man brauchte nur die Exporttarife für Getreide zu beseitigen. Das gäbe einen stattlichen Ueberschuß; würde aber die ganze Weltordnung stören; denn es ist bestimmt in Gottes Rath, daß im Deutschen Reich der Getreideexport gefördert werden muß. Die Industrie tritt auch nicht selten als Petentin auf. Sie fordert von den Stützen der Eisenbahnhoheit Verständniß für ihre Sorgen. Mit Recht; denn die Eisenbahnen leben von den Gütern, die ihnen die Industrie zur Beförderung giebt. Eine Hand wäscht die andere. Die Bahnverwaltung läßt bei der Industrie arbeiten. Und manchmal thut sie noch mehr: sie ermäßigt die Tarife für den Transport wichtiger Rohmaterialien. So jüngst für Oberschlesien, das den Bezug von Eisenerzen verbilligt wünschte. Die oberschlesischen Hütten sind auf schwedisches und siegerländer Eisenerz angewiesen, da Oesterreich und Rußland als Lieferanten nicht sicher genug sind. Der Weg von der Grube zum Hochofen ist weit. Dazwischen liegen viele Kilometer, die nicht nur abgefahren, sondern auch abbezahlt werden müssen. Da die oberschlefische Eisenindustrie unter schwierigen Existenzbedingungen seufzt, hat der Landeseisenbahnrath die Frachtkosten für Erz, das von der Ostseeküste und aus dem Siegerland kommt, ermäßigt. Oberschlesien wird dadurch einigermaßen für die der Kohle versagten Konzessionen entschädigt. Die Oberschlesier haben keinen dringenderen Wunsch als den nach Vorzugtarifen, die ihrer Kohle den Kampf gegen die englische Konkurrenz erleichtern. Die Eisenbahnbehörde aber spricht: Nun possumus. Und die Wünsche warten vergebens auf Erfüllung.
Politische Bedenken und bureaukratische Erwägungen haben auf diesem Gebiet oft geschadet. Am ersten April 1909 trat die Güterwagengemeinschaft ins Leben. Ein „Staatsbahnwagenverband" soll „durch freie Verwendung der Güterwagen den Verkehr fördern, den Betrieb und die Abrechnung vereinfachen und verbilligen". Leiterin des Verbandes ist die preußisch-hessische Staatsbahnverwaltung. Die Gemeinschaft verfügt über 486000 Güterwagen. Paragraph 5 des Vertrages bestimmt: „Die Verbandsbahnen werden den Umlauf der Güterwagen nach einheitlichen Gesichtspunkten fördern (in Zeiten der Wagenknappheit auch unter Aufwendung besonderer Kosten) und sich über

alle Fortschritte in den Betriebs- und baulichen Einrichtungen derständigen, die innerhalb der Grenzen der Wirtschaftlichkeit erreichbar sind." Der erste Theil dieser Bestimmung müßte jeder Güterwagennoth vorbeugen; aber die „Grenzen der Wirthschaftlichkeit" bestimmt eben das Belieben einer löblichen Behörde. Paragraph 12 sagt: „Der Verbandswagenpark soll ständig so vermehrt werden, daß er auch für den Bedarf zu Zeiten des starken Verkehrs ausreicht. " Sommer und Herbst 1S11 hatten einen Verkehr, der an Stärke nichts zu wünschen ließ. Der Dhatbestand des Paragraphen 12 war also gegeben; aber der letzte Schluß wurde nicht gezogen. Die Güterwagengemeinschaft hat auch ihre Tücken. Siehe die Vorschriften über die Reparaturen der Wagen. Die „Heimathbahn" muß die Kosten der Ausbesserung tragen. Dafür werden ihr die alten Räder und Achsen „frachtfrei" zurückgeliefert; die Ersatztheile hat sie an den Ort der Reparatur zu senden. Ein aus dem Elsaß stammender Güterwagen wird in Ostpreußen marode und muß dort geflickt werden. Dann sind die nothwendigen Ersatztheile aus dem Reichsland nach Ostpreußen zu schicken und die alten Räder werden der Heimath zurückgegeben. Durchs ganze Deutsche Reich geht die Spazirfahrt mit altem Eisen. In jedem Sinn: umsonst. Der große Concern, der alle Wagen durch alle deutschen Bundesstaaten fahren lassen, die Einheit der Personentarife und die Verbilligung des Betriebes ermöglichen sollte, ist noch nicht entstanden; wird aber jetzt wieder von dem Wirklichen Geheimen Rath Or. Hermann Kirchhoff (früher Direktor im Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten) in der Schrift: «Z^deutsche Eisenbahngenieinfch^a^t" empfohlen. Dieser Sachverständige 'b'enkt nlä)?an Reichseisenbahnen. Die seien endgiltig abgethan. Aber er glaubt, daß man die trennenden Grenzen, auch ohne Schmälerung der „Hoheitrechte" der Einzelstaaten, abschaffen kann. Ein deutscher Eisenbahnverein mit einer Centralverwaltung (gemeinschaftliche Kasse, einheitliche Betriebsleitung) soll den Reichsgedanken im Eisenbahnwesen verkörpern. Ob wirs erleben? Wenn ein Kenner, der an der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen mitgearbeitet hat, den Plan für durchführbar hält, darf man dieses Urtheil nicht von oben herab bespötteln. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat sich schroff und ironisch gegen Kirchhofes Vorschlag gewandt. Trägt man der Excellenz noch die Kritik nach, mit der sie Preußens Finanzpolitik bedachte? Persönlicher Groll müßte schweigen, wo es sich um Lebensinteressen der deutschen Wirthschaft handelt. Doch im Staatsbahnbetrieb reiben die Erwerbsinteressen sich auch leicht an den Hoheitrechten. Am Schnellsten gehts da vorwärts, wo einfach nach privatwirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet wird. Dann fährt schließlich auch der Fiskns am Besten. Und eine Zeit, der vom höchsten Mann des Reiches nachgesagt worden ist, daß sie im Zeichen des Verkehrs stehe, müßte sich auch ihrer Kulturpflicht immer mehr bewußt werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb <S, m. b ß, in Berlin.

Altimo.
Stille Nacht.
stille Nacht! HeiligeNacht!« Durch den Fensterspalt, der die mild feuchte Abendluft einlassen soll, schwingt es über die sünfWege derDammstraße und hallt vonderMauer wieder, die, zwischen den rostbraunen Stäben ihres Eisengerüstes, in Angst' träumen zu schwitzen scheint. Hinter den Scheiben sieht derWanderer schon die elektrisch beleuchteten Tannen. «Alles schläft. "Noch aber schießen automobileDroschken und Geschäftswagenvorübcr; die Huppe heult auf und der Motor knattert hastig. Nun wird er abgestellt und die Fracht gelöscht. Speisen und Spielzeug, Fasanen und Poularden, Trüffelgebirge und in Gletscher gebettete Caviarhaufen, Puppen und Dynamomaschinen; Stoffe und fertige Kleider; Porzellan, Bilder und Büsten; HausgeräthundIuwelierwaare. Blumen aus jeder Iahreszeit, jeder Zone: ganze Fliederhecken,Alpenveilchen,langstieligeRosen,Palmenkätzchcn, Maiglocken, Chrysanthemen. Aus dem Schacht trägts der Fahrstuhl schnell bis in die obersten Hausbezirke. Höchste Zeit, daß die Festarche kam. Vor und in den Läden wirds mählich dunkel. Nehe und Karpfen, Trauben und Ananas, Geflügel, Alles, was morgen unansehnlich sein könnte, wird in den Keller gebracht. Rechts und links winken, nur halb noch belichtet, die Stapelwunder demAuge. Möbel,Teppiche, Tischdecken (»nach Zeichnungen erster Künstler"), Weiberhüte in allen Farben und Formen, ein Kürschnereden, wo zwischenZobel und Blaufuchs Hermelinjacken leuchten, Spitzen, Perlen, Türkise, Diamanten. Wer kaufts?

Spielzeug, zu dessenBereitungdieTechnikallcgesterngefundcnen Möglichkeiten vereint hat. Wagen, Herde, Krippen, Puppen» zimmer, Kasernen, Luxusdampfer, Zechen, die, mit dem elektro- technischen Zubehör, für Museen geschaffen sein könnten. Wie siehts in dem Kinderkopf aus, den, seit er denken lernte, solcher Aufwand ergötzt hat? Viel Waare muß, „in allen Preislagen", sichtbar sein: sonst schweift der Blick ohneRast drüber hin. Jeder Auslagcraum gleicht einem Saal; neben dem Gewimmel dertza- sen,Gänse,Puten, Hühner,Fische schiene einIordaens dürftig. Die Bilder des Gepränges werden bedeckt; denn von Sechs an, ward Verkündet, istWeihnacht. »Und Maria gebar einen Knaben und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in dertzerberge." Darüber hatinder Kirche so- eben derPastor gesprochen.Auch überPauli makedonischenMahn- brief anTitum. „A llenMenschen ist nun die heilsameGnadeGottes erschienen und züchtiget uns, daß wir sollen verleugnen das un- göttlicheWesen und die weltlichen Lüste und gerecht, gottseligund in Schlichtheit auf seiner Erde leben." Flink nun nach Haus. Der Ida ist zuzutrauen, daß sie den Mohn vergessen hat. »Wenn man bedenkt, wie viel Geld seit dem Juli, wegen der politischen Un- ruhe, verloren worden ist, muß man mit dem Weihnachtgeschäft noch leidlich zufrieden sein." In den letzten Orgelton gellt die Warnerklingel des Straßenbahnführers. Erst die Bescherung (der Kinderwegen): dann das Essen. Ein Segen, daßheute keinAbend- blatt kommt. New Bork war übrigens wieder fest. Na, also: Stim- mung, Leute? Hat Borchardt geschickt? Gott sei Dank! Marnier statt echter Chartreuse wäre die halbe Seligkeit. Stimmung! Nicht so schläfrig, Donnerwetter! Wo sind denn die neuen Schallplatten? Muß doch Alles da sein. Nichts Abgeleiertes! Laßt lieber einen der gregorianischen Gesänge steigen. „I.suäamus te." Aus allen Stockwerken singts. Hier schlagen noch Christenherzen.

Wer weiß? Zwei Tage vor der Weihnacht stand im Ham- burgischen Korrespondenten ein Bekenntniß des Bankdirektors Max Schinckel, der dem Aufsichtrath der Hamburg-Amerika-Li- nie und dem Rennverein der größten Hansastadt vorsitzt. Diesem Mann, dessen Initialen dem Kaiser zu Scherzvergleichen von S. M. und M. S. allerlei Gelegenheit boten und denMancher von der Sorge um Geldstand und Arbitrage, Dampferpool und Kon- sortialgcschäft ausgefüllt wähnte, liegt nichts so nah am Herzen

wie das Bängnißgefühl, „der unantastbare Bekenntmßstand der Evangelisch»Lutherischen Landeskirche" könne durch die Zuwahl liberalerPfarrer gefährdet werden. DieWahl eines solchenIrr» lehrers hat sich ihm »zu einer Glaubensfrage ernstester Art und damit vielleicht zu einer Lebensfrage für unsere Landeskirche in ihrem jetzigenBestand zugespitzt." Drum heischt er dasWort und ruft seinen Mitbürgern zu: »Dem Vorwurf des Pharisäerthumes will ich von vorn herein durch die Erklärung begegnen, daß Niemand mehr,als ich selbst es bin.vonmeinerAnwürdigkeit überzeugt sein kann; aber gerade wer sich seiner Schuld und Sünde bewußt ist, wird sich innerhalb der Kirche, der er angehört, von Niemandem den Sünder-Heiland rauben oder auch nur verkleinern lassen."
Ein Bankdirektor. „AndJesus ging in denTempel und trieb alle Verkäufer und Käufer heraus und stieß um die Tische derWechsler und die Stühle der Taubenkrämer. WehEuchReichen! Ihr habt Euren Trost dahin. Weh Euch, die Ihr voll seid! Denn Euch wird hungern. Weh Euch, die Ihr hier lachet! Denn Ihr werdet weinen und heulen. Weh, wenn Euch Jedermann wohl redet! Desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch. Liebet Eure Feinde. Thut Denen Gutes, die Euch hassen. WerDich schlägt auf einen Backen, Dem biete dem anderen auch dar; und werDir denMantel nimmt, Dem wehre nicht auch den Rock. Wer Dich bittet, Dem gieb; und wenn Dir Einer das Deine nimmt, so fordere es nicht zurück. Leihet, ohne dafür Entgelt zu hoffen: so werdet Ihr Kinder des Allerhöchsten sein. Ihr könnt nicht Gott sammt dem Mammon dienen." Das steht in der Heiligen Schrift, die derLutherischen Kircheden Bekenntmßstand weist; neben härterer Rüge gieriger Erwerbssucht. Nnd hier ist ein Bankdirektor, der auf dem Markt seine Anwürdigkeit bekennt, im Börsensaal sich an das Kreuz des Sünder-Heilands klammert. Noch immer, Ihr sehts, werden Wunder. In den Prunkhäusern, aus denen Choräle und frommer Hirten Lieder schallen, wohnen, im Ersten Stock, die Direktoren der tausend Aktiengesellschaften, die gestern, vorgestern in Deutschland entstanden. »Einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar." Lächle nicht, Wanderer! Werweiß?In ehrlicher Inbrunst schlagen auch hier vielleicht Christenherzen.
In einer Seitenstraße steht, vordemschondunklen, abernoch nicht geschlossenen Laden, ein großes schwarzes Schaukelpferd und ein Puppentheater mit Drahtfiguren im Gewand von Prinzen,

Rittern und Edelfrauen. Spielzeug für Hinterhäuser. Auf so har-
l c m Polster würde dem kleinen Herbert vonKommerzienraths nicht
wohl. Der weiß, wie sichs auf einem Pferdchen, einem Reitesel,
einem Kamel sogar sitzt, und fände diesen Rappen mit den Glotz-
augen und der Besenmähne zu dumm. Der telephonirt und photo-
graphirt, plappert mit dem Chauffeur sachverständigüber Gummi-
verbrauch und Benzinpreis, war im Engadin, am Lido und (im
Familienauto, versteht sich) in der Campagna, weiß, in welchem
Luzuszug die besten Betten sind, und knipst im Halbschlaf, wenn
er die Ahr auf dem Nachttisch sehen will. Mit den Genossen des
Privatschulzirkels balgt er sich in hitzigem Streit über die Luftschiff-
systeme undAeroplane. Wer ihm was überIapan erzählen will,
mag sich hüten: alle Hauptstädte hat der kleine Mann im Post-
kartenalbum. Was soll ihm ein Schaukelpferd? Gar ein The-
ater ohne Drehbühne, Fortuny-Horizont, großes und kleines
Himmelslicht? Das taugte anno 1735 für das Söhnchen eines
frankfurterKaiserlichenRath.es. AufdensechsjährigenWolfgang
Goethe «machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große,
langdauerndeWirkung nachklangHerbertchen ist Kulturmensch.
Hat zwei Weihnachtmärchen auf der Bühne gesehen und seitdem
genug von der Sorte. (»DieAusstattung war nicht übel, aber der
Prinz zu dick und alles Andere zweite Garnitur.") Durch den
HolztrichterseinesGrammophonshaterCaruso,Tamagno,Bonci,
Battistini, von Lilli Lehmann bis auf dieDestmn allePrimadonnen
Europas gehört und weiß, welche Platte von Kubelik»tadellos
welche von Paderewski «nicht zumAnhören" ist. Die Soldaten, mit
denen er spielte, waren massiv, aufzuziehen, beweglich und hatten
einen Küchenwagen, auf dem eine schmackhafte Bivouacmahlzeit
hergestellt werden konnte. MitDrahtpüppchen Sneewittchen oder
Aschenbrödel aufführen? Der Textvorleser würde sich vor dem
Fräulein (aus Vevey oder Birmingham) schämen. Der Portier hat
ja Kinder. Denen wirds, wie berliner Pfefferkuchen, ungefülltes
Marzipan und Gänseklein im Dezember, vielleicht munden; wenn
sie nicht etwa in den Filmwelten des Kinematographen verwöhnt
worden sind. Herbertchen will mindestens haben, was Klein-Wolf-
gangimKnabenmärchenvomneuenParis erträumte: Vogelhäu-
ser,Muschelnischen,MarmorbeckenmitTritonenmäulernund Ko-
rallenriffen, Kristallschalen mit süßem Trank und »Zuckerwerk im
Aeberfluß". Mindestens. Eine Bescherung, die nur Kleinkram

brächte, würde ihn arg enttäuschen; sein Auge hat schon taxiren , gelernt. Im Nu hat ers weg; während hinter der Riesentanne die Opernchorplatte eine Weihnachtstimmung besorgt. » Holder Knabe im lockigenHaar..." Wo ist die deutsche Zeit, da Patriziersöhne jauchzten,wennsieausderBudenstadtfarbige,mitgoldenenThieren bedruckte Bogen heimtrugen, und der freigiebige Eifer eines reichen Kaufherrn gepriesen wurde, der seinem Liebchen, einer schönenSchauspielerin, ein StückMusselinzum Nachtkleid geschickt hatte? Skunks und Seidensammet, Perlenboutons und Straußenfedern trügen ihm heute nicht solche Loblieder ein.
Die jetzt bescheren, sind, lange nach dem Krieg noch, in anderer Luft erwachsen. Acht Tage vor der Weihnacht kletterte die Hausmutter, hinter ihr die Köchin mit dem größten Marktkorb, in einen Obstkeller am Spreerand. Ein Theil der Aepfel und Nüsse wurde, in Goldschaumhüllen, an den Baum gehängt (zwischen blanke Sterne und billiges Schmuckzeug, das seit manchemIahr diente), die Haupternte in die Teller vertheilt. Iedes Hausmadchen bekam seine Schüssel: in derMitte die Christstolle, ringsum Aepfel und Nüsse, oben ein großer Pfefferkuchen und zwei, drei Packete mit kleinen; dazu Leibwäsche oder einen Kleiderstoff, Taschentücher oder eine Waschbluse, Schürzen, eine Broche, ein Portemonnaie mit der Silberspende des Hausherrn. DerTochtcr ward eine neue Puppe beschert, eine alte neu eingekleidet; Handspiegel, Kammkasten, ein großer Ball im Netz, ein dünn vergoldetes Armbändchen, Abziehbilder, das Töchteralbum, ein paar Schleifchen: Das wars ungefähr. Bei den Iungen gings ohne Zinnsoldaten, Fußvolk und Reiter, natürlich nicht; Schlittschuhe, ein Reisespiel, Tuschbogen mit Farben und Pinsel, ein Kinderglobus, das bunteste Märchenbuch: konnte ein Knabenherz mehr begehren? Eine Harmonika oder Husarentasche wurde zum Ereigniß.Wochen lang hatteAlles sich auf denBierkarpfen gefreut; wie von Ostern an auf die Droschke, die an schönen Feiertagen die Familie in den Thiergarten tragen sollte. Dieses Reich ist versunken. Nach einer Weihnacht im Stil der achtziger Iahre würde es aus der Gesindestube Kündigungen hageln. Manche Pförtnersrange, die alle Straßenbahnlinien des Westens am Schnürchen hat und am Text der Mittagszeitung buchstabiren lernte, den Christfestkram, der unsere Kindheit beglücken konnte, mit gerümpfter Nase beschnuppern. Im Rückblick auf seine Iu-

gend spricht Goethe von «jenem glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden." Eine Zeit der Dürre, schlimmer Hungersnoth schiene er Iedem, der ihn unserer Aevvigkeit vergliche. Nnd dem Preußen, der nach dernapoleonischenBrandschatzungund dem Befreiungskrieg groß geworden war, zeigte sich die Reichsstadt amMainnoch im letzten Lebensabschnitt des Bundestages als eine mit Goldgeräth überladene Schwelgerstätte. Deren Sitten darf Friedrich Wilhelms Gesandter sich nicht anpassen: für einen vergoldeten Fächernder sehr rasselt", und eine weicheWagendecke«mitDessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf", sind zwanzig, für ein Opalherz sogar hundert Thaler aufzubringen; doch Brillantohrringe aus einem Stück wären, als Weihnachtgeschenk für Frau Iohanna, zu theuer. Vor fünfundfünfzig Iahren. Seitdem hat im deutschen Leben sich mehr geändert als im langen Lauf des Säkulums, das begann, als Fritz in Sachsen eingefallen war und von Sachsenhausen her die Franzosen vor die frankfurter Konstablerwache rückten. Die selige, fröhliche, Gnaden bringende Weihnachtzeit ist derAnlaß zu einer Industriekonjunktur geworden. «In einem Zimmer sah es aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feineSachen hat man niemals in einer Weihnachtbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern uud Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden; und einzelne Spielsachen in Anzahl." Das Knäblein der Frau Rath träumts; und würde heute von jedem an Waarenhauswunder gewöhnten Bcngel ausgelacht. l^uäamus te! Mit den Himmeln rühmen Dich alle Kurbeln. Im Stall sahest Du das erste Licht. In die Krippe der Hausthiere legte die arme Mutter Dich wimmerndesBündelchen.Davon zeugtnoch heute dieSumpfblüthe der Weihnachtindustrie. «Schlaf in himmlischer Ruh."

Was wird aus dieser gemästeten Menschheit, aus dieser überfütterten Iugend? Kann ihr, die Alles gesehen und geschmeckt, berochenund betastet, allenHimmelsboten das Gefieder ausgerupft und alle Erdreize dem Schleier entschält hat,die Phantasie je flügge werden? In ihrer Seele, die zwischen den kostbarsten Lebenstapeten erwuchs, jemals der Entschluß zu eigennutzloser Hingebung an ein großes Schicksal reifen? Wie wird ihr Reich aussehen? Wie lange dem Sturm trotzen, zu dem ungeduldiger Neid sich rüstet? Durch welche Zeitspanne Noth oder Pestilenz, Kriegs-

pein oder andere Heimsuchung tragen? DerStärkste selbstvermag nicht, die Schlachtenfortuna andenSchaftseinerFahnezubinden. Nur eine winzige Schaar ists? Doch ihre Schallplatten machen dem Haufen die Stimmung. Könige sind verloren, wenn sie nicht wagen dürfen, mit einem geschlagenen Heer heimzukehren. Völker, wenn sie verlernt haben, in Schlichtheit fröhlich zu sein.

Friede auf Erden.

»Wie man auch über die Einzelheiten des Vertrages, über die Handlungen, die ihn vorbereitet haben, urlheilen möge: er ist und bleibt ein Friedenswerk vonunschätzbarem Werth; denn er hat zwei große Völker, nach vierzigjähriger Entfremdung, versöhnt."

»DieChicanen, mit denen Deutschland uns seit sechs Iahren peinigt, haben Frankreich gezwungen, mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen. Frankreich hat dabei sein kaltes Blut nicht verloren; es will nichtDeutschlands Gehilfe, Deutschlands Vasall, Deutschlands Magd sein. Wennwirnachgäben, könnte dasdurch unsere Schwachheit ermuthigte Deutsche Reich eines Tages das reiche Eisenbecken im Bezirk von Briey von uns fordern. And da wir dochnichtimmernachgebenkönnten, müßten wir, trotzdem wir uns selbst entehrt hätten, den Krieg gegen Deutschland führen. Eine Ungeheuerlichkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte ist, wird uns zugemuthet; eine Demüthigung, wieFrankreich sie seitIahr-Hunderten nicht erlebte. Wir dürfen dem deutschen Erpressungversuch um keinen Preis nachgeben." (Paul Leroy-Beaulieu.)

»Rußland, England und Frankreich müssen sich zu gemeinsamemWiderstand gegen die deutschenZcttelungenvereinen:dann wäre von den in Berlin geplanten Raubzügen und Erpressungen nichts mehrzufürchten. Deutschland hätte die Wahl zwischen Krieg und Anterwerfung. Daß es die Unterwerfung wählen würde, ist nicht eine Minute lang zweifelhaft. Weil es die englische Intervention fürchtete, hat es 1905 nicht losgeschlagen, trotzdem Rußland kampfunfähig und unser Heer desorganisirt war. And nun sollte es gegen drei Mächte, die ihrer ganzenWehrkraft sichcrsind, zu fechten wagen?Wagtes aber, wider alles Erwarten, den Krieg, so ist ihm die Niederlage gewiß. Wie eine Befreiung würde sie begrüßt. Zum ersten Mal seit vierzig Iahren könnte Europa wieder aufathmen.Die Sieger könnten sich über eine Abrüstung verständigen, sie dem Besiegten aufzwingen und den unerträglichen

Druck des bewaffneten Friedens abschütteln. Das Alles ist nicht etwa ein Traum. Das Alles ist in unserer Wirklichkeit ausführbar. Keine der drei Mächte kann gegen diesen Plan Haltbares einwenden; es war der Plan Eduards des Siebenten, der, da er ihn entwarf, die Höhen des Ruhmes streifte. Welcher Staats» mann hat, in Rußland oder Britanien, den Willen, ihn wiederaus» zunehmen und auszuführen?" (Abgeordneter Jules Delafossc.>
„Wir haben uns, nach vierzig Iahren noch, der Haltung erinnert, die in der Nationalversammlung, als am ersten März 1871 über die Friedenspräliminarien abgestimmt wurde, die vom Elsaß und ausLothringenAbgeordneten dem Auge zeigten. In der Stunde, da uns angesonnen ward, wieder, ohne daß diesmal eine Waffenentscheidung das Opfer erzwang, der Abtretung französischenBodens anDeutschland zuzustimmen, mit diesem Reich einen Vertrag zu schließen, hat unser innerstes Wesen sich dagegen aufgebäumt. Vor unseren Augen stand das Bild des verstümmelten Lothringerlandes; und wir, seine Kinder, durften nicht vergessen, daß unsere Trauer heute noch unverjährt ist. Wenn ich, in meinen alten Tagen, von irgendeiner Handlung meines parlamentarischenLebens sagen kann, daß ich ganz sicher sei, ihrer stets mit gerechtem Stolz gedenken zu dürfen, so ists der Protest gegen den franko-deutschen Vertrag. Diesen Einspruch gebot die fromme Erinnerung an Vergangenes, das Gefühl der Gemeinschaft mit den durch die Brutalität einer Grenzbestimmung jetzt von uns getrennten Brüdern und der feste Wille, Hoffnungen zu wahren, die im Ablauf der Jahre nicht welken konnten. Aus unseren Reihen mußte ein Protest kommen; er ist gekommen: würdig und ernst, wie es stolzen Seelen ziemt." (Abgeordneter Maginot.)
„WelchesGespinnst dieDiplomatenlüge auch um den,Streich von Agadir' weben möge: seineBrutalität bleibt uns hassenswerth. SechsMonate lang thatenwir, als sähen wir sie nicht; indemAugenblick, der uns zurAnterzeichnung des Vertrages rief, flammte unser Groll noch einmal auf. Als die lothringischen Abgeordneten im Ton feierlichsten Ernstes erklärten, daß sie sich der Stimme enthielten, konnte ihrLandsmann Lebrun, den dasAmt des Kolonialministers zur Abstimmung nöthigte, kaum den Thränen wehren. Was in seiner Seele vorging, empfanden, minder heftig, auch wir. Nicht um das Geschäft, das wir hinnahmen, handelte sichs. Frankreichs ganze Vergangenheit reckte sich vor uns auf

und erfüllte alle Herzen bis in die Tiefe mit Trauer. In beklemmendes Schweigen fiel die Verkündung des Präsidenten, mit 393 gegen 36 Stimmen und 141 Enthaltungen habe die Kammer den Vertrag angenommen. Ieder erlebte in dieserMinute eine lautlose Tragoedie. Nichts ist getilgt, nichts vergessen: Das ist des Kammerspruches Sinn. Niemand wird ihn draußen mißdeuten. Wir unterzeichnen den Kontrakt; die Verständigung wollen wir nicht. Der Geschäftsabschluß, zu dem wir bereit waren, hat nicht das Allergeringste mit Freundschaft gemein. Die Zukunft zeigt uns die selben Schrecken wie die Vergangenheit. Gewandelt hat sich nurFrankreichs Haltung: aufrecht ists wieder und wartet ohne Furcht, wie an den schönsten Tagen seiner Geschichte; denn kein Vorwurf kann es treffen." (Abgeordneter Edouard Iulia.)

«Ich habe den Ministerpräsidenten gefragt, warumder,Panther'nachAgadirgegangensei,worübermaninParisundKissingen verhandeltundwanndiese Verhandlungenbegonnen, wannplötzlich abgebrochen habe, deren Wiederaufnahme die deutsche Geste erzwingen wollte. Ich habe ihn gefragt, weshalb das Abkommen von 1909 fallen gelassen wurde und welchen Wortlaut der damals aus Berlin eingetroffene Begleitbrief hatte,der, auch ohne Schmälerung unseres Landbesitzes, unserem Handeln in Marokko mindestens die selbe Freiheit sicherte wiederneueVertrag.HerrCaillaux hat sich begnügt, zu sagen, in Kissingen seien nurWirthschaftfragen erörtertworden.DieseAntwort mußte noch mehr beunruhigen als selbst das Schweigen; denn für die Lösung der Wirthschaftprobleme war französisches Land als Preis ausgesetzt. In der Bitterniß unseres Schmerzes ward uns ein stärkenderTrost: wir fühlten die ganze Kammer von den Schauern des Nationalgefühls durchweht. Wenn von derLippe eines Redners auch nur die leiseste Anspielung auf die Drohung von gestern, von morgen kam, wenn ermit einemWort an noch nicht gerächteErinnerung,an überlebende Hoffnung mahnte, die uns Alle, in gemeinsamem Pflichtdienst des Vaterlandes, vereintijedesmal ging durch die (mitAusnahmederSozialistengruppe)zurEinheitverschmolzenenParteien ein Beben, eineBeifallsregung;undalsIauresmitdreistemWort Frankreich tadeln, Deutschland von jeder Schuld entlasten zu wollenschien, wurde derWiderspruchsomächtig, daß derGedankenicht zu vollem Ausdruck kam. Ich will mich nicht in Selbsttäuschung verstricken. Allzu gut weiß ich, wie viele von den heute Empörten

an derSchwächung des Patriotenglaubens undandcrZersetzung der Nationalkraft in mancher Stunde mitschuldig waren. Doch in diesemSommer hat sie, Ieden, der reineAthem des Volksempfindens gestreift. Vor der drohenden Geberde des Feindes sahen sie plötzlich ein ganzes Volk in Zorn erbeben: und derAnblick solches Erwachens hat ihnen heilsame Lehre ins Herz gefurcht. Ein Neues ist unserem Leben aufgetaucht: die Möglichkeit eines nahen Krieges, den die Nation, in ruhiger Entschlossenheit, auf sich nimmt. Das Land läßt sich von der tragischen Erscheinung nicht schrecken, fühlt sich furchtlos und wendet das Auge nicht scheu von der Wirklichkeit. Keine politische Erwägung, kein Geschäftsinteresse, keine Gefälligkeit noch Lockung irgendwelcher Art kanirdiesem gewarnten, wachsamen Land fortan auch nur die schweigende Zustimmung zu freundlicher Verständigung mit dem Deutschen Reich entreißen. Das ist das erste Ergebniß des franko-deutschen Vertrages; das einzige, dessen wir heute gewiß sind. Wenn die Gesandten Europas, die von der Diplomatenloge in den Saal herabsahen und der Debatte lauschten, in den Herzen der Volksvertreter zu lesen vermochten, kann ihnen darüber kein Zweifel geblieben sein." (Abgeordneter Graf Albert de Mun.)
»In Frankreichs Seele wird die Gegenrevolution. Der gebildeten Iugend ist die Iakobinerrepublik,die sich allein als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden. Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die verlorenenProvinzen zurückerobert noch die Hoffnung derAermsten gesättigt: erzwungene Vasallenschaft und Anarchie ist das Ergebniß ihres vierzigjährigen Lebens. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar aecsäente gehalten; für ein geradeinseinemVerfallungemeininteressantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben. VomAeroplan hat derGlaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. ,Wir haben vor allen Anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinenKalibers gehabt und haben jetzt dicbestenFlugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?' Was Sport war, ist zur nationalenSache geworden.NachjedemFlug derBleriot.Beau-

mont, Vedrmes wird öffentlich errechnet, wie *asch sie über dem Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Luftweg mitnehmen könnten. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volkssehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen und Briten sich die Willensrichtung vorschreibenzu lassen. Deutschland? Sicher ists sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Iahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt;wie oft unter jedem Mond stchlautderFricdenswacht verlobt. .Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Nnentbehrliche fehlte.' So ist die Stimmung in Frankreich. Ieder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe desMöglichendasNothwendigezuerrechnen.Was ist unsnothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinenAnglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrccht, die Enkelfechtcn wird. (»Die Zukunft" vom neunzehnten August 1911.)

Frankreich demüthigen, ohnees zu schwächen: unverzeihliche Thorheit. Am Rande des Aermelkanals morgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Iahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt Europens Geschwür zu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Anahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden. Wollen wir thatlos warten, bis Grey mit wiener Hilfe den turko-italischen Frieden stiftet und in Frankreich ein neuer Heiland die Glorie sucht?

Die Visionen von Colmar.

ährend Iulius, der Papst der Hochrenaissance, auf Petri Stuhl saß und wirkte, saß der Italiener Guido Guersi als Abt auf dem Stuhl des Klosters von Isenheim. Und zur selben Zeit haben diese Männer Anlaß und Auftrag gegeben zu den beiden höchsten Schöpfungen, die diese Epoche hervorbrachte. Michelangelo malte für den Papst die Decke der Sixtina, Matthias Grünewald für den Abt den Isenheimer Altar. Durch ihre Gleichzeitigkeit und repräsentative Gleichwertigkeit scheint die Antithese dieser im Tiefsten verschiedenen Mvnumentalwerke besonders zu blenden. Wirklich ist hier italischer und deutscher, romanischer und nordischer Charakter zu höchstem Ausdruck gelangt; er durchklingt diese Symphonien vom Format des Ganzen bis zum letzten Detail einer Mantelfalte. Das Sonderbarste aber bleibt, daß das spezifisch malerische Rassenelement hier und dort vertauscht ist: unter südlichem Himmel schuf der melancholische Skulptor eine Decke, so steinfarbig, daß der prächtige Papst über Mangel an Gold und Purpur klagte; der Alemanne in Aschaffenburg aber schrieb seine Bisionen wie mit brennenden Griffeln auf das Holz.

Die Sixtina in Rom, unter deren rhapsodischem Gewölbe seit vier Iahrhunderten der Papst die Heilige Ostermesse liest, ist der kühnste Versuch, die Erzählung der Kuppeln, die einst von Goldmosaiken schimmerten, auf die ganze Wölbung einer riesigen Halle auszudehnen, um später durch Bemalung der kolossalen Wandflächen einen Kranz von Fresken zu schaffen, den nur noch die Fenster unterbrechen. Hier steht man inmitten umfassender Legenden, deren barocke Häufung zur Ekstase oder zur Flucht zwingt, und will das Auge in das Werk dieser Decke tauchen, so ermüdet der zurückgebogene Hals des Beschauers oder ein Spiegel verschiebt und zerstückt ihm den Eindruck. So groß sind die Maße. Aber wie in die Cella eines Gottes hat der germanische Meister sein Werk verschlossen.

Nichts, was die nürnberger Zeitgenossen gemalt, nicht einmal Dürers Apostel oder Kreuzigung, noch weniger, was sonst in Deutschland je auf Mauer, Holz oder Leinwand geschrieben ward, kann sich an visionärer Kraft, an Kühnheit des Entwurfes, an Wildheit und Glanz de- Koloristik mit Grünewalds Altar vergleichen, der nun in einer kalten, museumsartig eingerichteten Kapelle in Colmar steht. Rings versuchen viele Zeugnisse der frühen deutschen Renaissance, das Auge auf sich zu ziehen, aber bei ihnen oder bei den zum Altar gehörigen Skulpturen vermag man so we-

uig zu verweilen wie bei Botticellis oder Pinturicchios Fresken in jener Sixtinischen Halle, wo immer der Blick himmelwärts strebt. Das Ganze ist ein Schrein mit vielen Flügeln (und leicht vermag die Phantasie die Tafeln so zusammen zu denken, wie sie einst im Isenheimer Kloster standen). Am Alltag ist er geschlossen. Erstaunlich wirkt sofort ein Bruch der Tradition. Von außen wurde man sonst vorbereitet durch Verkündungen oder andere Vorspiele. Dieser Meister gliedert sein Werk nicht anders als Dante: ehe er die Mitte der Seligkeit öffnet, führt er den Gläubigen durch das Inferno und die Passion. Zwischen höllische und göttliche Magie stellt er das Leiden.

Mit diesem hebt es an: der äußere Doppelflügel, den der Alltag sah, erzählt die Kreuzigung. Es ist Nacht durchaus. Kein Gewitter, sondern Verfinsterung, Stillstand der schwarzen Luft, furchtbare Windstille; nicht auf dem Hügel: auf einer Hochebene, hinter der das Auge nach und nach blaugrün ein Thal zu unterscheiden glaubt, steigt riesig ein Kreuz empor. Bläulich grün wie die Landschaft, nur wenig erhellt, scheint daran ein Körper zu verwesen, der kaum aufgehört hat, zu leben. Hier ist nichts Göttliches mehr, keine erhabene Tragkraft wie bei Dürer: nur Leiden. Laut schreien diese Glieder durch die Stille. Aus Schwielen undStichen phosphoreszirt der hagere Leib durch die Nacht, blaurothes Blut tropft aus den Wunden, noch im Tode zucken wie in Krämpfen Finger und Zehen. Ein jämmerliches Tuch deckt die Lende, überdrüssig zerrt und schwer der «lte Körper an dem Holz, das ihn fesselt und das man in den Fugen knarren zu hören glaubt.

Links kniet zu seinen Füßen, mit goldenem Haar das Hellroth ihres Kleides zierend, die weltliche Schülerin, in schönem Gestus betet sie hinauf: naiv trotz allem Wissen. Aber hinter ihr steht und sinkt zurück, wissend trotz aller Reine, Maria, die Mutter, und Iohannes fängt sie auf. Als eine weiße Nonne, bleich und erstorben steht sie da, stumm wie die Nacht, in deren Stille das Furchtbare geschieht, während der scharlachfarbige Mantel des hageren Knaben, der sie hält, durch diese Stille schreit. Nichts in der Welt ba,nnt schwerer die Seele als der Anblick dieser gipfig weißen, wortlos umsinkenden Madonna.

Den Dreien auf der Linken steht rechts vom Kreuz ein Einziger gegenüber. Es ist Johannes der Täufer, vor ihm, erschütternd in seiner göttlichen Weiße, das kleine Lamm mit dem winzigen Kreuz, das schmerzlos sein Blut in den goldenen Kelch ergießt: nicht mehr einen Schritt entfernt von dem blauen Klumpen der Füße des Gekreuzigten. Alle Symbolkraft, die in ihm selbst

vermieden ward, wird hier, wie in holder Arabeske miniatur's gegeben: das Gleichniß des Leidens zu Füßen des Leidenden. Mit riesiger Geste weist der Täufer auf den Größeren, der ihm folgte, und während die Linke zwischen blaurothen Mantelfalten die aufgeschlagene Schrift hält, spricht er laut und hart die geschriebenen Worte, die dunkelroth zwischen Kopf und Arm an den tzimmelgezeichnetstehen: Illum oportet crescere, rne sntsm ruinni. Vier Menschen und ein Lamm stehen vor der lautlosen Nacht, ihre Schreie haben keine Kraft, sie tönen nicht, unendlich stumm ist die Kunde. Aber der Täufer, unergriffen, klar wie Einer, der es kommen sah, ein großer Gesunder vor der entsetzlichen Leiche, spricht laut die metallenen Worte: Ihm ziemt, zu wachsen, mir aber, abzunehmen.

In der Predelle unter den starken Lothrechten dieser Vision laufen die Horizontalen der Grablegung. Der Täufer ist verschwunden, die Frauen und der Evangelist schleppen den Leichnam in den Stein. Von vielen Thränen sind Mund und Auge Magdalenas verzogen und trocken, sie hat ihr Haar gesammelt, Johannes ist nur noch Einer, der schleppen muß und nicht Zeit hat, zu klagen. Aber Marias Stummheit unter dem weißen Nonnentuch bleibt. Nie wird sie mit Worten und Thränen klagen.

Dies ist die erste Vision.

Sonntags öffnen sich die Flügel des erlauchten Schreines. Auf das große Largo der Passion folgt das Capriccio der Hölle, das sich bald zu einem Maestoso der Einsamkeit weitet. Das ist die mittlere Vision, irdisch entlastet, doch unterirdisch bedrängt. Antonius (der Schutzpatron von Isenheim) wird in wildem, zackigem Wald von Teufeln versucht. Der weiße Bart fällt lang über den blauen Mantel, den das Karmesinroth der Aermel belebt, das wieder in der Kappe des vorderen Zwerges weitergeht. Ein schrecklicher Tumult unholder Wesen stürzt auf den niedergerissenen Greis. Mit Schwären und eklen Oeffnungen bedeckt, windet sich der grünrothe Leib eines Froschkoboldes mit Mönchskappe, das Sinnbild der Franzosenseuche, heran, wie verblödet den Kopf nach oben geworfen, ein anderer stürmt herbei, aus Maul und Augen feurig athmend wie ein nächtlicher Schnellzug, auf kleinen fliegenden Thieren, die sie peitschen, pfauchen Geschöpfe der Nacht heran, ein schieferblaues gehörntes Unthier fletscht die Zähne von oben, ein Höllenuhu schwingt mit Menschenarmen den Stecken, Molche mit Greisenflügeln sprühen umher, ein Ding, halb Adler, halb Kröte, beißt in die Rechte des Heiligen, die den Rosenkranz umklammert, wie Schattenspiele gegen das Licht fechten über un-

heimlichen Gerüsten schwarze, kleine Teufel mit Engeln, wie bei, Faustens Ende.
Mit ihren kurzen, stoßartigen, wie marionettenhaften Gesten scheinen sie unfrei und gehorchen einem unsichtbaren Geist. Aber der andere Geist ist sichtbar gemacht: in bläulicher Luft schwebt oben, sehr klein, neben dem Heiligen Iürgen Gottvater, in rosagelber Aureole. (Man denkt an Pontormo).
Iahre später. Auf dem Flügel nebenan sitzt der gelehrte Heilige, entronnen seinen furchtbaren Gesichten, in edle Mäntel gehüllt, durchaus ein Humanist, und spricht, nun jenseits des Meeres angelangt in südlichem Wald, mit einem Einsiedler. Es ist der hundertzwanzigjährige Paulus. In bläulicher Landschaft ruht,, wunderbar prangend, eine Palme, aus dunkelbraunen Schatten steigend (wie auf Giorgiones Drei Weisen), Rehe und Hirsche umwandeln den Eremiten, in Palmenblätter, die er flocht, ist er gehüllt, ihm bietet der Wald, was er braucht, ein Weiser sitzt er vor dem Weltlichen und blickt gen Himmel und weist nach oben, indessen Iener beweisend gestikulirt. Ueber den Greisen singt ein 'großer schwarzer Vogel. Der Uralte räth dem Alten, Mantel, Stab und Wissen abzuthun und an der Quelle zu leben. Es war das letzte Wort des längst Verstummten. Am anderen Morgen begraben ihn die frommen Löwen.
Es ist, als hörte man noch diese Kunde voraus im Anblick solchen Friedens., Dies ist die zweite Vision.
Zwischen Passion und Daemonie hat Grünewald das Göttliche gestellt. Dreht man die Tafeln der Teufel und der Einsamkeit zurück, so strahlt es vierfach vor dem Gläubigen. Nun hat der Meister sich durchgesungen. Nun siegt das Gloria.
Im linken Flügel stimmt er nun das Hohe Lied der Verkündung an. Diese Farben sprengen alle Traditionen. Vorn dämmert eine Kapelle, deren Apsis rückwärts erhellt ist. Zwischen mystischen Schatten kniet dunkelgewandet die blonde Maria, in ängstlicher Ahnung die alte Prophetie im großen Buche lesend. Leos vii-A« oonOipist, Ein Fluidum der Körperliebe durchströmt das reife Mädchen. Neben ihr brennt das Scharlach eines Vorhanges, in dessen strömenden Falten hundert Wonnen zittern.
Da schwebt der große Engel her; es ist Eros, rothblau den Mantel über goldenem Unterkleid bewegend, mit den Locken des Wunsches, mit dem Finger der Wahl, mit entschlossenem Blick deutet er aus die Durchschauerte. Gewiß: nur ein Germane läßt in so kalten Augen die Schwerter der Liebe zucken. Aber in einer Ecke der gothischen Bogen, hoch oben schwebt im Dämmer wie ein

Traumbild der Prophet, Iesaias selbst, um hier zu sehen, wie seine Weissagungen sich erfüllen. Wie puppenhaft, schmal und klein strebt die alte Gestalt in die Bogen, wiederum wie eine symbolische Signatur der weltlich hingerissenen Begebenheit.

Daneben steigt, im doppelten Mittelbilde, das Gloria des seligen Kindes auf. Aus der Dämmerung eines spätgothischen Tabernakels lösen sich singende, musizirende Engel. Einer astralen, blau leuchtenden Kugel ganz im dunklen Hintergrund scheinen sie zu entspringen. Heilige, wiederum puppenhaft klein, staunen herab vom Schnitzwerk der Rosette, in grünen Federn wie im Schleppenkleid geigt mit verzierten Bewegungen ein Engel, spitzgekrönt, weiß in die Glorie starrend. Zwischen ihnen kniet in rothgelber Aureole Katharina, der sie das Brautlied spielen. Mehr und weiter hellt sich die bläuliche Dämmerung in röthliche, rothe, prangend scharlachene Gloriolen auf: bis zu denStrahlen der Gnade, die nun die erlöste, verklärte Iungfrau begießen und jenes Kind, das sie geboren. Aus bläulich lionardesker Landschaft schießen sie nieder, die Strahlen des Herrn, der in nekromantifch gelben Dünsten geschaut ist, von riesiger Aura umgeben.

Dann aber, im rechten inneren Altarflügel, geschieht das Höchste, was dieser Visionär an Bildern träumte: die Auferstehung. Vor einer Art purpurrothen Felsbruches, an dem der Steinsarg steht, stürzen vor der Erscheinung des auffahrenden Magiers drei schwergepanzerte Soldaten um: aus Dumpfheit geschüttelt; als sähen sie das Bild von Sais. Bewegunglos, ohne Schwingen oder Kräfte, wie magnetisch gezogen, willenlos steigt der Magier vor ihnen empor. Im bläulichen Licht schwimmt noch das große Tuch zu Boden, darin sie ihn begruben. Die nackten Beine tragen leichten lila Fleischton, als wären sie noch erstorben von Erde und Grab, doch oben glüht von magischen Lichtern der Mantel um den Leib in Scharlachtönen, die, mehr und mehr zu Schwefelgelb getragen, schließlich in die ockerfarbene Aureole münden, die sie speist. Ohne Uebergang setzt sich an den strahlenden, gelbrothen Kranz eine Art riesigen Mondregenbogens, der die ganze Figur umschwingt, erst hellblau, dann dunkler, dann astralblau konzentrisch kreisend, bis er in grünlich-schwarzer Nacht verschwimmt. In diesem ungeheuren Anblick leuchten alle Farben. Alles strahlt aus sich selbst, der Körper (an Correggios sitzenden Redentore erinnernd) scheint durch wie Alabaster. Nur zwei, kleine Punkte scheinen dies magische Wunder selbstschimmernder Farben zu regiren: die schwarzen, klaren, eiskalten Augensterne des Erlösten.

Hier enden die Bisionen von Colmar. Tritt man aus dieser

grausig göttlichen Welt zurück und schließt das Auge, so ist es, als stürzten ein Sonnenstrom und ein Mondstrom zusammen. Der Mythos, den man hundertmal durchdacht, mit einem Mal dröhnt er von riesigen Akkorden; und das Gleichniß dieser allgemeinsten Legende bricht sich Bahn in die Ekstasen des Einzelnen.
Trat man aus der Sixtina, so fühlte die Seele noch des Verdrossenen sich in einem großen Sinn gesammelt. In Colmar schreckt noch der Stählerne zusammen unter der Wucht der dantischen Gesichte, EmilLudwig.

Die Realität, auf der das Christenthum sich aufbauen konnte, war die kleine jüdische Familie der Diaspora, mit ihrer Wärme und Zärtlichkeit, mit ihrer im ganzen römischen Reich unerhörten und vielleicht unverstandenen Bereitschaft zum Helfen, Einsteheu für einander, mit ihrem verborgenen und in Demuth verkleideten Stolz der „Auserwählten", mit ihrem innerlichsten Neinsagen ohne Neid zu Allem, was obenauf ist und was Glanz und Macht für sich hat. Das als Macht erkannt zu haben, diesen seligen Zustand als mittheilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben, ist das Genie des Paulus: den Schatz von latenter Energie, von klugem Glück auszunützen zu einer „jüdischen Kirche freieren Bekenntnisses", die ganze jüdische Erfahrung und Meisterschaft der Gemeinde-Selbsterhaltung unter der Fremdherrschaft, auch die jüdische Propaganda: Das errieth er als seine Aufgabe. Was er vorfand, Das war eben jene absolut unpolitische und abseits gestellte Art kleiner Leute; ihre Kunst, sich zu behaupten und durchzusetzen, in einer Anzahl Tugenden angezüchtet, welche den einzigen Sinn von Tugend ausdrückten („Mittel der Erhaltung und Steigerung einer bestimmten Art Mensch"). Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Prinzip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demuth und Armseligkeit glüht: so war es weder griechisch noch indisch noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christenthum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht gethan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung. (Nietzsche.)
»7

Von Ewiger Wiederkunft.

r liegt am Rande des sanft zum See gesenkten Ufers, von hochgewachsenen Farren überdacht. Zu feiner Rechten, auf dem Hügel, um den die Großstadtleute sich geschwätzig und geputzt ergehen, weiß er die Tafel, mit den wie vom Schicksal in den Stein gegrabenen Zeichen:

„Die Welt ist tief
Und tiefer als der Tag gedacht
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

Er glaubt, ein Echo dieser Worte in dem Murmeln der anschlagenden Wellen zu vernehmen. Wenn er die Augen schließt. Wenn er sie öffnet, ist der schwere Klang verweht und er sieht in ein Meer von Glanz und Duft. Die Wasser jauchzen und der See blüht. Wie ein Garten, wie ein Beet von blauen Enzianen, über die ein Heer von weißen Schmetterlingen fliegt. Die hinscheidende Sonne wirft aus dem Westen Purpurrosen auf die blane Pracht, sie durchgluthet die Segel, die sich wie große Möwenflügel spreizen, und das Gebäude, das vom jenseitigen Ufer grüßt, verklärt sich durch ihren goldenen Abendschein zum Märchenschloß.

Den Ruhenden unter dem Farrendickicht schmerzt diese Pracht und Fröhlichkeit. Die Augen zu; Dunkelheit um sich geschaffen. Und dem dumpfen Laut gelauscht, mit dem die Brandung zu den Kieseln spricht: !Z !' i

„O Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
Ich schlief, ich schlief . . .«

Als er erwacht, findet er die Welt um sich vertauscht. Wie ein guter Hausverwalter, wenn der letzte Gast gegangen ist, die Lampen abdreht und Tücher auf die Seidenmöbel und die festlichen Geräthe wirst, so hat der späte Nachmittag hinter den letzten Sonnenstrahlen alle Farben ausgeblasen und über Tanz und Spiel der Wellen einen mißtönigen Flor gebreitet. Fahl und flach liegt der weite Spiegel; vor dem Märchenschloß, das ihn begrenzt, ist ein grauerVorhang zugezogen.

Der Ruhende springt auf. Ihn fröstelt. Und er schreitet kräftig aus, um den steif gewordenen Gliedern die Geschmeidigkeit zurückzugeben. Die Halbinsel gehört ihm nun allein. Die Spazirgänger sind vor der einbrechenden Dämmerung geflüchtet und bereden den Alltag jetzt in aufgehellten Räumen.

Ihn, der gekommen ist, um in den Spuren eines Einsamen zu wandeln, graut vor der Gemeinschaft mit den Vielzuvielen. Er läßt die WohnstStten der Menschen hinter sich und sucht sich den schmalen Weg,

der, der Wagenstraße gegenüber, sich an die Windungen des Wassers schmiegt.

Immer dichter sind inzwischen die Dünste hochgestiegen, haben sich geballt und rechts und links zur Mauer aufgerichtet. Alle Wirklichkeit ist abgetrennt. Nichts gegenwärtig als das Angedenken Dessen, der seine kränksten Nöthe und seine lachendsten Genesungen hier auf und ab getragen haben mochte. In der großen Stille scheint der Boden wie entsühnt von der Berührung mit den Massen, die seitdem durch ihren Tritt die Fußspur eines Ungewöhnlichen entweihten. Und auf leisen Sohlen schleichen die Schatten der Vergangenheit herbei.

Vielleicht an dieser Stelle war vor dem Dichter das helle Mittagsstundenwunder aufgetaucht. Hier hatte er vielleicht gesessen, „ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel. Da plötzlich, Freundin, wurde Eins zu Zwei und Zarathustra ging an mir vorbei." Und hier vielleicht, ein ander Mal, in einer Finsterniß wie dieser, wie im Urchaotischen gefangen, mochte er mit dem Doppelgänger Brust an Brust gerungen haben. Ihm die feindliche, die mörderische Waffe zu entreißen.

Der Wanderer stöhnt auf.

Wie er jetzt körperlich den Wegen des Verkünders folgt, so war er ihm auch geistig nachgegangen. Und war an der Schwelle einer letzten Ausgangspforte einem Gespenst begegnet. Qual und Marter, ihm ins Gesicht zu sehen! Glich es nur dem Meister? Trug es nicht die eigenen Züge? Hatte es nicht längst im eigenen Leben tückisch lauernd dagelegen, um in bangen Stunden den Gefolterten zu überfallen? Ewige Wiederkunft? Kein Entrinnen aus dem Kreis des Ekels und des Ueberdrusses!

Mag sein Fuß die schmale Grenze überspringen, die das feste Land vom Wasser scheidet: es behält ihn nicht, es bringt ihn wieder. Immer wieder auf das Rad geflochten „Krumm ist der Pfad der Ewigkeit."

Nein! Seine Schultern tragen die Last dieses Gedankens nicht. Ihm fehlt die Kraft, den Kopf der Natter abzubeißen, um ihn lachend auszuspeien. „Ist Das das Leben? Wohlan denn: noch einmal!" Er ist nicht brünstig nach dem hochzeitlichen Ring der Wiederkunft!

Ihm wird zu Muth, als wachten alle Peinen auf, die hier Iahre lang versteinert im Gebüsch gelegen haben, und stürzten sich auf ihn, um ihn zu schrecken und zu würgen. Der Wahnsinn krallt sich in ihn ein, Verlassenheit, das verzerrte Abbild der königlichen Einsamkeit, greift nach ihm mit kalten Knochenarmen. Er läuft und läuft Er fühlt, was zu sehen ihm der Nebel wehrt, daß der Waldweg sich verbreitert, daß seine Sohlen Wiesenboden treten.

Von irgendwoher wehen abgerissene Laute zu ihm hin. Menschenstimmen. Er saugt sie gierig ein. Tastet sich zu ihnen hin. Etwas Lichtes durchzittert den feuchten Brodem. Der Fuß stößt an ein Hinderniß, wagt sich behutsam ein paar Stufen aufwärts. Die ausgestreckte Hand rührt an eine Holzwand, faßt eine Messingklinke, drückt sie herab: ein Thor geht auf

Die Zukunft.
Tin Glashaus, in dem, zwischen hohen Palmen, leichte, aus Stroh geflochtene Möbel stehen. Dahinter der weite Saal. Grellweiß mit zopfiger Vergoldung. Von der Decke, an metallenen Ketten, geschliffene Kristalle, in denen Glühkörper wie Blumen blühen. Unter ihrem strahlend grellen Schein ein Mischmasch von surrenden und summenden Geräuschen. Gespräch, Gelächter, das Rascheln weicher Seiden, das Schleifen kostbarer Brokate. Frauennacken, die, tief entblößt, aus Tüll und Spitzen steigen, mächtige Frisuren, von Reihern bekrönt und mit diamantenen Kämmen festgehalten. Aus dem bunten Durcheinander sticht das dumpfe Schwarz der Herrentracht hervor und die einförmige Blankheit der steifgestärkten Hemdenbrüste.
Inmitten dieses Wirrwarrs von Schattirungen und Tönen ein grün-rother Farbenfleck, wie aus einer Riesentube hingeschleudert. Die rothen, grün besetzten Wämser und Barette der Italiener, die eben ihr Konzert beginnen. Mit einem Ritornell zum Lob Neapels. Sie stehen aufrecht, wie von ihrem Enthusiasmus aufgeschnellt, und schmettern mit begeisterten Geberden gemeinsam den Refrain heraus:
Dolos Nspoli
0 srwl best«
Ovs sorriZsrs
Volls ZI orsst«.
Den Mann, der aus dem dunkeln Grauen in den hellen Leichtsinn tritt, erfaßt ein Schwindel. Er flüchtet in eine der Nischen, um deren Rundung ein silbergrauer Divan läuft. Er läßt sich in das Polster sinken und winkt einem der Diener, die, im blauen Frack mit messinggelben Knöpfen, durch die Menge laufen. Der beäugelt mißtrauisch den Gast, der wagt, im Sportdreß, den Nachtthau in den verwühlten Haaren, in diese festliche Versammlung einzutreten. Doch die Geberde, von der der Befehl, eine Flasche Sekt zu bringen, begleitet wird, ist so gebieterisch, daß sich die Lakaienseele duckt.
Auch der übrigen Gesellschaft ist der Fremde aufgefallen, der so rücksichtlos der hergebrachten Sitte trotzt. Man einigt sich: so kann nur ein Deutscher sich vergessen. Und er ist auch wirklich blond, blauäugig und, trotz seinen langen geraden Gliedern, ein Bischen unbeholfen. Nur seltsam, daß der junge Kopf schon an den Schläfen graue Fäden zeigt. Und was für ein Kontrast zwischen den breiten, festen Flächen des oberen Gesichts und dem zurückfliehenden Unterkiefer! Die Musternden sind geneigt, ihn für einen Skandinaven zu halten. Man giebt zu: gegen Stoff und Schnitt des beanstandeten Knickerbocker sei kein Einwand zu erheben. Und das Gebühren dieses Außenseiters habe einen Zug von Vornehmheit. Manches Mädchen denkt: Holt er mich heute wohl zum Tanz?
Er. blind für Beobachtung oder Kritik, ist ganz erfüllt von dem beglückenden Bewußtsein: Ich bin geborgen. Ueber die Schwelle dieser billigen Karawanserai wagt sich dxr Spuk der Nachtgesichte nicht.

Zweimal schon hat er den hohen Kelch geleert. Eine wohlthuende Wärme legt sich besänftigend auf seine Brust.
Da kommt ihm von irgendwoher eine Hemmung seines Wohldehagens. Was ist es, das an seinen Nerven zerrt? Er sucht die störende Empfindung wegzustreichen. Vergebens. Sie umschwirrt ihn wie ein lästiges Insekt. Er hebt den Kopf und begegnet einem Augenpaar, das sich festund unbekümmert in das seine bohrt. Den Augen eines Weibes. Schön? Bizarr. Wie eine fremdländische Tropenblume. Wie ein kostbares Geschmeide, in einer uralten Kultur entdeckt.
Rostbraunfarbige starre Haare umschließen in schweren Wellen eng die schmalen Schläfen. Der vorgewölbte Mund schneidet brennendroth durch die gelblich blasse Haut der Wangen. Die Augen, mit grünlichen Pupillen, stehen etwas schräg gegen die kleine, gerade Nase. Ein weißes Pannekleid, rosig angehaucht, wie das Innere einer Muschel, und in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt, steigt hoch hinauf bis zu den kleinen Ohren. Und sie ist juwelenlos. Nur auf der Stirn liegt, von einem dünnen Kettchen festgehalten, ein schimmernder Opal. Sehr jung ist sie dabei; und so mädchenzart, daß man den feisten, kahlköpfigen Herrn, der, neben ihr, hinter seiner Zeitung fast verschwindet, für ihren Vater halten könnte, wenn nicht die Besitzermiene, mit der er, den Arm um sie, gelegt, von Zeit zu Zeit ihr Etwas zuflüstert, verriethe, daß er ihr Gatte ist. Sie achtet weder seines Redens noch seines Verstummens. In dem Armstuhl, der für ihre schmale Gestalt viel zu weit ist, lehnt sie sich ein Wenig vor, ein Lächeln theilt ihre Lippen, die Augen haften fest an ihrem Gegenüber.
Er wendet sich, beinahe ungezogen, ab. Aber das Fluidum, das von ihr zu ihm hinüberströmt, dringt ihm in alle Pgren. Sie zwingt ihn zu sich; wie durch Zauber. Er sieht das Blut in ihren Adern kochen, er sieht, wie die Wünsche in ihr auf und nieder steigen. Das Idiom der Zungen würde sie wahrscheinlich trennen. Ohne Worte verstehen sie einander gleich.
„Du", sagt sie zu ihm; „Du!"
Es trifft ihn wie ein Kuß.
Und ohne seine Antwort abzuwarten, fährt sie fort: „Mir ist, als kenne ich Dich lange. Du gefällst mir. Sehr gefällst Du mir."
Von ihrer Liebkosung entzündet, wehrt er sich gegen ihre buhlerische Zärtlichkeit. „Was sprichst Du so zu mir, dem Fremden, und sitzest doch an der Seite Deines Ehemannes?"
Sie hebt verächtlich ihre Achseln. „Ehemann? Richtig; Das ist wohl einer seiner Namen. Er hat noch andere. Phil und Iohn und Will. Ich mußte ihm alle geben, als ich mich ihm verkaufte. Mich frei von Elend und von Schande kaufte, frei für Luxus, Glanz und Liebe."
Wie ein Schlänglein läuft ihre rothe Zungenspitze über die weißen, spitzen Zähne. „O wie ich hungere nach Liebe!"
Die Musikanten stimmen nach kurzer Unterbrechung wieder ihre Instrumente. Ueber abgerissene Akkorde, die nur aus Tonika und Do-

minante stehen, hebt sich die sentimentalisch süße Melodie. Der Tenor, ein tiefbrauner Bursche von quecksilberner Beweglichkeit, beklagt die Launenhaftigkeit seiner Geliebten.

„Oimmi, «jimmi nsnslls mis dslls
peeks swzs sLseists? psoks?"

Er bettelt um ein gutes Wort:

„(Zusnuo ms äios «Ks ms vuo bsns
tutts Is psns ms tais sooräs."

Die Arme zu einer Huldigung gerundet, die allen Damen dieses Kreises gilt, lockt er sein Mädchen zum verliebten Stelldichein. Und seine ungeschulte, aber weiche Stimme tremulirt heftig in der Uebertreibung seines feurigen Gefühls.

„Li tu nsnslls mis visus o« mms
IIK! qusnts ooss t's^^io s äi oantsinio
^o! qusllw ooss t'sM« s tsi ssps."

Ein hauch von Lust fächelt die Gesellschaft, die, von der Höhenluft erregt, sich nach reichem Mahl zu müßiggängerischem Tändeln hier zusammenfindet. Schultern drängen sich näher an einander, heiße Finger streifen sich, Fußspitzen begrüßen sich in heimlicher Begegnung.

Den Einsamen in seinem Winkel überkommt die weiche Stimmung, von der er sich doch sagt, daß sie eine Täuschung seiner müden Sinne ist; die Sehnsucht nach einem Zweiten, dem er sein Ich verschmilzt, um es reiner und erhöhter wieder zu empfangen.

Von drüben fliegt der Spott wie scharfe Pfeile auf ihn zu. „Du Thor spekulirst und grübelst: und das heiße Leben rauscht an Dir vorbei. Greif zu! Genieße!"

„Und mein,e Seele?"

Rasch läuft das Schlänglein ihrer rothen Zunge über den vor^ gewölbten Mund. „Sorgst Du um Deine Seele? Armer Narr! So hast Du das Weib der großen Seligkeit noch nie besessen. Wie? Das Wunder, daß zwei Menschen mit einander in dem Nichts vergehen, aus dem sie einmal herausgekommen sind, wäre nichts als ein Gefühl der Haut? Und wo bliebe denn die Seele in dem räthselhaften Augenblick, in dem die Körper außer sich, über sich hinaus, gerathen? Ins Uferlose, Unbegrenzte, außer Zeit und Raum, ohne Anfang, ohne Ende, nur Wonne und geniale Ahnung, wie sie Gott durchschauert haben mögen, da er die Welt erschuf."

Er, innerlich gefangen, wehrt sich in den Maschen ihres Netzes. „Schlange! Kluge! Listige! Was versuchst Du mich zu lügender Erkenntniß?" !! j I

Um die rothgrüne Musikanteninsel kräuselt eine lärmende Bewegung. Kastagnetten begleiten den Klang von Geige, Cello, Tamburin und Mandoline. Und indem die Italiener ihre Instrumente streichen, schütteln, zupfen, singen sie zu gleicher Zeit und drehen sich in kecken Sprüngen. Eine wilde Tarantella, wie sie das Volk an feinen Festen tanzt.

msilt« eks spsukia Is luiis, Ii
pssLstors äs ÄlsrKlills."
Der Rhythmus der jagenden Triolen reißt das Blut der Hörer mit. Die Leiber und die Beine zucken, verlangend kehrt die Iugend sich zu der Thür des Tanzsaals, der eben aufgeschlossen wird. Und die Tarantella rast noch immer und die Musikanten jubeln, schreien.
Durch den Wirbel der Atome geht der Strom magnetisch von dem Weib mit den rostbraunfarbigen Haaren zu dem Mann, der einsam in seinem Winkel sitzt. Er ist wie eingehüllt in die Gluth ihres Begehrens. Er erschauert unter dem liebkosenden Getast ihrer Finger, ihre weißen Zähne graben sich in seinen Hals, er fühlt die Knospen ihrer jungen Brüste an den seinen, ihre Flechten, aus ihrem Zwang gelöst und von ausspringenden Löckchen, wie von kleinen Flämmchen, überslattert, begraben seinen Athem unter ihrem schweren Duft. Sie giebt ihm die Wollust Tausender im heißen Spiel der Liebe vertändelter Nächte in einem kurzen Augenblick. Die ganze Weibheit hält er mit ihrem schlanken Leib in seinem Arm.
Betäubt, entfestet, ohnmächtig, gegen die Naturgewalt zu kämpfen, giebt er sich ihr widerstandlos hin.
Erobererhochmuth tritt in ihre Züge, da sie seine Unterjochung fühlt. Sie erhebt sich und entbietet ihm noch einmal ihren Willen, daß er ihn in die Gefolgschaft ihres Kleidersaumes zwingt.
Er zögert, beschwert von trauriger Ermattung. Der Kontakt ist unterbrochen. Der Funke sprüht nicht zwischen den konträrenPolen auf, In einer Sekunde des Besinnens richtet sich das unbegrabene Skelett des gespentischen Gedankens vor ihm auf. Die ganze Weibheit hat er in ihrem schlanken Leib genossen. Tausende heißer Nächte haben sich ihm in einem kurzen Augenblick gepreßt. Weil sein Gedächtniß tausend zugefallene Pforten der-Erinnerung aufgebrochen hat, um ihm vertausendfacht sein Ich zu zeigen, wie in einem Raum mit tausend Spiegelwänden.
Ia, er erkennt es wieder, sein ewiges Erlebniß. Stets das Gleiche. Die Flucht aus der Wüste der Askese in die Ueppigkeit der Lebensgier. Und Licht, Musik und Tanz. Und das Weib. Immer das Gleiche. Der Brennpunkt aller Illusionen. Und wenn ihr Mefen, bis zur letzten Falte ausgespäht, keine Räthsel mehr zu bieten hat, ein Gewicht, das in die Niedrigkeit hinunterzieht, das mißachtete Gefäß eines schalgewordenen Trunkes.
... Wie berückend die Erscheinung in dem weißen rosig überhauchten Sammetgewand, in jeder Biegung von irisirenden Reflexen überrieselt. Eine Einzige mitten in der Allgemeinheit. Ein künstlerisch vollendetes Gebilde der Sansara.
Wie mit Ketten reißt es ihn wieder zu ihr hin. Zwischen Verlangen und Verzicht ertrinken ihm die Sinne, nur an eine feste Vorstellung geklammert: Dies ist die Stunde der äußersten Entscheidung.

Die Zukunft.
Ietzt oder niemals durchbrichst Du Dein Geschick. Ietzt oder nie tritt das Göttliche in Dir die erdenschwere, schuldbeladene Materie nieder. Und es lichtet sich um ihn wie Morgenröthe. Ihm ist, als klimme er auf einen Gipfel, tief unter sich die bunte Sinnenwelt.
Sieg! Triumph! Er hat den Ring der ewig gleichen Wiederkunft gesprengt. Er kann wunschlos eingehen in Nirwana.
Von dem inneren Kampf zerbrochen, geht er langsam zu der Ausgangsthür und faßt die Klinke. Ein Blick noch, wie ihn der Abscheidende den Erdendingen zuwirft, bevor er sie verläßt. . ..
Das Bild hat sich verändert. Die Italiener sind in den Tanzsaal übersiedelt und locken mit dem wiegenden Dreivierteltakt eines schmeichlerischen wiener Walzers. Und schon naht Einer, der sich vor der Frau mit den rostbraunfarbigen Haaren tief verbeugt und dem sie die Gunst gewährt, sie Minuten lang an sich zu drücken.
Der Mann, der bereit ist, sich von der Erbsünde zu lösen, macht eine hastige Geberde zu den Beiden hin. Noch einmal in den Fängen seiner Menschlichkeit. Und die Unrnhe, die ihn durchrüttelt, entwurzelt in ihm einen schrecklichen Verdacht.
Wie, wenn ihn die Erkenntniß äffte? Wenn die Wahrheit, der den Schleier abzureißen er sich vermaß, sich ihm nur um so undurchdringlicher verhüllte? Und gerade Dieses sein ewig wiederholtes Fatum bliebe: zu verdammen, was er heiß ersehnt? Kraftlos vor dem Tntschluß zurückzuweichen und einem Kühneren das Glück zu überlassen, das in der Phantasie schon sein gewesen ist?
Der Angstschweiß bricht ihm aus. Alles wankt und schwankt um ihn herum.
Eine leise Stimme will ihn trösten: „Es ist Deine Iugend, die sich gegen dieses letzte Opfer bäumt."
Er glaubt sich nicht. Er hat das Vertrauen zu sich verloren. Und sagt sich mit wehmüthiger Bitterkeit: „So werde ich die Probe machen müssen. " Drückt die Klinke nieder. Und geht durch Nebel und Verlassenheit an den See zurück.
. . . Hinter ihm lachen die Violinen.
Auguste Hauschner.
Iedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie gering zu schätzen oder gegen sie im Allgemeinen gleichgiltig zu sein Frauen können recht gut mit einem Manne Freundschaft schließen; aber um diese aufrecht zu erhalten: dazu muß wohl eine kleine physischeAntipathie mithelfen... Esgiebt mancherleiArtenvonSchierling; und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, ^ um ihn zu strafen, wie dann alle Welt sagt (Nietzsche.)

Aktienoperation.

ie Aktie soll, so hören wir, die Mobilisirung des Kapitals erleichtern. Man umgab sie mit gesetzlichen Bestimmungen, die sie vor anderen Besitztiteln auszeichnen sollten. Aber das „neue Wesen" entwickelte sich unabhängig von den kunstvoll angelegten Richtlinien der Theorie. Das Recht schuf äußere Formen, die gewahrt bleiben müssen und eine gewisse Garantie bieten. Präsident Taft hat sich neulich, durch einen guten Vorschlag, den Anspruch auf die Zubilligung mildernder Umstände für seine Antitrustpolitik erworben. Er wünscht, daß die Union ein Aktienrecht nach deutschem Muster schaffe. Dann werde der Weg der Trusts durch Bogenlampen beleuchtet sein und Manches, was im Dunkel der Aktienwillkür geschehen konnte, künftig unterbleiben. Sehr schön. Nur darf man weder drüben noch hüben glauben, alle Beziehungen, einer Aktie zum Wirthschafttapital seien unter gesetzliche Vorschriften zu zwingen. Der Aktionär weiß allenfalls, daß ihm das Inhaberpapier den Anspruch auf eine bestimmte Summe giebt; fast alles Andere bleibt ihm unbekannt. Das läßt er sich gefallen, bis ein Verlust zu tragen ist; dann spürt er den Druck, möchte zu den Freien, Eingeweihten gehören und fordert in der Generalversammlung als unsanfter Mahner Aufklärung. Wird sie ihm? Gerade kunstvolle Transaktionen bleiben oft unverständlich in ihren Motiven. Das haben wir oft und erst neulich wieder erlebt.

Von dem Geschäft, das zwischen zwei breslauer Wagonfabriken (Hofmann und Linke) schwebte, sprach ich hier schon. Die beiden (in ihrer Finanzstruktur sehr kräftigen) Gesellschaften wollten sich auf einer neuen Basis vereinen. Eine Fabrikationgesellschaft sollte beide Betriebe umschließen. Als Zweck des Planes wurde die Sicherung besserer Arbeitbedingungen (Kostenersparniß, Ermöglichung stabiler Verkaufspreise) und die Klärung der Bilanzen, die in Folge starker innerer Panzerung undurchsichtig geworden waren, genannt. Die angesammelten Reichthümer sollten aufgetheilt werden, damit die Bilanz nur noch die Rentabilität des werbenden Kapitals widerspiegele. Der Plan war vernünftig: also wurde ihm widersprochen. Besonders laut von den Aktionären, die Gründerrechte hatten. Bei der Linkegesellschaft giebt es solche Privilegien; sie sollten abgelöst werden. Nach der ersten Andeutung schob die Opposition diese Frage in den Vordergrund. Die volkswirthschaftlichen und geschäftlichenGründe verblaßten. Der Kampf galt nur noch den Gründerrechten. Die blieben Sieger. Man vereinbarte die Ablösung und der (von einer Generalversammlung genehmigte) Entschluß zur Errichtung einer Pachtgesellschaft soll aufgegeben werden. Eine neue Versammlung hat über die veränderte Situation zu entscheiden. Was werden die Aktionäre, die mit dem ersten Antrag und mit dessen Motivirung einverstanden waren, jetzt thun? DieNothwendigkeit der Interessengemeinschaft war glaubhaft begründet worden. Sind die Voraussetzungen, die damals haltbar schienen, durch die

Beseitigung der Gründerrechte entkräftet? Dann wäre richtig gewesen, sofort zu sagen, daß die Linke-Gesellschaft bei der Fusion mit Hofmann die Gründerrechte ihren Aktionären ablösen wolle. Die Verwalter beider Gesellschaften sahen in dem Bündniß gewiß das wirksamste Heilmittel und können nicht ganz darauf verzichtet haben. Schon deshalb nicht, weil im Lauf der Verhandlungen Interna des geschäftlichen Betriebes preisgegeben werden mußten, ein Wettbewerb also kaum noch möglich wäre. Man erzählt denn auch von Versuchen, die Arbeitgemeinschaft ohne Aenderung der Finanzbasis herzustellen. Gelingts, so wäre das Anfangsziel auf Umwegen erreicht. Wie aber soll der einfache Aktionär sich in der Wirrniß der Anträge, Projekte und Beschlüsse zurechtfinden? Das erste Motiv war faßbar: die aufgehäuften Fonds sollten abgetragen, die Bilanzen der rein fabrikatorischen Thätigkeit angepaßt werden. Ueber den Widerspruch gegen den Verzicht aus jede „Thesaurirungpolitik" ließ sich streiten. Auch über die Unlust, sicher rentirende Papiere in Aktien mit ungewisser Zukunft umzutauschen. Aber all diese Zweifel sind ihres Gegenstandes beraubt; denn Linke und Hofmann bleiben, wie sie waren. Nur die Gründerrechte werden gestrichen. Natürlich nicht gratis, sondern nach ihrem Werth. Alles Andere ruht noch im Schoß der Zukunft.

Der Aktionär ist, im Allgemeinen, nicht für, die Ansammlung „innerer Rücklagen". Nur die Kapitalisten, die in der Aktie die Trägerin einer festen Rente sehen, haben gegen die Auspolsterung der Bilanz nichts einzuwenden. Den Admiralen der AGG ist oft vorgeworfen worden, daß sie zu viel Geld aufspeichern. Der Iahresgewinn, den diese Gesellschaft ausweist, stammt nur aus dem Warengeschäft. Die Früchte der Finanz- und Effektentransaktionen bleiben am Spalier, Aber die Aktionäre sind mit den stillen Erfolgen solcher Gärtnerarbeit nicht zufrieden. Sie wünschen genaue Aufklärung und wollen Zahlen sehen. In der letzten Generalversammlung der AEG wurde der Wunsch erfüllt. Ob damit alles Sehnen gestillt ist, wird sich zeigen. Stecken im Gewinn einer industriellen Gesellschaft nicht nur die Erträge aus dem Waarengeschäft, sondern auch Zinsen, so ist das Verlangen nach Sonderbehandlung berechtigt. Das trifft auf Debet- und Kreditzinsen zu. Dieses Thema wurde in der Generalversammlung des Rheinischen Aktienvereins für Zuckerfabrikation in Köln erörtert. Dieser Gesellschaft empfahl ich hier schon, Zinseneinnahmen und -ausgaben erkennbar zu machen, da diese Posten, bei den besonderen Verhältnissen des Zuckergeschäftes, bedeutsam sind. Daß die Verwaltung bemüht ist, der Bilanz alle mögliche Klarheit zu schaffen, hat sie durch eine wichtige Verbesserung in der letzten Aufstellung bewiesen. Die Löhne und Ausgaben für Kohlen sind nicht mehr unter Handlungunkosten gebucht, sondern gleich vom Betriebsüberschuß abgerechnet worden. Nun bleibt nur die Iinsenfrage, der noch nicht die von entdeckunglustigen Aktionären geforderte Antwort ward. Die Bewegung der Zinsen in der Gewinn- und Verlustrechnung sichtbar zu machen, wäre unnöthig, wenn

sichs um kleine Beträge handelte. Doch die Gesellschaft verfügt über einen stattlichen Posten von Werthpapieren und Guthaben. Hat eine Bankschuld das Guthaben abgelöst, so bleibt der Wunsch, den Zinsensaldo kennen zu lernen, noch immer berechtigt. Eben so die Frage, ob die Werthe des Rheinischen Aktienvereins an die berliner Börse gebracht werden sollen. Die Aktie, die eine Dividende von 10 Prozent ergiebt, wird mit 116 bezahlt. Dieser Kurs ist, im Verhältnis) zur Durchschnittsverzinsung der in Berlin eingeführten Industriepapiere, ziemlich niedrig; und ein Aktionär meinte, das Mißperhältniß zwischen Börsenpreis und Dividende sei entstanden, weil ein breiter Markt fehle. Den würde die berliner Effektenbörse bieten. Dahin gehört aber ein Lokalpapier nicht. Trotzdem wird immer wieder versucht, solche Aktien einzuführen; der Spekulation im Heimathort sollen „Anregungen gegeben werden". Ist ein großer Theil der Aktien im Besitz von Kapitalisten, die sie als Anlagepapier nehmen, so braucht man den Markt nicht zu erweitern; sonst heißts am Ende gar, der Umsatz stocke, weil kein Material zu haben sei. Sind die Aktien verbreitet oder zur Verbreitung geeignet, so mag man sie nach Berlin holen. Da wüßte man Aktien, die sich mit 9 Prozent verzinsen, zu würdigen. Und hat eine Aktiengesellschaft erst einmal in Berlin Fuß gefaßt, so zerfallen lokale Vorurtheile schnell. Allzu scharfe Kanten werden da abgeschliffen.

Auch in der Burgstraße droht aber Gefahr. Mancher, der das letzte Geheimniß der Börse enträthselt zu haben glaubte, ist ins Dickicht gestrauchelt. Ein Beispiel soll zeigen, was „gangbaren Papieren" in Berlin passiren kann. Man sprach seit einiger Zeit von einer Fusion zwischen den Wittener Stahlröhrenwerken und dem Eisenwerk Hoesch, Auf der Tagesordnung der wittener Generalversammlung, die zum dreißigsten Dezember einberufen war, standen nur Statutenänderungen: von der Fusion war nicht die Rede. Schnell stürzten die Aktien um 17 Prozent; denn es gab nur eine Erklärung: die Verhandlungen sind gescheitert. Nun ist aber allgemeiner Brauch, Generalversammlungen, die über Formalien zu beschließen haben, auf den letzten Tag des Iahres zu legen. So wars hier geschehen; der Kurssturz konnte also verhütet werden. Um neuer Thorheit vorzubeugen, entschloß die Direktion sich am Tag nach der Kursschlacht zu einem Erlaß an ihr Börsenvolk, Solcher Handstreich ist in Berlin leichter möglich als in der Provinz, wo die Spekulation schwach ist. Und je höher die Engagements gethürmt sind, desto leichter gerathen sie ins Wanken.

Ein anderes Bild. Die Hüstener Gewerkschaft, mit der die Diskontogesellschaft und die Deutsche Bank intim sind, umfaßt Hochöfen,' Walzwerke, Kohlengruben, besteht seit zwölf Iahren und hat in den ersten acht Iahren stets Dividenden gezahlt. Vor zwei Iahren wurde, zum ersten Mal, sanirt. Eine Unterbilanz von zwei Millionen war zu beseitigen. Die Aktionäre mußten 30 Prozent zuzahlen oder sich, im Fall der Weigerung, eine starke Operation an ihrem Besitz gefallen lassen. Die Opfer waren vergebens gebracht; das letzte Geschäftsjahr

ging mit einem Verlustsaldo von 3^ Millionen aus. Daneben bestand eine Bankschuld von 7^ Millionen. Also muß wieder sanirt werden. Viel kräftiger als beim ersten Versuch: das Stammkapital, das 8,33 Millionen beträgt, wird bis auf einen Rest von 822000 Mark weggeblasen. Danach soll sich auch die Unterbilanz und mancher Schaum auf einzelnen Bilanzposten auflösen. Die Banken streichen 2 Millionen Mark von ihrer Forderung und wandeln den Rest in Aktien, so daß sich das Grundkapital wieder auf 6 Millionen erhöht. Außerdem übernehmen sie eine Anleihe von 3 Millionen Mark. Die Sanirung kostet also 12Vs Millionen (Alles zu Pari gerechnet). Vier Millionen Mark mehr, als das Aktienkapital zuletzt betragen hatte. Den Banken fällt die schwerste Last zu, da sie nicht nur Gläubiger, sondern auch Hauptaktionäre sind. Aber sie sind nicht die Einzigen, die neue Opfer bringen. Der gewöhnliche Aktionär wird leiden müssen, ohne zu klagen; denn die Banken können, mit solchem eigenen Schaden, nicht an Verlustersatz denken. Haben die Klugen sich dem blinden Vertrauen in die Lebenskraft der Montanaktie noch immer nicht entwöhnt? Ladon.

m letzten Augustheft dieses Iahrganges habe ich die Frage der „Schwarzen Truppen" einer eingehenden Betrachtung unterzogen; es war meines Erachtens geboten,, daß über ein«Sache von so einschneidender Bedeutung endlich einmal ernsthaft und gründlich gesprochen werde. 1910 haben die vom Großen Generalstab herausgegebenen „Vierteljahrsheste für Truppenführung und Heereskunde" ein im Wesentlichen kritikloses Referat gebracht. In der gesammten deutschen Militärliteratur ist über die Frage kein Wort gesagt worden; und die spärlichen Alarmartikel in Tageszeitungen waren doch zu wenig in Sachkenntnis verankert. Dabei mutz bemerkt werden, datz unsere Militarliteratur sonst von geradezu tropischer Fruchtbarkeit ist. (Wir liefern die Theorie, die > dann die Anderen so gut wie wir selbst verwerthen.)

Das Schweigen ließe sich aus taktischen Grundsätzen erklären; auch wo sichs um die Frage handelt, ob Frankreich mit der Schaffung einer für kontinentale Zwecke verfügbaren Schwarzen Armee begonnen hat oder nicht. Aber vorausgesetzt müßte dann werden, datz die Regirung die Thatsachen kennt und den Volksvertretern, deren Wissensdurst gestillt sein will, reinen Wein einschänkt.. Nun

Schwarze Truppen.

ist Dreierlei möglich: entweder war Staatssekretär von Kiderlen-Waechter auch über diesen wichtigen Gegenstand nicht informirt; oder es gab bisher, auch im preußischen Kriegsministerium, dessen Vertreter in der Kommission zum Wort kam, überhaupt keine „Schwarzseher"; oder man wollte vor den Reichsboten „diplomatisch" über die Angelegenheit hinweggehen.

Um die Gemüther wieder etwas aufzurütteln, möchte ich mir zunächst den Ausdruck Mommsens aneignen, daß mit dem Werbesystem der Krieg stets zu einer großartigen Geldspekulation gemacht werden kann. Danach möchte ich an die Thatsachen erinnern. Ein neugeschaffenes Bataillon westafrikanischer Neger zu 800 Mann steht seit 1910 in Südoran; 1600 Negerrekruten wurden in die schon bestehenden Senegaltruppentheile eingestellt und mit ihnen hat man das Bataillon in Südoran zu einem Regiment in der Stärke von 2400 Mann ausgebaut. Zwei Bataillons Senegalneger standen schon im Corps des Generals d'Amade; ich habe erzählt, daß der Transport dieser beiden Bataillons von Westasrika nach Casablanca überhastet werden mußte und es besonders an Kleidungstücken fehlte. „In ihren leichten tropischen Uniformen wurden die an tropisches Klima gewöhnten Neger zur Regenzeit in das rauhe marokkanische Bergland versetzt; wacker wußten sie dennoch dort auszuhalten. Märsche von 45, 60, ja, wie versichert wird, von 75 Kilometern in 24 Stunden sollen bei der Verfolgung marokkanischer Banden von den Negern geleistet worden sein." D'Amade ist des Lobes voll. Ich schloß mit dem Satz: „In Marokko werden die Schwarzen Truppen ihre Feuertaufe erhalten. Marokko wird der Ambos sein, auf dem sich Frankreich eine starke Waffe schmiedet." In der pariser Deputirtenkammer ist am fünften Dezember auch von diesen Truppen gesprochen worden. Vaillant erwähnte die außergewöhnliche Sterblichkeit der Schwarzen, die in Südalgerien verwendet worden waren. Die Richtigkeit dieser Behauptung kann ich jetzt nicht nachprüfen; gewiß ist aber, daß Senegalneger bis an den Kongo und den Tschadfee, auch mit General Gallieni in Madagaskar, mit D'Amade in Marokko erfolgreich kämpften, also in den klimatisch verschiedensten Gegenden sich bewährten. Aber Vaillant sagt (und Iaurös stimmt zu), daß sie sich in Algerien nicht attlimatisiren lassen. Auch der Kolonialminster erklärt, daß die Verwendung von Senegalesen auf den trockenen Hochebenen von Südoran selbst unter günstigen Umständen nicht geglückt sei. Die Versuche müßten an der Küste des Mittelmeeres fortgesetzt werden (von dort ists nämlich nicht so weit nach Marseille); sollten sie, so fährt er fort, auch dort mißlingen, dann könn-

ten die Truppen jedenfalls in Marokko verwendet werden, wo sie sich sehr wohl gefühlt haben (direkter Seeweg nach Bordeaux). Der Berichterstatter Raiberty betonte, daß diese vorzügliche Niggertruppe überall, wohin sie kam, Sicherheit und Civilifation mit sich gebracht habe. Wir sind so weit, daß uns! auch das sranzösische Parlament eine Nase drehen kann.

Was sagt Herr von Kiderlen? Er bezichtigt den Abgeordneten, der sich eine Frage nach den Schwarzen Truppen erlaubt hat, der Gespensterseherei und ist selbst, wie man zu sagen pflegt, durchaus nicht im Bilde. Er spricht von den afrikanischen Truppen des siebenziger Feldzuges, stellt mit Hilfe des Generalstabes fest, daß die Gesammtsumme der damals verwendeten eingeborenen Truppen nach Hinzuziehung der sranzösischen Truppen, die man aus Afrika herüberrief, in den beiden Iahren 19 000 Mann betragen, in Algerien aber ein Corps von 50 000 Franzosen gestanden habe, und schließt mit dem Diktum, daß es immer so sein werde. In der Budgetkommission sprach er, am zwanzigsten November, dann wieder von der „Schwarzen Gefahr". Man traut seinen Augen nicht, wenn man den (freilich nur skizzirenden) Zeitungbericht liest. Der Staatssekretär redet über die allgemeine Wehrpflicht in Algerien. Er meint, daß es sich da zunächst nur um einen Versuch handle, der bei einem großen Theil der Kolonisten auf starken Widerspruch stoße; diesen Kolonisten scheine die militärische Ausbildung der Farbigen eine Gefährdung der Kolonien. Und der Vertreter des preußischen Kriegsministeriums meint, es werde wohl noch viele Jahre währen, bis große Truppenmassen in Marokko auf die Beine zu bringen seien; allerdings scheint er doch angedeutet zu haben, daß die militärische Macht Frankreichs durch den Besitz Marokkos als eines Rekrutirungplatzes verstärkt werde.

Der Kern der Sache wurde von diesen Reden gar nicht berührt; man schlug ein Thema an, das nicht zur Diskussion stand. Heute handelt sichs um ein Negerheer. Die Militarisirung der Tunesier, Algerier und Marokkaner, die Schaffung einer Braunen Armee hat mit der Anwerbung einer Schwarzen Armee zunächst ganz und gar nichts zu thun. In Algerien und Tunis, wo sieben Millionen Eingeborene gezählt wurden, hausen keine Schwarzhäutigen, keine Bantus und keine Nigritier (wenn man nicht die Mauren der westlichen Sahara, well sie Negerblut in den Adern haben, zu den Nigritiern rechnen will). Haben Sie, Herr Staatssekretär, auf der Schulbank etwa Masinissa für einen Negerhäuptling gehalten? Das Generalgouvernement Westafrika und Französisch-Kongo dagegen zählen zusammen mehr als zweiundzwanig

Millionen Einwohner, Dort, besonders am Senegal und am Ni-
ger, wächst den Franzosen die schwarze Soldateska, von der ich
^ sprach; dort kann im Lauf der Jahre eine Gefahr entstehen, von
der dem Deutschen jetzt eine leise Ahnung aufzudämmern beginnt.
Und der Leiter des Auswärtigen Amtes? Statt seine Landsleute
mit ruhiger Würde auf ernste Möglichkeiten vorzubereiten, statt
^ im Herzen des ganzen Volkes den stillen Willen zur Fügung in
Unabwendbares leise anzuregen, poltert er, spaßt, behandelt die
Sache als Boutade, schiebt ein anderes Thema unter und ergießt
seinen Wortschwall über die braune (nicht über die schwarze) Gefahr.
^! In Algerien und Marokko (ich sagte es schon) stehen zusam-
men mindestens viertausend ausgebildete Senegalneger. Das ist
für den Anfang doch schon ein recht hübscher Brocken. Die Er-
oberung Marokkos wird Frankreich noch außerordentliche Opfer an
>^ Blut kosten. So kann die Regirung, ohne die Nation oder das Aus-
land zu beunruhigen, Anwerbung und Eindrillung neuer schwar-
zer Truppentheile beschleunigen. Ein in der zunehmenden Demo»
kratisirung des französischen Offiziercorps wurzelndes Nebenmo-
^ ment habe ich nur angedeutet: beträchtliche europäische Neufor-
e» mationen kann und. wird der Franzose nicht aufstellen. General
ü. ^ Langlois hats vor Kurzem erst betont. Eine (von Posadowsky
übrigens auch für uns bezeugte) französische Heeressorge aber
« ist die Ueberalterung des Offiziercorps. Das nach der Errichtung
es schwarzer und brauner Truppentheile dem Franzosen aller Stände
K ermöglichte raschere Vorrücken in die höheren Offizierstellen wird
,e Neuformationen den Wählern des ganzen Landes schmackhafter
i, machen. Das erleichtert ein schnelles Handeln.
s Herr von Kiderlen ignorirt auch das Stärkemoment, das die
Ausnützung der nicht negroiden Bevölkerung Nordafrikas der Re-
publik bietet. Herr Messimy hat, ehe er Kriegsminister wurde,
vorgeschlagen, in Algerien die Araber und Berbern, also die Enkel
der Turkos von 1870, in größerem Umfang auszuheben. Diesen
Gedanken hat er neulich in Rouen auf dem «on^rss des sooistes
äs premi'ktion inilit^ii's wiederholt. Schon bisher gab es in Al-
gier aus geworbenen Eingeborenen zusammengesetzte Turko- und
Spahi-Regimenter. Gute Behandlung und klingende Münze hat-
ten vermocht, daß schon in den vierziger und fünfziger Iahren,
trotz der feindlichen Haltung der Bevölkerung, sehr viele Einge-
borene sich in französische Truppentheile einreihen ließen. Turkos
und Spahis ließen sich auch in Marokko 1907 unbedenklich gegen
ihre Stammes- und Glaubensgenossen verwenden. In Algerien
allein könnten, bei allgemeiner Wehrpflicht, leicht nach und nach

hunderttausend Mann aufgebracht werden. Doch wird eine beträchtliche arabische Heeresmacht nur dann den weißen Ansiedler nicht gefährden, wenn Fetischisten den Mohammedanern das Gegengewicht halten. So wird die Schaffung einer schwarzen Heeresmacht auch hier zum Schlüsselpunkt. Herr von Kiderlen hat erwähnt, daß 1870/71 nur Theile der in Algier stehenden Kräfte herübergezogen werden konnten. Die Eingeborenen haben die Entblößung des Landes damals zum Aufruhr benutzt; brachten aber kaum zehntausend Mann zusammen. Wo die Organisation fehlt, bleibt eben der Sieg aus. So wurden die Franzosen denn auch mit sehr geringen Kräften des Aufruhrs rasch wieder Herr (Sieg bei El Fourniak am vierzehnten Oktober 1870). Seit 187« hat die Pazifizirung von Algerien und Tunis beträchtliche Fortschritte gemacht. Auch dürfen wir Frankreich heute eine bessere Strategie oder Kriegsleitung (das Wort im Sinn Scherffs genommen) zutrauen, als sie unter Louis Napoleon 1870 möglich war und als Herr von Kiderlen, zu dessen Geschäft eine lebendige Vorstellung von der „Alles zerschmetternden Energie des Krieges" (Clausewitz) gehört, zu ahnen scheint. Hat Frankreich beim Beginn des europäischen Völkerkampfes in Tunis, Algier und Marokko (von dem wir annehmen, daß es dann einen Aufstand erlebt) eine starke weiße, braune, schwarze Truppenmacht, so wird es entschlossen alle militärische Kraft vom zärtlich gehegten Kolonialbesitz herüberziehen und, wenn die Stunde es erheischt, das Land dem Aufruhr preisgeben. I^s Kon Dien est avsc: les Srus K^t^iHons, pflegte der Alte Fritz zu sagen. Neber Afrikas Schicksal kann eines Tages zwischen Mosel und Maas entschieden werden.

Ich schließe mit einer Erinnerung an Napoleon den Ersten. Bourienne erzählt,. Bonaparte habe schon in Egypten von einem Feldzug nach Deutschland geträumt. Er wollte in der bayerischen Tiefebene eine große Schlacht liefern, Frankreichs Niederlage bei Höchstädt rächen und sich dann, wie weiland Diocletian, in heiterer Ruhe zurückziehen. Diesen Gedanken, berichtet Bourienne, folgten stets bis ins Unendliche ausgesponnene Betrachtungen, weshalb Deutschland als Kriegsschauplatz den Vorzug verdiene, Bemerkungen über den gutmüthigen Charakter der Deutschen, über das Gedeihen und den Reichthum Deutschlands und die Leichtigkeit, mit der dort die Heere zu verpflegen seien. In diesen Instinkten ist noch heute der französische Soldat, ist auch Frankreichs braune und schwarze Soldateska morgen wohl zu packen. * ^ *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G m, b, H, in Berlin.